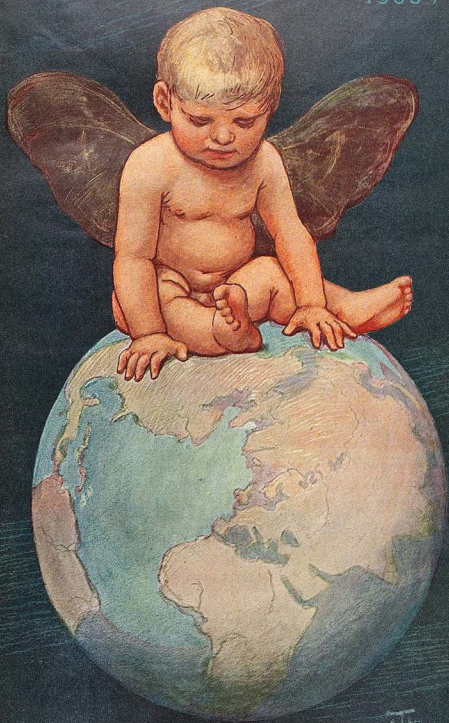


JUGEND
1935 / NR. 1



Winterhaziergang

Fernab vergingen Stadt und Lärmgetümmel,
Ein Bach floß winterfahl in grauer Rinne,
Aus magerm Land kroch eine Riesenspinne,
Ein kahler Baum, vor Hunger in den Himmel.

Das letzte Licht versank im toten Feld,
Wo kleine Bäche wie Erfrorene hockten,
Des Windes karge Atemzüge stockten
Vorn harten Schweigegegrinn der Winterwelt.

Es klonnen Sterne auf, ganz weit, ganz oben,
Wie arme Lämpchen an verschollnem Boot,
Und seltzam hob der Mond sich, groß und rot,
Das Auge eines kosmischen Zyklopen.

Walther C. F. Lierke

SCHWÄBISCHE PARODIE

VON HERMANN HESSE

Im schönen Schwabenlande gibt es eine Menge von schönen und merkwürdigen Städten und Dörfern voll denkwürdiger Erinnerungen, und viele davon haben denn auch ausgezeichnete, ja klassische Schilderungen gefunden. Ich erinnere nur an Miegeler's dreibändige Geschichte von Württemberg und an Mörikes tiefsehende Forschungen über die Familie Wipfel. Als erste Anregung und Grundlage für eine spätere heimatkundliche Darstellung von berufener Hand möchten nachfolgende historischer Notizen über Knörzelsingen, die Perle des Knörzeltales, an gesehen werden. Denn wahrlich, es dürfte an der Zeit sein, endlich einmal eine Lange für Knörzelsingen zu brechen und diese Perle eines unserer schönsten Heimataltäre aus ihrem jahrhundertelangen Dornschlaf zu wecken.

Jeden schwäbischen Schulknaben aus der Heimatlande wohl bekannt — entspringt in diesem großenteils mit Laubwald bestandenen, von Kalkschichten romantisch durchzogenen Tale ein munterer, kleiner Fluß oder Bach, die Knörzel. Es ist eine bekannte Anekdote aus Württemberg's glorreicher Geistesgeschichte, wie Ludwig Uhland am Ende seiner Schuljahre bei der Reifeprüfung vor seinem verehrten Professor Hoflander stand und von diesem nach dem einundzwanzigsten linken Nebenfluß des Neckars befragt wurde, und zum tiefen Bedauern des verdurstenden Lehrers die Antwort schuldig blieb. Heute mag es uns bedeutsam erscheinen, daß gerade unser großer Uhland, der so manche Kluge- und Dorfmann Schwabens in seinen Dichtungen für die Wirklichkeit aufbereitet hat, diese merkwürdige Pflanze in seinem sonst so reichen Wissen aufwies. So wie der große Dichter die Knörzel vergeßten hatte, so wurde sie seit langen von der Literatur sowohl wie vom öffentlichen Interesse vernachlässigt. Und doch rauchte einst auch hier der große Stumm der Geschichte, und heute noch weiß der Volksmund zahlreiche Merkwürdigkeiten und Sagen über diese Gegend zu berichten, deren Sammlung zunächst in Angriff genommen werden sollte, noch ehe die alles übertölpelnde Flut der gewaltigen Neuzeit auch diese Zeugen der Vorzeit vernichtet überflutet hat.

Ursprünglich, das heißt bis zum verhängnisvollen Jahr 1231, gehörte das Tal zu den gewaltigen Besitzungen der Grafen von Calw, während die Burg Knörzelsingen nicht von diesen, sondern schon in früherer Vorzeit von Knorz dem Ersten errichtet worden sein soll. Ihre wohlgeungene Abbildung finden wir noch in den Kupferstichen Merians, heute indessen ist sie vom Erdboden verschwunden, und es kündigt nur noch der sogenannte Brenneisberg, eine von Unkraut überwucherte, fast der Botaniker beachtenswerte Schutthalde, von dem ehrwürdigen Bauwerk. Die Frage, ob Knorz der Erste, der Erbauer der Burg, Deutsch sei mit

Knorz dem Wunderlichen, der Lieblingsfigur so mancher Volks- erzählungen, ist von der Wissenschaft nicht nur nicht gelöst, sondern sogar mit einer gewissen Anglichkeit umgangen worden. Ritter Knorz, der Held so vieler gemütvoller Volksagen, ist indessen von der neuere Forschung als eine lediglich mythische Persönlichkeit erkannt worden, und so lassen wir die zahlreichen Spuren, welche diese ehrwürdige Figur in Sage und Sage, in Sprache und Brauch der Knörzelsinger hinterlassen hat, besser auf sich beruhen. Gewiß ist nur, daß die wunderlichen Ansätze „Knorzen“ und „Knörzen“ nach den genialen Forschungen Fishers und Börsenbreiters zweifellos jenen Eigenkreis entstammen: sie haben sich inzwischen das gesamte schwäbische Sprachgebiet erobert. Unter den heimatkundlichen Volksabzählungen, welche unser geachteter Erzähler Martin Kutz zwar nachweislich geplant, aber aus Klagenvertreterweise nicht geschrieben hat, soll auch ein Roman über Knorz den Wunderlichen gewesen sein.

Ebenfalls nach dem Gebiete fagenhafter Volksüberlieferung entstammt die Erzählung vom Bade Herzog Eugens des Langhaarigen in der Knörzel, wie denn überhaupt die Knörzel vor Zeiten als Heilbad sich eines hohen Ansehens erfreute, worauf wir noch zurückkommen werden. Bekanntlich soll bei diesem Bade Herzog Eugen die hübsche Pauerentochter Klemm, die sogenannte „Klemmin“, auf seinem Rücken durch die schäumenden Wellen der Knörzel getragen haben, und wie möchten es innerlich als wechlich bezeichnen, wenn Hanneleiche in seiner sonst verdienstvollen Dissertation „Herzog Eugen der Langhaarige in seinen Beziehungen zum Humanismus“ in diesem Bericht lediglich eine humanistisch-klassizistische Nachdichtung des Abenteurers zwischen Feud und der Europa glaubt erkennen zu dürfen. Ist doch wahrlich diese Barbara Klemmin als Geliebte des prächtigen und verblenden Fürsten historisch genügend bezeugt, zum Beispiel in dem annehmen Spottgedicht „Des Herzogs Beklemmung“ von 1523. Damals war es ja Achilles Heilung, der Archidiakon von Eutingart und Eugens tapferer Hofprediger, der des Herzogs vornehm Befehl, die Klemmin alsbald in öffentlichen Predigt zu rehabilitieren, mit den echt schwäbischen Mäxchenworten zurückwies: „Ob sie Sie geklemmt hat, Durchlaucht, oder von Ihnen geklemmt worden ist, dies zu unterscheiden wird jeder schwäbische Theologe als seiner unwürdig zurückweisen.“

Im achtzehnten Jahrhundert war es ein Knörzelsinger, der Langhaarige Johann Walde, der als beliebter Laienprediger und Wortführer einer von ihm begründeten pietistischen Sekte eines großen Rufes im Lande genoss und namentlich allgemeines Staunen erregte durch seine improvisierte anderthalbstündige Predigt voll Zündkraft über das Bibel-



Peintung a. d. Donau

H. Mayrhofer-Passau

wort: „Und Jeram zeugete den Ufa.“ Es ist eben derselbe Mann Wulle, von welchem die dreifache Geschichte überliefert worden ist, daß einst ein Kammerad ihn über das Zeichen belacht habe, an welchem unfehlbar erkannt werden könne, ob eine Frau eine Hure sei oder nicht. Eine Hure, so wurde ihm gesagt, sei sofort an den schmerzhaften Knien zu erkennen. Einem Verdachte folgend, betrachtete am Abend Wulle die Knie seiner Ehefrau und sprach sie des Verdachtes ledig mit den Worten: „O Hure bist du, aber e' dreckats Schale.“

Überhaupt scheinen die Bürger von Knörzelsingen, nach gut schwäbischem Brauch, sich einer glücklichen Gabe im Reden kurzer und eindruckvoller Kernworte erfreut zu haben. Der Schultheiß von Knörzelsingen war es, der die treuberechtigten Meinung des Volkes über den Pfarrer und Dichter Mörike zu kläffischem Ausdruck gebracht hat. Mörike war einige Zeit in einem Dorfe jener Gegend Pfarrerwar, und als der Schultheiß einst gefragt wurde, ob er denn auch wisse, daß sein Nachbar, der Bilar Mörike, so schöne Gedichte mache, da nickte der brave Mann und sagte: „Der Ketzle könnt' am ebbes G'schickters tun.“

Eine eigene, ausfüheliche Darstellung verdiente die Geschichte Knörzelsingens als Heilbad. In alten Zeiten soll ein Graf von Württemberg sich auf der Jagd in das Knörzelsingen verirrt haben, und, obwohl er und seine Mannen ringum Hais, Hirsche, Fasanen und anderes Wild in Menge erlegten, wurden sie doch dieser erlegten Beute nur selten habhaft und endigten, als sie der Sache nachgingen, daß die verwundeten Tiere sich zu unmerklichen Knörzelschleppen, aus ihr tranken oder sich in ihr wuschon und alsdald gesund wieder in die prächtigen Wälder liefen, die noch heute der Schmuck der Gegend sind. So entstand der Ruf des Knörzelswassers und seiner Heilkraft, und das Tal wurde Jahrhundertlang, ähnlich wie so manches andere begnadete Tal unserer Heimat, von Kranken aller Art besucht, namentlich aber von Leuten welche an Gicht und Rheumatismus litten. Sei es nun, daß der Charakter des Wassers sich im Laufe der Zeiten verändert hat oder daß es auf Menschen nicht dieselbe Wirkung übt wie auf die Tiere des Waldes — kurz, es wurden in diesem Bad ebenjowenig wie in anderen Bädern Heilungen erzielt, sehr zum Vorteil der Badewirte, denn die Kranken wurden nicht gesund und blieben weg, sondern sie blieben krank und heilungsbegierig und kamen Jahr für Jahr zur Badefur wieder, wie es ja auch in anderen Bädern die Sitte ist. Witte und Kranke waren mit diesem Zustande zufrieden; die Witte verdankten und die Kranken konnten Jahr für Jahr wieder kommen, einander ihre Schmerzen klagen und einige Sommerwochen, teils in Pfegestühlen, teils an den mit den Nebenhühnern und Vögeln der Gegend wohlbesetzten Wiesentafeln sitzen.

Daß dies angenehme BADELEBEN ein Ende fand, daran war der Schwabenstreich eines Knörzelsingers schuld, der als Arzt in seinem Städtchen lebte. Er war ein Zeitgenosse und Gesinnungsgenosse des Justins Kerner, des Dr. Passavant und anderer romantischer Schwabenmeister, und er hätte als Badearzt sein gutes Auskommen haben können, wenn er nicht ein Heißsporn, Idealist und tüdler Wabereisfanatiker gewesen wäre. Dieser methwendige Arzt (sein Name darf bis zum heutigen Tage in Knörzelsingen nicht ausgesprochen werden) hat innerhalb weniger Jahre das beliebte Heilbad vollkommen stillgelegt und ruinert. Er lachte die Kranken aus, die ihn besuchten, wieviel und wie lange sie Bäder nehmen sollten, und ob die Bäder oder die Trankfur wirksamer sei. Er setzte den Badegästen, gestützt auf unangenehme große Kenntnisse und eine zündende Beredsamkeit, auseinander, daß alle diese Gicht- und Gliederschmerzen keineswegs von leblicher, sondern von seelischer Herkunft seien, und daß weder das Schlucken von Arzneien noch das Baden in legendwunden Wassern da irgend nützen könne, denn diese lästigen Krankheiten entstünden nicht aus dem Stoffwechsel und vermittelte der Harnsäure, wie eine materialistische Wissenschaft vorgebe, sondern seien eine Folge von Charakterfehlen und daher nur mit seelischen Mitteln heilbar, injosern nämlich überhaupt von „heilbaren“ Krankheiten gesprochen werden könne. Und die werten Herrschaften mühten daher sich von den Bädern nichts versprechen, sondern ihre Charakterschwächen bereuen oder sich mit ihnen abfinden. Es gelang diesem Arzt, in wenigen Jahren den Ruf des analen Heilbades zu vernichten. Eine spätere Generation hat sich zwar etwas um die Wiedereröffnung dieser Geldquelle bemüht. Aber injosfern hatte die allgemeine Bildung große Fortschritte gemacht, und kein Arzt schickte mehr einen Kranken in ein Bad, bloß um dessen Rufes willen, sondern es wurden genaue chemische Analysen des Wassers verlangt. Diese Analysen ergaben beim Knörzelswasser zwar dessen lebenswerte Bestandtheile als Trinkwasser, weitere Nothmittel für Ärzte und Patienten aber fanden sich in dem Wasser nicht. Darum reisen die Gichtkranken Jahr um Jahr in andere Bäder, unterhalten sich dort über ihre Leiden und legen Wert auf gute Verpflegung und Kurmusik, nach Knörzelsingen aber geht keiner mehr.

Vielles wäre noch zu berichten, aber angesichts des ungeheuren Stoffes begnüge ich mich mit dem Berausstein, den Gegenstand zwar keineswegs erschöpft, aber doch die Anregung zu dessen weiterer Behandlung gegeben zu haben. Meine kleine Schrift über Knörzelsingen gedente ich der hochverehrten, angeblich von Knorz dem Ersten gestifteten Universität zum Zweck der Erlangung der Doktorwürde vorzulegen, doch bleibt die Wahl der Fakultät noch weiterer Überlegung vorbehalten.



St. Marien in Danzig

Artur Bendrat

Tiefe Gedanken über Adam und Eva

Von Hans Niedermeier

Ja, die ersten Menschen waren wenigstens noch aus Staub. Aber die heutigen —!

Die erste Frau ist unersetzlich, aber das weiß man erst bei der dritten. Kinder und Lese haben eines gemeinsam: sie bleiben immer ungezogen. Wie stark das Wasser ist, beweist das weite Meer und eine Frauens-
träne.

Der Mann — ist die Antwort auf die Frauenfrage.

Die Frau wird mächtig, wenn sie ohnmächtig wird.

Frauen vertagen nur dann einen Widerspruch, wenn sie von ihren
Fehlern reden.

Wer da behauptet, daß Frauen ein Geheimnis bewahren könnten, der
frage nur nach ihrem Alter.

Es ist leicht, alle Frauen unter einen Hut zu bringen, wenn er nur
modern ist.

DIE TRAMBAHN NACH WEIHNACHTEN VON ERNST HOFERICHTER

Überfüllt holperte der Straßenbahnwagen eine Handspanne weit vor dem Weihnachtabend zwischen Schaufensterteile und Schneegestöber.

Im Schoß der Fahrgäste lagen Kinder-trompeten, schlafende Puppen, Selbstbinder, elektrische Bälleisen und eine Kompanie kleinerer Infanterie.

Dazwischen saßen etliche, die nichts als ihre Hände in die Taschen zu stecken hatten. Und ihr Blick verglich vorstellend den Petri mit dem Wanjich.

„Eine Christbaumspitze mit Wachseisenkugeln kostet ...“ rechnete die Frau des Versicherungsagenten, an die Türe gepreßt, und versuchte vergebens, die eiserne Jangluft des Wagens in die Wärme von drei Stück Brütten einzuschleusen.

Ein Herr im Pelzmantel zapfte vorsichtig sein Paket mit Lebkuhen auf, um zu prüfen, wieviel es Schotterabzug und Vanillerglasur enthält ... Augenblicklich red es nach Nürnberg mit Burg und Dürerhaus.

Der Dame in der Sechshunderte hing spielerisch an jedem Glacefinger ein kleines Paket — und da alle Äste ihrer Hand besetzt waren, dachte der Schaffner ... jetzt noch etwas Engelshaar und Waite darüber, der Baum ist komplett und das Christkind ist bekommen ... Gedankenverloren zog er an der Wagenklingel, um die Versicherung anzukläuen, und die Bahn hielt auf offener Strecke ...

... kostet achtundfünfzig Pfennig ...“ hatte die Frau, die den Christbaumspitzen kaufen wollte, inzwischen ausgerechnet, und zählte in der Tasche ihr Geld durch Greifen nach. Noch ein Kuckend Hinterköpfe rechneten ihre Weihnachtseinkäufe treu und quer, zählten zusammen, strichen, nahmen „eins“ zu leihen — und es wollte doch immer nur ein Lebkuhengeschenk werden ...

„Eine 23 ...“ lernte ein Kleintier auswendig vom beleuchteten Fahrschild des Wagens ab, setzte das Wort „Pfennig“ dazu — und hatte plötzlich die Meinung — der ganze Straßenbahnwagen würde sich aus einem Nippes-Bazar fahren und 23 Pfennig gekostet haben.

... Eine Tafel Beuchhofelade kostet das gleiche ...“ Und das „Kosten ... Kosten ...“ fuhr kostenlos tausendfüßig mit, stieg ein und aus und war nicht parfumiert wie die nahe Verwandtschaft „Gestof“, die nur im Auto fuhr ...

„Kleine, wenn du kein Geld hast, mußst du ...“ redete der Schaffner zu einem weigblendenden Mädchen, das eingeschlafen war, als er in Gedanken verloren die Wagenklinge als Weihnachtsschlüssel gezogen hatte.

... aussteigen ...“ sagte er nicht mehr, und doch stand es wie ein Schrei im Wagen, den alle als einen Pfiff, der nicht gepiffen wurde, gehört hatten.

Berge

Berge sind heilig,
Schemel Gottes.

Hilfe kam immer
Gläubigen Völkern
Hoch von den Bergen.

Adler und Raben,
Weisagende Vögel,
Schweben im Berge,
Hilfsberatern.

Niesen entfielen,
Felsgeborene,
Felsenellende,
Jovage, Hüter
Glühender Schätze
Ihren Geküßt.

Bergentsprossene
Bergen wachen,
Wächter des Tales.

Und da kommst du —
Epägeborenes,
Gottensferndes
Wichlein
Mensch,
Vordest Steine,
Schätze taubend,
Berge zerstörend.

Hüte dich!

Adler wachen,
Raben erheben Geschrei,
Niesen brauchen Gewalt,
Jovage sinnen auf List,
Götter ahnden
Deine Schändung
An ihrem Werk.

Georg Schwarz.

Das Mädchen trug zwei Pakete unterm Arm und die Hände waren blau, wie die Flüsse auf Sandbarren.

„Zwanzig Pfennig kostet der Fahrschein ...!“ rief der Schaffner und der Herr im Pelzmantel rief in sein Lebkuhspaket hinein, um eine Verpflegung zu übersehen. Und die Sechshunderte ließ absichtlich den Katten Gluckseisse zu Boden fallen, damit die „Zwanzig Pfennig“ gedämpfter ihr Ohr trafen.

„Also, ohne Fahrschein darf nicht ...“ „... also, wenn ich dann nur die Hechschbaumspitze kaufe — ohne Wachseisenkugeln, dann kann ich ...“, und die Frau des Versicherungsagenten drückte in dem Augenblick, da alle Köpfe sich nach dem leuchtenden Stern von Berblehem einer Juvellierstrecke umbogen, das Fahrgeld in die blaueisenigen Hände des Mädchens.

Wäre in einem der vielen Pakete des Wagens ein Geistesfiebermeter verheimlicht gewesen, hätte es jetzt um etliche Grade in die Höhe gehen müssen.

Der Pelzmantel wurde geöffnet wie ein Garagener und der Bauch des Herrn fuhr als Luftkissen aus dem Auto heraus.

„Und was hast du denn in den zwei Paketen ...?“

„Hut und Stroh ...“ flüsterte es weigselb. „Im Kopf jedenfalls ...!“ wachte der Pelz und trommelte auf seine Lebkuhen mit Oblaten den Eingangsmaße der Gladiatoren. Die Agentenfrau rief die gefrorenen Hände des Mädchens, in die sich die Paketseidne wie Pfingstheide eingeklebt hatten, zu rosa Blüten auf — und im Wagen wurde es um tausend Bergentsprossene heller.

Aus den elektrischen Sicherungen sprangen violette Blitze und überm Wagnach erkante eine leise Melodie, als wäre plötzlich die Leitungslänge zur Grammophonmadel geworfen, die auf der bestimmten Platte des Himmels silberne Takte abspielt.

Alle Fahrgäste wurden gerührt wie Kuchentig. Ein Ausleger verteilte an Minderbemittelte Hustenbonbons. Die Eselblumen am Fenster wurden Palmzweige und wedelten in der Fahrschichtung. Als der Schaffner den nächsten Fahrschein abgeben wollte, wurde er in seiner Hand zu einem Honigspäßen. Sein Bart wurde in der Minute um Zentimeter — bis in seine Tasche mit Kleingeld hinab.

„Ein Wunder ...!“ schrie eine Knopflocke näherin. Und der Führer zog die Notbremse — damit dieses Wunder nicht unter die Räder komme.

Augenblicklich blühten im weigengelben Haar des Mädchens haselnußgroße Sterne auf und ein Bachman rief: „Achzehn Karat ...!“

„Nächste Haltestelle Berblehem ...!“ sang der Schaffner selbstverschämlich, als würde er an dieser Station schon seit zwanzig Jahren anhalten.

Jah wurden die Weihnachtsplakate über den Wagenfenster lebendig und die Figuren kletterten mit ihren ausgeprägten Gesichten an den Holzrahmen herab und verteilten sich, wie ein Wohltaugeliebhaber.

Da stieg kurz vor der Haltestelle der Kontrollleur in den fahrenden Wagen: „Fahrscheine vorzeigen ...!“



Die Flucht

J. Hahn

Alle hielten aber Weihnachtspflägen in Händen. Nur die feine Dame mit den Glacéhandschuhen und der Herr im Pelz zogen die Scheine aus ihren Brillantkränzen ab. Der Kontrollleur, der schon seit Jahren in seiner Familie einen Weihnachtsbaum verboten hatte, weil er ein aufgeregter Mann war und alles Nimmigkeits nannte, lächelte übererfindend.

„Alles andere raus aus dem Wogen...!“

„Es ist doch Heilige Nacht geworden... Wunder sind geschehen... Sehen Sie doch selbst, hier sitzt ein Engel...!“

...der auch keinen ordnungsmäßigen Jahreschein besitzt. Da, das ist ja ein Heiliges Bild...“

„Tunet Himmel den Gerechten...“ sang die hintere Plattform.

„Hausieren und Eingen verboten...!“ brüllte der Kontrollleur.

„Haltestelle Bethlehem...“ rief der Schaffner.

„So — aber jetzt alles raus, was ohne Jahreschein ist...! Nur die beiden Herrschaften dürfen weiterfahren...“ und fuhren über die Station Bethlehem, fuhren über Weihnachten hinaus und am Wunder vorbei.

Der weizenblonde Engel öffnete beim Aussteigen seine Pakete und verteilte Honig und Stroh.

Elsthe warfen es als „Blödsinn“ sogleich in den Schnee. Die aber diese Zeichen von Handverlebensarmut daheim ins Gezwirg ihrer Neugierpfennigbäumchen hängen, erlebten silberne und goldene Sterne und zogen sie wie Moos in den Fläcken ab.

Die Agentenfrau stampfte wie über Wasser durch den Schnee. Da zapfte sie etwas am Ärmel. Der weizenblonde Engel häupte neben ihr her, wie ein weißer Pudel an der Leine.

„Mogst mitgehen...? Da wird aber der Adelfi Augen machen...!“

Der Engel flatterte wie ein Ventilator

„Hör's dich an die Flügel?“ fragte sie und sah, daß die federartigen Schwünge zum Aushängen eingerichtet waren — und hob sie wie Winterfenster aus den Ängeln, steckte sie unter den Mantel, und mit der Alltagsbemerkung: „... jetzt brauchst du sie ja doch nicht — jetzt weißt du ja doch nicht gleich fortfliegen?“ schritten sie wie auf Gummis abwärts an den Wänden der Metakassernen hin — — —

Adelfi, der Versicherungsagent, biß in der Wohnküche einen Hühnerholz nach dem anderen den roten Kops ab, steckte sie in die Äpfel ein und band die Früchte an den Hühnerholzstücken in die Tannenzweige des schiefgewachsenen Christbaumes.

Als er leise zwei Paar Füße gegen die Türe anschleichen hörte, holte er sofort die Versicherungspolice aus der Schublade hervor: „Viel leicht läßt sich eine Kundschafft als Weihnachtsgeschenk ihr Leben verschaffen?“

„Adelfi, da schau her...!“ rief ihm seine Frau entgegen.

Er sah her, im Glauben — entweder einen Kunden oder die Christbaumspitze zu schauen.

„Ein Engel...? Ich hab doch gesagt, daß wir eine Christbaumspitze brauchen...“ sprach er enttäuscht.

Der Engel setzte sich aufs Kanapee und blickte die Polizen wie eine Hausaufgabe an.

„Wo kommt denn dein Engel her...?“

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her...“

„In der Trambahn hab' ich ihn kennen gelernt... in der Linie 23...“

„So... in der Trambahn... Und wie war's mit einer Lebensversicherung oder Unfall, Hagelschlag...?“ fragte er das Engel.

„Jetzt zünden wir zuerst den Baum an...!“

Stearinkerzen tropften wie Freudentränen, die Äpfel bekamen rote Backen, die Zweige wurden vibrierende Fingerringe und die nicht vorhandene Christbaumspitze stieß strahlend ein Loch in die Zimmerdecke...

...die erst frisch geweißt wurde...!“ brumnte der Agent.

„Macht ja nichts... es ist ja Weihnachten...!“ tröstete die Frau über den Schaden hinweg und sah den Schnee des Himmels wie Regenwasser durch das Loch einbreiten.

Der Engel am Kanapee begann zu summen.

Und plötzlich begannen in den Oberkassernen an der Wand die Äußer, Blasenengelins und

flötende Faune „Eitlle Nacht...“ mitzusingen...

„Nur nicht zu laut, sonst klopft der Hausherr mit der Schürbade und beschwert sich...“

Draußen läuteten die Glocken durch die Mitternacht.

„So schön hat's noch nie geklungen...!“ rief die Frau.

„Daß aber nur die Fenster zu, sonst fliegt er davon...!“

„Geh nicht, ich hab' die Flügel im Schienständer versteckt...“ flüsterte die Frau beruhigend dem Mann ins Ohr.

Inzwischen hatte das Engel die Polizen ausgeflickt, überall „Markt“ durchgestrichen und das Ehepaar gegen allen irdischen Unfrieden versichert und als Versicherungssumme himmlisches Wohlfühlgefühl eingekauft.

Der Agent schwante vor Glück und Abrechnung, daß er nicht zu versichern brauchte — sondern versichert wurde. Er holte den photographischen Apparat vom Kasten herab, um die Blicklichtaufnahme zu machen — wie ein himmlischer Engel seine Polizen ausfüllt. Das könnte ihm geschäftlich groß von Vorteil sein...!

Der Engel wurde in Positur gesetzt, das Blicklicht schaute auf — und als der Rauch sich verzog, sahen sie — daß auch der Engel verschwunden und die Platte gerissen war.

„Die Flügel im Schienständer...!“ schrie die Frau, nahm sie wie zwei frischgeschneitene Hausstürzen unter den Arm und rannte dem Engel nach. — — —

Und sah, wie die Erscheinung flügellos in die erste wogende Trammlinie einfiel...

„Die Flügel sitzen wie als Altartüren der Domkapelle...“ sprach Adelfi.

Die Trambahn klingelte in der Ferne, wurde wieder näher, bis die Glocke über ihrem Kopf hing...

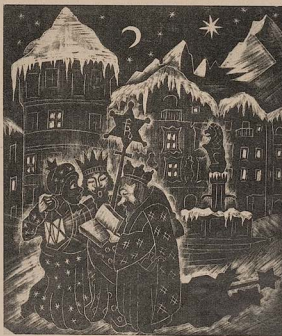
Der Ärmel des Schaffners streifte Schneeflocken ins Gesicht der Agentenfrau.

„Aussteigen...! Zeilstrecke ist abgelaufen... Wenn der Kontrollleur kommt...!“ — — —

... Bruchstückweise erwaute sie, hielt noch das Kleingeld kalt in der Hand, das sie dem weizenblonden Englein gegeben hatte... stieg unsicher aus und warnte der Auslage zu, wo die Christbaumspitze mit dem Wachstumslein auf Warte gebrütet lag...

Da trat sie ein und tauchte das Wunder für achtundsechzig Pfennige — — —

Vom Himmel schauten ein paar Sterne mit großen, hungerten Augen auf das festlich weiße Tischbrett der Erde herab, über das die Agentenfrau heim — zu ihrer Nacht trippelte, die still und heilig war — — —



Die heil. 3 Könige

Fritz Richter



Madonna

Rudolf Kriesch

HANS GRAVEN:

DAS JUNGE JAHR

*Die Schwelle ist schon alt!
Nur die Erscheinung, die darüber schreitet,
ist jung, blaß lächelnd, ängstlich vor der Tat und dergestalt,
daß jeder Schritt noch leugnet, wie sie gleitet!*

*Schließt die Augen nicht
vor der jungen bleichen Gestalt:
Vielleicht daß ihr zartes Licht
doch nicht so bang erlischt, — doch nicht so bald?!*

ANEKDOTEN

Die Prise

Der dänische Dichter Andersen fuhr vor etlichen Jahren per Eisenbahn genütlich durch die deutsche Kleinstadt. Ein Mitreisender bemerkte, daß sie gerade im Fürstentum Röhren seien, nahm eine Prise und bot auch Andersen eine an. Dieser nahm sie, schmeckte, wies wiederholt und kräftig und fragte dann: „Wie lange sind wir noch im Fürstentum Röhren?“ — „Ach“, sagte sein Gegenüber, „da führen wir schon wieder hinaus, als Sie noch beim Niesen waren.“

Mozart und der Sänger

Der berühmte Sänger Schikaneder sang einst den Papageno in der „Faustflöte“, und als er zu dem launigen Lied „Ein Männchen oder Weibchen“ kam, bediente der Komponist selber hinter den Kuliszen das zu den Zwischensätzen dieser Arie notwendige Glockenspiel. Papageno

hielt nur die Attoppe in den Händen und imitierte die Begleitung. Mozart dehnte zum Scherz das Glockenspiel übermäßig lange aus, er spielte und spielte, bis den Papageno auf der Bühne während Ungeduld packte. Möglicherweise schlug er unvorsichtigerweise auf sein Instrument und brüllte es laut an: „Jetzt heult endlich 's Maul!“

Das Nachtmahl

Der längst vergessene Komponist Burckert hatte eine Operette verbrochen. Sie wurde unangeführt und der Meister versprach Darstellern und Orchestermusikern ein solennes Nachtmahl, wenn sein Werk gefallen würde. Aber mit Schlingensiefel fiel das Stück durch. Still und betäubt saß Burckert in einer verstaubten Ecke des Restaurants, da tat sich die Tür auf und der magere Jagdgeistor steckte seine spitze Nase hinein.

„Wie kommen Sie denn daher?“ fragte der Komponist mürrisch.

„Mir hat's gefallen!“ erklärte treuherrlich der hungrige Musikler.

O. M. H.

Der Fokus

Es ist noch gar nicht so lange her, daß ein Wiener Operetteur, so nannte man damals die Aufnahmehinnehmer, blank auf dem Trecken.

Er grübelte hin und grübelte her, der Erste war noch in weiter Ferne, Vorstoß keine mehr zu erlangen, also ließ er sich in seiner Verzweiflung beim Generaldirektor melden.

„Herr Generaldirektor“, spielte er höchste Eisenbahn, „ich brauche schnell zweihundert Kronen!“

„Hm... Zu was brauchen Sie zweihundert Kronen?“

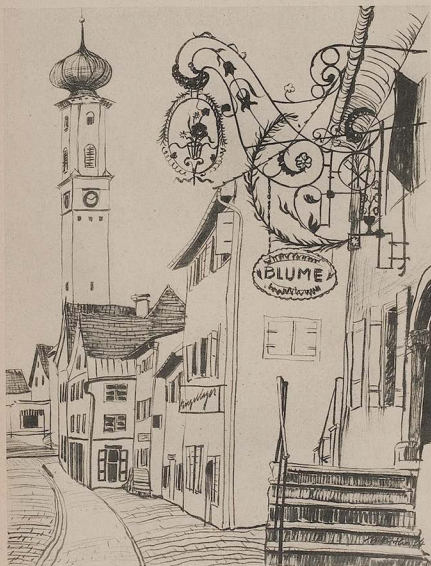
„Ja, Herr Generaldirektor, das neue Objekt... Meinen haben wir freilich aufgenommen, wissen Sie, und die sein halt heillos... Ich muß das Objekt richten lassen... Es hat nämlich einen verbogenen Fokus!“

Anstandslos wurden die zweihundert Kronen bewilligt und der silbergewaltige, früher hatte er in Textil gemacht, sagte väterlich ermahnen:

„Sein Sie halt vorsichtig, mein Lieber, die ewigen Reparaturen kosten ja ein Heidengeld... Geben Sie mir recht acht, daß Sie ihn nicht wieder verbiegen, den Fokus!“

Der Onkel

Mein Onkel schrieb uns aus Amerika: „Meine Braut ist nicht nur ein sehr hübsches Mädchen, sie ist auch aus guter Familie und sehr gebildet, spricht deutsch, französisch, englisch, italienisch und sie würde auch spanisch sprechen, wenn sie es gelernt hätte...“



Kleine Stadt

Heinz Kistler

Die Bergmannsfuß

Wenn ich eine Bioge seh,
muß ich an zu Hause denken.
Höre ich das traute Mäh,
kann ich mich zurückversetzen
in die Zeit der bloßen Knie.
Vor mir seh ich Hof und Feld.
Tiere bringen ihre Geüße
aus der bunten Rinderwelt.
Wenn ich eine Bioge seh,
denk ich an zerrissene Hosen
und zum Dant für jedes Mäh,
möcht ich ihren Bart liebhaben.
Friedlich graßt die Bergmannsfuß
unter Silberbietenstämchen.
Hab uns Milch, und noch dazu
um die Osterzeit ein Lämmchen.
Die Kaninchen, Läubchen, Entchen,
Ciare, Spargen groß und klein
bringen mir ein lustig Ständchen,
selbst der Kater stimmt mit ein.
Lieblich klingt das weiche Mäh,
Heimatklänge mich umschmeicheln,
Wenn ich eine Bioge seh,
muß ich singen — und sie streicheln.

Fred Endrikat

Die lustige Arche

Von Fred Endrikat, einem der letzten deutschen Bretteldichter und Bänkelsänger nach Ringelnatz, erscheint dieser Tage im Verlag Georg Hirth ein kleines fröhliches Buch, „Die lustige Arche“ betitelt. Unter dem tiefgründigen Motto: „Die besten Menschen auf der Erde, das sind die Hunde und die Pferde“ bietet es jedem Tier- und Menschenfreund eine Fülle echten Humors.



Fred Endrikat

A. Leidl

Bauern

Hanfe, ein biederer Bauernmann aus dem Westerwald, ist bei Verwandten in Nöln zu Besuch. Um ihn zu erfreuen, haben sie ihm eine Theaterkarte geschenkt.

Aber lange vor Beendigung des Schauspiels kehrt Hanfe wieder zu seinen Verwandten zurück.

Ob es ihm denn nicht gefallen habe, fragen sie befragt.

„Nö“, meint Hanfe, „da waren immer die selbe Vökt (Vente) up de Bühn um die baun immer von Cande jequasch, die jagen mich mir an. Um da hab ich mir jedacht, jehst besser wieder heim...“

kakawoo.

„Schang — zu deutsch: Jean — ist der kleinste Bauer im rheinbessischen Dorf. Er schlafet von morgens bis abends, denn er bejst bloß einen Ochsen, mit dem er müßweil seine paar Äcker bestellt. Trotzdem ist er immer im Rückstand.

Oben Dezember kommt er erst zur Nebeneure. Die anderen Bauern, die längst fertig sind, hänseln deshalb den Schang. Aber Schang läßt sich nicht aus seiner Fassung bringen.

„Gien mir ruhig“, sagt er, „Rebnacht feiern wir doch wieder zusammen!“

Ein anderesal — es ist Reiztag — sitzen die Bauern im Wirtshaus beisammen. Schang ist auch dabei; ausnahmsweise. So kamt ihm aber nur in einem Glas Wein.

„Was beschu du jeh' davon“, meinen die Bauern, „du schaffst im jäst den gante Tag — um die amern, die Übersessellieder im Wändler, die emte.“

„Hoffentlich“, antwortet der Schang, „hoffentlich all“ — des Jahr hab ich Hanj g'riat.“

kakawoo.



**Vergiss
nicht
noch ein Pfund
für das
WHW**

Eine Kritik

Großadmiral Köster, der Erstermeister der deutschen Flotte, konnte mandymal auch wissig sein. Nach einer großen Flottenparade, die gar nicht nach seinen Wünschen ausgefallen war, schloß er seine Kritik mit den Worten: „Meine Herren, ich will mich kurz fassen. Sie sehen wohl selbst ein, daß man bei dieser „Flottenparade“ unmöglich von einer „flotten Parade“ sprechen kann!“ G. H.

Statt besonderer Nachricht

Die englische Gemeinde Woetown ist kürzlich zur Stadt erhoben worden und hat sich eine weibliche Polizei zugelegt. Eine Polizei von Damen. Kaater jungen, hübschen, scharmanten Damen.

Zu Weihnachten geschah in Woetown etwas Merkwürdiges. Es erschienen die „Woetown News“ und hinten, wo man die Familienangelegenheiten findet, waren die Seiten voll von — — — Von Verhaftungen. Teha

Pietät

Das Beethovenhaus in Wien ist das Ziel vieler Musikfreunde der ganzen Welt. In einem Zimmer steht noch der alte Flügel, an dem Beethoven einst selbst saß.

Maud, die Tochter des Dollarmillionärs, betrachtete den Flügel. Es ließ ihre dünnen Finger über die Tasten gleiten, kimperte wohllos ein paar Töne und dann im Takte eines amerikanischen Schlagers.

„D — wenderpool —“

Der alte Diener des Hauses berückelt:

„Vor Jahren war auch Vaterewski hier.“

Das Fräulein aus Amerika horchte auf.

„Vaterewski? D — das sein doch der virtuose Klavierspieler? Sicher hat er hier auf diesem alten Flügel ein herrliches Stück gespielt?“

Der alte Diener sagte leise:

„Wein. Er süßte sich nicht wädhig, nach Beethoven diese Tasten zu berühren.“ j. h. r.

Herz oder Pelz

Friedrich I., der erste König von Preußen, liebte etwas sehr den höfischen Prunk, vertug aber ein offenes Wort. Eines Sonntags erlaubte sich der Hofprediger während der Predigt einige freimütige Worte über das Hofleben und nahm dann ein paar Stunden später, wie üblich, an der königlichen Tafel teil. „Herr Pfarrer“, sprach ihn der König zum Zutrinken an, „heute haben Sie mir tüchtig eins auf den Pelz gegeben!“

„Majestät“, entgegnete der Pfarrer fest, „das tut mir leid, ich gedachte nicht Dero Pelz, sondern Dero Herz zu treffen.“

Westfalen

Spät am Abend kam ich in Münster an. Und ging mit großen Hunger in das nächste Gasthaus.

Die Kellnerin bringt die Speisekarte.

Dampfwideln, Schellfisch, Pfannkuchen ... hm ...

„Ich möchte gern etwas Fleisch“, sage ich. „Schweinebraten vielleicht.“ Geschreckt macht mir die Kellnerin klar, daß heute Freitag sei, und daß man an diesem Tage unbedingt fasten müsse.

„Aber ich bin sehr weit gereist“, entgegne ich, „und habe mächtig Hunger ... — außerdem bin ich protestantisch ...“

„Schlimm genug!“ sagt die Kellnerin.

kakuwo.

In der Pfalz

In der weingegagneten Haardt gibt es einige Dörfer, deren Bewohner als besonders trübsinnig bekannt sind.

Namentlich der Altbürgermeister des Dorfes F. tat darin das Gutes ein wenig zuviel, so daß man für seine Gesundheit die schlimmsten Beschäftigungen begre.

Der Arzt machte ihn ernsthaftest Vorhaltungen. „Bürgermeister“, sagte er, „was fällt Euch denn ein, Ihr trinkt ja schon zum Frühstück am Morgen eine ganze Flasche. Das geht keinesfalls!“

Der Bürgermeister sah ihn erstaunt an. Dann antwortete er in gekränkter Tone: „Ja, ich kann doch beim besten Willen mein Kaffee nie so trocken runterschlucken!“ kakuwo.

Die Hauptsache

In einer größeren rheinischen Stadt:

Ich habe mir in Restaurant einer Schoppen Bechheimer bestellt. Der Kellner bringt das Glas und stellt es etwas ungeschickt vor mich hin. Der Wein schwappt über und nährt das frische, weiße Tischdud; auch meine Hoje bekommt ein gut Teil ab.

Der Kellner gibt einen Laut des Erschauens von sich. Dann beugt er sich vor und schielt vergebend nach der Leihung am Glaseand.

„Des macht gar nie“, sagt er schließlich beruhigend, „s'is jeh' noch zu viel drin!“ kakuwo.

Ein guter Tropfen

im eigenen Keller ist heute kein Luxus mehr. Wein ist ja so billig! Hier, zwei Beispiele:

12 Flaschen
33er Nierstein. Riesling 16.50

12 Flaschen
33er Lieserer Schloßbg. 16.50

einschl. Glas u. Verpackung.
Möchten Sie sich nicht mal eine dieser beiden Probekisten kommen lassen? Oder erst einmal unsere Preisliste? Bitte, schreiben Sie uns doch.

Gräfin von

Königsmarck'sche Weinkellerei

KOBLENZ AN RHEIN UND MOSEL



WIENER SCHERENSCHNITT

Führt unlängst vor einem
Nachtslokal ein Autotaxi vor.
Ein Herr steigt aus und der
Chauffeur streckt ihm die Hand
hin.

„Grußguck... Ohne mit!“

„Please?“ schüttelt der Fremde
den Kopf und der Wagenlenker
widerholt etwas lauter:

„Grußguck! Ohne meiner!...
Jesuss na, san E' dertisch?“

Der Fremde versteht endlich,
legt zweieinhalb Schillinge auf
die erwartungsvoll hingestreckte
Hand und schon geht es los.

„Wo — und de Mant, Herr?“

„Mant?“ wiederholt der
Fremde, „What's that?“

„Jo wos glauben E' denn?“
begehrt der Chauffeur auf,
„glauben E' leicht, So san bei
de Wilben? Von der Tag allani
tann i net leb'n... Ods is viel-
leicht bei Cahna daham a jo
eigiführt, So Dappschädl, So
lakterter, aber bei uns net...
Unterhalten wolln E' Cahna
gehn, d' Wiener Omniaitlichkeit
wolln E' kennalerna, aber uns
Leinagd wolln E' unferans
blähen! So Jäger, So z' machter,
So Schach, So!“

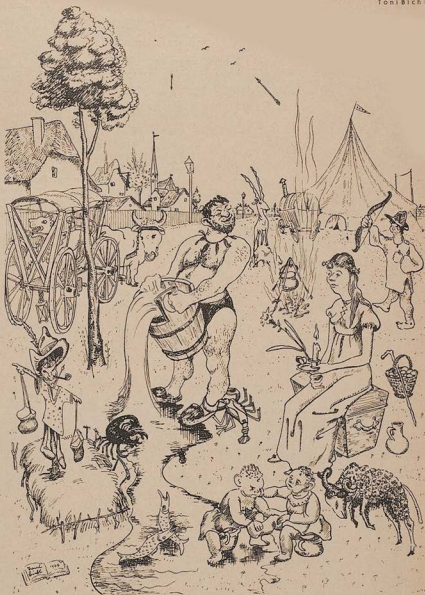
Kommt ein Wachmann, ange-
lockt von dem Lärm, läßt sich
den Sachverhalt erklären, spricht
ein paar höflich entschuldigende
Worte mit dem Fremden, der
bereitwillig mit dem Leinagd
herausrückt, und sagt zu dem
immer noch ärgertlich vor sich
hinbrummenenden Chauffeur:

„Eind E' jetzt z'rieden?...
Muß denn immer gestritten sein?
... Warum hab ich die Gschicht
jo schnell gerdnet?“

Meint der Chauffeur mit
einem mißbilligenden Achsel-
zucken:

„No jo — mit der Höflich-
keit is ka Kunst net!“

H. K. B.



Großreinemachen im Tierkreis

Moltke

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts
glaubte Rußland, Preußen habe Absicht auf
seine kalbischen Provinzen. Als im Jahre 1836
Moltke anlässlich der Krönungsfestlichkeiten in
Petersburg weilte, wurde eine Fürstin beauf-
tragt, den Staatsmann darüber auszuverhören.

Bei dem Gespräch unterhielt sich Moltke
gut mit der Fürstin, die im Laufe des Ge-
sprächs fragte: „Herr General, kennen Sie
die Ostpreußen?“ — „Welche?“ — „Die
russischen meine ich!“ — „Wo liegen denn
die?“ — „Aber, Herr General, die liegen doch
an der Ostsee!“ — „Ach! Schon lange?“

Die Großfürstin fragte nicht mehr weiter.

Reklame

Einmünd streift sich Kettelhöter über den
kalten Schädel, gilt es doch, dem lästigen
Konkurrenten etwas auszuweichen und sich
selber dabei ins rechte Licht zu setzen. Auf-
atmend schreibt er endlich den Text für sein
neues Reklamefeld:

„Lassen Sie sich nicht anderwärts hineinlegen.
Kommen Sie lieber zu mir.“

Auslagen

„Sie: „Aber, Ernst, warum willst du denn
nicht haben, daß ich in die großen Auslagen
reinschle?“

Er: „Weil ich die großen Auslagen fürchte!“

Columbus und Nobody

In Washington ist das erste sprechende
Denkmal der Welt errichtet worden. Es ist
Christoph Columbus, als Roboter gefertigt und
mit einer weithin schallenden Sprechstimme
versehen, Columbus ruft täglich dreimal, mor-
gens um 7 Uhr, mittags um 12 Uhr und
abends um 8 Uhr: „Ich bin der Entdecker
Amerikas!“

Nach vierzehn Tagen steckte Mr. Nobody,
der schräg gegenüber im 21. Stock, genau vor
dem Kopf des Columbus wohnt, seinen Kopf
aus dem Fenster heraus und schrie: „Mr.
Columbus, ich will's Ihnen ausnahmsweise
glauben —, wenn Sie aufhören!“

Ehrenwort

„Aber Herr Müller, Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie mir das geliehene Geld diese Woche zurückzahlen!“
„Was heißt Ehrenwort? Bin ich ein Ritter?“

Selbsterkenntnis

„Liebster, bin ich auch wirklich gut genug für dich?“
„O Liebste, eigentlich nicht! Aber zu schade für einen anderen!“

Idee

„Ich habe eine Idee, die ist Hunderte tausende wert!“
„Was wollen Sie denn dafür?“
„Zehn Mark!“

Die Ursache

„In Amerika gibt es Gegenden, in denen es monatelang ohne Unterbrechung regnet!“
„Kein Wunder, wo die Leute so viele Wolltrockner haben!“

Abwehr

„Was ist das höchste Menschenglück?“
fragte Mar.

„Nuhm!“ sagte Ferdinand.
„Die Liebe!“ sagte Benno.
„Schlafen!“ sagte Komrad.
„Quatsch!“ sagte Mar. „Das höchste Menschenglück ist der Titel meines neuesten dreißendigen Romans, den ich euch jetzt vorlesen werde!“

„Also doch schlafen!“ sagten Ferdinand, Benno und Komrad.

Soeben erschien

Katalog 16

ALTE UND NEUE GRAPHIK

dabei Ansichten, Bildnisse, Varia
BILLIGE BÜCHER ÜBER KUNST

Zusendung kostenlos

Kunstantiquariat **WALZ MÜNCHEN**

Amalienstr. 38 Telefon 297585

Eigenartige Auffassung

„Der Maler dieses Bildes hat eine ganz eigenartige Auffassung!“
„Wieso? Ich kann davon nichts bemerken!“
„Er glaubt, das Bild verkaufen zu können!“

Der Ausweg

Der Lehrer gibt den Kindern als Hausarbeit auf, ein Pferd zu zeichnen. Dem kleinen Max ist das zu schwer. Am nächsten Tag bringt er seine Zeichnung.

„Was ist das?“ fragt ihn der Lehrer.
„Ein Stall, das Pferd ist aber leider durchgefallen!“

Schlagfertig

Schaffner: „Ne, Kleiner, du mußt voll zahlen, für eine Kinderkarte bist du schon zu groß!“

„Dann dußen Sie mich aber auch ges fälligst nicht!“

Guter Rat

„Hm, Mi-Monäre“, sagt Sauerbrueck kritisch zu seinem Gemäde. „Kurz und schlagend als Buchtitel. Aber aktueller ist's noch, wenn du als Untertitel schreibst: Hysterischer Roman.“

An der Alster

Zwei staek parfümierte Damen schwärmen veräbert. Einer von den in meiner Nähe stehenden Zammaaten hebt die Nase und schnuppt ihnen nach. „Mensch, Hein“, ruft er sich an seinen Nacker, „wast a scheemns Pamecann!“ G.H.

Kindermund

„Düdel, bist du Schriftsteller geworden?“
„Aber wieso denn?“
„Ja, Papa sagte erst neulich, in deiner Jugend hättest du — schöne Geschichten gemacht!“

Der Stolz des Hauses

„Denken Sie sich, meinem Sohn wurde ein Teil der Buchsausätze erlassen, weil er sich so gut geführt hat!“
„Na ja, ich habe es schon immer gesagt, auf Ihren Sohn können Sie stolz sein!“

Bruchmann
Bin

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Der Jüngling“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

braut wichtige Publikationen Diskret und kultiviert
Zeitschriften Vertrieb
Hb. Herrstraße 526

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

ADRESSEN
WURFSSENDUNGEN
erledigt

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FRANKF. 17, SANDWITZ STR. 10, BÜRO UND 381
DRUCKSCHRIFTEN SITTEN WIE ANGEFORDERNT



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zeitschriften gehen
mit der Zeit-drummehe
mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfehlen sich
G. Hirth Verlag AG, München, Herrstraße 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., 85 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zugleich Portoposten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portoposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG, München, Herrstraße 10

Lesen den

Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag

Dr. Hanns Schneider
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden um RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Der Mann, der auszog, die Weihnachtstimmung zu suchen

Es war einmal ein Mann, der hatte sich nicht unterliegen lassen wollen. Er hatte die Zähne zusammengebeißten und gearbeitet und gekämpft tagaus, tagein, manches Jahr hindurch. Er hatte die Arbeit allem anderen vorangestellt, sich Freuden verjagt, Freundschaften

einflößen lassen, da er „nie Zeit hatte“, sie zu pflegen. Er hatte alles beiseite geschoben bis auf den Gedanken: Ich will durchhalten, ich will vorwärtskommen / Und wieder einmal kam der Dezemberabend, da er am Morgen das Kalenderblatt auf

seinem Schreibtisch umblättert, die 23 sah und wie jedes Jahr zu sich weiß nicht, in diesem Jahr habe ich so gar keine Weihnacht.

Er dachte müde an die Geschenke, die morgen da sein würden, den Baumstutzen von Tante Emma, wie jedes Jahr, die Brieftasche von Peter und den unausschreiblichen Kalender, den sein Nefse ihm schenken würde. Aber Weihnachtstimmung wollte nicht kommen / Da fing er an, seine üblichen Weihnachtsgaben herzurichten, nahm Geld aus seiner Kasse, Briefumschläge vom Schreibtisch und begann mit dem Silberfädel für den Haus-

meister. Aber die Weihnachtstimmung kam trotzdem nicht. Da ließ er es sein und ging hinaus in die Stadt, entschlossen, die Weihnachtstimmung zu suchen / Als er, wie seit langer Zeit nicht mehr, ziellos durch die Straßen ging, umgeben von frohen Menschen, die mit Paketen beladen an ihm vorbeiströmten, da merkte er erst, wie allein und freudelos er war, und so konnte er die Weihnachtstimmung nicht finden. Da wollte er wenigstens Pakete haben, wie

die anderen. Da aber merkte er, wie er von Schaufenster zu Schaufenster ging, daß er garnicht wußte, was er schenken sollte, so los waren seine Beziehungen zu den Menschen geworden / Gerade als er verzweifelt sich sagte: „Es gibt für mich keine Weihnachtstimmung mehr“, da fand er sich vor einem großen Spielwarenladen und sah im Spiegel die leuchtenden Augen von

zwei Kindern, die all die Herrlichkeiten betrachteten, Herrlichkeiten, die sie gewiß nicht haben konnten. Da nahm er die beiden Kinder bei der Hand und ging in den Laden hinein / Die

strahlenden Augen über dem Märchenreich von Eisenbahnen, Puppen, Zinnsoldaten und Bausäßen ließen ihn rasch die Lieblingswünsche erkennen, und bald wußte er auch, was die große Schwester sich wünschte, was Mutter brauchte, und was Vater so gerne gehabt hätte / Und als er die beiden Kinder patschbeladen vor ihrer Haustür abgesetzt hatte, und der alte Tagicauffeur sagte: „Das nenn' ich mal richtiggebende Weihnacht“, da merkte er erst, daß er nicht mehr zu suchen brauchte, sondern schon mitten darin war in der verlorengegangenen Weihnachtstimmung. Da wußte er auch auf einmal, was er den Menschen, die ihm geblieben waren, schenken sollte. Denn Weihnachtstimmung macht heilschuldig. Sie kommt vom Schenken (und Sichverschenken) und nicht vom Geschenke bekommen * * *



O du fröhliche

Mason



der Sprache der Frauen zu machen, sah der Holländer träumerisch vor sich hin.
„Was träumen Sie, Herr Kollege?“ tief der Engländer, „helfen Sie mir mit!“
„Ach, mir fiel nur ein, Herr Kollege“, schreit der Holländer auf, „wie gut es hier die Männer haben, wenn sie nachts verspätet vom Stammtisch nach Hause kommen!“

Der Lord läßt sich entschuldigen

Der Mensch kann reinfallen, Gut, das ist ein Naturgesetz. Aber so reingefallen, wie der junge Lord kürzlich auf dem Londoner Wohltätigkeitsfest, ist noch selten jemand.

Auf dem Wohltätigkeitsfest verkaufte eine ausnehmend hübsche Krankenschwester Blumen; sie kosteten — „nach Belieben“. Die Krankenschwester gefiel dem jungen Lord so sehr, daß er zu ihr ging und sagte:

„Schwester, ich gebe Ihnen zwanzig Pfund für eine Blume, wenn Sie mir etwas versprechen, was ganz leicht ist.“

„Was denn?“ fragte die Schwester.

„Wenn ich einmal krank werde, darf ich in Ihr Krankenhaus kommen, und Sie müssen mich pflegen!“

„Also, wenn Sie durchaus wollen, gut!“

Der junge Lord zahlte zwanzig Pfund für eine Blume, und dann sagte die Schwester freundlich zu ihm: „So, und nun wollen Sie die Adresse meines Krankenhauses aufschreiben? Es ist — schreiben Sie — das Königin-Charlotte-Entbindungsheim.“

Droll.

DER FLIEGENDE TEUFEL

Rückwärts, rückwärts teurer Cid!

Es war kurz nach dem schweren Schlag, den der Staat Delaware den Stars von Hollywood versetzte. Wie? Delaware? Wie? So den Stars? — Delaware hat ein Gesetz erlassen, wonach in seinem Bereich die Aufzucht aller Filme verboten ist, in denen geschiedene Stars, männliche wie weibliche, mitwirken.

Also kurz nach dieser Gesetzeserlassung kommt die berühmte Filmschauspielerin Nina Rienta auf dem Gare du Nord in Paris an. Die Reporter stürzen vor: „Was ist der Zweck Ihres Kommens?“

„Ich suche meinen sechsten Gatten!“

„Wie? Ihren sechsten? Sie sind doch mit dem neunten verheiratet!“

„War, meine Herren, war! Sie wissen noch nicht? Hollywood befindet sich in heiligem Aufbruch. Wir alle sind drauß und dran, uns Hals über Kopf durch die ganze Reihe unserer getrennten Ehen zurückzukehren bis zur ersten!“

Schwarze Gardinenpredigt

Zwei Forscher, ein holländischer und ein englischer, fanden im Innern Afrikas einen Negerstamm, bei dem die Frauen eine andere Sprache sprechen als die Männer. Diese verstehen von der Geheimsprache der Frauen kein einziges Wort.

Während der Engländer seine Grammophonplatte auflegte, um eine Aufnahme von

O du selige





Margarete Schiessl-Bentlage: *Das Blaue Moor*. Paul List Verlag, Leipzig.

Wenn nach ein paar Seiten starkfarbig-kühner Landschaftsmalerie in diesem Buch (das mit Recht nicht nur Roman genannt worden ist und das einzureihen den Literaturhistorikern überlassen bleibt) der erste Mensch auftritt, so geschieht das so: „Aber nun ist es gerade Frühling geworden — und aus dem jungen Eichenbusch am Flutbach kommt ein alter, froher Mann heraus, wie eine Raupe aus einem Salatkopf! ...“ Wen dieser Satz nicht für die Dichterin einnimmt, dem ist im Leben und im Tode nicht zu helfen. Mit dieser Anschaulichkeit der Gestaltung hat die Schiessl-Bentlage schon in ihrem Erstling „Unter den Eichen“ verblüfft; hier erschüttert sie. Wer die Menschen in diesem *Blauen Moor* kennt — das im alten Westfalen zu suchen ist —, der weiß, daß die Dichterin aus einer Art von „zweiten Gesicht“ heraus schreibt. Sie weiß um Wucht und Tiefe, Wehmüt und Stärke, Zartheit und Bildsamkeit im Wesen dieser Menschen; sie hat die Seele des Bauern in ihrer ganzen Weiträumigkeit durchwandert; sie kann mit einem einzigen Satz oder auch mit einem beredten Schweigen (in dessen Handhabung sie Meisterin ist) Beziehungen in die Luft zaubern, die so nur zwischen Bauern vorhanden sein können. Das ist das Vergessene, was ein Städter in diesen Buche wiederfindet: daß ein echter Bauer nicht nur uralten Boden besitzt, sondern auch uralte Formen des Umgangs. Sie erleichtern das Leben, sie führen noch aus Situationen heraus, denen ein Städter bereits rettungslos erliegt; diese Formen haben etwas Adliges; sie verleihen Lebensmeisterschaft. So kann es in diesem Buche trotz aller drohenden und lastenden Stoffmassen von Trübsal doch nicht zur Tragödie kommen. Der alte Aselage, der Habegerier, der sein Gut durch Betrug vermehrt, muß das Hinsinken seines Geschlechts erleben; aber dann, er he hinauswandert ins Blaue Moor, überantwortet er seinen Besitz den Jungen und Starken, denen die Zukunft gehört: Swiethart, seinem Sohn von einer Magd, und Elke, der Tochter der betrogenen Familie. Wir stehen nicht an, dieses Mädchen Elke und ihre Mutter, die prächtige Mutter Elkhorst, zu den schönsten Figuren unserer Literatur zu zählen. Man hat die Dichterin mit der Drost, mit Hansum, mit Timmermans verglichen — sie ist von allen gleich weit entfernt. Sie ist eine Sibylle unter den Eichen, nein, noch anders: Apollo hat einen Baum in eine Frau zurückverwandelt; es war eine herrliche deutsche Elche; heute heißt sie Margarete Schiessl-Bentlage. Dr. H. A. Thies

Richard Billinger: *Das Schutzengelhaus*. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Der Dichter der „Rauhacht“ erzählt hier mit breiter und metaphorischer Sprache eine Kindergeschichte. Des Autors unbezähmbare Lust an Diminutivformen und der allzu häufige Gebrauch des Beiwortes „golden“... „goldene Buchstaben“, „goldener Atem“, „goldener Himmelsweg“, „goldmundiges Brevier“, etc., etc.,... beinträchtigen den atmosphärischen Gehalt dieser ansonst so grundständigen und schönen Erzählung. Wenn Billinger erst einmal anfangen wollte seine Neigung für barocke Sprachfloskeln ein wenig zu zähmen, hätten wir einen sehr beachtenswerten Erzähler mehr in der deutschen Gegenwartsliteratur. Das Buch ist mit sehr vielen Federzeichnungen von Hans Meid trefflich bebildert. A. W. R.

Helmut Lantschauer: *Die Spur von meinem Ski und Hubert Mummeler: Skifahrt ins Blaue*. Beide bei Rowohlt, Berlin.

Mummers Buch ist eine lustige Bildergeschichte, die sich Freunde des schönen Skisports schenken sollen, ein reiches Hüftbüchchen mit vielen kleinen Einfallen. Lantschauer Buch ist eine durchaus ernstzunehmende Auseinandersetzung mit dem Problem Skifahrt; es ist voll von Sportfreudigkeit, Sonne, Schnee, Gefahren und allen Wundern der winterlichen Bergwelt. Das ausgezeichnete Photomaterial, das dem Werk beigegeben ist, verleiht ihm den nötigen anschaulichen Reiz. Sicherlich eines der besten Stücke in der an ähnlichen Darstellungen so reichhaltigen Sportliteratur. A. W. R.

Paul Friedrich: *Deutscher Zitatenschutz*. (Kurt Wolff Verlag, Berlin.)

Eine sehr brauchbare Ergänzung zum alten Büchmann. Das Material ist übersichtlich geordnet und durch Bildbeigaben aufs beste veranschaulicht. Ein Buch, das in keiner Arbeits- und Handbibliothek fehlen darf. A. W. R.

Th. Th. Heine: *Das spannende Buch*. (Verlag Juli. Kittls Nachfolger, M.-Ostrau.)

Der geniale Simpelzeichner hat die besten Dokumente seines Stills gesammelt und in einem wirklich „spannenden Buch“ vereint. Die geistige Haltung des Buches ist eine hochanständige; es werden nur menschliche Dinge behandelt, die Politik ist ausgeschlossen. Es freut einem von Herzen, einmal auch etwas von draußen zu sehen, was keine Greuelpropaganda ist und jeder objektiven Kritik standhält. Weiß-Rüthel.

Heinrich Eduard Jacob: *Sage und Siegeszug des Kaffees*. (Rowohlt Verlag, Berlin.)

Der Verfasser nennt sein Werk „Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes“ und bietet auf 400 Seiten eine reiche Fülle an kulturhistorischem Material. Die immense Wichtigkeit der kleinen braunen Bohne, ihre Sage, Geschichte und abenteuerliche Laufbahn als Genußmittel und Wirtschaftsfaktor werden mit gründlicher Sachkenntnis herausgestellt. Das Buch ist reich an zeit- und kulturgeschichtlich hochinteressantem Bildmaterial. A. W. R.

Zur Hautpflege: Leokrem

DIE KLEINE FOTOBUCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:
PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE
VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN
VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft heftig empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)
Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Süddeutsche Tageszeitung)
Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT.

RICHTIGES ENTWICKELN

- ANFÜHRUNG DER BEWERTEN ANFÜHRUNGEN
- BEI DER BEWERTUNG
- BEI DER BEWERTUNG
- BEI DER BEWERTUNG
- BEI DER BEWERTUNG
- BEI DER BEWERTUNG

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

GERHARD ISERT

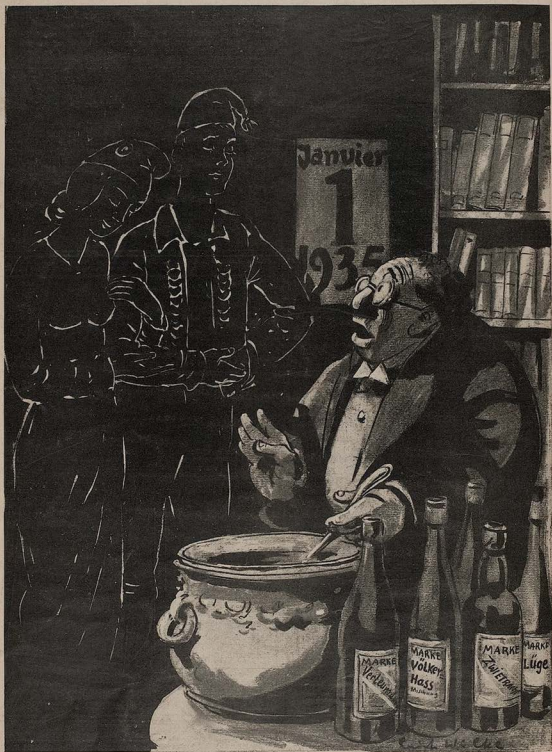
PAN
CHROMATISCHE
FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

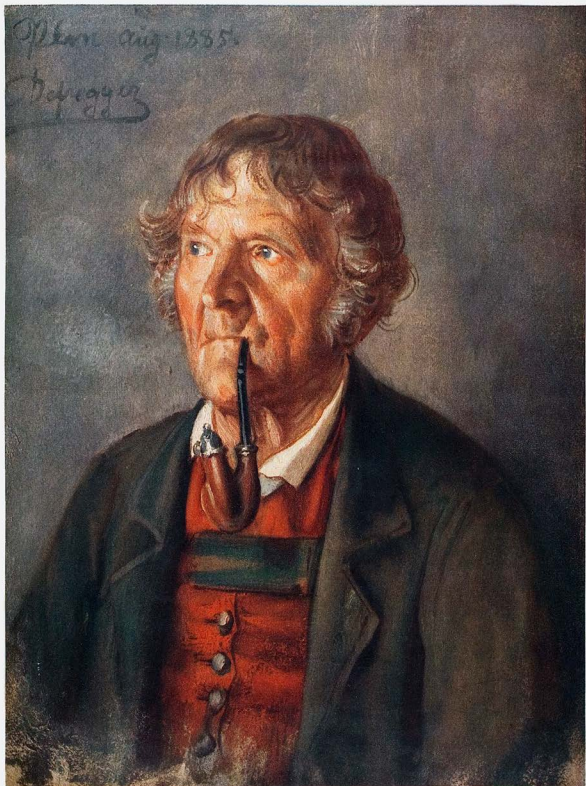
Die kleine FotoBücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Alptraum eines Separatisten in der Neujahrsnacht

Erich Wills



„Um Gotteswillen — die zwei werden doch nicht“





Masken

Bold

EIN ZWISCHENFALL IN NEUYORK

VON SIGISMUND VON RADECKI

Wenn ein Deutscher mit Hochschuldiplom nach Amerika kommt, glaubt er unbedingt, daß er mit Teilerwerbungen anfangen müsse. Das ist ein Vorurteil. Ich, zum Beispiel, bekomme sogleich eine tadellose Anstellung als Erdarbeiter in Crystal Springs, Kalifornien. Laut Kontakt mußten wir eine Kalamität in einen lachenden Orangenhain umwandeln und hatten deshalb täglich Schieferereien um die Bewässerungskanäle. Da kein Kino in der Nähe war, saßen wir abends um das Feuer und erzählten uns Geschichten. Unser Vorgesetzter trug als Kopf ein poliertes Straußenei mit Umhängbart und Brille und hieß „Der Professor“. Seine Geschichten hatten den Fehler, daß zum Schluß immer eine faulstichige Moral zum Vorschein kam, wovon wir uns genötigt sahen, ihn mit Lästlichkeiten zu bedröhen. Er schwur, sich zu bessern, holte sich eine Zigarette vom Hdr, strich sich den grauen Bart und legte los: — Erd mal still, hört mal zu. Kann sein, daß einige von euch im Hdrn waren und dort einen gewissen Washington Emith kennengelernt haben? Nicht? — Nun, ich habe ihn jedenfalls kennengelernt, und zwar an einem Ort, dessen Erdohebung hier überflüssig ist.

Also dieser Washington Emith schlendert eines Tages in Menoet umher und ärgert sich. Dabei hat der Mann eine gutgehende Blusenfabrik in der 136. Straße, deren Jimprimärstoffe das Entwürfen der Menschheit südlich von Kanjas waren, — soweit diese noch nicht von der Psychoanalyse angegriffen ist. Mein Washington sprach wiederlich die Straßen entlang: ein Haus ist genau wie das andere, unterschieden bloß durch die Nummer.

Das rote Meer der Autos bleibt stehen und teilt sich vor dem Policeman: ein Wagen ist genau wie der andere, wenn bloß nicht die Nummer wäre. Er schaut auf den schaukelnden gelben Fluß der Strohhüte auf dem Trottoir: ein Mensch ist genau wie der andere, jeder mit seiner Nummer im Telefonbuch. Und endlich spiegelt er sich vorübergehend in einem Schaufenster und sieht — auch er Washington Emith, 136. Straße 97, ist genau so wie die anderen: energisch, glatt-rasertes Gallett-Kinn, wasserblaue Augen, aufsen und innen.

Da ergriff diesen Washington Emith eine große Verzweiflung, denn es war ihm, als ob er gar nicht da wäre und alles ein Traum sei, wie im Kino. Er wollte einer Gelddrofche, sagte „136, 97“, fuhr tiefinnig nach Hause, hielt dem Chauffeur einen fünfzig-Dollar-Schein hin und las dabei mechanisch die Nummer der Banknote ab — D 0577 80104 K. Und ohne das Wechseln abzuwarten, ließ er hinaus in sein Fabriklaboratorium, verschloß die Tür und dachte nach.

Jungens, es gibt mancherlei Art, wie sich die große Verzweiflung äußern kann. Ein Philippino läuft Amok. Ein Chinamann hängt sich vor der Haustür seines Todfeindes auf — good morning, Sir! Und ich kamme einen Kuffen in Alaska, der teant in solchen Fällen ein besonderes Gemisch aus Wacholderbeeren und hundertprozentigem Alkohol. Anders aber handelt der homo sapiens, Epesies reoborn American. Dieser Washington Emith starnte in den Abzug der Wesenlosigkeit, welche unablässig Eshemen produziert: Menschen, Autos, Panfretten dreißig Stück in der Sekunde,

wie eine Benbommaschine, und alle gleich. Alles fleh vor der Monotonie in die Enstafion, die doch bloß deren Rekehrseite war: gowendte Langeweile! Und hier hatte Emith plötzlich den ersten originellen Gedanken seines Lebens, denn er beschloß, die Einformigkeit dadurch zu bekämpfen, daß er sie ins Einmale vernehte. Langsam zog er eine weitere fünfzig-Dollar-note, genannt „hell-ticket“, aus der Tasche, teilte sie in sechzig Quadrate ein, und begann jedes einzelne mit dem Mikroskop exakt zu analysieren. Kurz, Mr. Emith, Besitzer einer gutgehenden Blusenfabrik, war auf dem besten Wege, sich seinen George Washington selber herzustellen...

Nach zehn Monaten seines unwiederbringlichen Lebens war Emith so weit, daß er eine kleine Privatinspiration in Panzerdrant liegen hatte. Und das war keine Schludrarbeit, wie von typographischen Dilettanten, wo der große George eine Treppennase hat und in der Straße andrehung regelmäßig ein paar Buchstaben fehlen, — nein, das war die endgültig erreichte Penitänz, oder „A ist gleich A“, wie man es in der Vogeln nennt. Was man nachmachen kann, kann nicht echt sein, murmelte Emith in grimmig, und druckte zum Schluß liebevoll zwei Dollarnoten aus, die er mit der gleichen Seriennummer versah. (Während seine Scheine sonst natürlich die verschiedensten Nummern hatten.) Er war stolz auf sein Werk, wie jeder wahre Künstler, und lebte nach Kräft, das heißt nach Beifall. So fleckte er sich denn die beiden falschen fünfziger in die Bierstafette, nahm seinen Hut, und schlenderte geradewegs zur Federal Reserve Bank. Dort ließ er sich bei der Experten-Abteilung für Falschgeld an-

melden, der Hochschling, Ein Mann mit Gilette: Kinn und weissenblauen Augen fragte nach seinen Wünschen.

„Mein Name ist Emith, Ich bin Besitzer der Blusenfabrik in der 136. Straße.“

„Mein Name ist Emith, George F. Emith“, gab der andere mit einer Verbeugung zurück. „Ehnen Sie, Mr. Emith, mein Geschäft ist ein Verbandsgeschäft. Ich erhalte täglich Postanweisungen und habe es mit seit dem Endebergs-Scandal zur Regel gemacht, die Nummern der Scheine notieren zu lassen. Gestern man erregte sich ein festerbarer Fall: in einer Auszahlung der Post befanden sich zwei fünfzig-Dollarscheine, welche die gleiche Nummer trugen; überzeugen Sie sich — D 0579 00104 K, und hier — die gleiche Nummer. Ich bringe den Fall hiermit zur Anzeige! Ich bitte, mir zu sagen, ob beide Scheine falsch sind oder nur einer, und woran ich die Fälschung in Zukunft erkennen kann... aus würde ich gern den Schaden ersetzt bekommen. Fünfzig Dollar sind auch Geld.“

Das alles sagte er so richtig aufgeregt — gekränkt. Aber als George F. Emith mit den Scheinen wieder zurückkam, waren sie beide aufgeregt.

„Wir haben die Scheine einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen, sagte der Experte. Der eine — dieser hier — ist die hervorragendste Fälschung, die es seit Erfindung der Banknoten gegeben hat!... Der andere Schein (sagte er geistesfähig) ist echt und gehört zu unserer normalen DK-Serie von 1931.“

Wurde fühlte sich Washington Emith so geschmeichelt, als sei ihm der Nobelpreis für Chemie und Krieg verliehen worden.

„Und woran erkennt man die Fälschung?“ fragte er bemüht.

„Ehnen Sie“, sagte der Experte, „hier nehme ich den falschen Schein, durchleuchte die Ecke rechts oben, und stelle mit dieser starken Lupe fest, daß der äußerste Anordnungsanläufer mit der bläulichen Seidenfaser nicht ganz parallel verläuft, während beide beim echten Schein — sehen Sie hier! — genau parallel laufen. Das ist übrigens der einzige Unterschied. Fabelhaft!“

„Verzeihung“, sagte Washington Emith in beleidigtem Tone, „aber sowohl ich die beiden Scheine auch vergleiche — ich kann keinen Unterschied finden!“

Er war wütend, wie alle Künstler auf ihre Kritiker. Kurzum, diese beiden Emiths gingen sich direkt an zu streiten. Der Blusenfabrikant steckt den „echten“ sorgfältig in die Brieftasche und suchte abschließend mit dem „falschen“ herum...

„Warten Sie mal“, rief der Experte, „ich habe Ihnen zum Ersatz für den falschen einen neuen fünfzig-Dollarschein gleich mitge-

bracht. Aus einer anderen Serie. Vielleicht wird Ihnen an diesem der Unterschied deutlicher.“

Und er zog ein drittes „hell-ticket“ aus der Tasche, entließ Washington seinen falschen Schein, schwenkte die beiden in der Rage des Sachmannes durch die Luft, klemmte den echten blitzschnell vor die Lupe und rief:

„Jetzt muß Ihnen der Unterschied doch klar werden! Ehnen Sie, hier — ganz parallel!! Das sieht ja jedes Kind...“

„Entschuldigen Sie, Mr. Emith“, sagte Washington eilig, ich stelle fest, daß Sie sich irren in den Scheinen vergiffen haben. Der, den Sie hier als Muster vorklemmen, trägt — überzeugen Sie sich — die Nummer D 0579 00104 K. Es ist der falsche!“

Hier schaute der Experte zögernd nach und wurde blutrot.

„Hm, tatsächlich...“, sagte er. „Aber Sie können mir als Sachmann glauben — die Ecke rechts oben, das ist der schwache Punkt... Bitte, nehmen Sie hier als Ersatz den echten fünfzig-Dollarschein. Den falschen behalten wir; er ist uns mehr als fünfzig Dollar wert. Und schließlich ist die Post ja eine Staatsinstitution. Es hat mich sehr gefreut, Mr. Emith. Sie haben der U.E.A. einen Dienst geleistet!“

So floh man mein Washington, zufrieden pfiesend, die Mannesstiege hinunter. Denn schließlich kann nicht jeder Banknotenfälscher

von sich sagen, daß er sein Ehren diplom von der Staatsbank habe. Er sah eine rosig Zukunft vor sich. Er fühlte sich jetzt wirklich als was anders. Nun konnte seine Anti-Dollarskampagne beginnen. —

George F. Emith hingegen in der düstersten Gesinnung zurück. Dieser Blusenbändler hatte ja tausendmal recht: da war nicht der geringste Unterschied, und die Fälschung bloß an der Gleichheit der Nummern zu erkennen! Er, der Experte, war einer Autostuggestion zum Opfer gefallen — denn einer mußte so falsch sein! $A = A$, was konnte man dagegen machen? Wre konnte den unbekanntesten Hersteller „Mr. X.“ daran hindern, ganze Wagenladungen aus dem Markt zu werfen? Die Kriminalpolizei gewiß nicht, denn eine Intelligenz wie Mr. X. hatte selbstverständlich seine Druckpressen längst vernichtet... George F. Emith sah bereits den stolzen Turm der Federal Reserve Bank stürzen wie einen angestrichenen Scheiterhaufen. Er sah den Wirtschaftskörper der Nation durch eine furchtbare Infektion von Geldbakterien gefährdet. Und er beschloß, auf eigenes Risiko zu handeln. Der einzige Anhaltspunkt war dieser hochanständige Blusenfabrikant — ein Führer, die wohl kam zu dem Mr. X. führen konnte. Und hatte man Mr. X., wie wollte man ihn bezeugen, daß seine Banknoten falsch seien? Der konnte ja ebenjagst seinerseits die Federal Reserve Bank wegen Ausgabe falscher

Banknoten anklagen! Innerhalb beschloß der Experte, Mr. Washington Emith „zufällig“ näher kennenzulernen. Denn hier konnte man sich nicht an Scheine, sondern nur an Menschen halten.

Diese Nacht aber hatte er einen schrecklichen Traum: daß die beiden fünfzig-Dollarscheine falsch waren. Daß alle falsch waren. Daß kein Mensch mehr zwischen echt und falsch unterscheiden konnte, nicht einmal der Präsident der Vereinigten Staaten. Und daß ganz Gruppen meegens aufbrachten und schnell nachbrechen, ob noch $2 \times 2 = 4$ war...

Mein Washington Emith aber spazierte derweil in der Stadt herum wie ein Napoleon im Jockey. In der Brust sprach eine Stimme: „Ich bin der berühmte Washington Emith, der die Monarchie dieses Landes zur Kaiserzeit steigert. Jetzt wollen wir mal sehen, wie bunt das Leben ist!“ Und er brachte in Bars, auf Zufußplätzen, auf der Börse gewissermaßen Geld in Zirkulation, bis er endlich einer jenseitigen Hofburg von Chalet-Theater begabte.

Der andere Emith jedoch, der Experte, spionierte dem Napoleon ganz unauffällig nach. Im „Quiet Corner“ war laut gewaltigem Inferno zur Zeit das a-s-Rascheln New Yorks. Der einem Partiere von Jolinderbüten vollführte ein



Die Leserin

H. Mayrhofer-Passau



Der Nachtwächter

Karl Spitzweg

Mirrers Turnübungen mit einem Aluminiumgefäß. Zwei Hände griffen nach einem Cocktail, stießen mit den Ellbogen an und erkannten sich.

„Hallo, Smith“, rief der eine, „auf Ihr Wohl! Das heißt auf meines: gratulieren Sie mir, ich bin verliebt!“

„Ich gratuliere nedderfüllt“, erwiderte George F. Smith. Verliebt sein, heißt blind sein wie Homer: vor lauter Ehen! Leider hindert

mich mein Beruf als Banknoten-Experte daran. Mir laufen so viel Falschstücke durch die Finger, daß ich auch den edelsten blauen Augen mißtraue...“

„Nicht ich, Sie sind blind“, unterbrach Washington strahlend, „und zwar vor lauter Vorwitz. Wie, um Himmels willen, wollen Sie die Lüge erkennen, wenn nicht an der Wahrheit? Und, sehen Sie, Smith, ich liebe die Wahrheit! — besonders, wenn sie mir als Schönheit entgegentritt — ah, da kommt sie

ja!... Darf ich Sie mit Miß Hopkins bekanntmachen?“

Eine Göttin mit elektrischen Eisaugen wandelte durch die diversen Goldkammer des Pokals. Die beiden Gents sprangen von den Hockern und süßten Miß Jennie Hopkins an einem Tisch. Sie war ein ewigglühend realisierter Traum und sprach von einem Perlenkoller, das sie in der 5. Avenue gesehen hatte. Sie hatte einen Mund, um den man jeden Bissen beneidete. O, sie war unbefürchtlich anmutig.

Sie liebt ihn nicht, dachte der Experte, denn er hatte festgestellt, daß Miß Hopkins seuchen heimlich durch die Nase gähnte. Und hier durchblühte ihn, George F. Smith, der vielleicht erste originelle Gedanke seines Lebens: Möglicherweise, wie er feststellen konnte, ob Washington Smith lediglich blühen, oder auch noch etwas anderes fabriziert hatte.

„Nun?...“, fragte Washington Smith, als Miß Hopkins wieder gegangen war.

„Sie ist traumhaft schön, nur...“

„Aha, das beruhigt Sie! Smith, ich bin ein Mann der Wahrheit — sagen Sie mir die Ihre!“

„Aufrecht ungern. Ich bin Banknoten-Experte. Eine Banknote erhält sich durch den Glauben, daß sie Wert hat. Schönheit erhält sich durch den Glauben, daß sie in Güte oder Wahrheit, oder nennen Sie's, wie Sie wollen, einverleibbar ist. Beides sind Scheine — Wert scheint! Solange ich Miß Hopkins nicht unter die Lupe nehmen kann, bin ich von Verunsicherung zum Zweifel verpflichtet.“

„O, aber das läßt sich ganz leicht machen“, rief Washington Smith mit entschlossenen Ausdruck. „Ein Glaube, der für seine Wahrheit Angst hat, ist keiner. Ich behaupte, daß Sie sich wieder mal irren, und daß diese Frau bis ins Innerste echt ist, denn ein Engelsantlitz kann nicht mit jeder Faser lügen! Prüfen Sie Jennie Hopkins als Experte!“

„Das kann ich nur, insofern ich wirklich Experte bin, das heißt als Banknotenfachmann.“

„Nun also: erklären Sie eine Summe Geldes, die Miß Hopkins erhält, mit Ihrer ganzen Autorität für falsch — und nehmen Sie ihre seltsame Reaktion unter die Lupe.“

„Ja, aber... große Geldsummen, die hier allein in Betracht kämen, schwören nicht so ohne weiteres in der Luft herum...“

„Ein Kinderspiel. Ich hängte Miß Hopkins den Betrag für das Perlenkoller aus der 5. Avenue ein — und Sie weisen ihr als Experte nach, daß die Scheine sämtlich gefälscht sind.“

„Und nachher“, meinte der Experte, „erklären wir dann das Ganze für einen Scherz, haba!“

„Haha, ansgeszeichnet!“

Und Washington Smith schob dem Mirer grinsend einen Fünfzig-Dollarchein als Bezahlung zu.

Als die beiden Mr. Smith das nächstmal mit Miß Hopkins zusammenkamen, harre über eine Überraschung. Denn Miß Hopkins trug das Perlenkoller bereits um den schönen

Hals und die Rechnung in der Bilderratsche. Daher war sie so süß und anmutig wie noch nie, überall die beiden Herren in ihrer Begleitung das blasphemischste Experiment eigentlich ausgeben wollten. Allein sie reichte Washington Smith mit einem entsetzt ängstlichen Blick die Rechnung.

Dieser erwiderte sich auf die Höhe der Situation. „Hier ist das Geld, Väterchen“, sprach er mit hingereiftem Blick und legte mehrere Bündel Banknoten auf den Tisch.

Eine leichte Röte zog über das Antlitz der Göttin. „Sehen Sie, wie gut er ist, Mr. Smith“, sagte sie mit glücklichen Lächeln. „Ich verschwendetisches Kind habe so etwas gar nicht verdient...“

„Wie sehr du es verdient hast, wird dir George S. Smith gleich auseinandersehen. Bleibe, — denn ich muß für einen Moment fort, um meinen Brocken einen Zip durchzugeben. Auf Wiedersehen!...“

Und Washington Smith ging, blieb aber hinter der Tür stehen.

Der Experte sagte wie aus automatische-fachmännischem Interesse nach einem der Geldscheine, dann nach einem zweiten, dann, ganz schnell und hastig, nach vielen hintereinander.

„Was haben Sie, Mr. Smith?“ fragte Jüdel. „Ihre Beglieder nach dem Betrachten von Banknoten scheint unerfährlich.“

„Mr. Hopkins, darf ich Ihnen einen Rat geben?... Zahlen Sie dieses Geld nicht Ihrem Juwelier!“

„Ja, warum denn nicht?... Er ist sowieso schon sehr ungeschicklich.“

„Deshalb, weil Sie dadurch in die furchtbarste Gefahr geraten. Das Geld ist — — ist falsch, Mr. Hopkins.“

„Wieso falsch? Was hat es mir doch eben gegeben...“

„Leider.“

„Ja, halten Sie ihn denn für einen Fälscher?“

„Ich halte gar nichts. Ich konstatiere bloß als Fachmann, daß diese Banknoten sämtlich gefälscht sind, und daß es sehr selten einen Zufall nicht gibt, der einem Menschen 50 000 falsche Dollar auf einmal in die Hände spielt.“

Hier wurde Mr. Hopkins lebenslang und ihre zwei blauen Augen starrten schwarz vor Jern auf das Geld. Sie ging auf und ab. Jetzt blieb sie stehen. Jetzt bummelte brachte sie herbei:

„Dieser... dieser... gemeine Schuft. Und mich noch zur Verbreitung zu benutzen! Ja, glaubt er denn wirklich, ich hätte jemals für sein Gewinnsel was übrig gelassen?... Jetzt weiß ich, warum er mir den Anfang an so unsympathisch war!... Mr. Smith, ich kann noch in Unannehmlichkeiten geraten, ich verlasse auf

der Stelle das Haus; ich will mit dem Verbrecher nichts zu tun haben... Sie sind mein Feind!... Gott, wer zählt mir jetzt mein Kollier!...“

Und Mr. Hopkins brach in absolut echte Tränen aus. Ein Anblick, der gewissermaßen grausig war.

„Verzeihen Sie, Mr. Hopkins“, griff jetzt der Experte hastig ein. „Sie sehen mich verwirrt und schuldbehaftet! Ich habe mir einen dummen, alten Berufschmerz erlaubt. Selbstverständlich sind die Scheine völlig echt! Ich sage das als Gentleman und als Experte. Ich mache diesen Scherz zuwollen, um zu zeigen, wie wertvoll unsere Überwachungsarbeit im Grunde ist. Aber hätte ich geahnt... bitte, bitte, seien Sie nicht böse!...“

Hier brach Mr. Hopkins in ein künstliches kleines Lachen aus und ordnete sich das Haar.

„Schämen Sie sich! Eine Dame so zu erschrecken!... Also sind sie wirklich echt? Und Was ist O.K.? Na, dann ist ja alles gut...“

Und sie öffnete ihre Bilderratsche, um die Scheine hineinzu legen.

„Moment!“ sagte Washington Smith, der jetzt gleich ins Zimmer trat. Er sah wie ein Napoleon aus, der sein Inkognito abstreift.

„Mr. Hopkins, Sie sind zu leichtgläubig. Sie demastieren sich dadurch. In der Alternative „Washy darling“ oder der „gemeine Schuft“

zu sein, entscheide ich mich unbedingt für das Letztere — für die Wahrheit! Ich habe das Vermögen, Ihnen, Mr. Hopkins, zu eröffnen, daß Ihre brillante Wit von vornherein richtig war — so sehr berechtigt, daß ich sie mir noch lange andauernd wünsche! Also hören Sie: jawohl, Mr. Hopkins, die Scheine sind ebenso täuschend auf echt gemacht, wie Ihr Gesicht, Ihre Worte, Ihre Güte, Ihre und sonstigen Körperteile. Sie haben sie sich redlich verdient. Und mir liegt an den miserablen Papierstücken ebensowenig, wie an Ihnen, Mr. Hopkins.“

Hier stürzte George S. Smith beschwörend auf den Rajenden zu:

„Aber nein doch! Die Scheine sind ja wirklich echt — Sie wissen ja nicht mehr, was Sie reden —“

„Ach was, Sie Trottel, Sie Experte — die Scheine sind ausgedruckt 136, Straße 97, in meinem Laboratorium! Dort finden Sie die Pressen...“

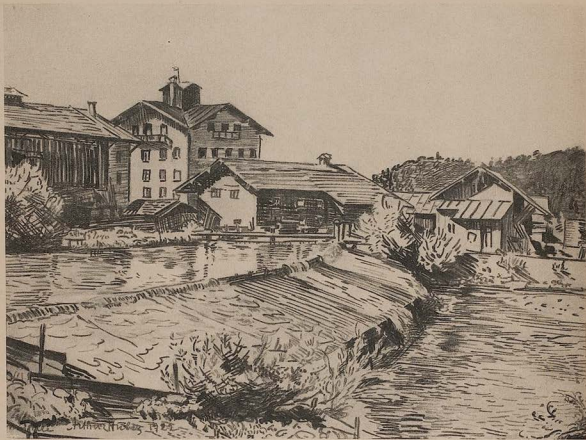
Hier entstand ein kleines Schweigen.

„Mr. Smith“, sagte der Experte steif, „in meiner Eigenschaft als Beamter der Federal Reserve Bank erkläre ich Sie für verhaftet wegen Banknotenfälschung. Nein... lassen Sie das... das Haus ist ungesund. (Hier log er.) Und Sie, Mr. Hopkins, bitte ich vielmals



Südliche Kleinbahn

Josef Hegenbarth



Das Wehr

A. Huber

um Entschuldigung! Sie haben jetzt die endgültige Wahrheit gehört — über die Echeine.“

Als der Erzähler geendet hatte, riß einer der Burfchen einen ausgeglühten Knüppel aus dem

Feuer, schwang ihn durch die Luft und tief drohend: — Professor, die Geschichte hat ja doch eine Moral!...

Ein anderer aber begann schlau zu grinsen und sagte: — Professor — du sagtest doch

vochin, daß du den Washington Smith kennen gelernt hast an einem bestimmten Ort — also den Ort möchte ich nicht kennenlernen, ich nicht!...

Und dann gingen wir schlafen.

VERNICHTUNG DER STÄDTE

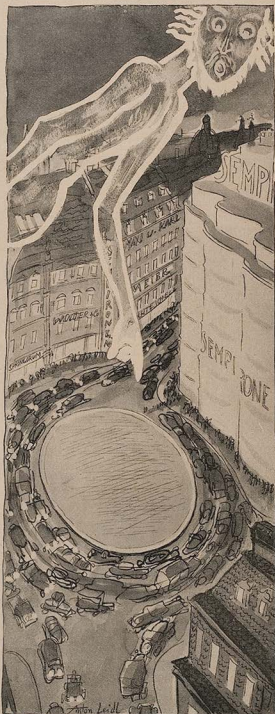
Du Stadt bist ohne Heil, von Gott geschlagen.
Deine Tage sind stinkend, deine Nächte bitter und kalt.
Die sich durch deine steinernen Schluchten tragen,
geboren werden, verfaulen und sterben auf bösem Asphalt —
unselige Menschen, die in dir wohnen —
sind arm und alt.

Bald aber birst die Rinde deiner Straßen.
Schon bricht die Landschaft auf zu großem Sturm.
Berg rollt um Berg heran, uralte Winde rasen,
und Wasser zerren wild an deinen Mauern.
Dann bleibt kein Bau von dir, nicht Dach noch Turm.
Der Häuser dumpe Sarkophage müssen fallen,
verstürzen deine Paläste, deine Kirchen, Fabriken und Hallen.
Erde, nur Erde wird sein wie vorzeiten,
über dir wuchern und wachsen, endlos sich breiten
und dauern.

Wolfram Brockmeier

Dr. Ritters Geist

Anton Leidl



„Fort von dieser entsetzlichen Insel — und hinüber in das traute Idyll einer europäischen Verkehrsinsel.“

HEIMLICHE GRÜSSE

Illustriert von Rube,

Das Landstädtchen hatte seine Senation: ein Zirkus war angekommen. Einer von den wenigen ganz kleinen, wie sie zuweilen noch von Stadt zu Stadt ziehen.

Am Mittag hatten mehrere Pferdchen die Wägen über den Marktplatz gezogen, die breite Birkentallee hinaus zur großen Wiese, die von der Dehörde dem fahrenden Volk jeweils als Lagerplatz angewiesen wurde. Bald darauf ritten zwei als Herolde gekleidete Artisten durch die Straßen, schmetterten mit Fanfaren, und kündigten an, daß abends acht Uhr die „Eröffnungs-Gala-Vorstellung“ stattfinden werde.

Um sechs Uhr war auf der Wiese bereits das hohe Seil gespannt und eine kleine Manège errichtet.

Der Kangleitatz Pantroz Einforg, ein alternder Junggeselle, ging jeden Tag nach Dienstschluß den gleichen Weg: über den Marktplatz, die Birkentallee entlang, dann über die große Wiese, und ein Stückchen die Straße hinaus. So auch heute.

Bei den fahrenden Leuten blieb er stehen. Eine alte Erinnerung überkam ihn. Als kleiner Bub hatte er eine einzige Sehnsucht: in so einen Wagen durch das Land zu ziehen.

Lange sah der Kangleitatz zu. Die Artisten bauten gerade die Eisbahn auf. In der Manège stand eine junge, schlankte Frau mit einem ärmellosen, engen Kleid, und strahlte Sägmehl in den kleinen Kreis. Wenn das übermäßig wallende helle Haar immer wieder in die Seiten fiel, warf sie mit leichter Bewegung den Kopf in den Nacken. Als Einforg sich unwillkürlich durch die zahlreichen müßigen Zuschauer drängte, sah ihn die Frau mit



großen Augen an. Beinahe unwillig wandte er sich um und ging den allgewohnten Weg weiter. Sonderbare Gedanken waren in ihm.

Abends saß der Kangleitatz auf einem der besten Plätze im Zirkus. Ungeduldig wartete er, bis sich die üblichen Darbietungen abgespielt hatten. Als vorletzte Nummer — den Abschluß der Vorstellung sollte das Bestreben des hohen Seiles bilden — hieß es: „Frau Direktor reist die hohe Schule.“ Und dann kam die junge, schlankte Frau, im schwarzen Jackett und mit streifen Hut, und ritt, daß die zahlreichen Zuschauer sie gebührend bewunderten. Als die Frau vor dem flatternden Publikum lächelnd den Hut zog und ihr Haar in dem flimmernden Licht wie reifer Goldregen ausfiel, da klappte sogar der Kangleitatz Einforg und schrie laut „Bravo!“

Nach kurzer Pause erschien die Frau noch einmal, gewissermaßen als Zugabe. Nun trug sie eine schmucke Kofatzenmütze und ritt ein kleines, wildes Pferd. Mit angehaltenem Atem sah die Menge zu, wie die Reiterin sich im Galopp rücklings an der Seite des Pferdes herunterließ und, mit einem Fuß im Bügel hängend, ruck um die Manège geschleift wurde.

Als Einforg sah, daß die Frau bei den Künstlern am hohen Seil unbeteiligt war, entfernte er sich noch vor Schluß der Vorstellung von dem erleuchteten Platz.

Es war eine warme, schöne Nacht. Der Glitzer hing vollblühend in den Büschen.

Hinter der Wiese gings bald hügelan. Von der Anhöhe aus hatte man am Tage einen schönen Blick über das Städtchen. Jetzt, in der Dunkelheit, wars recht einsam hier oben. Spärlich leuchteten die Lichter der Stadt herüber. Der Kangleitatz setzte sich auf eine Bank und sah lange in das Lager der Artisten hinein. Die Vorstellung war mittlerweile zu Ende gegangen; die Zuschauer hatten sich zerstreut. Es wurde ganz still.

In zwei Wägen brannte noch Licht. In dem Wagen schlafen die Artisten, dachte Einforg, und dort wohnt wohl der Besitzer mit seiner Frau. Jetzt werden sie ihre Einmache zählen, noch ein wenig plaudern, dann werden sie sich schlafen legen...

Der gelbe Schein in der Artistenwohnung leuchtete plötzlich.

Einforg starrte immerzu in das einsame Licht des großen Wohnwagens. Er, der Kangleitatz Pantroz Einforg, der selbst in seiner Jugend nichts für Frauen übrig gehabt hatte, dachte an die junge Reiterin, er sah ihre federnden Bewegungen, ihr übermütiges Haar, ihre großen, dunklen Augen...

Ein warmer Wind strich über die Höhe hin und brachte einen Hauch Glitzer mit. Langsam erlosb das Licht der Manège und ging bergab. Als er in die Birkentallee einbog, blieb er nochmal stehen und sah sich um. Das Licht brannte und brannte, — —

Auch am nächsten Abend war der Kangleitatz im Zirkus. Die blonde Frau ritt und wabte wieder durch die Manège und beantwortete den Beifall der Zuschauer mit Lächeln und girlichen Handbewegungen.

Nach der Vorstellung geht Einforg wieder auf die Anhöhe und sieht in das gelbe Licht. Diesmal verlißt es bald. Müde macht sich der Kangleitatz auf den Heimweg. Als er an einem Fliederstrauch vorbeikommt, reißt er mit hastigen Händen die blühende Pracht ab, geht in der Dunkelheit vor die Tür des großen Wohnwagens, und legt den Busch leis auf die Treppe. Dann sieht er sich um wie ein Dieb und läuft weg.

Tage darauf kündigen die Herolde an, daß abends die Abschiedsvorstellung stattfinden müsse, weil die Truppe Ende der Woche schon in der Nachbarstadt aufzutreten werde.

Und wieder saß der Alte nach der Vorstellung auf der einsamen Höhe und sah zu dem Wagen hinab, bis das letzte Licht erlosch. Dann stand er auf und ging lange über die schwelgenden Felder. Drüben, jenseits der anderen Hügelkette, waren große Pachtgärten. Einforg wußte, daß in einem davon ein früher Goldregen aufgeblüht war. — Zwei Stunden später legt der Alte heimlich mit zitternden Händen einen riesigen Strauß vor die Tür des Wagens. Ein unendlich schönes, niegetamtes Gefühl ist in ihm.

Am nächsten Morgen, stundenweit vor der gewohnten Zeit, verließ Einforg seine Wohnung und ging langsam durch die noch schlafende Stadt hinaus zur Wiese. Dort war man



schon fleißig gewesen. Das hohe Seil, die Masten und Bankreihen waren verschwunden. An der Stelle der Manege lag noch eine dünne Schicht Sägmehl über dem grünen Rasen. Die Pferde standen gesichert vor den fertig gepackten Wägen. Aus dem Kamin des großen Wohnwagens trauerte dünner, blauer Rauch.

Die Frau kam frisch und jung über die Treppe, nahm eines der Tiere beim Zügel und liebkoste kästlich den Hals.

Schon ging Einsieg vorbei und die Etage hinaus, auf der die Wagen nun fahren muß-

ten. Bald kam auch die kleine Karawane und überholte ihn. Weit trat er an den Straßenrand, als die Pferdchen munter vorbeistrabten. Die blinde Frau stand gerade an einem Fenster des Wagens und sah in den hellen Morgen hinein. Und vor ihr, in einer bauchigen Vase, blühte und leuchtete die verschwundene Pracht eines frühreifen Goldregens.

Ein glückhafter Schauer überkam den Alten. Das war sein Goldregen. Sie hatte ihn nicht verschmäht.

Als Einsieg grüßend den Hut zog, sah ihn die Frau erschaut an. Dann lachte sie und

winkte ihm mit ihrer zierlichen Hand lange nach.

Der Kanzleirat blieb unbeweglich stehen, bis die Wagen hinter einer Etappenbiegung verschwunden waren. Dann ging er langsam zur Stadt zurück.

Es ist etwas Sonderbares um die Menschen; um die salzenden und um die seßhaften.

In diesem Morgen kam der Kanzleirat Pankraz Einsieg zum erstenmal in seinem langen Leben zu spät zum Dienst. Es fehlten ganze zehn Minuten.

PFLÜGE DURCH DIE STADT

Von Maximilian Quenel

O reitet, braune Knechte, sonder Eile
die ackermüden Tiere durch die Stadt,
damit der Blick auf euren blanken Eisen weile,
das seine Furchenarbeit nun beendet hat.

Noch dampfen grau die Leiber eurer Pferde,
die Pflugschar zittert, und es löst sich bald
aus dem Gerät ein Krümlein Ackererde,
das niederrieselt zum Asphalt.

Die Hufe klappern, träge schweippt die Leine,
ihr aber zieht mit zügelfester Hand
durch unser Labyrinth verstaubter Steine
wie eine Karawane aus gelobtem Land.

Nun hat der Horizont euch aufgenommen.
Wir stehn im Lärm verronnen still; da ist statt Not
ein gelbes Weizenfeld uns in den Sinn gekommen,
gleichwie von ungefähr, und Duft von frischem Brot.

Vorsicht

Dieser Tage fahre ich von einem kleinen mährischen Grenzort nach Wien zurück.

Mir gegenüber sitzt zwischen Handgepäck jeglicher Art, eine ländliche Jungfrau.

An der Grenze erscheint der Zollner, untersucht flüchtig das Gepäck und will schon gehen, als er eine unter der Bank stehende Pappschachtel erblickt.

„Wem gehört die Schachtel?“ erkundigt er sich.

„Profum, ist den meinige!“ sagt die Jungfrau.

„Was ist drinn?“

„Sie mir drinn!“ haucht die Jungfrau, den vielfach vernoten Bindfaden aufknüpfend.

„Geb'n S' nur her!“ nimmt der Zollner die Schachtel, die bis obenhin angefüllt ist mit neuer Kinderwäsche.

„Wodann“, stürzungelt er, „alsdann, des is bei Jhna mir... Möchten S' mir vielleicht voo'singen, was des is?“

„Kinderwäsch!“ flüstert die Jungfrau.

„Des sieh i, daß kane Quaregen net fan... Aber de Wäsch is neu, de müass'n S' ver-zollen!“

„Profum“, versetzt die Jungfrau, „g'hört Wäsch für Kinde!“ „Und wo ist das Kind? I sieh fan'el!“

„Ich bitt ich schenstns, ich fahre ich nach Wien in Dienst!“



Der Eremit

H. v. Gumpenberg

„Was hat des mit der Kinderwäsch z' tun?“ funkelt der Zollner die Jungfrau streng an.

„Ich bitt ich sehen“, erwidert die Holde, „hab ich mir halt mitg'nommen... Aus unsrer Ort sind schon so viel Mädl g'weßt ins Stadt in Dienst — und — ich bitt ich schenstns — sie noch jede mit klane Kind zurrückkummen!“

H. K. B.

Verehrung

Als Peter der Große in Paris die Kirche der Sorbonne besuchte, umarmte er die Statue des Kardinals Richelieu und rief:

„Großer Mann! Wenn du zu meiner Zeit gelebt hättest, so hätte ich die die eine Hälfte meines Reiches gegeben, um von dir zu lernen, wie ich die andere Hälfte zu regieren hätte!“

Zweierlei Wirkungen

Das Hoforchester Ludwigs XIV. spielte eines Abends das „Miserere“ von Lully. Der König kniete nieder und zwang auf diese Weise die ganze Hofgesellschaft, sich gleichfalls niederzulassen. Nach beendeter Musik fragte der König den Herzog von Grammont:

„Wie finden Sie das Miserere?“

„Wunderbar weich für die Ehren, Majestät“, erwiderte der Herzog, „aber entsetzlich hart für die Knie!“

Schenswürdigkeiten starren dich an:

Von John K. Newnham

Als ich unlängst auf dem Bahnhof Tante Agnes, die für acht Tage aus der Provinz zu uns nach London gekommen war, Abschiedsgüsse zunkte, war ich von ihrem Aufsehen allzu erschöpft, um auch nur einen Satz der Erleichterung auszusprechen. Denn Tante Agnes gehörte zu jener Art von Besuchern, die fest entschlossen sind, in der Großstadt etwas für ihre Bildung zu tun, und zu diesem Zweck mit einem festgesetzten Programm ankommen. „Wie können wir so schnell so lange in London bleiben“, erklären sie jegleich, „und wir haben uns eine Liste der Schenswürdigkeiten aufgesetzt, die wir unbedingt erleben wollen.“

Der durchschnittliche Großstädter empfindet zunächst ein Gefühl des Entsetzes, die Wunder der Großstadt jemandem vorführen zu dürfen, der sie nie gesehen hat, und während der ersten zwei Stunden oder vielleicht auch ein wenig länger kann er sie mit Unschuldsgängen betrachten und das Entzücken seines Gastes bei jeder neuen Sensation teilen. Aber dann beginnen ihm die Füße weh zu tun und er wird sich eines dumpfen Schmerzes zwischen den Schulterblättern bewußt. Und schließlich schlägt er „ein ruhiges, kleines Lokal, wo man ungestört sitzen und gemütlich plaudern kann“, vor.

Doch dieser Vorschlag wird kaum je mit Begeisterung aufgenommen, da die Leute nicht aus der Provinz nach London kommen, um sich ein ruhiges, kleines Lokal, wo man ungestört sitzen und gemütlich plaudern kann, anzusehen. Die Provinz hat keinen Mangel an ruhigen, kleinen Lokalen und auch nicht an gemütlichen Plaudereien.

Als Tante Agnes aus vergangener Woche besuchte, zeigten wir ihr daher die Bank von England, den Zoo, das Parlament, die Schrekenkammer, das neue Gebäude von Scotland Yard und das Hundehotel in Battersea. Aber nichts davon machte auf Tante Agnes Eindruck. Sie wollte etwas für ihre Bildung tun. So verbrachten wir einen halben Tag im Britischen Museum und einen halben Tag im Naturhistorischen Museum in South Kensington.

Das, so dachte ich, während ich am Abend meine Füße in Sodawasser badete, sollte ihr genügen. Aber es genigte durchaus nicht. Ihr Magenappetit war erst erloschen. So ging ich am nächsten Tag mit ihr ins Weltkriagsmuseum und in die Victoria- und Albert-Ausstellung. Ich hatte keine Ahnung gehabt, daß es in London so viele Museen gebe — und

Tante Agnes entdeckte fortwährend neue und solche ganz spezieller Art. Es hätte mich nicht überrascht, plötzlich von einem Museum zu erfahren, das ausschließlich der Schaustellung berühmter Eisenbahnfahrkarten oder von Kaspernspielchen berühmter Männer gewidmet gewesen wäre.

Das Reale Museum müßte ein großes, gut gelüftetes Gebäude mit teppichbezogenen Fußböden, zahlreichen bequemen Stühlen, nur wenigen Schaufläken und überhaupt keinen Aufsehern sein. Denn diese haben es mir besonders angetan. Welcher Art das Museum auch immer sein mag, stets bin ich mit ihrer lauernden Gegenwart bewußt und stets sinne ich darüber nach, woran diese erst dreinblickenden

hält. Man wähle sich ein Gemälde, vorzugsweise ein solches gegenüber einer Bank in der Mitte des Saales, und gehe an ihm einige Minuten hin und her. Dann ziehe man sich von ihm zurück, setze sich und betrachte das Bild lange mit einem geschlossenen Auge. Dies wird die Aufseher davon überzeugen, daß Sie wissen, worauf es ankommt, und Sie werden weiterwandern, um jemand anderen anzulustern. Dann schleife man das andere Auge und betrachte so das Bild. Schließlich wird man hierbei beide Augen geschlossen halten und erst durch die Mitteilung des Aufsehers, daß es fünf Uhr nachmittags und Zeit, nach Hause zu gehen, geworden ist, in die raube Wirklichkeit zurückversetzt werden.

Eine solche Taktik geht freilich in einem historischen Museum nicht an. Fürs erste gibt es dort nur sehr wenige Bänke und die Stühle sind gewöhnlich schenkwürdigen und demnach durch Eide von Publikum abgesperret. Auch enthält ein historisches Museum eine gewaltige Zahl kleiner Objekte in Glaskästen und, um sie alle zu sehen, muß man von Coal zu Coal stürmen. Die interessantesten Schaufläke befinden sich gewöhnlich im untersten Fach.

Auf allen Bieren und den Kopf zur Seite biegend, kann man dann vielleicht aus einer in wässrigen Lettern gedruckten Aufseherliste erfahren, daß man einen „Thüringischen Rockschiffel aus dem fünfzehnten Jahrhundert — Schenkung Gräfin Klementine Unkants“ — in Augenschein nimmt. Und während man so kauft und darüber nachdenkt, wie Gräfin Unkants zu einem thüringischen Rockschiffel kam, ist es nicht unwahrscheinlich, daß jemand, sich von dem Gobelins an der gegenüberliegenden Wand wendend, über die Füße des nachdächlichen Besuchers stranchelt und den verblüfften Aufseher den Eindruck vermittelt, man wolle im Museum allerlei unziemliche Späße treiben.

Zu solchen Erkenntnissen gelangte ich, als ich mit Tante Agnes Londons Museen durchstreifte. Nachdem sie sie ebenso wie mich erschöpft hatte, war ich überzeugt, daß ihre Museumsbegeisterung einfach auf die natürliche Jüngung von Altertümern zu Altertümern zurückzuführen sei.

Dann sagt man mir, daß die jüngere Generation der Vergangenheit weit weniger Verehrung entgegenbringt, und ich blide daher zuversichtlich dem Besuche der achtzehnjährigen Nichte meiner Frau, Kitty, entgegen, die nächsten Monat nach London kommt. Unter einer Antiquität stellt sich Kitty einen Hut vor, der älter als sechs Wochen ist, und unter einem Kupferfläch versteht sie irgendeine ihr unbekannte Art von weiblicher Handarbeit.



Porträtstudie

Adolf Juiz

Männer wohl denken mögen — und insbesondere, was sie über mich denken. Außerhalb des Museums mag ich noch so unbefangenen und heiter sein, aber sobald ich eingetreten bin, geht mit mir angehängt der Aufseher sofort eine Veränderung vor.

Mein ehrlicher, kurzschliger Blick wird scharf und unselbst und meine zielbewussten Schritte werden zu einem furchtsamen Schleichen. Ich lasse meinen streifen Hut fallen und es piepelt über den parkettierten Fußboden mit einer Reihe von Plumpsen dahin, die wie ein Salat von einundzwanzig Kanonen klingen. Meine Schuhe, die bis dahin schweißige Dinger gewesen sind, entwickeln ein aufsteigendes Einzigsein.

In einigen der größeren Kunstgalerien ist es möglich, der Aufmerksamkeit der Aufseher zu entgehen, indem man sich wie der Kenner ver-

Aus der Schule

„Entz, was ist Alabaster?“
„Das ist der Mann mit den vierzig Nä-
beln!“

Das Auskommen

„Es ist heute wirklich schwer, mit seinem
Einkommen auszukommen.“

„Ohne sein Einkommen auszukommen, ist
noch schwerer.“ j. h. r.

Gesetze

Wlog ist vollstunten.

Der Bachmann schläft zu zur Wade.

„Wissen Sie nicht, daß es ein Gesetz gegen
Leinwand gibt?“

Erhöht Wlog:

„Man sollte lieber ein Gesetz gegen den
Durst schaffen!“ j. h. r.

Berechtigter Einwand

Mutter zu Tochter: „Was hast du denn
gegen den Affessor Müller? Aber seine Ver-
gangenheit ist nichts zu sagen und Zukunft hat
er doch auch!“

Tochter: „Aber seine Gegenwart behagt
mir nicht!“

Zahnschmerz

Der Steuerbeamte lobt den braven Steuer-
zahler.

„Erzählst er größlicher Zahnschmerz hatte,
ist er doch gekommen, seine Steuern zu be-
zahlen.“

Meint Munk:

„Mein Gott, was tut man nicht alles
gegen Zahnschmerz!“ j. h. r.



Der Grund

„Also Gräda, Sie müssen sich in bezug auf
Reinlichkeit die Lina von nebenan zum Bei-
spiel nehmen! Die badet noch jeden Abend,
bevor sie zu Bett geht!“

„Madam, das ist kei Wianner! Der ihre
Kiebbaber ist und Kaminseger!“

Schade

„Weiß kommt grün und blau geflogen.“

„Wie sieht du aus, Weiß?“

„Ich habe mich mit einem gestritten.“

„Wo?“

„Auf dem Opernplatz.“

„Kannst du auch nicht einigen?“

„Er wollte nicht. Ich wollte auch nicht
nachgeben.“

„Und da?“

„Da haben wir uns geprügelt.“

„War kein Schwamm in der Nase?“

„Doch.“

„Warum hast du ihn nicht gerufen?“

Meint Weiß:

„Das ging nicht. Das war doch der Schuh-
mann, mit dem ich mich stritt.“ j. h. r.

Kritik

Kitty geht ins Konzert.

Kitty ist begeistert.

„Der Forttrott ist fabelhaft!“

„Das ist kein Forttrott. Das ist das Erbe-
von Brahmsens sechster Sinfonie.“

Meint Kitty:

„Auch nicht schlecht.“ j. h. r.

Lebenslauf

Essen zwei zusammen.

„Wie geht es Ihnen?“

„Einmal ist man ganz oben, dann wieder
gleich ganz unten.“

„Was sind Sie?“

„Eftbo.“ j. h. r.

Bruchst
Dein

DIE KLIMM ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Verlagsdruck nach
Bildwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze
Serie von 170 St. für RM. 6.— franko

G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrstraße 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag in
einer vorzüglich ausgestatteten
Ausgabe zum Preise von RM. 2.70
erschieden.

Zu beziehen durch den Buchhandel
oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG.

MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art

Druckmaschinen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrstraße 10

Inserieren bringt Gewinn!



Schwachen Männern

liefert mächtige Pub-
likation Material und
kollagen

Severus Verlag

Bob Reichenhaff 536

ZEITUNGS-AUSSCHNITT

lieferst

A D R E S S E N

schreibst

WURFSENDUNGEN

erledigt

FÜR 518

ADOLF SCHUSTERMAN

RENNER, 77, JAHREHRE 2014, 1910 UND 1911

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANGEFORDERTE



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lesst den

Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzeit-
schrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag

Dr. Hanns Schindler

München NW 2

Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mil-
lionen von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Verlagsdrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrstraße 10

Zeitschriften lesen
heißt Anteil nehmen
am Aufbau u. Fortschritt.
Drum lest Zeitschriften

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben

ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach zentralen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 400 Seiten in Ganzleinen gebunden nur
RM. 2.25 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Eine Wette ohne Risiko

Ein Kutscher stieg vom Wagen herab und bat seinen Herrn, doch ein wenig die Zügel zu halten. Dann lief er zurück und suchte eine Strecke die Landstraße ab. Schließlich kam er wieder und stieg mit traurigen Gesicht auf seinen Boß. „Was hast du denn, Johann?“ fragte ihn sein Herr. Der Kutscher antwortete nicht. „Sicher hast du meinen Mantel verloren! Ich möchte jaß darauf wetten!“ „Um Euer Gnaden es rubia. Sie werden diese Wette ganz bestimmt gewinnen“, antwortete der Kutscher. W.

Eine vernichtende Antwort

Johann, Knecht von Beck (gest. 1848) war Postillon gewesen und hatte es durch seine außergewöhnliche Tapferkeit zum königlichen spanischen Feldmarschall und Gouverneur des Herzogtums Luxemburg gebracht. In einem Wortstreit erinnerte ihn einmal ein Mann von großer Herkunft, aber ohne Verdienste an seine einfache Abstammung. Er antwortete: „Sie haben recht, ich war Postillon. Der Unterschied

zwischen uns beiden ist nur, daß ich jetzt Feldmarschall bin, Sie aber bei gleicher Abstammung sicher noch Postillon wären.“ W.

Eine mißverständene Gemütsbewegung

Als der große dänische Dichter und Dramatiker Adam Gottlob Dehlensthalger, ein Zeitgenosse Goethes, der ihn persönlich kannte, nach der Aufführung seines Dramas „Correggio“ in Kopenhagen zum erstenmal die Bühne betreten sollte, befand sich seine Familie in großer Erregung. Nur sein Vater war zu bewegen gewesen, an diesen Abend das Schauspielhaus zu besuchen, während seine Mutter und Schwester zu Hause blieben. Als das Stück seinen begonnen haben mußte, rettete die Mutter des Dichters die Enge des Zimmers nicht mehr; sie ging hinaus und setzte sich in dem Vorgegang, der das Haus umfloss, auf eine Bank und weinte und betete. So fand sie eine alte Dienstmagd, der ihre Gemütsbewegung sehr zu Herzen ging. Tröstend sagte sie zu ihr: „Ach, Madam, weinen Sie doch nicht! Unser guter Herrgott wird gewiß dafür sorgen, daß der junge Herr den richtigen Weg wiederfindet.“

Rübe

Rübe muß eine Reise reisen. Von Riesa nach Riga.

Frieda, sein ehelich Weib, packte ihm den Reiseproviant.

„Ich habe dir auch eine Flasche Cognak eingepackt“, verrät sie beim Abschied. „Aber du mußt mir versprechen, ihn nicht vor Breslau zu trinken.“

Rübe verspricht es.

Rübe fährt ab.

Winkt ein wenig dem Weibe und greift hundert Meter vom Bahnhof nach der Flasche.

„Breslau ist weit“, denkt er, „mein Weib ist weit — warum nicht?“

Und er gräbt und gräbt im Koffer.

Da ist auch schon die Flasche.

Rübe weßt den Kockenzieher.

Da aber entdeckt er auf dem Kocken einen Zettel. Und liest:

„Rübe, Rübe, was hast du mir vor fünf Minuten versprochen? Wo bist du und wo ist Breslau?“

Das Hochzeitsgeschenk

Otto hat ein Hochzeitsgeschenk gemacht.

Acht Tage später geht er zu dem jungen Paar.

„Wir sprachen gerade von Ihrem Geschenk“, begrüßt ihn der Mann.

„Aber das war doch nicht der Rede wert.“

Meint der Andere:

„Das haben wir eben auch gerade gesagt.“

Esper Müller



„Mir bal oana sagat, i wär a Jud...“

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reich illustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Busse

Busse aus Berlin kommt nach Leipzig. Busse bestellte sich eine Leipziger Gose. In der Gose schwimmt eine Biene.

„Was macht denn die Biene im Bier?“ brüllt Busse.

„Das ist Sie keine Biene, das ist Sie eine Biene“, meint der Leipziger.

„Nu allemal — das ist Sie eine brave Biene.“

„So? Na bei uns in Berlin sind die Bienen so groß wie hier die Spatzen.“

Der Sachse staunte ehrfürchtig.

Bafengesang

Von Herbert Lestiboudois

Klapp, klapp! Bing, bang!
Des Wuchswasser tänzelnd schwimmt.
Der Mondmann spricht
ein Spottgedicht

Klapp, klapp! Bing, bang!
Und kurz der Weg von Bug bis Heck.

Bullaugenlicht
im Hafenwasser tänzelnd schwimmt.
Der Mondmann spricht
ein Spottgedicht
zur Welt, die sich so wichtig nimmt.

Klapp, klapp! Bing, bang!
Des Wachmanns Schritt trampelt dumpf und schwer.
Matrosengang.
Matrosengang
sind rau und hart wie Wind und Meer.

Die Hafenstadt,
die träumt sich was von Geld und Macht.
Ein Jantje hat
sein Mädchen satt
und flucht erbärmlich in die Nacht.

Hegebanth

„Da sind dann wohl aber auch die Bienen größer und die Glühwürmer?“

„Keine Dohe! Die Köcher sind genau so groß wie hier.“

„Wie gewinnen die denn da aber nein, die Bienen?“

Drummt Busse, der Berliner:

„Danach wird bei uns nicht gefragt. Die müssen eben.“

Au!

„Wobin gehst du denn?“

„Ein Barometer kaufen!“

„Da warte doch, bis wieder schlechtes Wetter ist, dann stehen sie niedriger!“

148 Seiten Großoktav in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschienen soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asenrottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel steht der Dichter dann die große Himmelsnacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zweigekönig Laurin kommt sie, schon durch Polind zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstentum hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.

Der Verfasser hat die für das weitverbreitete Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Wehners über Dreizehnhundert gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber vergessen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten. Im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches erhöht und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Die Bekannte

Der Millionär Vanderbilt, der im Jahre 1883 verstorben Besitzer des Welthauses Vanderbilt, ließ eines Tages in Caratoga, einem amerikanischen Badeort, auf der Veranda des von ihm bewohnten Hotels, als sich eine etwas auffallend gekleidete ältere Dame ihm näherte und ihn als alten Bekannten begrüßte.

„Aber Vater“, sagte die älteste seiner Töchter, „wie kannst du nur mit dieser gewöhnlichen Person sprechen? Weißt du denn nicht, daß sie uns früher immer Geflügel verkauft hat?“

„Gewiß!“ erwiderte der alte Herr, „genau weiß ich das; das war zu derselben Zeit, als deine Mutter in einer kleinen Kneipe Bier ausshänkte und ich mit Austerlorn kaufte.“

Mrs. Vanderbilt schwieg bestännt, während ihr Vater behaglich schmunzelnd eine Zigarre anstekte, wie er sie als Kneipenwirt kaum geraucht haben mochte.

Eindeutige Situation

Freudlich der Gose spielte eines Tages eine Dame, einige Kammerherren saßen zu. Der König verlor und behauptete, sein Partner habe einen falschen Zug getan. Er disputierte mit diesem, die Höslinge verhielten in eifigen Schweigen.

Da trat der General von Winterfeldt ein.

„Winterfeldt“, sagte der König, „entscheiden Sie, wer verloren hat!“

„Eure Majestät haben verloren“, entgegnete der General, „ohne sich zu befinden.“

„Wie können Sie das sagen“, versetzte der König, „ohne überhaupt zu wissen, worum es sich handelt?“

„Majestät“, antwortete Winterfeldt lächelnd, „wissen Sie nicht, daß diese Herren Ihnen längst recht gegeben hätten, wenn auch nur ein Schein des Rechts auf Ihrer Seite wäre?“



„Findest du, daß die Zwillinge unserer Kollegin Marina sich ähnlich sehen?“
„Ja — wie ein Kuckucksei dem anderen.“

AFRIKANISCHE MINIATUREN

VON HADIC OLEN

Mein Freund, der Afrikaner, hatte mich zur Entenjagd auf seine Farm eingeladen. Stundenlang waren wir schon am Fluß herumgestiegen — von Enten keine Spur. Das einzige, was wir schließlich zu Gesicht bekamen, war ein Kaffee, nach der letzten afrikanischen Mode nur mit einem Lederschurz bekleidet. Jonny, mein Freund, begrüßte die Gelegenheit, mir mit seinen kaffeeischen Sprachkenntnissen imponieren zu können, nur hatte er die Vokabel, auf die es ankam — Enten — im Augenblick vergessen. Es entspann sich nun etwa folgendes kaffeeisches Gespräch:

„Wo gibt es Quak-Quak?“

Der Kaffee grient vergnügt, schweigt aber. „Quak-Quak, wo?“ Wieder keine Antwort.

Jonny ist ein leicht erregbarer Mensch, und so war es nicht verwunderlich, wenn er nach einer Reihe Amerikanismen in entsetzliche Flüche ausbrach, deren hartnäckigster „damned nigger“ gewesen sein dürfte.

Der Kaffee hört interessiert und höflich zu, aber nachdem sich mein Freund einigermaßen erschöpft hatte, verbeugt er sich leicht und spricht in flüsterndem Englisch (unverkennbar Esford):

„That is hardly the language of a gentleman, Sir!“ (Das ist kaum die Sprache eines Gentlemen, mein Herr!“)

Die Frau meines Freundes ist fraglos eine sehr liebenwürdige Person — aber sie hat das Pech, daß ihre schwarzen Dienstmoten

diese Ansicht selten teilen. So kam es eines Tages, daß wieder einmal alle die zahlreichen dienstbaren Geister samt und sonders spurlos verschwunden waren. Jonnys Frau geriet also kurzentschlossen zwecks Neuenzuzug in die Kaffeeinverderblichkeit, die an der Peripherie der Stadt liegt und klopft gleich an der ersten Hütte an.

Eine farbige Dame öffnet. Jonnys Frau sieht einen silbergedackten Teetisch, um den eine Menge „dunkler“ Herrschaften herumsteht, die ihr merkwürdigerweise sehr bekannt vorkommen. Ein wenig verwirrt fragt sie höflich:

„Ach, entschuldigen Sie bitte, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ein Dienstmädchen finden kann?“ Worauf in sehr gutem Englisch die Antwort erfolgt:

„I am very sorry, madam, but I am in the same embarrassment.“ (Ich befinde mich in der gleichen Verlegenheit.)

Diese Geschichte erzählte mir Jonnys Vater, und da er noch viel leichter erregbar ist als sein Sohn und noch viel schrecklicher fluchen kann, muß diese Geschichte unbedingt wahr sein.

Es geschah zu der Zeit, als in Südafrika Flugzeuge noch zu den Karitäten gehörten wie heute Citroërenimmungen. Eines Tages verteilte sich ein Flieger zu Jonnys Vaters Farm und mußte vorlanden. Jan, ein großer Hottentotte, arbeitete auf dem Feld. Auch große Hottentotten sind neugierig, und so läßt Jan den Spaten stehen und eilt auf den felsamen Vogel zu. Als er aber der Maschine ein lebendiges Wesen entfliegen sieht, bleibt er betroffen stehen, reißt den Hut vom Kopf und verbeugt sich tief:

„Good morning, dear Jove, my name is Jan.“ (Guten Morgen, lieber Gott, mein Name ist Jan.)

Der Pälzer

Der Kutscher eines Weingutes der Rheinpfalz hat verschiedene Gegenstände in die Stadt fahren müssen. Zu Verwandten seines Herrn. Die Städter bewirteten ihn mit Speise und Trank. Sie wissen zwar, daß man in der Pfalz gern trinkt, haben aber keine rechte Vorstellung davon, wieviel Gläser man auf eine Person rechnet. Vorjerglich stellen sie deshalb dem Kutscher gleich die ganze Flasche Wein hin.

Zu ihrem Ersauern ist nach einer Weile die Flasche restlos geleert. Als sich der Kutscher dann verabschiedet, fragt man, ob es ihm auch geschmeckt habe.

Daraufhin meint er treuherrig: „Es war so alles ganz schein und gut — nur eins wollt ich gern wissen: Frühstücken Ihr in der Stadt immer so trede?“ kakuu.

Maçon



Ungerührt

„Wie trag' ich bloß den neuen Hut, damit er mir das Gesicht nicht verschandelt?“ „In der Hand.“



Josef Maria Frank: Die letzten Vier von St. Paul. (Universitas-Verlag, Berlin.)

Ein abenteuerlicher Roman um einen groß angelegten Betrug. Die spekulative Gründung einer „St.-Paul-Langens-Gesellschaft“ in Paris, die mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit besteht. Lediglich ein altes Schiff wird mit einigen Leuten zum Langstensfang nach der fernen Polarninsel geschickt. Während hier die Männer ihre Arbeit beginnen, verkracht in Paris die Gesellschaft; man vergräbt, die Inselbewohner abzuholen. Nur vier Überlebenden wird eine Heimkehr beschieden. — Frank versteht es, diesen ungewöhnlichen Stoff durchaus glaubwürdig und fesselnd — wenn auch etwas breit (382 Seiten) — darzulegen. Über alle Betrugsmanöver hinweg klingt das Hohelied der Kameradschaft dieser Menschen in einsamer Natur, zwischen Robben und Pinguinen. Ein gut durchdachter Unterhaltungsroman für breite Kreise.

Karl Kurt Woller

Alfred E. Hoche: Jahresringe. (J. F. Lehmanns Verlag, München.) 298 Seiten. Preis: Geh. Mk. 4.50, Lwd. Mk. 6.—

Die Autobiographie eines weisen Gelehrten. „Jahresringe des inneren Lebens“: Jugendzeit, Studententum, Lehrjahre und Tätigkeit als Dozent, Begegnungen mit gesunden und kranken Menschen. Aber das alles wird nicht trocken mit wissenschaftlicher Selbsteinschätzung aneinander gereiht, sondern lebendig und äußerst humorvoll erzählt. Hoche, weiland „Gastwirt und Direktor der psychischen Klinik in Freiburg“ — wie einmal das Amtsgericht Charlottenburg an ihn schrieb (S. 263) — gibt mit diesem Buch eine philosophisch vertiefte, menschlich offene und in ihren Gedankengängen außerordentlich originelle Daseinsbetrachtung. Immer spielt die Landschaft mit hinein in die einzelnen Lebensabschnitte, über die der geschulte Beobachter Hoche jetzt mit der verklärten Gelassenheit des Alters zu berichten weiß. Ein in gepflegtem Stil geschriebenes, in seiner Gedankentiefe beglückendes Buch.

Karl Kurt Woller

Fred Neumeier: Nourraïne, der Geschichtenerzähler. (Im Sozialverlag, Frankfurt a. M.)

Nourraïne, einsamer Balkanbauer, bärrig, raubauzig, skurril und dem Träumen zugeigelt, erbt viel Geld. Er beschließt, in die Welt zu reisen. Unterwegs gabelt er seinen Neffen auf, den Zögling eines Lehrerseminars, fädelnd sitzlig, braver Knabe, und nimmt ihn mit. Das brennend erwartete, ehrfürchtig erwünschte Ziel heißt Berlin. Diese Welt! Die fremde Sprache! Was alles nun Nourraïne begegnet, die Menschen, das Mädchen Lisa mit den Geschwistern, Tod und Theater, Verse und Gesang, Gesellschaft und Gefängnis, das ist verzaubert gesehen, verzaubert mit den Augen des Riesen Nourraïne im Theater: „Als unter dem prasselnden Klatschen der Zuschauer die beiden Toten vor dem sich teilenden Vorhang erschienen, schloß Nourraïne die Augen. Er wollte das nicht sehen. Und er schaut Othello und Desdemona eine Gruft in seinem Herzen, wo sie in Ruhe schlafen konnten.“ — Nourraïne erzählt Geschichten, man lauscht gebannt. Denn Nourraïne hat die Kraft der Einfachheit, in Stille gewachsen, und die Menschen der Großstadt bewundernd. Schwierigkeiten lösen sich vor seiner herzogsmäßigen Schläue. Nourraïne ist ein Geschöpf aus Dichterhand, herzbekühnend, und einfach dahingestellt, er und seine Welt haben den Anhauch des tausendfältigen Lebens. Spielerisch oft, doch nie verspottend, hell und temperamentvoll ist dies Buch geschrieben. Wir begrüßen diesen feinen Kerl Nourraïne im Kreis unserer Freunde.

Hermann Stahl

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt dieser Nummer wurde reproduziert nach einem Original von Franz Defregger.

Berichtigung: In der Bildbeteiligung zu der Radierung von H. Mayerhofer-Passau in No. 1 der „Jugend“ muß es nicht heißen Peinting a. d. Donau sondern Pleinting a. d. Donau.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Bildbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Eine von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 5.—

Nicht was Hoff und Marisch des Feindes bundlos zusammengetragen haben, sondern was Albin Henke und Marisch von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1937 zu San Remo aufgeführt zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besondere Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

KAUF UND LEST
ALLE
1.20 FRED ENDRIKATS 1.20
„LUSTIGE ARCHE“

Soeben erschienen im G. Hirth Verlag A.G.
München, Herrnstraße 10

Deutsch allezeit!

Die Regierung von Litauen hat die sofortige Beseitigung deutscher Namen angeordnet

Erich Wilke



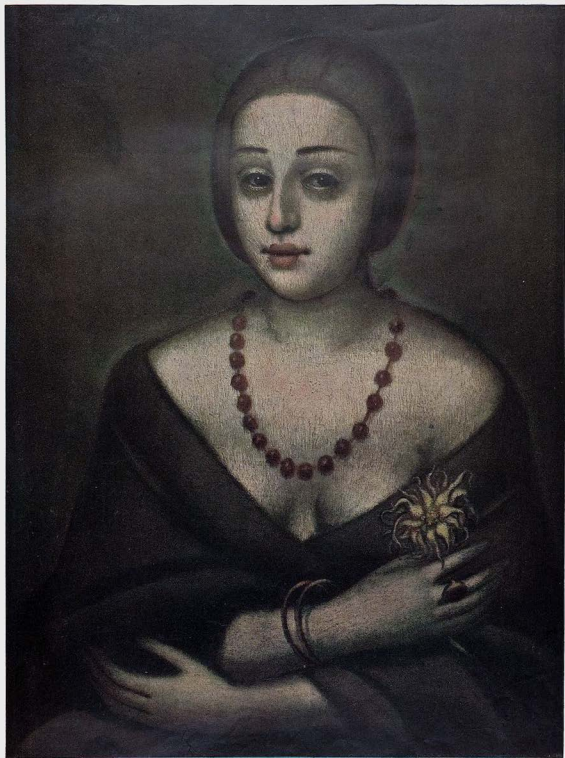
„Was eine deutsche Zunge sang
wird nie ein Usurpator erben –
Deutsch bleibt das Wort und deutsch der Klang
und ginge drob die Welt in Scherben.“

Weiß, Rüttele

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1935 / NR. 3



Francisca

Benjamin Godron (1925)

SCHMERZEN

Von Hermann Hesse

Schmerz ist ein Meister der uns klein macht,
Ein Feuer das uns ärmer brennt,
Das uns vom eigenen Leben trennt,
Das uns umlodert und allein macht.

Weisheit und Liebe werden klein,
Trost wird und Hoffnung dünn und flüchtig;
Schmerz liebt uns wild und eifersüchtig,
Wir schmelzen hin und werden Sein.

Es krümmt die irdne Form, das Ich,
Und wehrt und sträubt sich in den Flammen.
Dann sinkt sie still in Staub zusammen
Und überläßt dem Meister sich.

DIE RHEINREISE

VON BRUNO BREHM

Ende Juni 1914, als der junge Stolpe in Lund seine Reiseprüfung abgelegt hatte und nun den ersten freien Ferientag zwischen Gymnasium und Hochschule entgegenseh, sagte Stolpe sein, Professor an der Hochschule in Lund, zu seinem Sohne: „Ich habe in Halle und in Jena Volkswirtschaft studiert und ich dachte, es wäre ganz schön, wenn du nun auch einmal mit mir nach Deutschland kämst und mit mir die dort alles anfängst. Unsere Familie ist damals, als Pommeren noch zu Schweden gehörte, herübergekommen. Wir sind zwar in dieser langen Zeit ordentliche Schweden geworden, aber dein Stammland sollst du auch kennen lernen. Wir werden nach Stargard fahren, dort leben noch einige Stolpes, die können wir besuchen. Benimm dich ordentlich, daß du einen anständigen Eindruck machst und damit die in Stargard nicht glauben, die Stolpes seien in Schweden Essbären geworden. Und wenn wir dort unsere Besuche alle gemacht und noch ein wenig in den Kirchenbüchern geblättert haben, dann fahren wir zum Rhein und machen eine ordentliche Rheinreise mit allen drum und dran.“

Da freute sich der junge Stolpe, denn es schien ihm nicht unangenehm, in diesem Zwischentag zwischen Gymnasium und Hochschule die Ferien im Lande selbst zu verbringen. Nach Christavald wollte ja der Vater auch fahren, denn dort waren im achtzehnten Jahrhundert zwei Stolpes Universitätsprofessoren gewesen. Die Reise war also beschlossen. Frau Stolpe rüstete ihre beiden Männer gehörig aus, ermahnte den Vater, auf den Sohn aufzupassen und schärfte dem Sohn ein, immer mit der Gerechtigkeit des Vaters zu rechnen. Und dann fuhren, während Frau Stolpe für ihre drei Töchter alles zu der Reise nach Nordschweden richtete, die beiden Männer los.

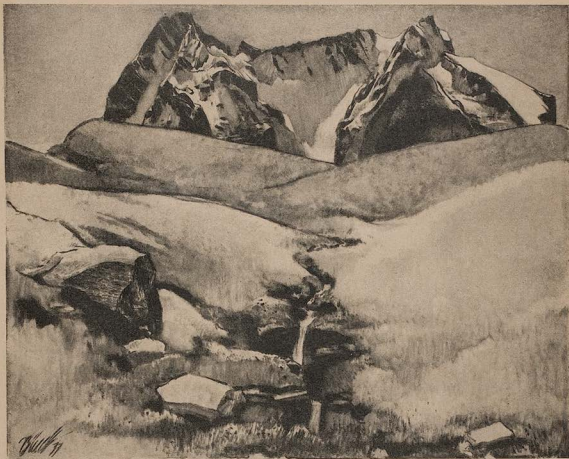
Zeit es diese Fahrt von Trälleberg nach Gossitz gibt, ist es das Erste, was die Schweden tun, wenn sie die Schiffsplanen betreten, daß sie sich den Hut aus der Ecke rücken und ihn ein wenig schief aufsetzen. Denn diese Fahrt ist so schon halbes Ausland und im Ausland darf man flötter sein als in Schweden, ist man nicht zu streiten. Erst verpflichtet, kann sich etwas gehen lassen, muß nicht steif und gerade gehen, denn im Ausland wacht niemand über die feste Vertikalität und das gute Benehmen, im Ausland kennt nicht jeder jeden und von solch freierer Luft ist eben auf der Fahrt der erste Hauch zu verspüren. Vater und Sohn genossen in gleichen Zügen diese willkommene Freiheit und der junge Christian konnte sich gar nicht genug

wundern, wie rasch der Vater auftaute. Da stand er, benagte sich über das Gelande, sah den schweißenden und kreischenden Rücken zu und begann auf einmal die alten, längst vergessenen geglaubten Studentenlied zu singen, die er einst in Halle und in Jena gesungen hatte. Da wurde der sonst so ernste Professor, der sich daheim, wenn er von seiner Familie nicht gestört sein wollte, ein Bündel durch das Knepploch des Nachschlages gesteckt hatte, auf einmal gesprächig und begann von seinen früheren Jugendtagen dort unten im Süden zu erzählen. Sein weißer Haarschopf und sein grauer Kneppbart umrahmten auf einmal ein übermütiges Jungengesicht und der junge Christian kam sich neben seinem singenden und summenden Vater so recht wie ein alter verdrossener Mann vor. „Warte nur, Junge“, sagte der alte Herr, „als die beiden in Gossitz ausstiegen. Er tat rein so, der Vater, dachte sich der Herr Sohn, als ob er hier in Deutschland daheim wäre! Wie er sich ausknetete, wie gut er sich an alles erinnern kam!“

Aber auch dem alten Herrn war es gar nicht anders zumute, als hätte er gerade erst vor ein paar Tagen und nicht vor so und soviel langen Jahren zum letzten Male den Fuß auf deutschen Boden gesetzt. Also fuhren sie nach Stargard. Auf leisen Sohlen, als könnten sie etwas aus dem Schlaf wecken, was es in Schweden schon gar nicht mehr gab, umschritten Vater und Sohn die große Macintische, gingen die beiden über den weitläufigen Marktplatz, blieben sie vor den Wapphöfen stehen und kamen sich nicht anders vor, als wanderten sie durch ein altes Bilderbuch, das sie in einer heimlichen Stunde ausgekratzt und aufgeschlagen hatten.

„Ein seltsames Land“, sagte der Herr Professor, „dieses Deutschland. Wie wunderbar, daß es neben Hamburg und Berlin, neben der Ruhrindustrie und ihren Hochhöfen noch so etwas gibt. Siehst du, Christian, bei uns in Schweden ist schon zwei Amerika! Wie haben zwei fremde Luft in unser Land geblasen. Welche Wohltat, je auf einmal in ein ganz anderes Jahrhundert zu treten.“

Dann machten die beiden Stolpes also bei den Tanten, die sie ausgehenshaftet hatten, in aller Höflichkeit und Wohlgezogenheit, wie



Bergwelt

Paul Bürck

sie eben nur Schweden aufzuweisen können, eine Visite. Sie tranken keinen besonders guten Kaffee, aber die Kuchen, die sie bekamen, waren besser als das Naschwerk in Schweden. Für diese alten Damen, die sie antasteten, war es, als bekämen sie einen Besuch geradewegs aus dem Jenseits. Etolpes aus Schweden! Wie wunderbar! Und wie schön, daß die schwedischen Etolpe auch noch ein so gutes ordentliches Deutsch sprachen! Und nicht viel anders aussehen wie die vielen anderen Etolpes aus dem romantischen Album dort auf der gehäkelten Tischdecke! Ob sie denn auch wirklich Schweden wären? Ganz wirkliche Schweden waren die Etolpes in diesen anderthalb Jahrhundert geworden. Ja, Christians Frau sei sogar aus Joland, ganz hoch oben im Norden!

Ja, und Christian hieß der Vater, Christian hieß der Sohn, seit die Familie Etolpe in Schweden sei, heißen dort immer die Erstgeborenen Christian. Auch das war der alten Dame, bei der sie gerade den Kaffee tranken, seltsam genug anzuhören. Wohin die schwedischen Etolpes denn jetzt, von Etagard aus fahren wollten, fragte die alte Dame ihre Gäste. Man habe vor, nach Greifswald zu reisen, erklärte der Herr Professor und dort etwas über die beiden Universitätsprofessoren in Erfahrung zu bringen; dann aber wolle man weiter an den Rhein.

Die alte Dame hörte es und dachte eine Weile nach: „Aber es wohnt noch eine Familie Etolpe hier in der Nähe, ob sie mit uns verwandt sind, weiß ich nicht, sie haben eine Apotheke und ich glaube, daß der Apotheker auch Christian heißt. Ich habe diesen Namen einmal im Pommerschen Tagblatt gelesen.“

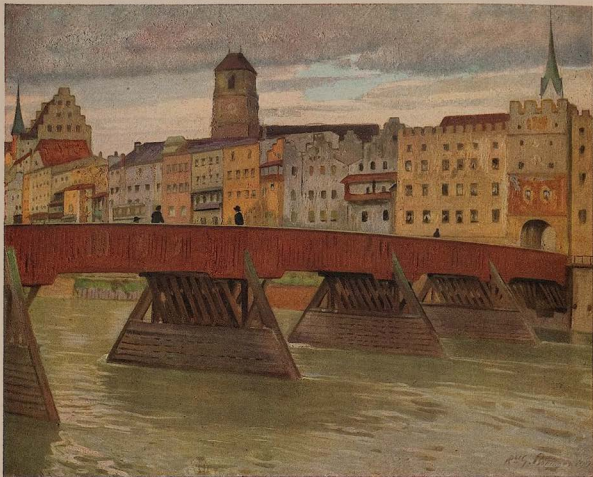
Das war dem Professor aus Lund etwas Neues; nun so wollte er also, bevor er nach Greifswald fuhr, auch noch diesen Christian Etolpe in jenen kleinen Städtchen unweit von Etagard aufsuchen.

„Aber es wäre doch Jammer schade, wenn Sie Ihre Rheinreise dadurch verzögerten“, erob die alte Dame Einspruch, „denn dort, in diesen Städtchen, ich war vor vielen Jahren einmal drüben, dort ist wirklich gar nichts zu sehen, dort sagen sich gerade noch die Fische gute Nacht und dies auch nur mit unterdrücktem Gähnen. Etagard ist keine große Stadt, aber gegen diesen Ort ist es noch eine Weltstadt.“

Aber der Herr Professor war von seinem Vorhaben nicht mehr abzubringen; einen Christian Etolpe, einen Apotheker, den mußte er doch kennenlernen, die ganze Reise nach Deutschland wäre verlorene Mühe gewesen, wenn er solch eine Gelegenheit an sich vorbeigehen ließe.

Man empfahl sich also von der freundlichen Dame und setzte sich am nächsten Tag in den Bummelzug und fuhr in jenes ganz kleine Städtchen, das ich lieber nicht bei seinem Namen nennen will.

„Ach, welch ein Städtchen“, sagte der Herr Professor zu seinem Sohne, als sie hinter dem hämmigen Dienstmann drein durch die engen Straßen schritten und den weiten Marktplatz betraten. „Glaub mir, Christian, nimmer war ich in meinem Leben glücklich geworden, wenn ich nicht hierher gefahren wäre. Und wenn ich es mit all seinen Leuten, die sich nach uns umdrehen, als wären wir zwei buntemalte Negersüßten, mit nach Schweden nehmen könnte, so wäre das eine wirklich Freude. In Halle habe ich so etwas geahnt, in Jena habe ich manchmal geglaubt, daß ich dieses Bild hier finden könnte, in Etagard schien es mir schon zum Greifen nahe, aber hier ist es wirklich und wahrhaftig vorhanden.“



Wasserburg am Inn

R. G. Böninger

Sie gingen also über die Holzstiege, begleitet vom Wirt, dem Hausdiener und dem Stubenmädchen hinauf in ihre beiden Zimmer, wuschen den Reisstaub ab und standen beim Fenster. Der Herr Professor zog ein Fernglas heraus und blickte über den Markt hin. „Siehst du“, sagte er zu seinem Sohne, „dort drüben ist richtig ein Christian Etolpe und er steht hinter der Tür seiner Apotheke und schaut zu uns herüber.“

„Willst du ihn auch einen Besuch machen?“ fragte der Sohn, dem ein wenig bange vor dem Vater wurde, weil dieser sich nun bald mit allen Pommen verwandt zu fühlen begann.

„Wir werden ihn heute abend sicher kennenlernen“, sagte der Herr Professor, „denn die Honorationen haben bestimmt ihren Stammtisch hier im Goldenen Schwanz.“

Als Vater und Sohn nun am Abend in die Gaststube traten, war noch niemand von den Bürgern der kleinen Stadt zugegen. Nach und nach fanden sie sich mit kurzen Blicken auf die beiden Fremdlinge ein und ließen sich schweigend um den großen Stammtisch nieder.

Die Begrüßung der einzelnen Herren untereinander und durch den Wirt war so deutlich mit Nennung aller Titel, daß die beiden schwedischen Etolpes alsbald wußten, wer der Apotheker, der Oberlehrer, der Arzt, der Richter und der Rechtsanwalt waren.

Aber es war auch nicht zu erkennen, daß dieser ernste und gemessene Stammtisch sich durch die Anwesenheit der beiden Fremden (denn auch die Herren dort drüben wußten schon, daß diese Gäste aus Schweden hierhergekommen waren, wohin doch sich sonst niemals, außer Ge-

schäftstreibenden, ein Fremder vetierte) ein wenig befangen fühlte. Doch auch über den Professor, der doch wähehals bei Kongressen weit in der Welt herumgekommen und sogar schon in Amerika gewesen war, lagte sich eine eigentümliche Frierlichkeit.

„Das ist ein Stammtisch“, sagte er zu seinem Sohne leise, „und die Deutschen lachen selbst viel über diese Stammtischphylisteren! Aber du kannst weit in der Welt herumreisen, bis du wieder einmal einen Ort finden wirst, wo einer den andern so ehrt, wie die das hier untereinander tun. Und Schweden kannst du von einem Ende zum andern abjucken und du wirst keinen solchen erhabenen Stammtisch finden, denn wir haben weder Wirtshäuser in unserem Lande noch Stammtische, wie trinken unseren Punsch allein oder wir sind so viele beisammen, daß es ohne die rechte Weihe ist.“

Noch verstand der junge Etolp nicht, was der Vater meinte, aber er fühlte wohl auch ganz deutlich die Spannung, die in der Luft lag. Hier gab es, das sah er, eine erhabene Kunde, in die man entweder aufgenommen wurde oder nicht. Wurde man aufgenommen, dann konnte man wie ein Fürst dort im Kreise der Großen thronen. Wurde man nicht aufgenommen, dann war man weniger als der Kleiderständer dort in der Ecke. Dann zerging einem der Schwan auf dem Bier, dann war alles, was man sich zu sprechen unterfing, leeres Gekwäck.

Nun, die beiden Schweden wurden aufgenommen. Die Herren hatten sich wohl untereinander erst ein wenig beraten. Man hatte ein paar

mal über die Schultern zu den fremden Herren hinübergeblückt. Dann wurde drüben ein Essel geschickt, in seiner ganzen Größe stand der Herr Amtsrichter auf und schrie so frei, daß ein Glas ausscherte, zu den beiden Schweden und vereinte sich vor ihnen. Da erhob sich auch der Professor und dessen Cohn beugte sich, es dem Vater gleichgütig. Die Herren vom Stammtisch blieben gespannt herüber.

Der Herr Amtsrichter aber sprach, laut und vernnehmlich, die freundlichen Worte der Einladung an die beiden Fremdlinge und der Herr Professor, der die Größe solcher Auszeichnung ermaß, bedankte sich, ergriß sein Glas und auch der Cohn ergriß das seine, und dann schielten die beiden, während sich die Worte Rarona des Stammtisches erhob, fletsch zu ihnen hinüber. Der Wirt zeigte sich unter der Tür, der Kellner hielt im Vierzutagen inne, alle fühlten, daß sich hier etwas Erhabenes vollzog, dessen Folgen sie sein durften.

Die Vorstellung erfolgte unter gemessenen Verbeugungen und festen Händedrücken. Christlan beobachtete mit raschen Blicken seinen Vater und versuchte es ihm in allem gleichgütig. Auch er verbeugte sich, auch er schüttelte die Hand, auch er bog dabei ein wenig den Ellbogen heraus und auch ihn überkam die Feierlichkeit des großen Augenblicks.

Dann ließen sich die beiden schwedischen Etselpes an dem pommerischen Stammtisch nieder und das Gespräch begann wohlwollend leise zu flackern wie das Holzfeuer an einem Herbstabend im Kamin. Erst knackten die frühen, laustösen Fragen nach woher und wohin, dann kisterten Jena und Halle auf, dann wurden ein paar Namen von Lehrern an diesen Universitäten erfasst. Als man aber auf den Namen Etselpes zu sprechen kam, brannte der Apotheker lichterloh und er mußte dieses Feuer mit so manchem seine Jange noch mehr lösenden Glase Bier dämpfen. Die Zeit verging, die Sperrstunde nahte, der Ortspolizist erschien, um die Herren dazun zu erinnern, wie weit sie schon in den nächsten Tag hineingeraten waren. Aber da erhob sich gebieterisch die Person des Amtsrichters, machte den Hüter der Ordnung mit nicht mehr ganz treffsicheren Worten auf das seltsame Ereignis aufmerksam und die beiden schwedischen Etselpes bestellten für den wackeren Ortspolizisten, der überwegen nicht seines Amtes walten durfte, ein Bier.

Endlich mußte auch dieser Abend ein Ende nehmen, und er durfte mit ruhigem Gemüthe beschlossen werden, da die beiden Schweden versprochen hatten, nicht sobald aus dem Städtchen mehr fortzugehen.

In der Nähe der kleinen Stadt war ein See, dorthin gingen Vater und Cohn, deren Tage doch ganz frei von Arbeit waren, manchmal baden.

Eines Tages nun, da es regnete, nahmte der Cohn den Vater, doch endlich einmal auf den Kalender zu sehen, denn man werde für die geplante Rheinreise kaum mehr ein paar Tage zur Verfügung haben. Der Herr Professor erschrak: so tief in die Zeit hinein war man also schon geraten. Und da es ein Regentag war, las nach langer, langer Zeit der Herr Professor auch wieder einmal eine Zeitung. Und als er seinen Blad vom Papier aufhob und nach dem verhängten Himmel blickte, da schien es ihm, daß er dort oben, in diesem Grau und in den tiefhängenden Wolken, ein Widerspiel von dem erkenne, was er soeben gelesen hatte.

„Es ist wirklich spät geworden“, sagte er zu seinem Cohn, „wir müssen uns beilen, an den Rhein zu kommen. Denn das, was ich hier lese, künzet nichts Gutes an. Die Schüsse von Sarajewo werden, wenn nicht noch in letzter Stunde ein Wunder geschieht, ein böses Echo finden. Aber man wird wohl alles so lange hinausschieben, bis überall die Ernte unter Dach und Fach gebracht ist. Nach Greiswald können wir nicht mehr fahren, ich glaube auch kaum, daß wir uns in Jena und in Halle lange aufhalten können. Aber das kann ich die sagen: es ist ein Jammer, daß wir Schweden Pommeren verloren haben, denn hier wollte ich noch lieber leben als bei uns daheim in Schweden.“

Am Abend raffte sich also der Professor endlich auf, um Abschied zu nehmen. Die Herren am Stammtisch standen auf, drückten den beiden Schweden die Hände und waren vom ganzen Herzen tief betrübt, denn dieser eine Regentag hatte auch so manchen von ihnen nachträglich gemacht und gezeigt, wohin die Zeit geschritten war, während sie hier um ihren Stammtisch gesessen und von den unwiederbringlich schönen Tagen der Jüngend gesprochen hatten. Der Herr Professor lud alle die Herren für den nächsten Sommer nach Lund und dann weiter auf sein kleines Sommerhaus im nördlichen Schweden an Strande des Meeres ein. Alle Herren sagten zu und erlaubigten sich

nach einmal recht angeliegtlich über die Art des schwedischen Punsches und über die dortigen Trink- und Tischsitten. Dann gab man den beiden Schweden die besten Wünsche für die Abreise mit und am nächsten Tage geleitete man sie zur Bahn, die man die beiden Gäste nach Caden einziehen sollte. Als der Zug schon fuhr, schwenkten auf einmal die Herren kleine blau-gelbe schwedische Fähnchen und es fehlte nicht viel, daß der Herr Professor geweint hätte.

An dem Rhein, von dem der Vater dem Cohn so viel erzählt hatte, kamen aber die beiden Schweden nicht mehr, denn in Hannover selbst erfüllte sie der gewaltige Donnerstschlag, der den Ausbruch des großen Krieges verurteilte. Sie eilten nach Schweden zurück, vorbei an den Jüngen mit singenden und blumenengeschmückten Soldaten.

Als aber der Herr Professor nach fünf endlosen, schweren Jahren die erste Gelegenheit ergriß und mit seinem Cohn nach jenen Orte der Sehnsucht aufbrach, da war von all den Herren der damaligen Runde nur mehr der Apotheker noch unter den lebenden Menschen, denn die andern hatte der Krieg verschlungen. Aber auch dem Apotheker war nicht mehr so recht zum Erzählen zumute, denn ihm waren zwei Cöhne gefallen. Das Bild der kleinen Stadt war von Spinnweben umgeben, der Stammtisch war von anderen Menschen besetzt. Der Professor kehrte am nächsten Tage um. In Casinü versenkte er sein ganzes eingewechselt Geld an jene armen blassen Kinder, die dort beim Zugang der Fähre standen und wortlos aus hungrigen Augen jenen Fremden nachblickten, die in ein Land fahren konnten, wo es Fleisch und Butter und reichliches Essen gab.



Der Hundefänger

Machek

DIE EINIGUNG

VON HANS GRAVEN

Hermann Lamerdin bewohnt mit seiner jungen Frau Lore eine kleine Drei-Zimmer-Wohnung im Dachgeschoß eines der großen und neuerbauten Wohnblocks. Sie wohnen zufrieden dort, weit vor der Stadt. Auf den Wiesen vor ihren wüchsigen Fenstern reiden vom Sommer bis spät in den Herbst riesige Schafherden, und die Schäferkarren stehen oft zum Greifen nahe vor der Haustüre. Nur die braune Straßenbahn erinnert daran, daß die Großstadt nahe ist, aber die Bäume rauschen dazwischen viel stärker und kräftiger, und der Wind weht klar und herrlich vom Gebirge herüber.

Manchmal leuchtet es so blau in die Fenster, daß man wie schwindlig wird und ungläubig hinausstarrt, wie man als Kind Theaterdekorationen am Tag bewunderte.

Die Wände in den drei Zimmern sind schief, aber beim flüchtigen Betrachtern sieht man das nicht; denn diese drei Zimmer sind mit einer traumwandlerischen Sicherheit des Geschmacks eingerichtet. Den hellen blau getünchten Wänden entsprechen die Vorhänge, die grau-blau getönten Bezugstoffe der ungeheuren Couch, jedes einzelnen Stuhles; ja selbst die Bücher, und das sonst doch unbestechliche Reise-Ordnungsbuch scheinen auf diese milde und gepflegte Luft Rücksicht zu nehmen.

Hermann Lamerdin aber ist kein Traumwandler. Er ist Privatdozent an der Universität denken in der Stadt, ein ehelicher, ein verlässlicher Arbeiter, von Liebe zu seinem Beruf erfüllt, dem eines Chemikers. So ist auch die Atmosphäre der kleinen Wohnung durchaus das Ergebnis fast wissenschaftlicher

Überlegungen und formvollendeter Geprägnisse zwischen Lore und Hermann Lamerdin. Nur manchmal plätscht irgendwo in Lore ein Temperaments-Ärgerchen, und dann ergießt sich in die ruhsvollen Räume ein etwas ungemittelter Strom von lange angesammelten, sich überstürzenden Worten, Cäsen, verführerischen Vorleschlägen und revolutionären Erklärungen. Mit einem einzigen kurzen Schlag der flachen Hand auf die Lehne seines Stuhles aber dämmt Hermann diese Flut ein.

„Aber Loe, du weißt doch, daß wir sparen müssen, und daß ich nichts mehr hasse als Schulden!“ sagt er dazu beispielsweise, und es klingt vorurteilsvoll. Loe, wie er seine Frau nennt, schweigt dann, beschämt wie ein Kind, und bekommt traurige Augen.

Hermann aber muß wirklich sparen. Es ist ganz richtig, was er sagt, und wie in der kleinen Wohnung der beiden jedes Ding seinen schreibbar von seiner Schöpfung an sorgfältig vorherbestimmten Platz hat, so auch jede Mark und jeder Pfennig in dem kleinen Budget.

Auf einem alten Fahrrad fährt Hermann Morgen für Morgen in das chemische Universitäts-Institut. Das Rad ist so alt, daß es bei jedermann Kopfschütteln erregt. Da Hermann sehr groß ist, reckt sich der winzige Sattel allein und felsam in die Luft, während die Ventile sich mühseligerregend nach unten neigen.

Über Mittag bleibt Hermann stets in der Stadt. In den zwei Jahren seiner Ehe hat er eine Methode herausgefunden, die es ihnen gestattet, ohne großen Aufwand an Zeit und Geld das Mittagessen mit dem Abendessen des vorhergehenden Tages in produktiver Weise zu verbinden. So gibt ihm Loe täglich in der Frühe einen — abfällisch übriggebliebenen! — Teil des abendlichen Essens als Mittagessen mit.

Hermann liebt seine Frau aufrichtig und einfach, vielleicht auch ein wenig pedantisch. Manchmal, am Abend, kommt er zu ihr, wenn sie von der Hausarbeit müde auf der Couch liegt und in einem Buch mit Bildern von alten deutschen Damen herumblättert. Er läßt sich langsam auf den Teppich nieder, legt den Kopf auf den Couchrand und sieht sie lange an. Dann sinkt das Buch in den Schoß und Loe lächelt.

„Bist du heute wieder recht müde, armer Felix?“ sagt sie mit ihrer sanften, braunen Stimme, und „hat die der Reis heute mittag geschmeckt?“

Hermann ist dann sehr traurig, wenn er Lore so sanft und müde sprechen hört, und er schüttelt als Antwort den Kopf.

Dann denken sie aber beide gleich weiter, daß sie ja viel, viel mehr noch zu wünschen haben, und daß diese eine Wunsch wohl noch lange auf Erfüllung warten müsse. Viele andere kommen noch vorher. Die Lampe mit dem echten Pergamentischirm für den Schreibtisch vom guten Felix zum Beispiel, und der weinrote Esstisch für die rechte Ecke im Speise-



Alte Stadt

Heinz Kistler

zimmer neben dem niederen Kachelofen. Es wird immer eine lange Liste. Aber keiner gleich weiter, daß sie viel, viel mehr noch zu wünschen haben, und daß dieser eine Wunsch wohl noch lange auf Erfüllung warten müsse. Viele andere kommen noch weiter. Die Lampe mit dem echten Pergamentschirm für den Scherleisch für den guten Fritz zum Beispiel, und der weinrote Cesel für die rechte Ede in Speisezimmer neben dem niederen Kachelofen. Es wird immer eine lange Liste. Aber keiner spricht sie aus. Sie denken nur daran. Langsam und systematisch aber, indem sie sparen und sparen, wird Wunsch für Wunsch erfüllt werden.

Eines abends im Oktober kam Herrmann nach Hause. Die Lust nach dem Schnee, sein Wunsch war nach dem Nebel und feuchten Dunst. Er sprang die Treppe hinauf. Er ging nicht langsam wie sonst. Er öffnete hastig die Tür, schlug sie hinter sich zu und rief, noch im Mantel, fast erregt: „Voa! Voa!“

„Ja“, antwortete sie aus der Küche, „bist du heute schon da, mein Guter! Du mußt aber noch ein bißchen warten, das Essen ist noch nicht ganz fertig.“

Herrmann wartete nicht ab, bis er den Saß zu Ende gehört hatte, er stülpte den feuchten Mantel eilig über einen der Bügel der Flurgarderobe und flüchtete, seine Augengläser putzend, den kleinen Gang entlang. Er stieß die Küchentür auf, blieb stehen und schrie fast:

„Voa, weißt du, daß es morgen schneien kann? Und wenn Voa und guter Fritz brav waren, dann dürfen sie zu Weihnächten Eski laufen gehen! Was, Voa, Schner, ist das nicht fein!“

Vore hatte sich erstaunt und fast erschreckt umgedreht. Dann nickt sie schnell: „Sein, ach, wunderbar!“ Sie sah ihn fest an.

Während sie offen, sprachen sie nur vom Schnee und vom weihnachtlichen Schlaf. Herrmann war verwandelt. Er stand plötzlich vom Tisch auf, lief weg wie ein Junge, holte seine Schuttsel, klopfte und bog an ihnen herum und sammelte etwas. Später ölte er sie neu ein und war zufrieden.

Aber schon über die Wahl des Dinges gab es sonst unbekannte Meinungsverschiedenheiten. Vores Augen funkelten plötzlich. Die wolle nicht wieder, wir im letzten Jahre, dauernd hinter den blauen Harnes herlaufen, die viel besser Eski laufen könnten als sie und

immerzu den schweren Rucksack tragen. Viel lieber bleibe sie zu Hause!

Herrmann nahm die kurze Pfeife aus dem Mund und senkte sie in der geschlossenen Hand langsam auf den Tisch. Einen Augenblick blieb er stumm so sitzen und schaute auf die weiße Tischdecke, auf der noch die Brotkrumen vom Abendessen lagen. Seine linke Hand spielte mit Voa. Er sagte ruhig:

„Voa, warum mußt du mir die ganze Freude verderben?“ Aber Voa hatte den Teufel im Leib.

„Weil es wahr ist!“ rief sie eifrig. „Weil wir etwas von unsrer Winterfahnen haben! Immer müssen wir mit unsrer entsehligen Rucksäcke auf die höchsten Bege! Warum? Weil Hantke auch dort hinaufsteigen! Aber ich mag nicht mehr!“ Sie sprang auf und rannte aus dem Zimmer. Herrmann blieb allein sitzen.

BAUERNHOF IN WINTERNACHT

Das Dorf entschläft. Der Himmel flockt. Die Nacht um Weß vom Fenster flockt. Der Wasserkeßel fängt die Lust. Die Ernte blüht im Apfelbusch.

Das Feuer gibt Geschichten Rot. Das Land im Schnee erscheint wie tot. Der Hofhund jault und lamentiert; — Welch Armer ohne Dach erfriert?

Gefinde schwacht, und sinnt und schaut Samt Bauer und der Bäuerin. Die Tochter schmückt sich bald als Braut, Und strahlt wie eine Königin.

Urahn schlief durchs stille Haus, Vermumelt Zaubersprüche alt, Und segnet jede Ede aus, Betragt das Kind, das schlafend lallt.

Der Knecht schaut nochmals nach dem Kind, Und rückt nach Däner, Hen und Hof. Der Hof im Schnee ist wie ein Eckschloß, Dein graue Eagen wispert find.

Die Uhr kreischt alt, und geht voran Durch Lust und Schmerz die ganze Zeit; Gefühlschmerz ist sie zugut, Die Tröpslerin der Ewigkeit.

M. Beyer

Später fand er sie in der Küche, wie sie feinen blauen Vorhang putzte.

Am nächsten Tag schneite es. Als Herrmann am späten Abend nach Hause fuhr, lag der Schnee schon sehr hoch. Er war weich und weiß. Herrmann holte die vom Sommer her noch sorgfältig verpackten Rucksäcke vom Speicher und machte sich mit ihnen zu schaffen. Er öffnete die Schnallen, schnitzte die Knoten auf, nahm das Papier heraus, staubte sie ab. Vore arbeitete in der Küche. Herrmann piffte ein lustiges Kstied. Dann setzte er sich an den Scherleisch und begann eine Liste der Dinge aufzustellen, die sie mitnehmen würden. Er konnte Rucksäcke wundervoll packen. Er war sich darauf, Alles mußte strengste stehen, die Lebensnotwendige und der Brotbeutel vor allem. Er wuschte, wie das beim Tragen schmerzt, wenn die Dinge auf dem Rücken quer zum Rückenrat lagen.

Vore kam herein. Sie sah die Rucksäcke. „Ich glaube, wir werden wundervollen Schnee haben“, sagte sie. Sie ging zum Fenster und öffnete es. Ein Schneewall kalter Luft wirbelte mit wehenden Flocken ins Zimmer.

„Ach wie schön“, sagte sie wieder, „wenn es nur an Weihnacht so schneit!“ Herrmann schrieb weiter an seiner Liste, über den Tisch gebeugt, er schien sehr beschäftigt, ohne Teilnahme am Gespräch.

„Aber, bitte, nicht wieder auf so eine Hütte, zu der wir wie und unsere Rucksäcke fünf Stunden schleppen müssen, mein Guter, hörst du mich? Bitte nicht!“

Herrmann drehte sich um und sah seine Frau an:

„Wie oft soll ich dir noch sagen, Voa, daß alles ein Gedächtnis ist? Du weißt doch, daß wir nicht mehr ausgehen können! Wir können herlich und in Frieden leben, wenn wir nur das Geld haben! Aber es wird auch so gehen. Meinst du nicht, Liebste?“

Vore sagte: „Vielleicht, ach, der Schnee ist herlich. Ich kann nur nicht mehr so viel marschieren und schleppen. Sie fällt vor Erschöpfung einfach um.“

„Natürlich“, sagte Herrmann, „wie werden das nicht tun; aber wir fahren doch an Weihnacht, Voa, nicht wahr?“

Vore sagte: „Ja, wir fahren. Trinkt du jetzt noch eine Tasse Tee, mein Guter?“

„Gern“, antwortete Herrmann und zündete sich seine Pfeife an.

DAS AUGE DER STELLUNG

Von Georg von der Vring

Das Meckwürdigste ist am Tag vor meiner Organgenahme geschehen. Geweiht mein Gedächtnis, das hernach lange wie angelockt war, ein biß, werde ich es erzählen:

Zwei Tage und zwei Nächte schon peinigten mich Zahnschmerzen. Die Kompanie lag in der vordersten Linie, Alfschnitt Groß-Boucaillies. Man schrieß dem 23. September 1918. Es war mir unmöglich, nach Gileville zum Jahrgang zu gehen, denn wir erwarteten die große Offensive der Amerikaner für den kommenden Tag. In den letzten Nächten hatten wir das Anrollen der Artillerie und die Langstange in den gegenüberliegenden Wäldern beobachtet und nach rückwärts gemeldet. Ich mußte die Zahnschmerzen erdulden und bekämpfte mit Aspirin. Der Angriff lag in der Luft. Wir fühlten ihn aus der Stille auf uns zukommen.

Eins glänzte in der brennenden Herbstsonne der Banquais, rechts stand regelmäßig die Wand des Aquarier Waldes. Die Eichen grünten noch. Das Gras gäbte schon. Still lagen die Gräben. Kein Schuß fiel.

Am Morgen brachte jemand die Nachricht vom hinten mit, daß in Gileville ein Auto des Roten Kreuzes mit Kämpfern eingetroffen sei, die am Nachmittag ein Konzert für das Hinfahrende veranstalten würden. Halb beneidet ich die in Gileville trotz ihrer Zahnschmerzen, halb fand ich dies Konzert vor der Schlacht unsinnig. . . . nun, ich verzage es wieder.

Mittags radelte ich im Schuß der Uferweiden an der Aie entlang nach Varcemes. Vor dem Schloß, in dem sich der Regimentsstab befand, lag ein älterer, gut genährter Franzose im Gras; er hatte einen Wein

schuß und gehöbte zu jenen sechs, die unser Stoßtrupp in der letzten Nacht von dreien geholt hatte; die andern fünf wurden wohl verbahrt. Man wies mich in den Garten. Ich sah den Oberst zwischen den Rabatten auf und ab gehen, näberte mich und meldete ihm: Er wandte mir sein ernstes, völlig satbloses Gesicht zu. Dann sagte er: „Denken Sie daran, daß Sie das Auge der Stellung sind“, gab mir die Hand und entließ mich.

Als ich wieder in der Stellung anlangte, hatte sich nichts geändert. Ruhe im ganzen Abschnitt. Die Jahnschmerzen aber waren unerträglich geworden. Ich ließ das Essen stehen und rannte durch die Gräben. Überall waren die Leute auf dem Posten. Großer Ernst auf allen Gesichtern. Nachmittags um vier kam ein Meider vom Regiment oder von der Division: Gehen sieben Uhr würden zwei Offiziere nach vorn kommen, die ich durch die Stellung führen sollte; bis Varennes einen Führer entgegenschießen. — Ich ordnete es an, gut.

Um die Jahnschmerzen zu vergetten, las ich in Lisas Briefen. Ich konnte sie auswendig. Danach dachte ich angestrengt an jene beiden Offiziere, die am Vorabend der Schlacht nach vorn kommen wollten. Es würden gewiß Pioniere sein, die den Befehl hatten, die Aiebrücke, die uns mit Klein-Boureaulles verband, zu sprengen. Das schien einleuchtend. Warum aber: Einen Führer bis Varennes entgegenschießen? Kamnten diese Offiziere die Stellung nicht?

Um fünf Uhr nahm ich drei Tabletten Aspirin und legte mich nieder, um sie wirken zu lassen. Ich schwitzte und schlief dann ein. Ich war sehr erschöpft.

Der Busch weckte mich. Die beiden Offiziere waren gekommen. Ich sagte, er solle sie hereinbitten; ich lag im Commehaus. Er berichtete, sie wären auf dem Friedhof von Groß-Boureaulles, er lag mitten im Netz der Stellung. Das heißt, was von ihm noch vorhanden war; einige schief gestohlene Krüge und so weiter.

Die Dämmerung hatte schon eingesetzt. Überm Argemone Wald glommt der Himmel in rotem Feuer. Von der Champagne klang Geschützlärm herüber. Als ich zum Friedhof hinauskam, trat eine große und breite Gestalt auf mich zu. Es war ein Leutnant. Er stellte sich vor und fragte, ob er mich fahre. Mich stoben die nicht, antwortete ich. Er richtete seine Augen auf meinen Kopfbund, den ich wegen der Jahnschmerzen trug, und fragte, ob ich verwundet sei. Ich verneinte. Gleich machte ich eine beglückende Entdeckung. Die Jahnschmerzen waren fort! Ich begann, den andern auseinanderzusetzen, weshalb ich mich in diesem Augenblick so leicht und glücklich fühlte.

Er sah mich gerüstet und ungeduldig an. Der Kragen seiner Uniform stand offen, und sein dicker Hals trat hervor; es war etwas Unmülltäusches an ihm. Mir kam ein Gedanke — ich fragte, ob er zu den Künstlern gehöre, die heute in Gleville gespielt hatten. Er nickte und sagte: „Kammerjäger aus Dresden“. Er sei nur kurz hier, auf einige Minuten. Ob ein Angriff kommen werde.

Ja. In der Frühe.

Wie die Stellung sicher sei.

Ja. Aber dünn besetzt, Vorpostenstellung.

Wieder nickte er und spähte über den Friedhof. Ich war so froh ohne die Jahnschmerzen, daß ich den Kammerjäger am liebsten bei mir behalten hätte! Aber — er war nur kurz hier, ein Künstler, den es einmal nach vorn getrieben hatte, zu den verlorenen Posten.

„Wie sind hier das Auge der Stellung“, sagte ich stolz.

„Still!“ gebot er und lauschte.

Jemand hatte gerufen. Er ging über den Friedhof, ich folgte ihm.

Gleich darauf erlebte ich das Erschlauchte... Auf dem Friedhof Bourreaulles gab es nämlich auch ein paar deutsche Gräber. So lag dort ein Bisfeldweber Hermann, schon 1915 gefallen. Ich kannte das Kreuz; an manchen Abend war ich, sobald nicht mehr eingesehen werden konnte, hier auf und ab gegangen und hatte die Scheiß mit Kreuz studiert.

Vor diesem Grab saß jemand im Gras, als wie hinkamen. Es war eine Frau. Sie steckte in einem Offiziersmantel, aber ihr blondes Haar glänzte und aus der Dämmerung entgegen; eine Schminke sah neben ihr.

Ich war so überrascht und bestürzt, daß ich Angst bekam, der amerikanischen Angst könne sofort einsehen... mein Herz klopfte. Eine Frau in der Stellung! Das war, als ob plötzlich eine Blume in einem Zintensaß steck! Wer mochte ihre die Möglichkeit verschafft haben? Gehörte auch sie zu den Künstlern?

Kaum hatte ich meine Erregung bezwungen, hörte ich sie sagen: „Hast du den Mut, mit mir diese Nacht vorn zu bleiben?“ Er meinte den Kammerjäger.

„Ist es denn wirklich das richtige Grab?“ fragte der.

„Ja“, ich dachte dir. Es ist das richtige Grab. Hast du also den Mut?“

„Unsum!“ entgegnete der Kammerjäger. „Es ist eine Märette von dir.“

„Ich wollte ja nur wissen, ob du den Mut hast“, sagte die Dame leise. „Entweder du hast ihn oder du hast ihn nicht. Sagte Hans Hermann, der hier begraben liegt, mein kleiner Jugendfreund, ein tüchtiger Knabe also, hat ihn damals befallen.“

So sprach sie. Ich schlenderte eine Strecke fort, denn sie begannen zu streiten. Was sich dort abspielte, ging meine Stellung nichts an. Das Hin und Her dauerte recht lange. Ich nahm meinen Kopfbund ab und steckte ihn in die Tasche. Die Jahnschmerzen hatten sich wirklich davongemacht.

Es war längst dunkel geworden. Sterne am Himmel. Als ich sie nicht mehr sprechen hörte, ging ich zu ihnen und erklärte, daß sie jetzt wieder nach hinten gehen müßten. „Wer sind Sie denn?“ fragte die Dame.

Ich erklärte es ihr.

„Wollen Sie mich bis morgen hier behalten?“ fragte sie.

Ich fand so rasch keine Antwort. „Es ist wegen des Angriffs, von dem man spricht“, fuhr sie fort, „ich möchte... ich möchte auf diesem Grab die Nacht verbringen, auch wenn man mich allein läßt, gerade dann...“ Sie schien zu weinen.

Es erwidert mich, ich sagte ohne Besinnen: „Alein würden Sie nicht sein!“ Sofort dachte ich an Lisa und erschreckte vor mir selbst.

Die Dame stand auf und kam zu mir. Sie war jung, so jung wie ich. Es glänzte ihr helles Haar. Ihre Stimme war unvergesslich traurig und unvergesslich abweisend, als sie sagte: „Ich danke Ihnen. Aber es kommt nicht auf Sie an...“

„Nein“, sagte ich erleichtert.

„Gedern...“

„Gedern auf mich!“ murmelte der Kammerjäger mit Nachdruck.

„Sie aber gehören nach hinten“, sagte ich zu ihm. Es wurde nicht mehr gesprochen. Ich sah, wie die Dame sich die Fäden ihrer Haare stülpte. Gleich darauf verließen sie mich, von der Dämmerung geführt, in Richtung Varennes.

Zwei Stunden später rollte das Trommelfeuer des 26. Septembers über mich hin — acht Stunden später der Angriff — zwölf Stunden später: Betäubung, Gefangenschaft, Ende.

Der Lebkuchen

von Anton Schnack

Er war von einem Nikolaus,
Von einem Weihnachtseskundin,
Das abends ging von Haus zu Haus,
Wo nichts mehr war im Spind.

Er roch, von süßen Sachen gut,
Nach Bauernfest und Messezelt,
Nach Großmutter im Perlenhut,
Nach Tropenschiff und Mandelfeld.

Er war gewürzt mit Honigsaft,
Grell duftete der Zimt,
Aus Negerländern hergeschafft,
Wo grüner Waldstern glimmt.

Nach dem Rezept aus alter Zeit
Gemischt, geformt, gemacht
Für Zeiten, wo der Himmel schneit,
Für's Fest der frommen Nacht.

Im Winterhaus, im Kinderhaus
Lag er im Eichenschrank.
Die kleine, hungerdünne Krank,
Saß vor ihm malt und krank.

Er lag beim Bleisoldatenzug,
Beim Bahnhof mit dem blinden Licht,
Der Knabe, der die Trommel schlug,
Aß ihn, Glück im Gesicht.

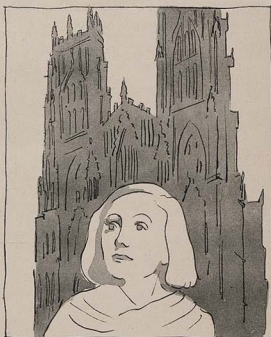
Wunder der Mimik

A. Leidl

Der göttlichen G. gewidmet



Die Göttliche als Große Katharina



— — — als Madame Pompadour



— — — als Aida



— — — als Unterweltlerin

und

Unter Ärzten

„Haben Sie schon gehört, Kollege F. ist ein fantastischer Spiritist geworden. Er verspricht seine ganze Zeit damit, die Geister Verstorbener zu zitieren.“

„Warum soll er nicht? Es ist doch begreiflich, daß er sich gern einmal wieder mit seinen früheren Patienten unterhält.“

Ein Feinschmecker

Krzt: „Es geht nicht anders, Sie müssen die Medizin einnehmen, wenn sie Ihnen auch widersteht. Denken Sie doch einfach, es sei Bier!“

Patient: „Könnte ich nicht Bier einnehmen und denken, es sei Medizin?“

Klüger

„Ich glaube immer, du würdest Dolores Pérez heiraten.“

„Wollte ich auch. Aber als ich hörte, daß sie fäheulich zwanzigtausend Pesos allein an ihre Modistin zahlt, habe ich lieber die geheiratet.“

Eigene Schuld

Gast: „Dieses Vestireal ist steinhart! Daran habe ich ja eine Stunde zu kauen!“

Kellner: „Als Sie es bestellten, sagten Sie, Sie hätten keine Elle.“

Das letzte Kapitel

„Der Roman, den du mir geborgt hast, ist wirklich gut. Die Lösung des Konflikts am Schluß ist hochinteressant.“

„Nicht wahr? Und wie wunderbar ist schon das letzte Kapitel?“

„Oh, so weit bin ich noch nicht.“

Hagenbarth



„Mensch, spielen Sie bloß nicht falsch — sonst zwingen Sie mich zu Methoden, die man in Bürgerkreisen als ehrlich bezeichnet.“

Ein großer Vorteil

Herr G.: „Blödsinn, dieser Kochkursus, den unsere Tochter mitmacht! Hinausgeschmissenes Geld!“

Frau G.: „Hinausgeschmissen? Was sie kocht, bringt sie mit nach Hause!“

Herr G.: „Ja, aber! Und jeder bedankt sich dafür, das Zeug zu essen. Es wird wohl, geworfen.“

Frau G.: „Nein, sie gibt es den Bettlern.“

Herr G.: „Hm! Auch ein Vorteil!“

Frau G.: „Oh, ein großer! Es kommen kaum noch welche.“

Kirmes

Es war in Oberbayern.

Der Dorfgeschloß nahm eine neue Magd. Einen Tag vor der Kirmes.

„Nach der Kirmes müßt du den Tanzsaal scheuern, Jenni.“

„Na — das kam i net.“

„Warum net?“

Meint die Magd:

„I kann ka Blut sehen.“

j. h. r.

Ein ganz Gerissener

Tante: „Aber Bobby! Nun hast du deinen Schwessterchen ja doch den kleineren Apfel gegeben! Hatte ich dir nicht gesagt, du solltest sie wählen lassen?“

Bobby: „Hab' ich getan.“

Tante: „So? Das glaube ich dir nicht.“

Bobby: „Sie konnte wählen: entweder den Kleinen oder gar keinen.“

Schlagfertig

In einem der überschwänglichen Feste, die Ludwig XV. während des Sommers im Park von Versailles veranstaltete, stand Terrai, der Minister der Finanzen, neben dem Hauteuill des Königs und sah zu.

„Wie finden Sie die Feste von Versailles?“ fragte ihn der König.

„Unbegreifbar, Eure“, entgegnete der Finanzminister.

Kaltes Blut

Karl XII. von Schweden diktierte im Felde einen seiner Sekretäre einen Brief. Eine Handbüttel schlug in das Zell und bohrte sich dicht neben dem Sekretäre in die Erde. Der Schreiber fuhr errötet empor.

„Was gibt es?“ fragte der König.

„Majestät, die Kugel...“

Glauben Sie, daß irgendein Zusammenhang zwischen jener Kugel und dem Brief besteht, den ich Ihnen diktiere?“ versetzte der König ärgerlich, „schreiben Sie weiter...“

MORAL! — MORAL!

„Ja... da wie'n wie also mal aus unserm kleinen Königreich rausgetrohen, um euer Sündenbettel so'n bißchen aus der Nähe zu betrachten...“, begrüßte uns Dunkel Rederich, als er zur „Grünen Weiche“ nach Berlin kam.

Beim Ausstieg des Bahnhofes fiel sein Blick auf den Theaterzettel an einer Einfasssäule.

„Ach... den „Gauß“ gibst bei euch? Das is ja tollefall! Das is ja prächtig! Das habe ich mir schon immer gewünscht! Den muß ich mir ansehen!“

Also ging der würdige Majoratsherr am Abend ins Theater und sah sich den „Gauß“ an.

Am nächsten Morgen hörte ich, wie er im Nebenzimmer meiner Mutter seine Eindrücke berichtete.

„Also... äh... Wanda, das muß ich ja sagen: geipielt wird hier... das is 'ne Pracht... großartig! Unserens bekommt ja noch nicht zu sehn auf seiner Klische. Da is es von Zeit zu Zeit direkt 'ne Wohltat, mal wieder... na, wie soll ich sagen... mit der Kultur in Verbindung zu kommen... hä,

Entwicklungsgeschichte

Von Herbert Lestiboudois

Es schuf aus der formlosen Erde die Menschheit den Bau dieser Welt. Und sprach wie ein Herrgott: Er werde ein Wohnhaus, das allen gefällt.

Doch als dann im Laufe der Zeiten ihr Haus an Bedeutung gewann, da kriegten die Menschen das Streiten: Der Kampf um die Plätze begann!

Wie einst ihre Ahnen im Urwald, so klettern sie wild durch den Bau. Sie ließen die wahre Natur bald erkennen — und schlugen sich blau!

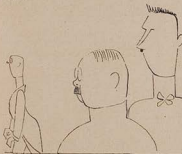
So ist es geblieben bis heute. Nur d'er wird ein tüchtiger Mann, der seiner mitmenschlichen Meute am besten auf's Dach klettern kann!

Refrain:
*Drum heißt der Mensch seit Ewigkeit der Schöpfung höchstes Wesen!
Und ward, dieweil er so geseheit, zu Großem auszerlesen!
Indes: wenn man es recht bedenkt, hat er zwar viel geschaffen...
dodh die Natur, die in ihm lenkt und seinen Geist zum Klettern drängt, hat nichts voraus — den Affen!*

hä...! Aber... Wanda, ich habe doch so den Eindruck... möchte ich beinah sagen... also höre mal... der Gauß... ich glaube so ganz, so rumbherum, is er dem Overtie nicht gelungen... ne, ich meine, das Stärkste is er doch wohl nicht, was er gemacht hat. Ich weiß nich... aber ich finde... dieser Dokter Gauß, nich wahr?... also dieser Herr Dokter benimmt sich nich korrekt... ja! Schließlich stammt er doch aus gutem Hause... äh... Akademiker, nich wahr?... du verstehst?... aus gutbürgerlicher Familie... und diese junge Dame... äh... ich meine Gsäulein Bretchen... ja... hatte so den Eindruck... is doch wohl ebenfalls aus anständigen Kreisen... Bvender scheint sogar aktiver Offizier... wenn ich nich irre... na ja... also ich muß sagen... was sich der Overtie wohl dabei gedacht hat? Nein... äh... finde die Chese ganz und gar unmoralisch! Ich kann mir nu mal nich helfen... also Wanda... warum heiraten die beiden denn nich? Ich würde ja nicht sagen, wenn er aus altstadligem Gbblät gewesen wäre... 'n Herztch oder so... Mesalliance kommt selbstredend nicht in Frage... aber so... äh... ich muß betonen... finde es einfach unmoralisch... Glosserlich

Der neue Chef

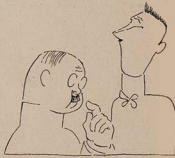
Maçon



Hm. — tüchtiger Kerl, wie?!



Kapazität, sage ich Ihnen



...und glänzender Organisator



freilich sein neuer Erlaß



Direkt lächerlich



Oberhaupt.....

Bei Neureichs

Gast (vor der Kopie einer Raffardischen Madonna): „Oh, dieses herrliche Bild! Ein gottebenedicteter Mädel!“

Frau Neureich: „Ja. Und so gar nicht eingebildet. Wir lernten ihn letzten Sonntag in Ewigenmünde kennen.“

Ein Unterschied

A.: „Wie hatten gestern Abonnement-Vorstellung. Es gab die neue Oper von E. Sie haben Sie gewiß schon gehört?“

B.: „Nein.“

A.: „Das wundert mich. Sie als Musikkenner?“

B.: „Ich bin kein Abonnent. Ich gehe zu meinen Begehungen ins Theater.“

Daseinzige Verlangen

Arzt (zu einer sehr ungedulden Patientin): „Sie verlangen zuviel, gnädige Frau! Ich kann Sie doch unmöglich wieder jung machen.“

Dame: „Das erwarte ich auch nicht, Herr Doktor. Ich bitte Sie nur, mich alt zu machen.“

Nicht zu bezweifeln

Dame (getrunken): „Sie machen ein Gefäch, Herr Doktor, also glauben Sie mir nicht, daß ich vorzig Jahre alt bin.“

Herr: „Alter ganz gewiß glaube ich es, gnädige Frau! Ich weiß es seit zehn Jahren.“

148 Seiten Großklatz in Lelion gebunden RM. 6.—

In unserem Verlag erschien neben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengotts Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Himmensnacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterkammer“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parival, Roland und dem Zwergerkönig Laurin kommt sie, schon durch Polend zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstentum hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Unterhalt.

Der Verfasser hat die für das weitestgehende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Meyers über Dreizehnhundert erzählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber vergessen, daß Verse hiesiger Art in weiten Kreisen als antiquarisch gelten, im Gegenteil wird sich letzteres aus dem spannenden Schillerungen des ganzen Buches gelöst und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Die andere Seite

Sie: „Wenn Du die Jagen selbst einmal etwas ausmachst, so ist es ganz gewiß das Häßlichste.“

Er: „Du hast recht. Aber bedenke, daß Du sonst nie unter die Haube gekommen wärest.“

Berechtigte Furcht

Häßliche alte Jungfer: „Um Gottes willen! Mich hat ein Hund gebissen! Ob der toll war?“

Vorübergehender Herr (sie von oben bis unten betrachtend): „Eisner!“

Das ist bitter

Herr: „Ich lese deutlich in Ihren Augen, wie Sie über mich denken.“

Dame: „Oh, dann bin ich gewiß, daß Sie es niemandem sagen werden.“

Enttäuschung

Bei Bamberlings gibt es eine eifrige Begrüßung. Papa ist nach vielen Wochen krank, sein wieder aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen. Nur Kutschken macht ein enttäuschtes Gesicht.

Kerst: „Du dich denn gar nicht, Bär?“ fragt Mama.

Doch: „Schonell Kutschken, ich möchte gern das kleine Bräutigam sehen.“

Bräutigam: — — —

„Du ja, als du aus dem Krankenhaus zurückgekommen bist, hast du doch ein Eheversprechen mitgebracht.“

Schlimme Aussichten

„Wir haben in der neuen Wohnung gar kein Feuertagzimmer.“

„Oh Gott! Wo schläft denn dein Mann?“

Leserinn
Bin

DIE JUGEND ANZEIGE

der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vortrefflichem Vierfarbdruck nach Bilderviervielfachen aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pl., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

(für 90 Plg. postfrei)

G. HIRTH VERLAG AG

München, Herrstr. 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

Adressen

Wurfsendungen

ledig

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FERNSTR. 17, JAHRESDRUCK 316, 317 UND 321

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANZEIGENBESTELLER



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunststiller-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Form RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Tausende lesen ihre Zeitschrift- und welche Zeitschrift liest Du?

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Druckschachen

empfehlen wir G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstpostkarten der „Jugend“, die zu den erstauflagen billigen Preisen von 45 Plg., 65 Plg. und 90 Plg., je nach Größe, zunächst Portoposten durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portoposten) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Leist den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pachtzeit-schrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereialignat-Verlag

Dr. Hanns Schindler München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben

ist: KREMPLEHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart, 450 Seiten in Ganzleinen gebunden RM. 2.85 zuzüglich 40 Plg. Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag

G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

DIE CAFÉHAUSGEIGERIN

Von Anton Simack

Ich verstecke mich hinter dem Namen Carmen de Manauante,
Sonst heiße ich Lena Christ.
Ich gehöre zu der spanischen Musikbande,
Die aus Bayern und Böhmen ist.

Ich muß kontraktlich viele Städte besuchen,
Berlin bis Madrid.
Immer rochen sie nach Kaffee und Kuchen,
Worunter ich litt.

Aufschneidende Blicke wollen mich zärtlich grüßen
Aus dem brodelnden Zuschauerheer.
Unter Beifallklatschen und trampelnden Füßen,
Schicken Männer kleine Geschenke her.

Manche bestaunen mich, seltsame Wunder,
Andere schämen mich vogelfrei.
Oftmals schrie ich am liebsten vom Podium herunter:
„Mein Herz ist aus Blei!“

Herrn sprechen: „Mona hat Feuer“
Und beziehen's auf sich.
Und glauben, ich wäre ein reisendes Abenteuer,
Aber ich bin nur ewiger Geigenstrich.

In mir glühen ganz andere Wünsche und Dinge
Als die, die ich tue.
Ich möchte ein Vaterhaus, Wiesen und Schmetterlinge,
Vor allem viel Ruhe.

Herrliche Vorstellung: nur einem zu geigen,
Einem klaren Männergesicht,
Bei ihm sitzen, bei ihm ruhen und schweigen.
Doch das glaubt man mir nicht.

Menzel

Adolf v. Menzel wurde wiederholt gefragt, warum er denn nicht geheiratet habe. Da pflegte er sinnend über seine Brille zu blicken und zu sagen: „Es gab wenige Frauen, deren Mann ich hätte sein mögen, aber noch weniger junge Männer, deren Vater ich werden wollte!“

Saphir

Der Wiener Satiriker Saphir wurde einmal von einer Dame gefragt, ob er nicht ein unschädliches Mittel gegen Schlafwandeln wüßte. Saphir bejahte und machte sich erbödig, dasselbe aufzuschreiben. Er reichte der Dame den Zettel und diese las: „Drei Eplöffel Reisnägeln vor dem Schlafengehen rund um das Bett streuen!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Possart

Ernst Possart gastierte in seinen Anfängsjahren einmal in einem kleinen Provinzort als Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe“. Nächsten Tages las er in dem Lokalblättchen eine Besprechung: „...Unter anderem spielte auch ein gewisser Possart mit, der als Kalb sehr natürlich war!“ — Sings setzte sich Possart hin und schrieb: „Sehr geheimer Herr Kellaster! Ich danke Ihnen für Ihre so väterliche Beurteilung!“

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen B. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenschildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Alfen und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seib Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

**G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10**

Der Fliegende Teufel

Der Kaufmann von Amsterdam

In Amsterdam, in Vortellenshaage, traf ich meinen alten Freund, Minywe van der Eetwaeten, und er führte mich in ein Viertel, wo alle Leute, alt und jung, groß und klein, auf Stelzen liefen.

„Wie kommt das?“ fragte ich, „als ich das letztemal hier war, gingen die Leute alle noch einfach auf ihren Füßen.“

„Eine drohlige Gefährlichkeit!“ gab er zur Antwort und schüttelte mich ein paar Schüttel weiter. „Siehst du den Kolonialwarenladen dort? Der Besitzer hatte über zu geringen Kaffeeverbrauch zu klagen. Za hatte er einen Gedanken. Er gab pro Kilo Kaffee ein Paar Stelzen gratis dazu — und seitdem hebt sich sein Umsatz — und geht sozusagen auf Stelzen.“

„Eine verrückte Idee!“

„Nicht mal so sehr!“ antwortete mein Freund, „es gibt noch manchen Kaufmann in der Welt, der seinen Absatz auf Stelzen hebt — bloß daß die Leute es nicht merken!“

FOTO-ECKE

Das moderne Porträt

Die heutige Fotografie sieht das Porträt unter neuen Gesichtspunkten: Es weicht wesentlich vom Abbild ab, wie es früher ausschließlich gefertigt wurde und heute (leider!) noch immer in der Ideewelt von Onkeln und Tanten spukt, die sich gelegentlich bei uns zu einem Bild einstellen. — Das Neue im Porträt ist in seiner Anlage in der technischen Auffassung zu suchen. Beleuchtung, Gesichtsausdruck, Perspektive, Umgebung bilden eine große Einheitlichkeit. Über die wichtigsten Momente läßt sich sagen:

Mit das Wichtigste ist die Beleuchtung. Mit einer Lichtquelle können wir auskommen, wenn es auch gut sein wird, zur Aufhellung eine zweite Lampe von etwa 100 Watt zu nehmen. Als Hauptbeleuchtung natürlich Nitraport. Zu vermeiden ist frontale Beleuchtung. Das Gesicht ist ein plastisches Gebilde, und damit die Plastik erhalten bleibt, brauchen wir Licht und Schatten als buntes Wechselspiel. Vorteilhaft ist Gegenlicht. Besonders, wenn die Lichtquelle etwas über den Kopf gestellt wird. Denn das gibt die lebendigsten Bilder.

Natürlichkeit, Unerwartungsbild bilden Voraussetzung. Oft hat man Schwierigkeiten. Denn der Betreffende weiß in genau, daß er fotografiert werden soll. Oft kann mit hartnäckigen Fällen gerechnet werden. Dann: Wir geben dem Darzustellenden irgendeine Beschäftigung, und während seiner Tätigkeit fertigen wir mehrere Aufnahmen, von denen die beste ausgewählt wird.

Hände passen nur dann in das Bild, wenn sie Beziehung zum Ganzen haben. Arbeitende Hände sind natürlich wichtig. Eine primitive Art ist es, wenn sie den Kopf stützen. Treten Hände aber belanglos oder gestellt auf, so zerstören sie die Einheit des Bildes.

Eine Umgebung brauchen wir gewöhnlich überhaupt nicht. Die Tapete gibt meist einen guten Hintergrund, wenn sie kein zu auffälliges Muster zeigt. Im Freischichtporträt ist der Himmel ein guter Hintergrund. Stellen wir einen Menschen bei seiner Tätigkeit dar, dann ist eine Umgebung natürlich notwendig. Man soll sich aber auf die Haupttöne beschränken.

Porträts werden auf die Augen scharf eingestellt. Die Augen sind ja das Charakteristische eines Menschen. Das Kamerabild soll sich im Normalfall in Augenhöhe befinden. Hohe oder tiefe Stellung ist für besondere Wirkungen künstlich, nicht aber für den Normalfall.

Industrie-Neuheiten

Der Compur-Verschluß wird in einer neuen Ausführung bis zu 1/1000 Sekunde geliefert. In einige Kameras wie Brillant, Rollei-flex wird er bereits eingebaut.

Perpente ist jetzt der feinkörnigste splanometrische Film. Er besitzt 15/100 DIN und wird auch für die größeren Formate hergestellt. Das dürfte für Auschnittvergrößerungen wichtig sein.

Die Exakta-Kamera wird mit der Lichtstärke 5,5 in einem neuen Modell für RM. 100,- hergestellt. Die Kamera kann in dieser Preisklasse als besonders günstig beurteilt werden.

Unterwegs

Auf einem Dampfer zwischen Bremen und Newyork.

Ein Häcmer aus dem Westen, auf der Rückfahrt von einer Europareise, tauscht mit einem Deutschen an Bord seine Erfahrungen über dessen Heimat aus.

„Alles sehr gut“, sagt der Amerikaner, „aber man baut bei euch zu viel! Und überhaupt, die Deutschen stadt viel zu viel Geld in die Zukunft!“

„A propos“, jog der Deutsche eine Zeitung aus der Tasche, „ich lese da gerade in „Newyork Herald“, daß die Amerikaner laut Statistik allmonatlich zehn Millionen Dollar für Astrologen, Zukunftsdeuter und Kristallgloher ausgeben.“

„Allright, und —?“

„Ich finde, auch die Amerikaner lassen sich ihre Zukunft was kosten!“

Der Fall des Dr. Tauffer

Vor dem Friedhof in Budapest versammelten sich einige prominente Ärzte. Sie kamen vom Begräbnis ihres berühmten Kollegen, des Universitätsprofessors Dr. Tauffer. Der Professor hatte in seinem Leben an die fünf-tausend Personen operiert; als er neulich

selber dran glauben sollte, jog er vor, sich das Leben zu nehmen.

„Unter uns gefragt“, meinte ein junger Assistenzarzt, „ich verleihe den guten Tauffer nicht. Wie kam er nur?“

„Er traute seinen Kollegen nie soviel zu, wie sich selber“, antwortete ein älterer Arzt, „und als lundrige Spürung war er nicht nur für einen normalen Effekt der Operation, sondern auch für einen möglichst schnellen.“

Am Südpol

Amicall Byrd, der ewige Südpolfahrer, der mit seinen Leuten seit Monaten im Paderis sitzt und Skat spielt, hat neulich einen schlechten Tag gehabt. Es kam ein Funk-spruch aus der Heimat...

„Erbrecher haben — die Abwesenheit Admiral Byrds — benutzt, — um sein kleines Landhaus in Zement — bis auf den letzten Papierfleck auszuräumen —“

„Bande!“, knirschte Byrd, „man kann nicht mehr den Rücken wachen und schon flatten sie einem einen Besuch ab!“

Das Tanzbein des Soldaten

Die russischen Offiziere haben von ihrer Regierung den Befehl erhalten, das Tanzen zu lernen. Ja, ich erinnere mich noch genau der Geschichte, wie es dazu gekommen ist:

Rubey



„Reizend — dieser Foxtrot...“

„Aber ich bitte Sie — das ist doch das Scherzo aus der Fünften von Beethoven...“

„So... auch nicht schlecht.“

Eine Deputation von Offizieren war in Antarktis zu Feind, und dort im Lande des Ochs, abends bei schimmernden Windlichtern, auf der Terasse des Parks, forderten die tüchtigen Damen, wie es dort Sitte ist, die Herren zu einem Tanze auf. Die Offiziere wurden rot und blaß, sie gingen an zu flattern — und schließlich ermannte sich einer zu einer Erklärung:

„Wir bedauern fäähär, meine Damen, — aber das Tanzen — im Feindesregiment nitz, gaanzitz dawoon. Jäähäds Gländ von unsere Käätärer ist trainiert für Kefoode, — wiitlich! Nur nicht Tanzenbein!“

Die Damen lachten.
Es ist es gekommen, daß die russischen Offiziere einen Tanzkurs bekommen.

Poincaré

Man sprach über den Wert des Parlamentarismus.

Poincaré war dagegen.

„Die Abgeordneten“, sagte er, „lieben nicht ihr Vaterland. Sie lieben nur ihren Wahlbezirk.“

Vergleich

Einst sitzt ein Tiger.
Möglich wäre es:
„Sie sehen aus wie ein Tiger!“
„Was heißt denn das nun wieder?“ flötete er.
„Wir wissen Sie denn überhaupt, wie ein Tiger aussieht?“
„Ihr habt doch einen im Stall.“
„Das ist doch kein Tiger — das ist doch ein Esel!“
Sagt Ernst:
„Ach so — jedenfalls sehen Sie so aus.“
j. h. r.

Hiebe

Die Schulfreunde warteten.
Endlich kam Erich.
Verbeult und verheult.
„Wo warst du denn so lange?“
„Mein Vater hatte mit mir zu sprechen.“
„So lange?“
„Ja. Veschlagene zehn Minuten.“
j. h. r.

Der Sohn seines Vaters

Vater: „Bisviele ist die Hälfte von hundert?“
Söhne: „Schwagt.“
Vater: „Denk doch nach, Franz! Zum Beispiel, zwei Freunde finden hundert Mark und teilen sich die Bieviele bekennt dann jeder?“
Söhne (Jarlsteinohn): „Mindestens vierzehn Tage.“
Im Dom
Kreuzfahrer: „Und jetzt führe ich Sie zum Altar.“
Alte Jungfer: „Um Gottes willen! Das kommt so plötzlich!“
Das wäre zu versuchen
Patient: „Es ist nicht mehr zum Aushalten, Herr Doktor. Ich kann weder liegen, noch stehen, noch sitzen.“
Arzt: „Und wie ist es mit dem Hängen?“
Immer derselbe
Dienstmadchen (atemblos): „Schnell, Herr Professor, unten sind Einbrecher!“
Professor: „Haben Sie gesagt, daß ich zu Hause bin?“

BÜCHER

Michel Hofmann: Cäsars Kalender. Echter 1000jähriger Kalender, aufgefunden und zum erstenmal nach der Handschrift von 1652 fürs 20. Jahrhundert herausgegeben von Dr. Ernst Heimeran. Beide im Ernst Heimeran-Verlag, München.

Zwei Leckerbissen von Kalendern! Köstliche Hors d'oeuvres des Planetariums, süße Nachspeise zu unserer Mahlzeit an Tagen, Wochen und Monden! Diese beiden Kalender machen keineswegs die Anschaffung eines regulären Kalenders für 1925 überflüssig; aber ihr Besitzer wird sie in jedem künftigen Januar immer gern wieder einmal hervorholen. Sie sind zu nichts Praktischem nütze, und gerade darum so wertvoll. Wer erhebt sich nicht gern über den Iden des März oder den Kalenden des Junius aus dem Staube des Alltags? Wer spaziert nicht gern einmal in dem wunderbar wirren und doch so irdisch bunten und fruchtbareren 1000jährigen Kalender, dem echten, wie ihn Ernst Heimeran erst jetzt bei einem glücklichen Streifzug in Bamberg gefunden und mit unheimlichem Fleiß und durchdringender Kenntnis zum ersten Male herausgegeben hat? Wer lacht nicht gern mit, wenn er liest, daß die Menschen dreihundert Jahre lang auf Prophezeiungen geschworen haben, die eigentlich nichts anderes waren als Druckfehler! So wandert man durch kulturgeschichtliches Hinterland des Kalenders und erlebt dabei so viel Erbauendes und Ersprießliches, wie man es sich vom laufenden Kalender nur wünschen möchte.
Dr. H. A. Thies

Voranzeige!

Im G. Hirth Verlag erscheint in wenigen Tagen

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Briefschreiber, der geistreichste und temperamentvollste Konferenzredner des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahnwitz durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen Humors begeistern wird. Die durch die prosopandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für **45** Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:
PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE
VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen. Dieses Buch kostet 1 Mark.
Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)
Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)
Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT

RICHTIGES ENTWICKELN

- ANLEITUNG DER BEWERTUNG UNTERSCHIEDLICH
- VON DER BEWERTUNG ENTWICKELN
- LÖSUNG DER BEWERTUNG
- KLEINER KALENDER

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

GERHARD ISERT

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Raum ohne Volk

Erich Wilke



„Ungeheure Gebiete, die wir teilen wollen, Signore Kapitano, — leider haben wir beide dafür 20 Millionen Menschen zu wenig.“

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1935 / NR. 4



Münchener Fasching von Anno dazumal

Carl Spitzweg f

Winter

VON RUDOLF KREUTZER

Nun aber knirscht unter deinen Schritten der Schnee
Und es friert dir der Atem wie Rauch vor dem Mund.
Nun güte dich fester und birg' unterm Hut das braune Gelock,
Denn nimmer streift es der Sommerwind, noch die tändelnde
Hand der süßen Gespielin.
Längst brach nach Süden auf Pan und es folgte dem schnellen-
klingenden Zuge
Mit Pardellfellen behängt die trunkene Schar der Mäuden.
Voll Nebel hängen die Wälder, in denen kalt und bös ein
Geschlecht haust;
Abhold den Gesängen vergrub es in Farnen und Moos die
zerbrochene Laute.
Wo — wenn Schnee fällt auf dein erschrockenes Herz —, wo
nimmst du
Die Sonne und wo die Blumen her und die Lüfte des Sommers
Dust und Purpur der Gärten? Denn sprachlos steht und verlassene
der Hain
Und ohne Antwort verhallt dein Ruf. Es klirrt der Wind in den
frierenden Zweigen
Und nur mehr des Krähenvolks Flug schwingt überm Land wie
Gelächter.

EINMAL KÖNIGIN

VON EMMY HENNINGS

Daß ich mich einmal als Königin fühlen durfte, allenfalls dafür gegolten habe, daran ist lediglich mein kleiner Epitaphsteiner schuld. Ich hatte ihn — Gott weiß warum — in Neapel vergessen. Im Kochtopf steckt ein Geldblumenstrauch, und das Pfännlein dient als Aichenbecker, während ich selbst am zweiten Tag meines Aufenthalts in Lugano Hunger bekomme, einen unbefriedigten Hunger. Es nützt alles nichts, ich muß etwas essen. Wad bin ich vor Hunger und es ist fraglich, ob es in Lugano überhaupt ein Restaurant gibt, das soviel ist, meinen Hunger zu stillen.

Da sehe ich mit ausgebreiteten Armen einen Mann auf mich zuschreiten. Es ist Flamingo, der Zaubeter. Flamingo, der Entfesselungskünstler. Flamingo, der König aller Ausbrecher. Flamingo, der Indianenhauptling, der Letzte von dem Stamm der Delawaren. Ja, also das ist mein Brotgeber von einst, also ich noch kunstpoetische Darstellung im Zirkus war. Flamingo, noch immer ein Mann in den besten Jahren, groß, breit und schön, begrüßt mich wie einst.

Er gibt mir die Hand. Die Pelen an seinen Jungfernen glitzern in allen Regenbogenfarben. Wie großartig sich doch die Pelen machen in der halben Dämmerung! Ah, die schönen Diamanten. Benennen und verlocken starrte ich auf den Reichtum und Flamingo bemerkt: „Alles Einmü. Alles Gold, was glänzt. Du aber, meine Tante. Ja sich, wenn man mir jetzt einen köstlichen Edelstein schenken würde, ich könnte darüber nicht glücklich sein, als ich es in deinem Augenbild bin. Doch was machen wir jetzt? Hast du Hunger? Habe selbst noch nicht gegessen. Komm mit mir ins Grütl. Man ist dort ausgezeichnet. Du lächelst so seltsam. Du müdest auch immer im Grütl essen. Wenn ich es dir doch sage. Wer sich daran gewöhnt, läßt ungern davon.“

Wer sich daran gewöhnt, läßt ungern davon? Offenbar meint er das Leben selbst.

Im Grütl sitzt allerlei Fremden und Bergvolk. An den Wänden betrachte ich die beliebigen Wappen. Über der Tür leuchtet in feingebundenen Farben der Axtschwurz, die drei Männer in den hohen Bergen. Vor uns steht je ein Teller Schälbi mit Sauerkraut und ein paar

Gläser blonden Bieres. Zum Essen komme ich nicht. Ein wenig Brot, ein Gluck Bier, und ich bin vollkommen gesättigt. Vielleicht lebe ich von diesem bunten Bild über der Tür. Weiß nicht recht, wie das mit mir ist.

„Doch mal, Emmy, siehst du nicht die Zeitung zur Verfügung?“

„Nein, es ist wohl mehr ungeteilt der Fall. Warum?“

„Es wäre nämlich sehr nett von dir, wenn du mich gelegentlich lebend als Zaubeter erwähnen möchtest. Es hilft doch nicht, wenn man für sich allein weiß, was man kann und bedeutet. Das Publikum muß wissen, wer wir sind, sonst sind wir nichts. Nach der Reklame richtet sich der Künstler. Eiz, was wäre zum Beispiel die Nachtigall, wenn nicht der Dichter unentwegt Propaganda für sie machen würde? Aber du ist ja gar nicht, mein Kind. Ist doch, du hast Hunger und weißt es nicht.“

„Ich glaube, der Nachtigall ist es gleichgültig, ob sie besungen wird oder nicht. Sie braucht keine Anerkennung. Sie ist ohne allen Ehrgeiz. Sie singt, und das ist ihr kleine, heilige Arbeit. Selbstlos... Aber bitte, haben Sie deswegen das Gesicht nicht betäubt, oder machen Sie es so, das Gesicht? Wir Menschen sind keine Nachtigallen. Wir müssen ja auch unser Schälbi mit Sauerkraut zahlen. Selbstverständlich will ich gern über den Zauberkünstler schreiben. Ich kenne ja den Trick, das Geheimnis, den hübschen Schwindel, und darum kann ich die Illusionen schärfen. Sie werden sehen.“

„Ehre lieb von dir. Bitte, komm doch morgen wieder zum Essen. Aber du hast ja gar nichts zu dir genommen... Ja, wenn du keinen Appetit hast... Es ist schade, wenn es unternimmt... Gut. Also dann esse ich es... Nein, nein, zahlen tue ich... Hab dich doch eingeladen.“

Indessen zahlen wir beide nicht. Entweder hat Flamingo hier Kredit, oder die Rechnung wird im Himmel beglichen. Ich weiß es nicht.

Am nächsten Mittag jedoch sitze ich mit einem gemächlichen Hunger wieder im vollbesetzten Grütl. Tief glücklich bin ich, als ein warmes Supplien vor mir steht. Die Bouillen mit Einlage macht mich geradezu trunken. Obwohl ich keinen Wein bestellt habe, steht ein viertes Glas



Am der Donau

H. Mayrhofer-Passau

Geldgels vor mir. Die kleine Kellnerin in der heitern Lächelnden Tracht mit knallrotem Kopftuch und blauer Seidenhülle, mollig und zuversichtlich lässig, weist mir wohlwollende Blicke zu.

„Ach, Fräulein, Sie werden diesen Wein emblemen. Er wird anderswo bestellt worden sein. Wollen Sie ihn nicht wegnehmen?“

„Nein, nein, gnädige Frau, ich habe mir erlaubt ihn hinzustellen für Sie. Bevorzugen Sie einen anderen Wein?“

„Nein, das nicht. Mir sind alle Weine gleich, gleich recht. Ja aber...“

„Aber bitte, trinken Sie doch. Haben Sie schon das Essen gewählt? Darf ich Ihnen Bratfisch bringen, und nachher Pfefferkuchen, Kartoffel und grüne Erbsen? Dann Ruchsch Eis, Käse oder Obst? Wänschen Sie ein Spabonement? Bitte, das ist für zwölf Mittagessen.“

„Wieviel das wohl kosten mag?“

„Aber, bitte, lassen Sie das doch. Dies hier kostet 24 Franken, wenn Sie es wissen möchten. Nehmen Sie es doch.“

Selbstverständlich gerate ich über so viel Lebenswürdigkeit ein wenig in Verwirrung. Kann mir leise sammeln: „Nein, danke, Sie irren sich. Ich kann kein Spabonement nehmen. Ich esse nur vorübergehend...“

„Ach, wie schade. Gnädige Frau sind mir auf der Durchreise hier? Schade. Werden Sie nicht längere Zeit in Lugano weilen?“

Wollen? Das ist doch mehr etwas für Herrschaften, etwas für ganz feine Leute. Von denen sagt man, „sie weilen“. Untereinander weißt doch nicht eigentlich. Aber dies Kalbschüssel mündet mir unerwartlich gut. So etwas kam einem Kaffee geben für wenigstens vierzehn Tage. Wie hätte ich gedacht, daß der Mensch so sehr vom Essen abhängig sein kann. Jetzt erkenne ich erst, wie mir vorher zunichte war. Aber denken wie nicht mehr daran.

Das ist ein wenig schwindlig. Von einem einzigen Schluck Wein, oder vom Glückseligkeit. Ein kleiner Sonnenstich fällt über meinen Tisch. Wie doch ein schmaler Lichtstreifen viel Dämmerung zu erhellen vermag. Wie hübsch das ist. Dann kommt das kleine Fräulein, stellt einen Schlagbühnenstuhl vor mir auf und lächelt mich an.

„Das ist ein feiner Kuchen“ lebe ich. Und dann lächeln wir mit einander.

Der ist für Sie“ flüstert mir das Fräulein zu, freundlich, wie man einem Kinde etwas besonders Gutes anbietet.

Für mich soll das sein? Für glaube, ich muß aufhören mich zu wundern. Das Glück ist ein seltsames Vokal.

Sie sind mir nämlich nicht unbekannt, gnädige Frau. Der Kuchen ist von mir, für Sie. Ich habe nämlich von Ihnen gelesen... Ihre Bücher. Und die gefallen mir so sehr gut... Also wirklich, ich muß

sagen, eines ist schöner wie das andere...“ Sprichst und verschwindet, als wäre sie abgetrieben worden. Eines ist schöner als das andere? Ich wiege mich in Träumen der Vergangenheit. Meine Bücher sind ja längstst vergiffen, werden nie wieder verlegt. Also muß es doch schon eine Weile her sein, daß das junge Fräulein... Freilich, sie könnte die Bücher antiquarisch gekauft haben, oder daß sie irgendwo noch in einer alten originellen Leihbibliothek aus Versehen zu haben sind.

So schwimmt mir etwas vor den Augen. Das ist der Rauch und der Schall im Raume. Eines ist schöner als das andere. Und dann kommt ein zweites Kellnerfräulein an den Tisch, bringt mir den Kaffee, den ich bestellt habe. Sagt zu mir:

„Ach, Fräulein, ich kenne Sie ebenso gut wie meine Kollegin Sie kennt. Ja, ich möchte überhaupt nur Ihre Bücher lesen... Sie sind und bleiben meine Lieblingsdichterin. Ich bin froh, daß ich Ihnen das einmal sagen kann.“

Die Kleine sagt das so frisch und strahlend, daß ich nicht den Mut habe, solche Komplimente von mir abzuwehren. Es kommt mir vor, als wenn alle Leute mich betrachten, und ich befände mich in großer Verlegenheit. Wenn mir nur nicht die Tränen heraufstiegen. Ich kann mich hier doch nicht vor allen Leuten in Tränen fügen. Jetzt kommt der Stillsitzer auf mich zu. Er reicht mir ein Buch in Leder gebunden, das sei das goldene Gedächtnis und es ist da nicht etwas hineinschreiben volle. Entgeistert sehe ich ihn an, und in das leere Buch hinein. Lauter ungeschriebene Blätter.

„Wenn Sie mir eine Kleinigkeit hineinschreiben wollten, gnädige Frau.“

Tinte und Feder werden mir hingeschoben. Die ganze Welt sieht mich an und... ich kann meiner Schüchternheit nicht Herr werden. Am liebsten ließe ich davon, aber mein Tisch ist von Menschen umstellt.

„Ja? Was soll ich denn schreiben? Das Buch ist ja leer. Und warum soll denn gerade ich den Anfang machen?“

„Aber es wäre mir doch eine große Ehre. Sie würden mir eine ganz große Freude machen, wenn Sie es tun wollten, gnädige Frau.“

Das ist natürlich etwas anderes.

Willig halte ich die Feder in der Hand, doch damit allein ist es nicht getan. Wenn man mich derart gespannt misst, kann ich nicht schreiben. Ich muß kluglich bekennen: „Ach, Herr Gedult, mir will jetzt gar nichts einfallen.“ Alles lacht hell auf.

„Aber gnädige Frau! Ihnen nichts einfallen! Wo Ihnen schon so unendlich viel eingfallen ist. Sie werden uns doch nicht weismachen wollen, daß Ihnen nicht immerwährend etwas einfällt. Ja wohl, immerwährend.“



Im Allgäu

H. Ziegelmeyer

„Ach, dichten Sie uns doch etwas“, bettelt die hübsche Kellnerin. „Wozu brauchen Sie ein Gedicht? Sie sind ja selber eins. Wenn ich aber durchaus etwas schreiben soll, darf man mich nicht allzu sehr bedrängen. Ich glaube, unter so starker Beobachtung ist noch keinem etwas Vernünftiges eingefallen, und wenn mich alle ansehen, weiß ich nicht einmal mehr, wie ich heiße.“

„Nun, da könnten wir Ihnen schon nachhelfen“, meint man scherzend. Dann aber läßt man mich in Ruhe.

Es ist eigentlich nicht das Richtige, mir einen bestimmten Auftrag zu geben. Auf Bestellung arbeite ich besonders schlecht und befangen. Ich könnte ein andermal etwas Hübsches in dieses Buch eintragen, wenn es nicht unbedingt von mir erwartet wird. An meine Bücher denke ich, an meine Kinder von einst. Eines ist schöner als das andere. Ach, das ist nicht mehr meine Meinung, nur ein junges Mädchen denkt noch so. Ich rufe leise die Kleine nochmals zu mir heran, flüstere ihr heimlich eine Frage zu: „Sagen Sie mir ehrlich, liebes Kind, haben Ihnen wirklich einige Worte von mir gefallen? Ob es vielleicht in einem einzigen meiner Bücher einmal einen Klang, der ihre Seele tröstete, bestätigte, frei machte? ... Ach, und ich wußte es nicht ... So wie Sie sind, habe ich mir einmal gewünscht ... Doch nein, ich will lieber nichts davon sagen. Eigentlich brauchte ich nur einen einzigen Leser ...“

„O, wie können Sie so etwas sagen, gnädige Frau. Sie, die Liebe, Sie sind für mich eine Königin des Lebens ...“

Und mit diesen Worten verschwindet das Mädchen wieder.

Königin des Lebens? Nein, das war zuviel. Ich bin keine Königin des Lebens. Niemals bin ich das gewesen. Gehöre ich doch schon der Nacht und dem Tode. Es ist so, aber denken wir nicht daran. Königin des Lebens. Ich muß lächeln. Einmal glaube ich die Toten erwecken zu können. Es ist mir nicht gelungen. Daß ich das nicht erreicht, nicht gekonnt habe, nun ja, es muß nicht unbedingt meine Schuld, meine Unbegabtheit gewesen sein. Es könnte ja auch an den Toten liegen, wenn ... Aber es war doch reizend, daß die Kleine mir gerade dieses Kinderwort zuflüsterte. Königin des Lebens ...

Was soll ich jetzt in vorliegenden Buch anmerken? Schreib ins goldene Buch des Lebens. Trübt und liebe nie vergessens. Ob sich das reimt, weiß ich nicht, doch ist mir das im Augenblick gleichgültig. Sod umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. Kann nicht schaden, wenn ich es notiere. Wer sich daran gewöhnt, läßt ungern davon. Ist ja auch ein schöner Spruch. Endlich setze ich meinen kleinen Namen unter das Geheirte. Die Eterne und Streublumen, die ich daneben genalt habe, sind mir besonders gut geraten. So gebe ich das Buch zurück und während ich meine Rechnung still begleiche, wird meine Eintragung am Büfett gemustert.

Die Gesichter über dem Buch werden merkwürdig lang, sichtbarlich enttäuscht. Das ist mir jetzt egal, ich kanns halt nicht besser.

Die ganz kleine Kellnerin kommt fragen: „Fräulein, ist „Henning“ ihr eigentlicher Name?“

„Nein, nein. Weiß nicht. Warum? Ist der Name nicht gut genug? Hab ihn mir mal geliebt.“

„Das hab ich mir gleich gedacht. Sie kamen mir schon im ersten Augenblick so anonym vor.“

„Das ist doch nicht Ihr wirklicher Name, gnädige Frau“ erkundigt sich jetzt auch der Wirt. „Sie können es doch wenigstens mir im Vertausen sagen, daß Sie die Dichterin Courths-Maler sind.“

„?“

„Sagen Sie mir doch, daß Sie Frau Courths-Maler sind. Henning hat's mir doch versichert.“

„Wenn Sie wollen, kann ich's ja sein. Aber ich bin es dennoch nicht, und kann es auch nicht werden. Da nützt alles nichts, ich bins nicht.“

Wenn aber die beliebte Frau Courths-Maler einmal nach Lugano kommen würde, sollte sie unbedingt einmal im Grüti einkehren, damit die Leute dort auf ihre Rechnung kommen. Man würde ihr ein Eßabennent anbieten, und Schlagabennentwürde man ihr vorsetzen. Eigentlich verdanke ich nur ihr, daß ich mich einmal als Königin fühlen durfte, und mein kleiner Spiritusvoder hat vielleicht mir in zweiter Linie Schuld an dieser seltsamen Geschichte.



Madonna

Maria
Slocovich

MUTTER

*Du bist ein Wesen ohne Schein und Blut,
man fühlt dich kaum, man spürt nur deine Nähe,
in der man wie in einer Wiege ruht
und wie im Augenglanz geborgner Rehe.*

*Du bist so reich an Kraft wie ein Gebet;
man wird durch deine Liebe klar und rein,
wenn sie als zarter Schleier uns umweht
und uns erlöst von allem Einsamsein.*

*Du bist die Seele, die in jedem schwebt,
der einen Gott in seinem Herzen trägt,
denn wer aus ihrem Licht sein Leben webt,
ist von der Schöpfung ewig angeregt.* G. Michel

DIE TANTE UND DAS TIER

Novelle von Willy Seidel *

I.

Die Bekanntschaft zwischen dem kurzhaarigen zweijährigen Bernhärder und Jella war noch jung, vertieft sich aber täglich. Sie ging damit an, daß Jella ihn am Ohr riß, worauf er ihr mit der Zunge über's Gesicht fuhr.

Papa sah es, wusch sie und sagte, er habe gegen die Antimpepfung also solche nicht einzunehmen, wenn Jella die Hundezunge in Schach halte. Roy bekam daraufhin, als er wieder zu schelten versuchte, mit der Patschhand eins an die Schenke. Er riß dann den Rachen verpielt lachend auf und kramte die schwarztaunene, zingelort gefleckte Oberlippe, als lache er; und das war auch recht bemerkenswert. Er tat das, so oft man ihn an die Schenke bogte, und Jella nagte das aus. Sie hatte überhaupt erstaunlich wenig Respekt vor ihm und traktierte ihn, als sei er ihr Knecht.

Dazu gehörte selbstverständlich, daß sie ihm ihre Grabschensinger zwischen die schneeweißen Zähne bohrete; besonders gefielen ihr die vier kegelförmigen, die einen porzellanartigen Ton von sich gaben, wenn er sie, Akl! — aufeinanderstießte. Er tat es aber immer erst, wenn ihre damme Patschhand weg war. Außerdem gewöhnte sie sich daran, ihm die schwarzen Ohrlappen zu Trichtern zu rollen und an seinen weißen Halsbändern zu schaukeln. Vieß er sich's aber einfallen, mit der fischroten Zunge, die auswärts aus ein Pierpflanzblatt, wieder ungezogen zu werden, so bekam er seinen Vorgesang aus Maul, und seine Augen nähten sich vor Beschämung. . . . Man ritt dann auf ihm, obwohl das unbecommt war; er rächte sich damit, daß er die stampelnde Reiterin mit einem Nackenruch auf die Wiege warf und sie vorsichtig-plump mit der Pfote unterstüßte, trotz schriller Beschelte. Bisweilen trieb er auch Dinge, die Jellas stärkstes Interesse erregten: er tat es großartig und zerstreut, es waren Kongressionen allgemeiner Art an die Natur, denen selbst er, das königliche Tier, unterworfen war. Sie bekam dabei ganz manchmal von seiner trahenden Hinterpfote einen Grauboden zugeschieben und Papa mußte das „erdbebenartige Gescheh'n“ mit Glitzerzinnseife wieder menschenähnlich machen, und er versuchte die Tochter außerdem davon zu überzeugen, daß gewisse Privatunternehmungen Roy nicht auf Zuschauer gemünzt seien. Sie selbst sei doch schließlich ihre drei Jahre alt, also eine erwachsene Person, und könne wohl das Peinliche daran nachempfinden, wenn sie sich Mühe gebe. — Papa drückte sich, wie man sieht, etwas barock und verschöndelt aus; — na ja; dafür war er ja Maler; und dann schickte er die Tochter, verklärt von Geist, wieder auf die Wiege zurück. — Wenn Roy von nun ab großartig-gräßliche Anstalten traf zu einer Zeremonie, die mit feuchten Erdbroden zu erden drohte, nahm Jella geziemende Distanz von ihm.

II.

Das Jolly auf dem Gutshof, wo der fröhliche Malergreis und seine Spätgeborene ihren Sommer verbringen durften (denn Herr von Wullms auf Klein-Joppow bezahlte dem alten Freund ein Porträt mit drei Monaten ausgiebigsten Commereauxsaldo) —, dies Jolly mußte den Reid der Götter wachhaken. — Was zunächst das Porträt anlangte, so gries es prächtig. Die Reiterbrüst des Herrn von Wullms wühlte sich mit weißer Binde aus erbsgrünem Frack; scharf blinnte das Aug' aus rötlichem Mantel. Dem Dargestellten gefiel es so, daß er ein Park-Interieur hinzubestellte, mit jener Bank, auf der er sich einst den einzigen Krieb seines Lebens hatte reichen lassen müssen. . . . seine Sympathie gehörte seitdem Tieren und Freunden. Das kleine Sentiment mit der Bank kostete ihn jedoch einen zweiten Besuch, nämlich den der Tante Jellas. Williger tat's der alte Maler nicht. Er beachtete sie (unter uns gesprochen!) auf diese Weise auch nicht selber einzuladen.

Eines schönen Tags saß im Vorhause an einem Tischchen in der Ecke der großen Wiege eine ältere Dame. Sie war sehr spät am vorbeigehenden Abend eingetroffen, deshalb hatte ihr Vorhandensein etwas Ueberumpelndes. Aus einer Rauchglasbrille, (die ihr das Aussehen einer blinden Gucke naß) spähte sie in ein Buch, das von einer anderen älteren Dame verliehen war. Sie hatte sich so recht unauffällig und schnell zurechtgefunden, befindlichen Hemmtes, und genoss dankbar das komparative C. u. s. l. in der Nähe eines Echldrehens zu wissen, und eines Kunstmähens und Kavaliers lieber Commereaux zu sein.

Plötzlich schreckte sie auf; sie hörte lustiges Kindergelächter. Und während ihre Augen hinter der grauen Brille sich vor Entsetzen weiteten, mußte sie folgendes erkliden: mitten auf der Wiege wälzte sich ein Hund so groß wie ein Kalb; ein mächtiges, ungeschlachtet Unter; und auf ihm tanzte mit leuchtenden Beinen etwas herum, hoppelte und lachete — was zweifellos ihre Nichte Jella, das hoffnungsvolle Kind ihrer in Gott ruhenden Schwesster war.

„Jella!“ schrie sie. „Du kommst her!! Du kommst auf der Stelle her!!“

Die bewegte Gruppe flocht. Der Hund setzte sich auf die Hinterbeine und sah herüber wie ein Monument. An seinen Pelz sich klammern, kletterte Jella von ihm herab und rannte neugierig herbei. Doch schon während des Laufens verlor sie Gehörjam an Enthusiasmus; als sie vollends die graue Brille erkannte, runde Fußgast-Schleudern daraus. Sie schob die winzige Unterlippe vor und stand vor der Tante, sie unter runder Eitel hervor mustern. — „Jella!“ sagte diese boshaft, „ach du mein himmlischer Schöpfer, mein Kindchen, was machst du denn? Wie werden uns doch nicht einen großen Wauwau zum Spielzeug nehmen? Ein lebendiges, böses, großes Wauwau? Und der ist so unappetitlich! Und du machst dich ganz schmutzig! Und gar nicht zu reden von Ungeziefer! Dann mußt ich unsere kleine Jella fressen und braucht eine Salbe und der Onkel Doktor kommt und machst ich, th, th, th. . .“

Jella stand nachdenklich am Fleck. Als die alte Dame mit der kömischen Ansprache das vom Kraken sagte, mußte sie sich wirklich an der Wade kratzen, und auch an der Schulter fing das Jucken an. Ihre Näschen traupte sich dabei, und die Tante gewoß die Wirkung. — Deshalb beschloß sie, richtig ins Zeug zu geben. — „Komm' mal ganz nah, mein Kleines“, sagte sie. „So — jetzt sag' ich dir's ins Ohr, denn sonst hört es der böse Hund.“

„Roy ist nich böse.“

„Ganz böse ist er. — Erich ihn doch, wie er herüberguckt und mit den Ohren wackelt. Er tut so sanft wie ein Lamm; damit verstellst er sich bloß; und wenn er denkt, du bist ganz zutraulich: jehaupat! beißt er die den Kopf ab. Große Hunde beißen kleinen Kindern immer den Kopf ab.“

„Nein! Nein!“ schrie Jella sehr energisch. „Roy beißt mit nich den Kopf —“

„Da weist du dich wundern, wie gern er das tat und wie schnell es geht. Er braucht bloß mal Hunger zu haben. — Jetzt komm mit, wir wollen weggehen von dem bösen Hund.“ Und sie erhob sich, nahm Jella bei der Hand und schleppte sie in großen Bogen um Roy elende von hinten. Sie wollte das Eisen noch weiter schneiden, und Jella bekam allerhand Ausfühliches zu hören über die plötzlichen Raubtiergefühle großer Hunde; beklemmende Neuartiges und Furchterregendes.

Inzwischen, bis sie beide hinter dem Haus verschwunden waren, blieb Roy gleichsam erlaunt sitzen und wackelte mit den Ohren.

III.

Ihm fehlte sein gewohntes Spielzeug. Ein paar mal bellte er, aus Langeweile, die Landschaft jenseits des Gitters an; dann trieb er sich zwischen den Abstraktaben umher und schnappte nach Wespen. Bei dieser Gelegenheit wurde er in die Nase gestochen, was ihn geizig ließ und seine Laune nicht verbesserte. Er maßte sich mit der Pfote und trotzte dann, unruhig von unerfülltem Bräutigamsstich, zur Wiege zurück. Dort lagte er eine Zeitung im Kreis herum und wälzte sich dann, ständig auf Ausdauer nach seinem gealterten Spielzeug. Das Weiße, das Lebendige, — das mit der schnellen Stimme war nicht mehr da.

Auf einmal piepte es ganz gar, wie Putzengelächter, aus Himmelsböhen: „Roy!“ Er starrte und richtete sich auf. — „Roy!“ rief es wieder von oben. Roy gab einen Laut von sich, wie eine quitzelnde Tür; ein tatloses Fragezeichen, das aus seinem riesigen Brustkorb stieg. Endlich hatte er's: über einen Fensterbrett des ersten Stocks, wie abgedämmte, winzig klein im großen französischen Fenster, schwebte ein blondes Köpfchen. Der Hund begann zu wedeln, so daß sein Schwanz eine Enje des Gras sächerartig niederlegte. Dann kante er mit ungeschickten Sägen vor der Hausfassade umher, begeistert bellend. . .

Wie wenn man ein Licht ausspüht, in jähem Schreck, war das Köpfchen untergetaucht. Dampf murrend der Verblüffung, mit ägerlichen Schnauben, verlegte er sich aufs Warten. Da: langsam, rückwärts, kam das Blende wieder zum Vorschein. — Noch ehe es sich ganz entpuppte, machte er: „Wuff!“ — und flugs war es wieder weg!

In dieses Kuckuckansichlag-Spiel können geriet die Lante.

Sie hatte das Etui für ihre Brille auf jenen Korbhuhl liegen lassen und streckte diesem nun zu, um es zu holen — in respektvoller Entfernung von dem Hund, und nur mit ihrem zusammenklappenden Commenschem bewaffnet. Ihre ganze Gebärde drückte den Entschluß aus: „Man geht ruhig, zielbewußt; dann reizt man das Tier nicht.“ So wollte sie gemessen durch den Gesichtskreis Neos, ihn färlisch nervös beispühend.

Vielleicht jedoch war es gerade diese schleichende Art, mit der sie den Schirm trug, was dem Hund auffiel. Er war es gewohnt, daß Menschen in seiner Nähe laut redeten und herzhalt daherschritten. Die seltsame, mauagraue Gestalt jedoch, die so vorüberzuckelte, schnachte gleichsam nach einer genaueren Unterfuchung. Menzreig trabte er näher. Die Lante hatte ihm zwar keinen Knochen, wohl aber sein weißes, trampelndes Spielzeug weggelassen; — sein Ohrgefühl war verletzt und begann zu grollen.

„Der Hund, gnädiges Fräulein“, hatte Herr von Wallnß bei Tisch geküßert — „ist launisch und zahm; Sie können ihn um den Finger wickeln.“ Es war daher geboten, entsann sich die Lante faßig, dämpfend und liebreich auf die Bestie einzuwirken. Deshalb bewegte sie den Schirm, der wie ein Eisenblatt bebte, senkrecht auf und nieder und flötete: „Gutes Hundchen! Gutes Hundchen! Komm, komm; kusch dich brav! Kusch dich ganz brav!“

Man sagt einem ausgewachsenen Bernhachner nicht „Kusch dich!“ wie einem Erdenspinster. Das war eine zufällige Kränkung. Außerdem war das Gewackel mit dem Schirm befremdlich-ärgertlich. Neos besahlos daher, die Erscheinung zu verfolgen, und sagte sehr grob: „Wuff—wuff—wuff!“ Die Lante hatte das Schirmgewedel bloß einzustellen brauchen; sie benahm sich aber wieder unweckmäßig. In ihrer Verlegenheit griff sie zu der Methode des Alten Feiz, der jenen schußbereiten Panduren mit dem Knickstock einschüchtern; — sie drohte daher energisch und rief laut! „Du, du, du!“ — worauf Neos, das königliche Tier, natürlich nach dem Schirm schnappte und sie selber Krifans nahm.

Als sie rannte, fiel sie über ihren Laßtreck; und bei diesem Anblick gewann der Spieltrieb des Hundes sogleich wieder die Oberhand. Das Opfer spürte seine schuppierende Schnauze im Genick und lag streif wie ein Etzel; — das letzte Stündlein war gekommen. Und als der Hund mit läppischer Pöte, gleichsam um sich die Lante mundgerechter zu machen, sie heranzurellen versuchte, befaß sie ihre Seele vollends dem Himmel und betete laut. Und in ihr eigenes Zähneklappen hinein ertönte ein jubelndes, höchst entzücktes Kindergeklächter. Gleich darauf spürte sie, wie das Unheil abließ von ihr, und vernahm die hohe Stimme ihrer unverfälschten Nichte: „Neu!! — Komm her! Komm auf der Stelle her!!“

Und in Ortschaft ihres zerbrochenen Schirms, gleichsam auf den Trümmern ihres ausgehenden pädagogischen Versuches sitzend, mußte sie zusehen, wie das Paar, Kind und Hund, sich, innig aneinander geschmiegt, vom Schauplatz entfernte...

— — Jella hatte gelacht. —

PROPHETIE

Willy Seydel zum Gedächtnis

*Ja, einmal wird das alles anders sein!
Wir werden Engel sein und Flügel haben,
auch Himmelsbrot und weißen Wolkenweir —
und uns an Ein und Popeia laben.*

*So oben hoch und über allen Sternen
wirst du es plötzlich ohne Not erfahren,
daß man es weder wissen muß noch lernen...
das Liebesingen und das Palsterspielen.*

*Wir werden lächeln, weil wir es vergessen
im Tag der Irdischkeit mit vielen kleinen Süchten,
wir werden uns die Seelenhände pressen
und über nichts mehr denken oder richten.*

*So eingehüllt in Wunder all des Lichts
wird uns der Himmel sehr bequem erscheinen,
wir werden alles wissen — oder nichts,
und jeden ehrlich grüßen... oder keinen.*

Arnold Weiß-Rüthel.

SCHRITTE BEI NACHT

Geschah es dir niemals nächtens, daß
du erschreckt
dich emporhobst vom Tische, drüber
du hingereckt,
daß du davonschobst alles, Buch und
Geschrift und Papier,
da von ferneher hallten fremde Füße
zu dir?
Du dann tratest ans Fenster, auslauschend
in Nacht.



Nach dem Wandernden spähend, der
sich noch aufgemacht,
recktest die Hand du ins Dunkle: Bruder,
gehst du zum Haus
da dein Lager geschüttet? Trieb es
vom Lager dich aus?
Ob du entschreitest zur Ferne, ob es
zu ruhen mich treibt:
bist du es, der entwandert, bin ich es,
der bleibt?

Wolfram Brockmeier

DER NEUE OFEN

Da der Himmel wie von einem Schleiher des Lebens überzogen war, brachte der Schulmeister eines Tages einen neuen Ofen nach Hause, und Staunen war wie geblendet. Auch der Hund wedelte mit dem Schwanz. Alle hatten das Gefühl, als würde die Familie nochmals gegründet, und erquickt Wärme, großes Glück und Zufriedenheit von der Zukunft. Aber es liegt am Menschen allein, seine Handlungen in die Bahn des Gutes zu lenken, zu arbeiten und mit sich und den andern in Frieden zu leben. Das kann ein jeder Mensch tun, wenn er will. Aber kein Ofen. Auch dann nicht, wenn er neu ist, gut bereit und nicht qualmt.

Am dem Ofen war nichts Besonderes zu sehen, er glückte tausend andern. Was aber des Schulmeisters Aufmerksamkeit erregt hatte, war die gepriesene angeblühte Güte.

„Weißt du, das ist ein verflucht guter Ofen“, sagte er zu seinen Freunden. „Ganz wie Wasser bringt er in sieben Minuten zum Sieden und heizt in derselben Zeit einen Raum von fünfundsiebzig Kubikmeter. Ich schenke die den Ofen. Er gehört mir uns.“

Sie entfernten den schmutzigen, alten Ofen und stellten den neuen in der Ecke auf. Frauchen brachte den größten Topf mit Wasser, um die Ciedprobe abzuhalten, indes der Schulmeister dem Beispiel des Fleißes folgte und den Ofen mit Kohle und Holz fütterte. Würdevoll legte er brennendes Papier unter und wurde ganz verrückt vor Freude, als sich das Täfelchen Marienglas in der Heizung wie mit dem Gold der Abendröte färbte.

Der Ofen brannte augenblicklich mit Feuer und Flamme. Während der Schulmeister aber noch zwischen den einen und dem andern Händereiben fröhlich von kommenden Winterabenden philosophierte, verpönte sich plötzlich wieder die Heerlichkeit. Die Flamme wurde zum Glühmännchen, und auch dieses ließ nach, als ob es Angst hätte.

„Es geht aus“, sagte Frauchen mit schneidender Stimme. „Unser alter brannte immer sofort an.“ In Erkenntnis des Ereignisses flog dem Schulmeister stürzweis das Blut zu

Kopf. „Vielleicht habe ich feuchtes Holz untergelegt“, bekehrte er entschuldigend und räumte den Ofen wieder aus.

Er hatte Glück. „Logisch“, meinte seine Frau, „dann kann er freilich nicht brennen.“ „Co ist das Leben“, dachte fünf Minuten später der Schulmeister, als auch das trockene Holz nicht heizen wollte. „Wenn man anderen Menschen Gutes tun will, fängt man sich meistens selbst Böses zu.“ Er erinnerte sich jedoch der Garantie der Firma, daß der Ofen keine Kaster habe, und diesmal wurde dessen Köhre die Säule, auf die sich des Mannes ganze Welt stützte, während ihm Frauchen mit funkelnden Augen schweigend zusah.

„Schrei doch nicht so! Die Köhre ist schuld. Er wird sicher brennen“, sagte er mit gemächlicher ruhiger Stimme, denn er wußte, daß die Sprache das wirksamste Mittel ist, um einer bösen Frau Lust zu machen. „Schrei doch nicht

so! Alles wird gut. Ich werde ihm das schon klarmachen. Wässh die etwas die Atem! Brauchst du nicht ein Paar neue Strümpfe? Handschuhe? Es hat keinen Zweck, so zu schreien.“ Aber Frauchen war nicht wie andere Frauen, sondern schweigend und starrte weiterhin mit wilden Augen den Schulmeister und den Ofen an. Dem armen Mann wurde angesichts dieses Schwergewichts fürchterlich Angst, und er vermeinte, aus dem schwarzen Feuer, das er in der Hand hielt, höhnisch das Echo seiner Stimme zu hören: „Es hat keinen Zweck so zu schreien!“

Auch diesmal brannte der Ofen nicht. Und während der Schulmeister nach bestiger Erneuerung gekniet hinter Frauchen her zum Ofen liefersantem lief, trat der Hund eine kleine forschungserre um den Ofen an, um nach etwas zu sehen, das ihn mit größter Verwunderung erfüllte.

„Was sollen wir tun? Raten Sie uns!“ sagte der Schulmeister zum Verkäufer. Der verstand sich schwer dazu, einen Rat zu geben. Frauchen schleppte den Mann vielmehr mit, die Untersuchung selbst an Ort und Stelle zu halten.

„Co ein Ferkel!“ murmelten alle drei, als sie, in die Wohnung zurückkommend, den schwefelwandelnden Hund beim Ofen von einem Kreis kleiner Lachen umgeben sah. „Co ein Ferkel!“ Sie meinten den Hund. Der mitgenommene Verkäufer aber lästerte neugierig den Deckel vom Topf, der auf dem Ofen stand. „Wasser ist darin“, sagte ärgerlich Frauchen. — „Kein Wasser“, gab der Mann zur Antwort, „sondern — ein kleines Koch.“

Frauchen hatte plötzlich in der Küche zu tun. Murmerte. Der Schulmeister aber schaute glücklich auf die kleinen Lachen am Boden, und die Freude, die er heimlich fühlte, hätte er um kein Gold der Erde dem Verkäufer abgetreten. Auch der Hund beiführte wieder und wieder die Lachen und ging während nochmals um den Ofen herum. Als er den anderen Hund auch diesmal nicht fand, biß er sich heulend in den Schwanz.

In drei Minuten brannte der Ofen.



Der Vogelhändler

Gumpenberg

Philosoph und Fährmann

Ein Philosoph besaß einst ein Boot, um über einen Strom zu fahren. Während der Fahrt fragte er den Fährmann, ob er Äußerlich verständig. „Äußerlich?“ — „Nein, davon habe ich noch gar nichts gehört“, war die Antwort. Der Philosoph entgegnete: „Es tut mir leid um Euch, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren.“ Wenige Augenblicke später fragte er wieder: „Weißt Ihr denn etwas von der Mathematik?“ — „Der Fährmann verneinte lachend. „Ach“, rief der Philosoph, „dann ist ein zweites Viertel Eures Lebens verloren.“ — „Astronomie aber versteht Ihr doch wenigstens?“ — „Nein, Herr“, entgegnete der Fährmann. — „Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren!“ Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsespitze und begann zu sinken. Der Fährmann warf seinen Rock ab und fragte den Philosophen: „Können Sie schwimmen?“ — „Nein“, rief dieser in großer Angst. — „Nun, so sehen Sie sich schnell auf meinen Rücken“, sagte der Fährmann, „sonst sind alle vier Viertel Ihres Lebens verloren.“

Die Rede

Bei einer Inspektionsreise des Königs Friedrich Wilhelm I. durch seine rheinischen Landestheile wurde der König von einem Dorfbürgermeister mit einer nicht endenwollenen, in saden Vorgesprächen gipfelnden Rede begrüßt. Der Monarch hörte geduldig bis zum Ende zu und fragte dann den neben ihm stehenden General Baddenbrock leise: „Na, was sagt Er zu der Rede?“ Baddenbrock, der annahm, der König habe sich über die Schmeicheleien des Bürgermeisters geirrt, glaubte erwidern zu müssen: „Die Rede war bewundernswert, Majestät.“ — „Ich dachte“, wendet Friedrich Wilhelm lachend an, „nicht die Rede, sondern wie wären bei bewundernswert gewesen!“ — „Weiß, Majestät“, fragte der General. — „Nun“, lautete die Antwort, „ist es denn kein Wunder, daß ein Mensch der Kühe zum Davenlaufen hat, so viel Geduld haben kann, bei einem solchen Gespräch ruhig stehen zu bleiben?“



PROF. HANS KNAPPERTSBUSCH
Bayer. Generalmusikdirektor
Zeichnung von Anton Leidl

Der Bittgang

Erzählung von Wolfgang Hartmann

Frau Schneider aus dem „Schiefen Eck“ in der Münchener Vorstadt suchte heim in ihr Städtchen, aus dem sie vor zwanzig Jahren ausgewiesen war, um draußen in der Fremde, die München hieß, ihr Glück zu suchen. Damals war sie eine junge Gasthofswachterin gewesen, deren Eltern verarmt waren. Sie mußte als Gerbseifenfäulein ihr Brot verdienen. Als sie heiratete, war sie schon eine Frau in den besten Jahren und ihr Mann ein kleiner Wirt. Sie übernahmen das „Schiefe Eck“ und schlugen sich schlecht und recht durchs harte Leben.

Jetzt war sie eine Wittib, saß auf eigenem Grund und hatte eine erwachsene Tochter, die Manzi. Das Mädel machte ihr Sorgen und um ihrerwillen machte sie den Weg in die Heimat zurück. Er war ein Bittgang. Die Manzi hatte sich an einen Keel gehängt, der ihrer nicht wert schien, nach dem Urtel der Mutter. Er lief mit andern und bereitete dem Kind viel Kummer. Und daraus stand ihr Entschluß fest, das Mädel mußte ihm aus den Augen, solange es noch Zeit war, um den Buschen zu vergeffen. In der Not kam der Frau Schneider eine Idee. Daheim, in Reichenhall, hatte sie einen alten Freund, den Wirt vom „Engel“. Den seine Nichte war der Manzi zugut und lebte in Mäuden. Die hatte sie jetzt auf die Idee gebracht, ihn aufzusuchen. Er solle die Manzi zu sich nehmen in den Gasthof, meinte

die Käse Conderogger, da könne sie bei Arbeit und in neuer Umgebung am ehesten den Keel vergeffen.

Der Bittgang zu dem arbeitsamen Mann, der heute einer der reichsten war, daheim, fiel ihr schwer. Aber was tat man nicht alles für ein geliebtes, gefährdetes Kind? Treibenden Sinnes lief sie vor dem schönen Landgasthof auf und ab, in Reichenhall, am liebsten wäre sie umgekehrt und wieder heimgefahren. Die Fenster waren blank geputzt, die Mauerung geweißelt und bemalt mit vielerlei Tierarten. Der hatte es zu etwas gebracht, der Cepp Wimpfinger, mit dem sie einst auf der gleichen Schulbank gesessen hatte. Dem sein Haus lächelte sie an in seiner vornehmen Wohlhabenheit. Die grünen Fensterläden leuchteten prachtvoll in ihrer barocken Beschwingtheit und prächtig vornehm stand das Hausier empfangsbereit, mit seiner schmiedeeisernen Tür und dem Wappen darüber, goldschimmernd.

Dann fiel ihr wieder die Manzi ein, die jetzt daheim auf ihr Schicksal klangte, der dankte Blick am Morgen, als sie fortfuhr und das Gesicht um die Etien. Sie brachte es nicht übers Herz, unverrichteter Sache heimzukehren, denn sie wusste ja, die Manzi sehnte sich, dem gefährlichen Buschen zu entrinnen, solange es noch Zeit war und ihr Herz ihm nicht völlig verfallen war.



Die Prozession

F. W. Richter



Man ist 100000 Mark worthafener will.

müß ich es bekannt machen. Aber sollte es nicht ahnen?
Aber auch, wenn ich meinen Mitmenschen sonst irgend-
einen Dienst leisten kann und will, darf ich mich nicht
in Schwärzen hüllen und warten, bis sie zu mir
kommen. Mit einem Wort: kein Geheiß kommt ohne
Werbung aus!

Erst Werbung bringt Leben in die Bude.

Werbung holt den Kunden heran!

Werbung läßt den Schwärzen tauschen.

Heber, der in dieser Zeitschrift mit einer Anzeige ver-
treten ist, weiß das.

Und warum fehlen Sie?

Ist Ihr Angebot denn so uninteressant? Haben Sie
denn nicht auch eine Menge zu sagen, wozu die
Leser dieser Zeitschrift einen Augen hätten? Was sie
vielleicht zu einer Auftrage bei Ihnen veranlaßt?
Wo raus mit der Sprache!

Es kommt dabei nur auf Eines an! daß Sie's
richtig machen!

Verhalb schreiben Sie noch heute an den Reklam-
verband der deutschen Anzeigenmittler, Berlin-
Wilmersdorf, Wilmersburger Str. 10. Sie erhalten
dann vollkommen kostenlos die 36 Seiten starke
Druckschrift

Unzuzug selbst unkonstant!

Sie trat in die Gaststube ein, nun wieder aufgedonnert und ihres
Wertes bewußt, denn arm war sie ja nicht, nur um der Tochter willen
besorgt und bestimmt. Sie sah sich in der Stube um, bestellte ein
Bierl Wein, dazu Speck und Brot bei der Kellnerin, oft mit guten
Hunger. Und dann gewahrte sie unter einer Gruppe schöppelnder
Männer den alten Wimpfinger, Joseph, mit dem sie zur Schule ge-
gangen und der nun wie sie alt und ein wenig zunehmend geworden war.
Sie bestellte, um der jähren Erregung Herr zu werden, ein zweites
Bierl Wein, trank das Glas im Zuge aus und bedeckte dann der
Jungfrau, sie müsse den Wirt spechen. Der Wirt stieg ihr bis an den
Hals hinauf, wie sie ihn so gemüthlich und zufrieden dastehen sah, unter
seinen Freunden und Stammgästen. Er sah jetzt selber schon wieder wie
sein seliger Vater aus, der oben im Rahmen an der Wand hing, mit
seinem grauen Haar, dem fülligen Leib, ein Schwingeln um die Lippen,
weil es ihm ja gut ging. Der brauchte nicht kummervoll über Land zu
reisen, um einer geschiedenen Tochter willen, klagte ihr zündernd Herz,
denn weil sie den Wein trank und sich Mut machte zu der Unterredung.
Herr Wimpfinger, von der Kellnerin aus dem Pfauisch mit den Män-
nern aufgedreht, machte eine unwillige Wendung zu ihr hinüber,
dann erhob er sich schwerfällig und kam an ihren Tisch in der Ecke.
Er senkte den Kopf leicht zum Gruß, wie es Wirt seiner Art zu tun
pflegen und musterte die Frau freundlich und voller Gleichmuth. Wie sie
ihn aber dann mit leichter Mühe im Gesicht ihren Namen nannte, kam
Leben in seine Züge, er hob die Arme vor angenehmer Überraschung
und reichte ihr die Hand zum Gruß. Dann setzte er sich zu ihr an den
Tisch. Und als er dann erfuhr, warum sie komme, und daß die Manti
die Freundin seiner Nichte, der Lissi Condoregger sei, da war das
Schwingeln fort aus seinem Gesicht und er grüßte ihr, daß ihn das
Mädel Sorgen mache, in der Stadt. Ja, sie käme aber nicht wegen
der Lissi, der gebe es gut, sie käme wegen der Manti, befristete Frau
Schneider.

Und dann brachte sie ihm die Bitte vor, er möge doch die Manti
für eine Zeit zu sich in den Gasthof nehmen, damit sie bei Arbeit und
andere Umgebung den Jähzahn dahinter vergessen könne, zu dem sie nicht
passe und durch den sie ins Unglück käme. Er hörte sie ruhig an und

nickte ihr zu, während sie sprach. Dann sagte er: „Mein Herzogs-
wunsch wäre es gewesen, daß die Lissi bei mir im Haus lebt, statt
sich in der Stadt herumzuplagen, unter fremden Menschen. Aber der
gefällt es besser in der Großstadt, als dabei bei ihrem Vater. Und
wie sie einen Freund hat, mit dem ich nicht einverhandeln bin!“

Frau Schneider hob den Kopf und sagte etwas unsicher.

„Meinen's den Margl Bauer —?“

„Freilich.“

Nun fand die Schneider, es sei an der Zeit, für die Lissi eine Ranz
zu berechnen. Sie plüschte sich ein wenig auf und stellte dann selbst-
bewußt und mit Nachdruck fest: „Was den Margl Bauer betrifft,
Wimpfinger, da mügens ruhig schlafen. Wär meiner Manti ihrer so
einer wie der! Für den Margl leg' ich jederzeit meine Hand ins Feuer!“

Herr Wimpfinger erwiderte stummend: „Aber Geld hat er keines.
Was soll die Lissi mit einem Hungerleide? Hier daheim kömt's das
schönste Leben haben und am End als meine Cebin noch eine groß-
artige Partie machen, verschleie Sie mich, Frau Schneider?“

Sie drohte böse zu werden und verzog im Eifer, warum sie her-
genommen war. Sie wartete ihm ab und meinte nichts: „Großartige
Partie? Was hat's davon? Auf die Cebin kommt's an, und daß er ein
anständiger Durst ist. Collens halt heitaten, die beiden!“

Er legte nachdenklich und wieder beschwichtigend von ihren Worten,
seinen Kopf in die Handfläche und betrachtete sein Gegenüber aufmerk-
sam. Jetzt erst fiel ihm auf, daß die Schneider noch eine gut aus-
sehende Frau war und er erinnerte sich, daß er sie schon als junges
Zinn immer hatte leiden mögen. Und nun waren inzwischen zwanzig
Jahre verfloßen. Er hatte sie, seit sie in der Stadt lebte, nicht wieder
gesehen. Und nun gefiel sie ihm noch genau so gut wie damals. Und er
dachte für sich, das wäre eine Frau für ihn gewesen.

Er fragte sie verjüngt: „Wie leben Sie drinnen in der Stadt,
Schneiderin?“

Sie seufzte: „Ja mei, man schlägt sich halt so durch. Ich hab's
nicht leicht, kein Mann tot ist, Herr Wimpfinger.“

Er schaut verwundert: „Ihr seid eine Witwe?“

Sie senkt den Kopf: „Freilich, vorwie Jahr ist er mir gestorben.
Und jetzt hab' ich nur noch das Kind, die Manti!“

Er nickt ihr trüb zu: „Auch ich bin ein Witwer, aber schon das vierte
Jahr.“

Sie sitzen und schwiegen. Dann fragt die Frau Schneider, sich wie-
der an die Anliegen erinnernd: „Was wird jetzt mit der Manti?“

Er nickt ihr zu: „Freilich soll sie kommen. Arbeit gibts bei uns genug
und dabei mag's den Halbedel vergessen. Und gut haben soll sie's auch.“

„Jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen, Wimpfinger!“ Sie reichte
ihm die Hand über den Tisch.

„Mir noch nicht“, meinte er sorgenschwer und sah sie an.

Sie tat verwundert: „Was ist denn, Wimpfinger?“

Er sah sie wieder an und rückte auf dem Stuhl hin und her. Dann
sagte er unsicher, verlegen: „Ich bräunte eine Frau. Ich bin halt gar
so allein, seit die Lissi fort ist!“

„Am End' gar die Manti?“ spöttelte die Schneider, verwirrt über
das Geschehnis des Herrn Wimpfinger.

Er machte eine abwehrnde, unverständliche Bewegung. Dann
sagte er rasch: „Aber wie wäre's mit uns zwei, Schneiderin?“

Sie spielte die Überzampelte: „Aber Wimpfinger!“

„Sie täten gut in den Gasthof passen —!“

„Und mein Haus in der Stadt, das Geschäft —?“

„Wird verkauft!“

Sie zögerte noch, unsinnig beglückt und stammelte:

„Und die Manti —?“

„Wacht bei uns!“

Jetzt reichte sie ihm die Hand noch einmal über den Tisch hin: „Zi
gut, Wimpfinger. Probieren wir's halt miteinander.“

Er sagte: „Jetzt ist mir wohler!“

Sie meinte wieder, beschwichtigend, mit fruchten Augen:

„Jetzt ist aus dem Witzganz gar eine Brautfahrt geworden!“

Sie lachten.

Er brachte sie in sein schönstes Gastzimmer. Als er draußen war,
trat sie aus Fenster und sah auf die Gasse hinunter. Dann dachte sie:
„Es gibt auf der Welt noch Wunder!“

Liebe Jugend

Auf der Straße treffe ich meinen alten Schulkameraden Hans. Wir sprachen von diesen und jenen, besonders von den schönen, ach so weit, so weit zurückliegenden Gymnasialzeiten.

"Ach du, hör mal", sagt Hans, "erinnerst du dich noch des guten Spartaco?"

"Natürlich, Paul Erich Spartaco, der vor langen Jahren nach Australien ging und von dem man seitdem nichts mehr gehört hat!"

"Doch! — Also ich gebe vor ein paar Tagen durch die Reichsstraße und sehe vor dem Schaufenster der bekannten Käsehandlung von Schulte einen Herrn stehen, der mir bekannt vorkommt. Nichts, er ist es, nach über 20 Jahren erkenne ich ihn sicher wieder!" — Paul Erich, bist du das? — Na, sag er ganz ruhig, das kommt aus dem Laden!"

*

Unsere 50jährige Bärbel ist schon ein sehr verständnis Mädel und mir oft eine rechte Hilfe, indem sie sich der kleinsten Geschwister annimmt. Am liebsten haben es diese, wenn Bärbel ihnen Geschichten erzählt, die sie sich aus ihren und meinen alten Kinder- und Jugendbüchern zusammenreimt. Eines Tages höre ich sie vom Nebenzimmer aus weiter erzählen:

"Endlich konnte der junge Ritter seine Braut heimführen und sie lebten sehr glücklich miteinander. Bald jedoch brach Krieg aus und der Ritter mußte seinen König zu Hilfe ellen."

*du bringst Trümm
in dein Leben*



*du bist im WHW
Putschpott!*

Jahrelang dauerte der Krieg und seine Frau wartete auf der Burg von Tag zu Tag vergeblich auf seine Rückkehr. Sie blieb ihm aber treu und schenkte ihm jedes Jahr ein Kind."

In der Rechenstunde

Lehrerin: "Also die Mutter hat nur vier Äpfel, aber fünf Kinder. Was macht sie dann, wenn sie teilen will?"

Gretel: "Kempott!"

Die Redensart

Wirt: "Wollen der Herr vielleicht eine schöne Ochsenzunge?"

Gast: "Danke, die hängt mir schon beim Hals heraus!"

Kindermund

Mim, Hilde, wann bist du denn geboren worden?"

"Gar nicht!"

"Wieso denn?"

"Ich habe doch einen Eifelvater gehabt!"

Glückliches Zusammentreffen

"Hugo", sagt Frau Pfaff, "was machst du denn für ein sauerstoffreiches Geschäft?"

"Hwanzig Prozent Gehaltsabbau", sagt der Gatte düster.

"Ach, wie gut sich das fägt", meint die Gattin, "mein neues Kleid ist auch um zwanzig Prozent herabgesetzt worden." K. E. S.

Modernisiert

"Nachdem Hans und Grete die böse Here in den Backstein gebohrt hatten, streckten sie den Stecker in die Steckdose und schalteten den elektrischen Strom ein", erzählt Heini Eimpf, stadt der Kindergarten-Lehrerin. K. E. S.

Der neue Beruf

"Sieh du, Hausbabe", freut sich Rüdchen.

"Was treibst du denn?"

"Wohnungseinrichtungen verkaufen."

"Hm, — wieviel denn da was los?"

"Hm, — vorerst bin ich erst die meine los geworden." K. E. S.

*Bruchst
ein*

DIE JUNGEN ANZEIGE

*der
Jugend*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildauswertgeräten aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind in unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

fehlt wichtige Publizitäten Diätet und kulturelle Seruran. Vertrieb: Bad Weilingen 536

ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

Adressen

Wurfungen

Für Sie

Adolf Schustermann

Frankfurt, 17. Jannochte 514, 517 und 521

DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANZUGESSEN!



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

**Zeitschriften gehen
mit der Zeit-Drumme
mit der Zeitschrift.**

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

Lost den Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Pachtzeitschrift, Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hanns Schindler München NW 2 Karlsruher 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 400 Seiten in Gaszelen gebunden RM. 2.85 auszüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



„Prachttvoll, so 'ne Schneelandschaft, was?“
„Gott, wissen Sie, im Film wirkt so was viel echter!“

Professor Viereck

In den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts lebte in Glogau ein in der Armerie bekanntes Original, welches „Professor Viereck“ genannt wurde, obwohl ihm amtlich dieser Titel wohl nie zuerkannt worden ist. Professor Viereck war Lehrer und Examinator am Glogauer Gymnasium, Examinator für die Köhnenz-Höglinge. In dieser Eigenschaft war er mit zahlreichen jungen Leuten, späteren Offizieren, bekannt geworden, mit denen der alte Herr gelegentlich kugelte, Billard spielte und auch lebte, dabei aber stets auf gute Eiten und anständige Formen hielt. Es fanden sich aber stets einige, welche mit dem gutmütigen Herrn ihren Unfug trieben. Eines Abends kugelte der „Professor“ mit einigen Höglingen außerhalb der Stadt und das Gespräch kam auf Verhaftungen. Der Professor meinte, ein ruhiger, solcher Bürger könne nie in der Lage sein, verhaftet zu werden. Denn widerstünden die Jünglinge und witterten schließlich mit ihm, daß er noch in dieser Nacht von der Wache festgenommen werden würde.

Damals wurden in Glogau um elf Uhr die Festungstore geschlossen, und jedermann, der später eingelassen sein wollte, mußte dem Wachhabenden seinen Namen nennen. Gegen Mitternacht erschien einer der Jünglinge an der Lortwache und gab an: „Ich heiße Cineck“, worauf er eingelassen wurde. Wenige Minuten später erschien der Zweite und gab an: „Ich heiße Viereck!“ Dem Wachhabenden fiel das schon auf und er erwiderte sich: „Heißen Sie wirklich Viereck?“ „Freilich“, jagte der Jüngling und verschwand in der Dunkelheit. Also wieder nach einigen Minuten Nummer Drei erschien, Einlaß beforderte und sich „Dreieck“ nannte, wurde der Wachhabende ernstlich böse und wollte sich diese Verhöhnung der Wache ernstlich verbitten. Doch es lief für den Dritten gerade noch glimpflich ab und er gelangte glücklich in der Stadt an. Jetzt erschien, nichts Böses ahnend, der „Professor“ und nannte harmlos seinen Namen: „Ich heiße Viereck!“ — Der Wachhabende wurde fuchtelzufeld und erklärte, solche Frechheit sei ihm denn doch noch nicht vorgekommen — „Cineck“, „Zweieck“ und „Dreieck“ hätte er durchgelassen, „Viereck“ müsse aber jetzt mit auf die Wache. Es halfen keine Versicherungen, der „Professor“ wurde verhaftet und kam in die Arrestantenzelle, aus der ihn dann der Offizier der Runde, der den Professor kannte, noch in der gleichen Nacht befreite.

Die Höglinge aber hatten die Wette gewonnen.

Sächsisches

Es war im März. Drei Herren saßen sich gegenüber, jeder lebte bequem in der Ecke des Kempterplatzes. Der Jung nähert sich nach einer Stunde faher dem ersten Bahnhof. Da wendet sich der eine Herr an sein Gegenüber und sagt: „Entschuldigen Sie mir, wenn ich mit Ihnen gar Gespräch anfangen kann. Aber barmherzig, das lebhaft nämlich gar nicht mähr. Ich muß nämlich hier aussteigen.“
Er grüßt nochmals höflich und verläßt das Abteil.

Ach sol

„Ach, haben Sie zwei nette Mädchen! Eibere Zwillinge?“
„Nein!“

„Na — ich dachte, weil sie sich so ähnlich sehen!“

„Nein, es sind Drillings. Das dritte Kind ist zu Hause!“

Vorsichtig

„Eise, du hast die zu Weihnachten eine Schreibmaschine gekauft? Ja wozu denn?“

„D, man kann nicht vorsichtig genug sein, mein neuer Beutelsack ist Graphologie!“

H. K. B.

Genau bestimmt

Gemeindeleiter Hornbörstel läutet aus: „Ja, Jakunt sind die Fahrradlaternen stets mit Anbruch der Dunkelheit anzuzünden. Die Dunkelheit beginnt, wenn die Fahrradlaternen angezündet werden.“

K. E. S.

*Wissen Sie,
woher alle Komellen sind?*

Eine „alle Kamelle“ ist es zum Beispiel für jeden Kaufmann, der sein Geschäft versteht, daß er werden muß, wenn bei ihm die Schenkenteile tauschen sollen.

Freilich, mancher traut sich nicht recht ran, weil er meint, zum Werben gehöre ungeheuer viel Geld, oder weil er weiß, daß falsch werden sehr teuer zu stehen kommt.

Aber dagegen gibt's ein sehr einfaches Hilfsmittel: werden Sie richtig! Denn dann hilft Werbung, und teuer ist sie dann auch nicht.

Und wenn Sie sich das nicht allein zutrauen, dann schreiben Sie an den **Weißerwerb** der deutschen Anzeigenmittler, **W. A. - Wilmsdorf, Krefelder Straße 10**, dessen Mitarbeiter Sie bei der Auswahl der richtigen Anzeigentexte beraten werden und von dem Sie obendrein kostenlos die sehr lehrreiche Broschüre „Anzeigen helfen verkaufen“ erhalten, die Ihnen auch alle sonstigen Helfer für Ihre Werbung nennt.

Und dann: losgeworben!



Opa, das ist ja ein Komelle!

Der Gewinn

„Also, du nimmst die ganz einfach was vom Wirtschaftsgeld und verpfeilst das in der Vetterie“, grölzt Bötter.“

„Verpfeilen“, begehrt die Gattin auf, „ich bin doch mit dem Einloß herausgekommen.“

„Dann mußt du das Geld doch haben?“

„Da sieht man wieder so recht, wie ihr Männer seid. Das war doch mein Gewinn, und für den habe ich mit meine neue Handtasche gekauft.“ K. E. S.

Aul

„Mein Sohn ist jetzt in einer Stärkfabrik!“

„Wie? Ist er denn so schwächlich?“

Zufall

Der kleine Max liegt in der Familienchronik, die die Namen und Geburtstage aller Familienglieder enthält. Schließlich kommt er zu seinem eigenen Namen. Da kommt er überrascht zur Mama gelaufen: „Mutti, sieh mal! Ich bin gerade an meinem Geburtstag geboren!“

Maçon



„Mein Herr, wie alt sind Sie denn?“

„Dreißig Jahre! Warum wollen Sie das denn wissen?“

„Na, dann sind Sie ja alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen.“

148 Seiten Großformat in Leinen gebunden RM. 4.—

In unserem Verlag erschienen soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asengott stellt der Dichter dann die große Menschenschicht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Luerin kommt sie, schon durch Polend nach Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unermesslichen Krisen ihren Untergrund.

Der Verfasser hat die für das weitestgehende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnhundert gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber hinwegsehen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten. Im Gegenteil wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Das richtige Alter

Im Spielfeld sitzt eine junge Dame einen Spieler, der von ungläublichem Glück begünstigt wird, welche Zahl sie setzen soll.

„Die Ihres Alters“, entgegnet dieser.

Sie setzt zwanzig und verliert, denn gewinnen hat dreißig. Schmeidend wendet sie sich an ihren Nachbar und meint:

„Eben Sie, jetzt habe ich erst verloren!“

„Tja“, entgegnet der andere gelassen, „warum haben Sie denn nicht meinen Rat befolgt?“

F. H.

Neujahrswünsche

Feißen, der aufgeweckte Knabe, hat in den Neujahrstagen seine Erfahrungen gesammelt. Neulich trat er vor seinen Vater hin und sagte: „Profit Neujahr, Papa!“

„Was fällt dir ein, mir am 16. Januar ein glückliches Neujahr zu wünschen?“ staunte der Vater.

„Ich möchte so gern eine Mark haben!“ gestand Feißen erötend.

Ah so!

Müller trifft Schulze und meint:

„Du siehst aber gar nicht gut aus!“

„Kein Wunder, ich gehe doch heute noch sechs Monaten zum erstenmal aus!“

„Aber, aber, was hat dir denn gefehlt?“

„Zweitausend Mark in der Kassa!“

F. H.

Einwendung

Napoleon stieg in einer kleinen französischen Stadt, wo er in Quartier gelegen hatte, zu Pferde, und es gelang ihm nicht gleich, in den Sattel emporzukommen.

Ein Bürger sprach herzu, um ihm zu helfen.

„Ich danke euch“, sagte Napoleon, „aber ich muß allein hinaufkommen, ich bin ja nicht schwer.“

„Doch, Eure“, entgegnete der Bürger, „denn Sie sind das Gegengewicht der gesamten feindlichen Mächte.“

Vorbeugung

Piff trifft Paff. Meint dieser zu jenem:

„Wie ich mich fenne, dich auch langem wieder zu sehen!“

Entgegnet Piff:

„Du freust dich ganz unheimlich — ich habe noch immer kein Geld!“

F. H.

Deutsche Gesandtschaft

Prag, den 19. Dezember 1934.

Unter Bezugnahme auf mein Schreiben vom 3. d. M. — A. III. l. b. 8 — beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß nach wiederholten, zunächst mündlichen, dann schriftlichen Vorstellungen am 12. Dezember d. J. das Außenministerium mir seine Stellungnahme in Ihrer Sache zukommen ließ. Danach hat die Prager Staatsanwaltschaft am 15. Juni d. J. die Nr. 36 der „Jugend“, „Sondernummer Versailles“ beschlagnahmt. Das Prager Strafgericht hat als Pressegericht durch Urteil vom 16. Juni 1934 — Nr. Tl. 673/34/2 — die Beschlagnahme bestätigt und gleichzeitig erkannt, daß durch die Haltung der Zeitschrift ein Verstoß gegen § 2 al. 1 des Gesetzes vom 10. Juli 1933 Nr. 126 der Gesetzsammlung vorliege. Daraufhin ist Ihre Zeitschrift auf Grund des § 10 des gleichen Gesetzes bis zum 31. Juli 1936 für die Tschechoslowakei verboten worden.

Heil Hitler!

(Name).



DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sport Fischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/5jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**



Mitteilung der Redaktion:

Zahlreiche Freunde der „Jugend“ in der Tschechoslowakei wollen die Gründe zum Verbot der „Jugend“ in der Tschechoslowakei erfahren. Wir veröffentlichen deshalb nebenstehend den Wortlaut der Zuschrift der Deutschen Gesandtschaft in Prag, die die erforderlichen Informationen erhält.

Voranzeige!

Im G. Hirth Verlag erscheint in wenigen Tagen

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
zum Exemplantpreis von RM. 1,20

Fred Endrikat der einzigartige Briefheld, der, der geistreichste und temporärenvollste Konfessionar des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage noch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

**G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10**

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45 Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft heftig empfohlen werden muß.
(Der Bildwart, Nr. 4, 1934)
Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet.
(Süddeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten.
(Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT:

RICHTIGES ENTWICKELN

- BILDERSTUFEN DER NEGATIVE
- WICHTIGSTE ENTWICKELUNGSMETHODEN
- WICHTIGSTE ENTWICKELUNGSMETHODEN
- LANGE LEBEN
- WICHTIGSTE ENTWICKELUNGSMETHODEN
- KLASSISCHES

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

GERHARD ISERT

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat!
Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Vierteljahrespreis 7 Mark, Heftpreis 60 Pfennig

1935 / JUGEND NR. 4 / 22. Januar 1935

Beizehender: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-ROTHL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien IX, Hochschulstraße 28. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend“ München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Ia Verwandlungstrick

Erich Wilke



Raus mit ihm . . . Skandal! —



Ah . . . bravo . . . bravo . . . !

Jägernd

1935

Nr. 5



Gotthold Ephraim Lessing

Zu Lessings Geburtstag am 27. Januar

In trüber Zeit der Freiheit Bannerhalter,
Lachender Kämpfer gegen Finklerlinge,
Der deutschen Sprache Meister und Erhalter,
Des Geistes Schwert, des Wiges scharfe Klinge,
Doch steht auch: Spiel und Scherz, der leichte Falter,
Umschwebt die Luft mit unverfälschter Schwingel!
Vergesse ihn nicht, den trefflichen Gestalter,
Den Finder von der Fabel der drei Ringe.

Georg Schwarz

Jakob Haringer:

Salzburg

„Die Gegenden von Salzburg, Neapel und Konstantinopel
sehe ich für die schönsten der Welt.“

A. von Humboldt.

Das ist wie ein Bilderbuch für große Leute. Sie hat von hundert
schönen Städten nur deren schönste Seiten. Man muß da aber immer
das Gefühl haben, wieder recht bald abreisen zu müssen, das verschönt
alles mit einer leisen Trauer.

Zu allen Gassen schau die fernern und nahen Hügel und weisen
Berge herein wie neugierige Mädchen und liebe, gütige Großmütter.
In unendlicher Liebe neigen sich die alten Häuser zueinander. Es
duftet nach Wachs, Apfeln, Wäsche. Vom Mirabellsschloß klingt Musik
herüber. In einer dunklen Gasse steht du, da dich plötzlich immer
wieder ein goldner Streifen rosa Sonne, mildes Grün und Schen
überrascht.

Wahr ist die ganze Luft wie ein zartes, mädchenhaftes Parfüm, aber
in der Arenbergstraße duftet es immer nach Frühling.

Diese Nacht, die so süß von Liebe, von der Liebe, von Sehnsucht
geist, man ist ihr versallen wie einer Frau. Da beschleicht einem die
Wehnut verklungener Tage der Kindheit, der ersten Liebe, der letzten
Hoffnungen. Das Herz ist zu Tränen erschütter.

Draußen in den Feldern hocken die Mäler. Man spricht vom Herbst
schon, rote östliche Schiffe segeln am Himmel. Du verläßt mit
deinem geliebten Mädchen die Vorstadtgärten und wanderst durch die
nahen Dörfer. Schöne Wirtshauslauben laden auch. Du träumst
davon, es auch einmal so gut zu haben wie andere Menschen und
erzählst der Zukunft schönste Märchen. Ja, das Leben ist nimmer
schwer, wenn man darauf preßt. Gefahren sind keine mehr, lächelst
du darüber... ach nein, du bist ja einsam...

Die ersten Sterne schillern. Die jungen Mäde weinen und seuffzen:
D du himmelsblauer See... Des Mondes roter Fächerfabel glänzt
phantastisch. Nie, ach, war mein Herz so überschattet: Und ich trinke

ein Glas für die Nacht und die Melancholie. Ein Lachen klingt. Eine
alte Heimgatir fällt leis ins Schloß. Der Krämer hat schon zu. Man
muß durch den Hauslir gehen.

Vom Kapuzinerberg herab blasen zwei Hörner: D du himmlischer
Vada, schick uns a klams Geld... Mädchen pugen sich. Und früher
einmal schrie Mozart für all die kleinen Mädchen, die verträumt in
Gassen und Konditorien vom Leben schwärmen, die „Zauberflöte“.

Um den Mönchsberg, an der Stiftengasse, sind Winkel, wie du sie
nur in deinen schönsten Kindverträumen geschaut. In den uralten
Kastanienalleen wandeln Verliebte, um die Stadtmauer blühen die
späten Herbstalter, Brunnen plätschern.

Die Dinge sind nicht tot, sie leben mit uns. Diese uralten Gassen,
die steinernen Wappen, Portale, mystischen Durchhäuser, Schlösser, sie
leben mit uns Menschen, sie nahmen manches von unsern dunklen
Herzen an.

Und nachts denkt man erschrocken an dunkler Wälder Bäche, an
ein lang verstorbenes silbernes Lachen wieder, an ein weißes Alpenhotel,
an ein entschwindendes Kinderspiel, und daß wir eine Seele haben, die
von uns fremdmütterlich vergessen wird!

Und da seufzt um eines letzten unsäglichen Enttäuschungs willen
Kosenfranz! D, die Meere der Wehnut ertränken das Herz! Ach,
also es wie nicht viel Wege gehen müßten, um zum Herzen zu finden...

Das kann man nicht sagen. Kann man ein herrliches Vanilleis, den
Duft des Maiglöckchens, ein bräunliches Ertröten, eine heimatische
Speise, das eile Trauern gefangener Tiere beschreiben? Ich glaube
kaum!

Freilich, alte Gassen mit spielenden Hündlein, dunkle gespenstische
Häuser, Klosterhöfe mit schönen Kindern, verträumte kleine Knaben,
die alle auf dich warten, draus Färbern wie Nachtigallen schlagen,
vergauberte Hügel — ja, dies alles gibt es überall, ist wo anders
auch oft; aber vielleicht doch nirgends ganz so wie hier.



Der alte Stieg

H. Mayrhofer-Passau

Nirgends klingen die kleinen Lieder: Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, Gute Nacht, du mein herziges Kind — so herzlich, nirgends klingen die alten lockenden Walzer von Strauß, Ungl, Lanner — so rührend lieb wie aus diesen Gärten, wo du allein mit deinen paar letzten Hoffnungen verweilst.

Aber wie schön ist dies alles, weißt du erst immer, wenn du wieder fort bist. Wenn man nimmer da ist, weiß man dann plötzlich, daß diese Stadt deine Heimat ist, so wie sie uns manchmal aus Kindertagen, aus alten Ländern, aus schönen lieben Bildern, einer süßen Erinnerung aufsteigt.

Ach, wieder fort, wieder draußen in Fremde und Bitternis, unter verrückten, betörten Menschen sein und doch wie tröstlich ist es, zu wissen, auch über der Heimat steht derselbe Himmel.

O große Gnade des Lebens, arm zu sein! Entbehren zu müssen, wieder in Sehnen und Enttäuschungen durch große Städte irren und dann wieder in diesen uralten Alleen, kleinen Kneipen träumen, am Mönchsberg wandern, in der Ferne die nahen Alpen, den tiefblauen Himmel... Und überm Mozartplatz träufelt das Glockenspiel: Dort unten in der Mühle...

Wieder nachts voran Fenster ein Wasser rauschen hören! Vor Sonnenaufgang liegen zaubervoll ferne und nahe Landschaften und blicken schimmernd in die alten Gassen herein... Erst in zwei Stunden löst man die Laternen. In rosigen Morgenlicht glimmt die Burg auf, und langsam steigt die Sonne hinter dem vorigen Gebirge auf.

Morgenshell ist dein Zimmer, und der Menschen Lärm macht dich froh. Durch die Bierjodgasse wanderst du übers Nonnentalloster hinaus. Ein ewiges Ofen liegt in den Lüften. Hab Mut, kleines Herz! Wenn die Sonne vorüber, lagerst du zufriden im hohen Gras. Wenn die Sonne dann in die Fenster der Burg brennt, als ständ' sie im hellsten Feuer, und die Glocken alle so traumhaft schlagen, kommt vielleicht ein dunkles Ahnen über dich.

Ja, wo soll man leben? Aber es ist hier zu schön. Es ist hier nur schön, um in den Armen einer geliebten Frau, von treuen Freunden umhegt, so ganz, ganz langsam sterben zu können, die letzten Blicke um diese geliebte und doch so schmerzliche Erde, diesen blautraurigen Himmel mit seinen hoffnungsvollen Sternen! —

Am Nachmittag bist du in Hellbrunn. Der stille Park ist da von uralten, stählernen schiffbetragten Wehren umspielt. Deute voll Rosen um die Statuen und umgestützten Säulen. Die letzte Sonne flattert wie ein Schmetterling über Gras und Kies. Rühl, fröstelnd weht es aus den Grotten. Ein leichter Nebel hängt sich in den Wipfeln der Pappeln. Da tönt die alte Orgel vom Puppentheater.

Mondlicht funktelt durch die Alleen. Und das Herz seufzt auf... Gib Ruh! Alles und doch so dummes Herz!

Und wenn der Mond droben über die Stadt schaukelt, wie eine von einem Mädchen angebissene Aneas, oh, dann ruhet Musik wieder jüngerlingshaft dein Herz, und es schlägt wieder jung... ach, all die bitteren Enttäuschungen der Geliebten, denen man begeistert all dies Herrliche gewiesen, ihr Lachen, Verrat, Glän, Betrügen, Fliehen — konnten dies kleine Ding nicht sterben machen, dann ist man wieder der dünne Knabe voll Hoffnung.

Dann wünscht man wieder hier in geliebten Träumereien selig zu sein und vertraut wieder den Menschen, dem Leben und den lockenden Fernen.

O, in der herrlichen, alten Gastwirtschaft zu liegen zu hocken! Die ganzen Lichter der Dämmerung spielen hinterm Meinglas. Drüben, vom Schloß herüber, plätschert der Brunn. Der ganze wilde Sommer duftet... Noch tropfen die Blätter der Bäume vom Nachmittagsgewitter. Dann die Treppen hinab, dorfeimwärts dem Abendrot zuwandern. Drinnen liegt die Burg mit den schönen Hügeln, alten Gassen und vielleicht auch wieder eine Hoffnung für dein heimatlos irrendes Herz...



Güterwagen

Paul Büch

DANKBARKEIT

VON HERMANN FRAUENHOFER

Es lebte einmal im bayerischen Alpenland ein Floßknecht, der hieß Balthasar Dirscherl und hatte eine Leidenschaft für die Jagd. Da er keine Gelegenheit hatte, sich ihr in erlaubter Weise zu widmen, verlegte er sich auf das Wildern. Es kam auf und er sollte verhaftet werden.

Als der Gendarm kam und ihn in schroffen Diensttöne die Festnahme ankündigte, zog er die Joppe aus, streifte seine Handärmel hoch und sagte, der Gendarm solle es nur probieren. Dirscherl war zwei Meter groß und einen Meter breit. Der Gendarm ging daher wieder weg.

An der Spitze einer kleinen Armee von sechs Gendarmen kehrte er zurück. Dirscherl ließ sich nicht einschüchtern. Er sagte, wenn ihn einer antöhen wolle, so möge er sich vorher die Stiefelglocke läuten lassen.

Nach zehn Minuten war er peffestelt und zum Abtransport bereitgestellt.

Am nächsten Tage ging der Amtsrichter Wunderlich in das Gefängnis und verlangte die Verführung des Dirscherl, um ihn, wie es das Gesetz vorschreibt, zu vernehmen. Der Gefängnisverwalter machte ihn darauf aufmerksam, daß er es mit einem überaus gefährlichen und gewalttätigen Burschen zu tun habe,

und schlug vor, der Amtsrichter möge bei der Vernehmung ein paar Gefängnisaußseher zu seinem persönlichen Schutze beiziehen.

Wunderlich hatte den Akt bereits gelesen und mußte Bescheid. Er tat sich auf seinen psychologischen Scharfblick etwas zugute und war überzeugt davon, daß es nur an der Art der Behandlung liegt, wenn es zu einem Zusammenstoß kommt. Er lehnte daher den Vorschlag ab und sagte lächelnd: „Ich werde schon allein mit ihm fertig.“

Neu und alt

Immer wird das Neue alt und das Alte sinkt vergessen in die dunklen Lässer-Essen, bis es voller Wohlgestalt wieder in den Tag erhoben als ein neuer Anfang gilt. Aber wer als Täuschung schilt, was wir als Verwandlung loben, schilt sich augenlos und blind: Denn die Sonne, heut und gestern, altert nie durch neue Schwestern, die ihr hergeborn sind.

Rolf Mayr

Kopfschüttelnd gab der Verwalter die Weisung, den Dirscherl vorzuführen. Als er in seiner imponierenden Körperlichkeit, die aus den Akten nicht ersichtlich gewesen war, in das Zimmer stampfte, war der Amtsrichter, ein kleiner, schmächtiger Mann, einen Augenblick etwas betroffen. Er gewann aber rasch seine Sicherheit und Ruhe wieder, richtete seine Augen mit festem Blick auf den Gefangenen und wies ihn an, auf dem aus begeißelten Gründen mit Schamknecht am Boden besetzten Stuhl Platz zu nehmen. Dirscherl tat es, wobei der Stuhl bedenklich knachte. Er war sanft wie ein Lamm.

Zunächst unterhielt man sich in ruhiger und sachlicher Weise über das Wildern. Dirscherl stellte es nicht in Abrede und sagte nur im Ton leisen Bedauerns, daß er nichts erwünscht habe. Dann kam der Amtsrichter auf den Widerstand gegen die Staatsgewalt zu sprechen. Das feindliche Verhalten des Dirscherl erregte ihn, der ohnehin eine vollstimmige Nebenweise liebte, kräftigere Töne anzuschlagen und ein wenig die Rolle des Zerkünderers gegenüber dem gefangenen Tiger zu spielen.

„Dirscherl“, sagte er, „Sie sind doch ein rechter Kackel und ein ausgewachsener Hornochse noch dazu. Wie können Sie eine solche

unglaubliche Viecherei machen? So ein frecher Widersacher ist nie noch nicht vorgekommen."

"J'wasi a net", erwiderte Dirschel, "wia dos zwaganga is. J'wasi rein mein Verstand nit beinander g'habt ham. Aber wann mi coant zummi antet, nachter wer i will, und wann i will lai, nachter bau i alles zamen. Da kann i nie dafür."

"Es wird Ihnen teurer zu stehen kommen", sagte der Amtsrichter.

"Nachher kann i a nie machen", war die trockene Antwort.

Dirschel wurde von dem Amtsrichter in Untersuchungshaft gesetzt und ließ sich gutwillig abführen.

Es war etwa ein Jahr später, da kam der Amtsrichter Wunderlich in der Abenddämmerung von einer Bergfahrt zurück. Er hatte eine täuschende Marschleistung hinter sich und mußte aufsteigen den schweren Kuchack schleppen. Als er mit müden Schritten gerade durch einen Wald ging, hörte er plötzlich Schritte. Hinter ihm kam ein großer Mann, der ein Bein über der Schulter trug und überlaut "Grißig Grit" sagte.

Er erkannte ihn sofort; es war Dirschel. Wunderlich erschrock. Hier in diesen abgelegenen Wald, kein Mensch weit und breit, fühlte er sich nicht so ganz sicher, ob seine psychologischen Erfahrungen ausreichten, um die augenblickliche Lage beherrschend zu meistern. Er hatte den Mann damals im Gefängnis am Ende doch etwas zu derb angefaßt; es war immerhin möglich, daß er ihm das noch nachsetze. Er kam sich jetzt vor wie ein Tierbändiger, der einen seiner Bälge außerhalb des Käfigs auf freier Wäldbahn begnügt.

Er bemühte sich, unfestgen zu scheinen, und frug den Riesen, wie weit es bis zum nächsten Dorfe sei.

"Vols guat gengan, Herr Amtsrichter, brauchens a schwache Stund", antwortete dieser mit drehnender Stirn.

Wunderlich fuhr zusammen. Das Infrageit war dahin.

"Kennen Sie mich denn noch?" frug er etwas unsicher.

"Ja freil, so an Krippenmannndel, also wia Sie san, sieht ma nit alle Tag. Soll i Cohna nit den Kuchack a wenig tragen, der is für Cohna ja vui z'schwer."

Wunderlich getraute sich nicht, das Anerbieten abzulehnen, um den Mann nicht zu verletzen. Er übergab ihm den Kuchack, den sich dieser um die Schultern hängte. Dann marschierten sie mitzamen weiter.

Dirschel sprach von seinem Prozeß und sagte, daß sie ihm am Landgericht sechs Monate gegeben haben. "Grad im Sommer hab' is abfüßen müssen, wo i do im Winter so schön Zeit g'habt hätt'."

Wunderlich fühlte sich bei diesen Erörterungen nicht ganz beruhigt. Er versuchte das Gespräch auf weniger verhängnisvolle Dinge zu beugen, aber Dirschel kam immer wieder auf seine Bestrafung zurück und wurde dabei immer lebhafter und ausfallsüchtiger.

Wunderlich dachte an die Bemerkungen, die

Dirschel im Gefängnis über die Hemmungslosigkeit seines Temperaments gemacht hatte, und wuschte sich, obwohl er keinen Kuchack mehr zu tragen hatte, den Schweiß von der Stirn.

Aber der Wald ging zu Ende, ohne daß sein Begleiter richtig wild geworden wäre. Der Weg führte nun über Wiesen abwärts nach dem Dorfe zu, das schon in der Ferne sichtbar war, und in dem bereits die ersten Lichter angezündet wurden.

Der Amtsrichter gewann nach und nach seine Ruhe und Sicherheit zurück. Auf legendäre Gewalttätigkeit konnte es Dirschel nicht abgesehen haben, sonst würde er dazu das Dunkel des Waldes bemüht haben. Es war ihm offenbar nur darum zu tun, die günstige Gelegenheit auszunützen und den Amtsrichter ein wenig zu ängstigen, was ihn ja auch recht gut gelangen war.

Endlich standen sie vor dem Wirtshause. Dirschel streifte den Kuchack ab und legte ihn auf die Hausbank mit den beruhigenden Worten: "So, da war'n mer."

Wunderlich zog seine Börse, um ihn für das Tragen des Kuchacks zu entlohnen. Er wollte sich nicht amüßeln lassen, daß er die aufgedrängte Begleitung nicht als Dienst, sondern als Belästigung und Bedrohung empfinden hatte.

Dirschel jedoch lebte entschieden ab. "Dös brauchts nit, Herr Amtsrichter, dös is gar nit der Red wert."

Nun erwachte in dem Amtsrichter doch der Wille, den Vorgang psychologisch näher zu untersuchen.

"Jetzt sagen Sie mir, Dirschel, warum haben Sie mich eigentlich den Kuchack getragen, wenn Sie nichts dafür annehmen wollen?"

"Weil Sie mit im Gefängnis so guat zwag'tet ham. Cogar an Ladel und an Horn ochen ham E' mi g'hoasen. Dös hab i Cohna nit vergessen."

Wunderlich bedankte sich, nahm seinen Kuchack und betrat das Haus. — Ein Vertrauen in seine Menschenkenntnis und in seine Fähigkeit der Menschenbeurteilung war wieder vollständig hergestellt.



Der Holzknecht

F. W. Richter

C.G.M. FABULIERT

Das Wunder Mahomets

Ein Christ hatte sich aus Neugier in eine türkische Moschee eingeschlichen, wurde dabei erwischt und als Christ erkannt. Man schleppte ihn vor Gericht und ihm wurde die Todesstrafe zuerkannt. Die Folgen dieses grauenhaften Urteils spürte der Christ sofort in seinen Beintatzen. Und diese Katastrophe gab ihm zugleich eine Idee ein, wie er sein Leben retten könnte. Er bat die Richter, ihn anzuhören. „Zeit vielen Wochen“, sagte er, „war ich von einer barmhertigen Verlopfung geplagt, die mich den Tod drohte. Alle Mittel waren vergebens. Ich ging in unsere Kirchen und betete um Öffnung. Vergebens. Endlich begann ich mich auf die vielen Wunder, die man von dem großen Propheten Mahomet erzählt, und so schlich ich mich in eine Moschee und flehte um Erlösung. Ob nun mein Gebet erhört sei, mögen eure eigenen Augen auch sehen, wenn es nicht schon eure Nasen getan haben sollten.“

Man stellte auf der Stelle eine Untersuchung an und befand die Aussagen des Christen als wahr. Alles schrieb darauf wie aus einem Munde: „Mirabel! Mirabel!“

Der Christ rettete sein Leben, und der Müsthi hing mit eigener Hand die Beintatzen desselben mit allem, was sich darin befand, zu ewigen Andenken in der Moschee auf.

Zwei Anekdoten vom Vater Klopstock

Klopstock, der Dichter des „Messias“, litt eine Zeitlang an den Augen und befand in diesem Zustand einmal den Vater Klein in Halberstadt, jenen arabischen Poeten, zu dem das ganze damalige Deutschland in Verehrung aufstieg, und der zu fast allen Dichtern seiner Zeit die herzlichsten Beziehungen unterhielt. Als nun Klopstock, im Lehnstuhl sitzend, etwas wehleidig über sein Augenleiden klagte, versuchte Klein ihn zu trösten, gab ihm Ratsschläge und empfahl ihm allerlei Heilmittel. Aber Klopstock jammerte weiter und meinte, daß er schließlich noch einmal das Augenlicht verlieren würde. Da es Väterchen Klein nun durchaus nicht gelingen wollte, Klopstock auf ein anderes Thema zu bringen, ließ ihm plötzlich eine Laus über die Leber. Während sprang er auf und schrie aus vollem Hals: den erschoenen Dichter an: „Nun, so werden Sie doch nur einmal wirklich blind!“

Es mutet fonderbar an, wenn man erfährt, daß tatsächlich Klopstocks damalige Verehrer hofften, daß er blind würde, um ihn zu kommen mit Homer, Ossian und Milton zu den blinden Barden zählen zu dürfen.

Man kann sich heute nur noch schwer eine Vorstellung davon machen, welches Aufsehen Klopstocks Dichtungen bei seinen Zeitgenossen erregten, wie sie von den einen als das Höchste, das die Poesie leisten könnte, gepriesen, von den anderen aber, die noch der alten haubadischen Richtung angehörten, auf das Befestigte getadelt wurden. Als Klopstock eines Morgens im Vorzimmer des Ministers von Bernstorff auf seinen Ökner wartete, redete ihn ein dort weilender alter General, der ihn nicht kannte, an und geriet in ein Gespräch mit ihm, das sich zu einer sehr angenehmen Unterhaltung auswuchs. Endlich wurde der General abgerufen. „Alte Vergebung“, wandte er sich an den Dichter, „wie ist Ihr Name?“ — „Klopstock.“ — „Doch wohl nicht derselbe, der die Dren und den Messias geschrieben hat?“ — „Derselbe.“ — „Mein Gott“, rief der alte Herr aus, „das Wunder mich auf das Äußerste, Sie sprechen ja wie ein ganz vernünftiger Mensch!“

Friedrich der Große und die deutsche Sprache

Kaiser Josef II. wollte die deutsche Sprache in all seinen Ländern als Gesprächssprache einführen, was aber bei der Sprachlosigkeit seiner Länder gar nicht leicht war. Einmal erzählte er im Kasino zu Venedig, in einem kleinen intimen Kreise sitzend, daß Friedrich der Große ihn gefragt habe, die deutsche Sprache hätte weder Wohlklang noch Tonkraft. Dem Schalle der Worte fehlte die Analogie mit der Sahe, die sie ausdrücken sollten, und er wisse in der Art gar nichts als Beispiel anzuführen als die volkstümliche Redensart: „Red mich an ...“, die wenigstens einen der Sahe angemessenen Klang mit sich führe.

Eine hamburgisch-alttonaische Geschichte von Anno 1772

Zu ebenderseitsen Zeit, als der dänische Staatsminister Graf Struensee und sein Genosse Graf Brandt als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt wurden, hatte der durch Lesing so berühmt gewordene „Johann Wichter“, der Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, Johana Melchior Overe, gerade seinen Amsbruder Alberti, der es genoozt hatte, die Erzählung des Tausels abzuleugnen, durch seine fortgesetzten Angriffse im Grab geärgert. Erregte das erste Ereignis in der ganzen Welt ein ungeheures Aufsehen, so das zweite ein nicht minder großes in der Stadt Hamburg.

Ein armer Poet, der als Korrektor einer Hamburger Winkeldruckerei ein recht klägliches Dasein in einem Dachkammerchen fristete, kam auf den Einfall, beide Begebenheiten in Reime zu bringen. Dann druckte er sie auf seiner Presse, mit roten und schwarzen Buchstaben auf den Löteln, und übergab die fertigen Exemplare einem Kolporteur, der sie auf Hamburgs und Altonas Straßen selbstetn sollte.

Eben am anderen Morgen durchstreifte der Hausierer alle Gassen und rief mit lauter, durchdringender Stimme seine beiden Flugblätter aus. Ihre Absatz entsprach durchaus dem großen Interesse, das alle Welt an den beiden sensationellen Ereignissen nahm. Aber bevor es noch Abend wurde, verbot die Polizei von Altona, das damals noch dänisch war, den Verkauf der Ballade von Struensee und die Polizei von Hamburg den der Romanze von Overe und Alberti. Das war ein vernichtender Schlag für den armen Poeten, der sich schon in den schönsten Hoffnungen gewiegt hatte. Aber der Hausierer war ein pfiffiger Bursche, der sofort Rat wußte. Er bog sich mit den noch unverkauften Exemplaren an das leicht zu überschreitende Grenzschlein, welches das hamburgische Gebiet von dem dänischen schied. Nun stellte er sich wie der Kolsch von Rhodus mit einem Fuß auf republikanischen, mit dem andern auf monarchischen Boden, wobei die Grenze in Gestalt des Bächleins zwischen seinen Beinen durchlief, und rief den Hamburgern zu: „Wer kauft Struensee und Brandt?“, den Altonaern aber: „Wer kauft Overe und Alberti?“ Diese originelle Idee erregte ungeheuren Beifall und der Vertrieb war unglasklich. Man balgte sich wie die Gassenjungen um die Exemplare und im Handumdrehen war keins mehr zu haben. Der arme Poet aber konnte sich nun endlich einmal einen neuen Anzug machen lassen.

Das Brett

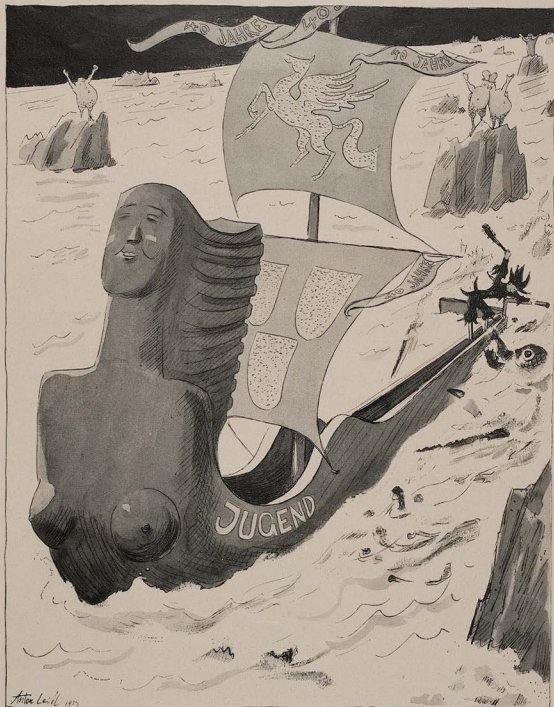
Ein Chemann hatte sich mit seiner Frau verzankt und jastete im ersten Jörn den Entschluß, nicht mehr in einem Bett mit ihr zu schlafen. Da sie aber keine zwei Betten hatten, so legte er ein Brett in die Mitte ihres Bettes, um so die Schenkung zu markieren. Das blieb eine geraume Zeit so. Allein es kam eine Nacht, da beide nicht schlafen konnten. Jetzt war beiden daran gelegen, den alten Zustand wieder einzuführen, aber niemand fand den Mut, das erste Wort zu sprechen. Mählich nistete der Mann. „Zur Gesundheit“, rief die Frau. — „Meinst du das auch ganz ehrlich?“ fragte der Mann. „Ja, ganz ehrlich!“ — „Weg mit dem Brett!“ sagte der Mann.

So ein Land

Als die in der Schlacht bei Rossbach gefangenen französischen Offiziere nach Berlin kamen, gingen sie in eine Oarküche, um dort zu essen. Sie waren erstaunt über die Billigkeit, denn jeder brauchte nicht mehr als zehn Dreier dafür zu bezahlen. Einen von ihnen kam gleich darauf ein menschliches Bedürfnis an, und da er Eile hatte und keinen anderen passenden Ort finden konnte, setzte er sich in einen Winkel auf der sogenannten langen Brücke nieder. Sofort kam die Schützwahe herbei und nahm ihn kurzerhand seinen Hut vom Kopf. Der Offizier mußte ihn nachher um einen Gulden wieder auflösen. — „Was ist das für ein vernünftiges Land!“ rief er empört, „wo man für zehn Dreier speist und für einen Gulden sich ...!“

40 Jahre „Jugend“

Anton Luidl



Nun steuern wir seit 40 langen Jahren
durch dieses Lebensmeeres Klippenfeld
und bieten Trotz den vielerlei Gefahren,
dieweil der Schalk des Schiffleins Ruder hält.

Fahr hin, du Schiff, laß auch in harten Zeiten
das goldne Wappen deiner Ahnen sehn,
dann wird dich stets ein guter Wind begleiten
und vollen Mundes deine Segel blähn.

AMTSRAT KROSZIK

VON KARL LEUCHS

Amtsrat Kroszik hatte die Altersgrenze erreicht. Dagegen war nun einmal nicht zu rechnen. Das Alter war da. Man mußte dankbar sein, daß einem eine gültige Versicherung ein so langes, gesundes und arbeitsreiches Leben schenkte. Was ihn aber etwisch enttäuschte, war der Umstand, daß man ihn jetzt so einfach mit ein paar Dankesworten aus dem Büro und dem staatlichen Ministeriumsgebäude, das er seit 30 Jahren als ein Bevorzugter täglich mit Stolz und einer seinem Alter entsprechenden Würde betreten hatte, hinauskomplimentierte. Er verstand das nicht. Bisher hatte man ihn immer in dem Selbstbewußtsein seiner Unentbehrlichkeit und Unerseßlichkeit befestigt. Besonders dann, wenn er sich aufraffte um Urlaubsbewilligungen einzukommen. Meist zog er sein Gesicht wieder zurück, weil dringende Arbeiten nach Meinung seines Ministerialdirektors und sehr nach seiner eigenen, meist Anwesenheit gerade jetzt erforderlich machten.

In seinen Händen lag die schwierige Staatsaufsicht, von deren peinlich genauen Durchführung nach seiner aus der Erfahrung gesammelten Überzeugung das Wohl des Staates in erster Linie abhing. Die Arbeit war zwar trocken und durfte von keinerlei Gefühlsregungen beeinflusst werden, aber sie machte ob der Mangel an Stolz und das Bedenken, das ihm sogar gegenüber dem Herrn Minister stand, hob ihn im Ansehen über alle Kollegen. Ihm stand die Tür zum Minister jederzeit offen und ohne ihn vermisste der Minister nichts. Solange er den Etat überwachte, mochten die Minister ohne Schaden für den Staat kommen und gehen.

„Erzählen“, pflegte er zu sagen, „meine Erhebungen lassen diese Aussagen leider nicht zu. Das Kapitel 7 ist erschöpft. Das Kapitel 4 hat zwar einen Überschuss in der ausgeworfenen Höhe, aber das Kapitel 4 ist nicht deckungsfähig!“

Und jetzt sollte es von heute auf morgen ohne ihn gehen? Amtsrat Kroszik war zum ersten Male um das Schicksal des Staates besorgt.

Was sollte er nun mit der vielen freien Zeit anfangen, ohne Uhr, ohne Zahlen leben, ohne Staatsorgen? Da erinnerte er sich seiner nunmehr verringerten Gehaltsbesuche. Es war klar, damit war nun auszukommen, wenn ein genauer Etat aufgestellt würde, an den man sich gewissenshaft zu halten hätte. Schon in Gedanken an die zu erreichenden Kapitel befangen, vergaß er schnell seinen Groll, sein altes Amt und das Wohl des Staates. Er steuerte schnurstracks in das Geschäft des Ministerialsekretärs und erschand das altvertraute, große, amtlich gebräuchliche Hauptbuch, das

in einer Flächenform von fast einem Quadratmeter 25 Kapitelvorten auf einer Seite nebeneinander aufnehmen konnte.

Das hässliche Herzenszimmer, das sonst traulicher Erholung diente, ward sofort zum Büro umgeräumt. Die Schreibschlupps machten zwei Altentöben für „Eingang“ und „Ausgang“ Platz, der Rauchsich ver wandelte sich in einen Altentänder. Der Fernsprecher wechselte von der rechten Schreibschlede auf die linke und der Papiertorb, der bisher einen langen Pfeife als Ständer gedient hatte, wanderte von der Schnarchschlede unter den Schreibtisch zwischen die amtsrätlichen Füße.

Nach einigen Wochen angestrengter Überlegung waren die Pensionsgelöhne in 24 Kapitel aufgestellt. 24 Namen standen in feierlicher Hierarchie über jedem Konto. Der Etat des eigenen Haushaltes war somit festgelegt. Der alte Lebensstil, die „Staatsorgen“, war wieder da und die Registrierung der Beträge, die auch für kleinste Beträge der Ordnung halber eingeführt werden, gab auch hinreichend Arbeit. Kroszik lebte wieder zufrieden wie vordem.

Als nach drei Jahren das Kapitel 7: „Kriegen“ auf eine ettelkliche Höhe aufgelaufen war, gönnte sich Kroszik den dringend gewordenen Erholungsurlaub und fuhr nach Nordeken. Der Sturm aber setzte ganz gegen die saisonmäßige Gewohnheit über die Insel und wackte den Amtsrat mit einer Bronchitis zu Bett. Es ließ sich schon wegen des Qualens der fremdlichen Quartierwirtin nicht umgehen, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Dieser, mehr besorgt von der Aussicht auf eigenen Nutzen und den Interessen des Kurortes, als von den

Staatsorgen des Amtsrates, verordnete eindringlich eine Nachkur von vier Wochen. Kroszik dachte mit Schrecken an die Überschreitung der Ausgaben aus Kapitel 7, fügte sich aber, wenn auch widerwillig, den fürchtbaren Drohungen des Arztes.

Es war nicht zu leugnen, der Etat war aus dem Gleichgewicht geraten. Es waren Verschüsse entnommen worden, für die Deckung nicht vorhanden war. Zwar hatten einige Kapitel Überschüsse, die den Fehlbetrag durch Übertragung hätten ausfüllen können, wie das Kapitel 8 „Befriedung“, Kapitel 17 „Allgemeine Wohlfahrt“ und das Kapitel 24 „Vererdung“, sie waren aber für Kapitel 7 nach den eigenen Richtlinien nicht deckungsfähig.

Das Loch im Etat blieb. Der einzig mögliche Ausweg zur Etatbereinigung war der eines Gesuches. Er war ihm so zuwider wie nur etwas, weil er in seiner Amtszeit nie von einem solchen Gesuche Gebrauch gemacht hatte. Wo wäre der Staatshaushalt hineinkommen, wenn jedes Ressort auf die Möglichkeit eines Gesuches hin hätte sündigen können! Schließlich setzte sich Kroszik aber doch an den Schreibtisch und fertigte, um endlich sein Gewissen zu entlasten, ein fernwollendetes Gesuch an den Finanzminister „Abteilung II Etat“. Mit überzeugenden Worten bat er um die Erlaubnis, die aus wichtigsten Gründen unvermeidlich erwiesene Überschreitung in Kapitel 7 aus den Überschüssen der Kapitel 8, 17 und 24 decken zu dürfen. In laubenden Umschlag wohlverwahrt legte er das Gesuch auf seinen Schreibtisch und begab sich, endlich von einer schweren Sorge erleichtert zur Ruhe.

Zur gewohnten Morgenstunde nahm er seinen Arbeitsplatz wieder ein. Sein Blick fiel auf den Brief.

„Also, Abteilung II Etat“, dachte er, das bin ich.“ Denklische Falten zogen über sein Gesicht. Schüchtern ließ er den Brieföffner durch den Umschlag gleiten, nahm den Inhalt heraus, entfaltete ihn und las mit bedrückender Ruhe das Gesuch. Dann nahm er das große Hauptbuch zur Hand und prüfte die Angaben des Gesuchstellers auf ihre Richtigkeit. Nach einem kurzen, nachdenklichen Blick durchs Fenster auf die draußen im Sonnenlicht sich wohlkühlenden Bäume, drehte er den Kapselbogen um und schrieb auf die leere Seite:

„Ursprünglich zurück.“

Abgelehnt. Die Notwendigkeit der Etatüberschreitung in Kapitel 7 kann nicht anerkannt werden, weil die Reise nach Nordeken ursprünglich nicht zwingend geboten war.

J. A. Kroszik.



Vignette

R. Mathi



Die Schauspielerin Elisabeth Flickenschildt

A. Sailer

MINIATUREN

Lessing

Lessing saß einst mit mehreren Damen bei Tisch und bemerkte, daß sich auf der anderen Seite des Tisches ein Herr mit beiden Ellenbogen auf die Platte legte. Lessing wandte sich an den Herrn und sagte: „Sie scheinen ein sehr guter Gesellschaftler zu sein!“

„Wieso? Kennen Sie mich denn?“

„Das nicht — aber ich sehe, daß Sie sehr gut angelegt sind!“

Diogenes

Diogenes wollte einmal in einer recht öden, kleinen Stadt. Die Kleinstadt, nicht so nachsichtig wie die Athenier, wiesen den Philosophen wegen seiner Absonderlichkeiten aus der Stadt. Als ihm dieses Urteil verkündet wurde, sagte er: „Und ich verurteile die Einwohner dazubleiben!“

Guter Einfall

Als König Friedrich Wilhelm IV. einmal unerwartet rasch von einem Spazierritt in das Palais zu Potsdam zurückkehrte, bemerkte er, daß der Portier nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, auf seinem Posten war. „Portier ist abgeseht!“ rief der Monarch zornig. Jede, auch die sonst einflussreichste Fürbitte würde bei der Hartnäckigkeit, mit welcher der Monarch an dergleichen überreilen Didonnanzen festhielt, schwerlich etwas geschnitten haben. Die Umgebung des Königs schwang also. Als aber am nächsten Morgen der diensttuende Flügel-Adjutant in das Zimmer des Monarchen trat, war seine erste Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgeseht?“ — „Auf einem“, lautete die Antwort des durch die ruhige Fragestellung schnell begünstigten, wüthigen Monarchen.

Frage

Elsebeth spielt gar zu gern mit ihrem Vater. Der aber hat wenig Zeit für sie und immer andere Dinge im Kopf und wendet ihrem Dämonen.

„Paps!“ sagt sie, „sag einmal, was tust du denn den ganzen Tag in deinem Arbeitszimmer?“

„Nichts! Laß mich doch in Ruhe! So ein nichts!“

„Aber Paps!“, meint sie leissinnig, „wenn du wirklich gar nichts tust, wie merkst du dann eigentlich, wann du fertig bist?“

Kleiner Irrtum

Knolz kauft sich einen Roman.

Gisela Berling.

Liest und liest.

„Schön!“ fragt Knolz.

„Zeit!“ merkt Knolz, ärgerlich das Buch zuschlagend. „Es gibt kein freies Wort mehr... Nicht einmal das Zeit steht drinnen!“

H. K. B.

Spiel und Sport

Dieser Tage saß ich in einem kleinen Vorstadtgasthaus.

An einem Nebentisch unterhielt sich eine Gesellschaft biederer Wiener vom Grund, alles redete vergnügt durcheinander und ein dicker und ein magerer Herr führten ein ernsthaftes Gespräch.

„Jo mei“, sagte der Dicke, dessen Bauch eine schwergeordnete Uhrkette schmückte, „de Spielderei, de verflüchte Spielderei... Es kommt mir quats außer dabei, ma verliert mir sei Gbeld!“

„Und akkorat a so is mit'n Sport!“ sagte der Magere.

„Seg'n E, Herr Gelsengruaber, deseslbige, was E da sag'n, des is a vernünftige Red... Aber am allerschlimmsten is, wann Spiel und Sport z'sammkommen tuan!“

„Wie manen E das?“ fragte der Magere interessiert.

„No —“, der Dicke tauchte seinen Schnauzbart für eine Weile in das Bierglas, „no — zum Beispiel“, — er wischte sich mit der verkehrten Hand den Bart ab, — zum Beispiel beim Lurf, wie man so sagen tuat... Net wahr ja... Da hab'n E in Sport, de Pferd, und 's Spiel, de Buchmacher... Wadann, was a vernünftiger Mensch is, der was so heutzu-tag, daß de Pferder künstlich antiech'n werd'n —“

„Was mei sag'n, Herr Schmalzinger?“ staunte der Magere.

„Jawoi... I kenn an Stallbarischen, der was mit dem Schwindel verraten hat... Da gib't allerhand Mittel, wissen E, allerhand Mittel... Am allerschlimmsten is zum Beispiel, daß ma so a Pferd hinten mit an Paprika einreib'n tuat —“

„Hör'n E auf!“

„Akkorat a so is, hat mir der Stallbarisch g'sagt... Das Pferd wird ihna dann feurig, net zum sag'n wie feurig —“

„I bist ihna gar schen“, flüsterle der Magere erbleichend und warf einen ängstlichen Blick auf die Tischrunde, „reden E net so laut — wann ihna mei Alte hört!“ H. K. B.

Liebe Jugend!

In der vierten Klasse des Gymnasiums einer kleinen Stadt wird zum Zeichenunterricht an jeden Schüler aus dem Anfaltgarten ein Apfel als Zeichenvorlage abgegeben. In die Zeichenstunde fällt unglücklicherweise die Pause. Ein Schüler kann die Versuchung nicht überwinden und ißt seinen Apfel auf. Der Herr Professor bestraft diesen Unfug mit einer Stunde Arrest und schreibt in das Klassenbuch „Schriftverhimmel“.

Die Unschuld vom Lande

Beim Besuch der Frau Wittve Herbermayr

in einem kleinen abgelegenen Dorfe, erfährt der Herr Pfarrer, daß Kefel, die 18jährige Tochter, in Berlin in Stellung ist. „Aber Frau Herbermayr“, sagt der um das Erelleben seiner früheren Schülerin besorgte Gottesmann, „wie konnten Sie nur Ihr Kind in dieses furchtbare Sündenbabel ziehen lassen?“ „Ja, Hochwürden“, erwidert Frau Herbermayr, „Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Angst und Unruhe ich bis vor kurzem darunter ausgestanden habe, aber nun erhebt ich vor 14 Tagen die Nachricht, das Kefel stünde jetzt unter Polizeiaufsicht und nun kann ich ja gottlob wieder ruhig schlafen.“

Mason



„Hier ist vorigen Monat ein Tourist abgestürzt.“

„Aus Unvorsichtigkeit!“

„Na! Aus Vergnügungssucht!“

Mein Schloß im Mond

Mein Schloß im Mond hängt an der Wand,
mit runden Reißzwecken aufgespannt —
eine Landkarte für den Gebrauch in Mittelklassen,
eine Landkarte für den dampfenden Hans in allen Gassen.

Durch Alaska auf Hundeschlitten sausen,
mit Desperados Bärenschinken schmausen,
in der Hudson-Bucht weiße Walfische jagen,
mit Eskimo und Eissturm will ich mich vertragen,
in Paraguay das Urwaldschungel lichten
und zarte Yerbasträucher züchten,
in Transvaal goldne Minen schürfen
und nach Belieben baggern dürfen,
Timbuktu wochenlang genießen
und tausend Fledermäuse schießen,
in Stambul blanken Raki saufen,
bis Kiss Kulesi Schlittschuh laufen,
in Memphis rasten bei Fellachen,
dem Vater Sphinx Visite machen,
im Frostdiech des Tadsch Mahal schwimmen,
den Block Himalaya erklimmen
(halb Tibet starrt zu meinen Füßen),
in Teheran den Schah begrüßen,
den Kaffee — hallo, wo liegt Yemen?,
den Kaffee in Hodeida nachfragen,
dem Reich der Königin von Saba.
In Mekka meide ich die Kaaba,
wo Mohammeds Gebeine ruhn.
In Bagdad hab ich nichts zu tun.
Das heißt: ich müßte zum Barbier.
Hie Tigris — hie Guadaluivir.
So gen Sevilla weiter träumend
und träumend in Ragusa säumend,
find ich mich tief im dunklen Tann.
Dort blüht ein Streifen dann und wann,
ein grünblau eingeschnittnes Band —
die Isar! Grünwald! Deutsches Land!
Das schönste Tal, von Lieblichkeit umfächelt,
ein Tal, vom Herrgott hingelächelt.

Auf die Gefahr, verhöhnt zu werden:
mein Schloß im Mond liegt hier auf Erden.

Hans Reimann.

EHERECHT

Eine Grotte

Von Karl Hans Strobl

Vor Monsieur Canval, Standesbeamter in Bordeaux, erscheinen Monsieur Duchatel und eine Dame behufs Eheabschließung.

Der Standesbeamte: Wollen Sie Platz nehmen! Sie sind

Monsieur Jacques Duchatel?

Duchatel: Jawohl, mein Herr.

Standesbeamte: Vesh?

Duchatel: Wäher. Hier ist mein Geburtschein und hier der Toten-

schein meiner verstorbenen Frau.

Der Standesbeamte: Ich danke. Darf ich Sie nun auch um

den Geburtschein von Mademoiselle bitten.

Duchatel: Ich bitte.

Standesbeamte: Mademoiselle Jeanne Testoud, geboren am

16. Mai 1904... ach, Sie sind ja bereits verheiratet... mit...

mit Monsieur Jacques Duchatel. Am 25. Oktober 1924... Ist

das dieser selbe Monsieur Jacques Duchatel hier?

Die Braut (verschämt): Jawohl, mein Herr!

Duchatel: Es ist nämlich...

Standesbeamte: Was wollen Sie denn dann von mir? Sie

sind ja bereits mit Monsieur Duchatel verheiratet.

Duchatel: Es ist nämlich... wir möchten...

Standesbeamte: Sie möchten doch nicht zweimal dieselbe Dame

heiraten?

Duchatel: Nur wegen der Dednung... meine Frau ist nämlich erst

seit 12. Juli 1934 tot.

Standesbeamte: Was? (Sieht im Totenschein nach) Wirklich!

Sie haben also Mademoiselle Testoud geheiratet, nachdem Sie sich

von ihrer ersten Frau haben scheiden lassen.

Duchatel: Nein.

Standesbeamte: Mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich hier

sehe, um Rebusse zu lösen, so sind Sie im Irrtum. Sind Sie nun

von Ihrer ersten Frau geschieden gewesen oder nicht?

Duchatel: Nein.

Standesbeamte: Dann haben Sie also zu Lebzeiten Ihrer ersten

Frau ein zweitesmal geheiratet. Mein Herr, es dürfte Ihnen nicht

unbekannt sein, daß dies Bigamie ist.

Duchatel: Nämlich... meine gute Evangeline ist während des

Krieges geistkrank geworden... kein Wunder, nicht wahr? Sie

musste in ein Sanatorium gebracht werden. Keine Aussicht auf

Heilung, sagten die Ärzte.

Standesbeamte: Nun und?

Duchatel: Und dann kam Mademoiselle Jeanne Testoud.

Standesbeamte (mit Verzagung): Ich verstehe, daß das für

Sie von Bedeutung war.

Duchatel: Wir liebten uns.

Standesbeamte: Sehr verständlich... Von Ihrer Seite, mein

Herr...!

Duchatel: Ich wollte sie zu meiner Frau machen. Meine Evan-

geline war geistkrank... hoffnungslos. Ich wollte mich von ihr

scheiden lassen.

Standesbeamte: Ach, mein Herr, Sie hatten vergessen, daß

für das französische Gesetz Geisteskrankheit kein Scheidungsgrund ist.

Duchatel: Ich bin auch mit meiner Scheidungslage abgewiesen

worden.

Standesbeamte: Ganz richtig. Und Sie haben Mademoiselle

Testoud trotzdem geheiratet.

(Fortsetzung S. 77)



Pech

„Mit meinen beiden Frauen hatte ich tiefes Pech!“

„Na, erzähle mal!“

„Die eine lief mir davon und die zweite nicht!“

Unmöglich

„Da heißt es immer, der Mann im Monde! Es könnte doch gerade so gut heißen, die Frau im Monde!“

„Ja — aber dann könnte unser guter Mond nicht so stille gehen!“

Zeitgemäss

„Guten Morgen, Herr Müller! Wie geht das neue Geschäft?“

„Danke —, auf den Namen — meiner Frau!“

Urteil

„Kinde! Du nicht auch, daß Kurt sehr gefällig ist? Wenn man etwas von ihm haben will, ist er der erste, der in die Tasche greift!“

„Etimm! — und die Hand solange darin behält — bis jede Gefahr vorbei ist!“

Die Klatschbase

„Ich muß mit dir sprechen, liebe Annie!“

„Nein! — über wen denn?“

Immer sachlich

„Was! zum Baumstumpf vor dem Ball: „Die Frau Gemahl schon fertig?“

Baumstumpf: „Im Rohbau schon, nur der Kaffee fehlt noch etwas Anstrich!“



Aus der Schule

„Noch haben also von jeder Liegeart ein Paar mit in die Kiste. Erst, kamst du mir sagen, warum er gerade ein Paar mitnahm?“

„Wahrscheinlich, weil er nicht an den Storch glaubt hat!“

Nichts gelernt

„Warum sind Sie denn so ägerlich über Ihre Tochter, Frau Müller?“

„Denken Sie sich nur! Da ist sie nun drei Jahre aus dem Konfessionarium gewesen und kann mit man nicht mal beim Eierkonfektieren helfen!“

Das Mittelalter

Der Vater hört im Nebenraum seinen Jungen die Zahlen von 1300 — 1300 herunterzählen. Nervös reißt er die Tür auf: „Junge, was soll denn das nun wieder sein? Was machst du da für einen Unsinn?“

„Ich lerne nur die Geschichtszahlen des Mittelalters auswendig, Papa!“

Unter Gaunern

„Was hat denn deine neue Uhr gekostet?“

„Einfach nur noch nichts!“

„Woher auf Kredit?“

„Nein, Bausparungsgeld!“

Aha

„Schöne Frau, ich habe gestern den Herrn Gemahl getroffen, er nimmt drängend zu!“

„Ja — ja — ich bin selbst schon in Sorge... Das kommt von dem vielen Essen!“

„Was? ... Schon wieder?“

Aus Schulaufsätzen

„Der Walfisch zeichnet sich durch unheimliches Form aus...“

„In Berlin angekommen, gingen wir in den Zoo und besuchten unsere Verwandten...“

Smuggeln
im
Zin

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Der
Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildervielerlei aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



ZEITUNGS-AUSSCHNITT

listiert
ADRESSEN
erschreibt
WURFSENDUNGEN
einstufig

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

FRANKF. 77, HANNOVER 17, BERLIN 10, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000

Schwachen Männern

Immer wichtiger! Fabrikation direkt und vollständig! Spezialanfertigung! Geb. Reichardt 536

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Was das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bildliebhaber Ersatz in den Vierfarben-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstklassigsten billigen Preisen von 45 Pf. bis 65 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zerstückelt Portfolios durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich illustrierte Katalog (Preis RM. 2,79 zerstückelt Portfolios) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Lesen den

Sportfischer

die vorzüglichste ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereilaport - Verlag

Dr. Hans Schneider
München NW 2
Karlsruhe 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Künstler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandstuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2,70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Deiner Zeit Schrift

ist die Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2,85 zerstückelt 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10



„Ernst, heiratest du mich eigentlich aus Liebe oder aus Vernunft?“
 „Aber Liebste, von Vernunft kann doch gar keine Rede sein!“

(Fortsetzung von S. 75)

Duchatel: Ich bin ein anständiger Mensch, mein Herr; es sollte nicht bloß so ein Verhältnis sein. Ich wollte Mademoiselle in den Augen der Welt die Ehre wieder geben. Ich habe sie geheiratet. Die Braut (beginnt leise zu weinen).

Standesbeamter: Damit haben Sie das Verbrechen der Bigamie begangen. Hat man Sie nicht zur Verantwortung gezogen?

Duchatel: Man hat mich angezeigt und es wurde mir der Prozeß gemacht.

Standesbeamter: Und Sie sind verurteilt worden?

Duchatel (großartig): Mein Herr, es gibt noch Richter in Frankreich. Ich bin freigesprochen worden. Aber die Ehe war ungültig.

Standesbeamter (erhebt sich): Sie haben recht, es gibt noch Richter in Frankreich! (Setzt sich.) Sie sind also freigesprochen worden und haben dann das Zusammenleben mit Mademoiselle fortgesetzt, vielmehr mit Madame Duchatel fortgesetzt.

Duchatel: Um es jetzt endlich in eine einwandfreie Ehe umzuwandeln.

Standesbeamter: Mein Herr, Sie verkennen die Schwierigkeiten des Falles!

Duchatel: Da ja nun meine erste Frau gestorben ist...

Standesbeamter: Immerhin: es ist sonnenklar, daß Sie nach den Vorschriften des Gesetzes Witwer sind.

Duchatel: Gewiß.

Standesbeamter: Aber Ihre zweite Ehe ist wegen Bigamie ungültig.

Duchatel: Nun gut, ich will sie eben gültig machen.

Standesbeamter: Die Ehe Ihrer Braut jedoch ist gültig; sie kann daher nicht wieder heiraten.

Duchatel: Erlauben Sie, das Gesetz...

Standesbeamter: Überlassen Sie die Auslegung des Gesetzes mir. Ich find nach dem Gesetz Witwer und kein verheirateter Mann, Ihre Frau dagegen ist eine Ehefrau.

Duchatel: Dann ist also meine Frau mit mir verheiratet, aber ich nicht mit ihr.

Standesbeamter: Ganz richtig! Nach dem Gesetz!

Duchatel: Und nach dem gesunden Menschenverstand?

Standesbeamter: Mein Herr, werden Sie nicht ausfallend.

Wiener Gmütlichkeit

So geschieht im Verlaufe einer halbamtlichen Stelle.

Kommt ein Herr und wendet sich auskunftssuchend an den Beamten.

„I bitte sehen, Herr Bismarck, ich möchte gern fragen —“

„Was is's?“ knurrt der Ehealtergebern.

Der Herr bringt sein Anliegen vor, die Vorzimmerdirektor zieht ein Formular aus der Schreibschublade und brummt:

„Da — füll'n S' z'serst das Formular aus!“

„Jefas na, des aa no!“ nimmt der Herr das Formular und setzt sich unständlich den Füller auf die Nase, „des aa no... Aber gelt'n S', do brauch' i net erst handhatschen, des kann i glei ruhig do bei Caahne schreib'n?“

„Was denn füllst?“ gröllet der Beamte, „wann S' an Kraindöl dabei machen, nachher slag'n S' auf!“ H. K. B.

Duchatel: Entschuldigen Sie! Also, bitte, mein Herr, was soll ich tun?

Standesbeamter: Es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als sich von Ihrer Frau scheiden zu lassen.

Duchatel (verzwweifelt): Aber wenn ich doch mit ihr gar nicht verheiratet bin.

Standesbeamter: Ja, das ist Ihre Sache. Aber vielleicht kann sich Ihre Braut von Ihnen scheiden lassen. Bauen Sie jedenfalls darauf: es gibt noch Richter in Frankreich.

Die Braut (bekommt einen Weinkrampf).

Duchatel (sucht ein Werkzeug, um alles kurz und klein zu schlagen).

Standesbeamter (gütig): Trösten Sie sich. Bitte kommen Sie mit Ihrer Frau wieder, um sie zu heiraten, wenn Sie von Ihrer Braut geschieden sind.

(Die Göttin Justitia trägt einen Lachkrampf und der Vorhang fällt.)

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2-jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feinde-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seis Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Sternstraße 10

Ein Schulzenbericht

Im Jahr 1824 ließ der damalige König von Württemberg eine
Verordnung zur Verhütung der Besetzung scheinbarer Personen. Mit
der Durchführung dieser Verordnung wurden die Oberämter betraut.

Ein besonders eifriger Oberamtmann verfügte, daß ihm die Orts-
vorsteher seines Bezirks zu berichten hätten, welche Vorkehrungen in
den einzelnen Gemeinden getroffen worden seien, um zu verhindern, daß
ein Scheintoter unter den Asten käme.

Der Schultheiß Nocke antwortete:

„Hochverehrtes Königliches Oberamt! Hierdurch tue ich kund und zu

Rubey



„Na weeste Traugott, daß der olle Wallenstein da mit seiner
Geliebten gewohnt hat — das sollte man doch nicht so öffentlich
bekanntmachen.“

wissen, daß in der mir unterstellten Schultheißerei bis dato 41 Schein-
toter sich nicht hat blicken lassen. Sollte sich aber künftig einer melden,
so wird er pflichtschuldigst aufgegriffen und auf dem reichsten Wege
zum Königlichen Oberamt transportiert. Was zu berichten war!

Nocke, Schultheiß.“

BÜCHER

L. A. Strong: Männer am Meer. (Propyläen-Verlag, Berlin.)

Ein Roman von schottischen Fischern, genauer, die Lebensgeschichte zweier Brüder — eines jungen starken, der sich vor dem älteren schwachen, dem Familienhaupt, beugen muß. Einfach ist dieses Dasein, auf alte Tradition gebaut; Leben und Sterben, gleichförmig vollzogen es sich. Das Meer mit seinen Seehunden, Fischen und Raubvögeln beherrscht diesen felsigen Küstenstrich. Hart sind seine Männer, einsichtig, grausam und unerbittlich in ihrem Familienstolz und in ihrer Ehre; primitiv in ihrer abergläubischen Frömmigkeit, in ihren Gefühlen und Änderungen. Von Mord, Verrat und Treubruch weiß das Buch zu berichten. Während sich die Handlung zu Anfang noch etwas unentschlüsselt hinzieht, gewinnt die Schilderung in der zweiten Hälfte an Spannung.

Karl Kurt Wölter

Ernst Wiechert: Die Majorin. (Albert Langen/Georg Müller, München.)

Ein Heimkehrer-Roman im welteinfliegenden deutschen Osten. Michael, der totgesagte Bauernsohn, kommt nach zwanzig Jahren zurück, menschenstark und verbitert. Die Majorin, Gutsbesitzerin, ist die einzige, die verstandend sich seiner annimmt. Ihr gelingt es schließlich, den Verstockten auf den rechten Weg zum Leben zurückzuführen und aus ihm einen geläuterten Menschen zu machen. Es wird viel aus der Erinnerung und von Toten gesprochen. Wenn dabei auch manches — wie die Sprache und das Verhalten der Hauptpersonen — unwahrscheinlich wirken mag, so ist es doch dramatisch mit der Feder des Dichters gestaltet. Wiechert ist ein Dichter der Seele und des gequälten Herzens; er liebt es, die äußeren Erscheinungen des Alltagslebens zu erklären und tiefer zu erfassen — vielleicht sogar tiefer als sie sich jemals sein können. Deshalb wird ihn nicht jeder verstehen. Aber wer Gedichte liebt, wird auch an dieser Erzählung Gefallen finden.

Karl Kurt Wölter

Joseph Conrad: Der Verdammte der Inseln. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

1895 — nach fünfzehn Jahren Seefahrt — bringt Joseph Conrad (von Korzenowski) diesen zweiten Roman in englischer Sprache heraus. Personen: Verlorene Europäer, Malaien und natürlich Seeleute. Ort der Handlung: irgendeine vorgesehene Siedlung im Sunda-Archipel. Thema: Vernichtender Kampf zwischen weißen Krämergeist und eingeborener Herrschaft. Über allem aber die Geschichte von der Liebe eines schwachen Europäers zu einem bezaubernden Araberinnenmädchen. Breit die Einführung in den Stoff und seine Anlage, breit die Schilderung — aber mächtig, wie ein Strom, der sich dahinwälzt, alles überwältigend durch seine Größe.

Der Erzähler Conrads ist einmalig, wie London einmalig ist: seine Romane sind zu stillen Weiterfolgen geworden. Er ist der große Epiker des Abenteuers und der Meere. Seine Art der Schilderung fesselt durch eigentümliche Reize, in welche Sprache der Erde sie auch übersetzt werden mag, Conrad „verromantisiert“ niemals die krasse Wirklichkeit; seine Menschen, verkommen und verloren in Leidenschaft und Trieb, gehen den vom Schicksal unerbittlich vorgezeichneten Weg. „Es gibt keine Menschen, der so unwissend ist, daß er das Leid nicht kennt“ — dieses Motiv liebt sich auch über diesen, wie über alle Romane Conrads, schreiben.

Karl Kurt Wölter

Frank Thiess: Der Weg zu Isabelle. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin.)

Ein Dichter schrieb diese Geschichte um eine verlorene und wiedergefundene Liebe. In Südfriankreich sucht ein Deutscher nach seiner Tochter, die während des Krieges dort irgendwo geboren wurde. Das Mädchen, das er schließlich als Tochter findet und mit nach Deutschland bringt, wird ihm zur Frau — die wirkliche Tochter ist im Krieg ums Leben gekommen.

Die Entwicklung dieser Idee vollzieht Thiess dichterisch mit unendlicher Feinfühligkeit für novellistische Zwischentöne. Er schildert niemals plump, sondern viel selbst peinliche Begebenheiten faktvoll und überzeugend. Psychologisch feine Dialoge, der Atem deutscher und südfriankrischer Landschaft und ihre Menschen schaffen eine lebensechte Atmosphäre. Die Ichform, in der die Erzählung gehalten ist, trägt wesentlich zur Erhöhung der Lebendigkeit des Geschehens bei. Versöhnlich und versöhnend klingt der Grundton — wirklich ein „schönes“ Buch!

Karl Kurt Wölter

Marianne von Angern: Junges Mädchen von übermorgen. (Universitäts-Verlag, Berlin.)

Ein junges Mädchen berichtet von den Schwierigkeiten des elterlichen Familienlebens. Der Vater, ein verschlossener Gesangs- und Musikpädagoge, die Mutter, eine gefeierte Künstlerin, die einst gegen den Willen ihres Gatten auf Tournee ging und jetzt getrennt von ihm lebt. Das ganze gewährt in einer Art von Selbstgespräch (mit zahllosen Pünktchen...) Einblick in einen „Künstlerhaushalt“, erscheint aber doch allzu speziell, um als typisch im Sinn des Titels gewertet werden zu können. Innerhalb mag diesen modernen „Backfischroman“ (einmal steht wirklich das Wort „Tableau“ da) bei jenen jungen weiblichen Geschlecht Gefallen finden, das auf einen natürlichen Redestil mehr Wert legt als auf die dichterische Vertiefung des Stoffes. Die Handlung endet „happy“: „Jeder freut sich halt auf seine Art“ — verkündet der Schlussatz.

Karl Kurt Wölter

DIE KLEINE FOTOBUCHEREI

bringt für

45

Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücher:

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft teibhaft empfohlen werden muß. (Der Bildwart, Nr. 4, 1934)
Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet. (Sudetendeutsche Tageszeitung)
Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kasten anzubieten. (Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT

GERHARD ISERT

RICHTIGES ENTWICKELN

- ANLEITUNG DER RICHTIGEN ANWENDUNG
- DER RICHTIGEN ENTWICKELUNG
- DER RICHTIGEN VERARBEITUNG
- DER RICHTIGEN VERWENDUNG
- DER RICHTIGEN VERWANDLUNG
- DER RICHTIGEN VERWANDLUNG

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2. HO.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2. HO.

Die kleine Fotobucherei hat Großformat!

Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1,20

Fred Endrikat der einzigartige Briefdichter, der geistreiche und temperamentsvolle Konferenzen der deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Liegedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter der Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Zaren unter sich

Erich Wilke



Iwan: „Mich nannte man schon den Schrecklichen — wie wird man Dich nennen?“



Jugend

Nr. 6

sailer.

CARNIVAL
München, 1935

FASCHINGSPHILOSOPHIE

VON GEORG SCHWARZ

Im bunten, larvenfrohen Satyrspiel,
Sei lachend Schülfe und zugleich das Ziel!
Wenn du's nicht weißt, ich stecke dir ein Licht:
Die Maske ist dein echtestes Gesicht.

Ein hübsches Tier, das dich beherrscht und lenkt,
Und manchmal besser als du selber denkst,
Gehört, geschwänzt, geohrlappt und behuft,
Steckt's längst in dir — und zeigt sich, wenn man's ruft.

Wach! auf, Bock, Affe, Stier, Pfau, Kakadu,
Und du vergnügtes, rosiges Ferkel, du!
Tanzt euern Affen-, Bock-, Stier-, Pflaudentanz,
Blökt, wiehert, grunzt und wedelt mit dem Schwanz!

Die Nacht ist da, wo ihr euch zeigen dürft,
Mit ganzer Lust, genießt und lacht und schlürft,
Bis in den aschegrauen Tag hinein,
Dann fällt's euch wieder leichter — Mensch zu sein!

EINE MARK — KOSTET DER KARNEVAL

EIN MÜNCHENER FASCHINGSERLEBNIS

von Ernst Haeferlich

... 's Geld allein mach't überhaupt nicht,
wenn man in der Münchener Stadt a echte
Faschingsfreud' erleb'n will! sprach der Ge-
mischwarenhändler Benno Holzinger auf
seinem Küchenbalkon ins gegenüberliegende
Fenster hinein.

„Wollen e' a bißel was mitmachen, Herr
Holzinger...?“

„Freilich... sogar an Bal paré, der unter
den Bällen dös is, was die Kollfetten unter
der Margarine bedarft“, redete er zurück und
riß dazu aus den Schößen seines Fracks mit
Benzin und Calmiafgeist die zurückgebliebenen
Fettflecken vom letzten Preisfestgeßelreiben.

„Aber a Loch fest's halt hinein in d' Brief-
tasch'n, dös Vergnügen...“

„Zahl' werd' bei mir soviel wie nig... I
geh mit einem einzigen Markl auf an Bal
paré... Dös woll'n mer jetzt grad amal
sehn, ob's net noch Freud'n gibt, die net mit
Geld zahl' werd'n müssen...“

„Himmliche Freud'n schon, Herr Holzing-
er...! Aber, Sie können doch auf dem Bal
paré net die ganze Nacht Hallclujah sing'n...“

„Jungen wird überhaupts nig... I mach'
die G'schicht ganz idisch und gratis... Kratz-
neßen, mußt denn allaweil alles zahl' werd'n?
Gibt's denn gar kei' Hingabe mehr, aus-
führt durch das ideale und goldene Münchener
Herz, dessen Geistes immer wieder im lokalen
Teil der Münchener Zeitungen berührt
wird...?“

„Schon...! Aber...! Herr Holzinger...!“

„War nig: Aber...! Es gibt no' das echte
Münchener Mädel, das sich ins Eterb'n nie
zahl'n laßt...! Denn wenn i' zahl', verstehn
e' mi, dann verliert i' die Kontrolle — ob
die Lieb' und Freud auch echt war? So
ist's... Und Gott sei Dank...!“ — —

Und Herr Holzinger bereitete seine Fassade
auf den heutigen Samstag-Bal paré vor.
Schon die Vorarbeiten durchpumpten sein
höheres Seelenleben mit tamengrünartiger
Luft. Und je weniger etwas kostete, um so
weiter darüber hinaus stieg seine Freude wie
ein Rinderluftballon auf.

Auf einen Bal paré war er bisher nur in
schwebenden Träumen gewandelt. Sonst be-
standen seine Vergnügungen nur im Oben von
Leinwandern unter fünf Progen, dem Besuch
von Schwurgerichtsverhandlungen, einem
Spaziergang durch die Kippenammlung und
Folterkammer des Nationalmuseums, und in
der Teilnahme an sämtlichen Sonntagnach-
mittagseerledigungen des Südlischen Friedhofs...



Jetzt hängte er sich seine Sprungbedeckung
mit goldener Leine vor den Bauch, der sieben
einen französischen Bratendl zum Kremato-
rium geworden war. Dann arbeitete er sich
in seinen Pulsmantel mit garantierter dreifig
Grad Wärme im Schatten — hinein, und ver-
senkte mit wohliger Luft e'ne Silbermark in
die Tiefe seiner Westentasche.

... Und mit festlich asymmetrischem Gespese
seiner Bronchien zog er mit vorgelauster Kasse
in die luftüberfüllten Räume des Bal paré ein,
durch den erweitert und parfümiert viele
goldene Münchener Herzen sozusagen weeten.

Benno Holzinger, der Gemischwarenhän-
dler, drückte die Augen zu, auf daß sie ihm
nicht herausfallen konnten. Dann schwamm er
wie ein vollbesetzter Ausflugsdampfer strom
aufwärts einem Tische zu, der mit von einer
Weinfeste besetzt war.

Vor dem „Oben“ noch landete ein spinat-
grüner Domino — mit Visier und Sonnen-
sprossen über'm Gesicht — an seiner Seite.

„Warum sitzt denn du so allein da?“
flüsterte sie.

„Schau, Muckel... ich such das goldene
Münchener Herz, a wahrer Lieb' und aufre-
chtige Freud'...!“

„s' goldene Münchener Herz suchst d'...?
Ja, wenn die dös meinige groß genug ist,
dann bleib' i' glück' da...? I hab' dich so
schon an der Garderobe g'sehn, und da hast
mir schon g'fall'n...“

„Siehst, Mausl...! Es gibt doch noch die
gut bürgerliche Madin, die 's Herz am
red'n Fleck hab'n, und die... eine gewisse
Liebe des Gemüts, gepaart mit Seelenfrieden,
preiszugeben haben, und die...“

„Schau — und was trinkst mer denn?“

„Trinken...? Mir wär' ein Fest der Seele dös liebste...!“

„Trin'n mer doch lieber a bekannte Marten... Bei den neuen Sach'n is man oft ang'schmiert...“

„Druck' mich an dich, nachher hast alles, was i dir an Edelem verabsolgen kann...“

„Ah... ich versteh' dich schon...! Es fällt dir schwer, einer Dame der Gesellschaft gegenüber gleich mit'n Joh'n rausz'rücken...“

„Ja, du verstehst mich in Grund und Boden 'nei...! Ich bin a innerlicher Mensch... Und ich glaub', mir versteh'n uns...! Ein Mensch dieser Gattung schlummert auch in dir...?“



„Recht hast, Schatz... Wir passen gut z'sammen, wenn wir miteinander...“

„Mit ein'm Wort, Kind, — Idealisten sin ma, daß's höher nimmer gehet!... Und Strumpfbundl hast scho' glei' — so guat anpaßt, daß ich mein' Finger nimmer rausbring!... Und a Stimmung fällt über mi' her... Hec Dore, bringen's uns eine kleine Flaschen Selterwasser...!“

„Aber Schatz, dös geht aber doch da herin net, daß du...!“

„Mausfisch, jetzt is' gleich; wenn schon so a Stimmung...!“

„Geh, aber a Selterwasser...!“

„Muck, ich lad' dich ein — und dös reißt der Kack kein' Schwanz aus...!“

„Na...! Mei' Lieber, daß ich auf an Bal paré a Selter...“

„Paß' auf, mach' die keine unfittlichen Vorwürfe... Du bleibst durch die Annahme dieser Einladung alleweil noch auf moralischen Boden... und der seine Lakt unserer Gesellschaftsklasse ist durch diesen Dreck von Sel-

terswasser noch nicht ramponiert worden...!“

„Also guat, mir is' jetzt all's wurscht...!“

„Bravo...! Duapo...! Du bist ein feines, ja sogar ein besseres Mädchen...! Und's goldene, wohlthätige Münchener Herz is' no' net g'storb'n... es schlägt an meine Brust, und dann fließen die Tränen zusammen...“

„Weil mir schon alles jauchzschicht is'...!“

„Sagte sie, stand auf und schritt dem Bästle zu.“

Holzinger saß eine Tramwaystrecke allein und vergewagte sich sein Glück — mit einer Markt so edle Lust in solch' idealen Herzen gefunden zu haben. Direkt unglaublich is' dös — mit hundert Pfennig auf an Bal paré so was erleben z'können... Direkt in d' Zeitung g'hört dös, direkt in d' Zeitung... Zum Beispiel mit dem Titel: Nochmals das goldene Münchener Herz...!“

Grenzenlos aber wurde sein Inwendiges gehoben, als der „Dore“ auf Bestellung der Dame im grünen Domino eine Flasche Selter servierte —

„Ja, gäh't denn dös aa, Madel...? Weil ma i' net 'taut hab' — um deiner Ehre willen, zahlst du an Schampus...?“

„Jetzt is' scho' gleich...! I sieh, du brauchst dös und bist a Mensch, der net aus sich heraus kann...!“

„Recht, wirklich' recht hast... Prost, g'suff!...“

Und sie küßten und tranken gar viel. Da ward er vom Alkohol und Glück müde und rutschte wie eine Latzine zu Tal.

„Mandel, laß' mi' auf d' Uhr schaun... Du siehst ja do' nimmer... — — — wasas? Halbi drei...? Paß' auf...! I hoch' der bei mi' daheln noch an Kaffee...! Gib die Garderobennummer her: i' hol' dir dein Pelzmantel...!“



...Sie ging, mußte schon lange gehen... Holzinger erwachte, und sie ging noch immer. Er griff zur Rechten in die Weste... D, so gar sein Mantel hatte er noch... „Umsonst soviel Freud' erleben, dös g'hört in d' Zeitung...“ pfeifend...!“

Dann griff er nach seiner goldenen Sprungdecke — und da sie fehlte, wußt er — wieviel es geschlagen hatte...

Unten suchten zwei Garderobefrauen bis zum Morgengrauen nach Holzinger's Pelzmantel... Samt seiner Wärme war er schon längst mit der ordnungsgemäßen Nummer von Klammern eingeholt worden...



Draußen fiel Schnee vom Himmel, als würden zu gleicher Zeit alle Münchener Hausmeister ihre Dachrinnen und Blechdächer abkehren... Der Wind pfliff über Holzinger's Bronchien.

Da wickelten die Garderobefrauen in Ermangelung des Mantels den späten Gast in Zeitungspapier ein und schoben ihn ins Jenseits des Bal paré ab.

Und während sich das goldene Münchener Herz in seinem Pelzmantel noch weiter für den Rest des Faschings erwärmte, war Dore Holzinger mit seiner einzigen Markt im wahrsten Sinne des Wortes in aller Leibes- und Seelengröße doch noch „in die Zeitung“ gekommen... den ganzen lokalen Teil füllend, wo sonst vom goldenen... „himmlischen“ nsen, Blatobalparé...!“

Tanzfiguren
von Gustav Rheinen — München



Antonia die Tänzerin

Ignacio Zuloaga

MINIATUREN

Russische Geschichte

Irrendwo in Russland war es, wo einem Wanderzirkus ein großer Menschenaffe vorsetzte. Man ließ ihn am Straßenrand liegen und zog weiter. Bauern aus der Umgebung fanden den Leichnam. Sie hielten ihn für ihresgleichen und weil er keinerlei Papiere bei sich hatte, nahmen sie ihn mit und begruben ihn auf ihrem Friedhof. Erst nach längerer Zeit erfuhren sie von einem Reisenden, der sich in ihrer Gegend verirrt hatte, wor bei ihnen in geweihter Erde lag. Kurze Zeit darauf wurde der Einwohner eines Nachbardorfes total befohlen ebenfalls im Straßenrande gefunden.

Die Bauern umstanden die Schnapsleiche:

„Kennen wir jetzt“, sagte einer von ihnen, „ist sich Aff!“

Kleine Fabel

Die Gazelle sprach zur Giraffe: „Du bist ein komisches Tier! Hier zu deinen Füßen wachsen die saftigsten Kräuter und Halme, du aber suchst dir immer die höchsten Baumspitzen aus und trägst stets den Kopf so hoch!“

Die Giraffe antwortete: „Laß es mir sein, wie es ist. Der Schöpfer hat mir nur deshalb einen so langen Hals mitgegeben, weil ich wie alle, die in die Höhe streben, viel hinaufzuschlucken habe!“

Schade

Ein junger Architekt, der sich viel auf seine oft extravaganten Ideen einbildete, zeigte einst Bernard Chav ein von ihm neu erbauten Gebäude.

„Und das ist alles aus feuerfestem Material rebuilt!“ sagte der Architekt am Schluß seiner Führung.

„Schade!“ antwortete Bernard Chav.

Noblesse oblige

„Wie hat Ihnen der neue Tonfilm gefallen, verehrte Frau Oberamtsrat?“

„Ich fahre erst nächste Woche in die Stadt, um ihn mir anzusehen!“

„Aber man spielt ihn doch schon hier bei uns, warum wollen Sie da erst in die Stadt fahren?“

„Na, ich bitte Sie, liebe Frau Unteroffizial, ich werde mich doch hier in dem Nest nicht die zweite Besetzung ansehen!“

Drei Dialoge um den Münchener Fasching

VON A. WISBECK

I.

Der Herr Professor und das junge Mädchen

„Raten Sie mir doch, bitte, lieber Herr Professor! Sie wissen, ich bin aus einem stillen, norddeutschen Städtchen nach München gekommen und stehe hier in meinem ersten münchenern Ernste. Tagtäglich höre ich man von meinen Kommilitonen über Faschingsfeste schwärmen, die sie besucht haben. Ich selber kenne solche öffentliche Maskenfeste noch nicht. Würden Sie mir raten, als junges Mädchen und ohne männlichen Schutz solche Feste zu besuchen?“

„Ihre Frage, liebes Fräulein Konstanze, stellt mich vor eine schwerwiegende Beantwortung. Ein Juraten könnte von unliebsamen Folgen begleitet sein, wobei ich an den übermäßigen, bei derartigen Festen fast unvermeidlichen Alkoholgenuß, an die verminderte geistige Aufnahmefähigkeit als Folge schlaflos verbrachter Nächte, und nicht zuletzt an die Anknüpfung von Verlobungsdenken, die ohne den Gegenwert einer vorurteillosen Reizung vom Studium abzulernen geeignet sind. Die Lektüre eines guten wissenschaftlichen Buches, wie beispielsweise „Die Galle in ihrer Beziehung auf das Cerebrale“ würde profusell für Ihre Zukunft gewinnbringender sein, als eine durchstollte Faschingsnacht.“

„Das zur Zukunft ist es aber noch so weit, Herr Professor! — Haben Sie selber noch nie ein Faschingsfest besucht?“

„Ich — Sie meinen mich? — Hm — nicht daß ich mich entsinnen könnte. Aber ich müßte es mit meinen sechzig Jahren schon vergessen haben.“

„Wenn man aber bei solchen Festen nicht übermäßig trinkt, seine geistige Aufnahmefähigkeit bewahrt und seine Verlobungsanknüpfung?“ —

„Dann scheint es mir noch immer bedenklich, Faschingsfeste zu besuchen, weil sie mir allzu leicht geeignet sind, festgesetzte ethische Begriffe in schädlichen Weise zu verwirren. Wie ich höre, werden im Saal einer solchen Nacht nicht selten und ohne innere Bindung der Beteiligten Küsse getauscht, es kommt zu Liebeszungen, die eines rein sexuellen Antriebes entbehren, und auch die Art der heftigen Verwundung scheint mir die Grenzen des Wohlstandes zu überschreiten. So erfahre ich von weiblichen Weisen, die ohne Scheu in Männerhosen maskiert gehen und Büsten nur mit Bandwerk und Albenbecken verhüllen.“

„Nun, wenn man aber gut gewaschen ist und gerade Beine hat?“

„Darauf kommt es nicht an. Auch zu meiner Zeit war man gut gewaschen und hatte gerade Beine. Ich denke dabei an eine gewisse Miez. Sie war als Spanierin maskiert, in langem Rock, und eine knappe Corsetage ließ die heisse Schönheit ihres jugendlichen Körpers nur ahnen.“

„Ich denke, lieber Herr Professor, Sie wären noch nie auf einem Faschingsfest gewesen?“

„Nein, ich entsinne mich auch nicht mehr. — Und einen Mund hatte diese Miez. Damals schmeinte man sich noch nicht die Lippen, aber mir dünkt, sie waren noch röter als heute, und sie konnten noch heißer küssen. Ja, ja, das ist nun schon an vierzig Jahre her —!“

„Bei mir ist es aber noch gar nicht her, und deshalb werde ich heute mein erstes Münchener Faschingsfest besuchen!“

„Wie Sie meinen, Fräulein Konstanze. Doch möchte ich Ihnen nochmals in wohlmeinender Absicht und in Ihrem eigensten Interesse abraten! — — — — —“

II.

Das junge Mädchen und der junge Mann

„Grüß di Grot, Eizzi, schon seit zwei Stunden such' i di auf dem Fest, und jetzt sitzt allein da und machst a eing'schnapp's S'isch! Wenn i sag', seit drei Stunden renn' i nach die umanonda und hab' d' net g'funden. Vier Stunden lang auf so einem Faschingsfest ohne dich zu sein, Eizzi, das ist nun Bergweisel!“

„Sie scheinen mich zu verwechseln, mein Herr! Ich heiße nicht Eizzi, und ich bin zum ersten Male auf einem Münchener Faschingsfest!“

„Geh', mach' soan Krampf! Wenni net die Eizzi bist, nacha bist halt die Thea! Seit drei Stunden such' i di wie a Marktfädl in meiner Hofensackchen und tann di net finden. No, da bist ja endlich!“

„Sie täuschen sich wirklich, mein Herr! Ich bin auch nicht die Thea, von der Sie sprechen.“

„Glaub' i gern, weißt die Hamni bist! Den ganzen Abend hab' i mir scho dent: wo ist denn nur die Hamni? Und jetzt hab' i di g'funden. Dös Hoischel, die Zahnerln, die Lägerln — Hamni, das verwechsel man nicht so leicht mit einer anderen!“

„Sie scheinen mich aber dennoch zu verwechseln, denn um Ihren Täuschungen ein Ende zu machen: ich heiße Konstanze!“

„So — Konstanze! Ein angenehmer Name für den Fasching, da gibt's wenig andere, die so heißen! So, Konstanze, und jetzt setz' ich mich zu die an den Tisch, wie trinken eine Flasche Wein miteinander, oder auch drei, und dann geht's auf zum Walzertrahln!“

„Wie kommen Sie eigentlich dazu, Du' zu mir zu sagen?“

„G'rad' hab' i di jaug'n woll'n, warum da. Sie' zu mir sag! Sag' halt an. Du, dann gibt's keine Verwirrung!“

„Nein, das werde ich nicht tun. Wie kennen uns ja noch gar nicht!“

„Gut, nacha sagst halt am Anfang. Rudi' zu mir, später werd's dann schon besser. Nur nicht vorzeitig den Mut aufgeben! Prost, Konstanzerll!“

„Auf Ihr Wohl, Herr — Herr Rudolf, oder meinertwegen — Rudi! Ein hübscher Name übereignen! — Eagen Sie mir einmal, Rudi, welchen Kunst haben Sie eigentlich?“

„Ich male Kunst in Schwabing. Aber das tut nichts zur Sache. Wichtiges ist mir, daß du mir gefällst. Ich mag dich gern! Prost, Konstanzerll! — Du, jetzt weiß ich's: ich hab' dich lieb!“

„Aber Rudi, Sie kennen mich — Du — du kennst mich ja erst seit zehn Minuten!“

„G'rad' deshalb weiß ich, daß ich dich lieb hab', weil ich sonst fast eine Viertelstund' dazu braucht hab.“

„Hat es bei der Eizzi, der Thea und der Hamni so lange gedauert?“

„Erinnere mich nicht an die Vergangenheit! Wie zwei gehören zusammen für alle Zeit, und der Fasching dauert heute bis zum sechsten März! Darauf hin gebe ich die jetzt einen Kuß!“

„Aber Rudi, vor aller Öffentlichkeit!“

„Wo alles küss, hört die Öffentlichkeit auf! — — — — — Co, Konstanzerll, und jetzt küsse mich auch!“

„Nein — nein — ich würde es vielleicht tun, aber ich habe Angst. — Ein alter erfahrener Herr hat mir von Verliebtheiten bei Faschingsfesten dringend abgeraten. — — — — —“

„Ich glaube, er hat recht, der Herr Professor — — — — —“





„Als alter Herr rat' ich dir auch dringend ab, aber heute rat' ich uns dringend zu. — Was schaust du denn so erstaunt zu dem Tisch hinüber?“

„Weil dort der Herr sitzt, der mir abgeraten hat. Als Lärche maschiert, aber ich erkenne ihn trotz seines falschen Vollbartes. Und die Bajadere, die er gerade küßt, trägt Männerhosen und Abscheubecher! — Rudi, jetzt fühle ich mich erst frei, und kann dir sagen, daß ich dich auch lieb habe. Da ist der Kuß! — Aber weist du mich bis morgen nicht wieder vergessen haben?“

„Nein, Liebling, dich vergesse ich nie mehr, und morgen gehen wir miteinander auf ein anderes Fest. Und übermorgen wieder!“

„Ja, ja, Rudi — ich bin ja so glücklich! Willst du mich morgen vormittags anrufen? Ich kann deine Stimme nicht bis zum Abend ertragen. Hier ist meine Telefon-Nummer!“

„Ich rufe dich an. Und jetzt auf, zum Balzer!“

III.

Die Hauswirtin und das junge Mädchen

„No, Fräulein Konstanze, no allawei in die Federn! Aber freilich, bal ma ercht um achte boom kimmst du so ara Faschingsgaudi! Hat's Echna wenigstens g'fall'n?“

„Gefallen ist gar kein Ausdruck dafür, liebe Frau. Ich war glücklich, ich bin es noch. Glücklich, wie noch nie in meinem Leben. — Aber sagen Sie mir, worvill Uhe ist es eigentlich?“

„Böölse hat's g'tad g'schlag'n. No ja, wann ma a Nacht lang tanzt und trunke und pouffiert hat, kann ma an' guaten Schlaf bis zum Ab'nd scho vertragen. Hab's aa net anders g'macht, wie i no jung g'wen bi.“

„We, es ist schon zwölf Uhe, und es kann noch kein telefonischer Anruf für mich!“

„Na, nie hat si geübt. Erwartens E' vielleicht, daß d' Schneidecin o'ruft?“

„Oh nein, das wäre unwichtig. Ich erwarte den Anruf eines Herrn, den ich gestern Abend bei einem Faschingsfest kennen gelernt habe. Er hat mir bestimmt versprochen, anzurufen. Ach, liebe Frau, es würde mich unglücklich machen, wenn er es vergäße, anzurufen.“

„Wer ist denn nacha der jell Herr?“

„Er ist Künstler, ein Kunstmalers aus Schwabing.“

„Oh mei! Fräulein Konstanze, da können E' bis Oftern warten, bis so caner o'ruft! Hab' als jung's Madl aa mit der baidenden Kunst z'tuan g'habt und meine Erfahrungen g'macht mit sellene Schlawiner. Die Bildhauer und Geographen san no besser, was die Leute betrifft, aber ein Herr Kunstmalers, da san E' scho glei ganz ausgschmiert damit. Soll i Echna vielleicht die Karten schlag'n, damit's roan Hoeffi g'hab'n brauchsa, daß derjell heut' woah so mit ara andern geht? Jo a floaner Treuf, bal ma's sicher woah.“

„Es wäre eine furchtbare Enttäuschung für mich.“

„No, jo arg is aa wieder net. A Nacht lang abbuffelt und abtatschelt werd'n, da kann ma nacha a paar Woche davo zehr'n.“

„Nein, liebe Frau, ich kann das nicht, denn ich habe diesen Mann wirklich lieb gewonnen. Ich wäre unglücklich, wenn er mich vergäße.“

„Werd'n E' Echna im Fasching scho ab'wöhnna, der is 's beste Treining für Vabshaffen, d's wo net halten. Eß, Fräulein Konstanze, der sell ruast nie nimmer o. — Jessas — da klingelt's, 's Lefse! Genga E' glei bi, vielleicht is er's!“

„Ja, ja, er ist es. — Rudi — Rudi, ich habe schon gefürchtet — nein, ich habe es gewußt, daß du anrufen würdest. — Nein, das kann ich dir am Telefon nicht sagen, so gerne ich es möchte. Aber heute Abend — um acht Uhr holst du mich ab — ja, ja, und dann sage ich es dir — Rudi, ich habe dich sehr — aber das werde ich dir heute Abend sagen. Komme nicht zu spät, ich kann es nicht erwarten, bis du kommst!“ — „Run sehen Sie, liebe Frau, der Herr hat eben doch angerufen!“

„Fräulein Konstanze, das ist ein Wunder, oder die Schwabinger san besser werd'n, als wie's zu meiner Zeit war'n.“

KARNEVAL

Von Arnold Weiß-Rüthel

Ich gebe, wie ich immer gebe...

im Karneval ist das erlaubt.

Ich glaube kann, daß jemand glaubt,

daß ich nie dann noch ähnlich sehe.

Du bist als Niße äußerlich charmant

und kommst dabei dein Zinnenleben zugen.

Es wird es eben doch einmal bekannt,

daß du zu Spar- und Eitfarnheiten neigen.

Sei unbeforgt!... Ich trinke wie ein Hund,

der jahrelang an seiner Kette geriet,

wie ein Student, dem man das Konto sperrete...

oh —, ich bin Faß, und Glas, und Wein, und Mund, und Spund!...

Dann zwischen Lust und turbulenten Trauen,
in Seltglashierben, bei geräuschtem Paaren... —
will ich mit dir, du süßeste der Frauen,
in eine rotenrote Zukunft fahren!...

Im Auto...? — Nein... Hier haßt du sieben Groschen,

steck' eine Semmel in das Portemonnaie...

und außerdem liegt heute gar kein Schnee,

und wogu hast du deine Silgalschen?...

Man muß nicht alles auf die Spitze treiben,

nur der ist glücklich, der entbehren kann...!

Du meinst?... wie könnten auch zu Hause bleiben?...!

Na schön, — dann zieh dich, bitte, wieder an!

Carneval ante portas

Anton Leidl



„Eini laß i Eahna — aber Wiß dürfns sei koane mache.“

Anton Leidl

Abenteuer im Karneval.

von sailer.

Maggi kam bereits zu früher Stunde in das Atelier zu Namiak, der mit ihr den Besuch eines kleinen Karnevalsfestes verabredet hatte. Sie trug unter dem Mantel schon ihr Kostüm und zog denselben sogleich aus, um sich bewundern zu lassen. In der Tat, sie war ganz reizend verkleidet und hatte zumindest den Gesichtsmask Namiaks vollkommen getroffen. Er stand schweigend vor ihr, sie genau betrachtend. Von ihrem schwarzen, geschnittenen Mieder glitt sein Blick zu einem glühenden Spitzenbüschchen, und jedes Detail ließ ihn in lautes Entzücken ausbrechen. Die blaßgrüne Schleiße an der nackten Schulter, die langen Handschuhe aus gelbrünnen, aus zersäggeltem Leder, die Negelstümpfe, an deren Spitzen ein kleines Muster lief und schließlich die weißen Knöpfstiefelchen; wie auch ein handbreiter, zinnroter Gürtel, das alles waren Dinge, die einen vernarrten Liebhaber wohl begeistern konnten. Das leuchtende Weißblond der Haare, mit ihrem zarten Flittererschleier und vor allem die rätselhafte Maske von Maggi's Gesicht, die mit orangefarbenen Lippenstift diabolisch gezeichnete Linie des Mundes endlich, brachten ihm Offenbarungen, die verwirren und zugleich betören. Er holte sich Papier und Bleistift und fing an, Maggi zu zeichnen. Er zeichnete sie sorgfältig und lange, riß schließlich alle Blätter wieder entzwei, zog sich ein verwaschenes Bierdeckelstück an und nahm ein perleangestrichenes Lätzchen von der Wand. Sein ganzes Geld da hinein gesteckt, gab er das Lätzchen Maggi; und sie gingen fort, um etwas zu essen. In dem kleinen Weinstock ließen sie sich mit Grazie beschaun, aßen viel und tranken noch mehr und als es an das Bezahlenging, wandte sich Namiak an Maggi und sagte mit lauter Stimme: „Ob mir mal dein Lätzchen, ja?“ Mit Unerwartung den damit provozierten Ekstase genießend, bezahlte er langsam und rief dann lärmend nach einem Lari. Maggi glühte, das Essen und Trinken hatte sie in Erregung gebracht, und ihr Spitzenkleidchen raffend, wie eine Danzfräule dabei das Bein hebend, stieg sie kockelt und ammutig in den Wagen. Sie fuhren weit vor die Stadt zu einer Pension, in deren kleinen Häuschen ein Faschingsfest stattfinden sollte. Doch das Häuschen lag dunkel und einsam da, auf Namiaks unablässiges Zeren an einem großen Glockenstrang kam endlich der Besizer herausgehumpelt. Sein spärliches rotes Haar wogte im kalten Nadelwind und er war verärgert und erzürnt ob der ganzen Störung. Nach vielen Mißverständnissen war es klargestellt, daß sich Namiak in dem Datum auf das größte Fest getraut hatte; sollte doch das kleine Fest erst eine ganze Woche später sein. Auf den Rat des mißfälligen Pensioniers wies be-

schlossen sie nun, auf einen großen Ball zu gehen, der in der Stadt in dieser Nacht stattfand. So fuhren sie zurück und hielten in einem riesigen und völlig überfüllten Saal ihren Einzug. Auf der Suche nach einem kleinen, freien Plätzchen wurde Namiak seine Begleiterin plötzlich entzissen; legend ein dicker Herr mit rotem Fetz behauptete, nur mit dieser Frau den eben einsteigenden Walzer tanzen zu können und schon war er mit seiner Deute fort. Die Überraschung war auch für Maggi zu groß, und ehe sie sich's verjah, war sie mitten im tollsten Getriebe.

Namiak wartete auf das Ende des Tanzes, wurde von der Menge dabei umhergeschoben und er suchte schließlich wie ein Verzweifelter nach seiner Maggi. Plötzlich hatten diesen einen Walzer neue Tänze Platz gemacht, doch er konnte sie nicht finden. Wie verbergt kuckerten immer wieder weißblonde Haare auf, aber eilte er darauf zu, dann sah er in fremde Gesichter. Er durchsuchte den ganzen Saal, die Treppen und die Ränge und da geschah es, daß ihm jemand rückwärts auf die Schulter klopfte. Freudeitend sich umdrehend, sah er in das hässliche Gesicht jenes Herrn mit rotem Fetz, der Schuld an dem Verschwinden Maggi's trug. Maggi war diesem übrigens sogleich nach dem Tanz fortgelaufen, doch der dachte nicht daran, seine Niederlage einzugehen. Im Gegenteil, er verführte Namiak mit bewundernden Worten, daß besagte Dame nicht daran denke, zurückzukehren, sondern sich an seinem Tisch köstlich unterhalte.

Namiak hörte ihn stimmen an. Er war traurig und bestürzt zugleich, aber auch zu nobel, um die ungeschriebenen Geheze einer Faschingsnacht nicht zu respektieren. Aber er hatte keine Lust, sich seinerseits eine andere Partnerin zu suchen und so beschloß er, nach Hause zu gehen. Schon an der Treppe stehend, wurde er da von einem Bekannten entdeckt, der, völlig allein hier, und ohne rechte Lust die Nacht erlebend, ihn mit an die Bar zog. Für Namiaks Kummer war Altkohl gerade das Richtige, er trank viel und rasch und als sie gingen, verlor er sich in endlos schmalen Gang, von seinem Begleiter durch eine tüchtige Tür getrennt und so kam er völlig unermutet in das Tabacari. Dieser kleine Saal war von dem übrigen Fest völlig abgeschlossen und es saßen jetzt vornehm Leute um eine bunte Tanzfläche. Namiak glitt schweigend dem Ehrstis darüber und fiel leicht und brinnig fröhlich hin. Wieder aufstehend sah er ablenkende, kalte Gesichter gegen sich gerichtet, er fühlte, daß etwas geschehen müsse und so riß er sich zusammen, verbeugte sich leicht und sagte: „Meine Damen und Herren; so wie Sie mich sehen, gehöre ich in jene Familie der Parletine, die . . . die — bums! kuckste er schon wieder aus und lag diesmal auf dem Bauch. Ein helles Gelächter klang auf und eine vergnügte Stimme sagte laut: „Gottseidank! Endlich ein netter Mensch in so einer faden Gesellschaft!“ Die „faden“ Gesellschaft wurde daraufhin noch fader, aber die junge Dame, die solches geäußert hatte, zog Namiak unbekümmert an ihren Tisch, zum Entsetzen ihrer dreiföpfigen, bestrakten Begleiter. Namiak mußte trinken und es gelang ihm, durch Reden, die nur ihm verständlich waren, noch mehr das Wohlgefallen jener Dame zu gewinnen. Er mußte sogar mit der Gesellschaft in ihre Wohnung fahren und dort trank er Schnaps und Käse, aß mit Appetit drei belegte Brötchen und kam in immer mehr gehobene Stimmung. Im Nebenzimmer gehend, entdeckte er mit lauter Freude einen Christbaum und hörte geräuselt von einem kleinen Schwelcher, dem zuliebe dieser Baum noch stünde. Da seine Gönnerin nun ebenfalls in sehr animierter Laune war, und es ihm ein Leichtes, sie zu Unfug anzufluchen und so warfen sie einträchtig die erreichbaren, bunten Glasgläser an die Wand. Das letzte Pfätzchen der beiden ließ beide in lebendes Gelächter fallen und Namiak eilte zurück, um den drei faßungselenen Herren zu erklären, daß sich hier, in eben



diesem Zimmer, ein „Eichhagl“ befände. In völliger Trunkenheit war diese Idee in ihm aufgetaucht und er begann eigeninnig und rigoros nach dem „Eichhagl“ zu suchen. Er drehte sämtliche Stühle um und beschloß deren Polsterung, um schließlich das große Sofa in der Ecke auf den Kopf zu stellen. Mitten in dieser Tätigkeit tauchte ein gutes geistiges, alter Herr im Zimmer auf, der ihn mit energischer Stimme befehl, solchen Unsinn einzustellen. Namiak sah verständnislos auf den roten Gesichtsfleck vor ihm, begriff dunkel, daß etwas nicht in Ordnung sei und verfluchte dann, daß man „in diesem Hause wohl keinen Sinn für Humor habe“. Daß dem tatsächlich so war, bewies ihm ein kräftiger Schreie, mit dem er unversehens vor die Tür in einen ver-schneiten Garten geschickt wurde. Der kalte Schnee übte wohlthätige Wirkung aus, er brachte zwar keine vollkommene Nüchternheit, aber einen klaren Überblick über die ganze Nacht. So ging ein trüblicher

Namiak von dannen, der, im Gedanken an Muggi, sein Pierrotkostüm verworfen. Erstens war es dünn und er froh ganz jämmerlich, und dann vor allem schien ihm die ewige Sage von Pierrot und Colombine in nur allzu folgerichtige, grausame Wirklichkeit durch das bloße Tragen dieses Kostüms herauszufahren.

Der Morgen dämmerte bereits und Namiak stolperte an dem Lokal vorbei, in welchem die kleine Muggi kennengelernt hatte. Es war noch Licht innen, sicher gab es noch warme Suppe und so ging er hinein — doch, wer saß da, in der Ecke, traurig und allein? Natürlich die kleine Muggi, die ihn ihrerseits vergeblich gesucht, doch kein weiteres Abenteuer darüber hinaus beizutreiben konnte. Mächtig saßen sie zusammen und endlich gab sie ihm verstoßen das perlengestückte Täschchen und sagte: „Du! Bezahl doch, wir wollen nach Hause gehen!“ —

E. Freytag — Berlin

Der Liebhaber

Der Diener kam in das Film-atelier und brachte den Künstlern ihre Post. Einer der Darsteller, der erste Komiker, erhielt eine ganze Reihe von Poststücken, und als er einen Brief geöffnet hatte, ohne vorher den Umschlag zu be-achten, sah er, daß es sich um eine Rechnung und dringende Mahnung handelte, die ihn gar nicht betrafen. Sie waren viel-mehr für den Liebhaber bestimmt, einen dummten, von Eitelkeit strotzenden Menschen, der so tat, als ob er in den übersehungs-lüchsten Huldigungen der Frauen geradezu erstie.

Der Komiker verschloß den Brief wieder und reichte ihn lächelnd dem Diener zurück mit dem Bemerkten, ihn dem Liebhaber einzuhändigen, sobald er er-schiese.

Nach einer Weile kam dieser alte Jüngling, das Gesicht strahlend und selbstbewußt. Der Diener gab ihm den Brief, er öffnete ihn mit lässigen Händen, lehnte sich malerisch gegen eine Kasse und las mit Andacht. Endlich faltete er das Schreiben langsam zusammen, sah träume-riech-sinnend vor sich hin und sagte zwar leise, aber doch so, daß alle Umstehenden es hören konnten: „O du liebes, süßes, dummes Ding...“

Karambolage

Anton fährt Auto.
An jeder Kreuzung hat Anton eine Karambolage.
Sagte Anton:
„Und beim Billard gelingt es mir nie.“



„Was würden Sie tun, Eveline, wenn ich Sie jetzt an mich reiße und küsse?“
„Da sind mir schon tollere Dinge zugestoßen und man hat mich nicht erst gefragt!“

GEDICHT IN ZWÖLFTER STUNDE

Metaphysik und Mimikry.
Die sind aus Seelensympathie
Seit ihrem zehnten Lebensjahr
Das reinste Zwillingsschwesterpaar.
Da treffen sie mal die Chemie,
Sofort sind sie verliebt in die

Und jede schreibt ihr voller Glut
Gleich einem Brief ins Institut.
Doch nun versah sich die Chemie:
„Mimi Physik“ und „Meta Kry“
Stand auf den Antwortbriefen dran,
Da gab die Post das Suchen auf.

Die Briefe kamen nicht ans Ziel.
Na übrigens: trotz Sex appeal
Besatz das Zwillingsschwesterpaar
Auch keine Chance, denn es war
Ihr neuer Schwarm ja leider die
Ganz anorganische Chemie!

Ernst Kloss

München – Köln

Hannes Schödl ist schon ein paar Tage vor der offiziellen Prentzfigur der Kölner Karnevalsgesellschaften im Deutschen Theater zu München in die Stadt der „Reichenden Kunst“ gekommen. Im Büfettbureau gefällt es ihm so gut, daß er zum Telefon rasiert und ein Ferngespräch nach Köln anmeldet. Sein Schwager steht neben ihm.

Köln! — — — Hannes fällt den Wajebalg seiner Lungen und brüllt los: „Schängche, kümme nach Münche! Da mußt unbedingt nach Münche kömme! (Lauter:) Hörsche, sofort! jo, nach Münche! (Noch lauter, mit letzter Kraft:) Schängche, du Schöps, verschickste mi nie? Nach Münche sollste kömme!“

Schängche versteht nicht. Hannes läßt resigniert den Hörer sinken.

Da meint der Schwager Huber: „Woßst, hängt ein und brüll ohne Telefon! Nacha werde scho genal!“

Rubey



Der flotte Tänzer

„Na, und was sagen Sie nun: wie tanze ich?“
„Wie ein Bär nach dem dritten Schlaganfall.“

Traktat über die Kunst

wöchentlich ein mittels Ölfarbe
hergestelltes Bild zu verkaufen
von

ANTON VAN LEIDL
Oberreichskunstmaler

Flöhe

„Wir hatten einmal so viel Flöhe in der Wohnung, daß wir nicht wußten, wie wir sie loswerden sollten!“

„Und Sie sie los geworden?“

„Alle. An einem Tage.“

„Wie so?“

„Wir haben zum Fajching einen Kostümball gegeben.“

Tingspiele

fertigt nach mitge-
brachten Vorlagen
schnellstens und
sauber

**HANS VON
BRUNDBERG**
R. D. S.

Der ewige Beruf

In der Loge beim Fäimball. Eiar und Eiarin veieinander. Übermütige Getlaune.

„Komm, gib mir einen Kuß!“ sagt der Eiar.

Die Eiarin: „Alter geh! — Nicht doch, fahen wieder fahnpin!“

Der Herr aus besseren Zeiten

Der alte Herr mit steifen Frachdbrod hat Lucinde ganz und gar beschlagennahmt. Er erzählt vom Münchner Fajching, wie er damals war, daamals, huch je, wenn Kiege! Er erzählt und erzählt:

„Ja, ich kann mich noch der Zeiten erinnern, wo die Fajfah wirklich richtig getanzt wurde, damals waren auch die Schwabinger Künstlerseile noch ganz anders, ach, ganz anders; da war es gar nicht so schlimm, mal mit einer jungen feichen Dame über die Stränge zu schlagen, nein! da hopten einen die jungen feichen Damen nur so auf den Knien herum! Ja, ich kann mich noch an ein Künstlerfest erinnern, in der Lenzstraße — da waren die Damen lauter geleerte Mänoden.“

Und die Herren eif die Leidenschaft so wa bin“, unterbrach ihn hier Lucinde, daß sie ihrer Dame sogar ein Glas Bier anbotent!“

Walter v. Rucksäckels gesammelte Reden,

12 Bände (Lexikonformat). Einzigartiges Dokument. Sie lachen sich krank. Preis nach Vereinbarung. Anfragen 1/ M. K. G.

Die Zeitschrift des deutschen Kunstfreundes

KUNST-RUNDSCHAU

kennzeichnet sich durch

Umfassendes Programm

für das Gesamtgebiet der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes in alter und neuer Zeit

Qualität

in der Auswahl der Beiträge und Mitarbeiter

Zuverlässige Berichterstattung

aus allen Kunstszenen der Erde

Rasche und kritische Übersicht

über den Kunstmarkt

Sorgfältigste Auswahl

und Wiedergabe der zahlreichen Abbildungen

Reichhaltigen Anzeigenteil

mit vielen An- und Verkaufsgelegenheiten

Probehefte und Bestellungen
durch jede gute Buchhandlung.

VERLAG: Dr. KARL HÖHN, ULM-DONAU

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Schottischer Carneval

Auch in Schottland feierte man den Fasching. Der Schotte hatte eine Faschingsbraut. Die Braut war einverlobt.

„Wenn meine Eltern heute abend fort sind“, sagte sie, „werfe ich durch das Fenster einen Penny. Das ist das Zeichen, daß du kommen kannst, mich zu küssen.“

Der Schotte strahlte über alle Borden. Wartete um sieben Uhr unter dem Fenster. Endlich wurde oben aufgemacht und ein Penny fiel auf den Asphalt. Inzwischen bereite oben das Mädchen alles vor. Kochte den Tee weich. Schnitt die Zitronen. Streich die Sandwiches. Alles war schon fertig, aber der Schotte kam und kam nicht. Es vergingen zehn Minuten, es vergingen zwanzig Minuten, es verging eine halbe Stunde, der Schotte ließ sich nicht blicken. Endlich, nach langem Warten trat er an.

„Hast du nicht den Penny fallen hören?“ fragte das Mädchen.

„Doch.“

„Das war doch schon vor einer halben Stunde.“

„Gimmt.“

„Warum bist du dann nicht gekommen?“

Sagt der Schotte:

„Ich konnte den Penny bis jetzt nicht finden.“

Ia Mundharmonikaspieler

sucht Posten als
GENERALMUSIKDIREKTOR
an größerem Staatstheater. Zuschriften
unter: Made alles an die Exp. ds. Blts.

Die Frage nach dem Jenseits

Der als jahrgelang bekannte Propst Steinlein in München war einmal von seinem Landesherren in das Münchener Schloß zur Hofstafel geladen. Neben ihm saß ein Minister, der für einen großen Spötter galt.

Die Erzelenz wollte sich an dem Geistlichen ein wenig reiben und redete ihn folgendermaßen an: „Herr Propst, Sie sind ein grundgelehrter Herr und wissen mir sicherlich Aufschluß zu geben über eine Frage, über die mir bis jetzt noch niemand Auskunft geben konnte: Wissen Sie mir etwas ganz Gewisses darüber zu sagen, wie es mit dem Menschen nach seinem Tode sein wird?“

„Freilich“, erwiderte, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, der alte Steinlein, „darüber weiß ich etwas ganz Gewisses, Erzelenz!“

„Es muß aber auch wirklich ganz gewiß sein!“ sagte der Minister.

„Freilich, es ist ganz gewiß“, betätigte Steinlein. „Glauben Erzelenz, daß, wenn Sie tot sind, Sie dann in der andern Welt auch noch Minister sein werden?“

„Nein“, erwiderte der Minister, „das Ministersein hört dann auf — das versteht sich ja ganz von selbst.“

„Dann“, sagte Steinlein, „dann wissen Erzelenz wie ich auch also etwas ganz Gewisses und etwas sehr Erfreuliches.“

Wer photographiert hat nichts mehr vom Leben!

Leichtfaßliches Handbuch für Anfänger von
DR. SPRINGGINKERL, BERUFSLIEBHABER



„Was moanens, ob ma mit der kloane Blonden da drüben was macha kunn?“
„Probierns es amal denn und sagns mas dann?“
„Ja, warum tat Eahna denn dos interessiern?“
„Weils mei Frau is, die kloane Blonde.“

Im Atelier

Florizel fesselt ein paar Striche auf Papier:
„Co, so und so! Was wüdest du zu so einem
Kostüm sagen, liebes Kind?“

Das liebe Kind windet sich g'schamig:
„Aber ich weiß nicht — wo ich doch die
Harbe habe, von der Blinddarmeroperation!“

Filmautoren senden ihre Manuskripte
an Herr Reichstadtschafthuber KAKUWO.
München, Flimmerstr. 9

Das Wunder

Ramses reiste eine Reise.

Mit seiner Familie.

Im Karst stehen sie wie den Karstbinder.
Der Einheimische erklärt:

„Dieser Fluß verschwindet plötzlich in der
Stadt und taucht erst zwei Stunden später
hinter dem Gasshof des Nebenortes wieder
auf.“

Nief der kleine Ramses:

„Wie mein Papa! Wie mein Papa!“

j. h. r.

Deutsche Germanen,
eßt deutsche Bananen!



R. MAINI

Lerne lachen ohne zu klagen

Anknüpfung

„Mein Gott, Fräulein Lindberg — nein,
das Kostüm! Diese herrliche Malerei um
Augen und Lippen! Sie haben sich ja sooo
verändert! Ich hätte Sie wirklich beinahe nicht
wiedererkannt, Fräulein Lindberg!“

„Ich heiße gar nicht Lindberg!“

„Aber so was! — Cogar den Namen haben
Sie verändert?“

Darum

Das Fäschingskostüm war sehr, aber schon
sehr nett.

„Wie nennen Sie das Modell?“

„Freundsfühler.“

„Warum?“

„Zeigt alles.“

Gut Thing braucht lang Weil!

Freunde

„Ich habe im Lauf der letzten drei Jahre
einen Bekannten von mir zweimal unter die
Arme gegriffen und auf die Beine geholfen.“

„Das ist noch gar nichts! Ich habe gestern
früh, zwischen fünf und sieben, einem Freund
achtmal unter die Arme gegriffen und auf die
Beine geholfen!“

Daheim

„Also gut“, kommt Edward Kleindant zu
seiner Frau ins Zimmer, „ich habe mir deine
Argumente überlegt: ich will mit dir heute abend
auf den Ball gehen.“

„Co? Geh nur. Ich hab' meine Meinung
inzwischen geändert.“

Vorm Spiegel

„Was soll denn das Kostüm vorstellen,
Lotte?“

„Ach, es ist ein Phantasiekostüm, — siehst
du das denn nicht?“

„Doch, ich sehe, was für ein verständiges
Mädchen du bist!“

Bruchmann
Bin

DIE *Plum* ANZEIGE *von*
„Jugend“

STELLUNGSLÖSER SATIRIKER

sucht Fräulein mit Geld zwecks
sofortiger Ehe kennen zu lernen.
Offerten unter „Aussichtslos“
an die Exp. ds. Blts.

JUNGE FESCHE PARISERIN

wird zwecks gemeins. Besuch
deutscher Künstlerfeste gesucht.
Offerte unter „Annäherung“
an die Exp. ds. Blanes.

Ein großer Posten la Zitate

aus alten u. neueren Klassikern
billigst abzugeben, Anfragen
erbitte NICKELSTEIN,
Kulturwart in Schwabing,
Adalbertstr.

Inserieren bringt Gewinn!

Briefmarken

Eine Sammlung 500
verschiedene, Deut-
schen Reich fast alle
gestempelt im Heft
gekauft 12.50.
Dasselbe nicht im
Heft gekauft 10.—
Albert Dühm,
Berlin NW 7, Schil-
lerdamm 6-7

Schwaben Männern

braut mädliche Pub-
likation bisvret und
kohlent
Gewinnem Vertriebs
Bis Reichenhall 536

Zur Anregung
jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Hermannstr. 10

WER DURCH SCHLECHTE GE-
WOHNHEITEN seinen Humor verloren
hat, der nehme, ehe er sich begraben läßt,
ein Abonnement auf die

JUGEND

Als nächste Sondernummer der

„JUGEND“

erscheint Heft Nr. 14

„FILM“

Leist das

Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Pachtzeit-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischerelaport-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlsstraße 46

Jene nilgrüne, stark- dekorierte Dame

die mit Herren in Rot
Blicke wechselte wird um
Wiederschen auf dem
Glückhaften Schiff gebeten.

Größere auswärtige Reisegesellschaft

erbittet dringend Adressen
von nicht
offiziellen wirklichen
Künstlerfesten.

Jüngerer Emigrant,

des Alleinseins müde, sucht bescheidenes
Plätzchen am liebsten in der Nähe von
Dachau. Sieht mehr auf gute Behandlung
als auf Entlohnung. Offerten unter „Reue“
an die Exp. ds. Blts.

Leicht ramponierter, sonst gut erhaltener

status quo

wegen Aufgabe des Artikels billigst abzugeben.
Elofferen unt. „Aussichtslos“, Matz Braun Berufs-Separatist.

LEST DIE „JUGEND“

Lache dich krank und du bleibst gesund!

Er weiß bescheid

In Wien gibt es noch Separés. Die Wiener Separés sind eine Spezialität. Und ihre Kellner dazu.

Am Faschingsdienstag waren die Separés überfüllt.

Der Herr von Nummer Sieben klingelte dem Kellner.

Der Kellner kam nicht.

Der Herr klingelte nochmals. Der Kellner kam trotzdem nicht.

Nach einer halben Stunde endlich näherte sich der Kellner mit vorsichtigen Schritten. Leise klopfte er an.

„Haben Sie denn nicht gehört, Kellner, daß ich doch viermal anhaltend geläutet habe?“ Der Kellner lächelte höflich:

„Freilich, Herr Baron, habe ich es gehört. Aber ich dachte, es wäre die Dame, die so stürmisch läutete.“

Schüchtern

Es war im Wellenbad. Auch hier beging man den Fasching festlich. Gelautet war, was gefiel.

Wimmer erschien als Pöselchen.

In der einen Hand hielt er eine Schnur.

An der Schnur hing ein lebendiger Krebs.

„Was wollen Sie denn mit dem Krebs im Bad, Wimmer?“ Wimmer lächelte:

„Sie wissen doch — ich bin so schrecklich schüchtern — da trau ich mich nicht, die Mädchen selber in die Wäden zu zwicken.“

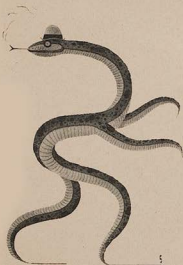
Aschermittwoch

In der Drei-Bar saßen zwei. Total blau. Am Aschermittwoch. Sie kamen ins Gespräch. „Wer bist du eigentlich?“

„Ich bin der Sohn vom alten Vennemann auf der Kaulbachstraße. Und du?“

Der andere stotterte:

„Ich bin der alte Vennemann selber.“



Aparter Kostümvorschlag unseres Zeichners
Bold: Schlangenschmuck.

Jeder liebt die Brennessel,

das berühmte Künstlerlokal in der Leopoldstraße

Vorsitzender: Gustl Weigert

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hohheerrliche Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Missetat des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seix Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

**G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnsstraße 10**

Heimweg

Die Freunde — und Freundinnen — liegen haufenweis im Auto. Tief unter ihnen des grauen, schwarzt der große Tenor.

Da hält das Auto: man ist an der Mokka-station angelangt. Alles entnährt sich und steigt aus. Weiter schwarzt nur der große Tenor.

Kein Kütteln hilft, kein Schütteln, kein Rufen, kein Motorhauntern.

„Wißt ihr was“, ruft Lola, „wir klatschen alle Beifall!“

Und siehe da: er erwacht und kommt hervor.

Und beim Mokka...

Da sitzen sie nun auf der großen, breiten Couch, ein wenig übermäßig und ein wenig schuldhaftig. Sie, Colombine, zurückgelehnt und den zarten Bufen der Zukunft entgegensehend, die der Jugend mit Nicht noch so ruhig schimmert... Er, Harlekin, das Haupt mit den grauen Schläfen nachdenklich geneigt.

Und es geht aufs dramatische Finale, es treibt zur letzten Akabesken-Silbe alles Faschings...

„Ich werde dich heiraten!“ steht Harlekin auf und strafft sich, jeder Zoll ein Held.

„Ich glaube dir alles, teurer Harlekin, ich glaube sogar, daß du mich im Moment heiraten willst. Aber bedenke: wenn du selbst bist, dann werde ich vierzig sein — und was dann?“

„Du hast recht“, sagt Harlekin mit gutgepieltem Verzacht, „ich müßte dann ja wieder eine Zwanzigjährige heiraten!“

Und Colombine gibt ihm — sie weiß warum — einen rechten, langen, herzlichen Kuß.

F e b a

Jungfer Dorilis

„Hab ich einst einen Sohn, der wird ein reicher Mann!“

Sagt lachend Dorilis und hat recht klug gelacht; Wenn jeder, der sich ihm als Vater denken kann, Das Pflichtteil nur vermachte.

Armer Papi!

Mutter: „Gag, Bärchen, wie gefällt dir Mattis neues fedenes Kleid?“

Bärchen (begeistert): „Prachtvoll!“

Mutter: „Und nun denke mal, alle diese Erde stammt von einem armen Wurm.“

Bärchen: „Von Papi?“



„Sie betrügt mich schon wieder, die Canaille...“

„Woher wissens denn das?“

„Weils noch Licht hat, das Luder... schauens nauf!“

Seemannsgarn

„Ja, den furchtbaren Sturm erlebte ich im Indischen Ozean. Es war auf der 'Clara'. Wir hatten damals Fracht von Hamburg nach Nework. Und wie wie dann im Indischen Ozean waren...“

„Mein lieber Mann, was hatten Sie denn da überhaupt im Indischen Ozean zu suchen?“

„Ja — das war es, was ich immer unsern Käpten fragte: Was, zum Teufel, haben wir denn im Indischen Ozean zu tun?“

Sprachlos

„Dinge sind bei Drebers vorgegangen, sage ich Ihnen! Stundenlang könnte man da erzählen, so sprachlos ist man!“



Sie kennt ihn

Er: „Wohin gehst du, Mädchen?“

Er: „Ich weiß noch nicht, Schatz.“

Er: „Oh, du kommst es mir ruhig sagen; ich glaub' es dir doch nicht.“

Eheliches Zwiesgespräch

Er: „Vielleicht bist du sogar so anmaßend, die einzubilden, mehr Verstand zu haben als ich!“

Er: „Oh nein, mein Schatz! Daß du die Klügere bist, hast du ja bewiesen, als du mich zum Mame nahnst.“

Qualitätsware

„Nun du deine Verlobung mit Gloriosa gelöst hast, muß sie dir wohl deine Briefe zurückgeben?“

„Natürlich! Es sind ganz prachtvolle Briefe, die ich sehr gut noch einmal gebrauchen kann.“

Nichts zu machen

„Vormittagszeit: „Satz doch mal den Hosen an; er ist noch ganz warm.“

Seine Frau: „Oh Gott, ja! Hat der Händler keinen Essigant?“

Gschwind

Über die Mode der Damen, sich weiß zu kleiden

Die Unschuldvolle Tracht hat manches schöne Kind

In seinem Pufe sich erheben.

Doch zeigen sie dadurch nicht was sie sind, Mein, vielmehr das, was sie schon längst verloren.

Auf einen trunkenen Dichterling

Er trinkt sich täglich toll und voll,
Dann ist Gott Darius sein Apoll,
Ein Rellermädchen seines Lides Schöne;
Das Heidelberger Saß wird seine Hippokrene,
Denn woad — kennt es auch anders gehn? —
Aus seinem Pegasus der Esel des Elen.

Guter Rat

Die Nachtigall dient nach dem Fang
Als Stubenvogel mit Gesang.
Doch hört man den nicht unbedingt,
Da sie ja bei der Nacht nur singt.
Man kaufe drum auf jeden Fall
Sich lieber eine Tagigall!

Ernst Klotz

Ein zärtlicher Schwiegersohn

Arzt: „Mein lieber Herr Schmidt, ich war gerade bei Ihrer Schwiegermutter. Ihr Zustand ist sehr ernst!“

Schmidt: „Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Doktor! Muß ich das beste besichtigen oder darf ich das schlimmste hoffen?“

Riskant

„Was die Partei nebenan für einen Lärm macht! Das ist nicht mehr zum Aushalten!“
Kurt, der doch mal schnell rüber und frage, ob die Leute verdrückt geworden sind!“

„Schön, Mama! Soll ich auf Antwort warten?“

Ärger

„Warum hat deine Frau heute so schlechte Laune?“

„Sie hat sich zuerst über das Dienstmädchen geärgert und dann hat sie sich über mich geärgert, weil ich mich nicht auch über das Dienstmädchen geärgert habe und schließlich hat sie sich noch über sich selbst geärgert, weil sie sich über mich geärgert hat, weil ich mich nicht über das Dienstmädchen geärgert habe.“

FOTO-ECKE

Was fotografieren wir jetzt?

Rauhreif und Eiskristalle an den Fenstern fordern den, der sehen kann, direkt zu einer Aufnahme heraus. Rauhreif-Bilder gelangen am besten dann, wenn die Sonne am Himmel steht. Die Belichtungszeiten nicht zu lang wählen, damit die feine Zeichnung in den Kristallen sichtbar bleibt! Ragen die mit Rauhreif bedeckten Objekte in den Himmel, dann werden wir ein dunkles Geblütter nehmen, damit der Himmel recht dunkel wird. Überhaupt ist ein dunkler Hintergrund wichtig, um die Gebilde plastisch zu erfassen. Schneeflocken, ein richtiges Schneetreiben einzufangen, ist nicht schwer. Es kommt nur darauf an, die Belichtungszeit richtig zu wählen. In den meisten Fällen wird 1/50 Sekunde gerade passend sein. Belichten wir kürzer, so werden die Flocken wohl scharf, erwecken aber nicht den Eindruck eines lebendigen Schneetreibens. Man soll vermeiden, daß die Schneeflocken dicht vor der Kamera niederfallen, also einen entsprechenden Aufnahmeabstand wählen.

Wintersportaufnahmen kann auch der unteren, der nicht in der glücklichen Lage ist, in die Berge zu fahren. Denn überall in Stadt und Land wird heute Wintersport betrieben. Jede kleine Anhöhe reizt der Jugend als Rodelbahn. Kurze Belichtungszeiten und Kamerastandpunkt sind wichtig. Aufnahmen im Theater und Variété bieten heute mit unserem höchstentwickeltesten panoramatischen Material keine Schwierigkeiten mehr (vgl. Gerhard J. Herr, Pantomimische Fotografie, O. Hirth Verlag AG, München). Der Amateur von heute geht nicht mehr mit dem Fernglas besessenen ins Theater — sondern mit der Kamera! Eine mindeste Lichtstärke von 1/16 ist allerdings erforderlich. Am besten arbeitet es sich mit lichtstarker Kleinbildkamera, die sogar rasche Momentaufnahmen zuläßt.

Dies und das

Ein neues Porträt-Papier ist Aqua-Portra. Es besitzt reiche Tonabstufungen und hohe Empfindlichkeit, läßt sich also zum Vergrößern verwenden. Es wird in zwei Hüllengrößen geliefert. Besonders zu empfehlen ist die Oberfläche „Pastell“. Kleinbildfilme sollten nicht gerollt, sondern zerschritten aufbewahrt werden. Dadurch vermeidet man Schrammen. Es gibt für diese Aufbewahrungsweise praktische Ordner (Aka, Ce-Net usw.).

Preissackreihen: Für den Foto-Zeichner hat der Hersteller einer internationalen Wettbewerb veranstaltet. Auskunft erteilt die Firma Photo-Port, Nürnberg, hinter der Lorenzkirche, oder der Hersteller direkt, Nicolaus v. Tsch. Budapest, IV. Molnar utca 12. Die Preise sind besonders günstig!

Die Messe für Foto, Kino und Optik findet in diesem Jahre in Leipzig vom 2. bis 16. März statt. Sie wird wesentlich erweitert, und ist in der Halle 12 auf der Ausstellungsgelände untergebracht. Über die Messe werden wir später berichten.

Die neue Halie-Photo-schneidung gestattet auf einfache Weise Abtragung von schwarzer Schrift auf weißem Grund. Das ist für schreibende Postkarten wichtig. Auskunft erteilt jeder Fotohändler oder der Halie-Betrieb in Bismarckstr. 10, 104.



Das Erwachen.

Fasching der Emigranten



„Teure Heimat... sei... begrü... ü... ßt, in der Ferne sei begrüßt...“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 7



Die Tänzerin Zella

Josef Scharl

Max Metzger:

VOM GEMÜSEGARTEN AM ENDE DER WELT

Ich lebte einmal auf einer Sanddüne am Ende der Welt, denn wenn man von der Südseite Madagaskars, wo die Sanddüne sich befand, immer gerade aus nach Süden fährt, kommt nichts mehr als die Antarktis.

Für die Fruchtbarkeit von schneeweißen Sand machte es wenig Unterschied, ob er aus der Nord- oder aus der Südseite stammt. Der meiste war schließlich als keimfrei zu bezeichnen, wobei Tropenferne und Monsum für die Dauer seiner Keuschheit Sorge trugen. Da saß ich unter einem Wellblechdach und konnte nicht einmal wie andere günstige Einsiedler von Heuschrecken leben. Wohl flogen Millionen Schwärme dieser klugen Tiere über mich hinweg, aber darin bestand ja gerade ihre Klugheit: sich auf einer nackten Sanddüne niederzulassen, dazu ist nur ein Mensch fähig.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als von Austern und Konserven zu leben. Das mag manchem schleimnacktheit erscheinen. Nun, was die Austern betrifft, gebe ich es zu: das Hundert zu 20 Centimes, täglich frisch von der Klippe, das wäre etwas für unsern Reichtumsnagungsmeister! Aber Konserven? Sechs Jahre lang zehnmal im Jahre Konserven-Mümmen in Jimsfängen —! — Wenn ich Feinde hätte, möchte ich es ihnen nicht wünschen. Noedelsofaher, Südseeforscher, Segelschiffmannschaften und Tropenkolonisten wissen ein Vid von dieser Ernährungsweise zu singen. Aber sie es nicht — sie ziehen vor, ihre diesseitigen Erinnerungen in die rauhesten Plätze ihrer verschiedenen Landesprachen zu kleben.

Von der letzten Vergiftung, die eine Diste ruden, mit einem buntfarbenen Blumentisch-Portrait befestigten Pandocochylischen entzug, erholte ich mich nur langsam. Als ich so weit war, wider schwören zu können, schwur ich, daß es nun wirklich das letztemal gewesen sein sollte und einmal beim Schwören fügte ich noch den vermessenen Eid hinzu, die Oberfläche meiner Sanddüne in einen Gemüsegarten zu verwandeln.

Aus meiner Jugendzeit klang mir so etwas wie: „Erfurter Triumph“ im Gemüt und im Angeigentel deutscher Zeitungen fand ich bald die Bestätigung, daß mein Unterbewußtsein wieder einmal richtig funktioniert hatte. Ein brauner Knabe lief mit meiner Samenbestellung vier Tage weit bis zum nächsten Briefkasten. Ein weißer Dampfer trug meinen getrippelten S.D.S.-Kuf durch Dyane, Kanäle und Binnenmeere. Der blaue Ägypten-Expres nahm ihn in Marseille am Bord und dreieinhalb Monate später traf, in Binn verlobt, ein Peima Erfurter Triumph, Riesen-Edel-Gemüsesamen-Coriment zu 12 Mark 50, auf der Sanddüne ein. Das war die letzte Konserve, die ich bestellte.

Inzwischen war ich nicht müßig gewesen. Die Oberfläche der Sanddüne hatte ich flach wie einen Tisch eingebeut und den aus gehobenen Sand rings herum als Windschutzwall aufgeschüttet. Leere Gläser wurden eingegraben — eines immer etwas tiefer als das andere, so daß der Abwärtssich von Fuß zu Fuß fortplante und dann die ganze Wasser-Akkumulatoren-Batterie

mit dem großen Wassertank am Haus verbunden, der durch den Regenaussaug des Wellblechdaches gespeist wurde. Eines Abends saß ich an der Spitze einer Flotte von vier Paddelkams in den Fluß, bis dahin, wo ein Mißhaufen war. Aber das war kein Mißhaufen nach klassen, notwendigen Vorstellungen, sondern ein Zerkalt mitten im Dorf des Häuptlings Jabangmasapur. Viele Generationen Hydragheoter Jebusfamilien hatten Schicht über Schicht verdauter Vegetation unter sich aufgeschüttet und meiner Berechnung nach mußte das ganze Vorkommen die Schlammerei des seligen Augias in den Schatten stellen.

„Guten Tag, Jabangmasapur“, sagte ich zum Häuptling, „der gute Geist segne und beschütze dich. Wie geht es deinen Kindern, deinen Hühnern, Enten, Schweinen und Rindern?“

„Danke — gleichfalls“, antwortete Väterchen Häuptling, der mißtrauisch wie alle Großbauern mein braunes Gefolge bereits ausgefragt hatte, weshalb ich kam der Fahrt. „Zehnmist habe ich keinen — das bischen, was hier liegt, brauche ich selbst.“

Nun muß man wissen, daß die Eingeborenen Madagaskars niemals Mist brauchen. Wenn sie Maniok pflanzen, brennen sie den Wald ab und düngen mit Holzasche. Reis pflanzen sie in den naheliegenden Urschlämmen ihrer Eümpfe. Aber da sie Erfahrung gelehrt hat, daß der Europäer total verückt ist — sie wissen es nicht — sie ziehen vor, zum Beispiel die gewonnene Milch der Kausthußbäume, mit Silber beizt, spekulieren sie bei jedem Wunsch, den er ausspricht, à la Hausse.

„Nun“, dachte ich, „wenn du's nicht anders haben willst, Väterchen, wollen wir mal sehen, wer von uns beiden am besten schwören kann.“

Während ich noch an meinem Feldzugsplan kante, ging Jabangmasapur hinter das Haus und trommelte etwas auf seiner Signaltrommel — Rundfunk-Erlass auf dem 25. Grad südlicher Breite. Ich war sicher, daß er einen Corner bildete, indem er allen Dörfern in Hörweite verbot, mit Mist zu verkaufen. Auf diese Weise wurde er alleiniger Stochhalter und ich das Kamel, das durch das Madelche seiner Forderungen schlüpfen mußte.

Als er wiederkam, lächelte ich lieblich und sagte: „Behalte, was du so dringend brauchst, Väterchen. Gott bewahre mich davor, dich zu betrauen. Ich bin ja nicht der Regierungskommissar. Ich meine es ja nur gut mit dir, denn das weißt du doch, daß es sehr gefährlich geworden ist, Döhen auf alten Mist schlafen zu lassen.“

„Döhen? — alter Mist?“ — gefährlich?“ sammelte Jabangmasapur und wurde graugelb, was die Farbe ist, in der braune Leute erblasen. Ein Madagasse gibt sein Leben für seine Döhen. Aber er sagte sich rasch:

„Natürlich weiß ich das, bleicher Fremdling. Alte Sache das, mit dem alten Mist. Hat schon mein Großvater gewußt. Aber oben drauf liegt doch immer neuer Mist — wie sollten da die Döhen auf dem alten schlafen — häh, häh!“ Er hätte sich lieber die Zunge abgefilien als zugegeben, daß ich in Döhenangelegenheiten mehr wissen könnte als er. Ich, ein hergelaufener Fremdling, der keinen einzigen Döhen sein eigen nannte.



Groteske

Bold



Am Rande des Lebens

Anton Leidl

„Also nichts für ungut und auf Wiedersehen, Väterchen Jabany-masuputu“, verabschiedete ich mich und ging auf meine leeren Kanus am Flußufer zu. Aber ich kam nicht weit, da schallte es schon hinter mir drein:

„Andray kehj — andray Nangabe“, was so viel heißt wie: „Moment mal, Herr Nachbar!“ Alle Würde vergessend, zuckelte der alte Häuptling im Schweinestrad mir ohnenlosem Fremdling nach.

„Willst du die nicht eine der schönen und bunten Bastmatten aussuchen, die meine Tochter Kavitru — das Perlubin — zu flechten versteht, wie keine andere an der Küste — du weißt, mit Rautenmuster und zwei Handbreit langen Franzen!“

„Können wir machen, Väterchen, wenn sich Mademoiselle Kavitru dafür rotet, mit gelben Sonnen gemustertes Leinentuch bei mir abholen will. Du weißt, wenn sie es richtig knüpft, kommt das Bild der strahlenden Sonne gerade dort hin, wo Kavitru am besten ist! Aber gehe nur einzuweichen ins Haus, Väterchen, ich komme dir gleich nach. Ich will nur die überflüssigen Kanus nach Hauje schicken, da es nun mit dem Mist nichts geworden ist.“

Bei den Kanus angekommen, nahm ich Lavolatata, meinen Major domus und erprobten Vertrauensmann, beiseite:

„Poß gut auf und tu genau, was ich sage. Warte mit dem vierten Kanu auf mich und wenn die drei andern fort sind, dann nimmst du die drei Flaschen mit Zuckerrohe-Schnaps, die für Jabany-masuputu als Geschenk bei dem Misthandel bestimmt waren. Du fährst, dort an der Flußbiegung wartest seine Herde. Schleiche dich durch die Büsche hin und schloß seinen berühmten drei Lieblingsochsen den Schnaps ein. Wenn du ihn etwas mit Wasser verdünnst, so daß er nicht auf der Zunge brennt, saufen sie ihn gerne. Dann treibst du die Herde ein Stück weit dem Kral zu. Den Rest des Weges gehen sie alleine, denn es ist ohnedem die Zeit ihrer Heimkehr.“

Lavolatata geistete, denn Jabany-masuputu hatte ihn als Schwiegersohn abgelehnt, weil er für Kavitru nur drei Ochsen bieten konnte, an Stelle der sieben, die Jabany-masuputu haben wollte.

Die Bastmatte war bald ausgesucht, aber Jabany-masuputu fand des Redens kein Ende. Der alte Fuchs schwankte vor Anstrengung, um auf Umwegen Näheres über die Gefährlichkeit alten Mistes aus mir herauszubekommen. Da ich nicht den leisesten Grund hatte, zurückhaltend zu sein, kam er bald in den Besitz meines zweckgebotenen Märchens:

Mit bekümmertem Ausdruck erzählte ich ihm, im Norden der Insel sei eine ganz merkwürdige Krankheit unter den Zebuherden ausge-



Hafen von Capri

Fritz Th. Prengel

brochen. Die Tiere wurden wie toll und schwanken wie betrunken hin und her. Viele starben, aber nur solche, die auf altem Mist schliefen. Die Seuche wanderte nach Süden und gerade heute hätte ich einen Brief bekommen, die Seuche sei nur noch fünf Tage von hier und genau so lang brauchte der Brief. „Wer weiß, ob eine Seuche nicht schneller reißt als ein Boot, der nachts schläft?“

„Zeig den Brief“, sagte der Häuptling, der weder Geschickliches noch Gedrucktes lesen konnte und ganz vergaß, wie gut er schon vom Großvater her über die Seuche Bescheid wußte.

Ich überlegte gerade, ob ich nicht ein Stück Papier in der Tasche hätte, das ich für einen Brief ausgeben könnte, als mich ein gutes Geschick davor bewahrte, zu der Sünde der Lüge auch noch das Verbrechen der Urkundenfälschung zu fügen. Dumpfes Gebrüll und eine von den letzten Sonnenstrahlen düsterer gefärbte Staubbewölke kündigte die Heimkehr der Herde an. Aber was war das? Voraus vorkelten in seltsamen Kurven Weißmaul, Notauge und Langhorn — die drei weitberühmten Lieblingsgötzen des Häuptlings Jalomawapuan. Sie versuchten vergebens den Eingang zum Keal anzuweisen. Wie sie es auch machten — ein sonderbarer Link- oder Rechtsdreh ließ sie immer wieder an den Torpfosten stranden. Abends hatte ich in meiner Jugend an den Haustüren der süddeutschen Universitätsstadt beobachtet können — nur waren es dort keine Schen, sondern Füchse! Wie der Blis schief Wäterschen Häuptling in den Keal, schob die Balken vor das Tor, um die Herde vor weiterer Verübung mit dem lebensgefährlichen Mist zu bewahren und begann wie wahnsinnig, das braune Gold des Landwirts mit einem Padeldruder über den Zaun zu schaukeln. Er hatte keine Zeit, sich von mir zu verabschieden.

Am nächsten Morgen wedte mich das Gemurmel einer Volksmenge aus dem Schlaf. Als ich auf die Veranda heraustrat, empfing mich ein Schrei aus hundert braunen Kehlen:

„Mist, Kango, schönen alten Mist. Alt und billig. Hast du vergessen, daß du Mist kaufen willst? Mist, Mist, Mist!“ Das ganze Kläufier unterhalb meiner Sanddüne war mit hochbeladenen und in der Morgenfrische dampfenden Kamus bedeckt.

„Guten Morgen, meine braunen Freunde und Verwandte“, grüßte ich heiter in die Runde: „Mist? Ja, was soll ich mit all dem Mist? Mein Bedarf ist schon gedeckt!“ Natürlich wurden wir dann doch noch einig, aber nun war es eine ganze Kamelherde, die durch mein Nadelöhr schlüpfen mußte. Es bestand darin, daß sie all den schönen Mist in Säcken auf mein vorbereitetes Gartenland herauftragen mußten, denn wenn sie ihn unten liegen ließen — gab ich zu bedenken —, könnte doch einmal einer ihrer Schen darüber stolpern und die Seuche bekommen. Das haben sie denn auch ein und die Folge dieser Einsicht war einige Wochen später ein Gemüßwachstum auf der ehemals so rachen Sanddüne, wie ich nördlich des Äquators kein rechtlicheres gesehen habe.

Weißmaul, Notauge und Langhorn wurden wieder vollkommen gesund, nachdem sie ihren Nahrung ausgeschlafen hatten und leben vermutlich heute noch.

Warum ich die Geschichte hier erzähle? Nun, wenn aus meiner Sanddüne am Ende der Welt ein Gemüßgarten werden konnte, dann ist es nicht die Schuld der deutschen Erde, wenn einer meiner lieben Leser einen Gemüßgarten haben will und keinen zustande bringt.



Emil Krieger-München

Die Großmutter des Künstlers

KATJA UND MISCHA

VON ALOIS HINTERHOLZER

Katja war häßlich wie keine zweite im Graner Land. Kam sie auf den Tanzboden, so erblasteten die Burschen. Schreiet sie an ihnen vorbei, so mußten sie sich an den Tisch, an die Wand oder sonst wohin anlehnen. Und wenn sie gar im Tanze sich drehte, da setzten manchem Burschen jaft das Herz aus. Aber Katja fragte nicht danach.

„Nimm dir doch einen“, rufen die Dorfmadchen. „Dann bleiben uns die andern. Sie wollen sonst alle nichts von uns wissen.“

„Ich brauche keinen“, erwiderte Katja verächtlich. Bis Mischka da war. Mischka kam drüber vom Käntnerischen. Er verdingte sich als Knecht beim Burgstufbauer. Seine Augen waren groß und schwarz und voll von der Schwermut seiner heimatlichen Wildnis.

Als er zum ersten Male Katja sah: ihre mandelförmigen, hellbeaunten Augen, ihre dunkelblonden Flechten, die weicher und seidiger waren als der Altwinterbesonnes auf den Feldern ringsum, rief er: „Donnerwetter!“



Der Winkel

F. W. Richter

Er mußte nicht lange überlegen. Sie sagte ihm bald, daß sie ihn herzlich gut sei und ihn lieb habe für ihr ganzes Leben.

„Niemals!“ sagte der Burghofbauer ärgerlich, als er davon erfuhr, und wurde blaß. Mijscha war Knecht, er war ohne Haus und Hof und Feld. Katja, die Burghofbauertochter, war das reichste Mädchen von den Karawanken bis ins Burgtal. 300 Stief Weidenröß, 4000 Schafe, 30 Pferde und viele Stämme baren Geldes warteten ihrer.

„Niemals!“ schrie Johann, des reichen Fernerbauern Altfester, als er von Katjas Liebe hörte, wuschte sich den kalten Schweiß von der Stirn und ging zum Burghofbauern. „Sie muß!“ sagte dieser und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Den Johann?“ fragte Katja und zuckte verächtlich mit den Achseln. „Niemals!“

Der Bauer schmunzelte. „Den Mijscha würdest du wohl lieber küssen?“ Sein Mund verzog sich spöttisch. „Niemals, Katja!“

Es mußte etwas geschehen. Es geschah dieses: Die Burghofbauer und des Fernerbauern einziger Johann saßen Tag und Nacht und Wochen beisammen. Dann hatten sie einen Plan erfunden, und der war so hübsch, daß ihnen der Atem stockte. Als der Burghofbauer etwas über den Dackl getrunken hatte, ließ er sich Mijscha kommen.

„Mijscha“, sagte er mit schiefem Blick, „Mijscha, seit Jahr und Tag hauken auf der Gierspitze zwei freche Königsadler. Seit Wochen schlagen sie unsere Schafherden. Bring sie mir lebend ins Haus, Mijscha, wenn du Burghofbauer werden willst. Es geht um Katja...“

Er sprach nicht zu Ende. Der Knecht sah den Bauern so verächtlich und spöttisch an, daß ihm die Worte auf den Lippen erloschen. Aber er ging. Er kletterte durch Schluchten auf die Gierspitze. Es war ein Bagnis ehnegleichen, Hoch oben, wo die Wand senkrecht tausend Meter

abfällt, horsteten die Adler. Vom Stamm einer verwitterten Tanne hing das Seil in den Abgrund hinunter. Es ward behauptet, daß der Baum faul und morsch gewesen sei und die Schuld an dem trage, was sich später begab. Es gab auch Leute, die des Fernerbauern Johann kennen wollten und ihm nachsagten, er hätte mit einer Säge den Baum halb durchgeschnitten, als Mijscha sich an der Wand zu der fünfzig Meter tiefer gelegenen Höhle der Adler hinabgestellt hatte. Aber das wußte schließlich niemand genau. Tatsache jedenfalls war, daß Johann zu jener Zeit sich in der Öttersalm aufgehalten hatte. Von dort bot sich eine gute Sicht auf die gegenüberliegende Wand. Er sah alles, was im Adlerhorst vor sich ging.

Er sah, wie Mijscha in die mannshohe Höhle schlich. Er sah, wie plötzlich zwei Schatten die steile Wand entlanghuschten und in der Höhle verschwanden. Da wußte er: die Adler waren eingestiegen. Er sah auch, wie die Räuber, den Kopf waagrecht nach vorn gestreckt, den messerscharfen Reißhaken erhoben, mit halb ausgebreiteten Schwingen zum Angriff vorgingen, wie sie den Eindringling Schritt um Schritt zurücktrieben, wie die fauchenden Schnäbel nach dem kühnen Jäger schlugen und hockten und ihm Beine und Arme zerfleischten.

Mijscha brüllte wie ein Tier in Todesangst. Auch das hörte Johann. Da erschau er. Die Adler sprangen, die Flügel zurückgelegt, die Fänge zum Reizen erhoben, den Feind von neuem an. Es ging Schlag auf Schlag. Mijscha lag bald am Boden, bewegungslos und todesfahl.

Dann verschwanden die Adler. Statt ihrer kam Katja auf die Gierspitze. Sie war außer Atem. Ihr Haar war vom Wind zerzaust. Um die Schultern trug sie ein Gewehr. Niemand wußte, wie sie dahin gekommen war. Niemand wußte, wer ihr verraten, warum es ging.

Johann wurde blaß. Johann hielt sich am Eichentor der Dellerhütte fest. Johann schrie, was er schreien konnte. „Katja! Katja! Katja!“ Sie hörte nichts. Es war auch zu spät. Kurz entblosen hatte sie mit Händen und Füßen das Seil erfaßt und war zum Horst hinabgelettert. Den Mijscha fand sie nicht. Sie fand ihn niemals wieder. Vielleicht hat sie, als der Baum sich neigte und Seil und Mädchen in die Tiefe stürzten, ihn ehnmächtig und zu Tode erschöpft in der Höhle liegen sehen. Man weiß es nicht.

Später sind sie sich dann wieder begegnet, der Mijscha und die Katja. Aber da werden sie geschwungen und ohne Verloosungen die kurzen Tage und schwebenden Nächte nebeneinander gelegen haben. Als der Schnee von den Hängen und Halden geschmolzen war, hat sie der Schafsbirte gefunden. Sie lagen beide tief in der Schlucht tausend Meter unter dem

Alderhorst. Ihre Körper waren kalt und tot. Kein Laut hörte die Rube ringsum.

Wie Mijscha dahingekommen war, das hat man niemals erfahren. Vielleicht ist er, als er mit ausgehakten Augen nach dem Seile suchte, in die Tiefe gefallen. Vielleicht haben auch die Adler nach ihrer Rückkehr den Ohnmächtigen aus ihrem Horst geschissen. Man weiß es nicht. Niemand weiß es. Niemand.

Johann war wahnsinnig geworden, als er Katja in die Tiefe saufen sah. Er schrie und brüllte Tag und Nacht und immerfort: „Katja! Katja! Katja!“

Der Bughofbauer jagte kein Wort. Vier Wochen lang sah er so entstellt aus, daß niemand es wagte, ihm eine Frage zu stellen.

Im nächsten Jahre ließ er für Katja und Mijscha ein Marttel errichten.

SAGE

Von Hermann Basse

Der König mit den Mannen saß beim Mahl,
Da flog ein schwerer Vogel durch den Saal.

Der König sprach: „Ihr Freunde, saget mir,
Ist nicht ein Gleichnis unser Vogel hier?“

Aus Dunkelheit in Dunkelheit geeilt,
Hat er nur augenblicks am Licht geweilt.

So gehn auch wir und kommen ohne Spur,
Und sind am Lichte Augenblicke nur.“

Antwort gab Einer: „Seine Ruhestatt
Kennt jener Vogel, wo er Heimat hat.

Wohl ist das Leben eitel Traum und Nacht
Und arme Schläfer wir. Gott aber wacht.“



Auf Sizilien

Walter Engels

DIE TUGENDWÄCHTERIN

Die Briefwaage
im Postamt

Von Peter Scher

*Ich stehe oft am Schalter
und seh mir an, was vor sich geht;
manchmal erscheint ein Alter,
der sinnend vor der Waage steht.*

*Auf runzligen Gesichte
seh ich ein Lächeln, gut und still;
ob er die Briefgewichte
noch einmal kontrollieren will?*

*Nein, anderes tritt zu Tage,
enthüllt von meinem Wissensdurst;
was legt er auf die Waage?
Ein Päckchen aufgeschchnittene Wurst.*

*Er prüft und freut sich dessen —
es wird ja wohl sein Frühstück sein,
vielleicht sein Mittagessen —
es stimmt genau, er packt es ein.*

*Die Waage wägt ganz sachte,
sie fühlt sich amtlich zwar bedrückt,
doch das Erlebnis brachte
ihr jenen Aufschwung, der beglückt.*



H. Bilek

Gasse aus. Ein alter Herr mit einem hochgrauen Zylinder, der unten vorüberging, spätierte plötzlich, wie ihn das Wasser auf den Hut trommelte und vorne über die Krampe tröpfelte, als stünde er unter einer schadhafsten Dachrinne. Er blickte nach oben, sah aber nichts, hob die Hände und flüchtete ins Blaue hinein.

„Kandelabros ist meine Heimat“, sagte Goya; „und die Deimige?“

„Jaragosa“, sagte Conjuelo, „ich stamme aus Jaragosa und bin in San Pablo getauft worden.“

„Mit Wasser oder mit Wein?“ fragte Goya.

„Pui!“ erwiderte Conjuelo. „Wie kannst du mir so reden?“

Und so plapperten sie noch eine Weile fort, bis Conjuelo mit ihrem Fenster endlich fertig war. Er stieg dann auf einen Stuhl und vom Stuhl zu Boden und verschwand plötzlich in der Tiefe des Zimmers, als wären die Dielen durchgebrochen.

Goya dachte zuerst an einen Scherz. Er verhielt sich still und schweigend. Danach wurde er ungeduldig und schrie laut und lauter: „Conjuelo, hör mal! So hör doch, ich habe dich noch etwas zu sagen!“

Nun tauchte das Mädchen wieder hinter dem Fensterbrett auf, versteckte sich aber sogleich wieder. Francisco begriff, daß sie ihn necken wollte. Er holte seine Arme herein und duckte sich gleichfalls. Als er wieder auftauchte, wippte das Mädchen hinab und so ging das mantere Wechselspiel eine Zeitlang fort. Wenn sie einmal zugleich aus der Versteckung kamen, scholl ihr Vordach hin und her, bis sich Goya einschloß, länger als vorher im Versteck zu bleiben und wenn Conjuelo glauben mechte, man sei er ganz verschwunden, wollte er wieder emporschnellen und sehen, ob ihr Gesicht gleichgültig oder traurig wäre. Daraan wollte er ermaßen, wie es um ihren Sinn bestellt sei.

Conjuelos Mutter aber, eine biedere Bäuerin, war tief ergrimmte, daß ihr Tochter solange an einem einzigen Fenster festtrat, leise ins Zimmer, sah das Spiel, triß Conjuelo fort, schob sie ins Treppenhause und verperrte die Türe. Dann schlich sie selbst ans Fenster, stieg auf den Stuhl und um Francisco eine nachdrückliche Lehre zu erteilen und ihn ein für allemal von einem Angriff auf Conjuelos Tugend abzuwehren, drückte sie sich um, hob die Röcke hoch und zeigte dem nun strahlend aufstrebenden Francisco ihr jämlich umfangreiches groütes Gesicht.

Goyas Herz zerbrach. Seine Wangen wurden fahl. Entsetzt wich er zurück und schlug die Hand wie geblendet vor die Augen.

Nie mehr scherzte er mit Conjuelo und blieb auch finstler, wenn sie ihm zulächelte, um ihn zu zeigen, wie wohlgeigentlich sie ihn sei; denn er hatte ihr falsches und trügerisches Herz erkannt.

Als Goya nach Jaragosa kam, fand er, daß es eine herrliche Stadt sei, saftig und erfrischend wie eine Apfelsine, wenn man sie pakt, die Erbsale aufbeißt und in langen Zügen ausstrickt. Dazu hatte er die großen fälschlichen Hände, einen gierigen Mund und ein heißes Herz, das oft der Kühlung bedurfte.

Gleich nach seiner Ankunft im Hause des Lagan Martinez, seines Lehrmeisters, begann er die Stadt auf seine Weise zu erobern. Als Schlafsaum wurde ihm eine Dachstube zugewiesen. Eines Morgens erhob er sich von seinem Strohlager und schob die gelbe Decke beiseite, die ihm bei schlechtem Wetter auch als Mantel diente, ließ die Dachluke auf und beugte sich hinaus, um die kühle Luft zu atmen, die vom Ebro her in die Stadt heraufstiege wie in eine Wälschlöche.

Dabei gewahrte er im Haus gegenüber ein hübsches schwarzlockiges Mädchen. Das aus dem Fensterbrett stand und die Schürben putzte. Wenn es sich bückte, um den Schwamm in der Schüssel voll grauen Wassers aufzuheben, konnte er die schöngebildeten nackten Beine bis zum Knie sehen, denn das Mädchen hatte das Kleid hochgehoben und dänkte sich unbewacht. Goya verliebte sich stracks in diese Beine, die wie gut gesungte Epangenhälfen aneinanderstießen und selbstverständlich auch in das ganze Dazugehörige liebliche Wesen. Er wünschte es kennen zu lernen. Erster schickte ihm, weil er arm war, eine Caja de suspiros, die Trüßerschachtel, wie er die Gitarre nannte; sie war das einfachste Mittel gewesen, seinem Wunsch klingende Flügel zu verleihen.

So schrie er einfach „Heda!“ hinüber. Dann lachte er stillbergmütig und stützte das Kinn auf die Arme, die auf den Dachziegeln lagen. Von seinem Ras aufgeschreckt, hoben einige Tauben hoch wie ein blaues saujendes Feuerwerk.

„Was erschreckst du mich so, du Lämmel?“ schalt das Mädchen zornig herüber; „beinahe wäre ich auf die Gasse gefallen.“

„Aber die Engel hätten dich aufgefingenz“, erwiderte Goya, denn er lebte anfangs ganz in der köstlichen Welt, die sein Meister malte, und übertrug sie auch in seine Alltagsrede.

„Du Faselbana!“ sagte das Mädchen, und als es sich wieder beruhigt hatte: „Wie heißt du denn eigentlich?“

„Ich heiße Francisco“, antwortete Goya; „und du?“

„Ich?“ fragte das Mädchen und überlegte eine Weile, ob es dem Knapel überhaupt erwidern sollte; schließlich sagte es: „Ich heiße Conjuelo.“

„Geht!“ bemerkte Goya; „ein schöner Name. Ich habe zuhause eine Schwester, die heißt auch so.“

„Woher kommst du denn?“ fragte Conjuelo weiter und presste den Schwamm über der

DER FLIEGENDE TEUFEL VON TEHA

Rennfahrers Leiden

Zur feierlichen Eröffnungsfahrt eines neuen Eishockeypistons — war es der „Fliegende Dornröschen“ oder der „Fliegende Brezelauer“? — lud ein Reichsbahnberater auch den Rennfahrer Hans Etud ein. Aber Etud lehnte ab: „Schadet Es tut mir selber leid — aber mir wird im D-Zug immer spießel.“

Der Rat blühte ratlos.

Da fügte Frau Etud erklärend hinzu: „Wissen Sie, er kann nämlich das Schnecken tempo nicht vertragen!“

Das einzige Mittel

Neulich wurde in Newyork der Neubau eines „Heimes für Laube“ begonnen, und der Oberbürgermeister, der seit langem einen ausfichtslosen Kampf gegen den Straßenlärm führt, versenkte bei dieser Gelegenheit eine Schallplatte mit dem ganzen Lärm der Weltstadt in die tiefsten Tiefen des Grundsteins.

„Und so hoffe ich“, schloß er feierlich seine Rede, „daß er nun wenigstens in dieser Form den künftigen Bewohnern dieses Heimes nicht mehr zu Ohren dringend wird!“

Der teure General

Jegendswo bei den Grenzklämpfen um Mandshukuo haben die Truppen den General der Gegenseite gefangen.

Es ist kein ganz gewöhnlicher General, es ist schon einer von den besten, ein ziemlich wichtiger.

Man bietet dem Gegnern, wenn sie den General im Austauschverfahren herausgeben möchten, zehn Hauptleute. Abgemacht. Fünfzehn Obersten. Nichts da. Zwanzig Majore. Ausgeschossen.

„Aber nun sagt mal endgültig“, schreit man den Mann mit der weißen Fahne noch einmal hinterher, „was verlangt ihr eigentlich für den General?“

„Wir haben die Angelegenheit nach allen Seiten reiflich erwogen und sind übereingekommen“, war die Antwort, „daß wir den General nur herausgeben können, wenn ihr uns 30 Dosen Cornedbeef, drei Ochsenhäute für Schuhsohlen und hundert Büchsen kondensierter Milch für ihn ausliefert.“

Tradition und Fortschritt

In den Ländern Australiens, wo sich die englischen Meilen nur so aus lauter Sandkörnern zusammenlegen, gibt es seit neuem einen Schneeder, der seine Auftraggeber im Flugzug besucht. In einem funktelnagelneuen Flugzeug, mit Funktanlage und allen Eckensteinen.

Ich begegnete ihm in meinem Flugzug zwischen Brisbane und Bendigo. Er flogste im 200-Kilometer-Tempo dahin.

„Gute Geschäfte gemacht?“, funkte ich hinüber.

„Gegenteil!“ kam's zurück, zum größtmal bei einem faulen Kunden hinausgeschossen!

Schlank wie der Campanile ...

Im Stichsäß an der Piazza del Duomo in Florenz unterhalten sich Eigner Cavallo und Eigner Collesoni über die Predigt, die Egonarolas Nachfolger gestern in S. Marco gehalten hat.

„Ausgezeichnet fand ich das, unübertrefflich, wie er unsere Frauen klar machte, daß sie endlich die schlante Linie überwinden müssen!“ begehrte sich Collesoni, „der Duce hat durchaus recht! Und der Papst hat auch recht! Sie ist wirklich vom Ubel, diese schreckliche Eschlantigkeit und —“

„Und außerdem“, unterbrach ihn Cavallo, „hat ja schließlich die Frau auch noch andere Aufgaben, als nur schlank zu bleiben!“



Einsamkeit

Sport im Kuhstall

Da gibt es im Allgäu, in der Gegend von Lärcheim, eine Keferdmilkshub, sie heißt Agathe, genau wie im „Freischütz“. Agathe hielt schon 1933 den europäischen Rekord in der Milcherzeugung; nur die Weltmeisterin Jessie in Kanada war ihr noch über, ich weiß nicht, mit wieviel Hektolitern.

Im letzten Jahr aber hat Agathe durch sportgerechte Übung ihre Leistungen noch erheblich verbessert und mit 17.000 Kilo Milch in 342 Tagen den unumstrittenen Weltrekord errungen.

Dieser Tage nun führte der Wintersport einen bekannten Boyer mit seinem Manager in die Gegend. Was Wunder, daß sie beide sich nicht nehmen ließen, der Kollegin Weltmeisterin einen Besuch abzustatten. Da standen sie nun im Kuhstall und bewunderten mit Abstand das fremdartige Erwas. Der Manager wandte sich zuerst wieder menschlichen Dingen zu. Er legte bewundernd dem Schweizer, der sich gerade den Schweiß von der Stirn wusch, die Hand auf die Schulter: „Stück Arbeit mit so'm Tier, was?“

Der Code

Vier Stunden hinter Innsbruck war ein kleines Postamt. Und an dem Postamt hing der amtliche Wetterbericht, den jeden Morgen die Innsbrucker Wetterwarte herübergeschickte. Da die Dörfer sich um den Bericht nicht kümmerten, so fiel es auch nicht weiter auf, daß unverständliche Dinge auf dem Zettel standen.

Der Fremde stand lange vor den Zeilen Mernt Eine Ufria.

„Was heißt denn das?“ ging er zum Schalter.

„Das ist der Wetterbericht, der von Innsbruck.“

„Aber das kann doch kein Mensch entsiffern.“

„So ja auch der amtliche Code“, brummte der Beamte.

„Haben Sie denn keinen Code Schlüssel zum Entziffern da?“

„Stell haben wir einen, I hab ihn selber verwasst.“

„Und warum entziffern Sie dann den Wetterbericht nicht?“

Meinte der Beamte:

„Wel wie die Tabelle schon seit an Jahr net finden können.“

Den Nagel auf den Kopf getroffen

Wie alle Habsburger wurde auch Franz Joseph II. in Budapest zum apostolischen König von Ungarn gekrönt.

Der damals antretende Oberbürgermeister von Budapest — ein Dr. Fußel — war, wie man wohl sagen kann, im höchsten Grade unbeliebt.

Also dieser gewaltige Herr brief man eine Kaiserversammlung der Notabeln und Honoratioren von Dien-Pest und erklärte, man müsse sich über die „Donation“ — gemeint waren damit die Empfangsgesellschaft für den neuen Herrscher — schlüssig werden. Und zwar sei diese unter folgenden drei Gesichtspunkten ins Auge zu fassen:

Erstens müßten sie den König überreichen. Zweitens dürfte sie nichts kosten.

Und drittens sollte sie auch beim Volke allgemeinen Anklang finden.

Da stand der große Baron Wentstein auf:

„Nach reiflicher Überlegung erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, einen Triumpphogen zu errichten und an diesem den verehrten Herren Oberbürgermeister aufzubauen. Das würde: erstens den König überreichen, zweitens nicht viel kosten und drittens beim Volke allgemeinen Anklang finden.“

Neue Mode

Eigels trifft seinen Schneeder.

Eigels hat noch Schulden bei ihm. Vom letzten Jahrgang.

„Heißt Gott, edler Meister“, sagt Eigels, „was für Anzüge wird man diesen Winter tragen?“

Brummt der Schneeder böse:

„Bebel!“

Wildschützen- Lied

An einem Sonntag morgen
In aller Fruah
Schleicht sich da Wildschütz
dem Gamsgebirg zua
Er weiß wo die Gamslein stehn
Wohl auf den Bergeshöhn
Ja auf den Höhn!



A Gamsfei hat er g'schoff'n
s' liegt drauß am Band
Jetzt will er's aufwoaden
Hats Messer in der Hand
Der Jager hat eahm lang zua-
Hat si net zuawittraut (geschaut
Bis daß er schlaf

Und wie er dann g'schlaf'n hat
Hat si der Jager traut
Und hat eahm 'an Hirschfänger
In Schäd' eina g'haut
Der Wilderer springt auf im Schlaf
Stürzt über eine Wand hinab
In ein Gefträuch!



Der Jager den druckts G'wißn
Um des Wildschützen Blut
Er möcht halt gern wissen
Was der Wildschütz drunt tut
„Oh Jager liebster Jager mein
Bind's mirs die Wunden ein'
Und still mirs Blut — —“

„Die Wunden san verbunden
Und g'stillt is dei Blut!
Jetzt muacht halt mit mir geh'
Im Salzkammergut!!!“

„Ehbevor i mit dir geh
Laß i mei Lei und Seel
Und mei jungs Blut
Im Salzkammergut!“



Auf der Straßbahn

Von Jenő Wallasz

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei)

Der Schaffner blieb vor der Dame stehen.
„Ein Fahrchein gefällig?“

Die Dame stöberte in ihrer Handtasche nach der Geldbörse herum. Als sie dabei an der Innenseite der Handtasche den kleinen Spiegel erblickte, schaute sie sich flüchtig darin an, und schon hatte sie vergessen, zu welchem Zweck sie eigentlich die Tasche geöffnet hatte. Sie richtete den Schleier an ihrem Hut zurecht, zog auf der einen Schläfe die Locken ein wenig unter dem Hut hervor, dann strich sie mit dem Lippenstift über die Lippen und puderte die Umgebung ihrer Nase.

Des Wartens überdrüssig, fragte der Schaffner nochmals:

„Ein Fahrchein gefällig?“

Die Frage traf die Dame derart unerwartet, daß sie zusammenzuckte. Dabei entfiel dem Taschchen ihrer Hand und eine Unmenge Toilettenartikel füllten mit einem lauten Getöse auf den Fußboden des Wagens. Jedes einzelne Stück rollte nach einer anderen Richtung, und nach wenigen Augenblicken war der Boden des Wagens mit Scheren, Fellen, Schachteln und glitzernden Messingdosens bedeckt. Einige Herren sprangen von ihren Sitzen auf und hasteten nach den verstreuten Dingen. Zwei übereifrige Gentlemen stiegen unter der Bank mit den Köpfen zusammen, worauf der eine den anderen anpöbelte.

Ein Wort gab das andere, es kam sogar zu Tätlichkeiten.

Die Fahrgäste spalteten sich in zwei Parteien, die bald dem einen, bald dem anderen streitenden Teil recht gaben. Alles lärmte, sämtliche Fahrgäste mengten sich ein. Der Schaffner war gezwungen, den Wagen halten zu lassen. Die streitenden Kavaliere schlepten einander zu einem Polizeimann, die Fahrgäste flüchten aus und folgten ihnen. Niemand befand sich mehr im Wagen, nur das Geulende und der Schaffner, der die Dame jetzt schon zum dritten Male fragte:

„Ein Fahrchein gefällig?“

Das Geulende fragte gerüstet:

„Wohin fährt dieser Wagen?“

„Zur Rینگstraße.“

Das Geulende stürzte zur Tür und rief ernst aus:

„Mein Gott, da bin ich ja in einem falschen Wagen eingestiegen!“

Liebe Jugend

Max Reger als Bleistiftfabrikant

Am Allerheiligentage 1934 ging ich nachmittags mit einigen Bekannten nach Ausfluchen eines Grabes dem Hauptausgang am Waldfriedhof zu. Hundert Meter von diesem entfernt, entdeckte ich zur rechten Seite das Grab Max Regers. Ich sagte ganz überrascht zu einem meiner Freunde: „Schau, das hab ich gar nicht gewußt, daß der berühmte Komponist Max Reger hier im Waldfriedhof begraben liegt!“ — Ich betrachtete



Sie: „Ach, ich möchte auch ein Vöglein sein!“

Er: „Wenn du ein Vöglein sein möchtest, möchte ich ein Gewehr sein!“

mit ihm den Grabstein. In der Mitte waren fünf große Dagepfeifen ausgehauen und darunter schlief: Max Reger. — Ganz andächtig dachte ich an einige Werke Regers, die ich bei verschiedenen Gelegenheiten hörte. — Da vernahm ich in meiner nächsten Nähe schädelten und fragend auszusprechen die Worte: „Max Reger?“ Und als zweifelhafte Antwort darauf: „Das mußt scheinbar ein Bleistiftfabrikant gewesen sein!“ Wie von einem Donner gerührt saßen wir um. Stunden da zwei ländlich gekleidete Mädchen hinter uns und rot vor Scham über unsere plötzlich ausbrechende Heiterkeit, verschwanden sie auf schnellstem Wege. — Die beiden Mädchen hatten wohl noch nie von Max Reger gehört und sahen die Dagepfeifen für fünf Bleistifte an!

Richtigstellung

Ein Professor hatte in einer Zeitung eine populärwissenschaftliche Abhandlung über „eineige Zwillinge“ veröffentlicht. Als er

sie gedruckt vor sich hatte, waren zu seiner Enttäuschung und zum Besten der Leser „uneinige Zwillinge“ daraus geworden.

Auf seinen Protest brachte die Zeitung folgende Berichtigung: „In der in der vorliegenden Nummer erschienenen Abhandlung hat sich ein sinnfälliger Druckfehler befunden. Wie unsere Leser bereits richtiggestellt haben werden, muß es selbstverständlich nicht „uneinige“, sondern „eineinige Zwillinge“ heißen.“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Nicht zu ertragen

„Ich kann meine Schwiegermutter nicht mehr ertragen.“

„Wohin sie bei dir im Hause?“

„Nein; aber sie kommt jedes Jahr zweimal zu Besuch.“

„Nun, das ist doch schließlich zu ertragen.“

„O, glaubst du? Sie bleibt jedesmal sechs Monate.“

Sie kennt ihn

„Aber, Alte, wie bist du mir auf den Bein danken gekommen, mir zum Geburtstag mein eigenes Bild eingerahmt zu schenken?“

„Ich weiß doch, daß du nicht leben kannst, ohne ein Glas vor der Nase zu haben.“

Zwei, die nichts wissen

Knabe: Vater, ich will einen anderen Lehrer haben!

Vater: „O! Was hast du denn an deinem auszuweichen?“

Knabe: Ich weiß nichts. Immer fragt er mich; aber ich weiß es meistens auch nicht.“

Lessing

Lessing wurde einmal von einem eingebildeten jungen Manne gefragt, was eigentlich der Unterschied zwischen einem Lustspiel, einem Schauspiel und einem Trauerspiel sei. Lessing antwortete: „Daß Sie das nicht wissen, ist für mich ein Lustspiel, für die Gesellschaft ein Schauspiel und für Sie ein Trauerspiel!“

148 Seiten Großformat in Leinen gebunden RM. 4.—
In unserem Verlag erschienen soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signys auf Asgard, das aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenheiligtum stellt der Dichter dann die große Himmelschlacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zweizehnhörigen Laurin kommt sie, schon durch Roland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstenkreis hinein, findet aber in den zwischen dem sterbenden Heidentum und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.

Der Verfasser hat die für das weissenste Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnhörigen gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber vergessen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten. Im Übrigen wird sein Interesse durch die spannenden Schilderungen des ganzen Buches geweckt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Die Karten lügen nicht ...

Der Ehemann: „Nun, Liebling, was rechnest du denn da?“

„Rechnen!“

„Wird es das auch wirklich?“

„Aber, erlaube mal, ich habe mir vorher die Karten gelegt, es wird Rechnen!“

Vor dem Richter

„Angeklagter, wie kamen Sie dazu, im Schnellzug den übrigen Fahrgästen zu streiten und schließlich zuzuschlagen?“

„Ich hatte eine Zuschlagkarte, Herr Richter!“

Die Andeutung

„Es dumm wie du warst ich in deinem Alter noch nicht!“

„Aber in der Zwischenzeit bist du doch älter geworden!“

Pech

Sie: „Es ist statistisch festgestellt, daß in unserem Lande fälschlich mehr als fünftausend Menschen verurteilt, von denen man nie wieder etwas hört.“

Er (seufzend): „Und nie ist einer dabei, dem wir Geld schuldig sind!“

„Meine Frau ist methodisch genau. Für alles und jedes hat sie einen ganz bestimmten Platz.“

„Meine Frau auch. Aber sie kann den Platz nie finden.“

Freundinnen unter sich

„Weißt du, also was ich gehe?“

„Nein, also was denn?“

„Als Haremndame.“

„Aber pui, warum denn?“

„Weil die Haremndamen jetzt alle geheiratet werden müssen.“

*Broughton
Bin*

DE PLEIN ANZEIGE

*„Der
Jugend“*

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildervergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



Schwachen Männern

braut mildernde Sublimation Diätet und kulturelle Separation Dietrich Rob. Reichenhall 536

ZEITUNGS-AUSSCHNITT

LISTEN
ADRESSEN
SCHREIBEN
WURSTSENDUNGEN
BILDERGUT

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN

PERMANENT, 17, HANNOVER STR. 10, 100 UND 101
BRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANFORDERN



Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstsammler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterschriebenen Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterschriebenen Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRSTR. 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen

empfiehlt sich
G. HIRTH VERLAG AG,
München, Herrstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Kunsthandel und den unterschriebenen Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog IPreis RM. 2.70 zusätzlich Portoposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Lesen den

Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereispot - Verlag

Dr. Hanns Schlotfeld
München NW 2
Karlsstraße 44

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

**Zeitschriften gehen
mit der Zeit-Drumme
mit der Zeitschrift.**

LEST DIE „JUGEND“

MÜNCHENER KUNST

Sonderausstellungen in der Neuen Pinakothek

10—16 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

Januar und Februar

Verunglücktes Studium

Der Schauspieler Dpitz in Leipzig mischte sich als junger Künstler in allerlei Gesellschaften, um das Tun und Treiben der Menschen zu beobachten. So ging er einst in einer Gesellschaft in einen Gasthof zu Gehls. Ein Bauer sitzt dort allein an einem Tische bei seinem Krüge Bier. Dpitz merkt ihn, um zu sehen, was er sagen und tun werde. Der Bauer aber entgegnet und tut nichts, so daß Dpitz ihn endlich in Ruhe läßt und zu seiner Gesellschaft zurückkehrt. Der Bauer trinkt gemüßlich sein Bier aus, steht dann auf, geht zu Dpitz, klopf ihm auf die Schulter und sagt in ruhigem Tone:

„Weißt Er, mein lieber Herr, ich bin kein Narr nicht! Aber morgen komme ich nach Leipzig und gehe in's Theater; da ist dann Er mein Narr!“

Phokion

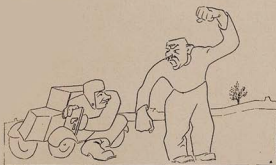
Zu Phokion sagte Demosthenes:

„Die Athener werden dich töten, sobald sie zu rasen anfangen.“

„Und dich“, entgegnete Phokion, „wenn sie wieder vernünftig geworden sind.“

Metamorphose

Toni Bichtl



Alexander

Perillus hat seinen Vönmmer Alexander von Makedonien um eine Aussteuer für seine Töchter. Der König befahl, ihm 50 Talente aus seinem Schatz auszuzahlen. Und als ihm Perillus versicherte, daß 10 Talente schon hinreichen, erwiderte er:

„Dir genügt es, so viel zu empfangen, aber mir nicht, so wenig zu schenken.“

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatz des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seix Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderer Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Auch ein Kriegssopfer

Es ist bekannt, daß der Südfranzose gerne übertreibt. Siehe: „L'ar-tin von Tarascon“.

Sagenhaft ist aber auch die Übertreibungslust der Marzelleiser. Sie haben ihren Anecdotenhelden „Marcius“.

Befagter Marcius sitzt also eines Tages mit einigen Freunden in einer Kneipe in Marseille.

Durch einen Zufall kommt das Gespräch auf den großen vergangenen Krieg.

Einer der Marzelleiser beginnt aufzufahren und sagt: „Ich — wissen Sie was ich im vergangenen Krieg gemacht habe? — Ich habe mit meiner Mitrailleuse dreitausend Boches getötet.“

Darauf sagt ein anderer: „Das ist gar nichts. — Ich habe mit meinem verrosteten Bajonett sechstauses Gefangene gemacht.“

Schweigen — — —

Schließlich fragt einer: „Na — und du Marcius? — Du sagst gar nichts? — Du warst doch auch im Kriege.“

Worauf Marcius prompt antwortet: „Ich kann nicht miteden. Ich bin bei Verdun gefallen.“

Frankfurter Englisch

Es war noch vor Zeit, wie der Deutsche Bundesdag in Frankfurt war, da hat der Jakob Biedle — merz hotten „des Schlappmaul“ ghaht, mo er is jeh schon lang dat — Da hott der also vor dem Konjil Murphy sein Haus Holz klaa gemacht.

Da kummt su ä langer, gafelecher Engellämmer, mit Noresbadder merde un Manschette, un frägt en:

„Is Mister Murphy at hom?“

„Na“, jeggz ders Schlappmaul. „Er is net desam.“

„Is he gone out?“

„Ja, er is ausgegan.“

„I thank you.“

„Jo gern geschehe!“

Wie der lange Engellämmer fort war, hott ders Schlappmaul ersche lang vee sich hie geistiert, dann hott er mit dem Kepp geschiddet und seggt:

„Gottverdammich, jehst kann ich englisch babbele un habs gar net gewist.“

Z.

Maçon



FOTO-ECHE

Das Vergrößern macht's!

Es ist keine übertriebene Behauptung, wenn wir sagen, daß erst durch eine Vergrößerung dem fotografischen Bilde sein letzter Schluß gegeben wird. L. der Vergrößerung kann einem Gestaltungszusatz wirksam werden. Wahl des Ausschnittes, Abblenden der Tonwerte, Grad der Bildschärfe, Format und vieles mehr sind Möglichkeiten, die sich uns hier zu einer bewußten Arbeit aufzählen.

Übertriebene Behauptungen sagen, daß Vergrößern teuer sei. Gewiß sind ein paar Anschaffungen notwendig, die sich aber bald bezahlt machen, denn wir sie erst zusammen verstehen. Man denke nur an den Kleinbildapparat. Ein Bild bis zur Größe 6x9 scheinlich ist eben noch kein „Bild“. Was das auch von vielen behauptet wird. Wer darauf achtet, daß seine Bildersammlung in einem größeren Format (etwa 10x15 cm) angeordnet wird und ausschließlich Fotos in exaktem und vollendetem Ausschnitt zeigt, wird ganz von selbst größere Freude am Fotografieren empfinden als der Nat-Künstler.

Zum Vergrößern brauchen wir einen Vergrößerungsapparat. Solche Geräte gibt es schon von ca. 20 Mark an, wie man natürlich auch solche zu 100 und mehr Mark erhält. Aber eine so große Ausgabe ist nicht erforderlich.

Für den Durchschnittsamatuer genügt ein Vergrößerungsapparat vollständig, der in Verbindung mit der Kamera gebraucht wird. Er kommt unter dem Namen Luminax in den Handel und existiert für Platten- und Filmkameras.

In mittlerer Preislage sind die Amateurgeräte mit Optik und Belgen. Sie werden von den verschiedensten Firmen hergestellt. Für den, der möglichst vielseitig ausgerüstet sein will, können solche Geräte empfohlen werden.

Schließlich gibt es noch Vergrößerungsapparate mit automatischer Scharfeinstellung. Während die Scharfeinstellung sonst mit der Hand entsprechend dem Vergrößerungsmaßstab vorgenommen werden muß, erfolgt sie bei diesen Geräten automatisch durch eine sinnreiche Konstruktion.

Voraussetzung für eine einwandfreie Vergrößerung ist ein feinkörniges Negativ. Wir erreichen es durch Verwendung von Feinkornemulsionen bei der Aufnahme, reichlicher Belichtung und Entwicklung in einem Spezial-Feinkornentwickler. Der Negativcharakter (weich — normal — hart) läßt sich wie beim Kopieren durch Verwendung eines entsprechend graduierten Vergrößerungspapiers ausgleichen. Das Papier wird so lange belichtet, daß es gerade nach etwa zwei Minuten ausentwickelt ist. Dann geben wir die Vergrößerungen der besten Töne. Es findet während der Belichtung Aufnahme in einem Kopierrahmen oder einer Vergrößerungskassette, wo sich durch eine entsprechende Maske leicht jeder Bildausschnitt bestimmen läßt. Die Scharfeinstellung erfolgt auf ein Stück Papier im Rahmen, das später das Fotopapier ausgewechselt werden muß. Über die gestalterischen Möglichkeiten berichtet die nächste Foto-Ecke.

Industrie-Neuheiten.

Das Pala-Fotowerk in Heilbronn bringt seine Fotomaniere in einer komplizierten Packung mit zwei oder drei Hirtengarden Inhalt. Für den selbstbestimmenden Amateur ist das eine wichtige Neuheit! Er braucht nicht einen hohen Betrag zu einmal auszugeben, um sich verschiedene Packungen mit mehreren Gradationsformeln wichtig und damit ein Tip zu unseren Thema-Vergrößerungen. Man läßt sich am besten durch den Fotobändler oder direkt von der Fabrik ein Prospekt geben.

gl-1.

„Die Vorteile eines solchen Traktors bestehen darin, daß die ganze Feldarbeit in der Hälfte der bisher üblichen Zeit erledigt wird.“

„Ja mei... Manderl... dörwegn wächst der Habern a net schneller.“

Große Friedens-Toilette



„Na, wenn er jetzt nicht anbeißt . . .“
„Am Ende geben die zwei doch noch ein Paar“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 8



Damenporträt

Carl Barth

NILPFERDJAGD

VON BRUNO CORRA

Hüßlich war er nicht. Dafür aber interessant. Ein wahrer Hüne, als wäre er nach Maß geschaffen worden, damit er in Einklang stünde zu den wichtigen Möbeln, die seit Jahrhunderten in den Gemächern des Schlosses prangten. Ein Krieger aus dem Altertum oder ein Bürger aus dem Mittelalter, durch ein Wunder in das zwanzigste Jahrhundert versetzt. Auch sein Name klang altmodisch, übertrieben, lächerlich: Eugenio Vittorio Camillo Herzog von Rodano.

Er war nie gefellig gewesen, nicht einmal als junger Mann. Mit den Jahren war er noch verschlossener geworden, ein echter Brummbär. Sicherlich hatten seine Leidenschaft für die Hochjagd und die Gewohnheit, fast das ganze Jahr in Afrika oder Indien zu leben, seinen Charakter verschärft und ihn so menschlicher gemacht. Mit fünfundsiebenzig Jahren war er infolge einer Krankheit etwas schwächeliger geworden: ein neuer Schranken zwischen ihm und den Menschen. Er hatte auf Reisen und Jagden verzichten müssen und sich in sein Schloss zurückgezogen. Verwandte hatte er keine, und auch seine Jugendfreunde waren ihm entfremdet. Wenn er im Laufe eines Tages zwanzig Worte sprach, um Befehle zu erteilen, ruhte sofort das ganze Dorf, daß der Herzog fünf Worte mehr als sonst über die Lippen gebracht hatte.

Ein Diner, der seit vielen Jahren bei ihm angestellt war, ruhte zu erzählen, daß der Herzog wegen einer Frau so menschlicher und schwermüde geworden war. Als vierundzwanzigjähriger Mann hatte er vergessens um die Hand eines in Rom lebenden Mädchens angehalten. Aus Joren über den erhaltene Korb war er nach Afrika gezogen und hatte ein wahres Gemetzel unter den Raubtieren veranstaltet. Eine eigene Art, seine Wut auszulassen und sich zu rähen...

Jeden Morgen nach dem Frühstück las Eugenio von Rodano die Zeitungen, machte einen Spaziergang im Park und besuchte dann seine Sammlungen wilder Tiere. Zu ebener Erde, aus einer Halle, deren Wände mit Gewehren, Pistolen, Speeren, Bögen und Pfeilen geschmückt waren, trat man in den ersten, den Löwen gewidmeten Saal. Fünf Löwen und fünf Bübinnen, funktionslos ausgeliefert, standen in kampfbereiter Stellung einander gegenüber. In dem zweiten Raum befanden sich nur Tiger, in dem dritten, bunt durcheinander, verschiedenartige Raubtiere: Leoparden, Panther, Hyänen, Krokodile. Der vierte Saal enthielt fünfzehn ausgelieferte Nilpferde. In diesem verweilte der Herzog fast eine halbe Stunde. Die Diener wussten, daß sie ihren Herrn unter keinen Umständen stören durften, während er sich mit seinen Nilpferden unterhielt.

Diese halbe Stunde bildete den Höhepunkt seines Tageswerks. Jedes dieser fünfzehn Nilpferde, die für einen unbeteiligten Besucher nur große, häßliche, mit Stroh ausgestopfte Raubtiere waren, stellte für ihn einen siegreichen Augenblick seines Lebens dar. Mit gespreizten Beinen trat er vor das erste hin. Der Anblick des Dickhäutlers zauberte ein unwirkbares Dicksch von Baumstämmen, Gebüsch und Bäumen vor ihn hin, die taufend Geräusche des Urwaldes, das Rauschen der breiten Ströme der Tropen. Die Zeit tat einen jähen Sprung nach rückwärts. Von neuem jung geworden, erlebte der Herzog wieder die glänzendsten Augenblicke seiner Jägerlaufbahn.

Die Jagd war die einzige Leidenschaft seines Lebens gewesen, und seine Jagd hatte ihn so zu begeistern vermocht wie die Nilpferdjagd. Konnte es etwas Aufregenderes geben, als allein dem schrecklichen, ungeheuren Raubtier entgegenzutreten, das mit gesenktem Kopf seinen

Vorstoß machte, während die zu Lode erschreckten Neger sich hinter den Baumstämmen verbargen? In kniender Stellung das Gewehr in Anschlag zu nehmen, kaltblütig auf die einzige verwundbare Stelle des Nilpferdes zu zielen, auf das bewegliche Auge? Ein Schuß, ein kleines Rauchwölkchen und das Krachen eines zusammenbrechenden Körpers. Fünfzehn erlegte Nilpferde, fünfzehn Schüsse, fünfzehn Kugeln, durch die Augenhöhle eines im Galopp anstürmenden Dickhäutlers gejagt.

Der tägliche Besuch bei seinen Nilpferden und anderen Raubtieren war sein einziges Vergnügen, sein einziger Zeitvertreib. Der Park wurde von einer Meute scharfer Wachhunde gehütet. Kein Einwohner des Dorfes wagte es, ihn zu betreten. In den letzten Jahren hatte der menschenhäutliche Schlossherr zehn angesehene kleine Anwesen erworben und die betreffenden Bauernhäuser niederreißen lassen, um nicht von der Neugierde der Leute belästigt zu werden. Jeweils gab er sich träumerischen Erinnerungen hin. Reisen, Schiffe, Karavannen, Sudan, Uganda, Kongo, Bengalen, schwarze Träger, Gewerbe, Urwälder, Seen, Flüsse, Zeltlager, Raubtiere belebten seine Phantasie, und im Hintergrund tauchte ein blaßes Frauengesicht auf, mit zwei großen schwarzen Augen und einem lachenden Mund. Es war das Mädchen, das ihm nein gesagt und einen Kavallerieleutnant geheiratet hatte...

Zehn Häuser hatte er angekauft und dem Boden gleich gemacht, aber das erste wiederstand ihm. Es war ein zweifelhaftes kleines Haus. Von seinen hinteren Fenstern und von seiner Terrasse konnte man in den Park hineinsehen. Seit vier Jahren belagerte der Verwalter des Herzogs den Besitzer des Hauses, den Gemeindevorsteher, mit seinen Kaufangeboten. Aber der Arzt war ein anspruchsvoller, auf seinen Grundbesitz hängender Mensch, der sich vom Geld nicht verlocken ließ. In dem Hause, sagte er, war er geboren, in dem Hause wollte er sein Lebensende erwarten. Und seiner Tochter, einem brünetten, fast aussehenden Mädchen, das sich fast immer in Rot kleidete, bereitete es ansehend ein besonderes Vergnügen, sich um die Zeit, da der Herzog seinen Spaziergang im Park machte, auf ihrer Terrasse auszuklinken und ihn zu beobachten, als wäre er ein Phänomen oder ein Nilpferd!

Als der Herzog eines Morgens vor seinen Nilpferden stand, spürte er mit einem Male eine lose Verätzung am Knie. So lebhaft hatte er eine wilde Jagdscene vor sich gesehen, daß er im ersten Augenblick instinktiv glaubte, von einer Schlange bedroht zu sein. Er senkte den Blick und sah ein Kästchen, ein weißes Kästchen, das sich an seiner Seite rieb und mit schneidenden gelben Augen zu ihm hinaufblickte. Herzog Eugenio erriet sofort, daß es eine Kage war und kein Kater, denn nur eine Kage konnte so verführerisch blicken und nur einer Kage konnte es gelingen, den Park zu durchqueren, ohne von den Hunden überfallen und zerfleischt zu werden.

Woher kam sie? Wem gehörte sie? Der Mann, der Kagen nicht leiden mochte und während war, daß sie ihn in seinen Träumen gestört hatte, wollte ihr schon einen Fußtritt versetzen, aber gerade in diesem Augenblick mißraute die Kage. Er hielt inne. Er hatte das Miauen gehört, hatte all seine Löwe, Übergänge und Schattierungen erfasst. Der dünne, durchdringende Klang hatte das Hindernis seiner Schwermüdigkeit überwältigt, ohne etwas von seinem Schmerz einzubüßen. Und der trübsinnige, menschliche Conterclong sagte sich mit bebender Stimme: „Ich bin also doch nicht gar so taub!“ Es stimmt also nicht,

(Fortsetzung S. 116)



Die Gasse

Willi Scholz

DIE ALTE STADT

Vergeschlossen liegen Tür und Tor,
Die Häuser ruhen aus und schweigen —
Die Giebel leuchten weiß und neigen
Sich schläfrig in die Gasse vor.

Das Leben zog aus jedem Haus,
Es ruhen die gewirkten Stuben
Von Kinderlärm und lauten Buben
Bere eine Stunde lang sich aus.

Die Fenster glänzen hell und blau,
Bisweilen zeigt sich hinter ihnen,
Im Dämmer zierlicher Gardinen
Manch eines alten Scheitels Grau.

Der Brunnen auf der Straße rauscht
Und gießt sein Silber in das Becken,
Nichts kann den Schlaf der Stunde wecken,
Die ihrem eig'nen Pauken lauscht.

Georg Schwarz



Bauern am Bozener Markt

Franz von Defregger

Daß mich meine Schwerhörigkeit dem Spott meiner Mitmenschen aussetzen muß! ...“ Er hatte das Empfinden, als dränge ein Löschtrahl in das Gefängnis, wherein er sich selbst verbannt hatte. Und das weiße Käpchen miaute wieder und begann ziellos im Saal umherzuschreiten, mit seinem hochgereckten Schwanz geheimnisvolle kabbalistische Zeichen in die Luft zeichnend. Und hin und wieder wandte es sich nach dem Manne um, der ihm folgte, und fuhr fort zu miauen, als wüßte es, daß es ihn damit einen Gefallen tat. Da kehrte sich der Herzog jäh um. Es hatte ihm geschienen, als ob eine andere Katze miauend in den Saal geschlichen wäre. Es war aber eine menschliche, eine weibliche Stimme:

„Mein Käpchen! Ist es hier? Mein Gott, welcher Schreck! So ein Glück! Mein Schatz! Ich hatte solche Angst, daß Ihre Hunde sie zerfleischt hätten!“

Ein rotes Kleid, ein hübsches blaßes Gesicht, zwei große schwarze Augen, zwei weiße Hände, die lebhaft umherfuchtelten.

„Verzeihen Sie. Ich kann kaum atmen. Ich bin so gelaufen ... Ich hab’ solche Angst vor Hunden ... Ich weiß nicht, wie ich den Mut aufgebracht habe, Ihren Park zu betreten ... Ach, mein Schatz, mein süßer Schatz!“

Der Herzog, der ihr sprachlos zugehört und zugehört hatte, faßte sich und fragte unvorsich: „Wer sind Sie, Fräulein? Woher kommen Sie? Nehmen Sie Ihre Katze und ...“

„Was? Die Tochter eines ikebühigen Gemeindefarztes? Und sie wagte es, so vor den Herzog von Nodano zu treten, als wäre sie seinesgleichen? Ausgerechnet sie, die Tochter des Mannes, der sich seit vier Jahren weigerte, ihm seine alte baufällige Hütte zu verkaufen? Unter dem Vorwand, die Katze zu suchen? In Wirklichkeit aber, um ihn einmal in der Nähe zu sehen, nachdem sie ihn so oft vom Fenster oder von der Terrasse aus angestarrt hatte? Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Nehmen Sie Ihre Katze ...“ schrie er. „Und ein andermal ... ein andermal, Fräulein ...“

„Lucia ... Ich heiße Lucia ...“ flötete sie mit ihrer klaren, einschmeichelnden Stimme.

Als sei er ein Nülpferd und als habe sie ihn mit einem wohlbezogenen Schuß ins Auge getroffen, so blieb er unbeweglich vor ihr stehen. Der süße Klang ihrer Stimme wirkte wie eine Kugel, die in sein Hirn drang und das Lächeln ihrer Lippen, das Feuer ihrer schwarzen Augen mit sich trug. Und der Herzog fühlte, wie ein wildes Tier in ihm zu Tode getroffen zusammenbrach.

„Sie heißen Lucia? ... Und damit? ... Ach, diese heutigen Mädchen...“

Er war erledigt. Ein Schuß, eine kleine Rauchwolke, tot. Zur Strecke gebracht. Was war aus seiner Wut geworden, aus seinem Ekel? ... Lucia? ... Ein Schuß. Der klassische Treffler ins Auge. Fünfzehn Küspfer. Und eines dazu: sechzehn... Aus der Nähe gesehen war sie viel hübscher... Und sah sie nicht einem anderen jungen Mädchen ähnlich, das er noch nicht ganz vergessen hatte? ...

Da hörte man ein Krachen von Kugeln auf einem Lederpanzer. Das weiße Käpchen war auf den Rücken eines Küspferdes geklettert, kauerte sich dort nieder, blühte auf seine Herrin herein und miaute, als wollte er sie sagen: „Mach es so wie ich. Sprich ihm auf den Nacken. Huh! keine Angst. Er ist nur mehr ein ausgeflossenes wildes Tier...“

„Hören Sie, lieber ... Herr Herzog, ich verging geradezu vor Verlangen, Sie kennenzulernen, Sie zu sprechen! Seit Jahren, verstehen

Sie? ... Und jetzt führen Sie mich ein wenig in Ihrem Museum herum, zeigen Sie mir etwas... Erzählen Sie mir zum Beispiel die Geschichte dieses Raubtiers. Haben Sie es selbst getötet? Und mit wieviel Schüssen?“

„Mit einem einzigen Schuß. In das rechte Auge. Hier. Im Sudan. Am Weihnachtsabend war ich von Khartum ausgebrochen...“

Als sie dann Mann und Frau wurden, sah man, daß es zwischen einem Krieger aus dem Altertum und einem modernen Mädchen, zwischen einem Dugheren aus dem Mittelalter und der Lechter eines Landarztes keinen unüberbrückbaren Gegensatz gibt. Besonders sah man es, als Lucias schwarzes Haar in vollkommenem Einklang die blauen Augen der Herzogin von Nodano umrahmte, und zwar in dem Gesicht eines Knirpsleins, das im Park gehen lernte: des kleinen Zäppl, Zäpplene, allgemein Pampi genannt.

Besuch in einer Wortkrämerei

Wolfgang von Weber

Als Zeitungsberichterstatter kommt man schließlich überall hin. Das Verborgenste tut sich einem auf. Einsiedler, die aus ferne Inseln geflüchtet sind, um garantiert niemanden mehr zu sehen, laden einen freundlich ein, in möglichst großer Auflage doch einen eingehenden Bericht über ihre Einsamkeit zu bringen. Täglich erhält man von geflohenen Entschlüssen vertauschte Zuschriften über ihren Aufenthalt, ihre weiteren Absichten und genauen Erkennungszeichen: man möchte doch auch einmal über sie eine Reportage bringen. Ganze Herden von Kühen mit sechs Füßen, drei Augen und den phantastischsten Hörnergezeiten beflümmen einen. Jede Kuh möchte zuerst in einem markanten Artikel Erwähnung finden. Neulich kam schließlich auch ein Mann zu mir, schüttelte mir in beredten Worten, er sei bis gestern taubstumm gewesen, nun sei er auf einmal gehört, weil er zum heiligen Döllfuß gebetet habe. Da ich über seinen Fall in besonderen und über die Wunderwirkungen im allgemeinen...? Glücklicherweise war der Mann hellhörig genug, um mein unterdrücktes Lachen zu vernehmen. Und nun kam heute mein Freund, der Kupferstecher Diebstahl, zu mir und raunte mir zu, er hätte die blaue Blume der Reportage gefunden: „Ein Reportageklein, ein Reportageklein!“ flötete er, daß es wie Honig von seinen Lippen quoll: „also ich sag die, ein Reportageklein...“ Ich wurde gleich ganz ungeduldig, als er mich so lange auf die Wartefolter spannte und fuhr ihn an: „Na, ma red schon, ich bestell in großem das Alute!“

Er jagte: „Also, wie die die Überschrift zu diesem Beitrag bereits verdrät, handelt es sich um eine Wortkrämerei. Ist noch nichts darüber geschrieben worden! Sehr ausschweifliche Sache! Du bist bestimmt der erste, der wo... also ich versichere dich... in der Nähe vom Wortspielplatz...“

Die letzten Worte hörte ich nur noch ganz fern, denn ich war mittlerweile in einen Kräftwagen gesprungen. Der Chauffeur preistete wie wild auf die armen Pferdchens ein und in kürzester Zeit waren wir an der Ort und Stelle. Vom Wortspielplatz herüber erschoß

das Getöse eines lebhaften Wortstreites und ich konnte von meinem Standort ganz gut beobachten, wie sich die beiden Spielgruppen, die Stammtischrunde zum „Heutigen Et“ unter ihrem Wortführer Epistel mit der Stammtischrunde „Luftige Brüder“ unter dem Wortführer Max Nörgler in ein freizeitisches Wortgewirr verstrickten, dem endlich ein eisalter Wortschwall von Schiedsrichters ein jähes Ende bereite.

Aber auch von der anderen Seite her: nahm ich ein unüberhörbares Geräusch. In dem nahegelegenen Wortbruch wurden gewaltige Eperengungen vorgenommen. Eine rote Fahne bezeichnete zwar die Stelle, an der die

Gefahrene begann, dennoch aber flogen bisweilen kühnstenfalls Wortbecken (Zustückler! Soll „Wortbecken“ heißen. Der Zecher!) bis zu uns herüber. Doch davon wollte ich eigentlich gar nicht reden. Sondern vielmehr von der Wortkrämerei, vor der ich stand.

Ich las an der Eingangstür die Aufschrift:

Bombastian Gei
genannt Papa Gei
Wortklauber

und trat ein. Zwei Herren hinter dem Ladentisch begrüßten mich recht höflich und fragten: „Wenit zu dienen?“

Ich zog meine bedeutendste Miene und gab ihnen in gütigster Weise zu verstehen, daß ich sie interviewen wolle, um etwas über das Geschäft zu berichten. Der ältere der beiden Herren stellte sich als Geschäftsinhaber vor, zeigte sich hocherfreut und geriet schließlich ganz außer Rand und Band vor Freude, als er hörte, ich beabsichtige, in der Münchner „Jugend“ meinen Bericht unterzubringen. „Die Jugend“ tief er aus: „kenne ich von meiner frühesten Jugend her! Auch mein Sohn hat sie schon in seiner Jugend gelesen. Er ei, das freut mich aber und ich wünschte mir, daß Sie mein geschätztes Geschäft in dieser Kinderzeitschrift besprechen wollen.“

Nach diesen seinen einleitenden Worten setzte ich mich in eine Ecke, um mir meinen Lauschenbericht auf Grund folgenreicher Vorgänge in aller Ruhe notieren zu können. „Erkläre dem Herrn noch rasch, bevor ein Kunde kommt, unser Geschäftsprinzip!“ forderte Herr Gei den jüngeren Herrn, seinen Gehilfen, auf und dieser beugte sich dienstfertig über den Tisch und erklärte: „Nun, des is sich ganz einfach, des wern ma glei ham. Mir bedien' heit seitene Zeit, des wo, ich mechte fast schon, nich d' riddlichen Ausdruck bedien. Des wo quasi aufs Mei gefallen fan. Er verschaden mich doch, nich? Mir stam se uns awer beikenne nich deier, d' Leit tean ma net autewahren. Ma stam se uns durchaus 'n redtes Unternähm, b'scheint tean ma neand...“



Das Gewissen

F. Bilek



Feldmoching im Winter

Toni Bichl

Jeh unterbrach: „Was haben denn Sie für eine merkwürdige Aussprache? Das ist ja Sächsisch und Bayerisch in einem!“ Herr Gei nickte: „Ja wissen Sie, mein Gehilfe ist eine interessante Kaffeemischung; er hat einen sächsischen Vater und eine oberbayerische Mutter. Das drückt sich in seiner Aussprache aus. Ich habe immer schon gesagt...“ Der Gehilfe wurde rot und meinte ablenkend: „Na, das gibst du doch nicht so sehr, das kriegen wir schon.“

Die Tür ging auf und ein Fräulein trat ein. „Womit zu dienen?“ fragten die Verkäufer. „Ich möchte“, erwiderte das Fräulein: „ein recht hübsches Wort für meinen Bräutigam. Dieser habe ich ihn immer Süßer Walfisch“ genannt, aber er findet das albern. Hätten Sie nicht ein ganz neues Wort auf Lager?“ Herr Gei setzte seine Denckemeine auf und fragte zurück: „Was ist Ihr Bräutigam von Beruf? Was für eine Figur?“ Das Fräulein lächelte stolz: „Er ist Ableist im Variété, ein Mordokel von einem Mann, solche Musikeln, er ist zwei Meter groß.“ Herr Gei's Gesicht hellte sich auf. „Dann nennen Sie ihn doch einfach Mäuschen!“ „Ausgezeichnet“, freublokte das Fräulein, „was kostet das Wort?“ Der Gehilfe sah beflissen in der Preisliste nach: „Zwosa Markt und fünfzig Pfennige. Wenn Sie uns aber d'n Siejn Walfisch in Lausch gän, nacha kosts bloß da Markt fünfzig.“ Womit die Dame einverstanden war. Sie zahlte, ließ den süßen Walfisch zurück und ging.

Sie gab die Zücklinke einer anderen Frau in die Hand, die gleich sagte: „Sie, hätten Sie vielleicht a Wort für mein Franzl? Wie der ausschaugt? O mei, a ganz a Hosana is'r, scho fast a Vitupatner, a ganz a schmächts Mandl, höchstens 100 Pfund...“

Ein kurzer Handel, die Frau zahlte 2 Markt 50 Pfennige und ging mit ihrem Süßen Walfisch befriedigt zur Türe hinaus.

Am Flusse

Von Max Bevers

Mondbeglänzter Wasserlauf,
Wandler voller Ruh;
Gräßt in mir die Echnacht auf,
Lieber Murrler, du.

Zauberst Bilder aus dem Echland,
Traumgewekt und bleich;
Meiner Seele tiefer Grund
Ist dir, Wasser, gleich.

Komm woher und geht wohin,
Unbekannt das Ziel;
Ach, es scheint den dunklen Sinn
Alles nur ein Epid.

Fällt von oben Schimmer her,
Wie der Mond aus dich,
Abne ich mein fernes Meer,
Wie die Wolke dich.

Eingedämmt wie uns're Bahn,
Raucht hindab die Feist,
Und wie deine Flut der Kahn,
Mich die Zeit durchhaust.

Trägt uns beide fort zur Ruh,
Nach bewegtem Lauf, —
Freude hoffend, ich und du,
Schweben wie hinaus.

Aber das Geschäft blühte! Zur Türe herein kam ein verkommener Jüngling, fuhr sich nervös durch die rötlich schimmernden Haare und seufzte: „Als junger Dichter bin ich in äußerster Verlegenheit. Ich brauche unbedingt ein andres Wort für Mond“. Ich kam nicht immerzu dasselbe Wort gebrauchen. Das wächst meinen Lesern allmählich zum Hals heraus. Die Kritik nennt mich bereits den „Monddichter“. Also, was haben Sie für Wörter?“ Der Gehilfe stieg auf eine Leiter und holte einen Karton vom Warenbord herunter. Er öffnete die Schachtel und zeigte die verschiedenen Muster vor: „Also da hab'n ma zurecht mal 'Draband'. Des mögn S' net, na? Nu, wie wersch mid' Lubna? Na net. Macht nix. Gefälld Eahna vielleicht Nachschelbe? Net? Nu warden Se mal, des ween ma glei ham. Nachbargeshötn' oder Edekind? Der Edejohn', weil der Mond doch 'n Eohn von der Erde is? Alles nichts? Ja faktarval kräftuckn. Ich woids brempf. Wissen S' was? Nähm Se doch alles gesamt: Nachtschneibeneidenjohngefsin' für 4 Markt, ha?“

Glücklich entfernte sich der Dichter, ein dickes Paket unter dem Arm.

Ich blühte auf die Uhr und sprang auf. Hastig griff ich nach meinem Hut und verabschiedete mich. „Darf ich mich erlauben, Ihnen ein kleines Andenken zu überreichen?“ sagte noch rasch Herr Gei und drückte mir ein Paketchen in die Hand: „Es ist nur ein alter Lodenbüter, der leider furchtbar schlecht geht; aber Ihnen wird die kleine Gabe vielleicht Freude bereiten...“ Ich bedankte mich, stürzte hinaus und packte erst auf der Straße das Geschenk aus. Es war das Wort Veranste! Ausgerechnet Veranste! Was sang' ich jetzt im Fasching damit an.

Schulzenberichte

I.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß unsere Uhren nach der Sonne gerichtet werden. Weil die Sonne aber nicht an allen Orten zu gleichen Zeit ihren höchsten Stand erreicht, so ist es von Rechts wegen auch nicht gleichzeitig an allen Orten mittags 12 Uhr.

Diese Tatsache, die sich besonders mit dem Auskommen des internationalen Eisenbahnverkehrs als Uebelstand bemerkbar machte, wurde abgeändert durch Einführung der Einheitszeit. Das heißt: Berlin, München und Wien verzichteten auf ihre eigene Zeit und richteten sich nach Prag, das am zentralsten in Mitteleuropa liegt. In Stuttgart zum Beispiel mußten alle Uhren um ein paar Minuten vorgerichtet werden, während Budapest ein paar Minuten zugeben mußte.

Wenige Wochen nach Einführung der Einheitszeit sah sich ein schwäbischer Oberamtmann veranlaßt, bei seinen Gemeinden nachzufragen, ob die Einheitszeit reibungslos sich habe einführen lassen. Ein Schultheiß, der in wohnlicher Abgeschiedenheit des Schwärzwaldes seines Amtes waltete, lieferte folgenden prächtigen Bericht:

„... Die Einheitszeit hat sich reibungslos bei uns noch nicht einführen lassen, dieweil sie nämlich noch gar nicht eingeführt ist. Bei uns ist man gewohnt, die Einheitszeit erst dann zu beginnen, wenn es kalt wird, und das ist im Oktober oder November und nicht schon im Juli. Das Schulzenamt wird sich geflatten, zu seiner Zeit dem königlichen Oberamt zu berichten, wann es so weit ist ...“

Ob es dem Oberamt gelungen ist, seinem Schultheißen beizubringen, daß Einheitszeit und Einheitszeit zwei Paar Stiefel sind, wurde nicht bekannt.

II.

Ein anderer Oberamtmann forderte seine Herren Ortsvorsteher auf, mitzuteilen, wieviel die Gemeinden alljährlich zu Schulzwecken aufzuwenden hätten.

Der ganz besonders gewiegte Schultheiß einer kleinen Gemeinde aus der Ulmer Gegend traf mit seiner Antwort den Nagel auf den Kopf. Er schrieb:

„... In unserer Gemeinde ist es Sitte, daß die Schulkinder nach stattgehabter Prüfung durch den Herrn Oberamtschulrat vom Schultheißen einen Weiden geschenkt bekommen. Daß auch dem Schultheißen ein Schulz-Weiden spendiert wird, davon ist hier nichts bekannt. Es soll aber in Zukunft also gehandhabt werden, falls dieser Schulz-Weiden vom königlichen Oberamt gestiftet wird.“

Der Oberamtmann, der humorbegabt war, schrieb unter diesen Schulzenberichten:

„Gemeinigt!“

Und so bekommen die Schultheißen des betreffenden Dorfes nach jeder Schulvisitation ihren Schulz-Weiden bis auf den heutigen Tag.

Karl Gideon Göpfle



Motiv aus Mersburg

Heinz Kistler



Einer allgemeinen Anregung folgend, gestatten wir uns, hier die Vorschläge zu aktuellen Faschingswägen unseres Mitarbeiters Anton Leidl der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Der Künstler ging von dem fruchtbaren Beispiel der in Bayern rühmlichst bekannten „Kammerwägen“ aus und hat unter Zuhilfenahme dieses Begriffs eine sinnvolle Parallele geschaffen zu dem Begriff „Kammer“ schlechthin. Ob ihm die Symbolisierung der einzelnen Branchen dabei restlos gelungen ist, wagen wir als befangene Kritiker nicht zu entscheiden. Nicht übel gelungen erscheint uns der die Musikkammer und Kammermusik beherrschende Strauß, während uns das



für den Faschingszug



Flügeltröß auf dem Dichterkammerwagen an jenen unglückseligen Schimmel des weiland Papa Geis erinnert, dem böse Menschen erst nach seinem tragischen Ableben einen Schüppel Stroh gönnten mit der schönsten Begründung: „Net, daß d' Leut sogn — zweng da Not ist der Schimmi tot!“ Ob ein dasiger Stadtrat sich zur Annahme begedruckter Vorschläge entschließen wird — wagen wir nicht zu hoffen. Uns genügt es, wenn das Beginnen der „Jugend“ positiv mitzuarbeiten am Aufbau des Karnevals und damit des Humors schlechthin als verdienstvoll und lobenswert anerkannt wird.

München, Karneval 1935. Die „Jugend“.



Die Stimmen

Selma will Sängerin werden.
Selma seufzt:
„Meine innere Stimme sagt ja!“
Sagt Selmas Mann:
„Und deine äußere Stimme sagt nein.“
j. h. r.

Das fehlte noch!

Münke geht gern fremd.
Mit Meißener Mädchen.
„Das verstehe ich nicht, Münke — ein Mann wie Sie — den Mädchen nachlaufen — noch dazu mit drei erwachsenen Söhnen —“
Meint Münke:
„Wieso? Die nehme ich doch nicht mit!“
j. h. r.

Die Tracht

Eine Mutter war ganz vernarrt in die Schönheit ihres Jungen und verzog ihn bodenlos, ganz gegen den Willen des Vaters. Einmal war er zu einem Kindes-Kostümfest geladen und die Mutter wählte entsprechende Trachtenwerke, um ihren Liebling möglichst hübsch herauszubringen. Als ihr Mann eintrat, sagte sie zu ihm: „Katte mir doch! Was für eine Tracht wäre für Egonchen wohl am besten?“ Nicht gerade freundlich antwortete der Befragte: „Eine Tracht Prügel.“
W.



„Zu dieser Vase sollten Sie sich ein Pendant anschaffen.“
„Um Gotteswillen — sagen Sie's nicht laut — das ist die Urne mit der Asche meiner ersten Frau.“

Die Erschaffung des Mannes

(Ein russisches Volksmärchen)

Nachdem der allmächtige Mega-Deva die Erschaffung der Welt beendet hatte, ließ er sich vom Himmel zur Erde nieder, um sich an seinen Werken zu ergötzen. Sein Flug entfachte einen lauen Wind. Die Bäume neigten sanft ihre Wipfel und weiße Lilien begannen zu spriesen.

Mega-Deva pflückte eine solche Lilie und warf sie ins Meer, wo die Wogen die Blume mit ihrem Schaum einhüllten: im nächsten Augenblick entstieg den schaumbedeckten Wellen ein Weib, — schlank wie eine Lilie, leicht wie der Wind, trägerisch wie das Meer und unbeständig wie der Schaum der Wogen. Kaum erschaffen, besah sich die Frau schon im Wasserpiegel und rief aus:

„O, wie schön bin ich!“

Dann sah sie sich um und sagte:

„Wie schön ist doch die Welt!“

Sie trat ans Ufer. Da begannen die Blumen zu blühen und tausend neugierige Augen guckten vom Himmel auf das Weib herab und leuchteten vor Bewunderung auf. So entstanden die Sterne.

Die schöne Frau lustwandelte in den grünen Feldern und Auen und alles war entzückt von ihr, — allerdings nur in stummer Bewunderung. Das wurde ihr aber mit der Zeit langweilig und sie rief aus:

„Mega-Deva! Du hast mich in Schönheit erschaffen, aber niemand verliebt dieser Beglückung Ausdruck!“



Mega-Deva schenkte ihrer Klage Gehör und schuf viele Bögel. Diese preisen und besingen in begeisterten Liedern die Schönheit der Frau, die aufhorchte und lächelte. Aber am nächsten Tag war sie des Gesanges überdrüssig und rief aus:

„Allmächtiger! Man besingt meine Schönheit in begeisterten Liedern. Was habe ich jedoch von dieser Schönheit, wenn sich niemand danach schenkt, mich zu umarmen und sich an mich zu schmiegen?“

Da erschuf Mega-Deva die schönste Schlange. Sie umschlang die schöne Frau und ließ sich zu ihren Füßen nieder; für kurze Zeit war das Weib zufrieden, dann aber rief es von neuem gelangweilt aus:

„Ach, wäre ich wirklich so schön, würden sich doch auch andere bemühen, mich nachzuahmen!“

Dem Weib zu Liebe erschuf Mega-Deva den Affen.

Der Affe ahnte alle Bewegungen des Weibes nach, und volle sechs Stunden war die Frau zufrieden; aber dann rief sie wieder mit tränenerfüllter Stimme aus:

„Ich bin so schön und begehrtester! Man besingt und umarmt mich, man kriecht zu meinen Füßen und ahnt mir nach. Man bewundert und benedict mich, so daß ich sogar Angst bekomme. Wer wird mich verteidigen, wenn jemand mir aus Neid Böses zufügen wollte?“

Mega-Deva schuf den mächtigen Löwen zum Schutz für das Weib. Drei Stunden gab es auch tatsächlich Ruhe, dann klagte es wieder:

„Ich bin schön! Man liebkost mich, doch wen soll ich liebsteien? Entweder den mächtigen, schrecklichen Löwen?“

Im selben Augenblick erschien vor der Frau ein Hund und schmeigte sich an sie.

„Was für ein herziges Tier!“ rief das Weib aus und streichelte liebevoll den Hund.

Nun wagte die Frau nichts mehr zu verlangen. Darüber wurde sie erst recht ängstlich, und in ihrem Zorn gab sie dem Hund einen Stoß, — der Hund heulte und lief davon; sie versetzte dem Löwen einen Hieb, — er brüllte auf und jagte das Weib; sie trat mit dem Fuß auf die Schlange — da krech diese von

dannen; sie schlug auf den Affen los — er kreischte laut und kletterte rasch auf einen Baum; sie schrie die Vögel an — sie flogen auf und davon.

„O, ich Unglückselige!“ rief das Weib wehig aus. „Man liebkost und lebt mich, wenn ich gut gelaunt bin, doch kaum bin ich verstimmt, laufen alle vor mir davon und lassen mich allein... O, allmächtiger Mega-Deva, ich flehe dich an, erfülle mir die letzte Bitte: erschaffe mir ein Wesen, das mich schonen, mich umarmt, liebkost und beschützt, das sich aber nicht getraut fortzulaufen, wenn ich übler Laune bin, sondern geduldig alles über sich ergehen lassen wird.“

Mega-Deva überlegte lange, und er erschuf den — Mann!

(Deutsch von Grete Neufeld.)

Liebe Jugend!

In der Schule soll Heiga das Märchen vom Kottäppchen nachzählen: „Und da kam der Wolf und sagte: Heil Hül! Kottäppchen, wo willst du denn hin?“

Aus einer Anzeige

„Ich bringe hiermit den Huber Joseph zur Anzeige, weil er nach eingetretener Dunkelheit mit dem Fahrrad durch das Karloer fuhr, ohne an denselben, wie vorgeschrieben, ein Licht anzubringen.“

Spaziergang

Von Peter Scher

Ein älterer Herr behäbigen Sinns geht durch die Stadt, es regnet; er ist ein königlicher Prinz, wir sind ihm oft begegnet.

Er schreitet feierlich daher. Die neue Zeit ist tätig; sie kümmert sich um ihn nicht mehr und er ist ihr nicht gnädig.

Ein junger Straßenfeger sagt; der Prinz hält sein Gesicht her. Er kennt mich nicht! denkt er bewegt — die Jugend kennt uns nicht mehr!

Ein altes Dämchen ganz allein zieht einen Knick vom Leder; da kann der Prinz auch nicht so sein, er dankt — und weiter geht er.

Er schreitet sinnend um das Schloß, der Posten hebt's Gewehr nicht und nur der alte Dienstmann Roß steht etwas stramm — doch sehr nicht.

Der ältere Herr denkt schlicht und groß: Ich will zum Schloßpark wandeln, denn ein Gefühl läßt mich nicht los: Die neue Zeit will handeln.

Der alte Bettelmann im Park — wie seltsam es gefügt ist — beschämt ihn, weil er für die Mark ganz königlich vergnügt ist.

Hegenbarth



„Ekelhaft, diese Männer — erst verdrängen sie einen anderen aus unserem Herzen und dann lassen sie einem noch nicht einmal auf dem Kanapee Platz.“

Vorbeugung

„Wie schützt du dich vor Ansteckung?“
 „Ich trinke das Trinkwasser ab!“
 „Und dann?“
 „Dann sterilisiere ich es noch!“
 „Und dann?“
 „Dann trinke ich Bier!“

Der Waschlappen

Die gnädige Frau klingelte heftig und anhaltend im Badezimmer:
 „Nun, wo ist denn heute mein Waschlappen?“
 „Gnädige Frau, der Herr Diener hat vor einer halben Stunde das Haus verlassen!“

Pech

„Müller war doch Zeit seines Lebens ein richtiger Pechvogel. Egal bis über seinen Tod hinaus ist er es geblieben!“
 „Wieso?“
 „Na, er hat doch mehr als zehn Jahre die Beiträge in die Verbreimungskasse bezahlt, und dann geht er hin und erstickt!“

Die Hauptsache

„Heute habe ich Pech gehabt auf der Jagd, liebe Frau!“
 „Habe mir so etwas gedacht, Mann, du hast nämlich deine Geldbörsen daheim liegen lassen!“

148 Seiten Großformat in Leinen gebunden RM. 4.—
 In unserem Verlag erschien soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Götterleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asengötters Loki. Als die Katastrophe für den Asenhimmel stellt der Dichter dann die große Hunnenschlacht auf den katalanischen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwerghkönig Laurin kommt sie schon durch Polland zum Christentum bekehrt, in den zwölftägigen Fürstentum hinter, findet aber in den schwelgenden abergläubischen Heiden und der aufblühenden Christenlehre unvermeidlichen Krisen ihren Untergang.

Der Verfasser hat die für das weihnachtliche Thema fast unvermeidliche Firm epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnhundert gewandt und gesehen, daß Verse heutzutage in vielen Kreisen als antiquiert gelten, im Gegenteil wird sein Interesse durch die wachsenden Schilderungen des ganzen Buches gefesselt und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Unglück

„Sie sind doch Privatier? Wie können Sie da sagen, daß Sie infolge des kleinen Unfalls so lange arbeitsunfähig waren?“
 „Ich konnte mehrere Wochen nicht mehr richtig privatistieren!“

Dilemma

Zwei Jungens treffen sich.
 „Hallo, Willen, was besitzst du?“
 „Ich habe 'ne Mark gefunden!“
 „Knecke, Menich! Derjenige brauchte dich nicht zu heulen!“
 „Doch, doch, Deje. Wenn ich Münters die Mark habe, dann baut mir Vater. Oben ist aber Vater die Mark, dann baut mir die Mark. Und wenn ich die Mark behalte, dann verliere ich sie mit alle beide!“

Der Walzer

Auf vornehmen Bällen spricht man auch vornehm.
 „Über Bücher. Über Theater. Über Musik.“
 „Nennen Sie Chopin, Beate?“
 „Chopin?“
 „Ja, den großen Komponisten?“
 „Was hat er denn komponiert?“
 „Zum Beispiel seinen berühmten Walzer in Es-Dur!“
 „Plapperte Beate:—“
 „Ich bitte Sie — wer tanzt denn heute noch Walzer?“

Fortschritt

„Na, machen denn deine Verbesserungen um das reiche Publikum Ihre Fortschritte?“
 „Ich denke ja! Neulich sagte sie jemandem, das wäre ihr letztes Nein!“

Erwerben neue Kraft u. Lebensfreude durch sein Naturmittel (heute täglich). Ein Ver-
 hoch überzeugt Sie. Packung RM. 1.50

M. Herrmann, Stuttgart 1

Georgstraße 64

Männer über 40

erlangen neue Kraft u. Lebensfreude durch sein Naturmittel (heute täglich). Ein Ver-
 hoch überzeugt Sie. Packung RM. 1.50

M. Herrmann, Stuttgart 1

Georgstraße 64

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
 sind im unterzeichneten Verlag in
 einer vortrefflich ausgestatteten
 Ausgabe zum Preise von RM. 2.70
 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel
 oder durch den Verlag
 G. HIRTH VERLAG AG.
 MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
 jeder Art
 Drucksachen

empfehlen wir
 G. Hirth Verlag AG.
 München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Wer kauft
 schafft
 Arbeit!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen

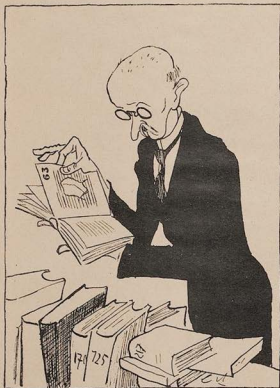
empfehlen wir

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Drucksachen



„Auf Seite 63 ein Loch“



„auf Seite 64 auch ein Loch.“

Zwei witzige Köpfe

E einmal begabten sich auf einem einsamen Spaziergange Graf Nocheiter und der berühmte Mathematiker Barrow, die gern einander harmlose Bosheiten sagten. „Guten Tag, Herr Professor!“ begrüßte der Graf den Gelehrten. „Ich bin Ihr Diener bis in den Schwerpunkt der Erde.“ — Der Mathematiker antwortete: „Und ich der Ihre bis zu den Antipoden, Graf!“ — „O, ich lasse mich nicht überbieten“, entgegnete Nocheiter lachend. „Ich bin Ihr Diener bis in die Hölle!“ — „Dahin kann ich Eure Herrlichkeit allerdings nicht folgen; man würde mich nicht einlassen“, machte Barrow den Komplimenten ein Ende und blieb stehen. W.

Eine unerwartete Antwort

Eine Dame, die sich gern in geistlichen Offizierskreisen regte und ihre Mitmenschen oft mit subtilen Fragen plagte, sagte einmal zu ihrem Zeichnachbarn: „Die biblische Schöpfungsgeschichte erregt mir immer viele Bedenken. Vielleicht können Sie mir einiges erklären. Wenn es Gott schon gefiel, die Frau aus des Mannes Leib zu schaffen, warum wählte er gerade die Rippe?“

Der Herr antwortete nach langem Nachdenken: „Offen gestanden, gnädige Frau, die Frage ist schwer zu beantworten. Vielleicht tat er es, weil die Rippe der verschrobene Knochen ist.“ W.

Der Kaiser wacht

Als Sultan Soliman II. Belgrad erobert hatte und nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ihm eine Frau weinend zu Füßen und rief aus: „Deine Soldaten haben mir, während ich schlief, alles gestohlen, was ich besaß!“ Soliman antwortete lächelnd: „Dann mußt du aber sehr tief geschlafen haben, wenn du nicht einmal merkst, daß dein Haus geplündert wurde.“ — „Ja“, sagte die Frau. „Ich schlief fest und ruhig, weil ich glaube, du wachst, Kaiser!“ Soliman entließ die Frau reich beschenkt. W.

Unsterblichkeit

Lizian, der berühmte venezianische Meister, war der gefuchteste Porträtmaler seiner Zeit; alle Großen jener Epoche wollten von ihm gemalt sein. Er schuf allein drei herrliche Bilder von Karl V. Einmal äußerte der Kaiser: „Alle meine Taten werden vergehen wie Spreu im Wind — aber aus Lizians Händen habe ich dreimal die Unsterblichkeit empfangen.“

W.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Snortfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch groß- mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsplatz Nr. 44
Tel. 59 61 60



Au...

„Der Amtsrichter —“
„Weiter, Fräulein!“
„Des Amtsrichters!“
„Gut, Fräulein, dich... Karl, kommst du mit einem Satz sagen, in dem Amtsrichters verkommen?“
„Ih, schön, Herr Lehrer... Unser Radio ist broken und der Batta hat g'sagt — heut and's nicht er's!“
H. K. B.

Ein glücklicher Irrtum

Junge Dame: „Oh, lieber Doktor, auch noch vielen Dank für die vorzügliche Medizin, die Sie mir schickten.“
Jungfer Arzt (geheimnecht): „Haben Sie sie eingenommen?“
Junge Dame: „Nein, ich nicht. Durch einen Irrtum bekam mein Dattel sie. Und ich bin seine Univerfalerbin.“

Ein kleiner Diplomat

„Mutti, soll ich die eine Geschichte erzählen?“
„Ja, erzähle, mein Junge.“
„Aber die Geschichte ist mir kurz.“
„Das macht nichts. Ich freue mich doch darüber.“
„Gut. Dann höre zu: Es war einmal eine große Flasche, und... die habe ich jetzt zerbrochen.“

Selbstherrlichkeit

Der einfache Second-Lieutenant Krasnow in Petersburg wurde lediglich durch eine selbstherrliche Dame Pauls I. Hauptmann der russischen Oberster-Garde und Graf. Als der Zar eines Mittags über eine Brücke ritt, erblickte er einen jungen Offizier, der dem Kaiser aller Reußen gebührende Ehrenbeugung machte. Er erkannte die Uniform und sagte genugsamfällig zu seiner Beileitung: „Dieser Mann gehört meinem Regiment an.“ — „Aber Ein!“ entgegnete der Offizier, „ich weiß alles!“ — „Er?“ sagte der Zar. „Dann wissen Sie gewiß auch, worin Sie Nadel zum Band dieser Brücke nicht waren?“ — „Gewiß! Dreihundertfünfzig Millionen achthundertsechzigtausend einhundertundsechzig.“ — „Wahrhaftig, das ist richtig! Und worin Sie fische gab es in der Nera von dieser Brücke bis Kronstadt?“ — „Sechshundertsechzigtausend Millionen achthundertsechzigtausend dreihundertsechzigtausend.“ — „Wissen Sie das genau?“ — „Ganz genau. Sonst würde ich es Euer Majestät nicht geantwortet haben.“ — „Das sehe ich voraus. Ich lege Wert darauf, daß meine Offiziere alles wissen, und daß sie jede Frage ihres Kaisers beantworten können.“ Der junge Leutnant hatte den Mut, seinen höchsten Vorgesetzten zu fragen: „Und der Kaiser? Weiß er auch alles?“ — „Natürlich weiß der Kaiser alles!“ antwortete Paul bestimmt. — „Dann gestatten Euer Majestät mir wohl die Frage: wie heißt ich?“ — „Sie heißen Graf Balowski.“ — „Mein Name?“ — „Kapitän in der Garde.“ — „Tausend Dank, Majestät!“ W.

Ein geglückter Umweg

Im dem berühmten Staatsmann, Kardinal und späteren Regenten von Spanien, Francesco Ximenes (gest. 1517), kam einmal ein Geistlicher und sagte: „Ich komme, um Euer Eminenz zu benachrichtigen, daß soeben in meiner Vaterstadt eine Pfründe erledigt wurde, die Sie zu vergeben haben und die mich glücklich machen würde. Da ich aber nun weiß, daß Euer Eminenz denen, die Sie um etwas bitten, nichts gewähren und jene, die nicht bitten, zu vergessen pflegen, erlaube ich Sie demütigst, mir einen guten Rat zu geben, wie ich es anfangen soll, um die Pfründe zu erhalten.“ Der Kardinal antwortete lächelnd: „Oh, das ist ganz einfach. Gehen Sie zu meinem Sekretär und sagen Sie ihm in meinem Namen, er solle Ihnen die Ernennungsurkunde ausstellen.“ W.

Bestimmung

Der große griechische Philosoph Zeno züchtigte einmal einen seiner Sklaven, weil er ihn bestohlen hatte. Der Grundsätzliche schrieb: „Wie kannst du mich schlagen? Du lebst doch, daß alles vom Schicksal vorherbestimmt ist! Mir ist bestimmt, daß ich ein Dieb sei!“ — „Wann recht!“ erwiderte Zeno. „Aber die ist auch bestimmt, daß du geächtet wirst.“ W.

Zwei Dicke

Herr von Vivonne und sein Better, der Herzog von Anmont, waren zwei Männer von ganz besonderer Dicke und deshalb am Hofe Ludwigs XIV. oft die Zielobjekte harnloser Spottes. Doch sie ließen sich diese Behandlung gern gefallen, weil sie gutmütig waren und selber Witze hatten. Einmal sagte der König zu Vivonne: „Jedenfalls, wenn ich Sie sehe, mein Vetter, sind Sie fatter.“ Gewiß machen Sie sich nicht gering Bezeugung.“ — „O, Euer“, daran fehlt es mir nicht“, antwortete Vivonne. „Ich gehe jeden Tag wenigstens dreimal um meinen Vetter Anmont herum.“ W.

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Bild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hiesige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Vergangenheit und Klatz des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seis Humor in Versen

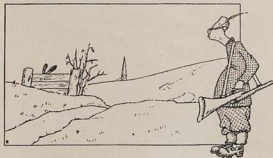
Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anprecherlosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen beifolgender Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Optische Täuschung



Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brettfeldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

BÜCHER

Fred Endrikat: Die lustige Arche. (G. Hirth Verlag AG., München.)

„Eine Tierfibel für jung und alt“ — aber was für eine Fibel! 36 beglückende Tiergedichte dieses einmaligen, geistvollen Dichter-Kabarettisten. Man freut sich, seine sonst nur in abendlicher Brett-Luft freilebenden Geschöpfe endlich einmal vereint beisammen zu haben, alphabetisch geordnet (des lieben Friedens wegen): Von der A—rbeitscheune A—meise bis zur Z—iege. Man lacht belustigt über sie, bis man plötzlich bestimmt eine tiefere Absicht entdeckt: in jedem Gedicht steckt ein philosophischer Kern, aber er schmeckt nicht bitter belehrend, sondern mild und freundlich.

Obwohl ursprünglich alles „Zweckgedichte“, findet sich doch neben „dienender“ auch „reine“ Lyrik (z. B.: Hühner im Regen, Sonnenblume im Gemüsegarten, Die Bergmannskuh). Endrikats Gedankengänge und sein Stil sind durchaus originell. Seine Art bewegt sich in der Linie Morgenstern-Ringelnatz; aber er wird niemals abstrakt, höchstens, daß er eine Vokalabänderung „des Reimes willen“ vornimmt, ein kunstvoll bezauberndes Jonglieren mit den Silben...

Ach, man soll hier nicht wissenschaftlich sezieren. Die Liebe schreckt vor der Anatomie zurück. Ich liebe Endrikats skurrile Verse; und auch ihr sollt euch erfreuen, an diesem „Endrikatismus des Humors“!

Karl Kurt Wolter

Unsere nächste Sondernummer

FILM

erscheint als Nr. 14 am 1. April

DIE KLEINE FOTOBÜCHEREI

bringt für

45

Pfennig

das aktuellste Fotobuch für den Winter:

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE

VON GERH. ISERT

Die Schrift berichtet über Technik und Anwendung dieses wichtigen Negativmaterials, das gerade für die Wintermonate so große Bedeutung hat. Das Buch wird sich leicht verkaufen.

Versäumen Sie nicht, zusammen mit dieser Schrift Heft 1 unserer Bücherei

RICHTIGES ENTWICKELN

VON GERH. ISERT zu bestellen.

Dieses Buch kostet 1 Mark.

Lesen Sie die Kritiken:

Die Ratschläge sind so wirksam und glücklich, daß das Heft lebhaft empfohlen werden muß.

(Der Bildwart, Nr. 4, 1934)

Trotz des wertvollen Inhaltes ist der Preis äußerst niedrig, so daß die Anschaffung keine ungenüßlichen Schwierigkeiten bereitet.

(Süddeutsche Tageszeitung)

Jeder hat ein Interesse, die kleine Schrift seinen Kunden anzubieten.

(Der Photograph, Nr. 46, 1934)

GERHARD ISERT:

RICHTIGES ENTWICKELN

- BEREITUNG DER NEGATIVE
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN
- NEGATIVENTWICKELN

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.



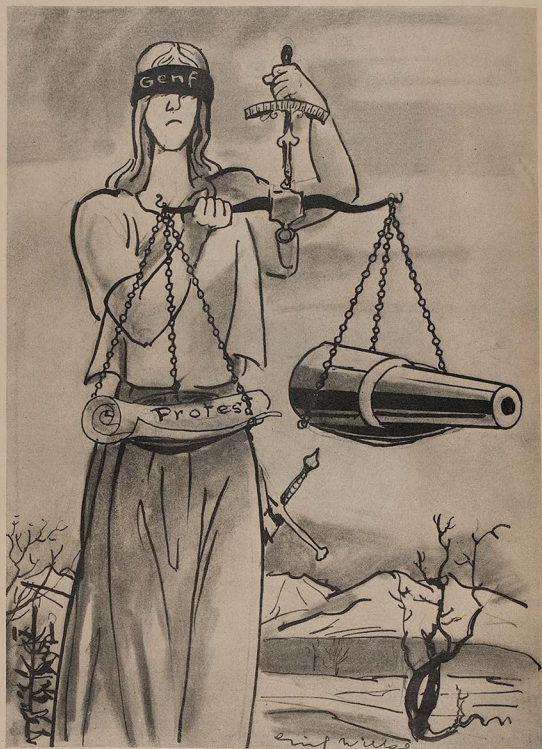
GERHARD ISERT

PAN CHROMATISCHE FOTOGRAFIE

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO.

Die kleine Fotobücherei hat Großformat! Zu beziehen durch die Buch- und Fotohandlungen oder direkt vom G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Die Justitia von Genf



„Keine Angst — für ausgleichende Gerechtigkeit ist gesorgt!“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 10



Die Begräbnis-kosten

Von Hans Watzlik

Der Episkierbauer steht vor dem Bett des Kranken. „Vater“, meint er, „hebt geh's mit Euch dahin.“

Der Alte hustet mühselig und stutzt: „Ja, ja! Die Hausnatter hat gepiffen, das stirbt einer vom Hof weg. Und der bin dasmal ich. Meinets wegen!“

Der Sohn nickt dreimal mit dem schweren Kopf. „Einen jeden trifft halt sein Stündel“, sagt er. „Keiner wird überspringen.“

„Es hat lang genug mit mir gedauert“, murmelt der Alte. „Wenn einer so alt wird, wie ich, will der Tod keine Schuld haben.“

„Laßt es nur gut sein, Vater“, beschwichtigt ihn der Sohn. „Der Pfarrer hat ja Euer Seel ordentlich ausgewaschen.“

Der Kranke wird verdrießlich, er hebt sich matt in dem durchschweißten Bett und stützt sich auf den Ellbogen. „Was steht du da und reißt die Augen auf?“ greint er. „Du gehörst in die Wiegen! Nimm das schöne Hemd weiter aus! Mein Sterben verdirbt ich allein.“

Der Episkierbauer sieht das ein. Er rückt dem Kranken einen Stuhl neben das Bett, auf den Stuhl stellt er den Leuchter mit der geweihten Kerze und mit einer Schachtel Schwefelhölzer. „So, Vater! Und wenn's zum Sterben wird, so zündet Euch halt selber die Kerze an! Und jetzt behüt Euch Gott! Und grüßt mir die andern drüben in der Ewigkeit!“

Er greift nach dem Rechen und geht. —

Albend kommt der Episkier von der Kirche heim und erinnert sich an den Kranken. Er schaut in der Kammer nach. Drin liegt der Alte steif und weiß, die Pfeife erloschen zwischen den Zähnen. Neben ihm brennt das Totenlicht.

Der Bauer rennt zum Pfarrer, das Begräbnis will er mit ihm aus-handeln. Er trifft ihn nicht in der Küche und nicht in der Kirche. Er trifft ihn auf der Weide draußen.

Die Pfarrerleute laden die letzte Huhre auf. Im Mondschein steht der geistliche Herr davor auf dem riesigen Heumwagen und jodelt: „Halle-lujah!“

„Pfarrer!“ schreit der Episkier schon aus aller Weite. „Pfarrer, der Vater ist dahin! Ein Begräbnis muß er kriegen, daß alle Leut sich verwundern! Alle Glocken! Die ganze Musik! Eine schöne Leich muß es werden! Und sparr nur nicht mit dem Weißbrauch! Ich laß es mir was kosten!“

Am dritten Tag hernach haben sie den Alten begraben. Nur sieben Jahre sind ihm noch zum Hundertet abgegangen. Die Feuerwehrcorps hat gebahnt, der Pfarrer hat alles aufs schönste verrichtet. Der Episkier kann leicht zahlen, sein Vater hat den Hof in die Höhe gebracht, vier Weiber sind seinem Vater gestorben, und beim Viehhandel hat er alle Klaffe gewußt und selbst die ältesten Nosjeden weinen gemacht. Drum kann sein Nachfolger leicht zahlen.

Von der Pfarreigenen Gschwend heißt es amsonst, daß sie im Hertsch am Allerleien immer wie ausgeblieben liegt, denn da gehen alle Gschwendner in die Nachbarschaft Gelemdenen betteln. Nur der Pfarrer nicht und der Schulmeister nicht. Der Pfarrer, weil er keine Schuld hat, und der Schulmeister, weil er keinen Rock hat. Mit diesem Schwand

hat es seine rechte Verbindung. Denn im Kirchbuch steht, daß vor zwei hundert Jahren der Gschwendner Gschliche bei Nacht und Nebel davon ist, weil er im Ort sein Auskommen nicht hat finden können. Und die Pfunde ist heute noch mager genug. Und die Bauern sitzen nach wie vor auf jedem Kreuzer und fälschen wie die Hergeteilmändler. Und so muß sich auch der Pfarrer Klaus tüchtig mit ihnen herumschlagen, wenn er zu den Seinen kommen will.

Also steht der Episkier, nachdem der Vater mit dem Freihofsakel zu gedickt ist, vor seinem Pfarrer. Die Leichenkosten möchte er zahlen.

„Eine Leiche erster Klasse hast du angekreiert“, sagt der Gschliche. „Das kostet zwanzig Gulden.“

Der Bauer prallt einen Schritt zurück. Er legt die Hand aufs Herz, sein Gesicht verschunert sich. „Zwanzig Gulden! Zwanzig Gulden!“ murmelt er. „Handeln laßt du nicht, Hochwürden?“

„Summa summarum zwanzig Gulden!“ sagt der Pfarrer. „Das ist die ortsübliche Gebühr. Du hast es ja gewußt.“

„Ein wildes Geld!“ staunt der Bauer. „Hochwürden, laß fünf Gulden nach und schlag sie einem andern zu!“

„Zwanzig Gulden, Episkier!“

Dem Bauer fällt der Hut aus der Hand. „Zwanzig Gulden! So viel vermag ich nicht auf einmal. Ich will es ruckweise abzahlen.“

„Hm hm, Episkier, das ist aber schlamm für die abgelebte Seele!“

„Ja, wie denn da, Pfarrer?“

„Episkier, solange das Begräbnis nicht bis auf den letzten Kreuzer bezahlt ist, muß dein Vater im Hesperen drinsitzen und lechzen.“

Dem Bauer schaudert es. „Ich zahl ja alles, Hochwürden. Du wirst es sehen, ich zahl.“

„Ja, zu Agdi, wenn die Schinder ihren Jahrtag haben“, spottet der Pfarrer.

„So muß ich mich halt streifen“, klagt der Episkier und legt fürs erste fünf silberne Gulden hin.

Der Gschliche schmunzelt. „Das gefällt mir. So, und jetzt steht dein Vater schon mit dem Kopf übers Gasseier heraus.“

Am nächsten Sonntag bringt der Bauer wieder fünf Gulden.

„Das ist recht“, lacht der Pfarrer. „So, und jetzt steht dein Vater nur noch bis zum Bauch in der Fein.“

Hernach aber läßt sich der Bauer hübsch Zeit. Erst zu Maria's Kräuterverb bringt er wieder fünf Gulden.

„Mir scheint, dich greift es gar nicht an, wenn eine verwandte Seele aus den Flammen reißt?“ tadelt der Pfarrer. „So, und jetzt leckt das Feuer dem Alten nur noch bis zum Knie. Es ist aber noch allerweil heiß genug.“

„Wehleidig ist mein Vater nie gewesen“, meint der Bauer und geht nachdenklich davon.

Jetzt scheint aber der Episkier ganz und gar auf die Zahlung ver-gessen zu haben. Der Mond wird voll und wieder halb, er wird schwarz und hängt dann wie eine Staudenpfähle überm Wald; der Bauer zahlt nicht. Das Dummheit wird eingefahren, die Erdpfeile werden getragen, der Klack wird gebedelt; der Bauer zahlt nicht.

Leider fehlt diese Seite

in der Vorlage.

Wir sind um Ersatz bemüht.





Bauernmädchen

H. Werthner

Jacob Haringer:

Altes Moralisches

Ein Ubel ist nicht mehr so groß, sobald man den Mut hat, es nicht unerträglich zu finden.

Wer sich nicht schämt, einzugescheitern, daß er geirrt, beweist, daß er heute weiser ist als gestern.

Wer sich für stark genug hält, der Gefahr zu spotten, ist schon in der Gefahr; und wer sich erlaubt, mit Sünden zu spielen, ist schon an sie verspielt.

Das Herz eines Undankbaren gleicht der Wüste, die den Regen schnell in sich saugt und doch nichts hervorbringt.

Wenn jemand beschaden bleibt, nicht beim Lob, sondern beim Tadel — dann ist er es.

Es ist Lüge, alles immer zu sagen, was man denkt, aber Falschheit, zu sagen, was man nicht denkt.

Die Worte sind wie Arzneien, die sehr nützlich sind, wenn man einen mäßigen Gebrauch davon macht, die aber viel schaden können, wenn man sie zu stark gebraucht.

Ein Unglück ist für den, der es standhaft erträgt, nur einfach, und doppelt für den, der sich ungeduldig dabei benimmt.

Jede mit der Tugend verbundene Lebensweise ist kummerlos und angenehm, das Laster hingegen, wo es einkehrt, macht selbst das, was glänzend, kostbar und herrlich erscheint, widerlich, ekelhaft und unangenehm für den, der es besitzt.

RIKLEFS APFELBAUM

Georg von den Vring

Im Gefangenenerlager Richelieu (Lorraine) gab es keine Scheiben. Die Amerikaner hatten durchscheinendes Tuch über die Fensteröffnung unserer Baracke genagelt. Draußen regnete es; es war Dezember, der lange Dezember 1918.

An einem solchen Tage saßen wir um den Ofen herum. Ich hatte mir im Park einige dünne Zweige gesucht und war nun damit beschäftigt, sie im Ofen zu Feuertkohle verbrennen zu lassen. An diesem Tage hatte mir jemand meinen ersten Auftrag gebracht. Ich sollte ein Bild zeichnen, das man zur Weihnachtsfeier an die Wand des Speiseraumes hängen könnte. Es sollte mit freudlichem Kerzenlicht beleuchtet werden.

Mein Plan für das Bild war so: ich wollte ein schönes Mädchen zeichnen, das durchs Gitterrot in unser Lager tritt und zu uns herein kommt, einen Lichterbaum in der Hand; darunter sollten die Worte stehen: Deutschland denkt an dich.

Dieses Bild hat in der Tat Weihnachten an der genannten Stelle gegangen. Viele Kameraden lobten es; andere antworteten: Na, na, ob das wohl stimmt mit dem „Denkt an dich“? — Ein Stadarzt hat das Bild als Erinnerung an das Gefangenenerlager mit nach Deutschland genommen; er werde es in sein Speichzimmer hängen, sagte er mir damals.

Als ich also beim Kohleverbrennen war, stand der ungarische Oberleutnant Bozja neben mir. Er war damit beschäftigt, aus dem unbrauchbaren Kohlenkrag, das die Amerikaner uns lieferten, Bricketts herzustellen. Er vermengte den Kohlenkrag mit nassem Lehm und knetete in seinen eisenigen Händen eine Kugel nach der andern. Es war üblich, diese Kugeln neben dem Ofen zu einer Pyramide aufzuschichten. Wie nannten sie „Knödel“, Bozja war in unserer Stube der beste Knödelbäcker; übrigens war er auch am empfindlichsten gegen die Kälte.

Der Hauptmann lag auf seinem Drabebett und kritzelte etwas ins

Notizbuch. Und am andern Fenster saßen zwei Leutnants und spielten Schach. Sie spielten schon seit Wochen. Essen, schlafen und Schach spielen, das war ihr Leben. Hatten sie eine Partie beendet, so dreheten sie das Brett herum und bauten die Figuren wieder auf...

Gesprochen wurde überhaupt nicht mehr.

Oberleutnant Bozja, der inzwischen mit dem Knödelbäcker fertig geworden war, hockte sich zu mir und gab mir Ratsschläge, wie die brauchbarste Holzkohle zu erzielen sei. Schließlich nahm er die Sache selbst in die Hand. Er sagte: Man muß sie etwas bedecken mit... wie jagt man in Deutsch?

Aische, erklärte ich.

Mit Aische, nickte er und deckte die Zweige zu.

Der sechste Zimmergenosse, von dem ich bisher nicht gesprochen habe, saß neben uns und schaute ebenfalls in die Aische. Es war ein junger Hamburger, er hieß Riklef und war aus der Unterprima in den Krieg gezogen. Schon im Oktober hatte er seine Eltern gebeten, ihm Schulbücher zu schicken, denn er hatte die Absicht, hier in Richelieu das Abitur zu machen. Aber mit dem Schicken ging es natürlich nicht so rasch. Bis die Bücher ankamen, saß er bittenden und rauchte finstler aus einer kurzen Pfeife. Ich bin nie wieder einem so fleißigen und braven Jungen begegnet. Rote Hände und rote Ohren hatte er.

An diesem Tage geschah es, daß Riklef zu erzählen begann, und zwar unvernünftig, ohne Einleitung oder Anregung von anderer Seite. Zuerst hörte ich gar nicht hin, denn ich mußte auf Bozja und auf meinen kleinen Kohlenkrag achten; außerdem fürchtete ich, daß wieder Streit entstehen würde. Als ich aber sah, daß der Ungar eine nachdenkliche Stirn machte und zuhörte, und daß der Hauptmann sein Notizbuch aufklappte, spikete ich ebenfalls die Ohren. Die Schachspieler rührten sich nicht.





Der verhaßte Knecht

H. Kiwitz

Der Junge aus Hamburg erzählte eigentlich gar nichts Besonderes. Er sprach von einem Apfelbaum. Dieser Baum mußte ihn in seiner Jugend sehr beschäftigt haben. Über den ganzen Weltkrieg war er ihm unvergessen geblieben. Das geschieht ja mit einigen Dingen. Es sind meist wichtige Dinge, wie alle wissen es.

Es handelte sich also diesmal um einen wunderschönen, knorrigen Apfelbaum. Er stand inmitten niedriger und kahler Sträucher. Seine wie verzweifelt gewundenen Äste und sein Gezweig, das sich gegen den Winterhimmel zeichnete, sein ganzes Wesen oder... man konnte von ihm erzählen, ohne zu ermüden. Und man konnte einer so einfachen Erzählung lauschen, als wäre sie äußerst wichtig, und als hinge von ihr etwas Entscheidendes ab.

Und unter dem Apfelbaum, zwischen den dünnen Zweigen, war manchmal eine Schwarzdrossel. Sie kam und ging. Am besten konnte man sie von einem Fenster aus beobachten, indem man über die kleinen rosa Blumen der Fensterbank hinausspähte. Das Zimmer, in dem man sich aufhielt, war still und sauber. Aber, was die Hauptsache war: man konnte es jederzeit verlassen! Man konnte es verlassen, um über Land zu streifen. Nirgends gab es einen Drahtzaun. Und das Land war so groß und flach, so ungemehr groß und gedehnt, daß man nur mit dem schärfsten Waise den Horizont hätte erblicken können. Es war die norddeutsche Ebene, und sie lag frei vor einem... Trotzdem ging man damals nicht fort, sondern blieb im Zimmer und sah den alten braven Apfelbaum an. Moos wuchs auf seiner Rinde, das hatte man oft gefühlt, und wenn die schwarze Drossel davon war, dann kam die Sonne und beleuchtete das Moos...

Eine ganze Weile lief diese kleine sinnlose Geschichte weiter. Heute habe ich das meiste vergessen. Es kommt eben nicht auf die Einzelheiten an.

Dann war sie zu Ende erzählt. Keine Sterne leuchten den Ofen und zog an seiner erloschenen Pfeife. Seine Ohren leuchteten noch rote als gewöhnlich.

Draußen klickte das Windrad. Eine lange Zeit verstrich. Der Hauptmann kloppte sein Notizbuch wieder auf. Bosja hocherte in der Äsche.

Möglichst drehte sich einer der Schachspieler her und sagte mit einem kleinen Lächeln:

„Wegen Knecht Apfelbaum werde ich diese Partie verlieren.“

Die Bauernhaß

Erzählung von Erich Kunter

Die Vögel des großen Bauernhaßens fanden eine Furt über die Donau und kamen hinüber. Es waren kaum mehr ihre hundert von viertausend. Der Bauernhaß mit seinen Landeshochzeiten hatte eine furchtbare Menge gefangen. Alle erschossen, ertrug oder in die Donau gejagt, wo sie erdächtig ertranken.

Die erschlagenen Bauern lagen auf den kahlen, grauen Feldern, als hätte es tote Fische geregnet. Ringsum brannten Dörfer, tauchten Häuser in Trümmern.

„Ist ein Christentum und läßt uns so verderben“, sagte der Anführer des letzten kleinen Häufchens, Jost Weyler.

Dunkel huchten die Schatten über die Furt. Haben sammelten sie sich in Halbkreis zu kurzer Raft. Gepensliche Gefallen, von Not, Umdruckung zu Steletten abgemagert. Kaum konnten sie noch die Waffen halten, die schweren Keulen, Morgensterne, Spieße und Schwere.

„Nach nicht Gott verantwortlich, sondern uns selbst“, sprach Jakob, der Bruder Jost Weylers. „Wir hatten die Anhöhe bei Bühl, zu Seiten den Wald, vor uns das Moor und hinter uns die Wogenburg. Wenn wir mit Stand gehalten hätten, wären sie nicht an uns gekommen. Es aber bezel Freiheit unsere Haufen.“

„Nach rüchwärts Verbindung suchen wollten wir mit den Haufen in Leipheim. Da artete es zur Flucht aus, noch ehe es zum Kampf kam“, suchte Zeit Dohle zu entschuldigen.

„Ja, und dann umzingelte uns der Bauernhaß, indem er das Moor umging“, flüchtete Jost die Schuldung weiter. In ihren schweren Hirnen, die so langsam man denken konnten, grübelten die arnfeldigen Bauern über den Grund ihrer Niederlage nach.

„Glaub, daß sie alle erschossen und totschlugen. Sie haben kein Erbarmen mit uns.“

Neglos hockten sie herum und starrten auf den Fluß, in dem es glühten und ruhig plätscherte.

Einer fing an zu schreien und laut zu beten. Jerninnig tönte es durch die Nacht, die begrenzt und an vielen Orten zu brennen schien. Wild, doch lautlos schlugen in der Ferne Feuerfäden auf.

„Bringt ihn zur Kasse, sonst wird er uns mitant verderben“, gebot der Führer. Sie standen auf, brachten Ordnung in ihre Reihen und zogen weiter.

Nach Stunden langten sie vor Weilheim an. „Es brennt nicht, sie scheinen es nicht genommen zu haben“, meinte Jost Weyler.

Aber das Häuflein wagte sich doch nicht näher. Vielleicht war der Ort von Landeshochzeiten umzingelt. Sie wollten das Morgengrauen abwarten und schickten einwilligen Kundschafter aus. Die kamen nicht wieder.

Bei Tageslicht setzten sich die Verzogen und gänzlich Bemühten wieder in Marsch. Aber sie hatten kein Ziel mehr, ruhten nicht, was tun; zogen kreuz und quer, ermattet und gezähnt, voll Todesfurcht, gänzlich verzweifelt.

„Hörst du“, sagte Jakob zu seinem Bruder, der am Wegrand niedersank und nicht aufstehen wollte. „Wir müssen bei Vernunft bleiben und uns retten. Denk an die kranke Mutter und die kleine Schwester. Der Vater erschlagen und die Söhne auch tot. Das darf nicht sein. Wir müssen leben, hörest du?“

Jost erhob sich schwer vom Boden. „Wir müssen leben“, erbot er dumpf.

Das Häuflein befand sich jetzt in der Auflösung. Fast mechanisch strebte es dem Städtchen zu. Kurz vor dem Tor sah es sich von reitenden Landeshochzeiten umzingelt. Die Bauern waren gefangen, wurden zu einem Knäuel zusammengetrieben.

An der Spitze des Remfährleins der Landeshochzeiten ritt der hinnenhafte Hauptmann. Sein Pferd stand unruhig unter dem herrischen Briff am Jügel. Das kalte grauame Gesicht des Epischürigen lag spöttisch auf den zerlumpten Bauern herab; die kleinen rüchlichen Augen funkelten. Sein Begleiter, dürr und frohenhaft neben ihm, auf magerem Klepper, flüchtete ihm etwas zu.

„Ja, du hast recht“, sagte der Hauptmann, „ich habe keinen Appetit, zur Morgenjuppe schon Bärenschinken zu klopfen.“

Erstauht ließen die Landtsknechte, die an den Befehl „Zerschlagen“ gewöhnt waren, die bereits erhobenen Waffen sinken, als das Kommando des Hauptmanns erscholl: „Zerbt sie in die Stadt!“

Die Knechte nahmen die Bauern vor die Pferde. Einige wurden auch mit Stielen hinten an die Schwelge gebunden. Dann ritten sie Trab.

Die Bauern mußten um ihr Leben laufen. Sie knachten und sperrten das Maul auf. Die Augen traten hervor. Sie heßten sich die Lungen in Stücke. Blut lief vielen aus Mund und Nase.

Wer nicht mitkonnte, kam unter die Pferdehufe, wurde zertrampelt oder noch erschossen. Die Landtsknechte lachten und johlten, machten derbe Witze, sigelten die Unzulässlichen mit den Epiesen, blieben mit Peitschen über ihre Rücken.

„Das ist ne jroßliche Datz, hihi“, schrie der widerliche Kobold, des Hauptmanns Begleiter. Auch vor seinem Pferd lief ein Bauer. „Spring nur, liebes Häseln, hartig, laßig! Nachher spielen wir dafür ein gar possierlich Spiel miteinander!“ Er sperrte das Pferd. „Tummel dich, Kößlein!“

Vor den ersten Häusern der Stadt lag der Ager. Hier wurde Halt gemacht. Die gehockten Bauern fielen vor Erschöpfung um. Einige standen nicht wieder auf; sie hatten den Wettlauf bestanden, aber doch nicht das Leben gewonnen.

Den Überlebenden wurde Fleisch und Brot gegeben. Auch Wein. Sie tranken und joßen voll Bier. Mancher konnte nach der langen Entbehrung das gierig Verschlungene nicht vertagen und erbrach sich. Andere fielen nach dem Genuß des Weines im Rausch um.

Am Nachmittag brachte das Rennjährlin der Sieger neue Gesangene. Hunderte von Bauern und Bürgern des Städtchens, das sich mit dem Bauernhausen verbunden hatte.

Alle mußten sich mit den bereits gefangenen Bauern in zwei Reihen aufstellen. Dann abzählen, immer von eins bis zehn. Jeweils der neunte und der zehnte mußten vortreten.

Joß und Jakob Wegler waren ein neunter und ein zehnter. Sie traten vor und sahen sich hilflos, ohne Verständnis ihrer Lage, verlegen um. In kurzen Abständen mußte je zwei und wieder zwei; Verlassene, Hilfslose.

Momentane Stille legte sich über den Platz. Der Anführer sprach: „Ich hatte die Absicht, eure Stadt wie andere Aufzührenerster zu verbrennen und alles, was darin ist, zu erwürgen. Aber unser hoher Herr, Teuchseß Herzog von Waldburg, will diesmal Gnade gönnen. So begnügen wir uns denn mit Brandschätzung. Der Zehnte aber von euch soll sterben, und gewar von der Hand des Neunten. So der sich weigert, sticht er mit.“

Nach diesen Worten des Hauptmanns hielt das Schwelge Eekinden an. Die Ernte waren gelähmt von dem Spruch ausgeklügelter Grausamkeit.

Die Dreihundertzwanzig in der hinteren Reihe rückten eng aneinander. Die Rücken, durch die Ausbreitung der Todgeweihten entstanden, schlossen sich. Wie schuschluchend wichen die Ertrickrodenen hinten weit zurück.

Die Verlassenen vorn aber standen ungläubig, hilflos, ohne Begreifen.

„In kurzer Frist muß es geschehen sein!“ rief der Anführer. „Ich trinke drei Becher Malvasier.“

Die Landtsknechte machten sich fertig; nahmen jeder zwei Keulen in beide Hände, legten vor den Neunten die Keulen hin. Vierzig. Jeder Landtsknecht hatte eine Keule aus der Rechten gegeben und behielt selber eine in der Linken.

Als mehrere der Zehnten fielen, — von den Streichen der Landtsknechte oder der eigenen Keule, — da ließen die dreihundertzwanzig, von Grauen gejagt, davon — unbeweglich vom furchtlichen Reitertroß, dessen Aufmerk-samkeit sich nur noch auf das spannende, neuartige Schaupiel richtete. Die Landtsknechte erschlugen die Hentler der Zehnten, die keine Hentler sein wollten. Drei, vier —. Da taten es die anderen Neunten alle; wild verprügelte.

Auch Joß Wegler tat es; tötete den Bruder.

„Ich herbe mit dir“, hatte er gesagt. Jakob hat und drohte: „Denkst du nicht an Mutter und Schwester? Sei nicht feige. Du siehst, wir müssen sonst beide sterben. Der Antidritz temt kein Erbarmen.“

Taunelnd und dem Wahnsinn nahe hob Joß die Keule. „Ich tu es nit; mein ewig Seligkeit verdich ich mit nit“, schrie er noch, als er den furchtbaren Ertrich schon gestrich hatte. — Dann war er frei, dem Leben überlassen.

„Auf!“ wiederete der Kobold. „Es gibt noch viele herzige Bäuerlein zu jagen und zu stechen!“

Das Rosengrab

Mitten im Fleiß haschle der Tod sich das
Bielein,
Aber die Rose deckt hold mit lauter Blüten
sie zu.
Wird meinen Abend doch auch eine
blätternde Rose so lohnen,
Sterne am Himmel stirbt sich's doch
leichter — mein Gott!

Gert Michler



Das kalte Herz

Scherenschnitt

F. Engelhardt

DIE EIDECHSE MONA LISA

Sie werden sich vielleicht erinnern, wie vor wenigen Jahren das Terrarium in Mode kam, das als eine Art antiseptischen Aquariums bezeichnet werden kann. Leute, die milde geworden waren, immer wieder dem Lebenslauf des Goldfisches zuzusehen, trachteten ihre Behälter aus und wurden wasserfester. Goldfische sind gewiss nützliche Parasiten der feuchten Elemente, aber auf die Dauer wirken sie entsetzlich langweilig.

Als wir vor wenigen Wintern unser Terrarium einrichteten, gleich es einer aus der Vogelschau betrachteten Gaudouille. Da gab es einen Miniaturtisch in der einen Ecke, Dorngebüsch auf sandigen Boden, und eine kleine Kakteenpflanze, zu deren Füßen sich eine Eidechse kältele und an ein vorgerichtetes Gefäß gemahnte, das in aller Ruhe darauf wartete, von einem Paläontologen entdeckt zu werden. Auf diese Vogelandschaft blickend, wäre man nicht überrascht gewesen, plötzlich einen erotischen Reiter in Puppenrüstung mit der Gesichtsmaske von drei Zentimetern in der Minute einherzugeschleppen zu sehen.

Um diese schwindelnde Szenerie die geeignete Atmosphäre zu verleihen, stellte ich den Kästen auf den Heizkörper unterhalb der nach dem Süden gehenden Fenster, damit er im Winter der Hitze der Dampfheizung, im Sommer des Sonnenlichts teilhaftig werde. Und die Landschaft gedieh — besonders der Kakteen. Nach sechs Monaten hatte er alles im Terrarium weit übertraffen. Ja, er vergreife sich sogar so nach allen Seiten, daß Mona Lisa, die Eidechse, gezwungen war, unter dem Dornengebüsch an der anderen Ecke Unterschlupf zu suchen. Wann Mona Lisa ihre Lage veränderte, blieb stets ein Geheimnis. Wenn sie beobachtet wurde, schien sie ein völlig unbelebtes Wesen zu sein; nicht ein Zucken des Schwanzes, noch die geringste Bewegung ihrer Augenlider verriet den Lebensfunken in ihr. Aber wenn man auch nur eine Sekunde die Augen abwandte und dann zurückschaute, konnte man sie irgendwo anders, oder — besser noch — nirgendwo erblicken. Sie schien eher eine optische Täuschung als ein wirkliches Reptil zu sein. Häufig wunderte sie aus dem Terrarium aus und packte irgendeine auf dem Fußboden; doch bei dem geringsten Versuch, sie gefangenzunehmen, nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem Geheimnis und verschwand.

Mein Onkel Jeremias machte zum ersten Male mit Mona Lisa Bekanntschaft, als er mich anlässlich einer Laugung der Hautfabrikanten in der Metropole besuchte. Er erzählte mir gerade Jugenderinnerungen, als sich Mona Lisa plötzlich materialisierte.

Ich sah sie auf dem Teppich uns gegenüber. Auch Onkel Jeremias sah sie. Etincelzünd starrte er sie für einen Augenblick an, dann schloß er die Augen und legte sich die Hand auf die Stirne. Als er die Augen wieder öffnete, war sie verschwunden. Ich kam zu dem Ergebnis, daß sie unter seinen Stuhl getreten sei.

Onkel Jeremias seufzte erleichtert auf und setzte seine Geschichte fort. Einige Minuten später hielt er neugierig inne, und ich bemerkte, daß er aufmerksam seinen linken Fuß betrachtete. Mona Lisa hatte sich um seine Schuhspitze gelagert und blickte nach Steinigkeit mit bopymetischem Auge zu ihm empor; er bewegte seinen Muskel.

"Onkel", sagte ich, "ich denke, ich muß die erklären..."

"Hm?" Onkel Jeremias erwachte unvermittelt aus seinem Trancezustand und schien ein wenig verlegen. "Ach ja! Also, was ich sagen wollte..." Aber seine plötzliche Verwirrung schiederte Mona Lisa; sie verschwand, ihren Weg offenbar Onkels letztes Hohnbein empor einschlagend. Dieser letzte seine Erzählung mit erzwungener Harmlosigkeit fort. Er konnte nicht stillstehen und krazte immer wieder seine Beine. Der Schwanz rann über seine rosige Stirne. Schließlich fühlte ich mich verpflichtet, ihn zu unterbrechen. "Entschuldige, Onkel", sagte ich, "aber da ist eine Eidechse..."

Im Nu war er aufgesprungen und richtete angeregt einen anklagenden Zeigefinger gegen

Ein Lied

Als ich fort ging
hast du mich gewinkt.
Ich hab gemeint
das sei gering.

Und ich war weilt,
sah dies und das.
Und ich vergaß
die junge Zeit.

Was wollt ein Brief
so gut, so leise,
wie Spieluhrweise
so tief. Er rief.

Der Garten schön
in Dämmerung —
und du, so jung
im Garten schön.

Mach es nicht schwer,
Weg ist nicht Ziel.
Was Gott gesiehet
wird niemals leer.

Verweilt der Klang —
eh wir gesehn.
Wir müssen gehn
und warten, lang.

Einst finden wir
was war, bereit.
Und finden beid
uns wieder, wir.

Denn junge Zeit
und späte Zeit
begegnen sich,
und werden weit. —

Hermann Stahl

meine Brust. "Eine Eidechse?" fragte er. "Du hast also auch eine Eidechse gesehen?"

"Ich gab zu, daß ich eine gesehen hatte. Und ich glaube, daß sie an deinem linken Bein emporgestiegen ist", fügte ich hinzu.

Onkel Jeremias nahm mit dem Kognakglas, aus dem ich vorher getrunken hatte, aus der Hand und setzte es mit einer kleinen Widerspruch vertragenen Geistes schwer auf den Tisch nieder. "Junge", sagte er traurig, "kam es wirklich möglich sein, daß der Glanz unserer Familie dich schon in der Blüte deiner Jugend erreicht hat? Wenn ich Eidechsen sehe, ist daran nichts Besonderes. Ich bin ein alter Mann und gewöhnt, sie oder weiße Mäuse zu sehen. Aber du bist noch zu jung dazu. Bekämpfe diese furchtbare Gewohnheit des Tränkens, solange du noch die Kraft in dir hast! Für dich ist es noch verfrüht, Eidechsen zu sehen!"

"Aber das ist eine wirklich Eidechse, Onkel Jeremias", berichte ich mich zu erklären. "Sie heißt Mona Lisa und gehört uns. Sieh nur, eben ist sie auf deinem Kragen."

Aber auch dieser Umstand überzeigte ihn nicht völlig. Erst als sie ihr Heim unter der Kakteenpflanze aufgesucht hatte, begann er, an ihre Existenz zu glauben. Dieser Erkenntnis stimmte ich traurig. "In der guten alten Zeit, wenn ich weiße Mäuse oder rosa Elefanten sah, pflegte ich sie einfach fortzuschleichen. Nun, so denke ich, werde ich bald anfangen, sie mit Alchemie zu füttern."

Bald nach seiner Abreise verschwand Mona Lisa und wir haben sie seither nie wieder gesehen. Aber durch Onkel Jeremias hören wir von Zeit zu Zeit von ihr. In einem kürzlich eingelangten Briefe berichtete er uns, sie in der Halle eines Hotels in Indiana und dann wieder auf der Straßenbahn in Chicago gesichtet zu haben. "Sie wächst rasch", so schrieb er, "und als ich sie das letztemal sah, hatte sie eine ganze Menge Freundinnen um sich."

Um Mona Lissas Platz im Terrarium auszufüllen, kauften wir ein Paar Chamäleons. Sie nahmen nicht so viel Raum wie die Eidechse für sich in Anspruch und führten eine ausgesprochen friedliche Lebensweise. Wir begannen aber den Fehler, das Terrarium im Effeizimmer aufzustellen, dessen Umgestaltung von einem unserer modernen Wohnungskünstler kommt. Die Chamäleons, von echtem Sportgeist befeuert, scheuten vor keinen Retorten zurück und versuchten, sich in ihrer Farbe den modernistischen Tapeten anzupassen. Diese Anstrengung war zu groß für sie; sie starben an Erschöpfung.

Aber wenn unser Terrarium auch vielleicht in zoologischer Hinsicht ein Fehlschlag war, so war es doch, von botanischen Gesichtspunkten aus betrachtet, ein voller Erfolg. Die Kakteenpflanze gedieh wie die Hanfweibchen des Märchens. Ihre Blätter wurden immer üppiger, glänzender und immer dichter von Stacheln überzogen. Rasch überwucherte sie die Grenzen des Terrariums — eine Drohung für Mensch wie Tier.

Der Unentwegte

Anton Leidl



„Der Mann, der sämtliche Bälle mitgemacht hat, auf dem Weg zum letzten Fest.“



„Das mit der Herabsetzung der Fleischpreise ist ja vom sozialen Standpunkt aus sehr schön — aber am billigsten ist doch immer noch ein gewilderter Hase.“

ARMER TIGER

Knulz war in Indien.
Im wildesten Dschungel, In-
dien.

Mit Cook & sons.

Und nun erzählt er.

„Ein Land ist das... Ein Land... Elefanten, Maharadschas, Affen, Tiger — ich sag Ihnen, Tiger, meine Herrschaften... Wenn die hungrig sind... Da — der Bettvorleger ist auch so ein Tiger, den ich selbst geschossen habe!“

„Den haben Sie geschossen?“
zweifelt ein Besucher.

„Glauben Sie vielleicht, daß ich ihn bei Woolworth gekauft habe?“ wüßte sich Knulz in die Hüftebeu. „Das war ein ausgehungertes, blutgeriges Luder... Sie müssen nämlich wissen, daß die Besten dann am gefährlichsten sind... Aber ich machte kurzen Prozeß — Peng! — und aus war'ol!“

„Um —“, untersucht der Zweifler das Fell, „da hängt ja noch ein Zettel daran... Ein Preiszettel... 1,50 Pfund... Mit können Sie nicht einreden —“

„Was heißt da Preiszettel?“
stürzt Knulz die Besten, hundertfünfzig Pfund hat er gewogen!“

„Wa — wa — ein Tiger?“
ruft der Zweifler, „Mensch, Knulz, machen Sie sich nicht lächerlich, soviel wiegt eine bessere Hauskatze!“

„Sie haben eine Ahnung!“
bläst Knulz sich auf, „daraus können Sie ersehen, wie lange die Bestie schon gehungert haben mußte, wenn Sie so herunter gekommen war!“

H. K. B.





Dujardin & Co. GmbH Uerdingen a. Rh. gegr. 1810

MECKERER

Treffen sich zwei.
Sie sehen ganz harmlos aus.
Sie rennen aufgeregt aufeinander zu.

„Weißte es schon?“

„Was denn?“

„Da ist doch wieder ein dolles Ding passiert — hastu nichts davon gehört? — die Geheißche mit dem — na, wie heißt er denn doch?“

„Ach, du meinst die Cacke mit —“

„Ja, ja, richtig — Die Cacke meine ich — jetzt ist mir der Name entfallen, mir schwabst er auf der Zunge — du kennst ihn auch —“

„Ich weiß schon — das ist die Geheißche aus der Stadt da unten — da warst auch mal dort —“

„Richtig. Die Geheißche meine ich! Was sagst du zu der Schwärznerin? Du hast sie also auch schon gehört?“

„Ja. Die hat mit doch der — Gott, wie heißt er denn? — er zählt — du kennst ihn auch.“

„Ja. Den kenne ich. Von dem habe ich sie auch.“

j. h. r.

Autos

Dattel: „Glaubst du nicht, daß die Autos die jüngere Generation ruinieren?“

Natter: „Ich glaube im Gegenteil, daß die jüngere Generation die Autos ruinieren.“

F. S.

Ergänzung

Ein Beamter geht zu einer Verordn. An seine Bürotürte hat er einen Zettel angeheftet mit der Aufschrift: „Bin auf dem Friedhof!“

Als er zurückkommt, hat eine kleine Nachschicht angebracht: „Ruhe sanft!“

Eisenbahngeschichten

Hegenbarth

Fährt eine Dame von Prag nach Wien.

Eben sind die Grenzkontrollformalitäten erledigt, als der Schaffner mit einem Telegramm erscheint.

„Telegramm für Abbeles!“ ruft er aus, „Telegramm für Abbeles!“

Ein Eisenbahntelegramm, erschrickt die Dame, da ist ganz bestimmt zu Hause etwas Furchterliches geschehen... Und ängstlich meldet sie sich.

„Hastn Gs Abbeles?“ fragt der Schaffner streng.

„Ja, wohl!“

„Jo nacher — alsdann — do ham E!“

Zitternd öffnet die Dame das Telegramm und findet einen ganz belanglosen, sicherlich nicht für sie bestimmten Text.

Wahrscheinlich eine Namensgleichheit, denkt die Dame besorgt aufstehend und liest, um sich zu überzeugen, die Adresse, der sie in der ersten Aufregung keine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Und dort steht:

Appelz Otto Friedrich D-3g 35 Prag-Wien!

H. K. B.



„Sie sollten Ihre Hände besser pflegen!“

„Wieso? Ich habe sie erst gestern wieder in Unschuld gewaschen!“

Der Goldfisch

Die Ute schlug gerade drei, als er nach Hause kam. Vorsichtig zog er die Schuhe aus, schloß geräuschlos auf und schlich sich durch die Diele. Da stieß er an das Goldfischglas, das mit lautem Knack zu Boden fiel.

Gleich darauf erschien seine Frau.
„Mog! Was machst du denn?“
„Der verdammte Goldfisch! Ich werde ihn lehren, nach mir zu schnappen!“ F. S.

Die Forderung

Diplomkaufmann Pfesche hat beim Heurigen ein Axiom mit Studenten.

Andern Morgen kommen zwei Herren:
„Wir überbringen Ihnen die Forderung unseres Kommilitonen.“

„Bedauer“, sagt Pfesche, „habe eben Komkurs angemeldet, bitte sich an den Kassierer malter zu wenden.“

Karussell

Nach Eshottland kam ein Karussell.
Der Eshotte des Schotens wollte fahren.
Der Eshotte war daaggen.
„Watun, mein Eshotte?“
„Ich möchte mich auch einmal drehen lassen, Vater.“

Sagte der Eshotte:
„Du wiehst umsonst gedreht. Die Erde dreht sich.“ j. h. r.

Betrachtung

„Je mehr einer vor Hut kocht, desto toher wieid er!“

Wir gehören zusammen!



Die Fahrkarte und die Spendekarte für das WtlW auf jeder Bahnfahrt!

Aus einem Vortrag

„Kambyses hatte mit seinem Vater Cyrus das gemeinsame, daß alle beide auf verschiedene Weise den Tod fanden!“

Glück

„Mit meinem ersten Patienten habe ich wirklich Glück gehabt!“
„Ja?“
„Die Witwe hat die Rechnung prompt bezahlt!“

Vorschlag zur Güte

Klausurische hat zum zweiten Male geheiratet. Um es kurz zu machen: Seine Frau ist ein unaussprechlicher „Besen“. Überall hat sie zu mästen und zu verbessern.“

„Hier, diese bößliche Nase auf dem Bücher-schrank“, sagt sie, „die muß auch weg, oder es muß ein Gegenstück dazu her. Da hast eben gar keinen Sinn für so was!“

„Dann wäre mir schon am liebsten ein Gegenstück“, staunt der Vielgeplagte, „es ist nämlich die Ure mit der Ache meiner ersten Frau!“

Je nachdem

„Hoffen denn die Verlobten gut zueinander?“
„Ich glaube schon! Seine Verwandten sagen nämlich „Das arme junge Mädchen“ und ihre Verwandten sagen „der arme junge Mann!“

Das schwäbische Landgericht

Fremder in einer Restauration: „Nellner, gibt es hier eigentlich auch ein Landgericht?“
„Gewiß, Herrle, wünsche Sie vielleicht Epäpfe mit Sauerkraut?“

F. S.

Gemeinsame Fehlerquelle

„Jakob Kümmelpfiff, du hast in deinem Aufsatz genau dieselben Fehler gemacht wie dein Bruder Mand!“
„Ja, Herr Professor, zufällig haben wir die gleiche Mutter.“

F. S.

Broughton
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pl., die ganze Serie von 170 St. für 90 Pl. 6. — franko
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GERINGSTEN
BERLIN 50 16
RUNDSTR 30
FERNRUF. P. 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 5116

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglichen Ausstattung als Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Aufzählung jeder Art

Drucksachen

empfehlen
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Schwachen Männern

leidet wichtiger Publikumskriterium und kulturellen
Bewertung. Vertrieb
über Reichshaus 536

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstpostkarten der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pl., 65 Pl. und 90 Pl., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erzieht die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Leist den

Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereiliteratur-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlsstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wanddruck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Deiner Zeit Schrift

ist Die Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPLEHUBER

Für Stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden zur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pl. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

BÜCHER

Adolf Bartels: Deutsche Literaturgeschichte. Georg Westermann-Verlag Braunschweig, neue Ausgabe in einem Band Preis RM. 7.80.

Die neue einbändige und erstaunlich preiswerte Ausgabe dieser einst so heilig und bisweilen bitter umstrittenen Literaturgeschichte von Prof. Adolf Bartels erscheint uns heute, da vieles, was gestern noch als nackte Theorie figurirte, Wirklichkeit geworden ist, nicht mehr als das Werk eines prinzipiellen Gegners aller liberalistischen Errungenschaften. Das völkische Bewußtsein, aus dem heraus dieses Werk geschaffen wurde, hat durch den Machtantritt Adolf Hitlers eine biologisch beglaubigte Grundlage erhalten und es blieb wohl ein tölpelhaftes Beginnen, wollte man die substantialen Werte dieser geistigen Neuordnung über die Achsel einer unerschütterlichen Prinzipientreue ansehen. Wir alle danken dem Führer und Reichskanzler für die Befreiung unserer geistigen Perspektiven, von den bisweilen interessanten aufgeputzten Kulissen einer Gesellschaftsordnung, die nicht nur den Nationalsozialismus als Parteibegriff — sondern alles Deutsche schlechthin vor den Augen der Welt verächtlich zu machen suchte. Bartels hat lange, ehe diese Tat des Führers gelang, als Kulturpolitiker das Seine dazu beigetragen, diese nun vollzogene und immer mehr ins Begriffsbild des Einzelnen rückende Neuorientierung dokumentarisch vorzubereiten und zu flankieren. Daß dies eine kühne und brave Tat war, darf nicht in Abrede gestellt werden. Nun, da vieles bereinigt ist, was bis vor wenigen Jahren noch zu größter Verwirrung Anlaß gab, müssen wir Bartels' Werk als ein wirkliches Fundament deutscher Geschichtsschreibung erkennen und betrachten. Und siehe da, wir werden entdecken, daß dieser langgeschmähte Adolf Bartels uns heute viel malvoller erscheint als damals. Der Wegfall eines von keiner sachlichen Kritik gebändigten Für und Widers gibt uns heute die Möglichkeit, ein ernstes Werk mit dem Ernst zu prüfen, wie es den verdient. Bartels geht in seinem vielgestaltigen und doch von einer einzigen Grundhaltung bestimmten Urteil nie vom Parteidogma aus; die Erkenntnis der völkischen Lehre in ihrer unerschütterlichen Wichtigkeit ist zu umfassend, als daß sie sich ins Schlagwort-Register einer Partei verflüchtigen könnte. Bartels ist ein strenger unerbittlicher Kritiker, er verwirft mit Recht die spielerische Toleranz, die für Bert Brecht die gleiche Formel hat wie für Shakespeare oder Goethe. Er verweist vieles, was bislang auf fremden Plätzen weidete, wieder in die zuständige Hirde und beweist trotz aller Strenge eine Gerechtigkeitsliebe, die versöhnend wirkt. Die inhaltliche Ordnung des Werkes ist sehr straff gehalten und verleiht dem Ganzen einen zwingenden einheitlichen Charakter, sehr im Gegensatz zu vielen anderen Literaturgeschichten, die immer und immer wieder in kaum noch zu überblickendes Detailwerk zerfallen. Alles in allem ein schönes und nützliches Buch, das in keiner deutschen Bibliothek fehlen darf.

Arnold Weiß-Rüthel

H. A. Overstreet: Einfluß gewinnen. (Felix Meiner Verlag, Leipzig.)

Einfluß gewinnen. Auf wen? Auf was? — Auf seine Mitmenschen und damit auf sein eigenes Leben. Das ist eine Art von angewandter Psychologie, die namentlich bei uns — noch in den Anfängen steckt. Die Gelehrten, die zu diesem Thema Bücher schreiben, sind meist zu gelehrig und die Schlichten, welche die Sache vereinfachen wollen, meist zu einfach. Overstreet ist Amerikaner, d. h. Praktiker. Er gehört zu den wenigen, bei denen wirklich etwas zu holen ist. Er geht glattschneidig an der berühmten „Charakterkunde aus der Handhaltung beim Zigarrenrauchen“ und an der „Prophetie aus dem Ohrwuscheln“ vorbei und stößt vor zum Weltgericht: dem Ausdruck, dem Tun und Lassen, der Handlungsweise des werten Ich. Sehr oft, wenn man solche Bücher gelesen hat, bleibt einem als Rest übrig der Wunsch: man möchte jetzt auf der Universität einen Seminarskurs für Fortgeschrittene belegen. Es spricht für Overstreet, daß man nach seiner Lektüre denkt: So, basta — jetzt kann ich am kostenlosten Praktikum teilnehmen, dem Leben.

Dr. H. A. Thies.

Möglichkeit

„Papa?“
„Was willst du Quälgeist denn schon wieder wissen?“

„Wenn nun so ein Klugzeug in die Mätschstraße gerät, wie da nicht die ganze Mätschstraße durch den Propeller zu Butter?“

F. S.

Nach der Hausarbeit

Leokrem

für Ihre Hände!

F. S.

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

1935 / JUGEND Nr. 10

Neu!

DEINE KAMERA GENT GELD UERDIENTEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert. Wollen Sie das nicht ausnutzen?
Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Das Kunststück

Ein so inigmächtig und fast persönlicher Feind des stolzen Korps der alte Marschall Vorwärts war, konnte er doch nicht umhin, ihn bisweilen gegen unbefriedigende unfaßlichen Zabel in Schutz zu nehmen. So war einmal in einem gefälligen Kreise des langen und breiten von den strategischen Fehlern Napoleons die Rede, die nicht groß und schlimm genug dargestellt werden konnten.

Blücher hatte nach seiner Manier rauchend und schweigend zugehört. Möglichsprang er auf und rief erregt:

„Haben Sie mich auch einmal ein paar Worte sprechen, meine Herren! Der Bonaparte war ein schlechter Kerl, das steht fest. Aber die Schlacht bei Leipzig erst nach drei Tagen zu verlieren, das war doch ein großes Kunststück!“

Nach Blüchers Ansicht hätte nämlich Napoleon gleich am ersten Tage des Vorfalles mit Caes und Wat gefangen genommen werden müssen.

Alles für die Kunst

Um dem Maler Gentile Bellini für sein Bild „Die Entbauung des Löfäfers“ den unmittelbarsten Eindruck eines abgeklärten Hauptes zu verschaffen, ließ Mahomed II. einen Sklaven köpfen. — Damit Philipp Baader einen Chiffreband nach der Natur malen konnte, befohl Katharina II. von Rußland dem Grafen Drossi Tschewenoff, im Hofen von Ancona ein Einienhiff anzustellen.

Die kluge Herzogin

„Wissen Sie“, sagte die Herzogin von Beaugogne zur Maintenon, „warum in England die Königinnen besser regierten als die Könige?“ Die Marquise begiff den heißen Sinn der Frage nicht sogleich; erst als die Herzogin fortfuhr: „Weil unter der Regierung der Weiber die Männer, unter der Regierung der Männer aber die Weiber herrschen“, fühlte sie den Eid.

Die Frau

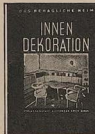
„Ehen zum dritten Male in diesem Monat verlangen Sie Vorstoß! Das geht doch nicht so weiter!“

„Herr Direktor, meine Frau braucht das Geld dringend!“

„Darf man fragen, wozu?“

„Sie dürfen schon, Herr Direktor, aber ich nicht!“

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Der Große Brockhaus

Band 19 (Tos-Van) Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wenn man den neunzehnten Band in die Reihe seiner Vorgänger stellt, so bekommt die Fülle, in denen man den Brockhaus vergehen betrachten, weil er „noch nicht so weit“ ist, auf die Mäuschen zurück. Auch dieser vorletzte Band zehlt wieder, welchen unmittelbaren Anschluß der Brockhaus an alle Tagesfragen hat und welche sachverständigen und zuverlässigen Berater er gerade auf schwierigen Gebieten ist. Im Hinblick auf die Neuzeitungserfolge erhält man, wie es bisher mit ihr gewesen ist, und daß sie nicht ohne weiteres abgeschafft werden kann, da sie mit 184 Millionen im Rechnungsjahr 1932/33 den höchsten Einnahmeposten des Reiches darstellt hat, höher sogar als die gesamte Einkommensteuer, die 132 Millionen gebracht hat. Tauschend wird das im Mai 1933 geschaffene Amt des Treuhänders der Arbeit mit allen seinen Befugnissen erläutert, die ihn an die Stelle der bisherigen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände setzen. Eine ausführliche Darstellung ist des Unternehmerverbandes und ihrer Umwandlung im Dritten Reich gewidmet. Eine Tabelle führt die heutigen Bezeichnungen neben den früheren auf. Sehr viel zur Unfallverhütung haben die ausnahmslos schauclühler beigetragen, die in Fabriken und Arbeitsräumen vor dem drohenden, aber trotzdem immer wieder übersehen Gefahren waren. Der Brockhaus bringt die wichtigsten davon auf einer Tafel. Bei dem Drostrebe, Fußgänger, Radfahrer und Auswärtiger zur Beachtung der Verkehrsregeln zu erziehen, ist eine farbige Tafel der internationalen Verkehrszeichen ein wesentliche Hilfe. In das Problem der Verbrennung führt ein fachwissenschaftlicher Abschnitt ein, der die wichtigsten Theorien schildert und auf farbigen Tafeln die Ergebnisse der Kassenkreuzung zur Anschauung bringt. Auch die Zwillingforschung kommt dabei zu ihrem Recht. Eeg mit der Verbrennung im Zusammenhang steht die Unschuttbarmachung zum Schutz gegen Rassenvermischung und ihre praktische Anwendung in geistiger Zeit. Dabei werden die geltenden gesetzlichen Bestimmungen und Erfahrungen, die man bei uns und in anderen Ländern damit gemacht hat, aufgeführt. Die Abschnitte über den Verfall der Verträge und den Völkerbund geben eine umfassende Darstellung der Bedeutung beider für uns und charakterisieren die Entwicklung des Völkerbundes und seine Tätigkeit bis auf die jüngste Zeit. Ausgesichts der Tatsache, daß mehr als die Hälfte aller Lastkraftwagen mit Dieselmotoren betrieben wird und daß deutsche Verbrennungsmotoren eine steigende Verwendung im Ausland finden, ist ein ausführlicher Abschnitt mit mehreren Bildtafeln von Wert. Ein Bild zeigt den Dieselmotor des Hamburger Elektrizitätswerkes mit 15.000 PS, den größten Dieselmotor der Erde. Auch der neuartige Holzgasgenerator wird entsprechend gewürdigt.

Gibt es eigentlich Trecken? Wie oft kann man diese Frage heute noch hören. Der Brockhaus gibt eine ausführliche bebilderte Darstellung des Verfahrens. Kolonialstärke niederschlagen, wobei der entstehende Schmutz allmählich wieder verdunstet, ohne wie Natur- und Kunststarkemittelwasser zu hinterlassen. Aus dem Abschnitt über Untergrundbahnen mit vielen Bildern erhält man, daß die Tunnel der Untergrundbahn in Berlin durchweg nur 6 m unter der Straßenniveau liegen, in London dagegen 30–40 m. Das liegt an dem leicht zu durchbrechenden wasserreichen Ton des Londoner Untergrundes, wobei in großer Tiefe keine Berührungen mit Hasenfundamenten nötig werden. Dafür ist aber die Anlage von Fahrplänen zu den Untergrundbahnhöfen nötig. Bei des Vitamines werden alle Arten dieser inneren noch schelmvollsten Nahrungsstoffe fachmännisch ausführlich charakterisiert, ebenso die erst kaum zwei Jahrzehnte umfassende Entwicklung dieser Forschung. Das tuberkulöse Umerstehen, das neuerdings durch Beseitigung der erkrankten Bäume bekannt wird, ist auf einen Plak zurückzuführen, der durch einen Borkenkäfer verschleimt. Die Borkenkäfer Bäume müssen sofort, sobald sie gemeldet werden, verbrannt und viele bunte Uniformierten haben die Entwicklung und den heutigen Stand der Uniformen in allen Armeen. Die Russen haben sogar Tankkommanden in Uniform ähnlich der Bewachung von Fahrzeugen mit bunten Dekorationen gekleidet. Sehr willkommen ist eine Tafel, die auch die Uniformen

des Landespolizei der deutschen Länder, Österreichs und der Schweiz, ebenso die wichtigsten Dienstuniformen und die der Gendarmen der SA, SS, und des Arbeitsdienstes. Eine wichtige Bereicherung hat der Brockhaus auch die Aufzählung der bedeutendsten Großunternehmen, Industrie- und Handelsvereine, und auch der ausländischen Konzerne erfahren. Unter der Überschrift „Vereine“ erhält man die wichtigsten sonst meist schwer erschweren Unternehmungen, die fast täglich genannte Großfirmen, aber die in der Öffentlichkeit vielfach unbekannten Vorstellungen verbreitet sind. Ist es doch wenig bekannt, daß die Weltkarte selbst kein Erfindungsfeld, sondern vor die Öffentlichkeit vielfach unbekannt ist. Einem Stab in einem Stab des alten Tyrus ist auch die Kastenliste einzuzeichnen, die sich durch Änderungen in den Damm ergeben hat, den Alexander der Große der Befragung der Inselstadt zu kühnen „Vandalen“ überhand gewährt hat. Ein Forschung der deutschen Frühgeschichte in dem neuen Bande gewährt auch wieder in dem Abschnitt über das germanische Volk der Vandalen der jeder auch noch bei uns gebrauchte Ausdruck „Vandalismus“ überhaupt nicht erwägen sondern zunächst als eine Erläuterung des Bischofs Gregors in der französische Revolutionen aufgeführt. Auch über die vielbesprochene Ura-Linda-Chronik hat ein Abschnitt, der auch sorgsam Abklärung aller Theorien in der Epochen kommt, daß die Fachwissenschaft diese angeblich älteste irische Handschrift ein Ereignis des 19. Jahrhunderts allgemein ablehnt. Ein ebenso sorgsam abgewogen Urteil steht am Schluß des Abschnittes über die Versammlungen. Wenn gesagt wird, daß der Sieg in der Schlacht im Teutoburger Wald am 9. September geschah, daß die mit dem Rückzug der Römer der größte Teil der germanischen Stämme außerhalb der römischen Reichsgrenzen geblieben und damit der Romanisierung entgangen sind, die der deutschen Geschichte sonst eine völlig andere Richtung hätte geben können, so läßt sich das kaum treffender und mit weniger Worten sagen. So ist auch der vorletzte Band des Großen Brockhaus wieder eine Fundgrube des Wissens und ein zuverlässiger Berater in allen Fragen des täglichen Lebens.

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplerpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat ist der einzigartige Brettleidende, der gelbe, reiche und lebenslustvolle Konferenzen des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tugendgedichte in einem Bändchen veröffentlicht, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß der „Arche“ rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

MINIATUREN

Themistokles

Als jemand den Themistokles von Nat fragte, ob er seine Zeit lieber einem Arme, aber tugendhaften Mann oder einem Reichen vorzöge, antwortete er: „Ich würde lieber einen Reichen vorziehen, der einen Reichen vorzöge, als einen Reichen, der einen Reichen vorzöge.“

Gottfried Keller

Gottfried Keller wollte nach einer schweren Zeit durch die Geistes der Zürcher Altstadt und fand nicht nach Hause. „Ein Bürger an ihm vorüberkam, sprach er ihm an: „Gibst du mir jagen, wo du bist? Ich frage dich: „Wo bist du?“ Darauf Keller: „Du Gheib, ich bin nicht ganz hier, sondern wo ich wohne.“

Die Kanone

Ein Soldat sollte auf im Feld bei einer Kanone Schildecken führen er hatte aber seinen Posten verlassen und war in ein benachbartes Wirtshaus gegangen. Nachdem man ihn angestrichelt hatte und der Soldat ihn fragte, warum er seinen Posten verlassen hätte, sagte er: „Der Hauptmann, ich habe an der Kanone probiert und hinten und vorne gehoben, er trägt sie nicht weg, kommen aber mehrere, so bin ich auch nichts mehr.“

Der Urenkel erzählt ...

„Und —“ rühte der Marquis de Casocagne näher an den Kamin heran, — und was geschah weiter, Baron?“

„Ihre Medec ist ausgezeichnet, Marquis!“ sagte der Baron. „Ein köstliches Getränk!“

„Und alt wie Methusalem!“

Der Baron schaute in das flackernde Kaminfeuer, lauschte dem Stürmen, der um die Schlossmauern heulte, und blies nachlässig kleine, blaue Rauchringe in die Luft.

„Sie vergessen Ihre Geschichte, Baron!“ rief ihn der Rittmeister Udenperl aus seinem Brüten und Klopfe ungeduldig die Asche seiner Pfeife in den Kaminvorfall. „Drücken gibt es nicht!“

„Ja, meine Herren“, sagte der Baron, das goldgerandete Einglas fester ins Auge flem-

mend, „das war eine prinzipielle Geschichte und sie hätte beinahe meinem Urahn, dem jetzigen Freiherrn von Münchhausen, zustoßen können. Ich machte damals mit Lady Enoffbottle einen Jagdausflug, der uns den Jambesi hinführte... Lady Enoffbottle, die kennen doch Lady Enoffbottle, Lady Chancelin Enoffbottle meine ich, die aus dem Hause der Enoffs in Kent, Lady Enoffbottle wollte also einen Elefanten schießen und ich beschloß, der Jagd war schnell, die Gelegenheit zu benützen und ein tüftles Bad zu nehmen... Kaum schwamm ich in den Fluß hinaus, gewahrte ich einen baumlangen schwarzen Burschen, der sich vorzüglich herabschlich und meine am Uferende liegenden Kleider tauchte... Schon wollte ich dem Halunken nachsehen, als Lady Enoffbottle aus dem Urwaldbüschel trat und mir zurief, rasch zu ihr zu kommen... Was sollte ich tun?... Ich konnte doch nicht — nach wie

ich war — Sie verstehen — Lady Enoffbottle hätte mir das nie vergessen... Noch überlegte ich, tief ins Wasser tauchend, als ich weit rechts am Horizont eine fahlgelbe Wolfe aufsteigen sah, die sich rasch näherte, und — vertraut mit den klimatischen Verhältnissen des dunklen Erdteiles — der Lady zurück, sich fünf Minuten zu gedulden... Die Willen des Strengeins seiner Sturmangst immer höher, ein Draußen erfüllte die Luft, Itachend stürzten die entworfenen Urwaldriesen — und noch waren keine drei Minuten vergangen, war die Situation grettel!“

„Wie?“ fragte der Marquis de Casocagne ungläubig, „hat Ihnen vielleicht der Einsgeborene Ihre Kleider zurückgebracht?“

„Wo denken Sie hin... Das klinge ja wie ein Märchen!“ lächelte der Baron überlegen, „ich war so geistesgegenwärtig — die blüh-schnell daherkommende Windstöße anzufangen!“

Magon

FOTO-ECKE

Das Vergrößern macht's!

Von der gestalterischen Seite ist zu diesem Thema allerlei Wichtiges zu sagen. Eine Aufnahme an sich, also eine gewöhnliche Kopie, werden wir kaum als ein „Bild“ ansprechen können — von wenigen Ausnahmen abgesehen. Vielen kam mit auf unser Negativ, das für das elementare Motiv belanglos — ja sogar störend ist. Nehmen wir ein Beispiel:

Wir haben ein Pferdegesspann irgendwo auf der Straße fotografiert. Es geht dabei um einen Schnappschuß, viel Zeit zum Überlegen bleibt nicht. So werden wir mancherlei mit auf unseren Film bekommen, was zum Pferdegesspann keinerlei Beziehung hat. Elva Menschen, die sich in der Umgebung betätigen, einen Laternenstiel, der neben dem Wagen stand, und so weiter. Diese Nebensächlichkeiten müssen gestrichen werden, wenn unser Bild geschlossenen wirken soll. Streichen wir sie von der Kopie, dann wird das Bild viel zu klein. Denn ein Foto unter 9x12 ist eben kein „Bild“. Was bleibt in diesem Falle übrig als Vergrößern?

Oder: Sie arbeiten mit Kleinakamera. Dann ist das Vergrößern, unumgängliche Notwendigkeit. Und das Vergrößern nicht schwerer als Kopieren ist und auch nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt, sollte man sich schon damit befassen.

Damit sind die Möglichkeiten noch nicht erschöpft. Es gibt ein paar wertvolle Tricks. Wenn Sie ein hohes Gebäude darstellen, dann werden Sie zwangsläufig Ihre Kamera etwas nach oben neigen müssen, damit alles auf Bild kommt. Dabei entstehen aber stürzende Linien, d. h. die Senkrechten laufen nicht parallel, sondern winkeln. Sie haben das Bestreben, sich nach oben zu vereinigen. Dieser Fehler wird umgekehrt wieder dadurch behoben, daß wir unser fotografisches Papier entsprechend scharf stellen. Die Scharfeinstellung erfolgt dabei etwa auf die Mitte des Papiers, und durch Abblenden erreichen wir bald eine so große Tiefenschärfe, daß das gesamte Bild scharf wird. — Pläne erhalten leicht Schrammen, die sich im Positiv als weiße Striche bemerkbar machen. Retusche ist hierbei eine mühselige Arbeit. Wir legen den Film in Glycerin zwischen zwei Glasscheiben. So wird auf einfache Weise dieser Fehler behoben. — Schließlich die sogenannte „fischelnde Hand“: Manche Bildstellen sind so stark gedreht, daß Einzelheiten nur nach längerer Belichtung hervortreten. Diese Teile können für sich länger exponiert werden. Wir decken mit der Hand oder einem entsprechend geschlitzten Papier nach normaler Belichtung die richtig gedrehten Stellen zu und belichten die anderen Partien länger. Die Hand wird dann in den Lichtkegel gehalten und leicht bewegt, damit keine harten Überlappungen entstehen. Bei Wolkenhimmel wird das nötig sein.



„Sakra, sakra... jetzt no oan Schritt weiter und die Behauptung, daß auf der Alm koa Sünd gibt, is a Schmarrn.“

Der Münchner Fasching
und das
Wallachhaus
an der Hauptpost
**Trachten u.
Fantasie - Kostüme**

Loyalität

Erich Wilke



„Man muß China nur erst einmal in den Sattel setzen, reiten wird es dann schon können.“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 11



Blumenmädchen

Clemens Spengler

Die Safflin

Erzählung von Hippolyt Eggendorfer

„De Mannsbilder san ja sooo schlecht!“ sagte die Monika, die Köchin und ihre rechter Zeigefinger wies auf eine Heiratsanzeige, die sie gerade im Wochenblatt gelesen hatte. „Ehrbarer Mann legt weniger Wert auf Geld, als auf Häuslichkeit und Herzengüte...“ sprach sie die Worte laut nach und daran knüpfte sie das Urteil der Verdammung: „Go oana und ehbar? Lumpen sans alle mitananda!“ Die Pepi, die Putzerin, wurde frustriert im Gesicht, da sie annahm, daß die Belehrung hauptsächlich ihr in Hinblick auf ihren Toni galt und das Zimmermädchen, die Jengi sagte: „Ja, Sie, mit Ihren Erfahrungen!“ Und man wußte nicht, ob Neid, Anerkennung oder Besorgnis in ihrer Stimme lag. Und dann klapperten wieder dreimal vier Strichnadeln: genadelt und glatt, genadelt und glatt, in der weiträumigen Küche des Zimmerhauseiner Gutschhofes und als dann die Monika ein Nähen befiel und sich die Jengi gelangweilt unter die Hipse fuhr, um sich die Kopfhaut zu scheuern, brach man für diesen Abend die Unterhaltung ab und suchte die nächtlichen Lagerstätten auf.

Zur Ehe der Monika muß gesagt werden, daß sie tatsächlich allen Grund hatte, von dem männlichen Geschlecht nicht viel zu halten, denn damals, als sie vor drei Jahren die Stellung beim hiesigen Baron antrat, war sie mit dem Herren und auch sonst ganz beruhten und Schuld war einzig und allein der Safflin/Simmer.

Als sie sich kennen lernten, war der Simon Mitternachts beim Weisen zu Holzeid und da er der Monika das Heiratsversprechen, beide aber noch nicht genügend Geld beisammen hatten, um ein kleines Anwesen zu kaufen, veräußerte der Simon zum nächsten Weihnachtstermin seine Stellung gegen den gutbezahlten Posten eines Ankaufsmannes bei der reichen Safflin zu Geroltsbach. Die Monika hatte den Simon selbst zu dem Entschluß ermuntert und anfangs ging auch alles gut.

Wie dann die Safflin eines Tages krank wurde und in der Woche zweimal mit einem kleinen Einspännertwogen, einem sogenannten Schäfel zum Arzt nach Pfaffenhofen gefahren werden mußte! Damals bestimmte die Safflin den Simon zu ihrem Kutscher, der jedesmal seinen besten Rock anzog.

Wie das dann so geht, wenn man in engen Wagen nebeneinander sitzt und der Schimmel langsam die Straße entlangzittelt, die reiche, in schwere Seidenstoffe gehüllte Frau machte auch einmal eine innigere Bekehrung, als sonst, wenn sie zu ihren Diensthofen sprach und der Simon, bedrückt und genessen in Laten und Gedanken, fand allmählich Offenheit an den geruchlosen Ausflügen in die Stadt, besonders auch, als die Warte- und Behandlungszeit der Frau bei dem vielbeschäftigten Arzt, ihm Mühe zum Nachdenken und zu einer regelhaften Einfließ in irgendeinem der Beschäftigten ließ.

Es läßt sich wohl nicht mehr genau feststellen, wie weit die Freundschaft der beiden aing und ob die gegenseitigen Beziehungen über den Austausch linder Anekdoten, die ja auch durch den leidenden Zustand der Frau nahelagen, hinausgediehen. Fest steht jedoch, daß die Safflin den Simon immer mehr bevorzugte und ihm sogar in ihre Schlafkammer zur Ausflucht eine ärztlichen Behandlungsvorschrift einließ gewährte. Und letzter steht auch fest, daß der Simon die Monika immer mehr vernachlässigte.

In Liebesdingen — vorausgesetzt, daß das Wort zu Kennzeichnung des damaligen Verhältnisses zwischen der reichen Bäuerin und ihrem Knecht überhaupt am Platze ist — sind ja Frauen im allgemeinen von

einer überbachtenden Scharfsinnigkeit und so witterte auch die Monika bald Unheil, wenn sie sich auch eine offene Untreue des Simon nicht eingestehen wollte und jeden Gedanken daran standhaft abzuwehren verachtete, indem sie sich sagte: „Es mißt sich eh ja so sehr vor ger nig grausen, wenn...“

Als sie aber abzumagern begann und schlaflose Nächte ihr den Herzensfrieden raubten, führte sie doch einmal eine Aussprache herbei und da gestand also der Simon unter Pressen und halben Entschuldigungen, daß schon etwas vorgefallen sei zwischen ihnen, aber nicht so, wie sie meine und überhaupt täte er das alles nur überwegen, weil die reiche Frau doch nicht mehr lange lebe und im Testament wird dann ein bestimmter Name stehen und die Monika soll also vernünftig sein und so weiter. Und noch einmal glaubte die Monika dem Simon, um so mehr, als sich der Zustand der Frau mit einem Male sehr verschlechterte und sie fast dauernd das Bett hüten mußte.

Und als dann die reiche Safflinbäuerin zu Geroltsbach gestorben, die Erde aber über ihrem Grabe noch nicht geschlossen war, verschwand der Simon. Und dann kam etwas ganz Ungeheuerliches auf. Nach am Totenbette ging die Bäuerin mit dem Knecht das Sakrament der Ehe ein und vermachte ihm ihr gesamtes Hab und Gut.

Dann tauchte der Simon eines Tages in München auf, richtete sich eine Wohnung ein, ließ sich zweispännig durch die Stadt fahren und warf mit dem Geld nur so um sich. Das schöne und große Anwesen hatte er bald an einen Händler verkauft, der den Hof zerstückelte und dabei solche Spottpreise erreichte, daß die erfahrenen Bauernleute sagten, daß es eine Todsünde sei, mit dem Grund und Boden so umzugehen.

Das war eine schwere Zeit für die Monika, denn kein Mensch kümmerte sich mehr um sie, da man doch hörte, daß der Simon ein flottes Leben führte und in der Stadt so viele Frauen, wie Finger an der Hand hätte, während sie selbst immer noch Pläne schmiedete, wie sie den Mann auf dem Weg des Reichtums und Auslandes zurückführen könnte, das ganze Geld beim Teufel wäre. Und keine Ruhe sollte ihr werden, denn wenn irgend jemand aus der Umgegend nach München reiste, trieb ihn schon die Neugierde in die Nähe des Simon, so daß ständig neue Geschichten über ihn in Umlauf gerieten wurden, wegen welcher die Monika oft und oft in der Frühe mit vertrockneten Augen ihren Dienst antrat.

Ihre schwerste Stunde kam aber, als man dann lange Zeit nichts mehr von dem Simon hörte, er indes eines Tages in ziemlich vernachlässigtem Zustande vor der Monika auftauchte. Und es ergab sich, daß er also mit dem Geld fertig geworden war, daß er die Wohnung ausgegeben und seine Equipage verkauft hatte und daß er also wieder da wäre, um sich eine Stelle, vielleicht als Mitternachts oder als Kutscher zu suchen, denn er wußte ja schließlich auch von etwas Leben und zuletzt rühte er mit der Frage heraus, ob ihn die Monika noch gerne hätte.

Und die Monika war so überrascht und überrollt von dem Simon, daß sie auf das Obere derer überhaupt nicht einging, sondern nur dazuging sagte:

„Ja, wos heißt da iaz eigentl dabei denk, wiaisch des viele Geld verbrauch und vernachlässigt?“

Worauf der Simon zu Boden blickte und sagte:

„Eigentl gar nie!“



Äcker

Walter Dolch-Amberg

Zwei Sonette von Felix Peter Holler

Letztes Geheimnis

Natur, mit der die Seele uns verslicht,
Geist in kristall'nen Höhen reinsten Schwebens,
Sind sie der Tod, sind Wasser sie des Lebens?
Geheimnis, wer sagt uns sein wahr Gesicht?

Was wär' Natur, sagt sie dem Geist Verzicht!
Geist ohne sie trägt Namen nicht des Lebens.
Uns bleibt nur stille Hoffnung unsres Strebens,
Daß sie vereinigt schenken uns das Licht.

So mag der Geist Natur umarmend loben,
Die Seele gern in seinen Armen schlief,
Es schaudre leis' Natur dem Geiste droben,

Daß ihre Einigung den Himmel rief!
Dann quillt dem Menschen Hoffnungsglück von oben,
Und Segens Zauber waltet aus der Tiefe.

Der Mona

In fraulich mildem Glanz die Lampe thront,
Weit fällt ihr Schimmer über Berg und Feld,
Nacht ist's, doch leuchtet lind die weite Welt,
Die Wildnis und Gefilde, die bewohnt.

Sanft ist und süß dein Schein, o trauter Mond,
Der Finsternis in treuem Führen hellt,
Wohl bist du Hirte an dem dunklen Zelt,
Dich grüßt das Herz, das Glück und Unglück frohnt.

Du glänzt all den Seelen nah vertraut,
Die gern mit sich und Liebem sind allein,
Es ist, als ob erklänge Freundeslaut,

Wenn deines Lichtes Milch erlöst den Stein.
Sie gießt fast Wehmut auf des Ackers Kraut
Und tränkt die Sehnsucht still mit frommem Wein.



Bei den Sandkühnen

Gustav Fenhöhl

JACOB HARINGER:

MORALIEN

Kindern ist keine Schule nötiger, als die der Gekuld, weil entweder in der Jugend der Wille gebrochen werden muß, oder im Alter das Herz bricht.

Nur derjenige handelt vernünftig und liebevoll gegen sich selbst, der sich warnen, raten und belehren läßt, und der Erfahrung anderer ein williges Gehör leiht.

Man kann den Vögeln nicht lehren, daß sie über den Kopf fliegen, aber wohl, daß sie nicht auf dem Kopf nisten; ebenso kann man den bösen Gedanken nicht wehren, aber wohl, daß sie nicht zu bösen Taten werden.

Ein Mensch kann den andern vernünftig machen, aber glücklich werden kann nur jeder durch sich selbst.

Unglücklich im Leben sind diejenigen Menschen, welche zuviel wünschen, hoffen und befürchten. Sie befinden sich in einer ununterbrechenden Spannung und ermüden ihren Geist und ihren Körper. Mäßigkeit in allem ist die erste Bedingung eines reinen Glückes, da nur solche die Zufriedenheit in ihrem Gefolge hat.

Ein alter Satz besagt: Die Liebe fängt von sich selbst an. Aber deshalb, weil sich jeder Mensch am meisten lieben soll, soll er auch keine Handlung begehen, die ihm selbst verderblich werden kann.

Der Gedanke ist eine der wunderbarsten Kräfte. Er schwingt sich in einem Nu in jede nur denkbare Ferne, unbegrenzt von jedem Raume und wenn nun schon der Gedanke sich überall hin versetzen kann, um wieviel mehr die Seele selbst.

Der Täter

Von Rudolf Moosleitner

Mit einem großen Kranz fährt Maximilian Panting im fahrplanmäßigen Autobus dem entlegenen Dorf zu. Seine elegante und vornehme Gestalt fällt unter den meist bäuerlichen Fahrgästen auf. Aber er ist fremd in der Gegend. Hat darum auch keine Ansprache. Dies ist ihm aber nicht unlieb. Nur einige Male war er in den letzten Jahren auf wenige Tage zu Besuch bei seinem Freund in dessen einsamen Landhaus. Und diesem Freund will er nun die letzte Ehre erweisen, die man eben einem Menschen erweisen kann.

Zaher der große Kranz aus Lannengrün, Latzchen und den weißen Sternen der Edelweiss.

Am Spätnachmittag kommt er in dem Dorf an. Beim Wirt zum „Goldenen Hirschen“ mietet sich Maximilian ein. Obwohl erst anderntags um neun Uhr vormittags die Beerdigung seines Freundes stattfindet, muß er schon jetzt, der umständlichen Verbindung wegen, zur Stelle sein. Die Verwandten seines Freundes will er aber nicht belästigen. Er kennt sie ja kaum. Nur gegen Abend macht er noch im Leichenhause einen kurzen Besuch. Dann begibt er sich im Gasthaus zeitig zur Ruhe. Mit dem Wirt hat er vorher noch eine längere Unterhaltung, die sich natürlich in allem um seinen toten Freund und um seine letzte Zeit dreht.

Anderntags. Die Beerdigung und der Gottesdienst sind vorüber. Gegen Mittag will Maximilian Panting wieder die Heimreise antreten. Eine halbe Stunde vor Abgang des Autobusses begibt er sich nochmals an das Grab seines Freundes, um endgültig Abschied zu nehmen. Auch geht er noch in die kleine Dorfkirche, eine letzte kurze Andacht zu verrichten.

Es sind nur einige Menschen in der Kirche. Maximilian beachtet sie nicht weiter. Nach verrichteter Andacht geht er wieder.

Doch als er in den hölzernen Vorraum vor der Kirchentüre tritt, der nur des Winters über zur Abhaltung der großen Kulte aufgestellt ist, steht ganz rückwärts an der Wand eine junge Frau, verabschiedet, vergrämt, aber von einem annehmend schönen Gesicht. So etwa, wie man unter den Jägern sehr edel gefeime Gesichter findet, die man schön finden muß und wenn selbst die Person in Lumpen gekleidet und schamhaft ist.

In der Hand hält die junge Frau einen etwa dreijährigen Knaben. Kaum wird der Knabe Maximilians ansichtig, reißt er sich von der Hand los und läuft auf diesen zu. „Bati, Bati!“ ruft er laut mit seiner hellen Kinderstimme.

Maximilian ist überrascht. Dann beugt er sich aber zu dem Kind nieder und sagt: „Nein, mein Kleiner, ich bin nicht dein Bati.“

„Ach, lassen Sie ihn für einige Augenblicke die Freude“, sagt leise, mit einer wohlklingend dunklen Stimme die Frau.

Aufblickend sieht Maximilian in zwei schwarzkammene Augen, die ganz eigenartig leuchten. Furcht und Begehren mag zugleich in ihnen sein.

„Hat der Bub keinen Vater mehr?“ fragt Maximilian. „Lor?“

Die Frau schüttelt energisch den Kopf und gar nicht verschämt sagt sie: „Einen Vater hat er schon noch. Aber...“

Nun geniert sich dafür Maximilian ein wenig über seine Frage. Infolge seiner strengen Ansichten löst in ihm die Antwort ein peinliches Gefühl aus. Es liegt ihm aber fern, die junge Mutter in irgendeiner Weise zu verlegen.

„Ich fühle den Bub draussen einige Minuten auf und ab“, sagt er dann und nimmt das Kind bei der Hand.

Die Mutter nickt kurz. Vielleicht hofft sie, daß der fremde Herr dem Kinde etwas schenken wird, um das sie sich nicht zu betten getraut.

Einige Male geht Maximilian mit dem Kinde in der wärmenden Märgelne, die an der Kirchenmauer anlehnt, auf und ab. Eine Mark steckt er dem Kind in das Täschchen der Schürze.

Als er eben den Bub wieder zur Mutter zurückbringen will, hört er aus dem hölzernen Vorraum der Kirche einen durchdringenden Schrei.

Kolch setzt Maximilian den Bub auf eine Bank, springt dann die Stufen zum Vorhaus hinauf und reißt die Türe auf. Ein fürchterlicher Anblick bietet sich ihm. In ihrem Blut liegt die junge Frau.

Wie gelähmt bleibt Maximilian stehen. Er weiß im Moment gar nicht, was er machen soll. Dann beugt er sich doch zur Frau nieder. Das Leben ist aus dem Körper bereits entflohen. Und mit dem Leben der Frau auch bereits ein zweites.

Nun kommen auch die paar Leute aus der Kirche. Entsetzen ist auch in ihren Gesichtern. Sie helfen sich gleich mit einigen Kreuzzeichen, begreifen aber immer noch nicht recht, was eigentlich geschehen sein könnte. Erst nach einer geraumen Weile sehen sie in das von Grauen erstarrte Gesicht Maximilians. Sie sehen ihm aber nicht offen ins Gesicht, sondern scheu von der Seite. Gleich darauf fangen sie zu tuscheln an.

„Bati, Bati, hat das Bubi ein zu dem Herrn gesagt, ich hab es bis in die Kirche gehört.“

„Ich hab es auch gehört. Zudem hat die Mutter keinen guten Ruf. Sie soll eine Leichte sein. Oder gewesen sein.“



Der Nachbar

Kubin



Die Donau bei Linz

H. Mayrhofer-Passau

„Auch ist sie schon wieder in der Hoffnung gewesen. Vielleicht auch von dem Herrn?“ —

Es kommt eben so weit, daß Maximilian seine Heimreise nicht antreten kann. Zuerst muß er seine Wahrnehmungen der Ortsbehörde genau angeben. Diese gibt wieder einen telephonischen Bericht an ihre vorgesetzte Behörde und diese endlich den Bescheid, Maximilian Panting des Mordverdächtigen wegen festzunehmen und dem zuständigen Gerichte einzuliefern. —

In der Voruntersuchung beteuert natürlich Maximilian seine Unschuld. Doch, je mehr er diese beteuert, um so mehr verdichten sich die äußeren Umstände zu seinen Ungunsten, noch dazu, da sich herausstellt, daß sich die Getötete einmal für kurze Zeit bei seinem Freund als Magd befand.

Lediglich der Lehrer des Ortes, der Maximilian schon von seinen früheren Besuchen bei seinem Freund her kennt, tritt entschieden für dessen Unschuld ein.

Aber die Zeugen aus der Kirche bekunden immer wieder: „Vati, Vati, hat das Döbri ganz laut zu dem Herrn gesagt. Wir haben es bis in die Kirche gehört.“

Die Tat wirbelt in der Gegend viel Staub auf. Vor allen, da die Streifpolizei auftritt, ob das hölzerne Vorhaus der Kirche zu dieser selbst gerechnet werden muß oder nicht. Gerade diese Frage beschäftigt die Gemüter des Ortes mehr als die Tote, da im bejahenden Falle die Kirche neu eingeweiht werden müßte. Wie dann von oben der Bescheid kommt, daß bei der Einweihung der Kirche das hölzerne Vorhaus nicht angebracht, somit nicht geweiht war und daher auch nicht entweiht werden konnte.

Nun erst gilt das Interesse wieder der Tat und dem Täter. Und immer von neuen bekunden die Zeugen ihre Wahrnehmungen. Der Fremde kam ihnen schon bei der Verurteilung seines Freundes verdächtig vor. Jeder Zeuge machte auch zu seinen Aussagen noch manches hinzu, was ihm seine eigene Phantasie einflößt, oder was er an anderen Theorien von anderen vermuten hört. Auch spielt die Eitelkeit und

Wichtigmacherei der Zeugen eine große Rolle. Jeder will in einem wichtigen Mittelpunkt stehen, will Hauptzeuge sein.

Für Maximilian Panting zieht sich die Untersuchung übermäßig lang hin. Auch in der Stadt, dem Sitz des zuständigen Gerichtes, rüstet man zu einem großangelegten Jagdigenprojekt.

Da gelingt es dem Verteidiger Maximilians noch in den letzten Tagen, durch unermüdliche Kleinarbeit den letzten Liebhaber der Getöteten, einen Burtschen aus einem Nachbarort, festzustellen. Dieser wird einvernommen, nach allen Regeln der Kunst verhört, und da stellt es sich endlich heraus, daß er an dem fraglichen Tag der Verurteilung ebenfalls im Dorfe war. Vorher hatte er mit seiner Geliebten an einem versteckten Orte außerhalb des Dorfes einen Streit. Des kommenden Kindes wegen. Und doch war er so von Leidenschaft zu seiner Geliebten verzehrt, daß er ihr heimlich ins Dorf folgte und als er sie in die Kirche treten sah, vor dem hölzernen Anbau Posten nahm, um sie nochmals zu sehen.

So hörte er auch den Ruf des Kindes: „Vati, Vati!“ — Und er sieht auch, wie seine Geliebte mit dem kleinen Herrn spricht, wie dieser das Kind in die Hand nimmt und sich entfernt. — Da stürzte er in blinder Eifersucht in das hölzerne Vorhaus und tötete seine Geliebte durch einen Messerstich. —

Nun ist natürlich Maximilian Panting frei.

Aber die Wendung der Ereignisse macht auf die Dorfbewohner wenig Eindruck mehr. Noch dazu, da der Täter nun einer aus der Gegend ist. Dies nimmt der Ort jede besondere Bedeutung. Viel interessanter dünkte der Bevölkerung die geheimnisvolle These, die den vornehmen Fremden zum Täter machte. —

Maximilian kann der Verurteilung nicht widerstehen, sich nochmals an den Ort zu begeben, an dem er auf so fonderbare Weise — zum Hande kug kam. Vor allen aber will er sich den Leuten zeigen und aus ihrem Munde seine Rehabilitierung vernehmen. Es ist ihm selbst nicht klar, warum er dies tun will. Ein gewisses Genußgenußempfinden zwingt ihn dazu. Auch will er selbst noch mehr über den Fall und über die Getötete,

die so wahrhaftig in sein Leben getreten war, erfahren. Aber auch dem Lehrer will er für das mutige Eintreten um seine Schuldlosigkeit danken.

Er sitzt er eines Tages bei diesem zu Gast. Natürlich dreht sich die Unterhaltung um die Tat. Maximilian Panting läßt sich ausführlich über die Tat berichten, die für ihn nun Interesse hat, wie kein zweiter Mensch auf Erden. Doch über sich selbst, als mutmaßlichen Täter, muß er vom Lehrer Eigentümliches erfahren, so Eigentümliches, daß er es wohl sein Leben lang nicht loswerden wird.

„Wissen Sie“, sagt der Lehrer, „Tat bleibt Tat. Wenn von der Tat gesprochen wurde, wurde auch von Ihnen gesprochen. Sie waren mit der Tat verwickelt, da ändert auch die Verschiebung in der Person des Täters nicht viel. Im Geiste und im Denken der Bevölkerung sind Sie der Täter gewesen. Und werden es auch bleiben.“

„Aber ich will doch meine Ehre und Rehabilitierung wieder hergestellt wissen“, rief Maximilian ein.

„Alles schön und alles gut, Herr Panting. Erzwingen können Sie es aber nicht. Von diesen Leuten nicht. Gedanken sind nicht strafbar. Die Leute sind nun einmal so. Für sie ist es viel interessanter, Sie als Täter zu wissen, als den armen Burischen, der nichts hat und nichts ist. Sie, Herr Panting, als Täter zu wissen, hat den Leuten eine gewisse Freude bereitet. Auch seine vornehme Herren aus der Stadt können Täter sein. — Jauche! — Mit dem armen Burischen haben sie nun Mitleid.“

Und da sind Sie nun hergegangen und haben den Leuten die Freude genommen. — Glauben Sie, daß man Ihnen das so rasch vergeiht? — Ich glaube es nicht. Ich kenne meine Leute.“

Grabbe

Der Dichter Grabbe war bekanntlich nicht immer ein feiner Kavaliere und dem Alkoholgenuß ziemlich zugeneigt. Als er eines Abends in ziemlich angeheitertem Zustand nach Hause torkelte, zog er firtümlieh an einem Nachbarhaus die Hauglecke. Oben streckte eine Dame den Kopf zum Fenster heraus und rief: „Wer läutet?“ — Darauf gab Grabbe zur Antwort: „Die Glocke, du Kalb!“

Zurechtweisung

Abbé Pring von Calm war ein häßlicher, mißgestalteter Mann und mußte deshalb am Hofe Ludwigs XV. viel Spott erdulden. Als er einmal durch das Vorzimmer des Königs ging, sagte einer der Kavaliere, die dort am Kamin standen und plauderten, so laut, daß er es hören mußte: „Ah, da kommt Arjop!“ Die anderen lachten. Der Abbé wandte, ohne die Bezeichnung zu verlieren, den Kopf zur Seite und erwiderte gelassen: „Dieser Vergleich mit dem gleichhischen Fabeldichter ist sehr schmeichelhaft für mich. War er auch von widerlegter Gestalt, so verstand er es doch meistlich, die Tiere sprechen zu lassen.“

Sehr einfach

Gustav Mahler, der Direktor der Wiener Staatsoper, gastierte als Gast an der Berliner Oper. „Guten Sie, lieber Direktor, wie ist das nun eigentlich?“ kam der Intendant zu ihm. „Ein Kapellmeister beschwert sich immer, daß Sie das Personal verwechseln, indem Sie jedem einzelnen zu seinem Eintritte das Zeichen geben. Soll nun der Dirigent Zeichen geben oder nicht?“

Gustav Mahler zog seine Schultern in die Höhe und erwiderte gelassen: „Wer's kann, der tut's. Wer's nicht kann, tut's nicht.“



Oberschlesischer Bauer

Oswald Melara

DER ROMAN

VON F. M. REIFFERSCHIEDT

Er läuft unterm Strich einer großen Zeitung. Alle Umstände sprechen dafür, daß er auch bald schon in vornehmeren Kreisen geduldet als Buch erscheinen wird. Denn er ist kein populärer Kriminalreißer, sondern bester Mittelständerliteratur, mit Anspruch auf Nachruhm.

Der Titel ist nicht so großartig, nicht, daß man sich darunter etwas vorstellen könnte. „Die Leiden des jungen Werther“ oder „Die toten Seelen“ haben früher mal Romanstitel gelaute und da wußte man jeder sofort, was vor sich gehen sollte. Mein Roman heißt „Ob den Wäffeln, Mutter!“ und die können sich gar nicht ausdenken, wie spannend es ist, bis zur letzten Zeile des letzten Kapitels nicht zu wissen, warum er so heißt und es auch dann nicht zu erfahren.

Nein, kein Zeitroman, die ja ihre besonderen Vorzüge haben, sondern wie nicht wenige Bücher von heute ein unbestimmtes geistiges Gebilde. Das hat wohl seine Gründe. Mein Dichter scheint mit der Gegenwart ein leidender Ernährungsweise unentwickelter Hühner zu tun zu haben, da er aber von dem süßen Wind, der heute durchs Land weht, allein nicht leben kann, hilft er sich eben, so gut er es versteht. Er wühlt also ein Milieu von durchwegs kernigen, naturverbundenen Menschen irgendwo auf einem Eiland im Nordmeer, zeitlich etwa zwischen 1000 und 3000 nach Christus. Kanalisierung scheint vorhanden zu sein, was aber völlig fehlt, ist die meiste Autor doch gewisslos nicht ganz unbefangene soziale Frage. Da findet sich auch nicht die leiseste Spur von der schmerzlichen Problematik, die das Zusammenleben der Menschen auslöst, so weit nur unsere Erinnerung zurückreicht. Nichts von den Schwierigkeiten und Leiden, die das Christenleben auf diesem Planeten in Gang halten und die eigentlich schuld daran sind, daß Bücher geschrieben werden. Es ist wohl kein Zufall und man beginnt schon darüber nachzugrübeln, warum dieser Autor seine Buchwelt so einseitig ausgestaltet, da entdeckt man voll inneren Bedagens einen ordnungsgemäßen Komplex. Einen? Nein, viele und man weiß man, daß Neurosen und Komplexe dort oben seiner Einfühlungsvermögen unterliegen. Also bitte, nicht übertracht sein, wenn ein Mann, der eben noch etwas ganz Elementares verrichtet — nehmen wir ruhig an, er hat mit seinen naturwüchsigen Hühnern eine drei Zoll dicke Eisenkette durchbissen oder er unterhält sich im Tuschel Jazambustras mit der Mitternachtsformel — wenn dieser Mann nun ein paar Seiten weiter eine Traumanalyse hinlegt, daß ein alter Wiener Jude vor Neid plagen würde.

Man dreht die Sache hin und her und kann am Ende doch wohl nicht bestreiten, daß ein solches Genetium allerlei Vorteile bietet. In einem der heute ja auch wieder sehr beliebten historischen Romane würde man die Empfindlichkeit der modernen Seele schwerlich vermessen und die wirklichen Zeitromane, man die lassen es

gewöhnlich an Unrückständigkeit fehlen. Da geht eine Frau, wenn's soweit ist, ganz einfach in die Gebärmutter oder aber sie schreitet legalerweise zur Hausgabel, hier aber, in meinem Roman, begibt sie sich nach einer kleinen ansehnlichen Anspitze an ihre Hausgenossen hinunter an die Küste des tosenden Nordmeers

ZWEI GEDICHTE VON ROLF MAYR

Milder Winter

Aus den hohen Pappelroden
fällt das letzte gelbe Laub.
Starr im Gezweig frohlocken
sie und ihresgleichen taub.

Inng stöten sie, als spränge
in die Kühle fast das Herz
und die Luft vom Lautgepränge
duftet schon nach Föhn und März.

Doch bis an die Frühlingswende
fehlen noch der Tage viel
und den Staren schwarz am Ende
reut sein frühes Flötenspiel,

wenn die hohen Pappelroden
sich in Winterwollentracht
drehn und vom Gewicht der Flocken
karran Ast und Wipfel sackt.

Oder spüren wohl die Stare
schon am Brust- und Flügelstamm,
wie das ferne, wunderbare
neue Licht berührt den Raum?

Schneeglockchen

Ein grünes Fußlein, Zeh um Zeh
durch salbes Laub und halbes Schnee
stößt aus der braunen Krume
und leiser als ein Vogeltritt
bringt in der Blätterknope mit
die Heimlichkeit der Blume.

Es ist kein Fuß; 's ist eine Hand
als frühes Frühlingsunterpfand
ins Morgenlicht erhoben
und saltet zart die Blüte ein,
aus Schatten, Tau und Sonnenschein
und Wachstumsglück gewoben.

Bald spreitet sich der Fingerstern,
der Stengel ragt und allzu gern
säht du die Glocke schwingen
im Winde. Doch der Tag vergeht
und stimmlos noch die Glocke steht.
Wann wird sie wohl erklingen?

Sie fleht und beugt den Nacken bang
und lauscht dem ungeborenen Klang
und leidet am Verstummen,
bis eine Biene dultgedrängt
als Klöppel in der Glocke hängt
und lehrt die Blume summen.

und kommt dortselbst nieder, während am Horizont ein Unwettergewitter aufsteht. Das ist nicht nur ein Unterschied der Methode und das polemische Hühnerchen verwandelt sich jetzt immer deutlicher in ein durchaus gemessenes Cuckuphuhn.

Freilich, eines nehme ich meinem Autor ab. Er versteht es zwar hervorragend, gegenüber den drängenden Mitten der Zeit Reize zu üben und andererseits doch wieder seine Menschen le zu formen, daß die Frage nach dem Stammbaum sich von vornherein erübrigt, da sie doch offensichtlich alle für Botan in besondere Mission auf der Erde unterwege sind. Aber etwas anderes; er überhäuft die Romanfiguren nun einmal, hat er es sich zur Richtschnur gemacht, die fehlende Zeitproblematik durch eingehende Sachkenntnis nachzuerfüllen. Milieu auszuheilen. Das ist ja sehr loblich, gewiß, aber andererseits ist es nicht angenehm, abends mit einem encyclopädischen Wörterbuch ins Bett gehen zu müssen. So ein schweres Ding auf dem Bause liegen zu haben, während man seine tägliche Portion „Unterem Eifer“ konsumiert, ist nicht nur subjektiv lästig, sondern auch objektiv nachteilig.

Da fehlt einer „Bastardsgewinn“, ein nächstfolgendes Beispiel. Nun, das mag schließlich noch hingehen, denn da allgemein Wind weht, ist die Wipfelgröße gerade noch dämpfbar. Wenn es dann aber drei Jalen weiter heißt, „er fachte sich einen furchtbaren Reiter heraus“, dann kann man das doch nicht so einfach überlesen.

Und man kommen Sie aus dem ersten Wäffeln überhaupt nicht mehr heraus. „Prax“, „Fied“, eine „Echte“, „am Pfahl verheeren“, „Schute“, „Epanten“, „Leite“ — ja, Sie können mit glauben, ich habe mich gefreut wie ein Kind, als der Mann namens Echte mehrmals kräftig in die Hände pfuckte und „Wii Zeufl!“ rief. Nach so vielen fremden Begriffen endlich auch mal wieder ein vertrauter!

Und es wäre natürlich unmöglich, sich ernsthaft zu beklagen. Die Problematik des wirklichen Lebens bleibt ja vorrätig, auch wenn sie unsere Romanliteratur beglücklichtet. Und dann hat die Sache auch wieder ihr Outes. In früheren Zeiten haben die Werke der Dichter die Geistesbildung der Leser mehr oder minder nachhaltig beeinflusst und es ist doch nicht viel dabei herausgekommen. Mein Roman scheint sich im Gegensatz dazu die Berufsbeziehung zum Jaz grüß zu haben und Hand aufs Herz, ich bin bereit, auf die Lektüre des schwierigen Wortes hin, nicht nur ein erflüssiger Summenfieber, der sich auch dann weiterleitet können, wenn dieses Geäußerte keinen Deut fände, sondern darüber hinaus ein wirklich qualifizierter hoher Nordländer, den man so leicht nichts mehr vornehmen könnte. Ich merke es zum Beispiel sofort, wenn ein angeblich echter Zuckinger maulsch!

Sein Porträtist

Anton Loidl



„Na vielleicht hat hier der greise Marshall 'n gutes Wörtchen für mich eingelegt.“

Jaromir, der Mädchenräuber

Von Ernst Klotz

Illustriert von Ruben

Tief in Böhmens finsternen Schluchten
Steckt in einem Wams aus Juchten
Und in einem Hinterhalt
Eines Räubers Prachtgefall.



Kommen Kutschen da verüber,
Echon fällt Jaromir sie über
Und entführt ein Mädchen schnell,
Denn er ist ein Junggesell.

Doch die Mädchen sind's zufrieden,
Denn kein schöneres Los hinieden
Gibt es als die Räuberbeaut,
Wenn der Räuber zärtlich schaut.

Aber freilich so ein schlimmer
Räuber schaut durchaus nicht immer
Friedlich nur und zärtlich drein,
Denn er kann auch anders sein.

Wenn die Mädchen das entdecken,
Sind sie, eh' sie noch erschrecken
Aber auch schon umgebracht
Und zu Gängelein gemacht.

Und gestärkt an solchem Mahle
Ist im Abendsonnenstrahle
Jaromir durch Buzsch und Hang
Wieder auf den Mädchenfang.



Doch in kulturellen Staaten
Mädchen fangen oder breiten
Kann man auf die Dauer nicht,
Denn dann kommt das Strafgericht.

Woar die besten Polizisten
Kommen ihn nicht überlisten,
Denn er hatte stets für sie
Ein genaues Alibi.



Doch als er mit Kapentumke
Einst das arme Venchen Funke
Braun gebraten rintergeschlang,
Ward ihn plötzlich angst und bang!

Denn da grad' ein Blisstrahl zuckte,
Jaromir sich bös verschluckte
Und es stach ihr Wadenbein
Tief ihn in den Echlund hinein.

Ein Gendarm, der hört ihn husten
Mitten da im Wald und pusten,
Und er sagte: „Jaromir,
Siehst du wohl, jetzt hab' ich die!“



Venhens hinterbliebene Knochen
Haben gar zu laut gesprochen,
Jaromir gab alles zu.
Gib ihn Gott die ewige Ruh!

Denn am 30. Oktober
Zog man daraufhin den Ober-
Räuber mit dem Strick empor,
Und seitdem kommt nichts mehr vor.

Kurz und bündig

Nur wenige Künstler verstanden die Kunst, sich zudringliche Leute fern zu halten, wie der berühmte Drigent von Büllew.

Einmal kommt ein ihm gänzlich Fremder auf ihn zu und begrüßt ihn mit den Worten: „Ich wette, Herr Doktor, Sie kennen mich nicht mehr...“

Darauf Büllew, ihm den Rücken drehend, trocken antwortete: „Sie haben die Wette gewonnen!“

Katastrophe

Freund (zum jungen Ehe mann): „Na, wie ist denn deine Frau mit ihrem ersten Mittagsessen fertig geworden?“

„Ach, gar nicht; — sogar das Kochbuch ist dabei angebrannt!“

Zwei Kranke

unterhalten sich darüber, wohin sie wohl zur Kur gehen könnten. Mühselt sich ein Drücker ein und sagt: „Meine Herren, gehen Sie doch nach Kleiderdorf. Ich sage Ihnen, als ich zuerst in diese Stadt kam, keinen Schritt konnte ich allein gehen und kein Wort konnte ich sprechen. Ja, nicht mal allein essen konnte ich. Und nun schauen Sie mich heute an!“

„Donnerwetter, ja“, sagt der eine Kranke, „lieber Herr, an welcher Krankheit litten Sie denn?“

„Krankheit?“ grinst nun der Dritte, „wer spricht denn hier von Krankheit? Ich bin doch in Kleiderdorf geboren!“



„Wie lange ist dein Vater blind?“
„Von morgens acht bis abends sechs.“

Die Ehre

Die Pariser Schauspielerin Clairon forderte ihre Schauspielergesellschaft aus irgendeiner Laune heraus zum Streik auf. Worauf der König, ohne sich zu beunruhigen, die ganze Gesellschaft kurzerhand ins Gefängnis werfen ließ.

Aber die Clairon gab dem König zu verstehen, daß sie gar nicht daran dachte, dieses bequeme Leben auf Staatskosten zugunsten ihrer Bühnenaufbahn wieder aufzugeben.

Schließlich spitzte sich die Sache aber doch zu. Weder Erwarren gab der König nicht nach, ihm schien es nichts auszumachen, wenn das Gefängnis noch ein halbes Jahr dauern sollte. Sie verlangte nach einem Abgesandten, nach einem Vermittler.

Dieser erschien. Die Clairon saß in einer Ecke des Gefängniszooles und weinte. Der Abgesandte verbaarte ungerührt. Da verlegte sich die Clairon aufs Dramatische. „Alles kam mir der König nehmen, nur meine Ehre nicht!“

Aber der Teufel versag keineswegs. „Wissen Sie“, antwortete der Bevollmächtigte, „was nichts ist, das auch der König sein Recht verlieren!“

Besser so

Ein furchtsamer Schwabe warf sich — in der guten alten Zeit — beim ersten Treffen, in das sein Hauptmann ihn geschickt hatte, vor Angst auf die Erde und spielte den Verwundeten. Man schaffte ihn mit viel Mühe auf einer Tragebahre zum Verbandplatz hinter einem Hügel. Hier stellte der Arzt ohne weiteres fest, daß dem Manne nichts geschehen war, und er schimpfte ihn wütend wegen seiner Feigheit zusammen. „Ei was!“ sagte der Schwabe bitter, „s ist doch wohl besser, Sie ärgere sich umsonst, als wenn ich blästert geworden wäre.“

Glossen

„Viel anregender als Menschen, die etwas geworden sind, sind Menschen, die etwas werden wollen.“

Die Königin Christine von Schweden pflegte zu sagen: „Ich liebe die Männer, nicht weil sie Männer sind, sondern weil... sie keine Weiber sind.“

München Café Luitpold — für Einheimische und Fremde der Treffpunkt!

FOTO-ECKE

Über Filter

Warum ein Filter gebraucht wird? Es dient dazu, die Farben tonwertrichtig in Grauwert zu übertragen. Eine fotografische Emulsion arbeitet von sich aus nicht tonwertrichtig. Auch bei den modernen orthochromatischen Emulsionen stimmt die Farbwiedergabe von Gelb und Grün nicht restlos mit Rot überein, weil für diese Farbe von vornherein auf Wiedergabe verzichtet wird. Panchromatisches Material zeigt ebenfalls noch kleine Differenzen, auch die Sorten mit gedruckter Rotempfindlichkeit. Kommt es also also im besonderen um tonwertrichtige Darstellung an, dann benötigen wir ein Filter. An klaren Stellen wird ein Überlicht, wenn wir uns die verschiedenen Filter in Form einer Übersicht zusammenstellen:

Gelbfilter gibt es in mehreren Dichten. Mit hellem bis mittlerem Filter kommt man aus. Es wird gebraucht bei orthochromatischem Material von mittlerer Farbensensibilität.

Gelbfarfilter, hergestellt in zwei Dichten, ist gedacht für orthochromatisches Material höchster Farbensensibilität (Überzeichnung: „überdichtorthochromatisch“) sowie für panchromatische Emulsionen mit gedruckter Rot- und gesteigerter Grünempfindlichkeit. Für den, der mit besten Markenemulsionen arbeitet, ist dies das Universalfilter!

Blaufilter, ebenfalls in zwei Dichten lieferbar, wird gebraucht für panchromatisches Material mit gesteigerter Rotempfindlichkeit. Es handelt sich um solche Emulsionen, die besonders für Punktlichtzwecke gedacht sind, weil sie hier kurze Belichtungszeiten zulassen.

Blaufilter fadet bei Kunstlicht (Natriotat usw.) und rotenstrahlendem Gasflammen. Verwendung. Es dient zur Schwächung der an sich vorherrschenden roten und gelben Lichtstrahlen.

Rotfilter kann nur bei panchromatischem und Infrarotmaterial gebraucht werden. Es läßt besonders langwelliges Licht zur Wirkung gelangen und gestattet damit bei Fernaufnahmen klare Wiedergabe.

Schwarzfilter dienen fast ausschließlich der Infrarotfotografie. Sie sind für alle sichtbaren Strahlen undurchlässig.

Durch Opfer



für das 10 Stk 100

Für die Farbenfotografie existieren besonders Spezialfilter. Farbaufnahmen bei Tageslicht sind ohne Filter möglich, wenn dazu der Agfa-Color-Ultra-Film benutzt wird. Die Agfa-Platte erfordert dagegen ein Filter. Das Nähere erfährt man aus den betreffenden Gebrauchsanweisungen.

Neue Bücher

Bücher sind dazu da, die besten und sichersten Wege zu vermitteln, um zu guten Aufnahmen zu gelangen. Es ist völlig falsch, durch eigene Versuche

sich Erfahrungen anzueignen. Das kostet immer noch Geld als ein Buch, während sich dieses schnell bezahlt macht.

Wie wir bereits angekündigt, erschien im G. Hirth Verlag AG, München 2 NO, von Gerhard Heert, „Denn Kamera soll Geld verdienen“. Das Buch zeigt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos zu Geld machen, und gibt vor allem 100 Abbildungen, von heute Ausstellungen, deren Preis von 75 Pfg. ist, für eine solche Schrift zu niedrig. — Von Andreas Feininger erschien im Heering-Verlag, Harburg: Endlich richtig vergrößert! Es handelt sich um das ausführlichste Vergrößerungs- und sehr empfohlen werden kann. Es bringt nicht nur alle Geräte des Handels, sondern auch Anleitungen zum Schneiden von Vergrößerungsgeräten sowie alles, was zur praktischen Arbeit an Wissen und Technik nötig ist. Dieses Buch kostet RM. 4,50.

41-6

Übertrieben

„Hören Sie, Sie sollen ja in jeder Stadt eine Braut haben!“

„Ja, das ist aber stark übertrieben! In jeder Stadt war ich ja noch gar nicht!“

Im Zoo

„Vater, sich mal! Wenn ein Affe frisst, dann zittert er genau so wie ein Mensch!“

„Das ist nichts Besonderes! Wenn ein Mensch frisst, dann zittert er ja auch wie ein Affe!“

Allerhand

„Denken Sie sich eine solche Gemeinheit! Erzähle ich da Cläre ein Geheimnis unter der strengen Bedingung, daß Sie es niemandem erzählt!“

„Und Sie hat es wohl doch weiter erzählt!“

„Im Gegenteil, ich hat mit niemandem darüber gesprochen!“

Bewußt
bin

DE RHEIN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderrahmen aus der „Jugend“ liefert wir 30 Stk. für 90 Pfg., die ganze Serie von 179 Stk. für RM. 6.— franko 6. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausstatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2,70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

Immet milder Qualifikation bietet u. herbeist. Gegründet - Vertrieb bei Heiligenfeld 536

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST MUSIK - THEATER - FILM



ADOLF SCHUSTERMANN ZEITUNGS-AUSSCHNITTE GEGRÜNDET BERLIN 10 18 JUNI 1920 FERNRUF: F T JANNOWITZ SAMMEL-NR. 5118

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstbilder-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verfeinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendruck. Preis ohne Porto RM. 2,70. Bestellungen durch das Buchhandel oder des unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, München, Herrstr. 10

Zeitschriften gehen milder Zeit-drumgehe mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Insertieren bringt Gewinn!

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER aus dem Weltall machen die Vollräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, ist der Bilderliebhaber froh, an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, zusätzlich Portospenden durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2,70 zusätzlich Portospende) erscheint die Bestellung. G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

Leset dem

Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hans Schneider München NW 2 Karlsruhe 54 44

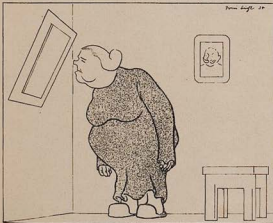
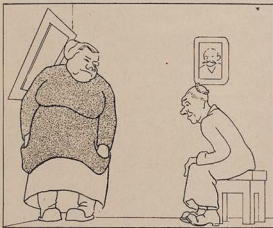
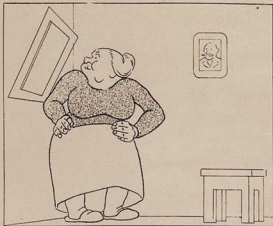
Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach germanischen Erkenntnissen der Philosophie vom Alter, in 200 zur Gegenwart, 450 Seiten in Garmisch gebunden zum RM. 2,85 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Es haben den Bestellungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Der Pullover

Toni Bichi



Iffland

Ein Kollege, den der große Tragöde durch allerlei Epässe wiederholt aus der Rolle gebracht hatte, beschloß, sich dafür zu rächen.

An einer hochtragischen Stelle fiel er in das gewichtige Pathos des anderen ein:

„Da stehen wir nun wie ein paar Döner am Berg!“

Iffland verzog keine Miene, griff nach einem Stuhl, setzte sich und sprach mit selbstverständlicher Betonung nur die zwei Worte: „Ich sitze!“

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochwürdige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Ratsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seanz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Nicht jeder erlebt Abenteuer

wie sie **ERNST F. LÖHNDORFF** in seinen Büchern schildert. Spannend, fast atemberaubend von der ersten bis zur letzten Zeile — ganz gleich, ob uns das Elend der Fremdenlegionen erschüttert, ob er uns von seinen Schicksalen in der mexikanischen Revolution oder von seinen Erlebnissen als Matrose erzählt, ob wir das Wunder Jindos mit ihm erleben, ob er seine Urwald-erlebnisse am Jacinto schildert oder das Schicksal der Jindos behandelt, ob wir ihn auf die Jagd nach Walfischen begleiten oder in seinem letzten Buch von deutschem Landstreichertum im Urwald hören.

Erschienen sind:

Afrika reist. Tagebuch eines Legionärs	NM. 3.25
Bestie Jah in Mexiko. Wahre Erlebnisse	NM. 3.25
Cañon Dzeu. Von Schnapspielen, Trampfabren und Walfängen	NM. 2.85
Minich. Die zehntausend Gefährten Jindos	NM. 2.85
Minnershölle am Jacinto. Urwald-erlebnis	NM. 2.85
Der Jindos. Kampf und Ende eines Volkes	NM. 2.85
Noahs Arche. Eine Saga von Mensch und Wal	NM. 2.85
Trennle, Viet! Deutsche Landstreicherei im Urwald. Roman	NM. 3.25

Jeder Band geschmackvoll ausgestattet und in Leinen gebunden.

Professor Adolf Bartels

widmet den Abenteuerbüchern von Ernst F. Löndorff im „Völkischen Beobachter“ eine umfangreiche Besprechung unter der Überschrift: „Löndorff — ein zweiter Scalziold“. Er schließt seine anerkennende Betrachtung mit den Worten: „nun ist in Ernst F. Löndorff wieder ein echter Abenteuerer aufgetreten, der wie einst Scalziold treue Bilder des Gesamtensens grossartiger Völkerschaften liefert, und ich halte es für meine Pflicht, ihm seine Stellung in der deutschen Literaturgeschichte zu verschaffen.“



Carl Schünemann
Verlag • Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Falsch verstanden

„Herr Camillatorat, wie tut der Fuß so weh!“
„Ja, liebes Fräulein, vielleicht haben Sie einen Fehltritt getan!“
„Aber Herr Camillatorat, was hat denn das mit dem Fuß zu tun?“

Das ist stark

„Ich höre, Sie haben mich neulich in einer Gesellschaft einen Esel genannt!“
„Ja, das stimmt.“
„Nun, kann darf ich wohl erwarten, daß Sie um Verzeihung bitten?“
„Gewiß. Wie ich einen Esel begreife, werde ich es tun.“

Aus der Schule

„Nicht, was ist ein Licht?“
„Etwas, was man sehen kann!“
„Unfami! Mich kannst du doch auch sehen und ich bin doch kein Licht!“

Die Kehrseite

Zum Mädchenheute gehört ein großer Garten, in dem sich die Schülereimen während der Freistunden tummeln. Eines Tages holperte so ein Mädchen und fiel so heftig, daß durch den Schwingen die Mädchen bis über den Kopf hinausschlugen.

Und daneben arbeitet gerade der Gärtner: lehrlich Karl. Der verzicht grinsend den Mund und guckt. Das bemerkt die Frau Oberin mit großen Mühsal.

„Aber Karl, da schaut man doch nicht hin. Da schaut man doch auf die andere Seite!“
„Ja Frau Oberin“, sagte da Karl ganz verdutzt, „da liegt sie doch drauf!“

Die große Nase

Der kleine Hans in der Straßenbahn: „Du Manni, der Mann dort hat aber eine große Nase!“

Mutter: „Still, sonst hört er es!“

Hans: „Aber weißt er es denn noch nicht?“

Kurzwaren-Kurzgeschichte

Der arbeitlose Schlosser Gottlob Klumpp macht sich in der Werkstatt seiner Frau, die eine gute Schneiderin betreibt, nützlich. Einmal bekommt er Auftrag, einen Brief an die Frau Lazarus & Sohn zu schreiben. Über den wechselvollen Verlauf dieses Auftrages gibt der Brief anfangs den Bericht:

„... und bitte ich Sie, schicken Sie mich zehn Meter Calicot, meine Frau sagt, wir haben keinen Calicot mehr.“

PS. Eben sagt mich meine Frau, wir haben noch Calicot; sie muß erst mal nachsehen. Es ist also ungewiß, ob wir den Calicot bestellen können.

— Meine Frau kann den Calicot nicht finden. Also schicken Sie die zehn Meter.

— Ich soll Ihnen von meiner Frau ausrichten, daß Sie den Calicot gefunden hat. Es sind aber nur noch fünf Meter, und Sie brauchen mehr. Schicken Sie also den Calicot, aber nur fünf Meter, nicht zehn Meter.

PS. Meine Frau hat in der Tasche unten drin nochmal zehn Meter Calicot gefunden. Das reicht uns noch lange, und Sie brauchen also keinen Calicot zu schicken.“

Der Brief wurde ins Feuer geworfen und damit war der Fall erledigt? O nein, dann hätte ja nicht die Mutter auf diesen Umweg durch Kenntnis bekommen.

Ende des Geschreibels: Der gute Mann schickte den Brief ab, und staunend empfing der betroffene Prokurist in Firma Lazarus & Sohn den Auftrag, der feiner war.

E. Kunter

Selbsterkenntnis

„Herr Barlein, nun haben Sie die Briefe, die ich Ihnen zugesandt habe, wieder nur zu Hälfte geschrieben! Und die Besorgungen, die ich Ihnen auftrag, haben Sie auch nicht gemacht!“

„Herr Direktor, darauf habe ich ganz verzichtet!“

„Aber, so etwas besorge ich halt immer selbst, wenn ich mich auf meinen Dusekopf nicht verlassen kann!“

Einträglich

„Da Junge, was willst du denn einmal werden?“

„Glasmann!“

„Warum gerade Glasmann?“

„Aber, was ist es gut! Der bekommt ja doch fünf Mark, wenn er die abgeputzte Leitung wieder aufmacht!“

Löwe und Lamm

„Mein Herr, was fällt Ihnen ein! Warum füttern Sie meine Frau?“

„Ich wundere mich nur, daß die Dame noch einen ganz unmodernen Hut trägt!“

„Ach bitte, sind Sie so liebenswürdig und ipresen Sie nicht so laut!“

Hubers

„Wohnt hier im Hause ein gewisser Huber?“

„Wer wohnt es Huber?“

„Was, so viele?“

„Ja, Herr Huber mit seinen zehn Kindern!“

BÜCHER

Robert von Ranke-Graves: *Ih. Claudius, Kaiser und Gott.* (Deutsche Ausgabe unter Mitarbeit des Autors, von Hans Rothle.)

Es gibt ein Geheimrezept zum Schreiben einer gewissen Art erfolgreicher moderner Historienromane. Hier ist es: Mische das Blut alter Herrscher- oder Heroengeschlechter mit 10 Dekka Drückerschwärze aus einer reißerischen, möglichst, französischen Boulevardzeitung, verähle beides kräftig und bestimme frisch. Setz dich früh bei Sonnenanfang an deine Schreibmaschine und sage dich, immer tippend, voll vom Zwickel der Zeiten zwischen Ehemals und Heute. Das ist die günstige Stunde für dein Werk; wenn du die Dämmerung verlässtest, wirst du den Tag für dich gewinnen! — Aus der Tradition dieses Rezeptes, das die Maurois und Strachey erfolgreich anwendeten und das Erskine sogar auf die Gestalten Homers und des Alten Testaments übertrag, kommt aus Graves' „Claudius“ her der andere deutsche Teil am Namen des Autors ist aus einer glücklichen deutschen Verwandtschaft des Engländers herübergenommen und für das Auge des deutschen Lesers sehr geschickt als Ranke angebracht worden). Man geht also mit einigem Mißtrauen an das Buch heran. Und wird, wie man so sagt, angenehm enttäuscht. Nicht nur, weil Graves der Figur des unglücklich-überlegenen Claudius ganz neue, überraschende Konturen abgewinnt, sondern auch, weil er aus dem überlieferten Rezept eine neue, herb-muntere Art der Darstellung entwickelt hat, die Qualität hat. Bei ihm beginnt ein unmögliches Rezept zu einem gemächlichen Idealfest zu führen. Man spürt gewissermaßen unter seiner Prosa den körnigen Livius. Man spürt Macht und Geheimnis der englischen Bildung und — des englischen Weltreizes.

Dr. H. A. Thies
Timm Kröger: *Bohnen und Speck.* (Georg Westermann-Verlag, Braunschweig.)

In diesen neun kurzen Geschichten zeigte sich Timm Kröger wieder einmal in seiner ganzen Aufgeschlossenheit allem wahrhaft Schönen gegenüber. Er schwelgt in der Harmonie von Tönen und Farben, er macht einen Drückschlüssel zum melodiosen Instrument. Bieneengesumme und Katzengeschrei zu ergötzlichen Liedern. Unverdorrene Bauerngestalten stehen breitbeinig und lachend vor uns als sind Menschen, die man nicht haben und nur kindlicher Liebe an der Heimat hängen. Wir lernen des Dichters Kindheits-schaukelplatz kennen mit all ihren kleinen Erlebnissen, aus denen starke Lebensbejahung spricht.

G. S.
Conrad Beste: *Das vernünftige Leben der Doktorin Löhnefink.* (Georg Westermann-Verlag, Braunschweig.)

Wenn wir Städter glauben, das Landleben sei wenig abwechslungsreich oder gar langweilig, so werden wir durch dieses Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite mit einem treuen, trockenen Humor geschrieben ist, bald von diesem Vorurteil geheilt: Es passiert unglaublich viel in dem Dörfchen Hunzel! Situationen von größter Komik reihen sich nebeneinander, geschaffen durch ein Trüppchen auserlesener Sonderlinge. Wir begegnen einem Röhkötter, der neidlos zuseht, wie andere salzige Schinken verzehren, einem Vikar, der an Verfolgungswahnen leidet, einer Frau, der erst ein Scherz, dann ein Konflikt folgt, weil sie ihren Komplex los, einen dankbaren Patienten, der sein Auto verschenkt und einem Dichter, der mit dem Schlüssel frühlichen Menschentums alle Herzen aufsperrt... Und in diesem Dichter erkennen wir Conrad Beste selber.

G. S.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/3 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—, Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**



Neu!

DEINE KAMERA GENT GELO VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der einen Welt gibt es Abzuckerer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenaturen in: Bloemendaal, Budapest, Haida, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Eine reichlich drastische Werbung

Wilhelm I., der Eroberer, König von England (1066—1087), warb mit einer Leidenschaft um seine spätere Gemahlin, Mathilde von Flandern, wie sie den Damen unserer Zeit sicher nicht passen würde. Weil Mathilde seine Werbungen aneinander gereihtes, lauerte er ihr eines Tages in dem Strafen Brügge auf, als sie aus der Meise kam, packte sie und warf sie in den Schmutz, wobei ihr kostbaren Kleider zerriß. Aber nicht genug damit, er schlug sie auch in roher Weise und jagte sie dann nach Hause. Trotz dieser unfreundlichen Behandlung wollte sie nun endlich mit ihm als seine Gemahlin nach England zu folgen. Es ist schwer zu entscheiden, ob Friedrich vor neuen Mißhandlungen sie dazu bestimmte, oder ob sie gewaltsamen Benehmen sie von der Stärke seiner Leidenschaft überzeugt hatte.

W.

Der Dichter

Als Petrarca's größte Lieder auf seine Laura ganz Italien erfüllten, sagte einmal ein Freund zu ihm: „Ich begreife nicht, warum du die Angebetete nicht heiratest.“ Der Dichter entgegnete leidend: „Woher sollte ich alsdann den Stoff für meine Lieder nehmen?“

W.

Oskar Wilde

Als Oskar Wilde, der englische Dichter und Journalist, bei seiner Ankunft in Amerika von dem kontrollierenden Holbein gefragt wird, ob er nichts bei sich habe, das der Vergeltung anheimgabe, erwiderte Wilde mit Pathos: „Ich habe nach Amerika nur mein Gehirn mitgebracht und somit nie bekannt ist, existieren keinerlei Vorschriften, die diesen Artikel mit Joll belegen.“

Gut pariert

Der junge Mann schreibt: „Geliebte Jolande! Wenn ich nicht irre, so habe ich Sie in der Silberstunde einen Heiratsantrag gemacht. Aber, nun habe ich total verfehlt, ob Du ja oder nein gesagt hast. Um Antwort wird gebeten.“

Das junge Mädchen antwortet: „Zuerst! Holat! Wie den Dank für Deine lieben Zeilen. Mir war auch immer so, als hätte ich zu jemand nein gesagt.“

Aber, ich hatte ganz verfehlt, so wenn!

Immer derselbe

Der Herr Professor spricht seit zwei Stunden vor leeren Bänken, bevor er das erstmal aufhört und bemerkt, daß niemand anwesend ist. „Meine Herren“, sagt er nun ganz enttäuscht, „daß niemand da ist, das ist schon bedauerlich genug. Aber daß dann noch niemand von Ihnen den Mut hat, mich hierauf aufmerksam zu machen, das ist eine Laßtlosigkeit!“

Begegnung in Bozen

Erich Wilke

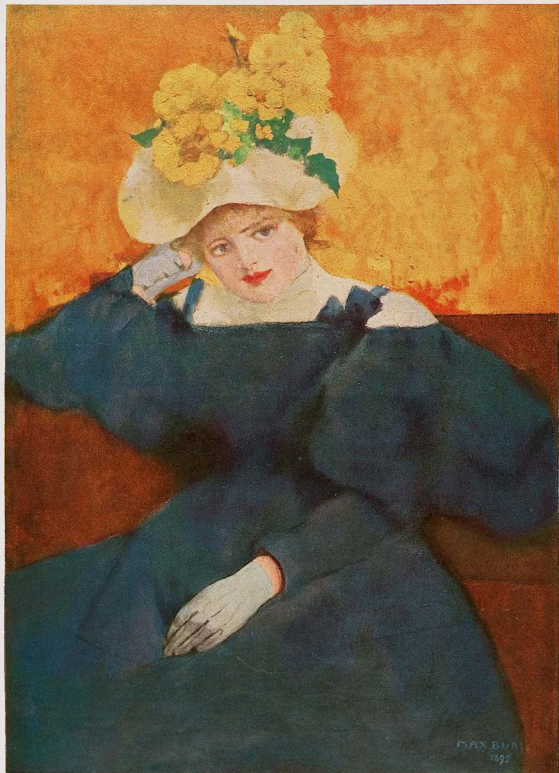


„Trösten Sie sich Herr Kollege, mir ist's schon zu Lebzeiten so gegangen.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 12



DIE STATUE

Von Franz Friedrich Oberhauser

Am Vorabend des großen, ländlichen Festes, zu dem das Volk aus vielen Teilen des Landes nach Patroma kam, war auch der alte, stolze Segler „Georgon“ mit einer Menge schaulustiger Menschen und Händler an Bord, von nahen Inselküsten herübergefahren.

Schon hatten die Leute das Land in Sicht, als es frühzeitig Abend zu werden begann. Nur ein einzelner Stern spielte am tiefblauen südlichen Himmel und eine dünne, zarte Scheibe des vollen Mondes stand fast lichtlos und matt über dem Meer.

Im selben Augenblick begann eine sonderbare Unruhe über die Wellen zu gleiten. Der Himmel fiel aus seinem Blau in ein drohendes Rot, das aus dem Karmin immer heller in ein brennendes Zinnober fiel. Die Menschen auf dem Schiff sprachen nicht weiter; sie drängten ahnungslos voll an die Relings und sahen hinauf auf das Meer, der Küste entgegen, die man doch in wenigen Stunden erreichen mußte.

Aber die Matrosen, die wohlproportionierten Seemannsleute waren und die allesamt ein Lied von Stürmen und Unwettern auf hoher See zu singen wußten, warfen sich verständnisvolle Blicke zu.

Ehe noch irgendein Befehl gegeben werden konnte, begann sich die See großartig zu erheben und eine unerwartete Sturzwelle lief gegen die Bordwand an. Sturmflüsse griffen nach den Rufen, rissen an den Ketten, so mächtig, daß die Masten klangen.

Der Kapitän ließ die Menschen unter das Deck jagen; es war keine Zeit zu verlieren. Die Mannschaft brauchte Platz. War kein Unwetter, war sonst, mit Regen oder Hagelstieben. Drüben mußte die Erde beben, vielleicht... vielleicht brach aus den Vulkanen, die nicht allzuweit im Lande standen, Feuer und Lava gegen den Himmel!

Eine neue Sturzwelle prasselte über das Deck, vom Glaggenkopf bis zum Kiel. Langsam nur verließen sich die salzigen, weißglänzigen, schweren Wasser nach der Leeseite.

„Alle Mann auf!“ brüllte der Kapitän, „Branzegal zu!“ Und schon kletterten die Matrosen die Gordings hinauf, griffen nach den Geltauen, aber der Sturm fuhr in die lose werdenden Segel und warnte sie auf. Milder stützte das Wasser über die Back. Immer toller brauste der Wind in die Wanten, begann die Takelage zu klären.

Ganz tief neigt sich das Schiff, fährt mit dem Klüberbaum hinein in die See, und mit blutenden Händen greifen die Menschen alle Segel an den Godmast, und andere schaukeln sich wie Fliegen an langen Schürmen am Großmast, weil über das Schiff hinaus und zurück.

Der Kapitän sah es wohl, daß die Küste verschwunden war, daß das Land verloren war. Er wußte auch, daß es hier Klippen gab. Wer konnte sie retten, wer konnte Hilfe bringen? Herrgott, der Sturm warnte die Segel! reiß sie ihnen aus den Händen! die Wasser steigen immer höher! die Täler werden immer tiefer, bis zu den Rufen ruft die Mannschaft auf dem Verdeck. Und wie einen Keisel dreht der Sturm den Segler! Und kein Regen; nur feiner, kühlender Staub, der sich in die Augen legt.

Drüben in Patroma stehen die tausende Menschen dicht am Kai, drüben pfeifen Leuchtraketen in die Luft... aber wer sieht sie? Kein Mensch!

Die Erde bebt! Die Vulkane schreien! Die Häuser zittern! Die Menschen lärmten in Angst durch die Gassen. Nur einige Sekunden, dann rissen ein Brüllen aus der Erde, ein dunkles Grollen, Pfauen und Donnern fliet über die Erde weiter, dann ist es ruhig. Dicker, scharfer Regen fällt. Grau verschleiert ist die Nacht. Aber der Segler, der „Georgon“... wird er die Küste erreichen?! Jaber weiß es: er wird verschlungen werden, denn dieses letzte Stück zum Hafen ist ein Teufelsstück! Wenn nicht Vesen... aber kein Mensch wagt es einem anderen zu sagen, keiner wagt es, jetzt hinauszufahren. Das Meer reißt alle Boote! Alle!

Müde sind die Matrosen geworden im Kampf mit dem Sturm. Diese Flüsse halten schon etwas aus! Der Sturm hat ihnen Rücken und Drogen über den Kopf gerissen, und der Regen schlägt mit Peitschenhieben auf den bloßen Oberkörper. Immer weiter reifen sie an den Geltauen, klemmen das steife, starke Segel zwischen die Beine, schwingen in hohem Bogen über die wilde See. Schon versagen die Kräfte, wie lange werden sie sich halten können? Da hat es ihnen gepakt und gegen die Leeseite geworfen, dort schwingt sich einer am Segel gegen den Kreuzmast. Glücklich und böse sind die Rufen, wie gedöhlte glatte Bäume, halte sich da wer kann! Aber sie halten sich, schon haben sie am Godden eins gefest, daß der Sturm zornbeugend hineinragt, aber am Großmast, der Großbranzegel, dort hocht der Teufel drinn und schaukelt sich! Und die Klappen unter dem Schiff... war es schon an der Küste? War es weiter fort? Jetzt!

Die Stimme der Kapitän, so laut sie war, der Sturm faßte sie und trug sie höhnisch fort. Niemand war da, dessen Befehl gehört wurde. Doch! Etwas! Etwas Wundervolles!

Drüben, mitten in der Nacht wuchs eine Figur aus dem grauen Schatten, stieg eine Figur in das Döckern der Wüste. Keinen Augenblick setzten sie aus, in einer langen, endlosen Reihe setzten sie sich aneinander, und hellten diese Nacht auf, diese wilde, weißüberbrodete, silbrige See, die ohne Lifer war, ohne Land! Aber da, hoch über dem Wasser stieg eine Erscheinung auf, eine sonderbare, geheimnisvolle Erscheinung, ein Wunder!

„Die Madonna!“ schrie eine Stimme. Niemand wußte, wer gerufen hatte, niemand wußte woher der Sturm kam. Aber alle hörten es! Alle! Die Stimme des Kapitän erhob sich wieder, die Befehle füllten sich mit neuem Klang, fester hatten sich die Matrosen in den Gordings fest! Mit jeder Kraft zogen sie die Segel zwischen die Beine, und weiter, wider eine Hand breit, wider eine Hand breit! Und zwischen durch blühten sie rasch hinaus in diese wundervolle Nacht! Und sahen diese Erscheinung am Himmel, schwarzend, sonderbar, hell, denn der Mond stieg aus dem grauen Gewölbe, und der Sturm trug den schweren Regen herüber, das Unwetter brauste erlösend nieder. Das Großbranzegel war gefast und das Segel am Kreuzmast...

Noch schlug das Schiff mit dem Klüber in die Wogen, aber die Wasser ebneten ab, verließen sich. Ein merkwürdiges Heulen zitterte durch die Luft; immer noch warfen sich die Wogen, aber schon ließ der Regen nach, fielen die Matrosen müde, abgemüht auf das Verdeck, kamen die ersten Menschen von unten herauf, sahen hinaus in die Nacht.

Der Kapitän batte den Kurs auf die Erscheinung genommen. Dort kam nichts böses sein! hatte er zum Steuermann gerufen, dort muß das Land sein!

Dort war das Land!

Zitternd an allen Wänden, in allen Tauen, in den Gordings und in den Masten fuhr der „Georgon“ weiter; einige Stunden lang, dann lichtete sich die Nacht.

Alle Menschen waren wach, und erwarteten den Segler im Hafen. Wortlos reichte man den Matrosen die Hände.

Der Kapitän berichtete von der Erscheinung. Und da geschah es, daß sich das letzte dünne Gewölbe lichtete, der Himmel mit all seinen Sternen über der Erde stand, und daß...

„Die Madonna!“ riefen einige und zeigten hinauf auf den Felsen, wo weiß und strahlend eine Muttergottes mit gebreiteten Armen stand. Das Erdbeben war vergessen, die Erde war ruhig, die Luft klar. Von den Kirchen läuteten die Uhren; es war Mitternacht.

Mitternacht, als sich hunderte Menschen in Bewegung setzten, um der Madonna entgegenzugehen, die plötzlich dort oben auf dem Felsen stand.



Damenbildnis

Adolf Jutz

Die Händler auf dem großen Platz packten Glöckchen und klingende Glockenblöcke aus, Kerzen wurden angebrannt, und Fahnen aus der Kirche am Platz geholt.

So marschierten die Menschen in dieser Nacht wallfahrend dem Berg zu, stiegen die steilen Wege hinauf.

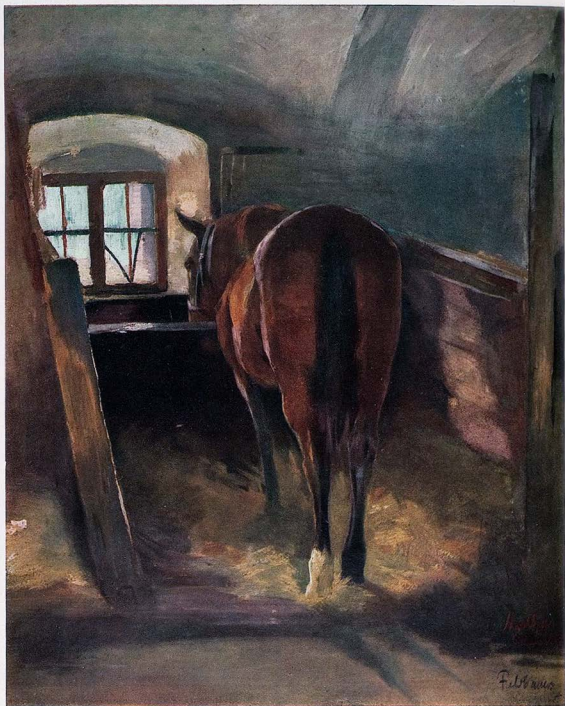
Aber bald sperrten den ersten Menschen Felsblöcke den Weg. In langer Reihe stand der Zug; die Kerzen flackerten durch diese wunder- volle Nacht, die Glöckchen läuteten, daß es wie ein himmlisches zauber- hafes Spiel sich anhörte.

Nur langsam ging es weiter.

Da war die Erde gespalten. Ein großer Bergrücken war eingestürzt. Ihn mußte das kurze aber heftige Erdbeben vom Felsen geworfen haben; bis weit hinaus in das Meer waren die Blöcke gerollt, und hatten Gärten zertrümmert, die unten am Berghang lagen.

Aber die Madonna! die Madonna! riefen die Stimmen. Wo ist die Madonna hergekommen? Bis hinaus in die Stadt reichte der Zug, denn es gab nur einen schmalen Weg da herauf.

(Fortsetzung S. 181)



Martha im Stalle

Max Feldbauer



Passau

H. Mayrhofer-Passau

Nachdem arbeiteten die ersten Männer vorne den Weg frei. Dann ging es weiter. Es dauerte nicht lange, dann kamen sie auf einen freien Platz, auf dem zwischen vielen Felsstümmern und zerbrochenen Gestein eine große schöne Muttergottesstatue stand. Sie war aus weissen Marmor gemeißelt.

Die ganze halbe Nacht bewegte sich der Jagd bergauf. Bis die Kerzen verlöschten und hunderte von Wallfahrern auf der hohen einsamen Plattform des Felsens standen.

Als der Morgen über das Meer fiel und die Erde aus der Dunkelheit hob, da wußten es alle, wie es war.

Da fanden sie Figuren aus Marmor, Kisten mit Messingwänden und Cafalao und Messgeräte. Alles, alles war da vor einigen Jahrzehnten von Briganten heraufgeschleppt worden. In eine umzugsfähige Höhle,

die man mit Steinblöcken versperrt hatte. Die Räuber trug ein böses Geschick, sie nahmen das Geheimnis mit sich...

Aber das Erdbeben in dieser Nacht hatte die Kuppe abgeschlagen, hatte die Höhle freigelegt. Und die weiße, warmwarme Muttergottes war aufgeliegen und leuchtete einem verzweifelnden Schiffe in der stürmischen Nacht auf dem Meer.

In jenem Meereng knieten Hunderte von Menschen auf dem Felsen von Sacconia nieder. Die Hocken waren verstummt. Die Kerzen verlöscht. Aber die Liebe brannte aufs Neue in den ungezählten Herzen der Andächtigen, die ein Wunder zu einer unerwarteten Wallfahrt einen schmalen Felsensteig hinauf geführt hatte, dort hin, wo eine große gemeißelte Muttergottesfigur zwischen vielen verschleppten Schätzen einer alten, verödeten Kirche stand.

EIN BILD UND BERGSTIEFEL

Diese Geschichte habe ich in den Bergen gehört. Es war auf einer Hütte in der Elloretta, wir saßen in der Nähe um den Herd. Draußen roste der Sturm. Wir hatten das Licht gelöscht, um Petroleum zu sparen und stritten um den Begriff Bergstiefel. Da begann einer zu erzählen. Mir ist, als hörte ich wieder die Dägel des Sturmes und das Prasseln des Holzes, da ich versuche, seine Worte wiederzugeben.

„In Büro einer Fabrik in Norddeutschland lernte ich ihn kennen. Ich wäre nie darauf gekommen, in ihm einen Bergstiefel zu suchen. Aber er war einer. Ich weiß nicht, ob ich ihn recht beschreiben kann. Ihn müßt euch ein kleines verbotenes Männchen vorstellen, schmale Schultern, mager, das Gesicht von vielen Faltlinien durchzogen. Ich sah ihn immer in einem abgehabten, aber immer gebürsteten Anzug, dessen Farbe schwer zu beschreiben ist, und glänzend gewölbten Stiefeln. Diese bildeten eigentlich den Grund seiner kümmerlichen Persönlichkeit und sogar der letzte Stiefel hätte es als eine Unterlassungsfünde angesehen, nicht darüber zu weheln. Es waren nämlich richtige Bergstiefel, Bergstiefel mit durchgezogenen Nägeln, und verliehen ihm einen schweren feierlichen Gang, der in scharfem Widerspruch zu dem ganzen Menschen stand.

Ich war damals ein junger Kerl und habe anfangs mit den anderen mitgelacht, wenn er mit Altenbüchsen und Wacsenproben durch das Zimmer trabte. Einmal habe ich ihn zum Gaudium der anderen angehalten und in ernsthaftesten Ton seine Stiefel gelobt. Ich sagte ihm, daß ich das verstehen müsse, da ich von Kind an in den Bergen herumgekommen sei. Sagte ihm auch, daß ich mich freuen würde, wenn mein Praktikum hinter mir läge, dann wollte ich wieder Nachschuß und Pötel vortramen und elische Wochen Lehnst und Berechnungsformeln vergessen. Er sah mich an und seine Augen veränderten sich plötzlich. Groß und hell schauten sie mich an und verließen ebenso schnell wieder, als die anderen mit ihrem Gelächter losplagten. Ohne etwas zu sprechen, ging er weiter. Da tat er mir zum erstenmal leid und ich schämte mich, ohne zu wissen, warum.

Elische Tage darauf war er krank. Es hieß, daß er wahrscheinlich nicht mehr kommen würde. Jemand einer dunklen Gefühlsbewegung folgend, suchte ich mich nach Büroschloß in der Personalakatei seine Adresse, ängstlich zusammensubend, wenn ich jemand an der Tür vorbeigehen hörte, als täte ich etwas Schlimmes.

Er wohnte weit draußen am Ende der Stadt. Seine Schlafstelle, eine kleine Kammer mit verblühten Tapeten, war düstlich möbliert. Ein Kleiderkasten, ein kleiner Tisch auf dem die Waschkübel stand, zwei durchgeessene Stühle, deren Korbgeflecht trübselig zum Boden hing, und die Eisenbettstelle, das war die gesamte Einrichtung. Seine Bergtiefer sah ich zuerst. Sie standen schief zueinander unter dem Stuhl, der die Kleider trug, es sah aus, als hätten sie sich etwas mitzuteilen. Das zweite, was ich sah, war sein Kopf und seine abgemagerten Hände, das dritte aber, das mich so ergriß, daß es mich würgte, war eine große fackige Lithographie des Matherhorns. Streng und feierlich stand es vor mir in der vertrautesten Pracht des Reinsehens, seine kühne Pyramide aufragend in den Himmel. Ich, der gönnerhaft gekennnt war, um nach einem ausgedehnten Faktotum zu sehen, wurde klein und arm vor diesem ersten Richter, vor dem es kein Entschuldigen und keine Anreden gab.

Almosengeben ist schlecht, ich erkannte es in diesem Augenblick und ich schämte mich zum zweiten Male. Wer einem anderen Menschen helfen will, muß es aus einer inneren Verpflichtung heraus tun, nicht um den anderen zu verpflichten.

Heiße Finger legten sich um meine Hand. Ein anderer lag da vor mir auf dem ärmlichen Bett als der, den ich gesucht hatte. Da war nichts Lächerliches mehr, nichts Verschüchtertes, da lag einer, dessen müdes Gesicht der Tod gezeichnet hatte und der ihn mit einer festlichen Ruhe erwartete.

Damals erfuhr ich die Geschichte seines Lebens. Wenig Licht ist darin. Eine bettlägerige Frau, launisch und beshaft wie alle Kranken, die lange liegen müssen, ist seine Mutter. Als Kind schon zum Arbeiten gelehrt, bleibt seine Schulbildung mangelhaft, sein Verdienst gering. Jahre um Jahre wandern wie Nebel vorbei. Nur ein Lichtpunkt, eine

arme und trügerische Hoffnung, gibt Kraft. Eine Hoffnung, deren Wurzeln hinuntergreifen in eine Geographiekunde der Volksschule, gepfeilt von abgemagerten Bildern und Büchern, eine Hoffnung: Die Berge. Die Mutter stirbt. Das Spaten beginnt. Ein Kampf, zäh und verheißend, ein Kampf, den das Leben mit einer Erbärde wegwischt. Krankheit und Stellenlosigkeit zehren alles auf. Nur das Bild und die Bergtiefer, die schon gekauft sind, bleiben. Bleiben und halten aus in Not und Verzweiflung.

Da ist keine Frau, die sich des Hässlichen erbarmt und den Reizen um sein Herz berührt, da ist niemand, der mehr gibt als billige Weine und dünne Suppen. Da ist nichts um ihn als Ehrensteine und verbrauchte Häuser und selbst das Land ist eben und flach und ohne die Wunder des Himmels, kein Föhn braust darüber hinweg.

Über der Dunkelheit dieser zahllosen Stunden ragen die steilen Flanken des Matherhorns. Das Leuchten seines Fiensehens ist der einzige Trost, der ihn geschenkt ist, ist der einzige Freund, der ihn Kraft gibt, seinem Weg zu vollenden. Als eine neue schlecht bezahlte Stellung sich bietet, müssen die Bergtiefer in den Dienst. Das Antlitz ihrer Hände ist alles, was sie tun können, wenn ihr Herr ihre Wege verstopft wird.

Er ist bald darauf in meinen Armen gestorben. Die Bergtiefer haben ich verbannt, das Bild hängt in meinem Zimmer. In meinen stillen Stunden schaue ich zu ihm empor. Er erhabener Schönheit türmt sich der Berg in den Himmel, starr und einsam.

Eine lange Stille blieb, als der Erzähler geendet hatte. Ich weiß noch gut, wie ich auf meiner Pfeife herumhiß, da droben ist alles dem Herzen näher. Der Sturm heulte und söhnte. Wir alle hätten viel darum gegeben, wenn wir unser Eßen und das Glück unserer Leuten mit einem Schnüffchen hätten teilen können.

Vorfrühlingswind

Im Frühlicht brach er auf am südlichen Himmel, legte die Lüfte sauber und setzte und blies. Die Wolken rohen vor ihm, verstörtes Gewimmel, das er in pflegendem Anspruch zauste und stieß.

Nun tanzt er herum. Ganz oben, nah an der Sonne, fällt ihm was ein. Er tut einen johlenden Sturz, halt sich ein buntes Papier aus der Kehricht-Tonne, schmettert ein Fenster und stopft dann auf einmal kurz.

Dann läuft er schon auf wippenden Drahtantennen, die sich von Giebel zu Giebel querüber schwingen. Dann macht es ihm Spaß, auf Dächern im Kreise zu rennen und wirbelnd als Zirkusclown mit sich selber zu ringen.

Am Nachmittag legt er sich lang, ein Stündchen verschlafen. Er kriecht in ein magres Gehölz am Rande der Stadt, schaut zu, wie zwei Köter sich um die Hündin raulen und streichelt dem Sieger säuselnd das Strupffell glatt.

Dann treibt es ihn wieder weiter. Die Landstraße hin jagt er mit Autos stundenlang um die Wette. — Bei Sonnen-Untergang macht er sich plötzlich dünn, verliert in ein Scheunentor ins Strohbüdel-Bette.

Walthor C. F. Lierke

Anekdoten um Liebermann

Max Liebermann malte das Porträt eines Herrn, der während der Sitzungen allerlei an dem Bilde auszufahren fand. Liebermann ließ die kritischen Worte zunächst geduldig über sich ergehen, schließlich aber, als ihn der Bemängelungen zu viele wurden, sagte er:

„Jetzt aber genug, mein Lieber — sonst male ich Sie so, wie Sie sind!“

In einer Gesellschaft wurde eine besonders schöne, junge und intelligente Frau erwartet. Als sie erschien, fragte jemand Liebermann:

„Wie gefällt sie Ihnen?“

„Gut“, sagte Liebermann — „jung und wahrhaft schön. Wenn sie auch noch dünner wäre, so wäre sie vollkommen.“

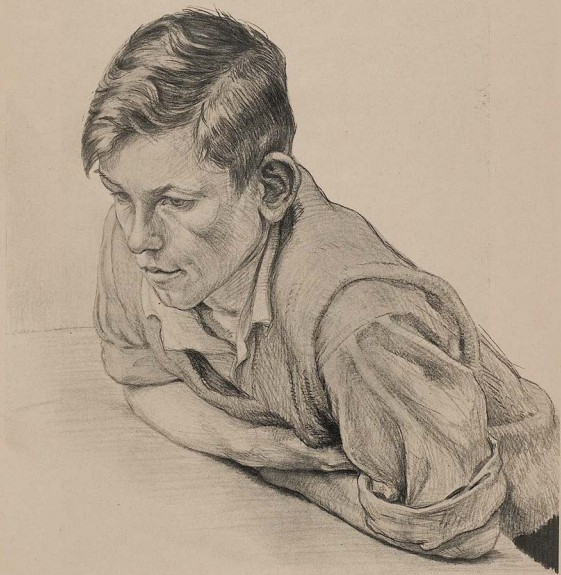
Als Mangel im Herbst 1872 die „Gänsesopferinnen“ Liebermanns, heute eine Fierde der Nationalgalerie, auf der Berliner Akademischen Ausstellung sah, war er so davon ergreifen, daß er bat, man möchte den Maler gelegentlich zu ihm schicken.

Liebermann, der damals fünfzigzwanzig Jahre alt war, bogab sich also eines Tages mit klopfendem Herzen in das Atelier des verehrten Meisters, und Mangel fragte ihn erstaunt:

„Sie sind der Maler, der das hervorragende Bild mit den Gänsesopfernden Frauen gemalt hat?“

Liebermann bejahte, und Mangel fuhr ihn in barbarem Tone an:

„Das sollte man Ihnen um die Ohren schlagen, junger Mann! Mit fünfzig Jahren dürfen Sie so malen, aber nicht in Ihrer lächerlichen Jugend!“



Hallen Seite 34

Walter Dolch-Amberg

Der Junge

Einmal wurde Liebermann in eine Gesellschaft von einer jungen Dame angesprochen: „Meister, Ihre Bilder entzücken mich immer aufs neue! Ihr letztes war wieder ein echter Liebermann... ich konnte mich nicht enthalten, ich mußte es küssen!“ — Da lächelte der Künstler und fragte: „Nun, hat es Ihren Kuß auch erwidert?“ — „Nein“, entgegnete die Dame etwas verwundert. — „Gehen Sie, Gnädigste, dann war es kein echter Liebermann!“

Liebermann wurde einmal hinterbracht, daß ein minderer Maler behauptete, an seinen Liebermanns Bildern, mitgearbeitet zu haben. Man rief Liebermann, den Maler zu verklagen. — „Ach nein“, sagte Liebermann, „solange er behauptet, an meinen Bildern gearbeitet zu haben, will ich ihn laufen lassen. Sollte er aber einmal behaupten, daß seine Bilder von mir gemalt wurden, dann würde ich ihn sofort verklagen!“



Oskar Zeh †

Willy Seidel †

OSKAR ZEH †

Wenige Tage nachdem die Redaktion der „Jugend“ eine Photoreproduktion der letzten Arbeit des Münchner Bildhauers Oskar Zeh — die Portraitplastik des leider so früh verstorbenen Dichters Willy Seidel — zur Veröffentlichung erworben hatte, zwingt uns ein tragischer Zufall, nunmehr auch dem Schöpfer dieser Arbeit ein Lebewohl für immer in das Grab nachzurufen. Oskar Zeh hat sich in jungen Jahren erschossen. Er war ein schönes und hoffnungsvolles Talent. Mit seiner einst so fröhlichen und lebensfrischen Person verlieren wir nach Fritz Wrampe innerhalb kurzer Zeit den zweiten jungen deutschen Bildhauer auf eine so ungewöhnliche und tragische Weise. Die „Jugend“, die es sich angelegen sein läßt, für junge und zeitgenössische Talente einzutreten, wird ihm ein dauerndes Gedenken bewahren. Er ruhe in Frieden.

Für die Redaktion der „Jugend“
Arnold Weiß-Rüthel.

VERFINSTERUNG

Oft will das Leben nicht mehr weiter gehn,
Bleibt schwarz und zögernd stehn —
O schauerlich verwirrte Tage,
Da alles Lebende in uns sich selber haßt,
Sich selbst an der verhaßten Gurgel faßt,
Anklagend sich und Gott in frevelhafter Frage?

O Wunder, wenn uns dann die Liebe naht
und unsern finstern Pfad
Mit ihrer stillen Flamme leuchtet!
Wär diese Gnade nicht, längst hätten wir
Uns ganz verirrt ins leuchtliche Revier
Und Licht und Gott in uns vernichtet.

Hermann Hesse

Waldgesichter

Von Bert Lundy

Wald, Wald und wieder Wald. Seit unendlichen Zeiten werden die dunklen Reiter der Tannen das Licht des Himmels zurück. Wästen kaueret die Niesenspinne der Dämmerung in ihrem Netz, gewoben aus dem schraffierten Saum der Wäpfele und aus dem grauen Silbermull der Tannenzweigen, die mit dem weichen Schmelz von Föhlenmistern bestäubt sind.

Immer, wenn der Westwind die Nadelwolken des Waldes zerstreut und der flinke Strahl der Sonne eine Fackel ins Schwarz der Schatten schlägt, stürzt sich die Dämmerung herrschgierig auf den goldenen Fied, um ihn zu würgen und fortzuziehen aus ihrem Reich. Tausend Kämpfe jochten Sonne und Blüß mit der Würgerin aus, aber sie wurde noch einmal befreit. Sie ließ und jagte das Licht, wo immer sie es erwischte, und das mondlichtige Gesindel der Eulen fühlte sich geborgen unter ihrem Fittich und glöht gelblich, wie glühendes Harz, von den Kriegeren herab.

Dampf und heiser breitet das wogende Meer der Wäpfele, als ob das leise Echo des letzten Donners noch im Gröfße hänge...

Kottannen springen mit leuchtendem Zell aus den Farnen heraus. Aufschloß klopft mit schlanken schwarzen Fesseln an den Stämmen entlang, deren Untertriebe zu dünnen Stumpen und Stacheln erstarrt sind. Schwefellichte Fackelbäume, filzige Fackeln und verblühten melle Gärtnen kleben an den Rufen und Eckern des Waldes und vermannen die Gewächse zu alten Farnen und Pöpanzen.

Grünstigeende Moosblätter aalen sich mit geschwellten Augen. Ein lebhafter Bach zuckelt mit Perlen und Blasen dahin. Manchmal wirbelt eine große Gischtschleife heran; dann hat ein Waldstreich verächtlich ins Wasser gespritzt.

Es riecht nach Kien und Schwamm, nach Moerhel und Reifsmoer, nach sauren Schattentäutern und fetten Moerst, nach abgesandter Luft und blauen Zapfen.

Ein zitteriger Pfad schlängelt sich leise durch das Gebirge. Seine glatte, schimmernde Erde trägt den klänschen Ton einer Natterhaut. Die tiefen Adern der Baumwurzeln ziehen sich labyrinthisch darüber hin.

Ein Nest von faulenden Holze schovelt mit giftigen Dämm aus einem Schraenzloch. Sein Rachen ist vollgestopft mit den Finsternissen von vielen Nächten.

Stumpfe Christbäume, mit mangrauen Fiedeln unteifall, wachsen jähslings aus dem Boden heraus und stoßern im Vereten. Eine Enle tut sich allmählich auf. Schreinde und Tobeln gähnen dem zitterigen Pfad entgegen, und die Gröfße tragen die Farbe geordneten Blutes.

Hier spinnt die Dämmerung ihren düstersten Faden, hier brütet sie die Geheimnisse des Waldes aus. Die Zweige züngeln, die Wäpfele zischen, es fling wie aus Schlangenzähnen. Kann werfen mucklischen ihre Schlingern herunter. Aus den Pupillen der Harzpunkten tief der Verrat. Bleibende neblige Ungetüm wölgen sich über den Boden, und auf

den Stielen der Dinge steht dichter Schwefel. Die jählosen Mäuler der Waldmüden sind vollgepreßt mit erstickten Schreien.

Bisweilen knackt das Gehölz. Dann steht die Luft still, einen Herzschlag lang, und hinterdrein läuft ein kurzes Schauern durch das zischende Schwirren.

Auf den langen Särgen gestürzter Baumriesen hoch dachwanzig der Moder und reißt sich an. Ausgestochene Augen aus Gallerte und Schlein, auf kurzen Stielen gewachsen, grinsen den blaffen Pfad an, der zögernd vorüber schleicht.

Möglich streubt sich der kleine Pfad und bekommt das Graufen. Er stürzt sich kopfabwärts von einem Felsloch hinunter, flüht in Zitzackspringen zwischen den Stämmen dahin, verzieht bei Moerlakten und Moerabänken die Spuren, setzt über Spalten und Trichter, kriecht durch Dichtede und Gestrüppe, nimmt einen Anlauf und jagt die Halde empor und hofet weiter...

Heller und heller wird es im Walde. Freier und tiefer atmet die Luft. Die Sonne malt pausbäckige Ringel über den Boden, und jetzt ergießt sich das grelle Blau des Himmels in Strömen über den schütterten Wald. Eine Schweiß blüht voller Armita: ein Gletscher aus Messing.

Ein breiter, sechsigter Weg mit vielen Radern, der den Dienst zwischen zwei Öfen verfährt, nimmt den kleinen, zitterigen Bruchpfad an der Hand, beruhigt ihn sanft und führt ihn mit sich.

ANEKDOTEN

Der Gläubiger

Der Vater des Fürsten von Schaumburg-Lippe war einer der reichsten Fürsten. Eines Tages fand im Hotel „Zum Schwan“ in Frankfurt a. M. eine Zusammenkunft deutscher Fürsten statt, der auch der Fürst von Lippe beehrte. Pöflich öffnete sich die Tür und ein alter Mann trat in den Saal. Bei seinem Erscheinen erhoben sich alle von ihren Plätzen und begrüßten den eben eingetretenen Mann mit großer Ehrerbietung. — „Wer ist der alte Mann?“ fragte Fürst von Schaumburg-Lippe. — „Das ist der Baron von Neßchold“, lautete die Antwort. — „So, freut mich sehr“, verjegte der Fürst, „aber ich kann sitzen bleiben, denn ich bin ihm nichts schuldig.“

Unterschiede

Professor Beckerath in Wien, ein berühmter Operateur für Gallensteine, hatte den Fürsten von Liechtenstein in schwieriger Operation von einem Stein befreit.

Als der Fürst wieder hergestellt war, ließ er dem Professor ein Honorar von tausend Gulden zahlen.

Beckerath bestätigte den Empfang der Summe und schrieb, für einen Stein wäre das Honorar bestimmt genug, aber für einen Liechtenstein wäre es eigentlich a bitter knapp.

Auch ein Beruf

„Wozu lebt eigentlich Schweinefleisch?“
Der geht bei starkem Wind unter den
Balkonen der Häuser spazieren und läßt sich
Blumentöpfe auf den Kopf fallen!

Poesie und Prosa

„Gnädiges Fräulein, wenn ich mit Ihnen
tanze, fühle ich mich wie auf Himmelswolven!“
„Guter Herr Knecht, das sind keine Wol-
fen, sondern meine Füße!“

Die Aussprache

Der der Handlung: Die Plattform eines
Leipzig'schen Straßenbahnwagens.

Ein Fremder, offenbar Süddeutscher, ver-
langt vom Schaffner ein Billett für direkte
Fahrt mit den Worten: „Geben Sie mir eines
gradaus!“

„Wie meen Sie?“ fragt der Schaffner ver-
ständnislos.

„Einfach!“ mischt sich ein Dritter dazwischen,
der das Gespräch mit angehört hatte und der
zufällig den Münchner Hausdialekt kannte.

„Du hären Se, mei Kutscher“, entwiderte da
der Schaffner müde, „Se ham aber ämme
abersinnliche deutsche Aussprache!“

Nicht zu ändern

„Meine Tochter tanzt mit auf dem Kopf
herum!“

„Und das lassen Sie sich bieten?“

„Warum nicht? Sie ist doch Tanzlehrerin
und wohnt über mir!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitschlichter, der geis-
treichste und temperamentsvollste Konfessionär des deut-
schen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger
Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in
einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die
lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen
Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische
Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage
rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten
heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Der Professor

„Herr Professor, Sie haben also den Dieb
gelesen, als er aus Ihrem Hause lief?“

„Ja, Herr Wachtmeister! Er hatte eine
verblüffende Ähnlichkeit mit Kaines I.“

Knapp

Die Schöpfungsgegeschichte bot neulich ein
Schüler der ersten Klasse in mecklenburgischer
Knappheit:

„Gott nahm ein Klumpen, pußt ein und
bums, löp dat Kaa weg!“

Seine Sorge

Die Anwohner der Bergstraße haben eine
Besammlung. Man will einen Beschluß fassen.
Zwecks Eingabe an den Magistrat. Von allen
Hausbesitzern an der Bergstraße unterschrieben.
Die Bergstraße soll verbreitert werden. Es
ist viel zu eng. Mindestens noch einmal je
breit soll sie werden.

Alles unterschrieben. Nur der alte Seiler nicht.
Ist ja nicht viel dahinter, hinterm alten Seiler.
Hat (sowieso) alle Tage seinen Kauf. Zwei-
dem — er ist Hausbesitzer an der Bergstraße.
Und es sollten alle unterschreiben. Von wegen
des Nachbaters.

Der alte Seiler ist dagegen: „Ha ja, daß ich
noch amal so weit hab zum Heimgarten!“

Zumutung

Wiß und Paß gehen ins Kaiserhaus. Paß
verliert drei Schillinge. Sagt er zu Wiß:
„Entschuldige, ich gebe dir die drei Schillinge
später, ich habe keinen Groschen in der Börse!“
— „Was“, erweist sich Wiß, „ohne Geld gehst
du ins Kaiserhaus und traust dich Karten zu
spielen —, wenn soll ich denn jetzt meinen
Koffa bezahlen?“

Fremdwörter

Elfride war zum ersten Mal auf dem
Mastenball.

„Ja“, fragt ihre Mutter, als sie zurück-
kommt, „bist du denn auch stimmiert worden?“

„Ja“, sagt Elfride. Die wollten, aber ich
hab mir's nicht gefallen lassen.“

Broughton
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

Der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach
Bildübertragungen aus der „Jugend“
bieten wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze
Serien von 120 Stk. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vorzüglich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSCHNITTE
PERNNR. 7 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 518

Schwachen Männern

Leidet Ihr brüder-
licher Mann
an kaltem
Gehirn? — Wir
haben ein Mittel!

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohn-
räume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarben-Kunstblättern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf.,
und 90 Pf. je nach Größe, zusätz-
lich Portoposten durch den Kunst-
handel und den unterzeichneten Ver-
lag zu beziehen sind. Der reich
bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70
zusätzlich Portoposten) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Leit den

Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fachzei-
schrift,
Halbjahrespreis 3 M.

Fischer Verlag - Verlag
Dr. Hanno Schindler
München NW 2
Karlsplatz 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mi-
llionen von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder des unterzeichneten Ver-
lag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPLEHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach zen-
tralen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit
RM. 2.85 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Strömt herbei!

Anton Leidl



Wer unser Bayern liebt, Denn wo es **E**ffer gibt -
 Wird gern den Maßkrug heben - Muß es auch **E**rnter geben!

Neu!

DEINE KAMERA GENT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertvolles Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für das Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pfz.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Rubey



„Du — da gehn wir ein! Vielleicht hams an guatn Enzian.“

Tjumm und tja — Amerika

Von Peter Scher

*In Amerika war ich einmal in Nöten,
ob ich noch so nüchtern blieb und sparte,
alle meine Dollars gingen flöten
samt der Tasche, drin ich sie verwahrte —
über Nacht
einfach weg!
Alle meine Vorbedacht
lag verdammt im Dreck.*

*Na, ich hatte Freunde und Bekannte,
die wie Brüder zu mir waren und wie Schwestern,
Missis Law (von Law & Brothers) nannt' ich Tante
und ihr Gönnerblick besonnnte mich noch gestern.
Also los,
also ran!
O wie stumm und o wie groß
sah mich jeder an.*

*Tommy Smith, der mich vor allen liebte,
war mein säuerlichster Pech-Beweiner
und je mehr ich die Getreuen siebte,
um so süßer war'n sie, doch es half mir keiner.
Jeder sprach
wie Gebet:
Sieh mal wieder bei mir nach,
wenn dir's besser geht!*

*Tantchen Law in Riverside, die Gute,
saß im Auto, das der Fahrstuhl abwärts führte,
und sie schrie gleich, wie das Herz ihr blute,
als ich meinen Unglücksfall diskret berührte.
Aber dann
auf mein Wort
ließ sie rasch den Wagen an,
hupte grell und fort.*

*Bei der Heilsarmee ging ich am Schluß zu Strande,
mächtig Halleluja hab ich da georgelt,
teils der Sandwichs wegen, teils zu ihrer Schande,
die mir in der Not nicht einen Cent geborgelt —
tjumm und tja,
tja und tjumm,
geht dir's gut, sind alle da —
hast du Pech, sind alle stumm.*

Tiefsinnige Erklärung

Professor Hähnhchen in Tübingen war stadtbekannt wegen seiner Treue. Einst ging seine Gattin auf Reisen, und der gute Professor fühlte sich in seinem verwaisten Haushalt außerordentlich unheimlich. Die Studenten gaben ihm den Rat, er solle doch im „Roten Ochsen“ essen, man speise dort nicht nur vorzüglich, sondern auch besonders billig, das Essen koste nämlich gar nichts.

Professor Hähnhchen ging hin, die Mahlzeit mundete ihm ausgezeichnet, und als er bezahlen wollte, sagte ihm der Kellner, der durch die Studenten ringerneuert war, er habe nichts zu bezahlen, denn hier koste das Essen nichts.

Professor Hähnhchen erhob sich sehr befriedigt. „Gondobar“, meinte er beim Hinausgehen, „das kann ich mir nur so erklären: Die Masse muß es bringen.“

München Café Luitpold — für Einheimische und Fremde der Treffpunkt!

...meldet sofort familienfreistellen...
 ...für das erholungswerk des deutschen...
 ...volkes bei der nächsten ortsgruppe...
 ...der ns volkswohlfahrt.....

1/10

Erklärung

Arzt: „Warum haben Sie mir denn meine Rechnung ungeschnitten zurückgeschickt?“

Patient: „Sie haben mir doch selbst jede Aufsehung verboten.“

Feuer

Ein Pastor hält eines Sonntags eine Predigt, kurz nach der Ernte —, seine „Schäflein“ waren müde und fest eingeschlafen. Verärgert ruft er plötzlich: „Feuer! Feuer!!!“ — Sofort war die ganze Gemeinde wach und ruft verstört durcheinander: „Wo, wo??“ — „In der Hölle“, donnert der Pastor, „für alle, die in der Kirche schlafen!“

Sehr einfach

„Immer, wenn ich verreise, bin ich am Tage vor der Abfahrt sehr aufgeregt!“

„Fahre dann halt immer einen Tag früher!“

Im Bahnhofrestaurant

„Herr Ober, mein Beaten ist viel kleiner als der des Herrn am Nebentisch! Wie kommt denn das?“

„Ihr Bag geht um eine halbe Stunde früher!“

Richtig

„Es ist neuerdings erwiesen worden, daß der Mensch in der Ehe viel älter wird!“

„Sehe richtig! Aber auch viel eher!“

Die anständige Familie

„Meine Tochter möchte gerne in eine anständige Familie heiraten!“

„Go! Will sie weg von zu Hause?“

Macht nichts

„Komisch! Ich kann nur nachts dichten!“

„Das macht ja nichts! Das Dichten hört man ja nicht!“

Keine Angst

„Hi! Ihr neues Reitsped nicht etwa schreckhaft?“

„Nein! Es steht doch die ganze Nacht immer allein im dunklen Stall!“

Orthographie

Herr Müller bestellt sich beim Pikkolo ein sogenanntes „Restaurations-schnitzchen“. Wieder voll notiert es sich der angehende Herr Ober auf seinem Notizblock. Herr Müller, der ihm zusieht, bemerkt, daß er Schnitzchen nur mit einem „t“ geschrieben hat und macht den Jungen darauf aufmerksam. Der erwidert: „Oh, mein Herr, wenn wir alles aufschreiben würden!“

Merkwürdig

Maçon



„Was sehe ich? Ich bin schon zuhause....!...?....!“

Das Taschentuch

Dem Amtsgericht eines hofsteinischen Landstädtchens wurde ein Bauernbursche der Umklekabine angeliefert, weil er einen anderen rücksichtslos ins Gesicht geschlagen habe.

Der Angeklagte bestritt die Tat und verteidigte sich:

„Nein, Herr Amtsrichter, geschlagen habe ich ihn nicht — ich habe ihn nur so 'n bißchen mit meinem Taschentuch ins Gesicht herumgewischt.“

„Gewiß“, sagte der Amtsrichter verständnisvoll, „aber ich kenne eure Taschentücher. Ihr schneuzt euch mit der Hand.“

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochbährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Alken und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielt.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Offen und ehrlich

Mag Reger konnte über alle Massen groß sein. Eines Abends wech-
te er der Gesangsübung der Oper eines jungen Komponisten bei. Nach
der Vorstellung machte man dem jungen Musiker allerlei Lobpreisbe-
ruhen, nur Reger stand stumm und ohne Teilnahme da.

„Und Sie, Herr Professor“, meinte der junge Komponist ziemlich er-
staunt, „haben Sie mir gar nichts zu sagen?“

„Nein“, erwiderte Reger, „ich habe Ihnen jetzt ziemlich drei Stunden
zugehört, und Sie haben mir ja auch nichts gesagt.“

Unnütze Redensarten

H. v. Gugi

HERREN



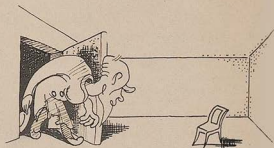
Ja, wo kommen Sie denn her ... ?



Ja, wo ist denn das Buberl?



Nanu, wollen Sie verreisen?



Ist niemand da?

Afrika!

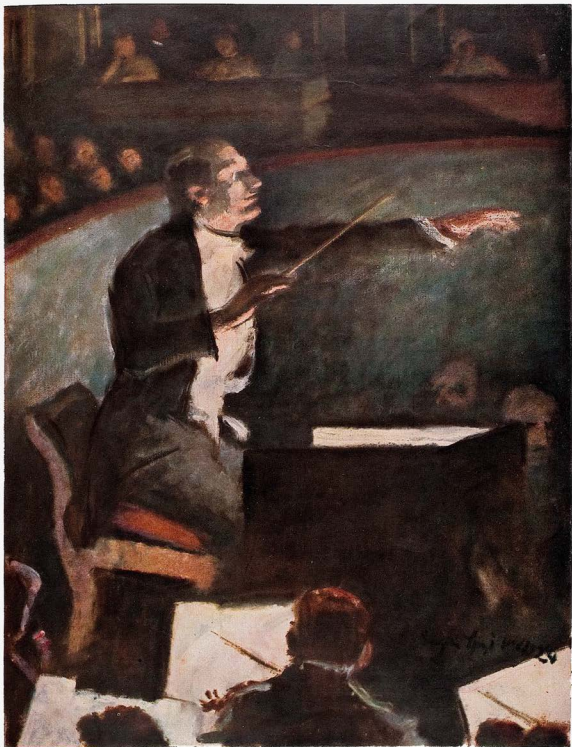


„Merkwürdig, dieses Lächeln kommt mir verdammt japanisch vor!“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 13



Der Dirigent

Eugen Spira

Johann Sebastian Bach

Als deutsche Brüder, zu Feinden geworden, sich schlugen,
 Musizierte Johann Sebastian Bach
 Und übertönte mit Kantaten und Sugen
 Abgründe der Zeit, Kriegsjammer, Sündel und Schmach.

•

Ob sie sich schlugen, ob sie sich wieder vertrugen
 Die vox humana in der Seele des Meisters sprach:
 Die sich streiten und reißen, sind nicht die Guten und
 Klugen,
 Gott, der Herr, liebt uns auch — und sieht uns die Fehler
 nach.

(Scraphicus)

Bruno Brehm:

BESUCH ÜBERS WASSER

Es gibt eine Art Männlein, die angepöckelt an der Leine des Gehörs
 jenseits im Schatten ihrer Frauen grasen wie Hegen unter einer Linde.
 Ich weiß, man soll einen Mann nicht mit einer Biene vergleichen, aber
 diese Männlein halten eben den Vergleich mit einem Bock nicht stand.
 Hin und wieder nur haben sie etwas zu meckern, hin und wieder schauen
 sie rüchisch aus dem Schatten in das sonnige Land, legen sich mit einem
 falschen Seitenblick zur Ruhe und widererläuten alles das, was sie hin-
 untergegriffen haben. Die erhabene Linde aber rauscht feierlich dazu.

Solch ein angepöckeltes Männlein war auch der Universitätsprofessor
 Hasselblad und solch ein gewaltiger, rauschender Baum war Signe,
 seine überaus vortreffliche Frau. Er hob sie ihre Stimme, dann duckte
 sich Hasselblad und wartete geduldig, bis ihre gewichtige Rede beendet
 war.

Damals, zwei Jahre nach dem Kriege, lebte ich in Schweden bei
 Freunden am Meere. Abends war öfter Hasselblad zu uns gekommen
 und hatte über die Entstehung der Namen aller umliegenden Dörfer
 gesprochen, denn er war seiner Neigung und seinem Berufe nach ein
 bekannter Ortsnamenforscher. Ich hatte gerne zugehört und Gott ge-
 priesen, daß die königliche Signe nicht zugegen war, denn sie ertrug es
 nicht, wenn ihr Ehemann über die Ableitung der Namen sprach; sie
 hatte es wachschelmisch schon satt.

Der kleine, liebe Herr taute auf und bat mich, ihn einmal zu besuchen.
 Drüben, jenseits des Meeresarmes, lag seine kleine Sommervilla.

Eines Nachmittages nun lag ich auf der Klippe unten und ließ mich
 rufen. Nichtig, dort drüben, ganz winzig, zwischen den grünen Bäumen
 blinkte Hasselblads Haus auf. Wie wäre es, dachte ich mir, wenn du
 da einmal hinüberdrehswimmst? Sicher wird es die Frau Signe ver-
 übeln, wenn du noch immer keinen Gegenbesuch gemacht hast. Der Land-
 weg ist zu langwierig und öberrdein zu heiß, da braucht mindestens,
 um die Badst zu umgehen, drei Stunden. Da hinüber kann es nicht
 mehr sein als zwei Kilometer. Wenn es die zu weit werden sollte, fannst
 du auf der kleinen Insel notlanden. Also schwimmen wir einmal los!
 Das Weitere werden wir ja sehen!

Zuerst schwimmt man brav auf der Brust, freut sich, wie das Wasser
 trägt, wie schnell man vorwärtskommt, sieht, wie die unter dem Wasser
 grünlichen Arme die Wellen teilen und blüht, sich dann und wann ein-
 mal auf den Rücken werfend, auf das immer weiter verschwinnende
 Ufer zurück. Allerhand Wassererebnisse fallen einem ein und auch an
 das dümmste erinnert man sich: an den Lago in Oberitalien, in dem
 man einmal badete, als von oben herab mit Pfeisen und Luftkissen
 die Füllkugeln jener Schrapnells prasselten, mit denen die Fliegerabwehr
 einen Caproni bedacht hatte. Wobin hätte man sich damals vertrie-
 ben sollen? Wie sich decken? Aber es war vorübergegangen, man war
 mit heller Haut wieder an den Strand geflogen.

Dann legt man sich zum Ausruhen ein wenig auf den Rücken. Ganz
 draussen zieht ein weißes Segel, aber es kommt nicht gut weiter, denn
 der Wind schläft um die frühen Mittagsstunden. Dann denkt man auch
 ein wenig an den Tod, weil man hier draussen, im weiten Meer so
 gänzlich einsam und verlassen ist. Der Wellengang ist gut, der Schaum
 wird einem nicht in die Nase geblasen. Aber nun müssen wir wieder
 ein wenig arbeiten und anziehen. Da ist nun die Insel. Der Beobachter
 steht still, das Gras leuchtet herüber. Wollen wir abbiegen? Nein, wir
 schwimmen weiter, wir sind nicht müde, obwohl die Insel nicht die
 Hälfte des Weges ist, wie wir geglaubt haben. Das weiße Häuschen
 des Professors ist kaum ein wenig größer geworden. Aber wie haben
 einmal diesen Vorsatz gefaßt, nun führen wir ihn auch durch. Drüben
 können wir uns dann ein bißchen laben und austuchen, bevor wir zurück-
 schwimmen. Wir können uns ja selbst eine kleine Überraschung berei-
 ten, wir müssen ja nicht immerzu auf das weiße Häuschen fixieren.
 Schwimmen wir auf dem Rücken, wählen wir uns über der großen
 Fels auf unserem Strand drüben einen Richtpunkt und dann, nach
 einer Viertelstunde erst drehen wir uns um und schauen wir, wie weit
 wir gekommen sind. Aber wie lange dauert eine Viertelstunde im Wasser?
 Wir wollen ein paarmal schon den Kopf drehen, aber wir überwinden
 uns. Endlich können wir es uns und da sehen wir nun, daß dieses
 Häuschen wirklich ein gutes Ende näher gekommen ist.



März

Hans Werthner

So, nun sind wir gleich da. Verne, im Garten, sitzt der Herr Professor. Wir rufen ihm zu, wie spritzen mit weitauholender Hand das Wasser auf, wie trommeln mit den Beinen eine Walfischfontäne aus dem Meer heraus. Aber wir hätten doch nicht so lärmn sollen, denn nun ist die strenge Eizne wahrscheinlich aus ihrem Mittagschlüfchen erwacht und erscheint auf der Veranda, schirmt die Augen und schaut, wie hier solchen Lärm macht.

Noch ein paar Eizne und wir stehen auf dem Strand. Das Wasser rinnt von uns ab, die Sonne wärmt, wir wälzen uns über eine der heißen Granitplatten, um trocken zu werden. Aus dem Gartentürchen tritt der kleine Herr Professor und kommt langsam auf mich zu. Oben, auf der Veranda, noch immer die Hand über den Augen, steht erhaben Eizne. „Lieber Herr Professor“, sage ich, ihm die Hand reichend, „ich bin gekommen, Ihnen einen Gegenbesuch abzustatten. Sie waren schon so oft bei uns drüben in Vokerna, daß ich mich entschuldigen muß, wenn ich so spät erst Ihre Besuche erwidere.“

Ob ich da herübergekommen sei, wollte der Herr Professor wissen. Ja, das war ich. Nun, das sei eine tüchtige, eine ordentliche Leistung. Aber er sah, während er mich lobte, immer wieder nach seiner Frau auf der Veranda.

Ich hätte nun gerne gehört, daß der Professor meine ordentliche Leistung mit einem Stück Brot oder mit ein paar Erdbeeren belohnt hätte, aber ihm fiel dergleichen wahrscheinlich gar nicht ein. Er trug mir auch nicht an, weiterzukommen und mich zu seiner Frau auf die Veranda zu setzen. Wie Vertreter von wilden Völkern beim heimlichen Tauschhandel standen wir einander gegenüber.

„Ich hätte gerne noch die gnädige Frau begrüßt“, jagte ich schließlich. Ach, warum habe ich dies dem armen Evertler angetan! Nun mußte er verlegen hervorstürzen:

„Wissen Sie, es ist bei uns nicht üblich, in Schwimmbädern einen Besuch zu machen!“

Das mochte wohl so sein, denn oben auf der Veranda schlug eine Tür und die so vortreffliche Frau Eizne lehnte mit ihren Rücken und war gleich darauf verschwunden.

Ich entschuldigte mich, weil ich so schwer gegen die Eizte geknallt hatte. Der gute Evertler lächelte traurig und ich stürzte, um die Klammern der Schamröte zu löschen, wieder in das Meer.

Beim Davonschwimmen ging ich einmal das ganz reichhaltige deutsche Gluckeregister durch und nahm, solange ich Atem genug hatte, auch jene Glücke dazu, die ich mir aus fremden Sprachen gemerkt hatte, da ja Glücke das allererste sind, was man in einem fremden Land lernt und dann für sein Leben behält. Ich war, solcherart mit mir selbst beschäftigt, schon ziemlich weit gekommen, als mir immer stärker werdender Kraft mit kleine, kurze Wellen gegen die Nase schlugen. Die hatten mir wahrscheinlich noch gefehlt, um meine Laune vollkommen zu machen! Ich legte mich, um ein wenig Atem zu schöpfen und das bittere, geschlackte Wasser auszuspudden, auf den Rücken. Ich pfiff durch die Zähne: Donnerwetter, wie sah es da oben auf einmal aus! Gerade von Westen her, von offnem Meer herüber kam ein Wetter gezogen, eine schwarze Wand stand am Himmel und jagte, weiße Wellentämme vor sich herziehend, auf mich zu. Alle Glücke waren vergessen. Ich ließ die Wölke nicht aus dem Auge: ich bin doch nur so ein kleiner Mensch



Der letzte Schnee

Heinz Kistler

da inmitten des vielen Wassers, sagte ich kleinlaut, was willst du denn, du große Wölfe da mit den Vereitervellen von mir? Vielleicht habe ich Frau Eigne beleidigt, weil ich ihr in Badehofen einen Gegenbesuch abkriegen wollte, aber deshalb muß ich doch nicht ausgegallt werden? Du sollst nicht gleich so übertrieben, sagte ich zu dem Gewitter, das nun mit einem krachenden Blis sich entlud, laß mich doch vielleicht noch bis zu jener kleinen Insel dort schwimmen und ein wenig schnaufen, denn du weißt mir doch das ganze Wasser in meine beiden Nasenlöcher. Bei solchen ekelhaften Wellen war das Schwimmen nicht ausgemacht!

Aber das Gewitter hatte wenig Einföhen, die Wellen hoben mich, die Wellen warfen mich und wie ich auch auf die kleine, nun ganz schwarze Oceaninsel zubielt, ich glaubte nicht, daß ich sie jemals erreichen werde.

Nach hartem Kampf mit den großen Wellen, die ja doch die besten sind, weil man es sich zwischen ihnen einteilen kann, bestieg ich den felsigen Strand. Jemand tief mir etwas zu. Ich schaute mich um, aber ich sah niemanden. Ein Boot lag auf der kleinen Wiese. Also sind Ausflügler herübergerudert. Da sind sie schon! Dort sitzen sie unter den überhängenden Felsen, aneinandergeknüppelt, zusammengekauert. Ein dicker Mann mit einer Bierflasche in der Hand, eine alte Frau mit wehenden grauen Haaren und ein junges, schönes Mädchen.

Hier galten wohl nicht die Anstandsregeln, hier durfte man sich wohl, während das Gewitter niederging und die Wellen gegen die Granitmauern der Insel hochspritzten, in Badehofen vorstellen. Ich tat es, es schien richtig, denn der dicke Herr bot mir einen Echblut Bier aus seiner

Flasche an. Aber darnach stand nicht mein Sinn; mich frey, ich bot um ein Handtuch und setzte mich neben die Großmutter, aber auch neben das schöne Mädchen. Das schöne Mädchen lachte, die Großmutter schaute ängstlich nach dem Wetter und der dicke Mann trank geruchsam sein Bier.

Woher ich sei, wohin ich wolle, fragte der dicke Mann. Ich käme von da drüben und wollte dort hinüber. Die Großmutter schlug die Hände zusammen, das Mädchen funkelte mich bewundernd an.

Der Mann mit der Bierflasche (vielleicht war es der Vater des Mädchens, aber ich wollte deren Schönheit keinen Abtrag tun und dachte gar nicht darüber nach) meinte, das ginge nicht, das Meer werde sich nicht so schnell beruhigen. Wenn das Gewitter aus sei, dann möchte ich doch mit der Großmutter und dem Boot da unten hinüber an den Strand rudern, dann wieder zurückkommen und ihn und das Fräulein abholen.

Warum mit der Großmutter? fragte ich.

Weil sie nicht schwimmen könne, antwortete mir der Mann.

Nein, Leute, die nicht schwimmen können, rudern ich nicht über das Meer, wenn hoher Wellengang ist.

Mit wem ich denn rudern wolle, fragte der Mann mit der Bierflasche.

Mit diesen Fräulein hier, sagte ich, auf das erdende Mädchen deutend.

Mit ihr werde ich rudern, sagte der Mann und nahm einen Echblut Bier.

Dann laden Sie gefälligst auch die Großmutter auf, sagte ich. Ach, wie gern wäre ich mit dem schönen Mädchen allein an den Strand gerudert. Der dicke Mann gönnte mir das Vergnügen nicht. Gut, daß die alte Frau nicht deutsch verstand, denn sie hätte dann auch ein wenig in diese Erörterungen eingegriffen, und nicht zu sanft, wie man es ihr ansehn konnte.

Wie schwiegen verdrossen, das Mädchen hatte die Augen niedergeschlagen und ich bekam keinen Blick mehr. Diese Blicke hätten mir aber sehr gut getan, denn der Wind ging mir ins Auge auf die Knochen.

Aber mich warnte es doch: Warum wollen Sie mich nicht mit dem Fräulein hier zuerst hinüberfahren lassen? Später wird das Meer ruhiger sein, wenn ich Sie hole. Und das Fräulein kann sicher gut schwimmen.

Der Mann warf seine Bierflasche in weitem Bogen ins Meer hinunter: Es sind schon manche davon gefahren und nicht wiedergekommen, sagte er und lächelte häßlich.

Welche Menschen! Der Mann glaubte wirklich, ich würde ihn hier mit der Großmutter ausgesetzt auf der Insel lassen. Das war mit gewiß.

Der fliegende Teufel

Von Teho

Die Sensation

Der überlaueste Beamte von ganz U.S.A. sitzt heute im Gefängnisbüro von Trenton. 23 Inszenierungen sind zur Hinrichtung von Hauptmann zu vergeben, und 30.000 Veranmeldungen sind zu erledigen. „Wenn's nach der Kundschaft ginge“, flöhnt der Beamte, „könnten wir gar nicht genügend Hauptmanns herschaffen!“

Am schwersten hat es ihm eine Frau Person gemacht. Sie hat schließlich auf vierverhlangenen Umwegen über höchste Instanzen die Zulassung erreicht.

„Nur leider werden Sie steben müssen, Frau Person“, sagt der Beamte wütend, „aber das macht Ihnen ja nichts, nicht wahr?“

„Oh bitte — ist kein Stuhl für mich frei?“

„Neiner, es sei denn, daß Hauptmann so nett ist und Ihnen seinen anbietet!“

Logische Folge

Aus Genf wird gemeldet: „Die Walfische sind unter dem Schutz des Völkerbundes gestellt worden.“

Kabel aus Bassins Bay: „Unter den Walfischen sind die ersten erbitterten Kämpfe ausgebrochen.“

Das Glück und der Matrose

Der alte Gaston ist der Neuenmirtelweise von Tarascon. Er hat immer ein gutes Wort auf Lager.

„Denk Sie, Gaston, neulich haben Sie einen Matrosen in Marseille ins Gefängnis gesteckt, und während seiner vierzehn Tage ist er Millionär geworden“, erzählt ein Mitbürger. „Er hatte nämlich ein Los in der Lotterie. Das ist als Großes Los gezogen worden — mit einer Million Francs. Und dabei hat der Matrose noch kurz vor seiner Einlieferung in die Zelle mit allen Mitteln versucht, das Los zu verkaufen!“

„Wunderst dich das?“ sagt Gaston milde lächelnd, „eigentlich müßte jeder, auf den das große Glück wartet, schlammig unter schwarzer Bewölkung eingesperrt werden — damit er ihn nicht noch in letzter Minute anstrich!“

„Schauen Sie zu, wie Sie allein nach Hause kommen, sagte ich, flieg unter dem überhängenden Felsen hervor und trat an den Rand der Klippe: Ich habe sehr eine Verdächtigung noch nie gehört. Mein Freund, leben Sie wohl! rief ich ihr zu und sprang kopfüber wieder in das Meer.“

Der Mann ließ mir nach und rief mir etwas zu, aber ich verstand es nicht mehr, die Wellen packten mich, die Wellen trieben mich, ohne daß ich viel zu schwimmen hatte, mit großen Geschaufel gegen den Strand. Nun tauchte noch oben auf der Insel die Gestalt des Mädchens auf: der Wind ließ ihren weißen Rock wehen, sie winkte, ich spreite mit den Füßen ihr die Antwort hinaus.

Ich mußte lachen: wäre ich kein so schlechter Mathematiker gewesen, ich hätte eine Rechnung aufgestellt, ein Küßel wie jenes von dem Mann, dem Ziegenbock und dem Bündel Heu, die über einen Fluß zu bringen sind, ohne daß der Bock allein gelassen und ohne daß das Heu angeknabbert werden darf. Aber ich verzichtete auf die Lösung dieses Problems, das sicher einmal ein Mann erdacht hatte, der sich in der gleichen Lage befinden haben mochte wie ich.

Longer Bandwurm

Ein Professor am Zoologischen Institut in Kapstadt hat eine wichtige Entdeckung gemacht. Er trägt sie seinen Schülern und Schülerinnen im Seminar vor.

„Der Tatsache, daß einst der große afrikanische und der große amerikanische Kontinent, ohne vom Meer getrennt zu sein, zusammengehängt haben müssen, ist durch mich

ein neue Beweis hinzugefügt worden. Der afrikanische Strauß und der amerikanische Strauß haben nämlich einen und denselben Bandwurm.“

„Aber, Herr Professor“, erhebt sich Owendoln, die jüngste der Studentinnen, „bitte: wieviel englische Meilen soll denn dieser Bandwurm lang sein?“



Das bräutliche Pferd

Eise Niemeyer-Moxter

Der vollkommene Käse

Die Entstehung des Käse dürfte auf einen Zufall zurückzuführen sein: irgendein Höhlenbewohner eines vorgeschichtlichen Zeitalters vergaß wohl an die eines Morgens vor seine Behausung gestellte Fleischstückchen. Seither wird Käse absichtlich erzeugt — obwohl man bisweilen beim Nicken daran zu zweifeln geneigt ist. Und die Legende weiß zu berichten, daß Roquefort dadurch entstand, daß ein Schafhirt seine aus Quark und Brot bestehende Vespermahlzeit unberührt liegen ließ. Als das Ganze Jahre später aufgefunden wurde, war es mit Schimmel bedeckt. Die Meinungen über die Vorzüge dieses Käse sind noch immer geteilt. Manche Leute halten ihn für einen Vorkerbissen, andere meinen, daß der Hirt seine Vespermahlzeit lieber aufessen hätte sollen.

Manche Leute sind stets auf der Suche nach dem vollkommenen Käse, zum Beispiel Herr Milfred. Wenn er ins Ausland reist, sucht er den Cannelaler in seinem Heimatgebiet und den Gorgonzola in seinen entlegenen Schlafwinkeln auf. Er steht mit Edamer-Käse, Monsther, Camembert und Croten wie schwedischem Kummest-Käse, italienischem Bel Paese und ungarischem Liptauer auf vertrauten Füßen.

Aber bloße Namen sind kein wesentliches Merkmal für ihn. Die Geschichte gilt ihm anscheinend mehr als die Geographie. Er spricht von Käsen wie ein Weinkenner von Weinen, der auf den Jahrgang Nachdruck legt. Vom Jahre 1931 spricht er zum Beispiel als einem besonders guten, von 1928 als einem besonders schlechten Käsejahr.

Seiner Gattin dagegen gilt jedes Jahr als ein besonders schlechtes Käsejahr, da sie seine Käsebegeisterung nicht zu teilen vermag. Ihre Ansicht nach ist alter Käse gerade noch als Köder für Mausefallen gut genug.

Als Herr Milfred nun zuletzt aus dem Ausland heimkehrte, brachte er eine Probe Mispel, eines seltenen Käse nach Hause, der, wie er behauptete, heute nur in einem dunklen Winkel des Polnischen Korridor erhältlich ist. Bauern giesen gewonnene Käsche in ungegerbte Jagenfelle und lassen sie vom 13. Juni bis 17. September auf dem Dach ihres Hauses liegen. Die sommerliche Hitze läßt die Jagenfelle einschumpfen, wodurch die flüssige Inhalt zu festen Klumpen zusammengepreßt wird. Diese Klumpen werden dann herausgenommen, in Geranienblätter gewickelt und hinter der Scheune begraben — worauf die Bauern in ein anderes Dorf übersiedeln. Jahre später kommen dann ihre Kinder und Enkelkinder, graben die Klumpen aus und verkaufen sie amtierkänstlichen Touristen.

Ich war zufälligerweise anwesend, als Herr Milfred seine Probe Mispelprobe eröffnete. Es war die erste Gesellschaft, die er nach seiner Rückkehr veranstaltete und er hatte uns allen



Der Hofbräuhaus-Lenbach

Oswald Malura

eine besondere Überraschung in Aussicht gestellt. Als der Kaffee aufgetrugen wurde, brachte er seinen kostbaren Mispel zum Vorschein. Er war in einer Kassetten aus massivem Blei aufbewahrt, wie wenn es sich um Radium gehandelt hätte, und wie sahen ihm mit angebalteten Armen beim Auspacken zu. Und wie hielten noch immer den Atem an, nachdem er einen graugrünen Klumpen ausgepackt hatte.

„Ah, ah!“ sagte Herr Milfred, schmeckte mit den Lippen und lächelte stolz. „Das ist einmal ein Käse. Fünfundsechzig Jahre alt, gering gerechnet! Wer will zuerst kosten?“

Zunächst antwortete niemand. Die Damen hielten ihre Taschentücher an die Nasen und starrten zur Decke. Die Herren huschten höflich und verschluckten vergeblich, unbefangen drehend. Aber Herr Milfred war gewillt, den Augenblick seines Triumphes voll auszu-

kosten. Er hob den Käse auf und zog seinen Geruch ein als wäre er ein Weizenbuket. Seine Käseprobe in aller Welt hatte ihn abgehärtet.

„Will niemand diesen köstlichen Käse versuchen?“ fragte er, in die Runde blickend.

„Ja!“ rief Frau Milfred unvermittelt aus. „Er war köstlich und in ihrem Antlitz malte sich tollkühne Entschlossenheit.“

„Du, meine Liebe?“ Ihr Gatte schien überrascht. „Nun gut“, willigte er nach einem Augenblick des Zögerns ein und überreichte ihr den Käse. „Nicht“ aber zuerst nur ganz vorsichtig daran! Man muß sich erst gewöhnen.“

Aber Frau Milfred misshandelte diese Mahnung. Mit dem Ausdruck der Todesverachtung stochte sie plötzlich den ganzen Käse in den Mund. Schredenerleicht blickte ihr Mann auf ihre sich bewegenden Lippen. „Ammel“ rief er verzweifelt. „Weißt du auch, was du tust?“

Dieser Käse war alt genug, um dein Vater zu sein. Ich habe ein kleines Vermögen für ihn bezahlt. Ich habe ihn über Land und Meer hierhergebracht und wie meinen Äpfel gehütet — und nun hast du ihn mit zwei Bissen aufgegessen!"

Einige Sekunden lang kam keine Antwort. Frau Mälfred war allzu sehr beschäftigt, den Käse Mälfred zu herunterzuschlingen. „Ich weiß alles“, sagte sie endlich. „Aber ich müsste um jeden Preis verhindern, daß er wiederum den ganzen Winter bei uns herumliegt wie der Käse, den du im Vorjahr nach Hause gebracht hast.“

Kaß hätte Herr Mälfred laut aufgeschluckt. Aber er wollte sich vor den Gästen nicht bloßstellen. Obwohl noch immer auf der Suche nach dem vollkommenen Käse, bringt er keine Jagdtrophäen mehr nach Hause, da er erkannt hat, daß der Heißhunger seiner Frau nach Antiquitäten vor nichts zurückweicht. Und vor kurzem ging er zum Münzenammeln über. „Alte Münzen sind noch viel älter als dein Mälfred“, so erklärte ihm seine Frau, „und man merkt doch nicht, daß man sie im Hause hat.“ Doch in unbemerkten Augenblicken schmuppert Herr Mälfred versohlen an seiner Münzenammlung und eine sonderbare Wehmut malt sich dann in seinen Blicken... (Berechtigte Übersetzung a. d. Amerikanischen.)

Nach dem Regen am Rhein

von Hans Graven

Duft von Nässe und Tang
weht kühl über den silbernen Fluß.
Farbige Punkte im Grün
zeichnen Paare die Ufer entlang.

Farbig auch unter dem Rauch
dröhnt Schlepper und Schleppkahn bergan,
stöhnend gegen den Strom
treibt das bunte Gespann.

Aber der silberne Fluß
ruht zwischen die Ufer gespannt,
spiegelt Himmel und Land,
Pappeln und Weiden im Fluß.

Reibt sich die Welle am Stein,
bricht sie sich gluckend am Bug,
wieg rauscht der Zug
in die Meere hinein.

Regenfrisch blickt das Gebirg
aus der Ferne her,
und der Wind bringt den Duft
von Nässe, von Tang und von Teer!

Eine phantastische Angelegenheit

In Rennes, im Hotel „St. Pierre“, kam ich neben einen Gast zu sitzen, der den Roman in der Zeitung „Mon siècle“ las. In meinen Gedanken betratte ich über dem Kapitel die Notiz „Fort. Nr. 3237“.

„Ein guter Roman?“ fragte ich meinen Nachbarn.

„Oftens gefallen, mein Herr, ich kann mich des Anfangs nicht mehr erinnern, er muß in meiner frühen Jugend erschienen sein“, gab er zur Antwort, „ein würdiger Mitbürger, Professor am hiesigen Gymnasium, schreibt den Roman, und soweit wie Leute von Rennes das beurteilen können, ist der Autor über die Einleitung noch nicht hinaus.“

Das sprach er voll Eifer und voll Andacht, voll Begeisterung für die heilige Sache. Der Roman ohne Ende war zu einem Stück Volkspatriotismus von Rennes geworden.

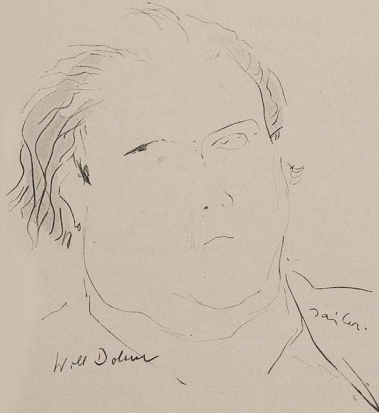
Diese phantastische Angelegenheit zu klären, interviewte ich den Verleger des Blattes „Mon siècle“. Er gab mir eine höchst plausible Erklärung.

„Sie müssen verstehen, mein Herr, es geht meinem Mitarbeiter und mir um eine Aufgabe von einiger Schwierigkeit, aber auch von einem Reiz. Es ist uns darum zu tun, daß unsere Abonnenten bei dem einschneidenden Naturalenwechsel am 1. Januar 2000 nicht abspringen.“

Würfelspiel

Es ist eine unglaubliche Geschichte, aber sie hat sich tatsächlich so zugetragen: Der Hüdinger hat, nachdem er sieben Runden im „Roten Hirsch“ ausgeknobelt und immer gewonnen hat, die zwei Würfel voll Übermut in den Mund genommen. Er hat den Kopf heftig hin und her geschüttelt, daß die Würfel an den Zähnen klirren, hat gesagt: „Jetzt werf' i Pafsch sechs, so wahr i d'r Hüdinger bin“, und dann hat er Miene gemacht, die Würfel auszuspielen. Aber sei es nun, daß er sich verschluckt hat, sei es, daß Zunge und Muskeln nach all dem Exzess nicht mehr ihre Pflicht tun wollten, jedenfalls: Der Hüdinger bekommt plötzlich einen blutroten Kopf, die Augen quellen fast aus den Höhlen, und dann, als der Kampf nachläßt, wird er wachobbleich im Gesicht und flüstert: „Satka, jetzt woab i sie verschluckt, alle zwaa.“

Die Leute machen bedenkliche Gesichter, sie rufen den Arzt, und auch der erschrickt, als man ihm zeigt, wie groß die Würfel waren, die der Hüdinger verschluckt hat. Er verordnet Pampobere, alle halbe Stunde in gewaltigen Mengen zu nehmen, und abends um neun soll es dann fünf große Würfel Rhinussöl geben. Das Rezept ist — gottlos — ebenso gut wie Hündingers innere Konstitution: Es ist noch nicht zehn, und sie sind beide wieder da, die Würfel. Die Begegner, die im Banne ihres ein wenig schlechten Gewissens so lange ausgehalten haben, atmen auf. Der Hüdinger aber beugt sich tief hinunter, kniest die Augen zusammen, guckt und guckt, und dann sagt er: „Ne, weens hab i g'fagt: Pafsch sechs!“ H. R.



Der Schauspieler Will Dohm

Anton Sailer

DIE KISSENSCHLACHT

Eine Kindergeschichte von Gretel Schott

Klein-Erika war sich sehr viel selbst überlassen. Vater war tot und Mama hatte so viel zu tun mit dem großen Haus. Es war an lauter fremde Leute vermieht, die mittags alle um den langen Esstisch auf der Diele saßen. Mama mußte sich auch den ganzen Tag mit den fünf Mädchen herumärgern, die alles verkehrt machten. In Mariuscha, dem Kindermädchen, hing Erika nicht so besonders. Sie hatte hervorragende Augen im kreisrunden Bauerngesicht und naschte immer von Erikas Schokolade.

Wenn Erika Glück hatte, durfte sie einmal mit Mama in die „Stadt“. Wie aufregend das jedesmal war! So viele Menschen und so viele Lichter! Und Erikas staunend aufgereißene Blauaugen wußten nicht, daß sie nur ein Kleinstädtchen an der Oder sahen, gleich bei der polnischen Grenze.

Vor vier Jahren hatte Erika mit Karl gespielt, der hinten im Hofe wohnte. Aber eines Tages hatten sie sich um den neuen Kreis gestritten und da hatte Karl einen großen Ziegelstein genommen und nach ihr geworfen. Ganz nahe an der Schläfe sei der Stein vorbeigeflogen, sagte Mama, die es vom Fenster aus gesehen hatte. Sie verbot Erika streng, noch einmal auf den Hof zu gehen. Ach, und den Garten kannte sie schon auswendig! Er war dreieckig wie ein riesengroßes Stück Leinwand und von zwei Seiten mit einer hohen Mauer umgeben. In jeder Ecke stand ein Baum. Der eine trug hellgelbe Äpfel, die im Herbst gebräunelt waren, die Ähren der Glasevanda klopften und die man nicht erreichen konnte. Der andere Baum beehrte Erika jeden Morgen ein paar große gelbe Birnen. Meistens lagen sie zerplatzt und mit Estrichen gespickt auf dem Kies. Doch den Pflaumenbaum hinten am Sandplatz hatte Erika am liebsten, trotzdem er der undankbarste war: Wenn man sich auf die Ähren stellte, konnte man ihn schütteln! So jung war er noch! Allerdings kamen niemals Pflaumen herunter und nicht einmal ein Maienkäfer... So war das Schütteln auf die Dauer auch langweilig.

Da fielen in Erikas vertrocknetes Kinderdasein ein paar merkwürdige Worte, wie „Krieg“ und „Mobilmachung!“ Die Leute ließen aufgeregt herum, und Mama vergaß sogar, die Mädchen zu schimpfen. Erika konnte sich gar nichts unter diesen Worten vorstellen. Sie fragte wohl ein paar mal: „Werden denn jetzt viele Automobile gemacht, ja?“ — Aber ihr singendes Stimmchen verlor sich in der Luft und verstand den im Lärm des Tages.

Das Städtchen wimmelte bald von soldatischen Uniformen und Erika durfte jetzt sehr oft mit

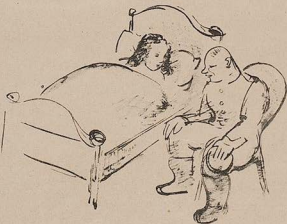
Mariuscha spazieren gehen. Zu Hause gab es auch etwas Neues, das hieß „Einquartierung“. Hinter den hohen Kellerfenstern, die aus dem Kiebelweg herauswuchsen, sah Erika nicht — wie früher — lange Reihen von Einmarschlärim und Weinflaschen. Dort lagen jetzt viele Strohsäcke, auf denen nachts Soldaten schliefen. Doch vormittags war es still und leer da unten.

Die Strohsäcke hatten es Erika angetan. Sie lagen dicht aneinandergedrängt, grau und dick wie fette Ungeheuer und lauerten auf sie. Hoch, sie würde schon nicht so dumm sein und sich freieren lassen! Aber, eigentlich war es doch schön, wenn man sich vorstellte, daß dort unten ein süßes Wasser schlief mit weißen See-rosen. Und sie war ein Vogel, vielleicht eine Möwe, die sich lautlos auf den Fluten niederließ. Erika stand klopferndes Herzens auf dem Fensterbrett, rüderte mit den Armen und glitt in die Tiefe. Es war ein herrliches, aufregendes Spiel! Dann sprang sie wieder auf, rannte durch den dunklen Gang an der Küche vorbei, die Treppe hinauf, bis sie wieder vor dem Fenster stand. Diesmal wollte sie ein Flieger sein, der über einen schlangengestaltigen Agramd steuert. „Reiere!“ machte Erika und schloß die Augen, „hört Ihr den Motor? Reiere!“

Da wurde sie mitten im Flug von jemandem ausgefangen. Sie erschau. Es war ein großer Soldat mit pechschwarzen Schminkebart und lachenden Augen. „Guten Tag, kleines Fräulein!“ sagte er und stellte Erika auf die Beine, „ich heiße Peter — und Sie?“ „Erika!“ Es kam schüchtern und gutturalisch zugleich.

„Nun, Erika, darf ich mitspielen? Paß auf, wie bauen uns aus den Strohsäcken eine Burg!“

Der Soldat türmte die Matten hümmel- hoch übereinander. Dann, als die Burg fertig war, wurde sie mit Kissen beschossen und schließlich gestürzt, daß alle durcheinanderpurzelte.



„Und jetzt bin ich der Adler und setze mich auf die Trümmer, wart!“ schrie Erika begeistert und schob davon, um sich vom Fensterbrett majestätisch herabzulassen. Aber es kam nicht so weit. Als sie durch den Gang lief, rannte sie gegen die Köchin, die einen großen Topf kochenden Wassers in den Händen trug.

Erika ließ gellende Schmerzgeschreie aus. Doch schon eilte ihre Mutter die Treppe herunter, schleppte das Kind in die Küche, rief ihm die Kleider ab und befahl: „Schnell! Schnell! Schnell! Schnell!“

Die verdatterten Mädchen saßen da unten. Die Mutter goß Erika eine große Flasche Öl über Schultern, Brust und Arme.

Die Türe schloß sich mit Soldaten. Das Geschrei hatte sie herbeigeleitet und nun standen sie da, umgeschlagen und neugierig-verlegen.

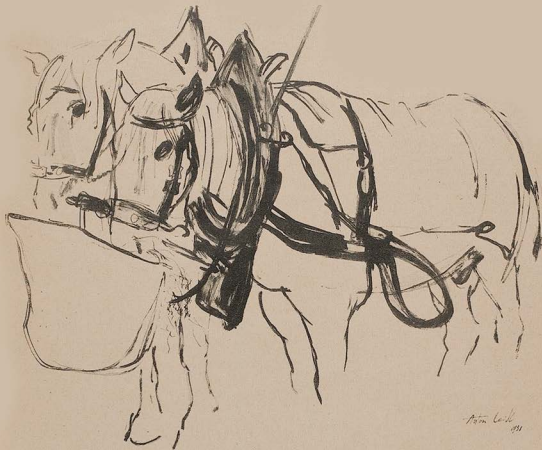
Da sah Erika durch ihre Tränen hindurch, wie sich zwei Soldaten grinsend anstarrten und leise und sonderbar zu lachen anfingen.

Und nun geschickte mit Erika etwas. Sie weiß selbst nicht, was. Sie sieht an sich herunter, an ihren nackten, herbaufgehobenen Körperchen, an ihren schmalen Beinen. Warum lachen denn die Soldaten, denkt sie, es tut doch so weh! Alles brennt! Und plötzlich fühlt sie: Ich habe ja nichts an! Mama und die Mädchen und die Soldaten, alle sind angezogen, bloß ich nicht. Sie dreht den Kopf zur Seite und beißt die Zähne fest aufeinander. Nicht mehr weinen, denkt sie, sie lachen mich ja aus! Ich werde nicht mehr hinschaun, vielleicht gehen sie dann weg. — Ihr Wimmern verstummt. —

Die Mutter schüttelt mit vollen Händen Mehl aus die dunkelerten Stellen. So viel Mehl, denkt Erika, davon backt man doch Kuchen? Oder ist es vielleicht Schokolade, es fühlt sich so feil an. Jetzt tut es schon gar nicht mehr so sehr weh, nein...

Da sieht sie Peter. Er schiebt die gaffenden Soldaten beiseite und kommt auf sie zu. Er sieht sehr ernst aus und hält ein Bäckchen in den Händen. Erika preßt die Lippen noch fester zusammen. Es schmeckt doch, denkt sie, es sind ganz dicke Bäckchen, ich kann Peter nicht mehr sehen...

Vierzehn schrecklich lange Tage mußte Erika ganz still liegen. Wenn sie sich nur ein bißchen bewegte, schmerzte der Rücken. Doch sie war ein vernünftiges Präzisions. Manchmal war es sogar schön, krank zu sein. Das war, wenn Peter sie besuchte. Sie hatte sofort nach ihm verlangt, als sie aus der tiefen Ohnmacht aufgewacht war. Er kam dann auch gleich und brachte den Doktor mit und sie bekam einen ganz großen Verband. Der



Das Gespänn

Anton Leidl

Doktor lobte Mama und sagte: „Gut, daß sofort etwas geschah, um die Lust von den Brandwunden abzuhalten, sonst hätte ich auch nicht mehr helfen können!“

Peter erzählte so schöne Geschichten und einmal brachte er ihr sogar eine Schachtel aus grünem Glas mit, da waren unzählige bunte Kugeln drin. „Die nennt man bei uns Liebesperlen“, hatte er gesagt.

Peter erzählte gerade von Hündel, Godel und Gackelena, da fragte Erika plötzlich:

„Peter, warum haben denn die Soldaten damals gelacht in der Küche? Weißt du, als ich nichts an hatte!“

„Sie haben doch nicht gelacht, Erika, bestimmt nicht! Wenn ein kleines Mädchen mit heißen Wasser verbrannt wird, lacht man doch nicht!“

Erika dachte angestrengt nach. „Doch, Peter“, beharrte sie nach einer Weile, „doch, sie haben mich ausgelacht! Ich habe es ja gesehen! Muß man sich denn schämen, wenn man nackt ist? Ist man dann häßlich?“

Peter sah sie freundlich an. „Kleines Fragezeichen!“ sagte er. Dann streichelte er ihr blondes Köpfchen und sagte langsam, jedes Wort einzeln betonend: „Häßlich, Erika? Nein.

Wie sollst du häßlich sein, wo dich doch der liebe Gott geschaffen hat! Alles, was er gemacht hat, ist schön, die Blumen, die Tiere, und die Menschen. Die ganze Erde, die Welt und die Sterne und...“

„Und die Schachtel mit den Liebesperlen und du auch, lieber Peter!“ fiel Erika jubelnd ein und schlang die Arme um seinen Hals. „Aber“, meinte sie dann zögernd, „warum haben denn die Soldaten bloß gelacht?“

„Ach, du hartnäckiges kleines Ding! Weil sie dumm sind, Erika! Manche Menschen lachen aus Dummheit!“

„Vielleicht haben sie sich aber auch auf das Mittagessen geirrt, es gab an dem Tage Kartoffelpuffer! Bist du nun zufrieden?“

„Ja. Sie saßen tief und wie erleichtert auf. Und dann meinte sie nach einer nachdenklichen Pause: Kartoffelpuffer esse ich auch sehr lieb. Gerne. Am liebsten mit Apfelmus!“

Tiefgründig

In einem Aufsatz über das Thema: „Oswalds trübe Figuren“ schrieb ein Schüler der 5. Klasse:

Ein Kreis ist wie ein Fußball, wenn das Leder weg ist.

Kindermund

Der kleine Kurt hat zu Weihnachten Himmelskugeln bekommen. Kürzlich kommt er von einem Spaziergang ganz aufgeregt zurück und ruft: „Mutti, Mutti, heute habe ich tolle Kugeln bekommen!“

„Waren es viele?“ fragt die Mutter.

Kurt denkt nach und meint dann: „Ja, so drei Schachteln voll!“

F. H.

Der Aufsatz

„Karl, dein Aufsatz über „Unsere Rasse“ besteht aus zwei Sätzen: Unsere Rasse ist schwarz. Vorgesetzt bekam sie drei Punkte.“

„Das ist aber nicht viel!“

„Ja, Herr Lehrer! Das vorletzte Mal hat sie sieben Punkte gehabt!“

Aus der Schule

Die Lehrerin hat eine Schülerin wegen mangelnder Saubereit getadelt und dabei auf den unangenehmen Geruch der Kleider des Mädchens hingewiesen. Am anderen Tage bekommt sie folgendes Schreiben: „Gehetes Frollein! Mein Kind ist keine Rasse mehr. Sie sollen ihr auch nicht berühren, sie sollen ihr lieber befehlen!“

Unpolitische Gedanken eines Kaufmanns

I

Um 6 Uhr 50 soll der Wecker schellen.
Er täts ja auch, wenn ich ihn ließe,
doch täglich 6 Uhr 49 pünktlich
troßt meine Hand, ganz ohne meinen Willen
sich aus dem Bett und stellt den Weckerhebel ab.

Dann dreh ich mich noch einmal ab, zur Wand
(denn morgens lieg ich stets nach vorn
trotzdem ich mich am Abend vorher
ganz fest und warm zur Wand gekuschelt habe).

Jedoch die Flucht zur Wand ist ganz umsonst.
Der Traum ist weg. Ich weiß genau und peinlich klar
daß heut der Wechsel von Gevölk und Co.
zum 2. Male zu Protest gehn muß,
daß ich die Rechnung über 50 Zentner Kohlen
an Lieberknecht zu schicken ganz vergessen habe,
und daß das hübschere der beiden Lagerfräuleins
— die mit dem Herrnschnitt, die Lieselotte heißt —
daß diese Lieselotte heut Geburtstag hat.
Ich werd ihr Pralinen zu — 80 schenken.

Na, denn man auf. Es ist schon 6 Uhr 53.
Schnell noch mal langgestreckt:
da knarrt das Bett, weil es zu klein ist
und ich an dumme Bretter stoße,
die unten quer sind. (Blöde Wirtin,
wie oft hab ich ihr schon gesagt,
sie soll die Bretter raustun. Nein, sie tuts nicht.)

So, nun ist ein Bein an der Luft.
Pfui kalt. Und heute muß ich mich rasieren.
Ein Rauch — o Gott wie schlecht ist doch das Leben —
ich steh im Hemd im Zimmer und ich friere.

Schnell Strümpfe an und die Kamelhaarschuhe
und hin zum neuen Schreck des jungen Morgen:
zum kalten, eklig nassen Wasser.
Es hilft nun nichts. Gleich ist es 7.
Den Schwamm ins tapfere Gesicht gedrückt.
Auch dieses Übel geht vorüber
und frisch rasiert, pfeift man beim Händetrocknen
das Negerwiegenlied, den neuen Schlager
von nina na und nina na und nei.

Es klopft die Wirtin (mit dem Kaffee) an die Türe. —
Die Semmeln sind noch warm,
die Marmelade klebt,
die Post hat nichts für mich gebracht
und draußen ist es neblig.

Egal. Den Mantel an und los.
Den Kragen hoch, den Hut tief ins Gesicht gerückt,
so läuft man in den grauen Tag hinein.
Der Weg ist weit, das Ziel ist ein Kontor.
Nur ein Kontor.
Und doch genug, die Stirn zu runzeln schon am frühen Morgen.

II

Wenn ich am Samstag oder Sonntag gehe,
so vor mich hin in irgendeine Gegend,
da kommt meist eine große, grüne Wiese
des Wegs daher.
Und mitten in die Wiese leg ich mich hinein.

Dicht neben mir ragt eine Dolde Wiesenschaukraut
und ist soo groß.
Dort drüben aber, an dem Rand der Wiesenwelt
steht, wie ein junges Mädchen, eine Birke.

Auf einmal bin ich nun verwandelt
und bin kein Kaufmann mehr,
der kalkuliert und 120 Silben schreibt.
Ich bin — o Wunder über Wunder —
ich bin der Sohn des Pharao,
des großen Pharao im Land des Sonnengottes Ra.

Das hohe, stolze, weiße Wiesenschaukraut
dicht neben mir, ist Amenophis,
der Oberpriester von Ägypten.

Der Prinz O-ra-man — das bin ich —
liebt eine Tochter aus der 4. Kaste.
Die schönste Jungfrau in der Landschaft Theben.
l'Enophren heißt sie und ist die Birke,
die zart und grün und schüchtern weiß
dort drüben zu dem blauen Himmel aufragt.

Der Oberpriester Amenophis aber spürt uns auf
wie wir uns küssen.

Er meldet es der Hummel, die sich gütlich brummend
dem Wiesenschaukraut zum Besuche naht:
denn diese Hummel ist mein Vater Tut-enk-amon
der sechzigste der Pharaonen von Ägypten.
Die Hummel brummt.
Das heißt: der König will nicht,
daß O-ra-man sein Sohn
die Tochter eines aus der 4. Kaste liebt,
mag sie so licht und weiß selbst sein
wie Ra, die Sonne.

Das ist zu viel! Ich sammle alles Volk.
Die Schäferwolken, Bienen, Käfer
und alles was auf meiner grünen Wiese lebt.
Der König wird gestürzt! Er muß entfliehn.
Das Wiesenschaukraut fällt mein Stock!
der böse Oberpriester ist getötet!

O-ra-man aber wird der neue König von Ägypten.

Und später, viele tausend Jahre später
— wenn seine Seele längst gewandelt ist
und in der Hülle eines kleinen Kaufmanns steckt —
wird man das Grab O-ra-man-Raas
des Herrschers über hunderttausend Sklaven finden.
Zu seinen Füßen eine Jungfrau liegend.
Die einst den Namen trug: l'Enophren.

BÜCHER

Paul de Kruif: Kämpfer für das Leben. Verlag Ullstein, Berlin.

Die verdienstvolle Tat, den heroischen Menschen dort zu zeigen, wo sein Heldentum stiller und lauterer wirkt als im grellen Licht einer zweckdienlichen Propaganda, hat Paul de Kruif in seinem wunderbaren Buch „Kämpfer für das Leben“ vollbracht. Das Werk führt uns hinter die Kulissen und in die Werkstätten vorwegener Forscher, wo sich der furchtbare und dem Laien unheimliche Kampf um das Höchste im Leben des Menschen: die Gesundheit, abspielt. Hier erleben wir die geheimen Kämpfe mit, die dieses große und reine Heldentum gegen Seuchen, Epidemien und Tod aussieht und immer wieder aufsteht: wir sehen, wie Semmelweis, der Ungar, die Mütter vom Kindbettfieber erlöst, um selbst schließlich einsam und vergessen zu sterben; wir hören von Banting, dem jungen unbekannten Arzt, wie er das Insulin fand und verfolgen mit kaum zu überbietender Spannung die Versuche Spencers im Bitterwurzel-Tal mit den todtbringenden Erzeugern des Fleckfiebers. Daß Paul de Kruif es fertig bringt, seiner mit größter Ursprünglichkeit abgehandelten Darstellung einen belebenden und menschlichen Humor zu infundieren, gibt diesem wissenschaftlichen Werk den Charakter eines biologischen Romans, wie wir ihn uns unter der Voraussetzung einer frei erfundenen Handlung nicht grandioser vorstellen können. G. S.

Leicht übertrieben

Dem bereits über fünfzigjährigen Liebermann besuchte eine Dame in seinem Atelier. Voll Enthusiasmus über das Gesehene rief sie beim Abschied: „Das war die schönste Stunde meines Lebens!“ — Liebermann entgegnete: „Na, junge Frau, das wollen wir denn doch nicht hoffen!“



Aus Sevilla

Die Lösung der europäischen Frage

Als in den Freiheitskriegen Napoleons Macht zertrümmert war, fand in Wien unter dem Vorherrscher Kaiser Franz I. ein großer Ministerrat statt. Auf dem Tische lagen Karten ausgebreitet und alles folgte gespannt den Vorträgen Metternichs, der sich eingehend über die „Europäische Frage“, über die Neuordnung der Grenzen und mit dem Problem des Aneinanderbaues der Länder befaßte, ohne jedoch eine endgültige Lösung finden zu können.

Der Kaiser hatte seinen Privatattas vor sich und schenkte in tiefster Nachdenklichkeit über das interessante Thema verjunkten zu sein. Wöchentlich schickte der „Kaiser“ den Attas zusammen, daß es kralte, und tief:

„Ich hab's!“

Alles wandte sich der Majestät zu. Metternich erlaubte sich allerdings untertänigst zu bitten, Seine Majestät möchten doch die Gnade haben und geruhen, Ihre Allerhöchste Idee mitzuteilen.

„Mei' Idee?“ sagte „Kaiser“ verwundert. „Ich hab ja Idee — ich hab a Fliegen g'sang'n!“

Ähnlichkeit

Der kleine, dicke und unehrbare Baron B. ließ sich von Liebermann porträtieren. Nach vollendetem Werk stand der Besetzer lange betrunken davor und tief begeistert:

„Herrlich, herrlich, Herr Professor, ganz wundervoll und so ähnlich!“

„Zum Hogen ähnlich!“, meinte Liebermann.

Non scholae...

In Dänemark wird es früh Abend.

Die Schüler, die nachhaken müssen, brauchen in der Schule Licht.

In Dänemark ist Licht teuer.

Was tut die Regierung? Sie ordnet an, daß alle die bösen Buben, die lieber wilden Spielen statt Schularbeiten obliegen, morgens eine Stunde früher in die Schule kommen müssen.

„Eine begrüßenswerte Neuerung!“ sagt Professor Andersen, der heimlich ein warmes Herz für die kleinen Aufsteiger hat, zu seinem Kollegen Professor Johansen, „non scholae, sed vitae discimus!“

„Wie so vitae?“ meint Johansen, „ist doch alles egal! Die Hauptsache ist, daß diese verdammten Bengels was wie nachhaken!“

„Gewiß!“ schmunzelt Andersen, „aber hast du nicht auch schon beobachtet, daß die Nachzügler von einst nicht selten die Vorzüglichen von später werden?“

Liebe Jugend!

Pfarrer und Lehrer stehen denkbar schlecht miteinander, doch müssen sie nach außen hin das Beste wahren, so daß der Pfarrer eines Tages den Lehrer mit anderen Vätern auch zu einer Bewölke einlädt.

Folgenden Tages bekommt der Lehrer vom Pfarrer folgenden Brief:

Herr Lehrer! Ohne behaupten zu wollen, daß Sie fehlen würden, muß ich doch sagen, daß mein silberner Beulenlöffel noch vorhanden wäre, wenn Sie gestern nicht bei mir zu Gast gewesen wären!

Antwort des Lehrers:

Herr Pfarrer! Ohne behaupten zu wollen, daß Sie mit Ihrer Köchin ein Verhältnis haben, muß ich doch sagen, daß Sie Ihren Beulenlöffel in Ihrem Bett gefunden hätten, wenn Sie darin geschlafen hätten!

R. B.

Die Depesche

Alltag Bobby bekommt eine Depesche.
Aus London.
Bobby betrachtet sie von allen Seiten.
„Du, Audi“, fragt er dann, „wie weit ist denn London?“
„Gute tausend Kilometer, Bobby.“
„Aabelhaft.“
„Was denn, Bobby?“
„Wie schnell die Depesche herübergekommen ist. Schau her, die Marke am Verschluss ist noch ganz feucht.“
j. h. r.

Die Klingel

Die Klingel ging nicht.
Weder an der Haustür, noch an den Zimmern.
„Geh zum Monteur, Mann“, bat die Frau.
Der Mann ging zum Monteur.
„Meine Klingel geht nicht.“
„Ich komme sofort.“
Daraufhin ging der Mann ins Wirtshaus.
Als er heimkam, fragte er:
„War der Monteur da?“
„Nein.“
„Aber er wollte doch schon vor einer Stunde kommen.“
„Er ist nicht gekommen.“
Daraufhin ging der Mann nochmals zum Monteur.
„Warum find Sie nicht gekommen?“
„Ich bin hingegangen.“
„Und?“
„Ich habe dreimal lange an der Haustür geklingelt, aber niemand hat mir aufgemacht.“



Im Warenhaus

„Was darf es sein, mein Herr?“
„Ich — ich suche ein Geschenk!“
„Oh, bei uns finden Sie alles, wenn Bleistift angefangen bis zum Glühbirne!“
„Ja — wenn Sie mir etwas dazwischen zeigen könnten!“

Idee

Mutter ist entsetzt. Hat da nicht Fräulein, dieser Knackjunge, seinem Bräutchen Karl einen Stein ins Ohr gedrückt: „Junge, wie kommst du das nur machen! Wie kommst du überhaupt auf eine solche Idee!“
„Mutti, ich wollte nur sehen, ob es wahr ist, was du immer sagst, daß bei Karl alles zu dem einen Ohr reingeht und zum anderen wieder raus!“

Klubleben

Buße spielt Karten.
In einem Klub.
Nüchtern springt Buße auf.
„Ich spiele nicht mehr mit!“
„Warum, Buße?“
„Hier geht es nicht mit rechten Dingen zu!“
Die Klubkollegen toben:
„Was soll das heißen?“
Bramm Buße: „Ich bin mit vier Kreuzen im Amsel herumgekommen und jetzt habe ich nur noch zwei Ecken!“
j. h. r.

Die weiße Krawatte

Mark Twain war zu Anfang seiner Laufbahn einmal zu einem Diner eingeladen, wobei ausdrücklich gesagt vorgeschrieben war, als Mark Twain zum Stam, nahm ihn der Gastgeber unauffällig zur Seite und sagte: „Lieber Freund, Sie tragen zum Frack ja eine schwarze Krawatte! Wissen Sie denn nicht, daß ein Frack unbedingt eine weiße Krawatte gebietet!“

Mark Twain erwiderte: „Das weiß ich natürlich! Aber das hier ist meine weißeste Krawatte!“

Der Onkel

„Was hat die denn eigentlich dem Onkel hinterlassen?“
„Nur ein Vetterleins. Im Testament habe aber vertragen, daß ich enterbt werde, wenn das Los mit einem Gewinn herauskommen sollte.“

Bruchmann
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

Bruchmann
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergabe aus der „Jugend“ liefern wir 26 Stk. für 90 Pl., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6. — franco G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Elson sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglichen ausgestalteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

fehlt milder Qualifikation. Bietet u. hohes Gehalt. Bestenfalls 500

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
PERNUM, # 7 JANNOWITZ, SAMMEL-NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötliches Bilderbuch

ist der Künstler-Katalog der Jugend mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der besten Werke von 1000 Exemplaren als Wandschmuck. Preis über RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. HIRTH Verlag AG, München, Herrstraße 10

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdrucker mit vortrefflich bekanntem Verlag für wissenschaftliche, belletristische Werke sehr vorzuziehen

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Zeit der „Jugend“, München, Herrstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. HIRTH Verlag AG,
München, Herrstraße 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Gold für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 48 Pl., 65 Pl., und 90 Pl., je nach Größe, zuzüglich Portospesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich illustrierte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospesen) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG, München, Herrstraße 10

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischerreport-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**
Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach weltweiten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden. RM. 2.85 zuzüglich 48 Pl. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Ein Autor macht Reklame oder: Geschäft ist Geschäft

Sehr geehrte Redaktionen!

Unterzeichneter erlaubt sich, Sie auf seinen demnächst stattfindenden
Inventur-Ausverkauf
in der Abteilung: Manuskripte hinzuweisen. Große Mengen von Zei-
tungsbeiträgen aller Art liegen zur Ansicht aus. Ich empfehle beson-
ders:

Skizzen um die Liebe,

sowohl mit tragischem Ausgang als auch mit Happy End, leichtver-
ständlich und flüssig geschrieben, heiter und zu Lesern rührend, wirksam
auf das Gemüt aller Leserkreise. Vergleichen:

Kriminal-Geschichten,

tiefsinnig von Spannung, unheimlich in ihrer Atmosphäre, die wünsch-
gemäß mit dem Sieg der Verbrecher oder mit dem der herrschenden
Staatsgewalt enden. Nach Belieben finden die hierzu notwendigen
Kämpfe und Überfälle in der Luft, auf der Erde oder unter dem
Meeresspiegel statt. (Bei Geschichten, die in mehreren Elementen zu-
gleich sich abspielen, jeweils nur ein Aufschlag von 20 Proz.)

Starke Eindrücke beim lesenden Publikum hinterlassen stets meine
Skizzen mit sozialem Einschlag!

Tiefgründige Behandlung von wirtschaftlichen Fragen in farbig be-
lebten Erzählungen, deren Akteure als Angehörige aller Stände ihre
Meinung mit brutaler Gewalt bzw. auch nur mit Geist vertreten.
(Bei Bestellungen Zeilenumfang und Stimmung angeben!)

Achtung! Achtung!

Vom 2. bis 7. des nächsten Monats veranstalte ich eine

Weißer Woche,

während welcher ich einen großen Restposten Lyrik ablosse. Besonders
empfehlenswert sind meine

Gedichte für jede Jahreszeit und Witterung!

(Regen, Schnee und Sonnenschein bereits anverkauf!)

Vergleichen:

Reise für konfessionelle und politische Feiertage,
reich an Gedanken, bewegend und hebt in der Stimmung!

(Auf Weihnachts- und Frühlingserzählungen ein besonderer

Rabatt von 15 Proz.)

Fortssetzungseromane

über jedes Thema und in allen Epochen spielend, in kürzester Zeit weit
unter Preis frei Haus lieferbar!

Spezialität: Zukunftsromane!

Der bestens eingeführte Name bürgt für Dualität!

Bis auf weiteres verzichte ich, für den Empfänger unverbindlich, mit
deutlicher Angabe des Abenders einige Hundert

Probepackungen!

(Inhalt: je 1 Gedicht, 1 Liebesgeschichte und 1 soziale Skizze.)

Machen Sie unbedingt von meinem Sonderangebot Gebrauch!

Sie finden bei mir das Nützlichste! Suchen Sie nicht länger!

Bei Verwendung meiner Beiträge:

Keine Dankschreiben mehr! Kein Abonnementzwang!

Bei dauerndem Gebrauch in einzelnen Fällen sogar:

Notariell festgestellte Verdoppelung der Auflagenhöhe!

Ihre sofortigen Bestellungen gerätig, empfehle ich

N. N.

Schriftsteller.

Übers Ziel hinaus

In Amerika verstieg sich in einer Versammlung der Mitglieder des
Vereins gegen Tierquälerei ein Kanakier zu folgenden Äußerungen: „Es
ist gar nicht zu begreifen, daß das Kalb ein solches Tier ist, sich das
Abfackeln gefallen zu lassen! Und man erst die Jagd! Die Jagd ist
barbarisch! Die Natur hat in Wahrheit nie ein Elend Bild hervor-
gebracht. Was wir so nennen, sind nur durch jahrtausendelange Ver-
folgung wild gewordene Tiere!“ W.

Künstlerarbeit

Im achtzehnten Jahrhundert besaßte einmal ein Engländer einen
der größten Pariser Tiermaler, ihn für seine Sammlung ein Pferd
zu zeichnen. Die Arbeit fiel zu seiner vollen Zufriedenheit aus, und er
fragte: „Wie ist der Preis?“ — „Zwanzig Livres.“ — „Unmög-
lich!“ rief der Engländer bestürzt aus. „Das wäre ja ein Livres für
jede Minute, denn es war doch eine Arbeit von kaum zwanzig Minuten.“
— „Ganz recht! Aber ich habe zwanzig Jahre gearbeitet, um dieses
Pferd zeichnen zu können“, erwiderte der Künstler. W.

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unerschöpflichen Bild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt dahingegangene Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klaffs des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Agentenzeugen —
die Namen sind abschließend geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verdammten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seib Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **Jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Der Erfolg

In den berechtigten Eigentümlichkeiten der Bewohner der Haupt- und ehemaligen Residenzstadt an den Ufern der Darnie gebürt es nun einmal, den Buchstaben „t“ nicht aussprechen zu können. So heißt, sie seien zu fein dazu, und so sagen sie also flart „Darnstadt“ — „Darnstadt“.

Natürlich wurden sie dafür der Gegenstand schlechter Witze, und die Eisenbahnschaffner mußten, wenn sie die Station „Darnstadt“ ausriefen, sich manchen Eherz des reisenden Publikums gefallen lassen.

Dies bedrohte im Jahre 1862 das Staatsinteresse, und so erging eines Tages ein allerhöchster Befehl, daß die Staats-Eisenbahn-Bediensteten fernerhin nicht oberverdriete schlechte Witze provozieren, vielmehr das „t“ möglichst „nervös und deutlich pronuncieren“ sollten.

Am Tage, nach dem dieser Erlaß erschien, brauste ein Zug in den Darnstädter Bahnhof hinein. Der Schaffner riß die Wagenüren auf und schrie, dem allerhöchsten Befehle entsprechend:

„Staarrreede Darnstaarrrede!“

Maçon



„Herr Doktor, darf ich auf Kinder hoffen?“
„Hoffen nicht, aber fürchten...“

Tut nichts

Im September 1827 reiste König Ludwig I. von Bayern nach Frankreich und wurde von der Stadt Vohat am Main mit allem bei solchen Gelegenheiten üblichen Pomp empfangen.

Das würdige Stadtoberhaupt samt Magistrat begrüßte den Herrscher am Tore, um den Schlüssel der Stadt zu überreichen, worauf man zum Rathaus wanderte, allwo die für den König bestimmten Gemächer sich befanden.

Da fand Ludwig in seinem Wohnraum ein derartig schenklisches Petrat seiner selbst aufgehängt, daß er sich nicht enthalten konnte, zu fragen:

„Hömmel! — Wen soll denn diese Frage vorstellen?“

„Es ist das Bildnis Ihrer Majestät selbst“, erwiderten die Rathherren mit vielen Verbrügungen.

„Aber das ist doch einfach schenklisch!“

„Tut nichts, tut nichts“, sagten die Braven, „wenn es nur ähnlich ist.“

Der Schnakenstich

Einmal wurde in einer Gesellschaft des wüßigen Göttinger Professors Vichtenberg über die Komödie „Der Festireute“ gesprochen. Man behauptete, die in diesem Stück abgepiegelten Züge von Göttingerern seien so drastischer Art, daß sie wohl kaum jemals übertrumpft werden könnten. Nachdem eine ganze Reihe amüsanten Beispiele aufgezählt worden waren, bemerkte Vichtenberg, ihm selber sei einmal auch Angeres passiert. „Ich saß mit einem Freunde, als ich die Betrachtung der Göttingischen Kupferfläche schrieb, ganz in die Betrachtung der Blätter vertieft in meiner Laube, als mich eine Schnake ins Bein stach. Weiter blätternd trugte ich längere Zeit — das Bein meines Freundes, ohne zu fühlen, daß die Schnake fortjuche zu sterben, bis der Freund aufsprang und rief: „Aber mein lieber Professor, Sie tragen mir ja ein Loch in meinen jeden Strumpf!““

O. M. H.

Erleichterung

Dem Maler Liebermann sagte einer seiner Bekannten: „Na, lieber Freund, Sie werden auch schon langjam alt!“

Der Künstler streich sich über den Kopf und meinte:

„Gott sei Dank! Wenn ich eine Dame kennenlerne und sie ist häßlich — ahne ich direkt erleichtert auf!“

Die Auskunft

„Sag mal, mein Junge, wenn ich hier die Straße weiter gehe, liegt dann am Ende der Straße das Bankhaus?“

„Ja, das stimmt. Aber das Bankhaus liegt auch am Ende der Straße, wenn Sie wo anders hingehen!“

Blumenschau

In Berlin war eine Blumenschau, zum Eingang trat ein Mann.

„Ich möchte eine Freikarte.“

„Und Sie von der Presse?“

Der Mann lächelte: „Nein. Aber ich heiße Tulpe, meine Frau nennt sich Rose, ist eine geborene Alter, verw. Kreuze, hat weißblau Augen, wir wohnen in der Blütenstraße und mein Stiefmütterchen möchte auch gern mitkommen.“

j. h. r.

Jeden Abend

Chlorodont

Jeden Morgen

Feststellung

„Der Angriff“, Berlin, veröffentlicht nachstehenden Artikel:

Jüdische Dinge

Der jüdische Sportverein JBS „Maccabi“ schrieb in seinem „Nachrichtenblatt“ über sein 12. Jubiläum:

Mit dem Hinweis, daß Festlichkeiten wie unsere Bevölkerung, trotz der Not der Zeit sich daraus rechtfertigen, um für den schweren Lebenskampf wieder mit Freude und Zuversicht zu erfüllen und zu stärken, rief er den Erschienenen zum Schluß seine Ansprache die frei nach Richter umgestaltete Mahnung zu:

Du sollst an Deine (!) Zukunft glauben, An Deines Volkes Aufstiegs, Daß diesen Glauben Du nicht trauen, Trotz allem, allem, was geschieht, Und handeln sollst Du so, als wäre Von Dir und Deinem Tun allein Das Schicksal ab der jüdischen Dinge, Und die Verantwortung wäre Dein.

Die traditionellen Kabarettbeilagen, in welchen die reizende und besonders talentierte kleine Eva Manger wieder ganz entschieden laute und begeisterten Beifall erhielt, führten Dublon vom Kulturbund ihre außergewöhnliche Tanz- und Vortragstänze unter Beiseite stellte, der bekannte, ausgezeichnete Kunstpfeifer Galdini uns mit seiner Kunst erfreute und Das Das Koffi Koffi und Partnerin uns mit eigenwilligen Landdarstellungen ergötzte, bereicherten das Fest aufs schönste. Auch die wieder aufgestellte Nagelschmiede und der Schießstand, die beide nicht umlagert waren, fanden lebhaftes Interesse. Erst gegen 5 Uhr morgens fand das Fest, das im ganzen betrachtet, ohne Überschätzung als Ereignis ersten Ranges der jüdischen Gesellschaft Berlins bezeichnet werden muß, in voller Harmonie sein Ende.

Mit Fieber und mit Scheinbewußtsein erfreut sich die jüdische Gesellschaft Berlins. Die Verse stammen zwar nicht von Richter, sondern von einem Redakteur der „Jugend“, und die Umgestaltung auf die „jüdischen Dinge“ klingt nicht ganz offen, doch wollen wir angesichts der übrigen Kabarettjüdischen Freuden keine weiteren Einmischungen machen, nur zur Kenntnis nebuhren:

Man analysiert sich wieder ...

Hierzu bemerken wir: Das hier zitierte Gedicht stammt von dem am 5. November 1924 verstorbenen Schriftsteller Albert Matthäi, der Redaktionsmitglied der „Jugend“ war. Die ad usum proprium verballhornte Stelle, in der vom „Schicksal der jüdischen Dinge“ die Rede ist, lautet in Wirklichkeit:

„Und handeln sollst Du so als hinge Von Dir und Deinem Tun allein Das Schicksal ab der deutschen Dinge, Und die Verantwortung wäre Dein.“

Es entzieht sich unserer Kenntnis, woher der oben geschilderte Sport-Verein das Recht zu einer solchen Verstümmelung nahm. Uns ist es darum zu tun, den durch obigen Artikel erweckten Verdacht, die „Jugend“ habe jemals für das „Schicksal der jüdischen Dinge“ eine Lanze gebrochen, zurückzuweisen.

München, den 28. Februar 1935

für die Redaktion der „Jugend“:
Arnold Weiß-Rüthel

Genre

Munk machte zum Maler.

„Ich möchte ein Bild.“

„Bitte sehr.“

„Von meiner Frau und mir.“

Der Maler bedauerte: „Ich bin nur Schlagschmaler.“

Munk nickte: „Ich weiß. Eben deswegen. Wir sind dreizehn Jahre verheiratet.“ J. h. r.

Der Erbonkel

„Ich hoffe, mir bald ein schönes Auto zu kaufen!“

„Und wann, wenn man fragen darf?“

„Das weiß ich noch nicht, mein Onkel ist erst seit gestern krank!“

Kindermund

Der kleine Koffi sagt da und denkt nach.

„Was überlegt du denn so eifrig?“ fragt ihn Mutti.

„Ja“, sagt er, „nicht wahr, wenn man sich schämt, wird man rot?“

„Gewiß“, nickt Mutti.

Koffi denkt wieder nach. Dann fragt er:

„Und warum, müßt ich wissen, schämt sich Onkel Hermann immer bloß mit der Nase?“

...

Koffi hat es erst kürzlich das Vaterunser gelernt. Aber es klappt noch nicht so ganz. So über ich abends zu, wie er seiner Mutter vortut:

„... und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern ...“

...

...

Kinderfest im Aufsatz

In einem Aufsatz, der vom Kinderfest erzählt soll, schreibt Hammi: „Nachmittags um 3 Uhr gab es große warme Wärschen und Gemmen verbunden mit Kinderspielen.“

Freundinnen

„Mein Prämianten gefüllt mit ja sehr gut, nur hat er so kleine Augen!“

„Na warte mal, bis du mit ihm verheiratet bist, da sollst du mal sehen, wie groß seine Augen werden!“

...

Junge Ehe

„Nate mal, Ernst, was es heute Mittag zu Essen gibt!“

„Erbitte, laß mich erst versuchen, dann werde ich dir sagen, ob ich es raten kann!“

Angesichts eines Hundes, der von Baum zu Baum läuft:

Von Herbert Lesliboudois.

Liebes Tier! Du läufst auf doppelten Beinen

von Baum zu Baum ...

was wir Menschen auch immer an Meinungen meinen —
dich rührt es kaum.

Und du tust recht damit!

Wisse! Unser ganzes höheres Streben

geht Schritt für Schritt

vorbei am Leben.

Gut hast du es, Hund! Immer, wo du auch bist,

bist du ganz ein Hund!

Wir aber sind, trotz aller List,

nie ganze Menschen. — Und

es kommt hinzu,

daß wir keimlos so wie du

frei sind in der Wahl der Bäume ...

Wir sind gefangen. Frei sind nur die Träume!

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es kein Patentlos für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, PARIS 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.





M ä r z

Rudolf Kreutzer

Wieder steigt er hernieder
 Über die Eufen der Berge
 In die braune Stille der Täler,
 Der lächelnde Bote des Frühlings.
 Es füllt sich die Landschaft
 Mit dem Blau seines Atems
 Und er schwingt in den Lüften
 Wie das Raufchen von Flügeln,
 Da in dunklen Winkeln der Schnee schmelzt,

An Wald, wo schon Seidelhaff weigt
 Im heiteren Wind.
 Vögel kuffern am Strauch
 Und voller Erwartung die Kindluben

Kneipes.

Bald auch blühen die Töfchen.
 Es wandeln am Hag hin die Liebenden
 Und wieder ergötzt ihr Herz
 Von den freunden Düften des Frühlings.

Jugend

Nr. 14
Preis 60 g



Sondernummer
„Film“
München 1935



sailer.

SONDERNUMMER

„FILM“



Greta Garbo

A. Sailer

Die Verantwortung der Filmschaffenden

Von Carl Auen

Leiter der Reichsfachschaft Film

Die letzten Wochen des alten Jahres brachten grundlegende Auseinandersetzungen über die künstlerische Qualität des deutschen Films. Reichsminister Dr. Goebbels demonstrierte durch das Verbot zweier Filme, daß er mit einem erheblichen Teil der deutschen Filmproduktion nicht einverstanden ist. Das Lichtspielgesetz erfuhr hinsichtlich der Mitwirkung des Reichsfilmdramaturgen eine Änderung. Auf dem letzten Aussprache-Abend der Reichsfachschaft schließlich wurde von maßgeblicher Stelle eindeutig zum Ausdruck gebracht, daß eine geistige Reform der ganzen Filmherstellung vorrücken ist.

Der deutsche Filmschaffende, der den Ehrentitel Künstler verdient, wird diese Entwicklung mit Vergnügen begrüßt haben. Er weiß selbst nur zu gut, daß viele Filme den zu stellenden Ansprüchen nicht genügen, er weiß aber auch, warum dies nicht der Fall ist. Regisseure, Autoren und Darsteller vieler schlechter Filme sind in der letzten Zeit in der Öffentlichkeit scharf angegriffen worden. Die Kritik ihrer Leistungen kann nicht als ungerecht empfunden werden, weil ja schließlich der Kritiker nur den

fertigen Film sieht und sich auf Grund seiner Qualitäten sein Urteil fällen muß.

Jeder mit dem Produktionsprozeß vertraute Sachmann weiß aber, wie selten die Vorstellung eines Künstlers von einem Film, einer Rolle oder einer szenischen Gestaltung ihre Verwirklichung im fertigen Film findet. Zu groß ist noch der Kreis derjenigen, die vor, während und nach der Produktion eines Films mitreden, die das Wollen und das Werk des Künstlers umfälschen, die aber die Verantwortung dem Künstler zuschieben, wenn es zu einer Katastrophe kommt.

Wie von der Reichsfachschaft Film haben nicht die Absicht, dies länger mitanzusehen. Wir wissen, daß der lebendige, schaffende Künstler das größte und wertvollste Attribut des deutschen Films ist. Gute Filme können nicht allein durch Organisation und kaufmännisches Rechnen gemacht werden. Sie bedürfen des Künstlers, und dieser muß wirklich das geben können, was in ihm wohnt.

Wenn ich der Vorherrschschaft des persönlich verantwortlichen Filmschaffenden das Wort rede, dann weiß ich, daß dieses Ziel nicht zu erreichen ist ohne eine gewisse Auslese. Die Kapitalbede des deutschen Films verträgt es nicht, daß nun jeder, der die Mitgliedskarte der Reichsfachschaft Film besitzt, sich berechtigt glaubt, ohne Rücksicht auf seine Mitarbeiter und die Allgemeinheit, draußenswirtschaften zu können. Ich fordere Bewegungsfreiheit für den wahren Künstler — das bedeutet aber auch restlose Durchführung des Prüfungsprinzips.

Reichsfachschaft, Filmmachweise und Kautionsstelle sind gern bereit, sich mit den Produzenten über eine personelle Auslese zu unterhalten. Wenn aber ein Autor oder ein Regisseur einmal eine Aufgabe erhalten hat, über deren Umfasse eine Einigung erzielt wurde, dann geht es nicht an, daß anonyme, unverantwortliche Instanzen eine gute Idee und eine brauchbare Handlung verschandeln.

Ich habe hinsichtlich der personellen Auslese schon dadurch einen Anfang gemacht, daß ich die sogenannte „Concurrenztaubnis“ für die Mitwirkung am Film nur noch in verschwindend geringen Fällen erteile.

Die Ereignisse der letzten Wochen haben dem deutschen Filmschaffenden eine schwere Aufgabe gestellt. Er ist bereit, sie anzunehmen. Er wird sich nicht beirren lassen durch Theorie-Mauern,

die man hier und da aufrichten will. Es geht auch kein grundsätzliches Verbot eines Film-Genres. Der wahre Künstler, der mit der Zeit lebt, hat das, was er zu tun und zu lassen hat, in den Fingerspitzen; er darf nicht durch die innere Unsicherheit von Nichtkünstlern beeinflusst und gehemmt werden.

Wir wollen gute Filme machen, auch die wie auch im Ausland die deutsche Sache würdig repräsentieren können. Wir wollen dem deutschen Film die Stellung in Ausland erobern, die Deutschlands Kunst- und Kulturtradition entspricht.

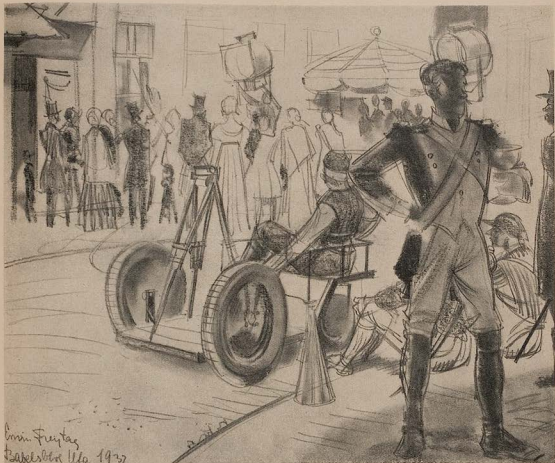
Diese guten deutschen Filme können nur dann entstehen, wenn alle für einen Film eingesetzten Filmschaffenden ihr Bestes geben und jeder einzelne sich mitverantwortlich fühlt. Die Reichsfachschaft wird im kommenden Jahre dafür sorgen, daß die Filmschaffenden nicht nur innerhalb ihrer Sparten, sondern auch über ihre Sparten hinweg Kontakt miteinander finden. Nur so können Mißstände beseitigt werden, die der künstlerischen Arbeit im Wege stehen.

Der deutschen Filmschaffenden barren im neuen Jahr große und schwere Aufgaben. Die Reichsfachschaft wird alles daran setzen, ihnen bei der Erfüllung dieser Aufgaben zur Seite zu stehen.



Marlene Dietrich

A. Sailer



Erwin Freytag
Babelsberg Ufa 1922

Im Ufa-Atelier zu Babelsberg

Erwin Freytag-Berlin

Film von Nebensächlichkeiten aus gesehen

Schnappschüsse aus der Zuschauerperspektive

I. Von Gestaltwandel der Sinne

Mit der Eintrittskarte zum Kino kauft sich der Mensch von heute immer wieder die Eintrittskarte zum Märchen. Es ist unsicher, ob er sich dieser Tatsache bewußt ist. Aber der Wunsch spukt in ihm, und die hungrige Seele düstet immer wieder nach den Unwirklichkeiten und Unmöglichkeitkeiten, die ihn aus dem verdunkelten Raum anprengen, erschrecken oder beglücken. Das ist wohl der verstockte Grund aller Enttäuschungen und aller Zufriedenheit der Betrachter, aller Mißerfolge oder aller Siege der Filme. Nur der Körper verlangt Abwechslung, die Seele aber fordert Entscheidung! Der Körper rüftet sich, so gut er es vermag, gegen einen etwaigen Fehlschlag — man schätze darum die Eufoniezustände an den Pforten zu den Tempeln des Vergessens nicht zu gering ein, sie sind viel bedeutsamer, als man leichtsinig glauben mag! Sie sind es, die eine dicke und süße Schwelchschicht von Zucker, Schokolade, Mintips, Corps oder gebraunten Mandeln um den ohnedies schon robusten Leib legen. Die Seele aber schwebt frei und schwankt im Etwas und Etwas der Leidenschaft, oder sie strandet in der Unstille der Langeweile. So kommt es, daß wir ohne allzugroße Beschwerden und Mühe (im ungünstigen Falle) körperlich die schlimmsten Filme „durchgesehen“ ver-

mögen, (indes wir uns in immer kürzeren Abständen und schließlich mit hastigen Fingern Eufonien in den Mund stopfen), daß aber trotz dieser „künstlichen Ernährung“ (wie man sagen könnte) die Seele leidet und Dualen erduldet, die, selbst ohne psychophysische Rückwirkungen, schließlich doch das dann mit recht schlimme Schicksal des Filmes in uns bestimmen. Wir haben eben „einen Film erlitten!“ heißt es dann. Meint es das Schicksal freundlicher mit uns, hat es uns mit der gekauften Eintrittskarte wirklich auch noch den Zugang zum Märchen geschenkt, dann werden die Abstände, in denen wir die tröstenden Eufonien zum Munde führen, größer und größer, ja, die Bewegungen hören schließlich ganz auf, und die Augen sind es dann, die die bisherigen Funktionen des Mundes übernehmen. Die Hände aber verlassen einfach ihre nun auf einmal langweilig gewordene mechanische Tätigkeit des möglichst geräuschlosen Auswickelns raschelnder Bouabons und finden zu ihrem wahren Beruf zurück: dem des Tastens! Langsam gleiten auch sie ins Märchen hinein, hinüber, bis zu den Händen der Geliebten, die neben uns sitzt, streicheln sie sanft und halten sie endlich ganz und gar mit ihrer warmen Größe ein. Hier aber beginnt dann das Märchen der Wirklichkeit...



Der Lenz ist da

Fritz Heubner

II. Vom Unsinn der Rechtzeitigkeit

Komme nie rechtzeitig ins Kino! Jene Unglückseligen, denen Pünktlichkeit ebenso angeboren ist, wie anderen ein weiches Gemüt oder schwarze Fingernägel, sind nur zu bedauern. Sie treibt es gewaltsam Punkt 8 Uhr von zu Hause fort; hastig oder gemächlich, je nach Entfernung und Temperament, immer aber voller Aufregung, streben sie dem Theater zu. Stunden vorher schon bedrängen sie ihre Gefährtinnen, sich zu beeilen, Kamm und Lippenstift wegzulegen und die Überschuhe anzuziehen. Trauriger Weg durch die verschneiten Straßen! Ach, wieviel trauriger noch ist der Empfang, den das Theater dem pedantisch Pünktlichen zuteil werden läßt! Die schweigende Dienerin mit der blühenden Taschenlampe empfängt ihn, sie geleitet ihn zu seinem warmen Platz. „Ausgezeichnet!“ denkt der Bedauernswerte, „wieder gerade recht gekommen!“ Das Licht erlischt langsam und feierlich, zarte Musik ertönt aus dem Lautsprecher, die ersten, noch zaghaften Raschelgeräusche der Bonbonstüten tauchen auf, das Herz beginnt der wohliger Spannung heftiger zu schlagen. Der Vorhang zieht sich diskret zurück, und

die Leinwand wird hell. Grausame Täuschung! Die Reflektoren leuchten. Farblos, bunt und bunter, wie alte Laterna-Magica-Bilder zieht der weiche Tropf des „wilden Reflektierers“ an den Augen vorbei. Krächzende Stimmen verkünden, daß man bei Schnupfen nur noch die erstklassigen Papiertaschentücher verwende, daß alle Damen nur noch Ziegenbeins Korsettchen trügen, Schokoladen und Zigaretten rühmen sich peinlich laut, ein Bild gebiert das andere, harmlos, einschläfernd gleichmäßig trummelt der Reflektorenregen gegen die Gehirnwände. Verzweifelt hält man im Dunkel Umschau. Man betrachtet die matt beleuchtete Decke und starrt dann schnell auf den Fußboden. Man betrachtet den Nachbarn, der Nachbar betrachtet uns. Man räuspert und streckt sich. Das Dunkel des Raums ist ganz erfüllt vom Knacken der Holzstühle und vom Husten der Nichtraucherlitten. Dem Zeit zu Zeit schiebt sich der Blick auf die Leinwand und hofft, daß der Spul endlich verschwunden sei. Doch der klebt an dem weißen Stoff, nur daß die ölige Stimme im Lautsprecher jetzt Wohnungseinrichtungen und Autoreparaturverhältnissen auf uns niedertropfen läßt, anstatt Korsettchen

und Schokoladen. Die Lönende Wochenschau bringt schließlich die Rettung! Man flüchtet in sie hinein wie aus einem bösen Traum in das Glück des Erwachens. Ihre Tempe reißt schnell mit. Überwältigt von Dankbarkeit blüht man zu ihr empor, man fliegt wieder. Märche tremmeln, Motoren brummen, Maschinen treiben Dampf. Diese

Bilderchau ist das „vorbereitende Trommelfeuer“ für den Vorstoß des Kulturfilm und den kräftigeren Großangriff des Hauptfilms! Sie darfst du nicht verstehen, ihr harter Schlag massiert die Körper und Seele. Doch bedente, daß sie erst eine Viertelstunde nach dem Anfang der Vorstellung beginnt!

Hans Graven

ITALIENISCHE FILMGÖTTER

Text und Illustrationen von Horst von Sugel

Als Apollos Künze — dank zweifachen Postamentstehens im Belvedere des Vatikans — gründlich eingeclappt waren (die heidnischen und christlichen Anbieter hatten sich seit dem vorigen Jahrhundert verlaufen), beschloß er kurzerhand zum Film zu gehen. Er suchte daher das Beste, genauer gesagt, einen Barbier der Via Veneto auf, ließ sich seine schwarzen Locken schneiden und erstand anschließend in der Via Condotti einen gefällig geschnittenen Anzug mit wattierten Schultern, den zu kaufen er allerdings dann erst Anstalten machte, als man ihm versichert hatte, es handle sich hierbei tatsächlich um den echten „stille inglese“. Dazu muß bemerkt werden, daß dem „Cavaliere Apollini“ — wie er sich jetzt nannte — in Kleiderfragen nur geringes Urteil zuzutrauen war, zumal er den modischen Geschmack aus der Kleidung der letzten Vatikanbesucher erkennen zu müssen glaubte und deshalb nur mit Mühe von dem Ankauf eines Kapothutes, den er mit kurzen Camm-höschchen zu tragen gedachte, abgehalten war.)

Nachdem er sich noch einige Visitenkarten besorgt hatte, die über seinen Namen eine Herzogskrone und darunter verschiebene Diden zeigten (welche Idioten er allerdings mit der Geste vornehmen sich-Entfernen wieder strich), machte er bei dem ehemaligen Metzger, nunmehrigen Besitzer des Majestic-Hotel Besuch, nämlich bei dem egrogiu Signor Cas. Abwaerz Attacacpami: ein Umlauf, der nach Verlauf einer halben Stunde die — allerdings symbolische — Gründung einer römischen Filmgesellschaft zur Folge hatte.

Bald war eine Ruine mit einigen umliegenden Baracken entstanden und Apollini war es zufrieden: Die Metzgerzahl der Rollen fiel ihm zu, indes Attacacpami der Anner eines Regisseurs, technischen Leiters, Poetiers und Versprechens insallte. Apollini war Vorgesandtheit gegeben, sich mit dem ihm angeborenen Temperament in jedes Rollenfach zu werfen. Bald in ein Jagenfell eingewickelt, sprang er bellend unter den Tischen umher (sein echter Hund in Rom ausfindig zu machen, war bei der Höhe der Hundesteuer nicht gelungen); bald wieder fand er sich damit be-



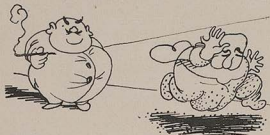
Als ein Jahr verfloßen war, näherte sich der erste Akt des gigantischen Films „Die Jungfrau von New Orleans“ seiner Vollendung. Als erster sollte er die Ateliers der „Ala-Prodaktion“ (Attacacpami-Apollini) verlassen. Die männliche Hauptrolle verkörperte Apollini, indes die Titelfarbe noch nicht vergeben war, da sie vorläufig über die Masken mit einem Küchenbesen bestrichen wurde. Gleich einer sitzend den Farn drapiert und als solche stets von hinten aufgenommen, bedeutete dies für den Besen eine schauspielerische Leistung, wie sie (so wenigstens hielt Attacacpami nicht an, zu behaupten) auch von keiner Emma Gramatica übertroffen werden könne. Apollini machte dieser Puppe auf das artigste den Hof (zumal sie sich in fast nichts von einer Schauspielerin unterschied: sie hatte natürliches Haar), als eines Tages die Arbeiten dank Überschuldung der Firma eingestellt werden mußten. Attacacpami hatte in letzter Minute den glücklichen Einfall, einen Abschluß des Filmes dadurch herbeizuführen, daß er den ersten Akt in sieben Städte aufstellte — eine Idee, die, wenn zwar sie den Film auch nicht in einen gigantischen Verwandele, ihn dennoch für Vorstadttheater erträglich zu machen versprach. Der Versuch jedoch, Apollini in den Pausen als Ballerina tanzen zu lassen, scheiterte an der lauten Wehklage der Sänglinge, die (durch das pfeifende Publikum von den Schöffen ihrer Mütter aufgejocht) brüllte zu schreien begannen.



schäftigt, blonde Köpfe aus dem Haupte tragend, eine Zimmerlinde dergestalt mit Canetta zu schmücken, daß auch dem Abmingslofen die Verzagung zuteil werde, er habe es mit nichts anderem als mit einer Nora-Verfilmung zu tun. Später schickte diese allerdings daran, daß die Wohnstadtanne des ersten Aktes, nachdem die Zimmerlinde von dem nicht bezahlten Blumenhändler energisch zurückgefordert worden war, nicht gut durch eine Palme oder Agave ersetzt werden konnte. Einen Film schließlich nur auf dem Verhandensein einer blonden Perücke aufzubauen, schien selbst für römische Verhältnisse gewagt.

Wieder war ein Jahr vergangen, da die Filmindustrie ein argeres lag. Attacacpami lag in seinem Zimmer auf und ab, trank Kaffee, schüttelte seinen Kopf, rannte damit gegen die Wand — nicht etwa weil er wütend war — er tat es, um seine Phantasie in Wallung zu bringen, stand plötzlich still und schlug mit der Faust auf den — nein, in die Fenster-scheibe, daß es klirrte (ein Tisch war nicht mehr vorhanden) und schrie: „Eustachio, Eustachio!“ Der Hausvater Eustachio trat herein und im selben Augenblick überkam es Attacacpami wie eine Erleuchtung; mit dem Schrei „ein Massenfilm!“ war er verschwunden.

An den Überufen ließ Attacacpami entlang, um Statisten zu werben. Da es aber bereits dem Abend zing und die meisten Kömer schon zu Mittag gegessen hatten, trieb nur wenige das Verlangen nach weiteren Verdienst. Der Filmgenoss war außer Acht. „Die heutigen Italiener haben eben keinen Kunstsinne nicht“, schrie er weinlich vernachlässigt. „Mangelnde, Pingelli oder andere diesen überbärtigen Künstler hätten sich eine Ehre daraus gemacht, bei mir als Statisten zu arbeiten.“ Schnaubend und gestikulierend langte Attacacpami bei seinem ehemaligen Filmgelände an, indes er nicht ohne Würde die drei einzigen Statisten dazu anhielt, paarweise hinter ihm zu gehen.



Vor den Leinwandern des Etablissements kam ihm Apollini entgegen. „Ja, ja“, meinte dieser, indem er einen fortellenden Kriecher ein Stück Kaugummi nachsandte, „ich hab gleich gesagt, für weibliche Rollen komme ich nicht in Frage. Das Publikum will richtige Schauspielerinnen mit Kindern, die gelaubt werden können. Nicht die Unbegabtheit allein berechtigt zu filmen! Man muß als weiblicher Darsteller auch noch mütterlich sein, matrienhaft, juncunisch!“ Apollini hielt plötzlich inne, „juncunisch, warum kann nicht Juno meine Partnerin werden? Sie hat alles, was sie zum Film befähigt, sie hat Kinder, sie ist über vierzig, sie ist fagenhaft alt...“ Attaccapanni ließ seinen Mantel fallen, ob wohl sein Name sowohl wie Aldehaben bedeutet und rief, während er seine beiden Arme ausbreitete: „Juno, du wirst uns retten. Du wirst mit deinen ganzen Dufsen abendlang Italiens Jugend erlösen; aus deinen Reizen werde ich Kapital zu schlagen wissen.“

„Naia“, rief Apollini schüchtern empört, „du wolltest sie doch nur beim Film verwenden und nicht...“

„Einerlei, sie wird, sie wird! Lauf, hol sie, Apollo mio bello, laß ihre Haare färben und ich werde es sein, der mit jenen goldenen Strähnen von der Leinwand herab alle Reize ausländischer Frauen unvergesslich in die Augen der Römer...“, er stotterte ein wenig, „...äh, nagen wird!“

Jede Frau sollte es als ein, der Kultur ihres Landes darzubrechtes Opfer betrachten, wenn sie ihren guten Ruf preisgibt und zum Film geht. So wenigstens dachte Juno und ließ sich ihre Haare färben. Des anderen Morgens erschien sie mit Apollini, der nach Art vieler Erste, die einmal ein Buch gelesen haben, eine Brille trug. Er stellte vor: „Attaccapanni“. Juno nickte würdevoll, wie eine galante Kurtisane und erwiderte: „Olmpetia“.

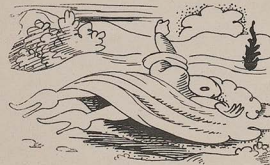
„Zarwohl, Olmpetia“, bestätigte Apollini. „Sie will nicht, daß man ihren wahren Namen erfährt, da die Italiener sofort behaupten, sie bekämen alle alten Häfen beim Film wieder aufzuwärmen.“

„Können sie englisch?“ fragte Attaccapanni.

„Englisch?“ staunten Olmpetia und Apollini.

„Was denn sonst? In Amerika, wo alle Filme zu Hause sind, wird in englischer und nicht in amerikanischer Sprache gefilmt. Was sonst wäre denn die Ursache unseres Mißerfolgs gewesen?“

„Aber Entschuldigung“, sagte ihm Apollini zu unterbrechen, „erstens haben wir bisher stumm gefilmt und zweitens wäre es das gleiche, als



würde ich behaupten, Mailand läge weder in Deutschland noch in Österreich und doch würde dort italienisch gesprochen.“

„Wo liegt Mailand nicht?“ rief Attaccapanni, ägerlich darüber, daß seine englischen Filmkinder so wenig Anklage fanden. „Jeden Fall bei uns in Neapel weiß, daß Mailand in der Schweiz liegt und daß man dort...“ — „...italienisch spricht“, ergänzte Apollini.

„Ach, überhaupt“, knurrte Attaccapanni, „die Unbildung der Schauspieler ist an allem schuld. Warum müssen Schauspieler immer ungebildet sein?“

„Ungebildet?“ fragte Apollini geistesabwesend und überlegte trampfhaft einen englischen Satz. „Olmpetia ist doch mit einem Studenten verheiratet. Das ist doch Reklame genug!“

„Allerdings“, bestätigte Olmpetia und zog gleichsam zur Betätigung den eischen, ihren übrigen Körperformen angepaßten Etrocken von Kopf, schüttelte das Haar in der Sonne, daß dieselbe erhellte, ob solch ungewohnter Pracht eine gewaltig ordnende Einweisung darin zu spüren bekam, eine Einweisung, die sich genau in den Grenzen zwischen grün und lila hielt, ohne dabei einem blonden Farbton in irgendeiner Weise zu nahe zu treten. Da konnte Attaccapanni nicht mehr widerstehen. „Welche Herrlichkeit!“ rief er gerührt und obwohl ein plötzlicher Windstoß den innerlich noch betäublich schwachen Scheitel seiner Schönen enthüllte, fuhr er fort: „Auf der heiligen Blondsheit deiner Locken werde ich den römischen Film aufbauen. Sie werde den Schauspieler beherzigen, aus der Portiersloge zu stammen. Vom Damm nimmt Neon seine Darsteller! Denn wer einen Protaslauf baden will und wieder Weißbrot, noch Ei, noch Parmesanbäse, noch Cardini hat, der nimmt eben Schwarzbrot, Kinderstreu, Cuminale und Heringe...“

So schloß Attaccapanni seine Rede. Olmpetia war einigermaßen erschaut über die Fülle der gebrauchten Vergleiche. Erst der Umstand, daß Attaccapanni vor ihr in die Knie fiel und eines ihrer verheißenen Hühneraugen auf das schmerzhafteste traf, sich mit dem Kinn in ihren Leib bohrte und die Götterbünde mit Küffen zu überfließen trachtete, brachte sie wieder in ihr körperliches Gleichgewicht, während ihr das moralische Entwid. Sie verdeckte die Augen, in denen immer so etwas wie Monstrosität lag; und lächelnd gleich einem kalbischen Baren, der in seinem Leben nur ein einziges erotisches Erlebnis hatte (als er nämlich zufuhr, wie jemand eine Kellnerin um die Hüfte nahm), wies er sie das körperliche Gleichgewicht ein zweitesmal.

DER MONOGRAFILM

VON ARNOLD WEISS-RÜTHEL

Drittel Hanno war tot.

Der reich herbeigekaufene Arzt konstatierte: Gehirnschlag.

Kein Mensch konnte sich das erklären. Der Verstorbene war ein durchaus solider Mann, tauchte prinzipiell nur zehn Haarcent im Tag, trank nie mehr als höchstens eine Flasche Wein des Abends, und war zu allem verheiratet; und nun — Gehirnschlag!

Zu fonschig, zu absurd... dieser Mann schon wie ein Gott, der berufene Nachfolger eines Albers, Hauptdarsteller, Regisseur, Verfasser von zwölf Lustwundermanuskripten und Mitglied des Zaubermereins — und man: Gehirnschlag!

Er lag da wie ein entschlafener Züts, hatte noch helle Schminke im Gesicht und reumeralmalte Augen... die Jupiterlampen fackten geheimnisvoll, violette Lichtgarnen glitten wie gleisende Kaskaden über kaskadierte Mauer und Pfeiler... Drittel Hanno aber lag tot auf rein damastener Dromane — und rings um ihn stammend, angezweifelt: Darsteller, Operatoren, Regisseure, Feigere, Arbeiter und Kompanen. „Kutisch...“ konstatierte der Hilfsregisseur mit pietätvoll unterdrückter Stimme; er meinte damit den Film.

Die Kompanen aber drängten sich zu den Kassenschoften und waren innerlich froh, einmal so frühzeitig aus dem Atelier zu kommen.

Arbeiter bauten ab.

Mittels einer Präzisionslöse aus Silberstahl öffnete man des Toten Schädels.

Zwei Assistenten scharten sich um den Operationstisch und Professor Drensch arbeitete. Man sprach lateinisch und ein Sonnenstrahl schaute zu, wie man Hannos schönen Kömerkopf zerschlug.

Eine junge Assistentin bekam irgendwie heftiges Zittern angesichts des nackten Drenschs auf dem Tisch.

Ein Operateur aber kurbelte die ganze Szene für einen medizinisch-wissenschaftlichen Film.

Professor Drensch sagte mit Hingabe und offenbar überlegener Genauigkeit, er schwigte, denn — Laien mögen sich wundern: — es ist leicht, einen Eter Buchenholz zu zerlegen als das Eschenholz eines Filmdarstellers.

Endlich aber hatte man das lästige Stück Haupt weg und ... ooohhh ... Staunen! ... Nein, wahnsinnigen Götts, das war weder ein Scherz noch sonst eine Unart ... man drängte sich an das Objekt, man griff sich wie vom Teufel geackert an die eigenen Köpfe ... man schluckte, rang, angelte nach Worten ... denn das Unfassbare, — hört:

Die ganze Gehirnschubstanz des Geöffneten war fort — und an Stelle derselben: lauber aufgerollt — Film!

„Abdunkeln ...!“ schrie der Operateur jenseits ... im nächsten Augenblick sausten die schwarzen Nollhaloufen über die Fenster.

„Nicht Licht ...!“ kommandierte der Operateur ... eine rote Biene blühte auf.

Professor Drensch, keines Wortes mächtig, holte mit zitternden Fingern die Filmmelle aus der Gehirnhöhle des Toten ... sie glitt über in die Hände des Nachmanns, der sie sofort auf etwa derhundert Meter tarlierte. „Mätschhafte Metamorphose der Gehirnmaterie ...!!!!“ künden die Gezeiten. Ein von Fachleuten im ersten Augenblick der Meldung ausgestoßenes homerisches Gemedel erstlakte zur Schamisse im Augenblick der reiflos erwiesenen Tatsache.

Eine neue Literatur wurde im Handumdrehen geschaffen — ein neuer Vebestuhl errichtet —, Hannos begrabten, der Film entwickelt, kopiert — und sollte seine reichbedeutende Uraufführung im Utopalast zu Berlin erleben unter dem Titel: „Die Welt als Wille und Vorstellung!“ „Der Monogramfilm!“ brüllten sämtliche Mütter Europas ... der Monogramfilm ist gesund ... den Nobelpreis für Professor Drensch, dem genialen Entdecker eines so unerhörten seltsamen phrenologischen Wunders.

Amerika raste. — Probleme türmten sich über Probleme ... Konferenzen wurden einberufen, Völkerbund, Politik, Disputat, Lindberg-Baby — kurz alles, alles versank vor diesem Ereignis ungläubigster Naturgewalt.

Allerorts wurden Gesellschaften gegründet, welche die zukünftigen Leichname berühmter Filmdarsteller en gros aufkaufen, um der Welt dazwischen die „Welt als Wille und Vorstellung“ visuell vorführen zu können.

Zwanzigtausend Menschen belagerten täglich die Kassenscheiter im Kinopalast und an den Vorverkaufsstellen, — zwanzigtausend Pulse hämmerten das Tempo fieberhaften Geschehens ... man mordete den Bruder, der das Glück hatte, ein Billett zu erkämpfen.

Aber ... — die Zensur verbot den Film.

Offenbar hatte derselbe unter der momentanen Belichtung gelitten —, die Zensur meinte, daß nicht mehr darauf zu sehen gewesen sei, als: Zigarettenstummel, Bügelfalten, einige Tausendmarktscheine und noch allerlei undefinierbare Diktetes.

Das alles war mit meterlang dunklen Stellen auf genau 206,5 Meter Filmband verteilt.

Das Zensurverbot lautete: „Im Interesse des Verstorbenen, aus Gründen der Pietät und Moral zur öffentlichen Vorführung nicht geeignet!“



Aufnahmetag

Erwin Freytag-Berlin

Wenn Liebe durch den Urwald geht

Das Injelschen Tititutu liegt im polynesischen Archipel nahe unter dem sechsten Grad südlicher Breite. Auf den üblichen Atlanten würde man das meerumspülte Fleckchen Wabnis vergeblich suchen, denn schwarz besiedelt und wirtschaftlich unaussprechbar, ist das Eiland von der Welt und den Kartographen völlig vergessen worden. Seit einem halben Menschenalter hat kein Dampfer mehr seine Kohlen dafür verschwendet, dieses lächerliche Bröckchen der Schöpfung anzulaufen, von Ewigkeit zu Ewigkeit raucht nur Gottes tiefer Atem durch Meer und Palmenurwald. Ein paradiesischer Nachtigall tragen Mann und Frau fiedelnden Fußes den anreißenden Busch des ersten Menschen über die strogende Erde, sie brechen sich mit königlicher Gebärde die Überfälle der Frucht von ihren Bäumen, sie hungern nicht, nein, denn Gott liebt sie, und sie klingen lächelnd in die Sonne, voll des Dankes für den, der sie liebt.

In Büchern der Erdkunde kann man lesen, daß in diesen Teile des Archipels noch Menschenfresserei getrieben würde. Und tatsächlich lebt oben in den zerklüfteten Waldgebirge ein Greis, der sich aus seiner Jugendzeit eines Galles von Kannibalisierung erinnert. Damals war ein schwammig aufgewollter Mann von unangenehmer, weißlicher Hautfarbe und widerlichem Geruch über das Meer gekommen, hatte aus einem dicken Bauch unverständliche Zauberformeln gemurmelt, zweihundert Kattungsbüchsen unter die Mädchen verteilt und mit harten Worten gegen die Menschenfresserei gewettert. Was konnte man leider schon anderes tun, als sich mit dem Fleisch des unheimlichen Mannes gegen die Wirkung des Zaubers stark zu machen? Seither hat kein Fuß eines weißen Mannes den Strand von Tititutu wieder betreten. Man brach sich die Früchte von den Bäumen und sah dankesfüllten Herzens zu dem Gestirne auf.

Und nun kam eines Tages mit schillern Lauten das dampfspielende Ungeheuer eines Schiffes aufgefahren und landete in der palmenübertrauhten Bucht des Eilandes. Einige weißhäutige Männer, von oben bis unten bekleidet, näherten sich vorsichtig der auf dem Boden hockenden Gruppe von Eingeborenen, die teils furchtsam, teils neugierig die seltsamen Ankömmlinge musterten. „How do you do?“ rief ihnen der vorausschreitende Führer des kleinen Trupps entgegen, „schiefst nicht, wir kommen als Freunde und bringen euch Blumenwagen, Bachensöfner, Radfahelateren, Propfengießer, Taschentücher, Büstenhalter und Hofentwürfe, sowie andere wertvolle Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Nun, ich sehe schon, ihr seid feiertägliche Leutchen, und nachdem ich dies bemerkt habe, pfeife ich auf die übertriebene Höflichkeit der ganzen Kulturwelt. Well, wie sind des verfluchten Mistes überlast, hol ihn der

Teufel, das Publikum will wieder Natur aus erster Hand, primitivste Primitivität ist gerade noch gut genug für uns! Mit den Kindermärchen von „Morphinum“ und „Kokain“ kugeln wir das übrig gebliebene Endoschen Nerven nicht mehr hoch, deshalb zu rükt zur Natur, zu den Ursprüngen des menschlichen Instinktes, zur unbeschwerten Menschenfresserei! Um es kurz zu sagen, die „California Film Corporation“ hat euch, meine lieben Freunde, dazu anerschen, ein Drama zu spielen. Daß zwei Männer das gleiche Mädchen lieben, ist ein alltägliches, von tausend Variationen ausgelangtes Motiv. Der eine bräutet, der andere schreibt einen Abschiedsbrief, endet im Jernhaus oder schießt sich tot. Damit locken wir heute keinen Schwupager mehr auf den letzten Platz. Von Menschenfressern dürfen wir uns wohl stärkere Emotionen erwarten. Kannibalisierung aus Eifersucht — ein hübsches Motiv, und durch ihre fedisichen Hintergründe des etwaig Anstößigen entleert. Und nun, ihr braunen Leutchen, steht einmal auf und stellt euch in zwei Gruppen vor mich hin, die Mädchen hierher, die jungen Männer dorthin, Greise und alte Weiber können verschwinden!“



Karl Kurt Wolter,
Leiter der Fachschaft Film
im R.D.S. Gau Bayern

Folgiam erheben sich die Insulaner und greichen den Befehl des weißen Mannes. „Hut“, meinte dieser zu einem hochbeinigen, in blühender Nachtigall dahinschreitenden Mädchen: „nicht übel gewaschen! Schmal in der Hüfte und eben überausfingend voll. Da kommt kein Euer aus Hollywood mehr mit. Prima sex appeal für die ganze Kulturwelt! Eine Schilze aus Glasperlen führen wir übrigens bei uns. Und nun sage, mein schönes Kind, wie heißt du?“ „Man nennt mich Tabita“, antwortet lächelnd das Mädchen, und sah mit ihrem sanften, langhörnigenperten Kinderaugen dem Manne voll in das Gesicht. „Gut, Fräulein Tabita“, sagte der Weißhäutige, „Sie werden in unserem Film Wenn Liebe durch den Urwald geht die erste weibliche Rolle spielen. Um Ihnen kurz die Handlung zu erklären: Es lieben einen Jüngling, einen schönen Jüngling natürlich —“ „Ja“, lächelte das Mädchen glücklich und wies auf einen jungen Mann, der vorlegte zur Seite sah. „Nein“, riefend die Regisseur, „den nicht, denn der Busche hat keine Beine und es fehlt ihm ein Schwanz.“ Ja, nach unserer Damen würde denn wohl verstehen, denn auf dieser gottverlassenen Insel, auf der es keine Banketten gibt, hat die Frau noch das schöne Anrecht, triebhaft zu sein. Zum Donnerwetter, Leutchen, seid primitiv! Dort steht der Mann, den du liebst, Tabita, der lange Busche mit der blauen Tätowierung ist es, der dein wünschenswertes Herz bebt hat. Gut! Zu einem tragischen Fahnentänzer gehört aber immer noch ein Dicker, denn das Glück zweier Menschen kann ein anspruchsvolles Publikum nicht befriedigen. Und so ist es denn dieser unglaublich schön gewachsene Kerl dort, der mit den rettungslosen Nadeln auf der Stirne, zu dem dich dein Blut treibt. Es kommt, wie es kommen muß: Eifersucht, Todeslag, der schönere Geliebte wird vom anderen aufgefressen. Der schönere, versteht sich, da, was das gibt dem Publikum ans Herz! Da wird so manche Träne über fruchtgewaschenen Blusen krollen. Doch das gibt euch schon nichts mehr an — wie beginnen mit den Aufnahmen!“

Zug für Zug wurde geulint. Tabita mußte in ihrem Perlengehäusen auf Bäume klettern und bei künstlichem Menschenboden, die Nadeln erlegten Gefieder und bekrachten sich gegenseitig mit hinterlistigen Blicken. Einmal, beim Raufkampfen (Rückenansicht) wurde Tabita von dem schöneren der Nadeln überfallen. Zögerstehend mußte der andere beobachtet, wie der glücklichere Nebenbuhler des Films der Geliebten einen Kuß auf die Nierengegend drückte. „Du bist ein dreißiges Wüschwein!“ sagte er nach der Aufnahme zu dem beverrungen Liebhaber und trat ihm mit dem Fuß in den Leib. Der Nadelo getrimmte ihm das Nasenbein und schlug ihm einen Zahn aus dem Mund. (Fortsetzung S. 222)

Atmest Du nicht die linden Düfte?

Anton Leidl



„Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, gnädige Frau! Der Kulturgeruchstonfilm ‚Segen der Landwirtschaft‘ erfordert eine gründliche Lüftung des Lokals.“



Anno dazumal

v. Horvath

Arnold Weiss-Rüthel:

HISTORISCHE REMINISZENZEN

1.

Das erste Kino, das mir die Wunder der zappelnden Photographie vor die staunend aufgerissenen Augen zauberte, befand sich in der Belgradstraße zu München und hatte keinen eigentlichen Namen. Es hieß schlicht und einfach „Kinematographisches Theater“ und glied von außen eher einer stabilen Schießbude, als einer moralischen Anstalt.

Damals zählte ich neun Jahre. Ich entsinne mich noch sehr deutlich jenes märchenhaften Einganges, der einer Tropfsteinhöhle täuschend nachgebildet war. Mitten im üppigen Gestein befand sich ein kleines quadratisches Schiebesfenster, hinter dem eine unjohbar dicke Damm in einem schwarzen Seidenkleid saß und Regatten raubte.

Der Eintritt kostete für Kinder und Militär zehn deutsche Friedenspfennige. Für einen Neunjährigen, der über kein nennenswertes Einkommen verfügte, viel Geld. Tagelang dachte ich oft darüber nach, auf was für eine nicht ganz zu mißbilligende Weise ich mir diesen Betrag verschaffen könnte; es gelang in den meisten Fällen und in der Regel durch den langsamen Ausverkauf meiner bis dahin fanatisch geliebten und mit größter Sorgfalt angelagerten Briefmarkensammlung. Denn dem Kino gegenüber erwies sich die philatelistische Leidenschaft plötzlich als eine blasse Chimäre.

Jch ging wochenentlich gewohnlich in das kleine Theater, klopfenden Herzens. Gleich an der Eingangstüre, die nur aus einem schweren, dunkelroten Samtvorhang mit Goldborten bestand, empfing einen ein Mann mit Miße, der die Eintrittskarten kontrollierte und später das

elektrische Klavier in Bewegung setzte, oder mit einer Art Kipfsteigpfeife Wolken von Wohlgeruch in die Luft schlenkerte. Die Schreien stiegen nach hinten himmelan, klangen und derlei präventiv Einrichtungen gab es nicht. Selbst auf dem ersten Platz — oben unmittelbar unter der Glasluce der Projektionskammer — mußte man auf Holz sitzen, dunklen, glänzend geschuerten Holz.

Lange, ehe die Vorstellung begann, fing das elektrische Klavier an zu randalieren. Es gab drei Walzen: Die Ouvertüre zur „Schönen Helena“, den betrückenden Walzer mit der heimlichen Aufforderung... „Komm in meine Liebesklause, in mein Paradies!“... und das von magischer Wäldheit erfüllte „Zigeunerlager“. Das genügte.

Kurz vor Beginn der Vorstellung schloß der Mann, der die Dufspitze hantierte, die zwei Fenster des Lokals, knipste das elektrische Licht an, stellte sich vor die Projektionsfläche und sagte mit weihn vernehmender Stimme:

„Wie fangen jetzt an! Sie sehen heute zum erstenmal die große, acht Akte lange Schicksalstragödie „Lied der Wellen“ mit Herrn Porten in der Hauptrolle. Der Film ist naturgetreu beleuchtet. In den Pausen werden belegte Brötchen verkauft. Wenn eine Nummer abgelaufen ist, was durch Aufsatz bekannt gemacht wird, hat der betreffende Karteninhaber den Raum unaufgefordert zu verlassen, während alle anderen nach rechts rücken. Rauchen ist verboten. Wie beginnen.“

Und dann ging's los.

2.

Mit zu den schönsten Filmen, die mir aus jener Epoche noch in Erinnerung sind, gehörte der Film „Doktor Faust“, der auf einer richtigen Theaterbühne... mit Leinwandkissen und kostbarsten Gemälden... aufgenommen war. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die Goethische Fassung der Faustgeschichte, nur mit dem wunderbaren Unterschied, daß das arme Goethechen nicht als Kindombedient in schaurigen Kerkern verderben mußte, sondern in Begleitung ihres Herrn Gemahls und mit einem idealen Baby aus dem Arm als legitime Frau Doktor Faust auf den Festungswällen von Ulm spazieren ging. Mephisto fuhr der Wit und Älter in die Hölle, während der Held der Tragödie I. Teil sich dem flachbleichen dem Schmutzbarbi zwickelte und seiner Gemahlin freundschaftlich auf den Rücken tätschelte. Dieses happy end bildete ein schönes und verjüngendes Gegengewicht zu Goethes dunkler Tragödie und befeigte mit einem einzigen Schlag jedwede seelische Dissonanz zwischen zwei Menschen, die ihre Liebe zwar dem Teufel verdankten, aber dann eben doch so viel Kraft aufbrachten, um sich in den siebten Himmel zu versehen.

Dieser Film, zu dem der Walter von der Liebesklause die entsprechende Illustration lieferte, hat den stärksten Eindruck, den je ein Filmwerk auf mich auszuüben vermochte, in mir erweckt. Er war ein schöner Beweis für die praktische Unbrauchbarkeit aller Probenmahl und hatte in diesem Kino etwas auszusprechen Aufbaues, an dem sich niemandlich ohne Beschwer ereuen konnte.

Mickymaus putscht im Weinkeller

Von Fred Endrikat

Illustriert von Rubey



Es sprang die kleine Mickymaus aus der Filmleinwand heraus. Sie rief: „Hurrah, jetzt bin ich frei. Schluß mit der ewigen Filmerei. Das hält nicht mal Hans Albers aus — geschweige denn die Mickymaus.“

So rief sie leineandmüd und kroch durchs erste, beste Mäuseloch. In schwarzer Schrift auf weißer Wand ein Pfeil und „zum Weinkeller“ stand. Die Micky denkt mit leichtem Sinn: „Aha, marsch marsch — da geläste hin.“ Und eins, zwei, drei im Trippeltrab stößt sie die Kellertrepp hinab. Wo hinter Fässern, Stroh und Kisten die bürgerlichen Schwestern nisten. Die Micky von der Leinwand ist jedem Menschen wohlbekannt, doch hier im Mäuseunterstand gilt sie — wie der Prophet im Vaterland. Die Micky ist darüber froh: „Na, endlich mal inkognito. Ich bin ein Star im Lampenschein, hier will ich Maus — und kein Bajazzo sein. Jetzt tobe ich mich gründlich aus wie eine hundsgeimne Maus. Fluchheirra — was kost die Welt?“ — Flugs tarnt der kleine Springinsfeld empor am hohen Weinregal. Ein Kladderadatsch — mit einem mal rollt eine Flasche, voll und rund, hernieder auf den Ziegelgrund. Das Glas zerfällt mit lautem Knall. Die andern Mäuslein flüchten all verschüchtert ihren Löchern zu, und psten: „Bitte — größte Ruh. Sonst kommt und frist uns hier die Kat.“ Die Mickymaus mit einem Satz springt runter zu dem force majeur. Sie denkt: „Na das ist kein Malheur. Wer Sorgen hat — hat auch Likör. Wer keine hat — der hat noch mehr.“ Sie leckt und nascht am süßen Wein. Pöf Kurbelkasten, schmeckt das fein. Sie trinkt sich ganz sternhagelvoll, und gröhlt und randaliert wie toll. Die Mäuslein flüstern voll Entsetzen: „Du wirst die Katze auf uns hetzen.“ Die Micky aber brüllt brutal: „Ihr Hosenkacker altzamal, das ist mir alles ganz egal. Wo ist die Kat? — Her mit der Kat. Ich knall ihr einen vor den Latz. Ich bin so stark und habe Mut. Schmiert die Guillotine ein mit Katzenblut. Kommt her — ich lad euch alle ein, dann töten wir das Katzenschwein.“ Die Mäuslein huschen sacht hervorbrechen und naschen mit an dem Likörchen.



Sie singen schon nach kurzer Zeit: „Ein Prosit der Gemütlichkeit!“ Bald wird das Mäusebanchal Zu einem wüsten Mordsskandal. Im Siegestaumel schnapserfüllt die Mäuschar im Sprechchor brüllt: „Wo ist die Kat? Her mit der Kat. Wir knalln ihr einen vor den Latz. Wir sind so stark — und haben Mut. Schmiert die Guillotine ein mit Katzenblut.“ Berauscht vom süßen Branntwein schläft Maus um Maus in Frieden ein. Tags drauf filmt Micky ganz charmant verkatert auf der Leinwand. Die Mäuslein krochen in ihr Loch. Die Kat jedoch — lebt heute noch.



Der Direktor

Kümmede befand sich vor ein'ger Zeit in der Direktionskangeli einer Wiener Operettenbühne, als ein junger Autor eintrat.

„Sie haben mir geschrieben, Herr Direktor, daß Ihnen meine Operette gefiele.“

Der Direktor rästelte sich bei hochal im Cessel:

„Nichtig, mein Lieber. Ich habe Ihre Buch gelesen, es ist

recht nett und ich würde es gern zur Uraufführung erwerben. Allerdings müßte das Buch vollkommen umgearbeitet werden. Ich bin bereit, es selbst zu tun, falls Sie mir dafür zwei Drittel Ihrer Autorenrechte abtreten.“

Der Autor nickte bekümmert. „Außerdem müßten Sie mir selbstverständlich noch die ersten fünfzig Vorstellungen (antienemfrei überlassen“, fuhr der Direktor fort, „und einen kleinen Be-

trag für Reklame zuzahlen, lagen wir fünftausend Schillinge. Weitere zehntausend Schillinge für die Ausstattung müßten Sie als Kautions hinterlegen und daß Sie um den Abzug der Karten bemüht bleiben, muß ich wohl nicht erst erwähnen. Mindestens vier ausverkauft Häuser wären von Ihnen zu garantieren. Einladung der Presse geschieht auf Ihre Kosten, die Karten erhalten Sie von mir zum halben Preis. Unter

diesen für Sie äußerst günstigen Bedingungen würde ich Ihre Operette annehmen.“

Da erhob sich Kümmede und trat zum Direktor:

„Sie haben noch etwas vergessen“, sagte er leise. „Was denn?“

Kümmede zeigte auf die Wüste des jungen Autors:

„Er hat auch noch eine goldene Uhr!“

Tempo beim Film

„Staunenswert wie rasch El Lo Karriere gemacht hat! Aber Nacht ist für ein Star gewöhnt!“

„Äußerlich... Aber Nacht!... Viel rascher... Sie war kaum eine Viertelstunde im Büro des Generaldirektors!“ — H.K.B.

Wort der Zeit

Streiten zwei Stars.

Zwei männliche Stars.

Schreuben sich ins Gesicht, was kein Mikrofon vertragen, bis dem einen die Luft ausgeht. Schnaubend, das härteste Wort suchend, röhrt er dem Nächsten ins Gesicht:

„Sie — Sie — Affe!“

Darauf der andere abschließend:

„Filmpanzer!“

H.K.B.

Wiener Filmgeschichten

Es ist schon geraume Zeit her.

Damals geriet der Film „Freiwild“ über die Leinwand.

Da, was man sich so unter Freiwild vorzustellen hat, das sollte man meinen, weiß heutzutage jeder filmbedachte Zuschauer.

Eine Wiener Filmkassette offerierte dieses „padende Drama“ einem Provinzfilm und erhielt daraufhin folgenden Bescheid:

... was den Film „Freiwild“ anbelangt, teile ich Ihnen mit, daß ich denselben nicht spielen kann, weil in meinem Kino Widerrede und Schwingedramen nicht ziehen. Sie sollten doch schon wissen, daß ich nur auf Eitendramen reflektiere...“

H.K.B.

Im G. Hirth Verlag erschienen:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1,20

Fred Endrikat der einzigartige Breißeichter, der geistreichste und temperamentvollste Kenner der deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Die alte Geschichte

Jane Nidch hat Glück gehabt: sie ist in Hollivood „angekommen“ und hat eine Hofe zu spielen bekommen.

Hinter der Hofe dämmert schon ein wachsendes Gebirge von Aufstiegsmöglichkeiten. Aber leider bekommt Jane noch im zehnten Film immer wieder die Hofe.

„Man sagt“, eröffnet ihr eines Tages die beste Freundin, „da häßlichst kein Mienenpiel.“

„Also, jetzt weiß ich, woher der Wind weht!“ reißt Jane die Augen auf, „die Garbo gönnt mir's nicht!“

Parabel von Gag, dem Regisseur

Gag der Regisseur hatte vor dem blutigen Thron alle seine Sünden gebührend, und ein Engel kam, nahm ihn beim Kragen und warf ihn hunderttausend Klafter tief in die Hölle.

Caimit Begleitbeif.

Der Höllenfürst los den Befehl und befohl sofort seinen Höhen Rat ein: was für ein Strafe — welche fürchterlichste aller Strafen für Gag den Regisseur auszuweisen ist.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Nach drei Stunden verkündete es das einstimmige Urteil. Es lautet:

„Gag der Regisseur ist mit einem wertvollen Dichter zu identifizieren.“ H.A.T.

Von Anfang bis Ende

Naglan hatte ein wunderbares Manuskript, verfaßt. Es wurde angenommen und freigegeben.

Das erste, was vorgelief, waren die Äußerungen, dann der Dialog, dann die Handlung. Und dann und Zeit blieben übrig — nicht sein Zeit und Zeit, aber doch Zeit und Zeit überflüssig.

Nur eine kleine Szene von 112 Metern konnte er zuletzt noch als sein Eigentum behalten. Aber am Tage vor der Uraufführung rief man ihn an: „Wir haben leider noch 112 Meter herauszufinden müssen.“ — „Meine Szene?“ — „Ihre Szene.“

Da ließ Naglan den Hörer sinken und hauchte: „Bitte schneiden Sie die Verhältnisse noch auch heraus!“

Bringham
Din

DIE JUGEND

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergabe aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Esling in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2,70 einschicken.

Zu beziehen durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

bedeutend wichtiger Publikationsdiskretion kohlendose Geruchsfreiheit bei Reichhaltigkeit 536

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN 50 18
FERNRUUF. F 7 JANNOWITZ BÄMMLER NR. 5118

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ über 1000 verkleinerten Abbildungen der 100 besten von Exemplaren als Wandbilder verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis des B. RM. 2,70. Bestellungen durch die Buchhandlung oder den unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnstraße 10

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit ausgereifter bekanntem Verlag für wissenschaftliche, literarische Werke sehr vorteilhaft

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Redaktion der „Jugend“, München, Herrnstraße 10

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfehlen sich

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohlfühlung behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf. je nach Größe, ausstichbare und unterzeichnete Verlage zu beziehen sind. Die reich illustrierte Katalog (Preis RM. 2,70 ausstichbare Postkarten) erleichtert die Bestellung G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

In 3 Tagen

Nichtraucher

Erfolge tabelliert
Auskunft kostenlos
1000 Original-
schreibengeheiter
Laboratorium HANSA
Friedrichstraße 910
B. Berlin, Altona Altona 48

Lest die

Jugend!

Ein Buch fürs Leben

ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gemachten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganselstein gebunden RM. 2,85 ausstichlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in der Buchhandlung oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Widmung

In dem Büro eines der erfolgreichsten Produzenten Berlins, der auf allen europäischen Produktionsstätten heimisch ist, hängt eine Photographie, die ihn mit Carl Vaemmle in Karlsruhe bei freundschaftlichen shakelhands zeigt. Bildunterschrift, von einem wahren Kopf, darunter gedruckt:

„Unsere mündlichen Vereinbarungen haben keinerlei Gültigkeit, auch wenn sie schriftlich bestätigt worden sind.“

Nur...

Ein präeminenter Produktionsleiter geht auf Urlaub.

Einer der Inhaber des Großunternehmens beruhigt den Frager, wie der Produktionsleiter dem jetzt bei den Vorbereitungen für die neue Spielzeit entgegenstehe:

„Ah, er kann ruhig reisen, wir sind mit unserem gesamten Produktionsprogramm so gut wie fertig. Es steht alles. Nur die Stoffe fehlen noch.“

Der Fortschritt

Der große Regisseur stürzte auf den großen Literaten zu: „Was sagen Sie zu meinem neuesten gewaltigen Erfolg mit dem historischen Monumentalfilm „Der Sonnenkönig“?“

„Es ist ein wirklicher, ein unbestreitbarer Erfolg“, sagte der Literat, „die Unkenntnis der Geschichte war vor Ihnen ein Verbrechen beschränkter Kreise – erst durch Sie ist sie Gemeinbesitz der breiten Masse geworden.“

h.a.d.

STUMME FILM-TRAGIK

Von Hanns G. Alfes

In Zeiten des stummen Films war er der Liebling der Damenwelt und der Schwärmer der Badfische. In allen Palastjulen las man seinen Namen. In den Mädchenpensionaten hing sein Bild an den Wänden und er war die Idealgestalt des Helden schlechthin. Profil, Figur, Schmelz und Eleganz waren die Hauptmerkmale seiner äußeren Persönlichkeit. Er spielte den Dandy, so gut wie den kühnen Abenteuerler, den Järländer wie auch den Dürstenden. Seine Erfolge waren darin begründet, daß er sich immer selber spielte. Aber auf der Bühne hatte man ihn bisher noch nicht gesehen.

Der Zensurfilm kam und stellte an den Darsteller höhere Eigenschaften als gutes Aussehen und Großaufnahmen im Profil, denn ein Face sah er nicht so gut aus. Das wußte er und deshalb gab es nur Profilbilder von ihm. Dies verleiht seine Eitelkeit. Und Eitelkeit war auch sein stummes Spiel.

Ihm Schauspielerei auf der Bühne eignete er sich schlecht, weil er eine zu hohe Stimme, eine Fälschung, hatte. Auch vor den Mikrophonen konnte er auf die Dauer nicht bestehen. Sein Organ trug nicht, war zu schwach und zu grell. Die Regisseure erkannten es an der Stimmung im Publikum, das jetzt auf einmal nicht mehr von seinem Liebling so entzückt war. Zudem kamen jetzt neue Besucher von der Sprechbühne auf, die ebenso fesselnd in ihrer Art waren, wie dieser ehemalige stumme Filmheld. Er merkte es auch allzubald. Die vielen Preise blieben aus. Die Vertäge waren nicht mehr so günstig. Trotzdem hatte er noch sehr gute Einnahmen.

Kürzlich hatte eine große Zeitschrift eine noch ein Aklambild von ihm machen lassen, das den beliebten Filmschauspieler mit Kofferreise im Gesicht in allen Umkleekabinen zeigte. „Es ist eine Lust zu leben!“ stand unter dem Bilde. Vielleicht war es ihm damals noch eine Lust zu leben. Aber dieses Leben bekam bald ein anderes Gesicht. Er geriet langsam in Vergessenheit. Sein Abschied begann. Am Theater konnte er nicht antworten, so ging er zum Kabarett. Er schrieb selber kleine undbreitende Entwürfe, die er mit seiner Partnerin allabendlich vorlegte. Noch zog sein alter Filmname, noch wollten alle Besucher den Filmhelden in persona sehen, aber damit erfolglos das „Interesse“ an seiner Person. Er konzentrierte auch, was ihm gar nicht lag, und zeigte immer ein lächelndes Gesicht. Hin und wieder mußte er noch ein Autogramm geben. Wende er dabei gefragt, wann sein nächster Film komme, zuckte er resigniert die Achseln und ging stumm davon.

Dann begann er mit Modeschritten in den Kaufhäusern und Hotels, trug selber Frack und Smoking nach modernstem Schnitt zur Schau, aber man sah jetzt schon mehr auf den eleganten Schnitt als auf seine Person. Das merkte er. Die Frauen stießen von ihm ab. Er strahlte ja nicht mehr das Licht der Jupitertempel aus. Er war wie ein zahmes Tier geworden, der zuletzt mit den Wohlstanen der Freunde und Bekannten vorlieb nehmen mußte. Die Kunst ist mit Tragik unversittelt! Der Aufstieg zu einer Karriere ist schwer, doch schwerer ist der Abstieg.

Der stumme Filmheld verließ immer mehr und eines Tages sollte er ganz ausgelöscht sein. Im grauen Alltag hörte man einen leuten Knall: Ein Schuß! Wie oft hatte er mit der Waffe in der Hand im stummen Film seinen Leben ein Ende gemacht oder war erschossen worden... Dieser Schuß drang in die Ohren der Filmbeisucher. „Er“ hatte sich erschossen. Sein Leben war ausgelöscht als Opfer seines Berufs, aber in den Zeitungen steht heute noch sein Aklambild: „Es ist eine Lust zu leben!“

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 50jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vollenleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Mord des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frank Seitz Humor in Versen

Ein Vortragbuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonders gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Serrnstraße 10

Im Kino

TONIBUCH

Ein allgemeines Geräusch entstand. Aber auch unter den Mädchen erhob sich Zwieselt, denn in ihrem Verkleidungsstücke fühlte sich Lohia ihren Gefährtinnen bald überlegen. Pui Teufel, wie konnte man nur vor Männern so nackt herumlaufen! Einiges Tages trug auch ein anderes Mädchen eine perlenschnurige Schärze. „Dem Operateur!“ lautete sie verschämt und blickte zur Seite. „Ein unmöglicher Schnitt, und außerdem bist du hinten herum zu fett!“ höhnte Lohia. Man verkrallte sich ineinander, bis und trotzte. Immer mehr schieden sich die Insulaner in feindselige Gruppen voneinander. Ein Mann wurde erschlagen aufgefunden, ein Mädchen stürzte sich von einem Felsen. Da erschien eines Tages der Geist vom Berge unter den erregten Eingeborenen. „Ihr seid Zaubereien in die Hände gefallen“, sprach er mit milden, Stimmten, „sie haben euch Herz zu Unfrieden befehligen, und ihr werdet alle sterben, wenn ihr euch nicht stark macht!“ Zwei junge Männer erhoben sich langsam und gingen federnden Schrittes zum Zelt der Filmleute. —

Niemals mehr hat man Kunde vom Schicksal der Filmexpedition erhalten. Wardfamer ihres Schiffes trieben ihre und dort an die Gestade der polynesischen Inseln. „In einem der gefährlichen Südfestlande unterwegs“, las man in amerikanischen Zeitungen. —

Die Eingeborenen von Tititutu brechen sich mit königlicher Gebärde Früchte von ihren Bäumen und blinzeln dankerfüllt ihren Gästen in das Gesicht des Tages. Gottes tiefer Atem rauscht durch Meer und Palmenwälder.

WIENER FILMGESCHICHTE

Das war feinerzeit, nach der Interessenten-Vorführung des „Nibelungen-Filmes“.

Einige Kinobetriebsche unterhielten sich über die Erfolgschancen des Filmes, alle waren sie einverstanden, ihn zu spielen, nur einer schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Was haben Sie?“ wurde er gefragt.

„Das ist ja Film für mich!“ erklärte er kopfschüttelnd.

„Was?... Der Film?... Herr, reden Sie kein Unfug mit... Der Film wird ein Bombenschlager!“

Meinte der Dreiflex ablenkend.

„Ditt Sie, a Film, in dem was de ganze Mischpode broideos is wegen armer Schiffe — der is nu für me Publikum!“

H. K. B.



„Süß — — — — —“



„Oh mei — — — — —“



„A so a Schmarrn“

Der Autor

Der kritische Autor wird bei einem Banquet vernichtet, das zu Ehren seines mit offensichtlichstem Erfolg herausgeführten Filmes gegeben. Wo bleibt er denn?

Der Produktionschef, der ihn kennt, erklärt: „Er sucht den einzigen Kinobesucher, dem der Film nicht gefallen hat. Wenn er ihn gefunden hat, kommt er.“

Unter Prominenten

Von der Gattin eines Berliner Schiffsleiters erzählt man sich eine nette Geschichte: Die Prominenten des Films sind bekanntlich sehr erhaben und lassen sich telephonisch nur schwer sprechen. Eines Tages aber rief eine sehr prominente doch bei dem Schiffsleiter an, weil sie ihn brauchte. Die Gattin des Journalisten hatte davon keine Ahnung. „Wer ist dort?“ wogersetzte sie sich. „Herr Comaio persönlich?“ — „Ja wohl!“ jagte der Prominente. — „Ach, ich werde verrückt!“ schrie die Frau auf und lief davon, ihrem Mann zu helfen.

In der „B. Z.“ war eine junge Schauspielerin, die in „Ketten vom Jäh“ besonders aufgefallen war, als die Nichte einer bekannten Berliner Operngängerin begnadigt worden. Die Tante demeritiert. Film und Oper, wer weiß —; obwohl bei der Tante sonst schließlich — nach ihren großartigen Bühnenerfahrungen zu schließen — der Humor denkwürdig hat. Demgemäß tröstete sich die junge Schauspielerin mit der Feststellung: „Wir beide sind zwar nicht miteinander verwandt, aber die Väter von ihr und meiner Mutter waren Brüder.“

FOTO-ECKE

Halle das Leben fest!

Leben ist Bewegung. Und Bewegung führt zu Kino. Also: Das, worauf es beim Amateurfilm ankommt, ist das Festhalten eines Vorzuges, eines Bewegungskomplexes. Es herrscht etwas ganz Anders als beim gewöhnlichen Lichtbild vor.

Der Kinomaterie läßt sich noch viel zu sehr von Tonfilm beeinflussen. Er ruzt um die Gestaltung eines Dramas oder Lustspiels, in dem Verwände mit Bekannte Schauspielern sein müssen. — Man kann es etwas gelegentlich einmal machen — aber man soll es nicht im Stile eines großen Filmes betreiben wollen. Denn das wird doch nicht.

Planlose Arbeit wäre natürlich auch klug. Wenn nicht gesagt sein soll, daß wir eine zufällige vor der Kamera kommende Szene unendlich sein lassen, wie sie gerade nicht zum Programm paßt. So eben können wir für einen Film „Hinter der Kulisse“ oder dergleichen verwenden, wo wir zusammenhängendes und interessantes Material brauchen. Wir brauchen die kleine Motive. Die Wahl treffen wir unter dem Motto: Leben. Also etwa Jahrmärkte, Wochenmarkt, Bahnhöfe, oder beliebige andere Kinder. Nicht in allen Stufen, wo man ihnen Großveranstaltungen in den Mund steckt und einen Zylinder aufsteckt, sondern eher, bei ihm Spiel. Drei einen Film vom Geburtstag der Tochter. Scheitert er etwas, das ihr Freude bereitet, und belächelt dabei ihr Mienenspiel. Das gibt dann einen Film „Die neue Puppe“.

Wichtig ist der Bildschnitt. So, wie wir unsere Film von der Entwicklungsgeschichte zurückkehren, werden wir ihn kaum lassen können. Erst durch einen klaren Wechsel von einzelnen Szenen wird er reizvoll. bekommt er Leben. Beschneide beim Schneiden den Bildschnitt. Ist hier ganz ein ganzes Bild, ein einzelnes aufeinanderfolgendes Handlungselement. Auch die karren Gegenstände schaffen, jedoch schon durch den Wechsel zwischen Großaufnahme und Gesamtbild.

Und überhaupt Großaufnahmen: Es werden noch viel zu wenig Großaufnahmen gemacht. Warum diese ganzen Menschen darstellen, wenn in einer Szene nur ein Mienenspiel wichtig ist? Gerade doch die Großaufnahme bekommt der Film viel eher. Kleiner Gesamtaufnahmen dienen mehr der allgemeinen Orientierung, werden aber dann kaum wirken, wenn sie Film nicht nur inhaltlich, sondern auch durch das Bild einen Höhepunkt bringen soll.

Zum guten Film gehört ein Titel. Mit jeder Amateurkamera lassen sich Titel filmen, Trickaufnahmen werden zur Belohnung beitragen. Allerdings erleidet der schon ein bisschen weiche ist? Gerade doch die Großaufnahme zibt es für jede Kamera ein Titelbild. Titel zeichnet man mit schwarzer Schrift auf weißes Papier. Indem der Film nicht unklar wird, sondern nur als Negativ entwickelt wird, erscheint die Schrift nachher weiß auf schwarzem Grunde.

Wir gehen dem Frühling entgegen. Das ist die beste Zeit zum Filmern. Die Sonne steht noch nicht allzu hoch und liefert dadurch schöne Schatten. Licht und Schatten sind wichtig. Belies Gegenstände, damit wieder. Leben.

Berliner Kunst in München

Neue Pinafotek

10—17 Uhr

Eintritt 10 Pfennig

15. März bis 7. Mai



Greta Garbo inkognito

Der Kritiker

„Sie haben diesen Tonfilm in den siebenten Himmel gelobt“, sagte die Frau des Hauses zu dem Kritiker, „ich kann nicht glauben, daß das Ihre Meinung ist.“

Der Kritiker lächelte.

„Kann man Ihre wahre Meinung überhaupt erfahren?“

„O doch, gnädige Frau. Wie nehmen meine Zeitung und gehen in den Keller. Wie versichern uns, daß niemand zugegen ist, und schliefen gut zu. Dann besitze ich meine Zeitung aus und verleihe mich dahinter bis zur völligen Unschärfbarkeit. Dann räuspere ich mich dreimal ganz leise. Und wenn Sie da genau hindören: Dann können Sie meine wahre Meinung über den Film erfahren.“ t.

Filmprosa

Der prominente Schauspielers:

„Warum ich eigentlich noch filme? Das will ich Ihnen genau erklären.“

Ehen Sie mal, man hat ein Bankkonto in der Schweiz, in Österreich, in England, in Amerika, man hat es sich ja redlich und sauer verdient. Was wird aber in den nächsten Jahren in diesen Ländern werden? Geht es nach rechts, geht es nach links? Dort Geld zu haben, ist auf jeden Fall eine Gefahr, wenn man ein ins Privatleben zurückgekehrter reicher Bürger ist. Einen Künstler aber wird draußon alles verziehen, auch daß er viel Geld hat.

— Und sehen Sie, deshalb filme ich in jedem Jahr einmal, zweimal, um auf diese Weise ein berühmter Filmproduktionschef zu sein.“

Neu! DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIEHEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 3 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Der Star auf Reisen

Wie kommen von einem Gastspiel in der Provinz. Auf einem kleinen Bahnhof, irgendwo in Schlesien, müssen wir umsteigen, um den Schnellzug nach Berlin zu erreichen. Morgens gegen sieben. Das Ensemble ist todmüde und wartet feiernd auf dem Bahnhof.

Nur Heinrich George, in diesen Momenten gebildet, spaziert munter umher. Betrachtet den dürftigen Schaustafel mit Keks und Schokolade, zeigt Interesse für verschiedene Reklameschilder und bleibt schließlich am Zeitungsstand stehen.

Der Verkäufer öffnet das Schließfach mit seinem Briefbogen und schaut gelächelt witternd seinen Besucher an.

George — mit göttlicher Würde —: „Hi! Poß für mich da?“

H. v. Gugel

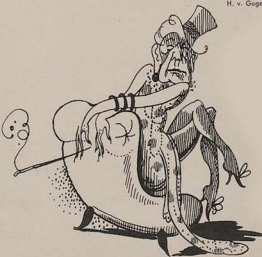
DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem walddgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2-jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**



Adele Sandrock nach ihrer Rückkehr aus Hollywood

Kein Bedarf

Erich Wilke

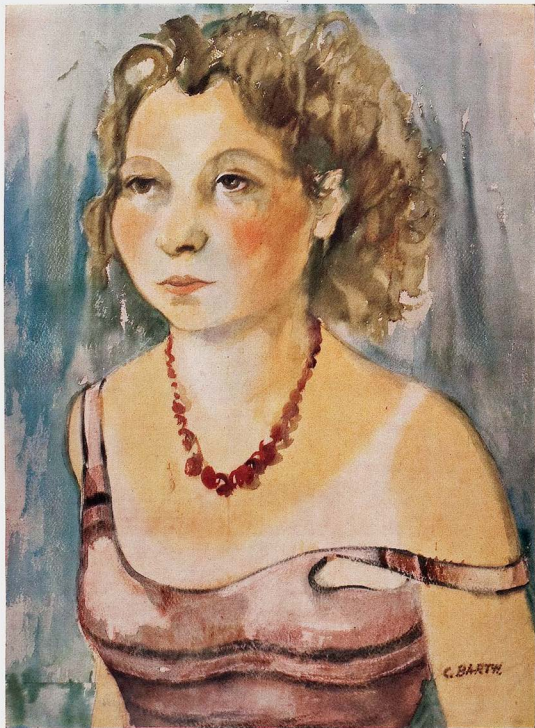


„Darf ich Eurer himmlischen Majestät die neueste Fernsehapparatur anbieten?“ —
„Danke! Ich habe schon genug gesehen!“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 15



Marion

C. Barth

FRÜHLING

VON MAX BEVERN

Herrlich durchbrach der Frühling die Ode des Winters,
 Erbaute in blühenden Stufen vielfältig des Schönen Altar!
 Lächelnd vergehen die Tage im blauen Gewölbe des Alls,
 Seit goldene Wochen den lenzlischen Knaben mit Liebe gebannt,
 Flüsse singen versuchten Gesang, und die Musik der Quellen ist
 lieblich und sanft.

Den Vögelein liehen Engel silberschallende Flöten.
 Das Antlitz der Erde ist rein und unsagbar verjüngt.
 Glocken hallen schön wie der Sang der ewig Verklärten,
 Und träumende Parke, mit stillen Gewässern, sind Haine seligen
 Seins.

Heilig berührt der Zweig eines blühenden Wunders die Stirne,
 Daß Seele im frohen Erschauern die segnende Nähe Gottes
 verspürt.

Im Kusse der Liebe atmet rasig der Ungeborenen Schur,
 Und der einsam Schlummernde seufzet wie Wind in nächtlicher
 Trauer.

Lobender Chor sind die leuchtenden Tage im zaubrischen Lenz,
 Und Verückung entführt das Herz, wie Märchen ein gläubiges
 Kind.

DIE ZIEGE KADIDJA

Von Emmy Hennings

Einmal habe ich eine Ziege gehabt. Ich nannte sie Kadidja. Sie war gefällig genug, immer auf diesen Namen zu hören. Ich brauchte nur zu rufen „Kadidja, komm zu mir“, dann kam sie, und damit sie auch wußte, welchen Namen man ihr gegeben, sagte ich ihr, daß ich „Emmo“ heiße, was ihr sehr recht war. Wir vertrugen uns so gut, daß wir in den Sommerferien zusammen auf eine Almhütte, auf einen 2000 Meter hohen Berg im Tessin zogen. In dieser einsamen Höhe war die Ernährungsfrage für Kadidja natürlich viel leichter und besser gelöst als wie für mich. Kadidja konnte, im Überflusse schweigend, das zarteste, feischeste, kräftigste Gras fressen, das man sich nur denken kann. Ich dagegen mußte mir meine Nahrungsmittel — besonders Mehl und Mais, das in Gärten am Balken der Hütte hing — erst von weitem herholen, mußte mir überhaupt erst alles, was ich für meine Existenz brauche, wie es bei uns Menschen ja üblich ist, erst regelrecht durch Arbeit verdienen, kurz und gut: mir mußte es nicht so einfach wie um Kadidja. Eine Art Herd, eine kleine Feuerstelle hatte ich mir mit Steinen errichtet, und auf heiß gemachten Steinen buk ich auch kleine Brote, die lange reifen mußten, da ich eben nicht viel Zeit hatte, gar oft zu Tal zu steigen, um mir Mehl zu besorgen.

Darum war ich auch besonders verdrossen, als Kadidja mir eines schönen Tages sämtliche

Brote, zehn an der Zahl, nacheinander aufgegessen hatte. Sie mußte die Brote, die ich mühselig fabriziert hatte, überaus reich verpilgt haben. Als wenn's nichts wäre... Dies gefürchte Vernehmen hatte ich sehr wohl als Kompliment für meine Backkunst hinhinnehmen können. Leider habe ich mich ganz anders verhalten. Ich war erschrocken, daß mir plötzlich das Brot fehlte, und gleichzeitig überaus erzürnt. Kadidja wollte mich nicht verstehen. Sie stand mir feindselig, nahm wie eine Taube, gegenüber. Gab sie mich nicht ein wenig schief, mit etwas schlechten Gewissen an? „Wie? soll ich jetzt etwa Gras fressen? Du undankbares Geschöpf, wie kannst du nur das ganze Brot aufessen? Mir überhaupt nichts übrigzulassen! Nein, das ist zuviel! Du Ausbund, du Beispiel der Selbstsucht!“ Das ließ sich Kadidja sagen, und in der Erregung versetzte ich ihr eine wohlgezielte Ohrfeige, als wäre sie meinseelenlos gewesen. Kadidja, als habe sie nichts gespürt, blieb vollkommen ruhig stehen. Sie sah mich an, mit einem Blick, mit einem unbeschreiblichen, unvergesslichen Blick. Hätte sie den Mund zum Sprechen geöffnet, hätte sie mir leise gesagt: „Ja, du magst es tun. Du kannst es dir ja selbst, wie eine Ohrfeige zu geben. Wie? Dergleichen kannst wohl nur du die gestatten?“ Nun ja, wie konnten uns hier ja nicht gegenseitig prägen. Es wäre mir eine Erleichterung gewesen, wenn Kadidja sich direkt verabschiedet

hätte. So aber sah sie mich nur an. Und von diesem Blick habe ich mich so sehr geschämt. Es wäre mir ausdringlich vorgekommen, wenn ich mich hätte bei Kadidja entschuldigen wollen. Es war doch ein Unterschied zwischen uns beiden, eine irgendwie unüberbrückbare Kluft. Das Tier sah mich an in der Einsamkeit seines Lebens, und ich konnte mir die Augen davor senken, meine Augen, die auf Gräser fielen, und auf die kleinen Bergblumen, die vor unserer Hütte blühten. Wenn Kadidja wenigstens von mir weggehen wollte. Sie war ja nicht auf meine Gesellschaft angewiesen. Für sie würde es überall das Gras, Verlegen nurmelte ich etwas mehr vor mir her, als zu Kadidja: „Nun ja, das soll wohl ein Vorwurf sein. Ich bin eben nur ein Mensch. Bitterkeit sollte man es mit mir nicht so genau nehmen. Oder?...“ Jetzt weiß ich wahrscheinlich nicht, ob Kadidja das verstanden hat, aber jedenfalls schmeckte sie sich plötzlich voller Vertrauen an mich, im rückenden Zauber ihrer Vertrauensheißheit. Ich erinnere mich, es war grad in der Abendstunde. Die Sonne war im Untergang begriffen und eine besondere Wolke schwebte einsam in einem wunderbaren Rot. Ach, so wenig wie man eine solche Wolke, die flüchtig und doch schon wie für immer ist, einatmen, fassen, greifen kann, ebensowenig können wir ein anderes, ständiges Wesen begreifen. Das Unbekannte, das Verborgene im Tier ist es, das uns anzieht, und wir wissen nicht, warum.



Die Bergkirche

Walter Dolch

*Ah, wo war ich in den Nächten?
Und wie flog ich in den Träumen,
Daß ich kaum mich wiederfinde
Unter Veilchen, unter Bäumen?*

*Als ein rechter Schnitter hab ich
In den Gärten mich begeben,
Schau' nach den jungen Trieben,
Und beschneide meine Reben.*

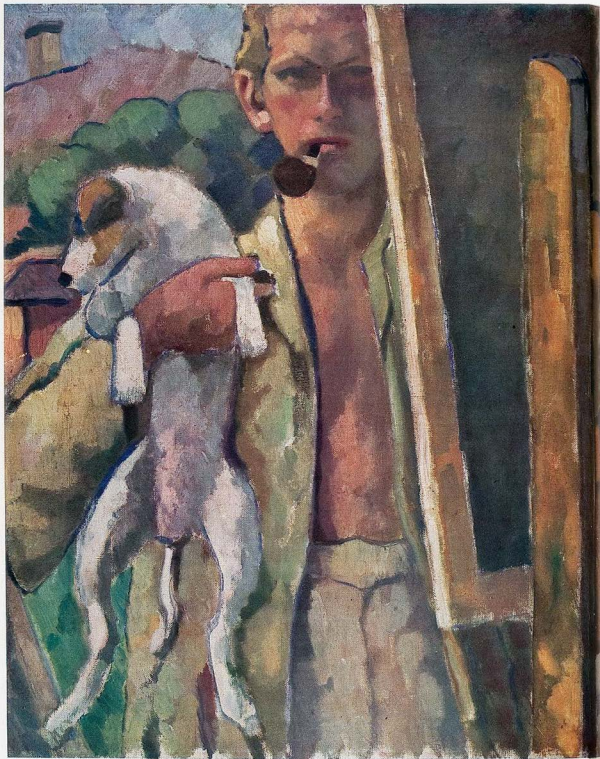
FROHES ERWACHEN

Von Hugo Ball

*Froh in allen Adern regt sich
Neues Blut und neue Blüte.
Aus den alten Tiefen steigt es,
Und verzweigt sich im Gemüte.*

*Blau' Blumen will ich säen,
Will die roten Rosen binden.
Eine Laube will ich flechten
Für die Stare und die Finken.*

*In die Ruhe will ich tauchen,
Mit den kleinen Eichen spielen,
Will den Regenbogen bauen,
Will die liebe Sonne fühlen.*



Selbstporträt

Werner Heuser

DIE KAISERIN UND IHR BANKIER

Die hochbegabte und ungewöhnliche Katharina II., von 1762—1796 Herrscherin aller Rußien, ist als die größte aller Fürstinnen in die Geschichte eingegangen. Voll Talent, Geist und Leben, war sie eine interessante und zugängliche Erscheinung von hohen Fertigkeiten, die sich bei ihrem Volke größter Verehrung erfreute. Um so mehr mußte es verwundern, daß im Frühjahr des Jahres 1765 der unbescholtene und hochangesehene William Enderland verhaftet und in Polizeigewahrsam genommen wurde. Die Kaiserin hatte den Befehl gegeben, und ihre Befehle waren Befehl, ihn — ausstopfen zu lassen.

Wer war William Enderland?

Ein Wort und nicht mehr muß genügen, um seine Stellung und Bedeutung am russischen Hofenbuche zu erläutern. William Enderland war Hofbankier und demzufolge eine der wichtigsten und angesehensten Persönlichkeiten im Kaiserthum. Im Jahre 1755 von London nach Petersburg gekommen, hatte er es dort durch vielseitige Handelsbetriebe, die er auszubauen verstand, zu Reichtum und Ansehen gebracht. Als er sich 1765 in Ausland einbringen ließ, ernannte ihn Katharina II., die seine Bedeutung durchaus zu würdigen wußte, zu ihrem Hofbankier und überhäufte ihn mit vielen Ehren. Er erfreute sich bei Hofe inasfern jener Wertschätzung, die man einem Menschen von so enormem Reichtum eben zuteil werden läßt. Hohe Staatsbeamte bemühten sich um seine Gunst, selbst die Minister ließen es an Betunungen der Hochachtung und Anerkennung nicht ermannen. Enderland ward bald zu wichtigen Beratungen, die das Wohl des Staates betrafen, zugewogen und aufmerksam gehört. Groß war sein Einfluß und groß auch die Liebe, mit der er seinem neuen Vaterland zu dienen bestrickt war.

Nun war er in Polizeigewahrsam genommen, verhaftet und zutiefst erniedrigt. Neliow, der oberste Polizeioffizier von Petersburg, dem Enderland freundschaftlich verbunden war, mußte die Verhaftung selbst vornehmen.

„Enderland“, sagte er, und seine Stimme zitterte, „ich muß... ich habe...“

„Aber Kommissar“, antwortete der Bankier erschrocken; denn er sah, daß Neliow, sahl und blaß und vollständig gebrochen, voranste und zitterte, „was ist Ihnen?“

„Enderland“, begann der Polizeioffizier wieder, „ich bin unförschlich, ich... Wer hätte das zu denken gewagt...“

„Aber sprechen Sie ja, Kommissar! Was ist, was gibt es? Bringem Sie mir schlechte Nachrichten?“

„Herr Enderland, wenn es weiter nichts wäre! Ich muß... Nein, ich kann nicht, es fehlt mir der Mut...“

„Aber um Himmels willen, Kommissar, Sie erschrecken mich! Was gibt es? Ist ein Unglück geschehen? Ausfern Sie sich! Reden Sie schon! Was ist vorgefallen?“

Unfähig, ein Wort hervorzubringen, bemühte sich der hohe Polizeioffizier, seinen Befehl auszusprechen; denn offenbar handelte es sich um einen kaiserlichen Befehl, den er auszuführen beauftragt war. Kläglich und faßungslos bot er sich dar.

Und Enderland, der Hofbankier, rang nach Atem. Er fühlte sich nicht weniger um seine Fassung bemüht als der Kommissar. Unruhig durchmaß er das Zimmer. Plötzlich blieb er wie angewurzelt am Fenster stehen. Er gewahrte, daß sein Haus von Polizisten umstellt war.

„Mein Gott, Neliow“, jäherte er zitternd, „was soll das? Soll ich verhaftet werden? Warum reden Sie nicht? Neliow, erbarmen Sie sich, sprechen Sie, was soll mit mir geschehen?“

Und der Polizeikommissar, sich ermannend, sprach: „Die Kaiserin gab den Befehl...“

„Die Kaiserin?“ unterbrach ihn Enderland. „Unmöglich! Ihre Majestät sprach noch gestern in freundlichster Weise mit mir. Unmöglich, Kommissar!“

„Bei meiner Ehre, Enderland, die Kaiserin hat mit dem Befehl erteilt, Sie — ausstopfen zu lassen!“

„Ausstopfen?“ brüllte der Bankier erregt. „Sie haben dem Verstand verloren, Kommissar!“

„Es ist der ausdrückliche Befehl Ihrer Majestät!“

„Aber Neliow“, tobte er und seine Züge waren grenzenlos entstellt und verzerrt, „haben Sie denn die Kaiserin nicht auf das Zertrümern ihres Befehles aufmerksam gemacht? Haben Sie ihr nicht gesagt, daß dieser Befehl nicht einmal unter dem furchtbaren Jura auszuführen werden wäre. Haben Sie... Du bornbreiziger Dummel, ausstopfen!“

„Enderland“, erwiderte der Kommissar mit bestimmter Miene, „Sie dürfen mir glauben, ich habe das Menschennögliche getan. Ich habe mir mehr zu tun erlaubt, als mir gestattet ist, ich habe meine Stellung aufs Spiel gesetzt, ich habe erkennen lassen, daß einzelne Polizeioffiziere möglicherweise den Dienst quittieren, aber Ihre Majestät drohten mit mir sofortiger strengster Bestrafung, wenn der gegebene Befehl nicht sofort vollzogen werde. Enderland, ich kann in der Tat nichts für Sie tun!“

Der Hofbankier wurde abgeführt und ins Polizeigefängnis geworfen, wo er, seines Schicksals gewärtig und grenzenlos verzweifelt, um die Gnade einer kaiserlichen Audienz flehte. Neliow hatte nicht den Mut, die Bitte zu befürworten. Er ging jedoch zum Gouverneur von Petersburg und trug dem das Anliegen vor. Der Gouverneur, gleichfalls mit Enderland befreundet, ging sogleich zur Kaiserin, um sich mit allen Kräften für den Bankier zu verwenden.

Als er der Majestät berichtete, was er vom Polizeikommissar gehört hatte, rief Katharina erbost:

„Neliow ist verrückt, er ist vom Sinn! Lassen Sie meinen Bankier sofort in Freiheit setzen und den Polizeikommissar bringen Sie in die Irrenanstalt. Der arme Mann ist vollkommen trant.“

Und als der Gouverneur bereits zu gehen sich ansetzte, rief sie plötzlich: „Halt! Lassen Sie das mit dem Irrenhaus. Ich habe das Kästel gelöst. Ich hatte einen hübschen Hund, den mir mein Bankier aus England mitgebracht hatte. Und weil er mir so gut gefiel und weil ich ihn mein Bankier mir besorgt hatte, nannte ich ihn einfach „Enderland“. Er ist gestern plötzlich verstorben. Weil ich ihn sehr gern hatte, gab ich dem Polizeikommissar heute morgen den Befehl, „Enderland“ ausstopfen zu lassen. Da er zögerte, dachte ich, er halte den Aufstog unter seiner Würde und jagte ihn im Jura aus dem Zimmer. Befehlen Sie Enderland und Neliow sogleich zu mir!“

Die Kaiserin fand die Sache sehr passig. Sie war vergnügt und lachte ausgeliebt und lang. Enderland wurde reich beschenkt und Katharina bot ihm, das Erlebnis ulzig zu finden. Der Bankier konnte das aber bei bestem Willen nicht, ihm war die gute Laune und das Leben für einige Zeit vergangen. Während der Stunde, die er im Gefängnis verbracht hatte, um ausgestopft zu werden, war sein Haar, vedem schwarz, silberweiß geworden. Er war und blieb ein alter, gebrochener Mann.





Mädchenkopf

Emil Krieger

DIE SCHAUSPIELERIN

VON ARKADIJ AWERTSCHENKO

Ich saß in der Garderobe der Schauspieler, ein Majantzowa und beobachtete sie aufmerksam beim Schminken. Ihre feinen Finger erfassten bald kleine Büschchen, bald Quasten und Stifte, mit denen sie übers Gesicht und über die halbgeschlossenen Augenlider fuhr; dann nestelte sie an ihrer Frisur, kurzum: ihre schönen Hände waren ständig in Bewegung.

„Welch samtige Händchen, welch herrliche Augen...“ dachte ich für mich. Und unversehens sagte ich laut: „Nadja, ich liebe Sie!“

Sie drehte sich zu mir um, bläufte in die Hände, und im nächsten Augenblick flog sie mir auch schon an den Hals.

„Endlich!“ sagte sie lächelnd. „Worum hast du mich so lange auf diese drei Worte warten lassen?“

Ich flüsterte ihr zärtlich ins Ohr:

„Kleibling, du erkennst mich an das ganze Mädchen aus Gordinowo „Cherschanbemen“, die dem Gutebesser Paertow mit dem gleichen Aufschrei: „Endlich!“ an die Brust sinkt.“

Im nächsten Tag überdeckte Nadja zu mir. Unser Zusammenleben gestaltete sich schön und ungetrüb. Der erste Streit ergab sich, als Nadja einmal in den Spiegel blickte, während ich sie küßte. Ich fragte beleidigt:

„Wie kann man in einem solch erhabenen Augenblick in den Spiegel sehen?“

„Schau“, entschuldigte sie sich verlegen, „du hast deine Arme um meinen Hals statt um meine Taille geschlungen. Der Mann muß die Frau immer nur um die Mitte fassen.“

„Er muß?“ fragte ich ganz erstaunt. „Gibt es denn dafür eine gefühlige Vorschrift? Unglaublich!“

Ich war beleidigt und sprach volle zwei Stunden zu Nadja kein Wort.

Sie leistete als erste wieder die Versöhnung ein, indem sie auf mich zukam, mit ihren warmen, zarten Armen meinen Nacken umschlang, mich auf den Schwanzbart küßte und sagte:

„Schmecke nicht, Märchen. Ich will aus dir einen klugen und interessanten Menschen machen... Und ich wollte (dabei schmiegte sie sich schüchtern an mich), du wüdest unter meinem Einfluß die höchste Stelle erlangen. Könnte ich doch deine Cousine sein, ja, mehr noch: könnte ich doch selbst den Ruhm für dich erringen!“

Sie ging bald darauf ins Theater, während ich nachgrübelte: „Auf welche Art soll für einen Ruhm für mich erringen?... Sollte sie vielleicht beabsichtigen, sich ebenfalls schüßlerlich zu betätigen? Oder: was meinte sie mit der „Cousine“?“

Da fiel mir plötzlich das Theaterstück, betitelt „Das rote Licht“ ein, das ich vor kurzem gesehen hatte. Darin küßt die Heldin ihren Partner auf den Schwanzbart und spricht voll Begeisterung: „Ich wollte, du wüdest unter meinem Einfluß die höchste Stelle erlangen! Könnte ich doch deine Cousine sein!“

„Verderb!“ sprach ich zu mir. Und ich verspürte einen heftigen Geschmack im Mund.

Ich begann Nadja genauer zu beobachten... und je länger ich dies tat, desto größer wurde meine Bestürzung. Die wirkliche Nadja bekam ich nie zu Gesicht. Bald sah ich die leidende Wiera aus Elnanowo „Nebliche Welten“, bald jauchzte und frohlockte eine Wiera aus dem Drama „Reiser spät, als nie“ um mich herum... Nur Nadja selbst fand und fühlte ich nicht. Ich schenkte ihr ein Armband, — dafür schmückte mich eine vornehme Halbweltadame mit allen ihren erprobten Schmücken. Ich kam spät nachts nach Hause, und erfüllt von Reue verneinte ich wegen der Verspätung eine in Tränen aufgelöste Nadja vorzufinden. — zu meiner größten Verwunderung traf ich jedoch im Schlafzimmer eine tragische Heldin an, die mit fachtündig gefalteten Händen (der Spiegel hing ihr gegenüber), leise, mit erlösender Stimme sagte:

„Ich mache die kleine Botschaft... Niemals will ich die Freiheit des geliebten Mannes einschränken, ihm Gewalt antun... Aber ich sehe in der Ferne... (Und nach einem Blick in den Spiegel fuhr sie plötzlich lauter fort:) Nein! Nahe, ganz nahe sehe ich einen Ausweg: den süßen, erlösenden Tod...“

„Schwerg!“ herrschte ich sie ärgerlich an. „Raschdalen! Werdend begabest“, zweiter Akt, Szene zwischen Baisarowski und Naa Pawelowna... Du selbst hast die Anna Pawelowna gegeben und Raschdalen dem Baisarowski... Stimmt es?“

Sie lächelte.

„Du... willst mich beleidigen? Schön. Quäle mich, erniedrige mich, nur eines bitte ich dich inständig: wenn ich dich einmal mit jenem Mann verlassen werde, der um mich weichen wird, — dann bewahre mit einer leuchtenden Erinnerung!“

„Nicht leuchtende Erinnerung“, verbesserte ich heillos, „sondern strahlende...“ Colloff du den vierten Akt der „Himmelsvögel“ vergessen haben?“

Sie blinnte mich stumm, mit weit aufgetrisenen Augen an, lächelte etwas wie eine Marytzerin, warf sich dann plötzlich laut aufstöhnend ins Bett und vergrub den Kopf unter der Decke. Dann guckte aber ein strahlendes, schönes Augenpaar hervor, das sich wohlgefällig im Spiegel betrachtete.

Als ich mich einmal nach einem solchen Auftritt vom Frühstückstisch erhub und anschauen wollte, richtete sie ihre tränenerfüllten Augen auf mich und sagte leise:

„Du verlässest mich?“

Das Herz krampfte sich mir zusammen; schon wollte ich umkehren, um ihr zu Füßen zu sinken (ich hatte sie doch sehr lieb), aber im letzten Augenblick hielt ich mich noch zurück.

„Höre“, sagte ich vorwurfsvoll, „wann wird das einmal ein Ende nehmen? Du hast mir nur drei Worte gesagt, aber auch diese flammten nicht von dir...“

„Wer sollte sie denn gesprochen haben?“

„Diese Worte gebraucht die Gräfin Dobrowska im 3. Akt des Schauspielers Das vermoderte Zeitalter“ von Abrafachin, wo sie dem kaiserlichen Oberkammerherrn nachsprach: „Du verlässest mich!“ ... Jetzt weisst du schon, wer so spricht!“

„Wirklich?“ flüsterte Nadja und sah mich betreffen an.

„Ganz gewiss, Liebling! Du selbst hast die Rolle der Gräfin gespielt. Seien wir doch aufrichtig zueinander... Solche tragische Redensarten mögen auf der Bühne recht wirkungsvoll

klingen, wozu brauchen wir sie aber in unserem Privatleben?... Seien wir endlich! Dich habe ich lieb, Nadja will ich lieben, und nicht eine von Abrafachin reismende Gräfin, oder die weinerliche Wirtin eines Limanow... Ich meine es ganz ernst: geben wir uns natürlich, — so wie wir sind!“

Tränen standen in ihren Augen. Sie fiel mir um den Hals und rief unter Schluchzen:

„Ich liebe dich, du bist zu mir zurückgekehrt!“

Nach vollzogener Versöhnung fuhr ich leichten Herzens in die Redaktion und kam erst mittags zurück. Nadja war wie ausgewechselt. Die theatralischen Gehehen waren verschwunden. Kaum hatte sie im Vorzimmer meine Scheite vernommen, rief sie aus: „Wladimirsch ist da!“, sank vor mir in die Knie, brach in ein helles Lachen aus, und als ich mich über sie beugte, um sie aufzuheben, — küßte sie mich auf den Schenkel und biß mich ins Oberlippen. (Lauter Härtlichkeitsausbrüche, die ich bisher auf der Bühne noch niemals gesehen hatte.)

(Fortsetzung S. 232)

DER FLUSS

*Dem langsam alternden Gestein
entsprungen,
erlebt und trägt beweglich er die Welt.
Schon hat er in Gebirge sich geschwungen,
Granite und Basalte rasch bezwungen
und in die Ebene sich ausgewellt.*

*Im Spiegel wird zur Nähe nun die Ferne,
der starke Himmel und der Wolken*

*Schwarm.
Nachts kriechen über seinen Leib die Sterne,
und Staub von Blüten und der Samen Kerne
belasten sommerlang den hellen Arm.*

*Dann fallen Enten ein in schrägem Fluge,
es streichen Weiden ihn mit grünem Haar,
und Mädele kommen lärmend mit dem Krug.
Er aber rinnt in ungehemmtem Zuge
und mündet in der Meere großes Jahr.*

Wolfram Brockmeier

Sonntag in der Schenke

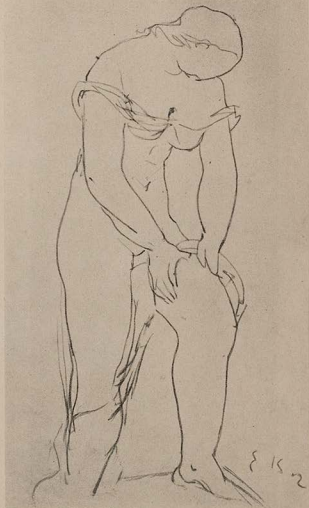
Von Arnold Weiß-Rüthel

Der Sonntag lärmte sich gassenlaut zu Ende —
Eiskaffee pelteten lachend ins Eckal,
der dicke Bräuwirt reißt sich froh die Hände —
durchs Fenster flammt ein später Sonnenstrahl.

Der Ofen schwüßt — am runden Stammisch klopfen
die Ehrenbürger Ekstas und bliden stielz,
vom Kupferrost der Schenke fallen Tropfen
des braunen Biers aufs feuchte Dielenholz.

Die Luft ist dick — die schweren Stiefel scharren
in Staub und schwarzem Schnee, der rasch gerinnt —
durchs Küchenfenster riecht nach Kaiserjagdmatten,
im Schwach des Ofens töhrt der Frühlingwind.

Die Wanduhr tickt und schwingt den blanken Pendel,
auf plumpen Krügen perlt der weiße Schaum —
und grischen Värm und Lachen klingt von Meißter Händel
ein Streich von golden Klängen durch den Raum.



Badende

Emil Krieger

Die neue Rennmaschine

Reisendeklar. Durcheinander von Stimmen. Zigarettenrauch, halbzugefüllte Gläser, an einigen Tischen wird gespielt.

Robert (zu zwei Herren, die sich eben von ihm verabschieden): Nein, ich bleibe noch ein wenig. Aber wenn ich euch nochmals raten darf, es kommt nur eine Mercedes in Frage. Meine neue Rennmaschine ist einfach phänomenal. Die hat Kasse, Kinder, fabelhaft. (Ruft ihnen nach): Und elegant ist sie...

(In diesem Moment nähert sich aus einiger Entfernung Hans.)

Hans (zu einem dritten Herrn, flüsternd): Immer muß dieser eingebildete Herr von seinen Eroberungen erzählen. Ich bin weniger, was er den Jungen wieder vorgeflunkert hat. (Zinkt Robert zu): Hallo Robert, ist sie so raffig und elegant wie deine letzte?

Robert (mit einer Gebärde der Begeisterung): Gar kein Vergleich, so etwas habe ich noch nie gesehen. Ich sage dir, dieses Profil... Und der sanfte Schwung ihrer Formen — Stromlinien natürlich...

Hans: Sprich keinen Unsinn! Robert: So glaub' mir doch, Hans. Wo ich mit ihr erscheine, erregt sie Aufsehen. Und sich gesehen gehört sie mir...

Hans: Diese Einzelheiten interessieren mich nicht. Es ist auch gar nicht nett, alles auszu-plaudern. Wann hast du sie übrigens das erstemal gesehen?

Robert: Vorgestern. Ich war von Anfang an begeistert. Mein erster Gedanke war, die muß ich haben, koste es, was es wolle. Und wie gesagt, seit gestern ist sie mein...

Hans: Alle Achtung, das ist ein bißchen rasch gegangen. Aber das gleich an die große Glocke zu hängen — sein ist das nicht...

Robert (verständnislos): Ja warum denn nicht? Ach, ich bin ja so glücklich...

Hans: Höör' zu, Robert, ich will dein junges Glück nicht trüben, aber etwas Erstklassiges scheint du dir da nicht beigegeben zu haben.

Robert (entsetzt): Schweregefallig. Ich lasse nichts auf sie kommen. Sie ist besser als alle andern, die ich kenne.

Hans (seht unverschämt).

Robert: Mir scheint, du hast zu viel getrunken. Ich habe mich für sie entschieden, obwohl sie aus zweiter Hand kommt.

Hans (ironisch): Das kann ich mir denken...

Robert (erstaunt): Wieso? Wenn du sie schon widerdest — sie ist so gut wie unbeschädigt... Ach' doch nicht so blöd... (Eifrig): Ich habe eine Idee, Sonntag machen wir ein Landpatri. Mein Vergnügen ist ebenhin wenig mit ihr herumzufahren. Da wirst du sie kennen lernen. Sie ist fabelhaft gepolstert...

Hans (troffen): No ja, das ist jetzt wieder modern...

Robert (schwermütig): Und dabei sollst du ihre Vergnügungsfahrt sehen. Ein kleinerritt — und sie fliegt dich auswärts...

Hans (masslos erstaunt): Und das läßt sie sich gefallen?

Die Spionin

Kubin

Als ich Nadja später beim Mittagessen fragte, ob sie mir wegen des letzten Austrittes noch böse sei, warf sie mir die Serviette zu, zeigte mir mit ihren bezaubernden Händchen eine lange Nase und sagte blinzelnd: „Schweig, altes, dickes Nörchen!“ — Obwohl ich wieder alt, noch dick war, gefielen mir diese übermütigen Worte dennoch sehr.

Abends fuhr sie ins Theater, ich aber wollte eine Novelle fertigstellen. Die Arbeit ging mir nicht recht von der Hand. Es zog mich zu dem großen, aber im Grunde guten Kinde hin, Ich

kleidete mich um und fuhr ins Theater. Eine neue Komödie, die ich noch nie gesehen hatte, wurde gespielt.

Man gab bereits den zweiten Akt. Nadja saß auf der Bühne und nähte. Als es hinter den Kulissen klingelte und ein dicker Herr ins Zimmer trat, sprang sie auf, lachte, sank mit einer übermütigen Geste vor ihm in die Knie, küßte ihn dann auf den Scheitel, bisf ihn ins Oelälppchen und begrüßte ihn freudig:

„Willkommen, altes, dickes Nörchen!“

Robert: Gute Behandlung verlangt sie freilich, aber dann liest sie auch Hervorragendes. Wenn du versichst, mit ihrständig umzugehen und sie nicht zu sehr zu beanspruchen, könnte ich sie für einen Tag überlassen.

Hans: Also daß du so ein Zerkel bist, hätte ich nie für möglich gehalten...

Robert: Was redest du für Unsinn — ich verstehe dich nicht... Meine vorige habe ich doch auch öfter verliehen. Allerdings — nur für kleinere Ausflüge...

Hans (renst): Robert, du kennst mich, ich meine es gut mit dir. So etwas darf man nicht tun. Das kann oft böse Folgen haben... Du bist viel zu vertrauensselig.

Robert (kleinlaut): Eigentlich hast du recht, einmal habe ich meine frühere gleichfalls

bloß für einen Nachmittag hergeliehen und dann ist der Holunke drei Tage mit ihr fortgeblieben...

Hans: Siehst du, das hastest du davon. Und du hast sie zurückgenommen?

Robert (verwundert): Warum nicht, es war ja nichts geschehen. Ich habe sie nachher genau untersucht...

Hans (lacht schallend): Nichts geschehen? Es ist nicht böse, Robert, du bist doch zu einfältig! Nichts geschehen! Und das hast du ihr geglaubt?

Robert: Wen? Wem geglaubt?

Hans: Na ihr, deine frühere!

Robert: Rindvieh! Zeit wann kann eine Kummarschöne sprechen?

Hans (greift sich an den Kopf): Heißer Christophorus! Du redest von einem Auto?

Selbstverständliches

Im Wald ist der größte Baum noch lange nicht der schönste.

Nur nie, vom Menschen die Weisheit des Tiers zu verlangen.

Viele wollen die ganzen Bäume, obwohl sie die schönsten Äpfel haben können.

Könn' man sich doch selbst auch zur Wäsche geben!

Keine Gerechtigkeits kann schwerstes Unrecht wieder gut machen.

Freundschaft ist wie ein Regenschirm, der bei schlechtem Wetter umkippt.

Wer die Menschen liebt, fällt ihnen immer wieder zum Opfer.

Vielleicht war das Leben nur deshalb lebenswert, weil die Dinge, die wir uns wünschen, nie kommen.

Jakob Haringer

Die Haarprobe

Bei dem bekannten Dermatologen Lassar besand sich ein auswärtiger Patient wegen Haarschwund in Behandlung. Lassar hatte ihm, damit er die Reise nicht ständig zu machen brauche, aufgegeben, alle vier Wochen eine Probe seiner Haare wochenlang mikroskopischer Untersuchung einzuschicken. Der Patient versah wie ihm aufgetragen worden war. Nach einiger Zeit aber sandte er einen Brief folgenden Wortlautes: „Inliegend übersende ich wochenlangemäß wieder einige Haare. Leider kann ich aber dies jetzt nicht mehr fortsetzen, denn — es sind die letzten!“

Der Lift

Zu dem bekannten Wiener Internisten Professor L. kam einmal eine Dame in die Ordination. — „Nun, wo fehlt es denn, gnädige Frau?“ fragt der Professor. — „Ja, Herr Doktor“, entgegnet jene, „ich weiß es selbst nicht: ich habe im Magen öfters so ein eigenartliches Gefühl, da hebt es sich, dann senkt es sich, steigt empor, geht hinunter, kommt hoch und verschwindet wieder!“ — Professor L. schüttelt nachdenklich den Kopf: „Aber, aber, Verehrteste, Sie werden doch nicht am Ende einen Aufzug verschluckt haben!“

Im Warenhaus

Nachdem die Verkäuferin fast das ganze Lager vor der Kundin ausgebreitet hat, fragt die Kundin: „Ist das alles, was Sie an Kleidern da haben?“

Die ganz erschöpfte Verkäuferin antwortet: „Ja, gnädige Frau, bis auf das, was ich an habe!“



Aus Italien

Fritz Herpfer

Frau Behnes heitere Stunde

Von Peter Scher

Frau Behne war immer empfindsam gewesen; aber seit dem Tode ihres Mannes gleich sie einer wunden Reklame für Trauermagazine. Der Jammerschmerz klangte sogar sich selbst verwundert, wo sie es nie herabnahm — jammert er sich recht gut an Auseinandersetzungen — immer, in deren Verlauf der Verstorbene schlecht abgeschnitten hat. Kleuze war kein Menschenkenner und wusste nicht, daß Frau Behne um so genussreicher trauerte, je empfindlicher ihr zu Bewußtsein kam, daß ihre Anlage zur Nüchternheit nie wieder ein so geändertes Objekt wie den Abgeschiedenen finden würde. Angesichts der Lücke, die sein Tod in ihr Leben gerissen hatte, unwohl sie sein Bild mit einer ganzen Serie von Glorifizierungen. Seine walzenförmige Gestalt genau in der Erinnerung die Formen beider Ehelichkeit. Die vergeratenen Unbeherrschungen seines rauhen Wesens erwiesen sich aus der Entfernung als leider nicht genügend erkannte Merkmale einer romantischen Charakteranlage. Etwas ja ein Schmaus beim Essen, das sie ihm oft süß und weinerlich angetrübelt hatte, spiegelte sie sich nun als eine Art Epikureismus vor.

Die Umwelt und ihre vielfachen Leiden und Freuden interessierten Frau Behne nicht im mindesten mehr. Ihr Leben war nur noch eine Klage an das Schicksal, das ihr — ihr ganz allein — so bitter zugestimmt hat. Sie ging kaum noch aus und fühlte sich nur wohl, wenn sie Herrn Behnes umflossenes Bild über der Kaminwand sah und im schwelgerischen Gemüth ihrer Wehlichkeit Betrachtungen anstellte, wie schön es sein könnte, wenn er noch da wäre.

Einnmal wurde sie von einer Freundin, der sie ledig war, mit dem Wagen abgeholt. Es war ein sonniger Tag und sie fuhren hinaus aufs Land. Die Freundin wusste, daß Frau Behne immer gern draußen gewesen war, wo sie ein Häuschen für die Sommermonate gemietet hatten. Aber kaum waren sie auf der Landstraße, erfolgte auch schon der erste Ausbruch. Frau Behne erinnerte sich mit Tränen, daß Herr Behne einmal mit ihr den gleichen Weg gefahren war — im selben Wagen jenseit. Dort hatte er gestiegen — auf dem zweiten Rücksitz. Und nun war er tot!

Als die ersten Landhäuser auftauchten, wurde sie an das Häuschen erinnert, in dem Behne einmal zu ihr gesagt hatte: So wie bei der hat mir noch nie ein Schweinebraten geschmeckt. O du barnherziger Himmel!

Es war nichts zu machen; die Freundin schüttelte den Kopf und knirschte heimlich mit den Zähnen. Sie kam nicht auf den Gedanken, daß der Gemüth der Trauer vielleicht größer war als der eines bescheidenen Eingehens auf die Schönheit der Natur gewesen wäre. Sie ärgerte sich unjenseit und sagte während zu ihrem Mann dabei: „Man muß sie eben doch ihrem Schicksal überlassen — sie ist eine geborene Trauerweide.“

Eine Weile lang ging es so weiter mit Frau Behne. Sie schlachtete sich schlecht und recht

durch. Bis es eines Tages Herr Kleuze, der Jammerschmerz, nicht mehr zu aushalten konnte. Er stürzte sich in Unkosten für zwei Kinosorten und trat vor die gramvolle Witwe hin: „Sie müssen einmal auf andere Gedanken kommen, Frau Behne — so geht das nicht weiter. Heute Abend gehen wir ins Kino.“

Erst hob sie absehbend beide Hände; dann sagte sie weinerlich: „Aber es ist doch ein Trauerspiel?“

„Das sollte noch!“ sagte Herr Kleuze — „Ihr Leben ist Trauerspiel genug!“

„Nur zu wahr!“ bejahte sie fast freudig. „Aber Kleuze fuhr fort: „Sie brauchen etwas Lustiges! Sie müssen einmal lachen! Lachen ist gesund! Machen Sie keine Geschichten — ich bin bereit!“

Nach langen Zögern ging sie mit — doch nicht ohne den wehenden Trauerschleier. Kleuze konnte sie nicht bewegen, ihn dahinein zu lassen. Es gehörte sich so, es mußte sein.

Also nun saß sie wirklich — wenn auch angetrübelt hinter den Trauerschleier geduckt — neben dem triumphierenden Kleuze im Parkett. Die Vorstellung begann.

Es war ein sehr komisches Stück mit Verwicklungen, Gemäßen und allerlei Schicksal — wie es sich gehört.

Frau Behne hielt den Schlier vor den Mund und gab zu Kleuzes Verdräuen längere Zeit keinen Ton von sich. Während entfachte ihr ein seltsam glühendes Feuer. Es war wie ein gewaltsam unterdrücktes Lachen, das sich Bahn bricht und mit ungeschämter Selbstständigkeit überes Ziel hinauswächst. Der Schlier verdrängte zunächst weitere Ausbrüche.

Da geschah unerwartet ein zweiter Vorstoß.

Im Film schoß ein elegant befrachteter Herr kopfsüß in ein Wäpfchen und teilte mit den Beinen in der Luft — wie es so ist, wenn es humoristisch zugeht.

Knaben im Frühling

Von Karl Martin Schiller

Die Knabenherden scharen sich an Straßenecke und Rondell aus Ställen dumpf und winterlich mit lautem, fröhlichem Geheul und Sonnenglanz im blenden Fell.

So ziehn sie durch die Straßen hin. Der kühnste Junge springt voraus. Sie weichen dicht in ihrem Einem auf grünem Plane wilden Lauf und herzlich lärmendes Gerausch.

Sie stoßen sich auf ihrem Weg, sie brechen manchmal seitwärts aus und drängen so aus dem Gehweg mit ungeduldigen Orbraus ins frühlingshelle Land hinaus.

Frau Behnes Mund entfachte eine lang gezogene Folge gellender Freudenbrüche. Die Stimme überschlug sich, tobte in hysterischen Nebenregimen ab, verlor sich unjenseit, sah sich wiederherzustellen, durchbrach dann um so gewalttätiger alle Trauerschranken und wurde alarmierend.

Herr Kleuze, nunmehr tief bestürzt und jenseits verlegen als vorher Frau Behne, sprach erdönd auf sie ein: „Entschuldig! Wie kann man nur —! So beruhigen Sie sich doch!“

Das ganze Parkett sah nach ihnen hin, es war eine peinliche Geschichte.

Kleuze war heftig, als er Frau Behne wieder nach Hause gebracht hatte. Er machte sich bittere Vorwürfe und ließ sich von schwächliche sich erst, als er sie wieder leise, aber gemüthlich weinen hörte.

Beschönigung

Im öffentlichen Park ist ein freier Platz. Auf diesen Park-Platz parken Kinderräder. Viele, viele. Weil Frühling ist und weil im Laufe des Jahres allenthalben geboren wird. Die Ergebnisse dieser mit Recht so belichen Tätigkeit werden im Frühling ausgefahren, vorgezeigt und untereinander verglichen. Ich bin Zuschauer bei dieser Reue. Neben mir sitzt eine Frau (nicht die meine) und wie sie steht ein Kinderwagen, in dem ein lieber kleiner Tüngling mit großen Augen in den klaren Himmel schaut.

Da kommen zwei Damen über den Platz und streuen, wie ich bemerke, absichtlich auf die Hand zu, auf der ich sitze. Wie ich aber den Blick darauf losplätschernden Begrüßungen zu entnehmen mich nicht erlauben kann, hat der Angriff nicht mit gegelien, sondern meiner schönen Nachbarin und deren Kind, das bald, ja bald, in die Unterhaltung einbezogen wird.

„Es, wie herzlich“, tönt es da, „ist das die Jüngste? Ein lieber süßer Blondkopf ist das ja.“

Und zu dem kleinen Manne selbst gewandt: „Gelle, gelle, Na, lach mal, Bubchen. Du, du du Strolchebubchen, wo du bist.“

Das Bubchen lacht und quiekt, und die Damen sind glücklich; inkliniert der Mutter. Die sagt:

„Es fängt jetzt schon an zu sprechen.“

Ich beginne mich langsam zum Aufbruch zu rüsten, weil ich noch ein wenig medieren möchte. Im Aufsteigen höre ich die W. der Mutter:

„Na, Bubchen, sag mal schön Mama.“

„Mama, Mama“, lallt Bubchen.

Und wie aus einem Munde beglückten sich die Damen:

„Wie deutlich.“

Ich entschreite und verfall (nach meiner neuen Gewohnheit) sofort wieder in tiefste Gedanken: Denselben über die Relativität der Verurtheilung.

Rohn.

Höchste Ehrung

Anton Leidl



„Dem größten deutschen Komponisten zu Ehren veranstaltete das Sydemann-Jazz-Orchester Newyork einen vierundzwanzigstündigen Dauerjazz, in den sämtliche Orgelfugen des Meisters verarbeitet waren.“ (Zeitungsnachr.)

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über **Neuzeitliche Wohnungskunst**

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Salvatorblüte

Ich freierte mich vor dem Spiegel hinter einer Tür, auf der mit Kreide geschrieben stand: „Nur für Damen!“

Eine belebte Stammgasse liegt still auf die Toilettenfrau zu: „Gottseidank, heute ist aber leer bei Ihnen!“ Und sie drückt ihr das Heft in die Hand. —

Als sie wieder herauskommt, hat die Toilettenfrau bereits ihre Antwort parat: „Gottseidank! Ich war erst acht Uhr ... weißens, in zwei Stunden ist der Abend um ... zum benötigten. Das macht der Salvator. An dem können rechtliche Leute heute zu no verdienen!“ Begeistert klappert sie mit ihrer Geldtasche und da sie einmal aufpassen ist, plaudert sie weiter:

„Dankens Gabe, da hat sie vorgestern ganz um des Heftes drucken wollen und ist in den Hof gegangen. Aber die hat ja Glück mit gehabt ... die ist bewußt gewesen. Ich habe ja Heftes fest, und a la Nacht, wissen's, was die hat bündeln müssen? Drei Heftes-mat! Das gibt's denn Person ganz recht!“

Die an sich herumspinnende, sedumspannte Bürgerfrau, die es nun gar nicht mehr ein zu haben scheint, fühlt Mitleid mit der befristeten Unbekannten in sich hochziehen und so fragt sie kopfschüttelnd und ein wenig erstaunt:

„Ja, was hat's denn eigentlich vorbrechen ...?“
G. S.

*Bruchstüm
Der*

DIE PLANN ANZEIGE

*Der
Jugend*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefert wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko **G. HIRTH VERLAG AG.** München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag **G. HIRTH VERLAG AG.** MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

Immer wiederige Publikation Bleibt u. kostenlos **Gervan-Vertrieb** Sub Weidenhof 218

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN GEBURTSORT
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE BERLIN SO 16
RUNDSTRA 20
FERNRUF. P. 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 616

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandkalender verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Post RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag **G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10**

Zeitschriften gehen mit der Zeit-drumgehe mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Zur Aufstellung Jeder Art **Drucksachen**

empfiehlt sich **G. Hirth Verlag AG.** München, Herrstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!

Wer kauft schafft Arbeit!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerb von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ernsts an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portoposten) erleichtert die Bestellung. **G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10**

Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag **Dr. Hanns Schindler** München NW 2 **Karlstraße 44**

Ein Buch fürs Leben ist: **KREMPLEHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach geschulten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Gabelstelen gebunden u. RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag **G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10**

Das Kind

Großmama, die mit ihrer sechsjährigen Enkelin spazieren geht, wäre beinahe überfahren worden.

„Was hättest du nun gemacht, wenn mir etwas passiert wäre?“ meint sie.

„Du hältst mich aber für dumm, Großmama“, entrüstet sich die Kleine, „meinst du vielleicht, ich finde nicht allein nach Hause?“

Noch schlimmer

Mutter: „Aber Junge! Hast du dich schon wieder mit Peter geprügelt? Und wie du aussehest! Nun hab' ich schon wieder einen neuen Anzug für dich nötig!“

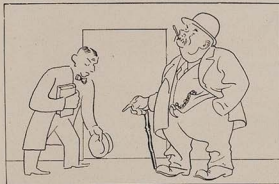
Junge: „Da solltest du Peter erst mal sehen! Dessen Mutter hat einen ganz neuen Anzug nötig.“

Sehr einfach

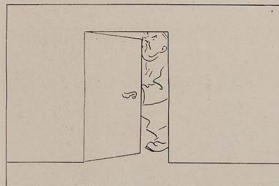
Ein Theatervederle stürzte schreckensvoll in die Direktionskanzlei des Festspiel-Theaters und meldete dem Direktor Doktor Blumenthal: „Herr Direktor, soeben ist ein Herr von Rang ins Parkett gestürzt!“ — Ohne aufzuheben meinte Blumenthal: „Na, dann muß er eben nachgehen!“

Konversation

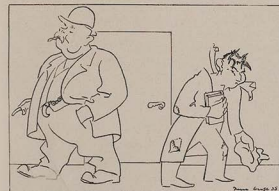
Toni Bichi



„Es ist gut, daß ich Sie gerade treffe!“



Ich wollte schon längst mal mit Ihnen...



ein paar ernste Worte sprechen.“

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dilmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feinsinnig in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hochjüngste Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat diese im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verkannten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsgedicht für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/5 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**

FOTO-ECKE

Was die Messe brachte

Gesamteindruck: Hervorragend. Viele Menschen aus aller Herren Länder. Und zufriedene Gesichter. Beim Käufer wie beim Fabrikanten. Denn der Erfolg war groß. Man brachte Qualitätsware, die rege Nachfrage erfuhr. So ist also jeder auf seine Kosten gekommen, der Besucher wie der Aussteller.

Im Mittelpunkt des Interesses stand die Exakta-Kamera. Das Exakta-Verfahren ist wesentlich verfeinert und ausgebaut worden. Es besteht jetzt, die Möglichkeit zu Mikroaufnahmen mit jedem Mikroskop durch ein lichtdichtes Verbindungsglied. Die Reproduktionsleistung wurde geschaffen. Dazu eine sehr interessante Neuerung: Der automatische, gleich einsetzbare Vacu-Lösler. Im selben Augenblick, wo der Verschluss betätigt wird, flamm der Vac auf, es können also bei Vacu-Lichtmomentaufnahmen bis zu 1/100 Sekunde gefertigt werden. Das ist besonders für die Pressefotografie wichtig. Die Lichtstärke wurde bei einem neuen Modell erhöht auf 1:19.

Überhaupt tritt jetzt die einzelne Spiegelreflex wesentlich in den Vordergrund. Ein neues Modell liegt in der Keller-Kollekte vor. Allerdings ist die Form dieser Kamera noch etwas unhandlich. Zwei-äugige Kameras waren ebenfalls vertreten, allerdings bei geringerer Nachfrage.

Im allgemeinen wurden nur Kameras mit mittleren Formaten angeboten. Man erkennt immer mehr, daß sie für den Amateur am schätztesten sind. Sie arbeiten billig im Materialverbrauch, geben Negative mit guten Vergrößerungsmöglichkeiten, sind andererseits aber auch im Format so groß, daß bereits ein Kontaktdruck einigemal wirt.

Der elektrische Belichtungsmesser setzt sich durch. Neue Modelle sind erschienen von den Firmen Minolta und Kienewetter. Ihre Preise liegen zwar durchweg über zwanzig Mark. Doch sie werden vorgezogen, weil sie eben völlig objektiv arbeiten, was der optische Messer noch nicht tat.

Das Duxschon-Farbenverfahren ist verbessert worden. Die Plena Herzog hat jetzt die Farbstoffe so verfeinert, daß die Echtheit der Farbwiedergabe als sehr gut bezeichnet werden kann. Es kommen in der Emulsion bereits drei Farben zur Verwendung, die in ihrer Beleuchtung und Entwicklung des Bildes auf Papier übertragen wird. Auch eine neue Kamera zu diesem Verfahren wurde herausgebracht. Sie gestattet die Aufzeichnung der drei Teilnahmen ganz schnell hintereinander auf Rollfilm, was bei einer gewöhnlichen Kamera nicht möglich ist. Allerdings sind Aufnahmen von Bewegungsabläufen noch unmöglich. Dann bleibt nur das alte Farblasterverfahren übrig, wie es im Color-Ultra-Film wesentlich ausgebaut wurde.

Aufgetauchte Zweitlot: Jeder Amateur kann seine Aufnahmen zur Veröffentlichung der Presse anbieten, Aufgetauchte Gerichte, daß dies jetzt interessant sei, treffen nicht zu. Daß man den Redaktionen zur Disposition vorlegt, versteht sich von selbst. Das Buch „Deine Kamera zahlt Geld verdienen“ mit seinen fast 80 Adressen für den Bilderverkauf (G. Hirth Verlag AG, München) für 75 Pfennig behält also vollen Wert.

st.-L.

Der Geizhals

Die Bulle

Der Hörsaal des Professors M. in Marburg war stets überfüllt. Der Herr Professor war nämlich Mitglied der Prüfungskommission. Deshalb! Nicht etwa seiner Vorträgen wegen. Denn diese waren „zum Hinwachsen“ langweilig.

Der Professor las über mittelalterliches Recht, und dabei kam er eines Tages auf den Begriff einer „Bulle“, den er seinen Studenten folgendemassen erklärte:

„Meine Herren! Unter einer Bulle versteht man eine runde Kapsel, in welcher sich das Siegel einer Urkunde befindet. Diese Kapsel kann nun aus mancherlei Stoffen gefertigt sein. Ist die Bulle aus Holz und ein Siegel darin, so nennt man sie eine hölzerne Bulle. Ist die Bulle aus Gold und ein Siegel darin, so nennt man sie eine goldene Bulle. Ist die Bulle aus Silber und ein Siegel darin, so nennt man sie eine silberne Bulle. Ist die Bulle aus Zinn und ein Siegel darin, so nennt man sie eine zinnerne Bulle...“

Da riß auf einer der hintersten Bänke einem „besessenen Haupts“ die Geduld und ein mächtiger Bierboß dröbte durch den Raum:

„... und ist die Bulle aus Glas und Schnaps darin, so nennt man sie eine Schnapsbulle...!“



Geizhals

Schäfer-Asi



„Ihre ständigen Beschwerden rühren, wie die medizinische Wissenschaft der letzten Jahre festgestellt hat, von einer zähen, hartnäckigen und bösartigen Mikrobe her...“
„Pst, pst, Herr Doktor, meine Frau sitzt ja daneben im Wartezimmer!“

List und Gewalt

Gerade wie Hans v. Bülow für Richard Wagners Kunst kämpfte, setzte er sich auch unerschrocken für den seinerzeit hart umstrittenen, manchmal leidenschaftlich abgelehnten Komponisten ein. Als Bülow eines Abends in der Berliner Singakademie ein Konzert gab, in welchem einige schwer verständliche Kompositionen von List zum Vortrag gebracht wurden, gaben einige Hörer ihren Beifall durch Klatschen kund. Sofort entstand eine Opposition. Man riefte die Klatschenden nieder und verhinderte, dem Beifall durchzudringen. Bülow wandte sich auf seinem Podium um und rief die Jünger an: „Wenn Ihre unkultivierten Ohren diese Musik nicht zu würdigen vermögen, so verlassen Sie sofort den Saal. Hin aus mit den Bananen!“

Das war groß, verfehlte jedoch nicht seine Wirkung. Die Leute schwiegen und das Konzert ging nun ohne weitere Störungen zu Ende.

Am folgenden Tage lief dann in Berlin das Scherzgebot um: „Hans von Bülow kann zwar die Leute mit List aus seinen Konzerten vertreiben, aber nicht mit Gewalt.“

Redaktionelle Notiz:

Der Beitrag „Bild und Bergstiefel“ in Nr. 12 der „Jugend“ stammte von Nikolaus Holger.

Bewunderung

Als Bruno Mannel vor zwei Jahren das erste Mal die Mele Sandrock auf der Bühne erlebte, tief er begeistert aus:

„Das ist wohl das schönste Asthma, das ich jemals gehört habe!“

Die neue Kraft

„Verzeihen Sie, Herr Müller“, fragte die eben erst eingefestigte „perfekte Stenotypistin“ den Chef, „was sagen Sie doch gleich zwischen ‚Sehr geehrter Herr Doktor‘ und ‚Ihre ergebener?‘“

Der Autor

Es war zur Cafinammpremiere im Wiener Burgtheater. Vor der Vorstellung verabschiedete Casimann mit seinen Freunden:

„Wenn der heutige Abend ein ganz großer Erfolg wird, treffen wir uns hinterher alle bei der Schöner. Wird es aber nur ein kleiner Erfolg, sehen wir uns im Speisesaal des Grandhotels.“

Die Vereinbarung wurde gehalten.

Punkt elf Uhr saß alles, was Beziehungen zu Casimann oder zum Burgtheater hatte, im Speisesaal des Grandhotels. Nur einsam und ganz verlassen bei der Schöner wartete Hans Casimann.

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abzugsstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessanten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

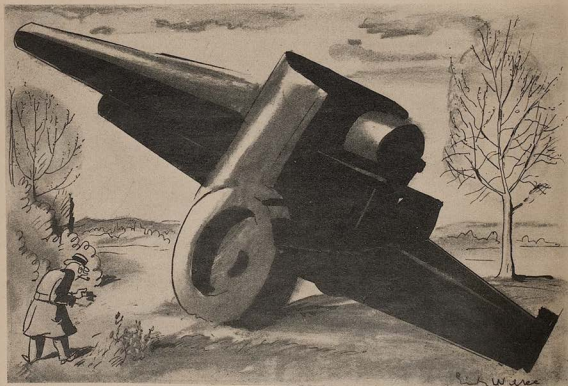
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haida, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.





Kleine Ursachen



Große Wirkungen

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 16



Die Mühle am Blautopf

Rudolf Sieck

HEIMDAHL KEHRT HEIM

Von Julius Zersab

Wenn der alte Heimdahl unter der endlosen Schar Arbeiter abends das Völter Walzwerk verließ, sah man ihn immer noch den ehemaligen Bauernschmid an. Er hatte etwas Selbstbewußtsein in seinem Gehen, das auch durch die Müdigkeit nicht verwischt wurde. Aus dem Vollbart lugte das knöchige Gesicht unter der schwarzgedrehten Bauernkappe, die Kenner deutscher Stammbaer sofort als Hunsrückisch ermittelten.

Zu Hause warteten das Abendessen, die lange Pflahe, seine Zeitung und der Polsterstuhl. Da saß er, vom ewigen Hammerlärm schwerhörig geworden, und sprach wenig. Nur wenn landmannschaftlicher Besuch sich einfand oder ein Brief eintraf, konnte er geredet werden. Dann war zu merken, daß sein geistiges Dasein nicht am Niederrhein Wurzeln gefaßt hatte, sondern auf den rauhen Höhen des Hunsrück, seinen verschlungenen Tälern und weiten Wäldern geblieben war. Sprach er im klobigen Heimatdialekt von den Dörfern und Menschen da oben, leuchteten seine Augen unter den kahlen, von der Schmiedehitze verengten Brauen, und er konnte lebhaft werden. Nicht aber redete er von dem Heimweh, das er in sich trug.

Vier Jahren war der Schmid Heimdahl von den Höhen des rheinischen Hunsbuckel nach Düsseldorf gezogen. Er hatte in seinem Heimatdorf eine Schmiede gehabt, war aber durch unglückliche Umstände in Schwierigkeiten geraten und verließ, noch ehe die Juwagvollstreckung ihm alles nahm, mit Frau und Kindern den Ort, Wohnort im Herzen und das Gefühl, daß er im Kampf ums Dasein eine Niederlage erlitten.

So war er, festlicher Bitternis, aber auch verbissener Willenskraft voll, an den Niederrhein gekommen, wo für tüchtige Schmiede immer Verwendung war. Heimdahl fand sich nun mühsam in der großen Stadt zurecht, unter den Menschen, deren singende Sprache kein Hunsrückler verstehen, geschweige denn erlernen konnte. Noch schwerer lebte er sich in der Gabel unter den Hunderten von Arbeitern ein und den vielen Maschinen, die ihn verwirrten. Auch ermüdete ihn die gegen seine frühere vielseitige Handverfertigkeit jetzt mehr gleichmäßige Arbeit zunächst mehr.

Wenn er auf die Regalut des Eisens den schweren Hammer fallen ließ, hüllten seine Gedanken zuweilen in die gemühtliche Dorfschmiede mit dem Walzbaß und dem verrosteten Fenster in die Obstweide hinaus. In den Arbeitspausen, den Festschmann mit dem aus der gekochten Mittagessen vor sich, war ihm in der ersten Zeit, als müsse er jetzt aufstehen und irgendwo hinausfahren oder sich auf die Bank am Spalier vor den niederen Bauernhäusern niederlassen. Aber wo er in dieser Nischen schmeide sich hinwandte, sah er verrostete Mauern und Hallen, Schötte, graue, endlose Höfe, keine grünen Wiesen, kein wegendes Kornfeld, hörte kein Kügelbrüll, kein Pferdetrappel die Dorfstraße hinauf. Da war es ihm recht, wenn die Arbeit weiterging...

Commerzmittags wanderte er mit Frau und Kindern aus den Schluchten der hohen Mietshäuser hinaus am Bentrath, Klönne, Kaiserwerth oder über den Rhein nach Trier zu. Da gab es wohl Äcker und Wiesen und auch amnatige Wälder. Aber da noch es nicht nach Hunsrückler Tannen- oder Eichenbläuten, da war nichts als Ebene, wo er Höhen und Tiefen suchte; in der ferne grünenfalten Winden mühten und die waren für ihn ein verlorendes Zeichen fremden Landes.

Bald hatte er sich an die Umgebung fat gesehen; er meinte, Kaiser mit Bauernplatz und Apfelkraut schmiedete dabei ebenbürtig. So blieb er auch an den Sonntagen zu Hause. Nur halb auf seine geschwätzige Frau hörend, schaute er im Schmiedel hinter den Fensterblenden auf laufende Menschen und laufende Autos, den schwarzen Kater neben sich, und ließ in Gleichmut die fonderbare Welt da draußen veratuben.

Viele Jahre hatte Heimdahl die Heimat nicht mehr gesehen. Er wollte ja auch nur zurückkehren als Herr seiner Schmiede. Aber das Leben in der großen Stadt verschlang fast das Mehr, das man verdient. So floß das Spargeld nur in dünnen Kinnfallen dem Bäcklein zu, das die armen Leute Notspende nennen. Das aber, was man nicht heist, ist nur selten mit denen, die es mit Musteln und Käufen erwerben wollen. Nur ein Wunder konnte ihm das Besondere wieder zurückbringen! Er spielte zwar ein Ahtellos in der Klassenlotterie, es mußte pünktlich erneuert werden, trug aber in der langen Zeit außer einigen Groschen nur einen einzigen kleinen Gewinn ins Haus.

Nach und nach wurde Heimdahl die Arbeit schon schwerer; er war ja auch kein Riese an Gestalt, sondern ein Schmid der Fähigkeit. Es gab oft blaue Flecken und Beulen, manchmal auch Ärgers. Einmal sah er mit geprellten Fehen wechelang daheim. Qualvoller sah noch als der Schmerz war ihm das Eigennüssen und das ewige Nüchtern des Weiberschweiges.

Eine bare Hoffnung, doch noch auf seine Dorfschmiede zurück zu können, behielt Heimdahl für sich. Jähr legte er Markt zu Markt. Er wurde verschlossen und mürrisch. So ließ man ihn gehen und kümmernte sich nicht mehr um ihn. In der Arbeit war er Meister und als solcher fühlte er sich auch unter den anderen. Jämlich verachtete er jene, die sich mit ihrer Tagelöhnerarbeit abgefunden hatten. Der alte Handwerkerhals sah ihm im Auge. Mit seinem Hilschmid sprach er kaum ein Wort. Man hielt ihn für einen ausgemachten Dickkopf und keine wußte, was in ihm vorging.

Eines Tages bekam er einen neuen Hilschmid; der bisherige war weggabgeblieben, die Arbeit war ihm zu schwer geworden. Ein handfester Burche war dieser Neue, mit breiten Schultern, einem gutmütigen Gesicht und hellen Augen, wie sie das Bauernland beregibt. Als er den Mund aufmachte, verheute Heimdahl auf, schaute ihn an und fragte ihn, wann er könne. Da spitzte auch der junge Schmid die Ohren und man merkte ihm die Freude übers Gesicht an.

Die Arbeit ging weiter, aber welch eine Arbeit! Das lang wüßten Ambos und Hammer und das ginge Hand in Hand, Stück um Stück. Die Schweißtropfen fielen herab und verjagten.

Am Mittag saßen die Zwei vor der Schmiedehalle auf der Bank. Die anderen staunten, daß der Heimdahl reden und weniger sein konnte. Als sie aber genauer hinsahen, wußten sie Bescheid: der junge Hilschmid war vom Hunsrück!

Der Burche mußte erzählen, wie es jetzt dort aussehe, was sich alles verändert, wo er schon geschafft habe. Begierig lauschte der Alte auf die Antworten. Mit der dicken Mundart lebte er beglückt auf und sprach, als sei er überhaupt vom Hunsbuckel nicht fortgerissen.

Die Mittagspause verfloß. Weiter ging die Schmiederei, bis am Abend die Hammer in die Ecke gestellt wurden.

Nach Feierabend benötigte Heimdahl den jungen Landmann, mit ihm die gleiche Begründung zu nehmen. Nie war er bislang auf dem Heimweg eingetretet. Kein Zähltag hatte eine Ausnahme gemacht. Er trant selten Bier und dann nur zu Hause, und er kamme die Mietshäuser allesfalls vom Verdrüßigen. So kam ihm selbst überraschend, daß er es fertigbrachte, eine Schenke zu betreten und an einem der kleinen Züßer Platz zu nehmen. Daß er Bier trant, war auch nicht aus Bedürfnis nach Genuß; aber es belebte seine Zunge.

Er fing nun selbst zu erzählen an von seiner Kindheit und Jugend, von seinen Wanderschaftserlebnissen. Der junge Schmid hörte ihm willig zu.



Baueraus der Rhön

Heinz Kistler

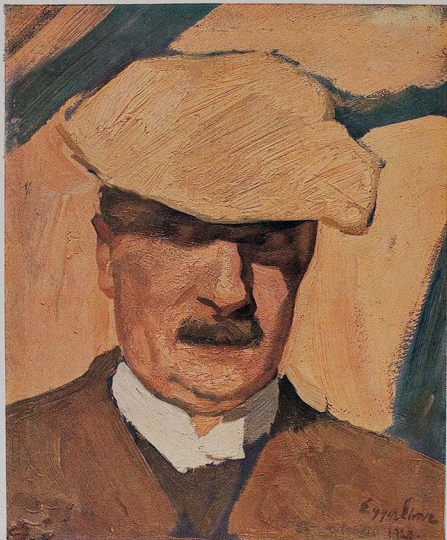
Nach einer nachdenklichen Pause, als müßte er sich erst sammeln, fragte Heindahl endlich den jungen Landmann, ob er das Dorf D. und darin die Schmiede kenne.

Das Dorf kenne er freilich, antwortete der Junge. Die Schmiede aber stehe schon länger leer. Der letzte Besitzer habe sich durch eine Brandstiftung aus der Schlinge des betrügerischen Bankrotts ziehen wollen. Das sei ihm vorbeigeklungen. Der Brand sei rechtzeitig entdeckt worden und nun habe sich noch keiner gefunden, der die Rüste übernehme.

Der Gefelle erzählte das so obenhin und merkte auch nicht, daß Heindahl nichts mehr sagte. Als sie sich trennten, war der Alte wieder wortkarg, aber sein Händedruck war herzlich.

Lage vergingen. Der Alte fiel daheim durch eine gewisse Erregtheit auf, er stöberte die Familienpapiere durch und hatte öfter das Sparkastenbuch in der Hand, das durch den Anfall einer bescheidenen Erbschaft seiner Frau nun in den Mittelpunkt seiner Pläne gerückt war. Er war in sich eingesponnen und nur aus gelegentlichen Selbstgesprächen konnten die Seinen entnehmen, daß ihn die Schmiede auf dem Hundsrück beschäftigte.

Wie aus der Kanone geschossen kam seine Entscheidung; sie löste zunächst keine Begeisterung aus. Da aber die älteren Nachkommen bereits eigene Familie hatten, blieben nur die Frau, eine Tochter und ein Sohn, der sich ebenfalls dem eisernen Handwerk verschrieben. Die anfängliche Abneigung gegen die jähe Veränderung wich der Freude über die späte Genugtuung für den Alten.



Selbstbildnis

Albin Egger-Lienz

Im Büro des Walzwerkes war man verblüfft, als er, die Mütze in der Hand drehend, seine Absicht kundgab. Man verlor ihn ungern und warnte ihn, etwas Sicheres preiszugeben. Aber er hatte nur ein Wissen des Lächeln und so ließ man ihn mit guten Wünschen ziehen.

In dem kleinen Hunsrückdorf am Rande des Soonwaldes gab es ersaunte Gesichter, als eines Tages der alte Heimdahl eintraf, beim Dorfviertel ankam und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zu wissen tat, daß er seine Schmiede wieder übernehme.

Da er alle neugierigen Fragen brünnig überhörte, ließ man ihn in Ruhe. Die älteren Bauern, die ihn noch gut kannten und trotz seiner Störigkeit mochten, nahmen ihn gleich als den ihren auf und es tat ihnen wohl, daß er noch ihre Sprache redete und von keinem Städtergetue angekränkt war. Sie atmeten auf, daß die alte Schmiede ihnen keine Gemeindeforgen mehr bereite und waren ihm behilflich zur Er-

langung einer Resthypothek bei der Kreisparkasse. Sie glaubten an seinen Fleiß und an seine Fähigkeit und sie brachten ihm gleich Arbeit herein.

Eines Tages kam auf zwei Leiterwägen das Mobiliar angefahren. Jedes Stück erhielt den Platz, den es früher eingenommen. Die Heimdahl hatte es wichtig und ließ sich gerne von den Nachbarn und Dorfbossen zum Plaudern aufhalten.

Um so schweigsamer gingen Vater und Sohn an die Arbeit. Der Blaseholz puffte, die Flammen schlugen empor. Der Alte glühte, seine Augen funkelten. Das Lied der Hämmer setzte ein, scholl durch die Gasse. Hahnenstrei und Rindergebrüll bereicherten die Klangkale der dörflichen Döyle. Vom Soonwald kam über die Felder der Duft der Lamm.

War Heimdahl überhaupt je fortgewesen? Man mochte es bezweifeln, wenn man ihn am Feierabend, auf der Bank vor der Schmiede sitzend, dem blauen Dunst der Pfeife nachblicken sah . . .

DIE SAGE VON FÜRST IBRAHIM

Chario der Hürte blies auf seiner Flöte. Das Feuerfeuer warf rotes Licht in die Nacht. Der Fremdling hockte daneben und starrte in die Flammen. Traumverloren hörte er zu. Es waren lange schelle Töne, und so dunkel wie die nächtliche Einsamkeit der preßischen Steppe, die beide umfängen hielt.

Nun schwang auch die Flöte.

„Chario, was war das für ein Lied?“
Der Alte sah ihn erstaunt an: „Erfendi, du kennst es nicht?“

Der Fremdling schüttelte den Kopf.

„Es ist ein altes Lied, aber es gehört nicht uns. Der Wind hat es wohl aus Gärten umhülligen Ländern über die Berge geweht. Es lautet: ... An der Winge sitzt die Mutter, und es weint ihr Knab' ... und es klingt ihr Lied wie Gedenken um ein Heldengrab ... und der Knabe hört das Lied und verzieht es nicht ... und er wird die Feinde haßten, bis sein Auge weicht ... — Es ist kein schönes Lied, Erfendi, hast du es wirklich nie gehört?“

„Nein, Chario.“

Da griff der Hürte nochmals zur Flöte, schob die Kinnlade zurück und spitzte die Oberlippe vor. Und diesmal waren es weiche Töne, freischallig klar, hüpfend und trillernd, eine Melodie voll fröhlicher Nähe.

„Siehst du, das ist unser Lied“, sagte er mit leiserem Verwurf, als er geredet. „Die Steppe birgt es zu geben, es lautet so: ... Reichtum ist nicht Geld und ist nicht Silber ... ist nicht Nahrung und ist nicht Sieg ... Reichtum ist nur haben, was uns lieb ist ... — Weiter weiß ich es nicht.“ Und nun schwing auch der Hürte und starrte nachdenklich ins Feuer. Sein eisgrauer Bart lobte im Widerschein der springenden Flammen.

„Du tust uns Unrecht“, antwortete nach einer Weile der Fremdling. „Auch dein Volk der Steppe hat Unrecht im Blut gehabt. Und wo sich einst unaufhaltsam die preßischen Scharen vorwärts wälzten, bezeichneten Flammen, Rauch und Schutt ihren Weg.“

„O, Erfendi, das ist lange her und es war eine andere Zeit. Der Krieger kämpfte tapfer und edelich, mit Lanze und Pfeil, mit der Stärke des Armes und der Kühnheit des Geistes. Und es hat gute und böse Könige, glückliche und unglückliche Untertanen gegeben. War aber der König weiß, dann versetzte auch damals Frieden. — Hast du nie gehört von Ibrahim dem Klugen und Edelmütigen?“

„Nein.“

Da trante der Hürte aus einer Ziegenblase Tabak und Tabak hervor, bot auch dem Fremdling an. Rauchend erzählte er, und sein sinnender Blick trennte sich auch jetzt nicht von der Reinheit des Brandes.

„Ibrahim war ein Fürst. Er herrschte vor langer Zeit in Schirwan und es war die glücklichste Provinz, denn er liebte sein Volk und deshalb den Frieden. Mit weiser Gerechtigkeit belohnte und bestrafte er. Und weil er

jedem Stand gute Gesetze gab, gefielen sich auch drei Stände hinzu: Wohlstand, Anstand und Verstand. So kam es, daß sein Volk ihn wiederliebte.“

Ibrahim hatte einen tapferen Feldherrn, der hieß Doman. Und einen klugen Schatzmeister namens Ulebek.

Da kam eines Tages die schreckliche Kunde, Tamerlan, die Geißel Asiens, sei mit seinen Herden in Anzug um Ibrahim zu töten, und Schirwan zu unterjochen. Sofort versammelte Ibrahim seine Minister.

Frühling des Gefangenen

Von Gerd Michler

Der Ziegelstein wird endlich locker
An meiner harten Zellenwand.
Ich stampfe ihn zu Staub und Ocker
Und mal' mit ungelungener Hand
Mir Knospenrot und Purpurblüte
Und forme einen Rosenstrauch.
Oft glüht er voll Madonnenzüge
Mir sanft der Mutter Antlitz aus.

Ich höre Schwalben mich verhöhnen:
„Nur wir sind selig, wir sind frei!“
Ihr Jubel weckt mein dumpfes Stöhnen.
Da schenkt der Mutter Konterfei:
Mir wieder Trost und Jubelräume.
Es lächelt mir zur Seelenruh'.
Daß sich mein Trotz nicht kühnen bäume,
Aus rotem Rosenstrauch zu.



Scherenschnitt

K. v. Hacke

„Wie werden kämpfen“, rief Doman, der tapfere Feldherr, „wir essen gerne anßer Brot für dich und anferre Freiheit.“ Und die Hälfte der Minister bejahte seine kurze und mutige Rede.

Da erhob sich Ulebek der Schatzmeister: „Auch ich Fürst biete dir mein Blut und Leben an, wenn du für den Krieg entscheidest. Aber dein Volk ist kleiner und durch den langen Frieden der Waffenübung entwöhnt. Die hohen Berge hüten dein Leben und deine Schätze besser. Die treuesten Untertanen werden dir gerne folgen, bis Tamerlan Schirwan verlassen hat.“

Und diesmal stimmte die andere Hälfte zu.

Mit Gefassenheit hörte Fürst Ibrahim die Meinungen der Großen an. Als Ersted unter den beiden entstand, antwortete er: „Ulebek, ich liebe deine Klugheit, aber flucht ich eines Fürsten unwürdig, der Herrn Tamerlans würde die Zurückgebliebenen doppelt hart treffen. — Und du, Doman, danke ich für deine Opferbereitschaft, aber meine Liebe zu meinen Untertanen verbietet mir, ihr Blut sinnlos vergießen zu lassen.“

„Was willst du denn tun, Fürst?“ fragten mit Wohlmut Doman und Ulebek.

„Noch weiß ich es nicht. Bietet dem Himmel, daß er uns beistehe.“

In derselben Nacht verließ Ibrahim heimlich den Palast und zog unerwartet viele Tage weit Tamerlan entgegen. Und als er endlich zum feindlichen Eroberer kam, überreichte er diesem seine Gesandten. Es waren der Gütte gemäß allemal neun Stück. Neun vollblütige Pferde, reich geschmückt mit Edelsteinen und Perlen. Neun Jagdleoparden mit goldenen Halsbändern und Ketten. Neun fedrige Tiere auf das schönste geputzt. Neun indische Teppiche von Meisterhand gewebt. Neun Schälbecken voll köstlichen Calbbl. Zuletzt überreichte er ihm einige Sklaven, doch dieser waren nicht mehr, denn — acht.

„Wo ist der neunte Sklave?“ fragte stolz der sarkastische Eroberer.

„In deinen Füßen!“ sagte Ibrahim. „Ich bin der Fürst von Schirwan — aber lass mich Volk ungetränkt.“

Da fühlte sich der übermütige Tatarer auf tieffte erschüttert und beschämt hob er Ibrahim auf: „Du sollst der erste unter meinen Freunden sein, Fürst Schirwan, kehre zurück zu deinem Volke und mache es ferner glücklich. Betrachte mich als Bruder — ich will lernen.“

Der Hürte schwieg.

Er klopfte die Pfeife aus und griff wieder zur hölzernen Flöte. Und durch die dunkle Nacht der Steppe drang gegen die fernsten kaspischen Berge wie ein Mahnruf abermals sein Lied: ... Reichtum ist nicht Geld und ist nicht Silber ... ist nicht Nahrung und ist nicht Sieg ... Reichtum ist nur haben was uns lieb ist ...



Junge Frau

Josef Lengrüsser

Porzellanpinguine sehen dich an!

Von Weare Holbrook

Die Bekämpfung von Tiereschädlingen aller Art bildet den Gegenstand eines ausgedehnten Schäfttums. Aber bis nun konnte ich keinerlei Vorhaltungsmaßnahmen gegen Porzellanpinguine ausfindig machen, obwohl diese Tiere immer mehr eine vielsche Drohung darstellen.

Ein Porzellanpinguin mag verschmigt aussehen. Aber wenn sie zu Dutzenden auf Ka-

ninnsen und Anrichten paradiere, höet es sich mit der Verschmutzung auf und die Störung des häuslichen Gleichgewichts beginnt. Jhnen gefellen sich Drogenlefen, bronzenes Eber und Chronmblechen und kein modernes Heim ist heute ohne seine Kredenzen Menagerie vollständig eingerichtet.

Die kleine Kerntuppe meiner eigenen Menagerie bestand aus einer Sandpapier-Kage

und einem Dshienfisch-Steckholzhalter, die Lante Calula im Jahre 1896 bei einer Tombola gewonnen hatte. Obwohl die Kage vergebens alle Hölle anflehte, ihr den Rücken zu kröhen, und obwohl das Kaffende, rote Maul des Dshienfische keine Hindhölzer barg, wurden beide Kreaturen dennoch aus sentimentalen Gründen aufbewahrt, zu gleich mit einem aus Kindheitstagen stammenden Sparfischweiden aus Ton. Dann schenkte uns jemand ein Paar Alpakka-Flamingos und ein Terrakotta-Gelbchen. Wir stellten sie als ein Art von Schutzvögel auf den Bücherkasten.

Aber erst als meine Frau einen Beidgelaß beirat, wurde unser Tierpark über sein Gehege hinaus. Sie ist ungemein hübsch beim Bieten und hat lächelndes Gesicht. Fast stets gewann sie bei den Zuckern einen Preis — und unvorstellbar bestand dieser Preis aus einem ornamentalen Tier. Im ersten Winter brachte sie ein Paar Elefanten-Duschlügen, zwei Kupferkängurush, einen Hirsch aus gebrochenem Glas, zwei Drogenlefen und eine ganze Familie von Jadebildstöcken nach Hause. Eine Weile gab es dann einen Affenansturm; wir hatten die drei „Küken“ Affen, den Pavian, den weißen und den grünen Schimpanse und eine nicht zu knapp Auswahl von Elfenbein-Erdensaffen und Porzellanpapageienaffen.

Und in der Zwischenzeit dauerte das beständige Zustromen von Porzellanpinguinen an. Niemand wagte anscheinend, woher sie kamen und auf welche Weise sie in unsere Wohnung gelangten. Doch dort standen sie — und stehen auch heute noch — auf Bücherregalen, Anrichten, Kamins, Fensterbänke und Nachtschischen. Kein Teil der Wohnung ist vor ihnen sicher. In der frühen Morgendämmerung starten sie uns mit ihren Perlen an.

Bei einem Abendsessen, zu dem wir unlängst geladen waren, hielten Spielzeughummern die Tischkarten in ihren Klauen, während die Belästigung von einer Truppe dressierter Robben aus getriebenen Silber begleitet wurde, die Krüge von ihren Schnäuzen herabbaumen ließen. Ein gährender Porzellanpfeifen bot bei seinem geräumigen Keschack Mandeln dar und Salz und Pfeffer wurden von einem Paar Kakadus aus Kristallglas geleistert, deren Schöpfe durchlöcher waren. Eogar in den Fingerschalen schwammen winzige grüne Glas-

überhoben und die Aischensalen waren mit Tierornamenten so reich vergiert, daß kaum Platz für einen Zigarettenstummel übrigblieb. Dies alles in Betracht gezogen, hätte es uns kaum sehr überrascht, wenn das Dressfaß sich von seiner Platte erhoben und gemüht hätte.

Denn die Kamajungs-Menagerie ist nicht selbsthafter Art. Sie wandert. Nachdem ich nun fünf Jahre in ihrer Mitte verlebt und ihre nomadischen Neigungen beobachtet habe, glaube ich fest daran, daß Porzellanpinguine und andere Menagerieangehörige die Fähigkeit der Ortsveränderung besitzen. Wie können sie sonst von dort, wo sie hingehören, dorthin, wo sie wirklich sind?

Zeit kurzum aber kamt ich das unheimliche Gefühl nicht loswerden, daß sie nicht nur wandern — sondern sich auch vermehren! Ich weiß, daß ich mich durch dieses Bekenntnis der Gefahr, nicht ernst genommen zu werden, aussehe, aber ich sehe mich vergeblich nach einer anderen Erklärung für das überraschende Überhandnehmen dieser Tiere um. Die Statistik zeigt, daß wir ursprünglich nur zwei Porzellandackel besaßen; gegenwärtig besitzen wir zehn. Und Ähnliches gilt für andere Tiergattungen unserer Sammlung. Versuchsweise stellte ich ein Werk über das Aussterben des afrikanischen Elefanten zwischen unsere beiden Elefanten-Buchenden. Ohne Erfolg! Auf den Bücherregalen steht heute ein Dutzend kleiner Elefantenbeinelephanten herum.

Vielleicht habe ich Unrecht. Vielleicht stehe ich am Beginn meines seelischen Zusammenbruchs. Aber ich bin der Ansicht, daß, wenn die Regierung wirksam gegen die Überproduktion von Schweinen einschreiten kann, sie auch in der Lage sein müßte, etwas in der Angelegenheit der Porzellanpinguine zu unternehmen.

Unlängst las man wieder einmal von dem Überhandnehmen der Termiten, die ganze Städte bedrohen. Diese kleinen weißen Ameisen fressen bekanntlich alles und halten ihre Ziegelschmelzwerke an den unversorgtesten Orten ab. Man weiß nie, wo sie ihr nächstes Zielgehirn veranstalten werden.

Aber als Unterwähler des trauten Heims können sich selbst die Termiten nicht mit den Porzellanpinguinen und ihren Gefolge vergleichen. Haben Sie sich noch nie unterwacht auf ein Einhorn aus Chrom gestirbt oder mit einem Etaschschwein aus gesponnenem Glas in der Dunkelheit Pfüße ausgetauscht? Nein? Das, lieber Leser, müssen Sie erst versuchen, bevor Sie mich der unmöglichen Übertreibung bezichtigen.

Junger Singhalese

Seine Sache

„Hören Sie, was fällt Ihnen denn ein, in so übler Weise über meine Frau zu sprechen! Sie sind doch schließlich nicht mit ihr verheiratet!“

Nicht wie bei uns

Direktor Crommelond hat in Paris ein „Theater der Unmöglichkeiten“ eröffnet. Gespielt werden nur Sachen, die vollkommen unmöglich sind.

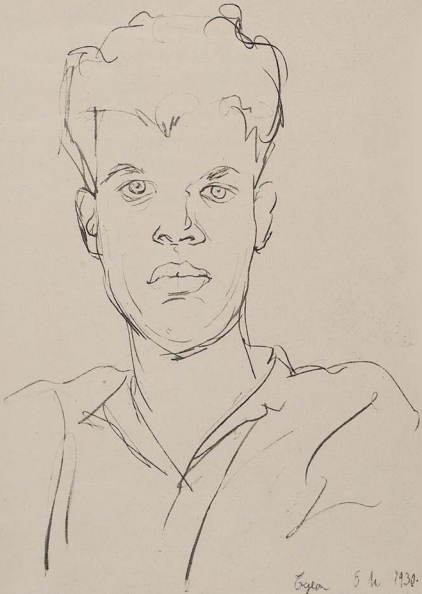
„Woga das Theater?“ fragte der verkannte Autor im Café de la Paix, „man spielt doch da herum überhaupt nur Unmöglichkeiten!“

Knapp

Der Hauptschriftleiter hält dem neuen Berichtshalter Stalte einen Vortrag: „Nicht schlecht, junger Mann, durchaus nicht schlecht. Aber zu ausführlich, zu weitläufig. Knappheit ist die Hauptsache! Nur das Wesentliche anführen! Auf das Wesentliche kommt es an.“

Andern Tags läuft folgender Bericht ein:

„Der Lagerarbeiter N. N. leuchtete mit einem brennenden Streichholz in ein Benzinfaß, um zu sehen, ob noch Benzin darin sei. Die Beerdigung findet am Mittwoch statt.“



Oswald Malura

Ein Hauptmann und ein kleiner Hund

Tiefer gehende Sonne, sinkendes Jahr ... Noch grünt der Wald, es reifen die Ähren. Bald mag sie der Wind ins Unterholz schütteln. Aber nicht aus allen wehen einst wieder so gute Bäume wachsen.

An einem Abend im September ging ich mit Fleming, einem Leutnant von der sächsischen Division, zwischen Cheppy-Wald und Drahtverbau dahin. Kein Schuß fiel. Die Trichter, die den ganzen Hang bedeckten, hatten sich im Sommer mit neuem Kraut geschmückt, vor allem mit Moh'n. Die Blüten sahen im Mondschein wie schwarzes Blut aus.

Und Fleming begann plötzlich zu singen. In das ferne Rollen, das von der Champagne herüberdrönte, sang er mit einer herrlichen Stimme, während wir über das Trichterfeld marschierten.

Das Jahr neigte sich, so fühlten wir damals. Der Krieg ging zu Ende — vielleicht fühlten wir auch das.

Einige Tage später wurde Flemings Division abgelöst. Er würde fortgehen. Auf ein Wiedersehen kam der Soldat nicht hoffen.

Ich hatte, ich weiß nicht mehr woher, ein Ei bekommen. Zum Abschied sollte es geteilt werden. Fleming hatte versprochen, am Abend der Ablösung, Punkt acht Uhr, zum „Handtuchwäldchen“ in meinen Unterstand zu kommen. Dort sollte das Ei verzehrt werden.

An diesem Nachmittag gab es bei der Bodega in Gléville zu tun. Ich fuhr mit dem Fährer nach hinten. In Gléville ging ein heftiges Herbstgewitter nieder. Gegen sieben Uhr, da ich aufs Rad stieg, um wieder in die Stellung zu fahren, war das Unwetter vorbei. Die Straßen lagen naß und schmutzig. Es dümmerte früh. Zwischen Apperment und Cheppy mußte ich die Artillerie der Garde-Division, die als Ablösung nach vorn rollte, überholen. Manche Batterien fuhren rechts, andere links auf der Straße. Für einen Radfahrer war es mühsam, auf der glatten Straße durch die Kolonnen zu schlüpfen. Endlich hatte ich die Geschütze hinter mir und trat in die Pedale, um pünktlich um acht Uhr zum Ei-Essen zur Stelle zu sein.

Aber ... ritt mich der Teufel? Als ich an die Straßenkreuzung kam, die vor Cheppy liegt, lenkte ich nicht links auf den hügelansteigenden Weg, sondern lief mich mit dem Freilauf nach rechts die schwebende Straße hinunter. Als ich zur Befehlsung kam und neben einem Posten, der mich aus der Dunkelheit anrief, vom Rade sprang, stellte es sich heraus, daß ich in den Ruinen von Varennes angelangt war. Das Rad mußte zur Straßenkreuzung zurück und den Hügel hinaufgeschoben werden. Inzwischen wurde es acht Uhr. Ich schob und schwipste. Oben vom Straßenkreuzung aus, wieder auf dem richtigen Weg, ging es rasch voran. Mit 20 Minuten Verspätung traf ich am „Handtuchwäldchen“ ein.

Alfons, mein Bursche, saß bei der Kerze. Er sagte: „Der Leutnant Fleming ist schon vorbei.“

Einwas Ärgeres konnte mir nicht geschehen. Das Ei lag auf dem Tisch im Kochgeschirredel, klein und bräunlich.

„Eoll ich es jetzt kochen?“ fragte Alfons.

„Nein“, sagte ich entsetzt und trat wieder auf die Straße hinaus. Es war finster, eine laue Nacht. Schon glänzten Sterne zwischen den Wolken. Ich schlenkerte die Straße zum Cheppy-Wald hinunter. Da saßen ein paar Leute feindselig im Gebüsch und unterhielten sich.

Ich ging zu ihnen und fragte: „Welche Kompanie?“

„Da kann jeder kommen und fragen“, antwortete eine grobe Stimme.

„Wo ist euer Leutnant?“ fragte ich weiter. Sie gaben mir Bescheid, ich fand einen Leutnant von den Minenwerfern und lud ihn zu mir ein. Er war auch Casche, ich kannte ihn — ein junger Mensch mit einer schweren Verwundung; er brauchte nicht an der Front zu sein, aber er blieb freiwillig da. Wir sagten nicht viel, teilten das Ei und verzehrten es. Seine Zeit war knapp. Er versprach, meinen Fleming zu grüßen und folgte alledam die Minenwerfer-Kompanie, die schon in Richtung Verrp abgerückt war.

Weiter geht das Jahr. Der Moen entblättert sich, welke Stauden bedecken die Hügel am Cheppy-Wald. Uns gegenüber liegt im Dunst die Cigalerie. Mit all ihren Baumstümpfen sieht sie aus wie ein blauer Jgel. Dort sterben die Franzosen.

Den Cheppy-Wald hält Garde besetzt. Im K.L.S.-Stand wechelt der Hauptmann von Echaureth, Ritter des Pour le mérite. Ein Adjutant heißt von der Gels, ein junger, sehr langer Mensch. Der Cheppy-Wald soll eine Ruhestellung für sie sein, denn sie kommen aus allen vier Divisionen dieses Jahres. Sie sitzen am Waldrand, ich komme zu ihnen, wir trinken ein Glas zusammen. Neben uns im Unterholz leuchtet der rote Aaronstab mit seinen Korallen. Hauptmann von Echaureth schaut seinen kleinen schwarzen Hund zu, der aus dem Trichterhang, wo ich damals mit Fleming gegangen bin, spazieren rennt. Echaureth hängt an zu grübeln, und er sagt zu uns:

„Was wohl der Eschlengel da drüben, der aus seinem Fesselkollon herüberläuft, an meinem Hund finden mag? Er wird ja bestimmt Netzt von ihm nehmen.“

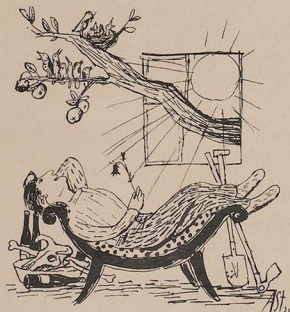
„Ohne Zweifel, Herr Hauptmann“, sagen wir.

„Ich denke mir“, spinnst Echaureth fern, „daß er folgende Eintagsung machen wird: Knapp hinterm Cheppy-Wald, im Planaquadrat sechsechzig, rennt ein kleiner schwarzer Hund. Milchtrasse, Schweiß vermalen einem Bataillonkommandeur. Dieser Bataillonkommandeur ist ein Narr, denn er liebt seinen Hund mehr als ... Ist er aber ein solcher Narr, so ... Was lachen Sie, Gels?“

Gels sagt zu mir: „In drei Tagen erwartet man den Angriff der Amerikaner — wissen Sie schon?“ — Und zu Echaureth: „Ich lache ja gar nicht, Herr Hauptmann.“

Echaureth pfeift den kleinen Hund heran, er streichelt ihn und sagt: „Möchten wir mal einem Amerikaner ins Bein beißen, mein Hundchen ...“

Am folgenden Tag kommt der Oberst nach vorn. Er geht mit Echaureth durch den Graben. An einer Stelle bleiben sie stehen und schauen durchs Glas.



Der Dichter

Der Dichter

Schäfer-Ast

„Wie heißt der Berg da drüben?“ fragt der Oberst.

„Keine Ahnung, Herr Oberst“, sagt Schauroth.

Ich werde nach dem Berg gefragt und gebe Auskunft. Die Gegend ist gemein, jener blaue Jägel — übrigens der einzige Berg, der zu sehen ist.

„Galerie“, nickt Schauroth. „Interessant, Herr Oberst, ich hab schon immer gedacht, was für ein Berg der sein mag.“

„Aha“, macht der Oberst unfreundlich.

Hauptmann von Schauroth interessiert sich nicht für die Namen der Berge. Aber drei Tage darauf geschieht dies:

Die Tanks sind da. Sie rattern in der Nacht vor uns aus den Wäldern. Im Morgengraue des 26. September greifen die Amerikaner an. Nach mörderischer Artillerievorbereitung nehmen sie die ersten Stellungen im Chepp-Wald. Die Reste des Garde-Bataillons geraten in Gefangenschaft. Die dichten braunen Wälder der Amerikaner kommen durch den Chepp-Wald auf den R.F.R.-Gang los. Schauroth und Holz lassen hinter Bäumen Posten und schießen mit Karabinern in die angreifenden Wälder. Von Baum zu Baum springen sie vor den im Nebel heranwachsenden Amerikanern zurück und setzen ihr Feuer fort. Jetzt fällt Holz, dann Hauptmann Schauroth. Jedre liegt bei seinem Baum.

Von dem kleinen schwarzen Hund habe ich nichts erfahren.

Der fliegende Teufel

Von Teha

Das Huhn von Apeldoorn

In Apeldoorn ist ein Radfahrer zu Fall gekommen, weil ihm ein Huhn zwischen die Speichen lief. Er brach sich den Arm und klagte auf Schadenersatz.

Aus der Forderung wurde ein Prozeß. In dem Prozeß marschierten achtunddreißig Zeugen auf. Die Richter und Schöffen zogen sich zur Beratung zurück.

Die Richter und Schöffen zogen nach der Beratung wiederum sitzend in den Gerichtssaal, ließen sich auf ihren Stühlen nieder und verkündeten den Spruch: „Schadenersatz abgewiesen. Das Huhn ist auf der richtigen Seite gelassen.“

Die Flucht der Tenöre

Der schlechte Deklamator und die edorigen Gesagen haben in Neuyork eine allgemeine Sängerflucht verursacht. Benjamin Gagli, Pauli Volpi, Frieda Leder — alle packten sie die Koffer und schifften sich ein.

Im Epeisjaal der „Europa“ kam ihnen mit allen Anzeichen hochgradigen Enthusiasmus der fliegende Teufel entgegengefliegen und schüttelte ihnen hemmungslos die Hand: „Gratuliere — wirklich, gratuliere von Herzen — zu diesem jauchselhaften Erfolg!“

„Achtung — wie?“ fragte Volpi.

„Ich hätte nie gedacht, meine Herrschaften, daß sie selber es sein würden, die Neuyork vom Staturwesen reinigen!“



Im Garten

Julius Hüther

Die bessere Hälfte

In Ungarisch-Bygodin gibt es einen sogenannten „halben Menschen“, der bei den Ärzten als staunenswerte Berührung ist. Professor Janos führte ihn mit vor.

„Eben Sie“, sagte der Professor, „man hat ihn im Laufe der Zeit die Mandeln, die Gallenblase, den halben Magen, den Blinddarm, sämtliche Zähne, ein Auge, ein Bein und einen Arm weggeschritten, er ist nur noch ein halber Mensch und lebt doch munterer als je zuvor. Ist er nicht ein Beweis für die Kunst der Ärzte? Heutzutage kann die Hälfte von einem Menschen wegoperiert werden, und die andere lebt nur um so länger!“

„Wohl möglich, Professor!“ sagte ich, „wenn man nur immer die richtige Hälfte ertöscht!“

Izwotshiki gegen Autobus

In Moskau ist man sehr gegen die alten Izwotshiki, die Pferdewerksleute, die einen Rest aus der alten Zeit der Privatwirtschaft repräsentieren.

Neulich stieß ein Izwotshiki mit einem Niesen-Autobus zusammen und zog dabei den Kürzeren.

Der Trümmerschaukel lag recht kläglich da, und nur den Dreifachlenkter konnte man lebend daraus hervorziehen.

„D! D!“ jammerte er, als er zum Bordstein kam, „diese furchtbaren Autobusse!“

„Was, Autobusse? Schweig ja stille, du Hund!“ brüllte ihn ein Genosse an, „der Dreck hier zeigt, was für ein Unglück entsteht aus dieser unwürdigen Privatwirtschaft!“

Schutz dem Reiche

Anton Leisl



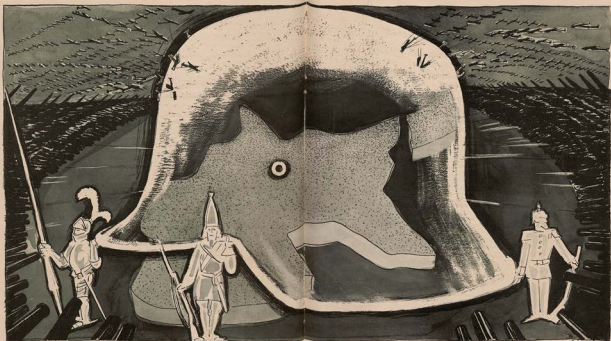
Anton Leisl

Wie wollen nicht länger von Spitzelnägen und Beatersöden uns leiten lassen

Dem soll jetzt - ohne alles Streiten und Hassen - ein besseres, härteres Dach uns beschützen!

Schutz dem Reiche

BRUNNEN



Wir wollen nicht länger von Hirschkäse und Bratenöden uns leiten lassen

Wem soll jetzt — oben alles Berichten und Gassen — ein besseres, flackerndes Licht uns beschämen!

Höchste Zeit

Die Frau des Hauses kommt von der Reise zurück und sagt zum Mädchen: „Na, da bin ich nun wieder, Nina!“

Eine sagt aufstehend: „Höchste Zeit, gnädige Frau, heute habe ich den letzten Zeller zerbrochen!“

Wahrscheinlich

Ein als geizig bekannter Mann begegnet seinem Arzt auf der Straße. „Ah“, denkt er, „da kann ich mir schließlich eine teure Konsultation ersparen.“

„Guten Tag, Herr Doktor! Wie geht es? Denken Sie sich, seit einigen Tagen habe ich so ein Reizen in den Gliedern, daß ich manchmal laut aufschreien muß! Was täten Sie wohl in einem solchen Falle?“

„Hm“, erwidert der Arzt, „ich würde wahrscheinlich auch laut aufschreien!“

Handlesekkunst

„Mein Herr, Sie leiden an Leichnam, schmecken beim Essen, grunzen auch manchmal und werden in einiger Zeit erstochen!“

„Oh, jetzt habe ich ganz verstanden, meine schweinsledernen Handschuhe ausziehen!“

Letztes Mittel

„Herr Doktor, jetzt stecke ich die Zunge schon fast fünf Minuten heraus und Sie sehen Sie gar nicht an!“

„Eh, ganz! Ich wollte nur in Ruhe das Rezept schreiben!“



Schnappschuß

Mein Freund Alois hat eine Apotheke. Eine kleine Apotheke.

Unlängst erscheint ein Herr mit einem kleinen Jungen, schildert eingehend umständlich seine Beschwerden und verlangt ein Mittel gegen Herleibigkeit.

„Bitte“, sagt mein Freund Alois, „nehmen Sie Vagrin... Mein eigenes Erzeugnis... Eine Schachtel enthält vierundzwanzig Tabletten.“

„Und es helfe?“ fragt der Herr.

„Garantiert... Die Wirkung stellt sich über raschend schnell ein!“ beteuert mein Freund Alois.

„Und wie schmeckt es?“

„Aufreißt munde und angenehm!“

„Kann man's versuchen?“ fragt der Herr, nimmt eine Pustille, steckt sie dem Jungen in

den Mund, verlangt ein Glas Wasser und sagt einmündend: „Schluck schön — und sag wie es schmeckt!“

Der Junge laut, schluckt, trinkt das Wasser darauf und grinst:

„Es meinst sich gut!“

„Darf ich eine Schachtel einpacken oder zwei?“ fragt mein Freund, der Apotheker.

Darauf der Herr.

„Was heißt einpacken?... Wie werden sehen morgen!“

H. K. B.

Die Antwort

„Denken Sie, mein Mann wollte zuerst gar nichts vom Maskenball wissen, weil es zwei koste.“

„Und was verstanden Sie darauf?“

Stimme der kleinen Nina aus dem Hintergrunde: „Die silbernen Böffel!“

Guter Rat

„Schrecklich! — — Die Beant unserer Zimmerherren glaubt durchaus, daß er etwas mit mir hat. Wie kann man ihr das bloß ausreden?“

„Schick ihr doch mal dein Bild.“

Schauspieler

„Gestern hatten wir Gäste, lauter berühmte Schauspieler.“

„End das nicht sehr schwierige Gäste?“

„Im Gegenteil. Sie sind wie die Kinder. Man braucht ihnen nur einen Etos ihrer eigenen Photographien hinzulegen, da sind sie schon zufrieden.“

*Bruchst
ein*

DIE JUNGEN ANZEIGE

*der
Jugend*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderverfahren aus der „Jugend“ zu liefern wir 20 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrnstraße 19



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Esen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Kunsthandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei G. HIRTH VERLAG AG, München, Herrnstraße 19

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN ZEITUNGS-AUSSCHNITT BERLIN SO 10 RUNENSTR. 20 FERNRU. P. 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 100 verkürzten Abbildungen der 12 Millionen von Exemplaren als Wanddruck verbreitetes Vierfarbendruck. Preis der Peta RM. 2.70. Bestellungen durch die Buchhandlung oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdrucker mit angelegtem bekanntem Verlag für wissenschaftliche belletristische Werke sehr vorteilhaft

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrnstraße 19

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfehlend sich G. Hirth Verlag AG, München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inszerieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portoposten) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG, München, Herrnstr. 10

Leset den

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.

Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hans Schindler München NW 2

Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben

ist: **KREMPLEHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gemeinsamen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Glasheften gebunden für RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeugen des H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildband Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatz des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verkannten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffern besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag A.G. / München Herrnstraße 10



Carl J. Burckhardt: *Richelleu, Der Aufstieg zur Macht.* (Verlag
G. D. W. Callwey, München.)

Der Erfolg dieses Buches, dessen erste Auflage vergriffen war,
ehe noch kaum die ersten Besprechungen erschienen waren, kann
überraschend. Worin liegt er begründet? Richelleu ist uns Heikubä
— wir haben andere Machtkämpfe zu betrachten, als die des
17. Jahrhunderts. Und auch der Untertitel „Der Aufstieg zur
Macht“ kann den Erfolg nicht ganz erklären.

Er liegt in etwas anderem. Wenn bis jetzt die Frage gestellt
wurde: „Welche Mächte machen die Geschichte?“ so hängte man
gleich zwei Möglichkeiten daran: „Der Mann oder die Masse, der
Einzelne oder die Völker?“ Burckhardt springt aus dieser Altern-
ative heraus und gibt eine Darstellung, hinter der eine neue
Antwort liegt: Kraftfelder machen die Geschichte. Diese Kraft-
felder können sich auf Gruppen von Personen verteilen, sich auf
einem Manne zusammenballen, können anziehen, abstoßen, sich
auflösen, verschwinden — sie haben alle Ähnlichkeit mit Wolken-
bildungen. Wie das im einzelnen von dem Geschichtsschreiber
C. J. Burckhardt in der Darstellung der Ereignisse verwirklicht
ist, das läßt sich in der Kürze nicht mit Beispielen belegen; man
muß das Buch lesen. Wer es aber liest, der spürt sofort den
Unterschied zu einer ganz anderen Art von Geschichtsschreibung.

Gewohnt sind wir eine „professorale“ Geschichtsschreibung. Man
kann sich aber keinen größeren Gegensatz denken als Geschichte
und Geschichtsprofessor (cum grano salis — alle Lebenden, die
dies lesen, nehmen wir aus). Denn der Professor ist reine Weis-
heit, vielfach geilterter, geklärter Gedanke; alles, was Dummheit,
Heftigkeit, Triebkraft heißt, ist durch den Filter mit abgelaufen.
Geschichte aber ist voll davon. Und diesen Grandbestand nimmt
Burckhardt mit auf. Er war vordem Diplomat; er kommt aus dem
Zentrum der politischen Zerkerteilung her und hat dort empfan-
den, was Geschichte heißt. Der Leser empfindet es mit ihm, und
er empfindet es beglückt, denn er hat im geschichtlichen Raum
seines Lebens mehr Geschichte gelernt, als er je vor den Kathedern
lernen könnte. Und das, glaube ich, macht den Erfolg dieses Buches.
Dr. H. A. Thies

Stefan Andres: *Die unsichtbare Mauer.* (Eugen Diederichs Verlag,
Jena.)

Der Dichter Stefan Andres hat uns einen starken und leben-
digen Roman von größter Geschlossenheit und höchstem künst-
lerischen Wert geschenkt. Er führt uns ins Tal der Diron
und zeichnet in festen Umrissen Gestalten und Charaktere der
Müller und Bauern. „Die unsichtbare Mauer“ steht tremend
und unbarmherzig zwischen zwei jungen Menschen und ist
durch kein noch so schönes oder noch so furchtbares Erlebnis
niederzureißen. Durch menschliche Schwäche und Unentschlossen-
heit, die sie aus der vorgeschriebenen Bahn schleuderte, tragen sie
selbst Schuld an dieser Mauer. Das Buch ist deshalb gut, weil
es in überzeugender Weise zeigt, wie die ausgleichende Gerechtig-
keit Verstöße gegen innere Gesetze bestraft. Und wo nicht von
Sünde und eigenem Verschulden gesprochen werden kann, fühlen
wir die Gegenwart eines Gottes, der alle noch so wirren Schick-
salsfäden in seine ordnende und starke Hand nimmt.
G. S.

Ein Jahrhundert München. Zeitgenössische Bilder und Dokumente,
gesammelt und herausgegeben von G. J. Woll. Verlag
H. Schmidt und C. Günther, Leipzig, 1935.

„Einen Gruß aus dem alten München“ hat der Herausgeber dies
Buch genannt. Es war lange an dem Buchmarkt verschwunden,
im Antiquariatsgehege machten selbst erfahrene und aus-
dauernde Jäger vergebens darauf Jagd. So ist diese Neuauflage
hochwillkommen, wenn sie auch die Gelegenheit versäumt hat,
den Text ergiebiger, vollschotteriger zu machen. Der Grundsatz,
zu jedem Thema jeweils einen zeitgenössischen Journalisten sprechen
zu lassen, ohne Kommentar, trägt das Für und Wider in sich
selber. Aber die Hölle und Weite des Blicks, die sich in der Aus-
wahl der Themen kundtut, und die reiche Bilderwelt des Buches
gleichen den Nächten aus. Wer nach München reist, sollte durch
„Ein Jahrhundert München“ fahren. Dann wird er wirklich ans
Ziel kommen.
Dr. H. A. T.

Männer

dem Spezialität infolge sorgfältiger, sorgfältiger Nachforschungen, vorsehen, das wissenschaftliche, anerkannt,
Kleinigkeiten Herman-Präparat „Raspun“ (100 Zähl, RM. 5.85, braun, L. 6, 10 mm, weiß, L. 6,
Preis). In all. Apotheken! Und überall neuer, Zerkleinerungsbeispiel, hergestellt u. als gesond-
Zerkleinerungsbeispiel, hergestellt, Berlin, Sie haben u. Bestpreis. Bestpreis in. Bestpreis.
besteht im zerfallenen Doppelbeispiel ohne Abänder, gegen 24 Pf. Bonn. Keine unentzogenen
Nachschauen! Friedrich-Wilhelm-Apotheke, Berlin-Lichtenberg 9, Block 103.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 7. Mai

Der harte Kern

Am Tage vorher war das Paar von der Hochzeitsreise heimgekehrt. Nun wollte die junge Hausfrau zeigen, was sie konnte, und kündigte zum Mittagessen einen gefüllten Puter an. „Womit möchtest du ihn am liebsten gefüllt haben, Bubi?“ fragt sie ihren Mann. „Mit Austern“, antwortet dieser, denn der verlobte Junggehilfe steckte ihm noch mählich in den Knechen. — Mittags stand der Braten auf dem Tisch und Bubi ließ ihm das Messer in die Brust. „Himmel!“ rief er aus. „Was ist denn mit dem Vogel los? Man köcht ja wie auf Stiefelheiß! Hör’ doch, wie das Messer knirsch!“ Die junge Frau brach in Tränen aus. „Wie kommst du auch nur die schmerzlichen Dinger darin haben wollen?! Die werden ja mein Leben nicht wech!“ schluchzte sie.

Die Antwort

Max Pallenberg spielte an einem Schenkertheater und hatte dort einen Kollegen, der kein besonders Geistreiches war. Er stellte ihm häufig Fragen, um ihn hereinzulegen. Einmal fragte er ihn: „Wenn dieses Zimmer fünf Meter lang und drei Meter breit ist und wenn ich einen grauen Anzug anhab, wie alt bin ich dann?“ — Der Kollege überlegte eine Weile und sagte dann: „34 Jahre!“ — „Stimmt“, sagt Pallenberg. „Aber wie hast du das herausbekommen?“

Darauf der Gefragte: „Ja, bei uns im Haus wohnt ein Halbidiot und der ist 17 Jahre alt!“

Logik

Ein Kritiker hatte einmal ein Stück gründlich verfilten. Wenige Tage später schickte er einen Boten in die Direktionskanzlei des Verlags-Theaters mit der Bitte um zwei Freikarten. Da schrieb der Direktor Doktor Blumenthal auf die Rückseite des Schreibens die Worte: „Wer schlupft, der lauft!“ und sandte es dem Kritiker zurück.

Keine Sorge

Endlich verabschiedet sich der Besuch: „Hoffentlich habe ich Sie nicht zu lange aufgehalten!“

Der Hausherr lächelt verbindlich: „Im Gegenteil! Wie stehen sowieso um diese Zeit immer auf!“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Rubey



„Lumpen, Knochen, altes Eisen, Papier...“
„Tut mir leid, meine Frau ist verreist.“
„Also vielleicht leere Flaschen?“



„Warum wohl die sonst so geizige Frau Koller ihren Mann gar so herausfüttert?“
„Damit er auf seiner nächsten Geschäftsreise den Eherring nicht vom Finger bringt!“

Das Fäblein Kaviar

Vater Strauß — der Walzerkönig — war einmal nach Ausland gereist, um am Jarenhofe zu konzertieren. Mit Schinken reich beladen kehrte er heim. Auch ein Fäblein Kaviar, den er leidenschaftlich gern aß, nannte er sein eigen.

Verlorgenes Fäblein — es war eine der bekannten Blechbüchsen — baumelte unter Strauß' Kofferstücke. Hier war sie nicht nur dem hübschen Lustgänger ausgeföhrt, sondern auch den Blüten der österreichischen Hölle entzogen.

Unterwegs konnte es sich der große Künstler doch nicht versagen, ab und zu von dem Inhalte der Büchse zu naschen.

So kam man nach Wien zurück. Strauß wurde von seiner begeisterten Gemeinde angefeiert, der Künstler ebenfalls von seinen tollenden Kollegen.

„Alldam — wie war's?“ wurde er gefragt.

„Wie war's — wie war's?“ brummte der Künstler. „Verückt ist er geworden, der Strauß — Wagenknechte hat er unterwegs gefressen!“

Redaktionelle Notiz:

Der Abdruck des Vierfarbenenblatts „Bauernmädchen“ von Prof. H. Werthner in Nr. 10 der „Jugend“ erfolgte mit Genehmigung des Verlags Carl Ullrich & Co., Nürnberg.

Hume

Hume hatte ein Einkommen von tausend Pfund Sterling, teils von Pensionen, teils aus seinen gelebten Arbeiten. Sehr häufig forderte man ihn unter sehr vorteilhaften Bedingungen auf, seine Geschichte von Großbritannien bis auf die letzten Zeiten fortzusetzen. Wer ihn aber darum bat, dem gab er beifällig zur Antwort: „Ihre Anerbieten ist sehr verführerisch, aber ich kann vier Gründe anführen, weshalb ich nicht mehr schreiben: ich bin zu alt, zu dick, zu träge und zu reich.“

Händel

Auf einer Auktion hatte Händel ein Bild erstanden, das er für einen echten Rubens hielt, was aber von Kennern bestritten wurde. In seiner temperamentvollen Art wandte er sich schließlich an Richardson und schrieb: „Ich habe kürzlich einen wundervollen Rubens erstanden. Man behauptet, es sei eine Kopie. Man denke: eine Kopie! Ich bin fest entschlossen, dem nächsten, der dies zu behaupten wagt, sämtliche Rippen einzeln zu zerbrechen. Kommen Sie doch bitte bald zu mir und sagen mir über das Bild Ihre freimütige Urteil!“

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wirksames Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Frommer Wunsch

Erich Wilke



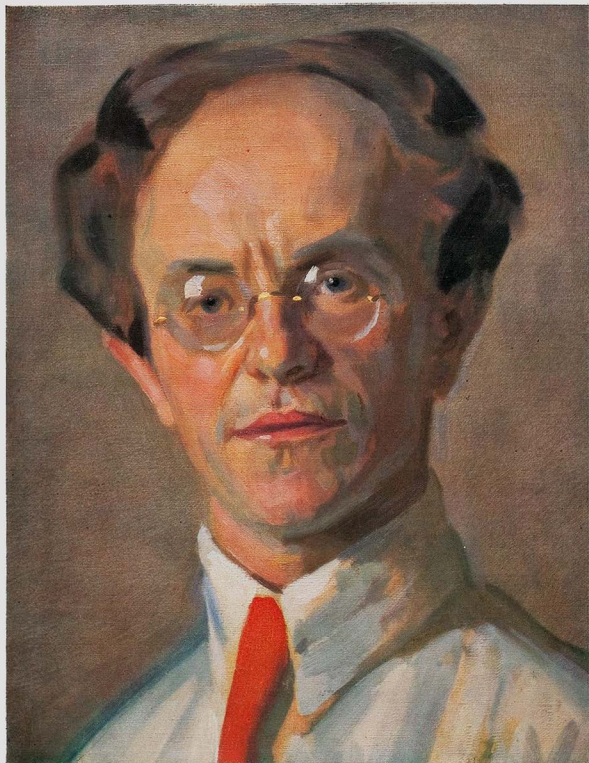
Erich Wilke

„Wenn man ihr nur mit diesem Hammer eins auf den Kopf geben könnte — damit sie wieder zu sich kommt.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 17



Professor Richard Trunk

H. Barrenscheen



Johann Sebastian Bach

Von Lothar Walther, München

Johann Sebastian Bach ist uns Deutschen nicht nur der größte Musiker. Er bedeutet für uns auch Anfang und Ende aller Musik schlechthin. Anfang, denn wie können uns keine deutsche Musik mehr denken, die, unvereinbar mit seinem Geiste, dennoch Bestand hätte. Ende, weil das Erlöschen der Kräfte, die von ihm ausgehen, für uns den Untergang deutscher Musik überhaupt bedeuten würde. Diesen Glauben an Bach teilen wir mit den Meistern deutscher Tonkunst, deren eigene Aussprüche Bach den absoluten Vorrang geben.

Die Chronik dieses Mannes, dessen Name uns ein Symbol ist, weiß nichts Außergewöhnliches zu berichten. Sein Leben, dem höchste Vollendung gelang, blieb frei von dramatischen Begebenheiten oder gar abenteuervollen Schicksalen. Wie bei ihm nach Ärgernissen seines äußeren Daseins oder gar nach Beklemmnissen und Äußerungen „tieftsten Wehens und höchster Lust“, kurz, nach den Attributen eines Künstlerlebens sucht, dessen Tragwürdigkeit seit Friedrich Nietzsche viele Deutsche wieder empfinden, wird Bachs Lebensbeschreibung enttäuscht beiseite legen. Bach spricht nur zu uns durch seine Kunst! Die Kräfte seines Genies leuchteten weder meteorhaft auf, noch erloschen sie mit ihm, sie bereiteten sich langsam vor. Hundertfünfzig Jahre vor Johann Sebastian Bachs Geburt taucht zum ersten Male der Name eines Spielmanns Bach auf. Schon im 17. Jahrhundert waren die Bache ein allereits verbreiteter Musikergeschlecht. Johann Sebastian selbst war mit Kindern so gesegnet, daß er einmal begnügt in einem Briefe berichten konnte: „Meine Kinder sind insgesamt musikalisch und kann versichern, daß ich schon ein concert vocaliter und instrumentaliter mit meiner Familie feiern kann.“

In Bachs Söhnen kam die Schöpferkraft der „Bache“ zu letzter Entfaltung. Sie, die mehr Ruhm zu ihren Lebzeiten ernteten, als der Vater, schufen in ihrer Musik die Brücken, die von der Kunst des Thomas Fantoro zu Haydn und Mozart führen sollten.

Johann Sebastian Bachs Laufbahn begann in jenen hergebrachten Formen, denen Deutschlands letzte einheitliche Stilperiode, das Barock, als Erbe und Abschluß mittelalterlicher Tradition zugleich, die großartigste Geschlossenheit seines musikalischen Ausdrucks verdankt. Handwertsliches Wanderleben brachte den frühverwaisten Sohn eines Stadt-musikus mit den zahlreichen Kunstströmungen seiner Zeit in Berührung. Diese hatten, von Süden und Westen eindringend, ihren Sammelpunkt in den kleinen norddeutschen Residenzen gefunden. So stand Johann Sebastian, ohne je einen Fuß ins Ausland gesetzt zu haben, unter dem Eindruck französischer Eleganz, italienischer Formschönheit. Auch später hat er nie den Drang verleugnet, fremde Kunst kennenzulernen. Die Unersättlichkeit, mit der er neue Eindrücke einbezog, ist wie ein Symbol für das damalige Wachstum deutscher Kunst. Denn ihr entsprach die Wunderkraft, alle Anregungen zu verwandeln, Zeitkunst in Ewigkeitswerte umzuwandeln.

Sein innerster Drang zog ihn in andere Richtung. Der 20jährige begannnte dem Mann, der ihm das Erbe nordischer Musik in reiner Gestalt vermitteln sollte: Dietrich Buxtehude. Johann Sebastian Bach, der junge Kunststatter Organist, der seinen Urlaub nach Lübeck uns vierfache überschritt, weil er sich von der überwältigenden Macht Buxtehude'scher Begleitkompositionen nicht trennen konnte: hier hatte er den

entscheidenden Eindruck seines Lebens. Die Wunder spontanen Musizierens, nie aufzuhörend, sein Ohr beherrschte sie, in Bach lebten sie weiter. Groß Bach weiter und Bach war der große Dreiviertelweiser, der den französischen Meister Bachward aus dem Felde schlug. Die Nation blühte mit Etzel auf ihn. Zwanzig Jahre später: Deutschland „größter Harmonist“, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, führt vor Friedrich dem Großen aus dem Geistes das „königliche“ Thema durch, das der Nachwelt als „Musikalisches Opfer“ erhalten blieb.

Seinen Zeitgenossen, einer Generation, die bereits den „Jahnen der „göttlichen Melodie“ huldigte, fehlte das Verständnis für die Tiefe seiner großen Schöpfungen. Was man ihn doch vor, er „verdunkelte die Schönheit seiner Stücke durch allzu große Kunst“. Erst leben die Werke, die Namen, an denen man ihn messen zu dürfen glaubte, sind verfallen. Doch die Gewalt seiner unmittelbaren Improvisation erschloß ihm die vollste Anerkennung seiner Minorel. Als letzter Repräsentant norddeutscher Orgelkunst, als Durchführer der Erbe genoss er Kuben.

Den äußeren Bedingungen des Bachschen Schaffens, Anstellungen und Aufträgen, war unscheinbar und fast banal wie uns heute erscheinen, kommt doch ein großer Einfluß auf die unersäthliche Fülle seines Werkes zu. Eine Unrast liegt über seinen ersten wachen Schaffensjahren mit ihren vornehmlichen Anstellungen bald als Organist, bald als Kammermusikus. Wie wissen nicht, lag sie in seinem Schicksal, lag sie in ihm. Doch verdanken wir der Vielfältigkeit seiner Aufgabe, um nur ein Beispiel zu nennen, jene Brandenburgerischen Konzerte, in denen Bach italienische Formeln mit seinem Geiste erfüllte. Auch später, als das Wandelleben aufgehört hatte, konnte eine Insallabellierung von größter Bedeutung werden. Jener Freiheit von Kesselfeld, der sich von Bach für seine schlaflosen Nächte eine Komposition von „zusätzlich sanfter und munterer Art erbot“, obte nicht, daß die Nachwelt seiner Schlaflosigkeit den Jokus der Goldbergvariationen verdanken würde, in denen Bach kontemplativer Kunst mit dem Formen des damaligen Zeitepochen zu einem Mikrocosmos seines Schaffens verwandelte hat.

Nach zwanzig Jahren des Wechsels entstand ihm in der Übersahnung der angesehenen Thomaskantorstelle in Leipzig die feste Wirkungsstätte. Dort blieb er 27 Jahre, bis zu seinem Tode. Der eigenwillige Mann, von dessen Temperamentsausbrüchen die Elbschiff manche tolle Geschichte berichtet, hatte es nicht leicht in diesem Rahmen, den er gern wieder verlassen hätte. Wo es um seine Musik ging, war er ein hartnäckiger Streiter und seine „wunderliche und der Musik wenig ergebene Ehrgeiz“ mag manchmal einen schweren Stand mit ihm gehabt haben. Doch hinderten die äußeren Schwierigkeiten nicht die Vollendung seines Lebenswerks: Hier entstanden die Passionen, Kantaten, das große Klavier- und Orgelwerk und kurz vor seinem Tode sein Vermächtnis: Die „Kunst der Fuge“, in der er noch einmal das Reich der Polyphonie, das Erbe norddeutscher Meistergenerationen, bis an die Grenzen des Möglichen erweiterte.

Es ist uns heute unbegreiflich, daß Bachs Werke nach seinem Tode so schnell in Vergessenheit geraten konnten. Nur an seiner Wirkungsstätte, der Thomaskirche in Leipzig, rieselte still die Flöge seiner geistlichen Werke weiter; seine Choräle und Motetten blieben Tradition der Thomaner. Ein Thomaskirchler war es auch, Friedrich Korblich, der fünfzig Jahre später half, Bachs Namen für immer der Vergessenheit zu entreißen. Daß Bachs eigene Söhne sich von seiner Schöpfungsart abwandten, war kein Unikat. Freimütig gestanden sie, „sie hätten sich notwendig einen eigenen Etzel wählen müssen, weil sie ihren Vater in dem einzigen doch nie errückt haben würden“. Zudem fanden sie in dem Streben einer anderen Zeit, und wenn Johann Christian von seinem Vater als der „alten Perle“ sprach, so empfindend sich diese Liebesliebe durch die Begeisterung für die neuen Ideale, die zu der Welt unserer klassischen Musik führen sollten. So sehen wir

Deutschlands größtes musikalisches Jahrhundert im Bilde als die Folge zweier Wegen: Kaum hatte Bachs Kunst sich vollendet, so drängte die Generation seiner Söhne zum zweiten Schritt, eine neue Kunstwelt entstand mit Haydn, Mozart, Beethoven.

Doch schon in Beethovens Schaffen strömte Bachs Kunst wieder ein. Der jugendliche Beethoven hatte das wohltemperierte Klavier studiert. In seinen Epochenwerk verknüpfte er letzten persönlichen Ausdruck mit polyphonen Geist. Um die gleiche Zeit begann Deutschland sich auf Bach zu besinnen. Seitdem lebte Bach in zweifacher Weise im deutschen Volke weiter. Mit der Aufführung der Mattheusevangelien hatte die Wiedereroberung seiner Werke für die Öffentlichkeit begonnen, mit Beethovens letzter Schaffensperiode sein direkter Einfluß auf die großen Komponisten des 19. Jahrhunderts. Die Fuge b-a-c-h wurden als Jugendthema ein musikalisches Symbol, um dessen musikalische Befähigung seit Schumann fast jeder Komponist gerungen hat. Anton Bruckner schrieb eigenhändig die Kunst der Fuge ab, Bachs Geist lebt verwandelt in seinen Symphonien weiter. Max Reger, dem wir das Wort verdanken: „Bach ist Anfang und Ende aller Musik“, schuf nach Zeiten des Verfalls eine neue deutsche Kirchenmusik nach dem Vorbilde des großen Schöpfungskantors. So sehen deutsche Musiker Bach in ihrem eigenen Schaffen ein lebendiges Denkmal.

Und wie? Brauchen wir 230 Jahre nach Bachs Geburt noch Wege zu ihm? Ja und nein! Gewiß, der äußere Zugang steht jedem offen, doch betreten wir auch im Geiste die Wege, die Bachs Musik uns führt? Vor hundert Jahren schrieb Carl Friedrich Zelter: „Wie verhalten uns im Grunde zu diesem großen Genius wie die Kinder, die an einem Glöbchen äußerlich herumtauschen“. Heute scheint uns das Wort veraltet. Vom äußerlichen Herumtauschen führten uns seitdem viele Bemühungen zu einem tieferen Begreifen und Erleben weiter und manche von uns lassen nach den vielen Deutungen Bachs Werk lieber wieder unmittelbar zu sich sprechen. Seit Emil Schwegler uns die reiche Bärensprache Bachscher Kantatenkunst erschlossen hat, kühnert uns der Streit um die Auffassungen vom „subjektiven“ oder „objektiven“ Bach nicht mehr, heute sehen wir in Bachs Schaffen strengste Formeln und lebendigsten Ausdruck vereint.

So zu Bach wieder hingeführt, sollen wir auch die Impulse spüren, die von ihm ausgehen. Religiöse Anacht, Lösung vom „Getriebe der Zeit“, alles, was Zerknirschung der Seele heißt, kann Bach, vielleicht nur Bach uns heute geben. Als Friedrich Nietzsche die Eingebungen des geliebten Vortraters Magiers wie eine Bedrohung über sich zu empfinden begann, flüchtete er zu Bachbeeren und Bach als dem „musikalischen Hausalter der Deutschen“. Uns aber ist Bachs Kunst nicht nur der Hausaltar, sondern ein Tor in die große musikalische Vergangenheit Deutschlands.

Anders sehen wir Bach daher als Richard Wagner, der ihn einen „musikalischen Wundermann... während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichsten Erloschenheit des deutschen Volkes“ genannt hat. Denn Bachs Kunst lebte in der großen schöpferischen Welle des deutschen Barock, nicht vereinsamt, sondern im regen Austausch mit allen Kräften seiner Zeit, das Erbe norddeutscher Altertümer Vergangenheit noch einmal in der Form lebendiger Bewegtheit sammelte.

Das Wunder seiner Kunst ist, daß sie, im Rahmen und mit den Mitteln ihrer Zeit gewachsen, doch in ihrer Ausdrucksgewalt die Bedingtheit vergessen läßt. Von dieser Gewalt berichtet fand Goethe das Wort, das im Geist überall steht, wo Menschen Bach erleben:

„Mir ist bei Bach, als ob sich die ewige Harmonie in sich selbst unterhielte, wie sich etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben.“





Das Hirtenlied

Lothar Bechstein

Legenden von der Barmherzigkeit

Von Wilhelm Auffermann

Es war zur Zeit der größten Lieblosigkeit, die nicht in der Welt lag, sondern in den Herzen dreier, die sie fühlten. Da hatte auch Pilatus einen Mörder namens Barabas als Gefangenen. Darum sprach er zu dem Volke: „Es ist Gewohnheit, daß ich euch alle Jahre am Ostertag einen Gefangenen losgebe. Welchen wollt ihr nun haben, den Mörder Barabas oder Jesum?“ Und er dachte im stillen, daß das Volk Jesum losbegehren würde. Aber das Volk war einig und schrie: „Barabas! Wir wollen den Barabas!“ Nur Johannes, der bis jetzt in Schmerz versunken unerkannt dagestanden war, hob nun sein Haupt ein wenig und rief: „Jesum!“ Und seine Worte waren wie Mistel und drangen in Pilatus ein, so daß dieser mit Absicht, damit sich das ausgebehrte Volk schämen sollte, Jesum einem Mörder hintanzufügen, noch einmal fragte: „Ihr wollt, daß ich den Judenkönig losgeben soll?“ Das gesammelte Volk rief abermals: „Du hörst ja, daß wir diesen nicht haben wollen, darum tue ihn aus unseren Augen hinweg und gib uns Barabas frei!“

Da wußte Johannes, daß sie Jesum töten würden und er weinte bitterlich und trat auf Jesum zu. „Meister“, schluchzte er, „Meister ... weil es vielleicht das letzte Mal ist ... kannst du mir verzeihen?“

Und Jesum antwortete: „Noch siehst du mich nicht das letzte Mal. Was hätte ich die auch zu verzeihen?“

Johannes sprach: „Wenn ich, ohne es zu wollen, die Ehre der Barmherzigkeit haben sollte ...!“

Und Jesum: „Ich habe die nicht zu verzeihen. Aber es ist wahr, du hast mir sehr wehe getan.“

Da richtete Johannes mit schmerzlichen Erstaunen seine Augen fragend zum Meister und hob stehend die Hände. Dieser aber neigte ihn mahnend sein Gesicht zu: „Johannes ... du wolltest den Barabas kreuzigen lassen.“

*

Als das Heil der ganzen Welt zwischen zwei Mördern verblutet am Kreuzesflamen hing und Magdalena und Johannes die wehklagende Mutter unseres Heilandes gen die Stadt zurückführten, geschah es, daß verursacht durch die furchtbaren seltsamen Leiden, Maria die letzten Kräfte verliessen und sie zu Boden sank. Ein Weib, das gleich ihnen unter dem Kreuz gedehnt hatte und gefolgt war, sah dies und holte aus Jerusalem Labung. Und als Maria durch die Fürsorge der frommen Frau zu neuem schmerzlichen Bewußtsein erwacht war, erkannte sie die hingebende fromme Frau und sah: zwei Tränen quollen leuchtend aus ihren Augen. Sie legte die Arme um ihren Nacken: „Sag mir, wie bist du? Ich sah dich auf Kalybaria. Ging auch die dein Sterben so nahe?“

Da löste sich das Weib zart aus den Armen Marias: „Unendlich viel verdanke ich Deinem Echn.“ Und sie neigte voll Echn ihre Hände bis es die Füße der Gottesmutter berührte. Hauchte mit unendlichen Echn und doch mit unsagbarer Glückseligkeit: „Mein Kind ist bei ihm! ... Ich bin die Mutter des rechten Echners!“

Der Tod der alten Hähin

Von Jörg Engelschalk

In den Fenstern zittern die Vorhänge! Der Herrgott in der Stuben-
ecke schaut traurig vom Holze. Papierblumen, die sich um das braune
Kreuz winden, wollen ihr knalliges Rot verdecken, schämen sich ihrer
eigenen Farbe.

Um den großen Tisch sitzen die Nachbarn! Eßten Nachbarinnen!
An der Ofenbank knien Kinder... „wenn's nur der Herrgott bald zu
sich nimmt“... alle haben sie Angst! Allen ist es unheimlich! „Wenn
nur nicht der Herrgott da in der Ecke selber herabsteigt, die alte Hähin
zu holen. Der Bierkrug auf dem Tische wird nicht leer. Der Brot-
laib verliert nichts von seiner bauschigen Schwere.“

„Ich scho' recht, ein altes Leut auszuwarten, aber in dem Fall dauert
es schon bald zu lange...“

Drei Tage sind es jetzt, daß die alte Hähin ziele! Drei Tage schon
liegt sie im Sterben! Raucht mit dem Tode und er will sie nicht haben.

„Himmliſcher Vater, in deine Hände lege ich ihre arme Seele, auf
daß sie Barmherzigkeit erlange.“ Laut betet der Stoffelweil vor, noch
lauter beten die anderen nach... „in deine Hand' lege ich...“

Da bricht der Glas den Bann... Nimmst den Krug! Will trinken!
Scht gleich wieder ab! „Die Hähin kann was!“ Im Krug ist statt
des erwarteten Bieres bloß Echepe.

Die Männer schauen sich an... die Weiber rufen zusammen! „Hat
d' Hähin, noch im Leben, ihn strafen wollen für sein frevelndes Tun?“

Der Glas ist kein selcher. Er nimmt den Krug nochmal in die
Hand, mit einem Schups leert er seinen Inhalt auf den Stuben-
boden... eine große, braune, malzig riechende Lache.

Enstekt ist die ganze Gemeinde. „Und eger Toni“, er stapft einen
neben ihm sitzenden Burischen, „eger holst an neuen Krug voll, auf der



Aus der Passion

Albrecht Dürer

Hähin ihrer Rechnung, aber Bier! Kein' Echepe. Nachbar wollen
wir's sehen.“

Der Toni schiebt mit dem Krug ab... näher zum Ragazzer, dem
Wirt.

Da weht der Wind die auf dem Tische stehenden, brennenden Kerzen
aus. Hinter dem Toni wiefst sich die Lür zu! Von draussen rein wiefst
die Comte Echatten. Jekst genau auf den Barmherzigen Schutz
einen Dreizak... Dieser Dreizak leuchtet auf der hellblauen Erde wie
ein Stern, nicht aus, als ob er bloß aus Vergnügen da wäre...

Da knarzt die Kammerstiege. Im Hofe gart ein Lauber. Der
Hund schleicht winselnd um das Haus! Aus dem Stall fetten die
Rinder... und jetzt ganz noch eine Herne dagwischen... warum?
Gast, ganz... daß es den Männern und Frauen bis an die Seele
deint...

„Herr, empfang in deine barmherzigen Arme ihre Seele...“

In der Kammer, in die die kleine Eiche von der Stube aus führt,
liegt, in ihrem Bette, die Hähin. Hat ihre Augen weit auf! Sieht in
den Tag! Sieht weiße und schwarze Lächer, sieht goldene Eterne und
blutrotes Feuer! Sieht einen ganz und gar verbrannten rechten Fuß...
daran hängt, die erst neulich verflorene, Minnivolfin... hängt an
ihrem Fuße wie an einem Stride, will weiter gehen, weiter... aber
der Fuß geht nicht mit, jetzt fangt er hellaus zu brennen an, brennt
lichterloh.

Wenn man nicht wüßte, daß es bunte Osterker sind, würde man
glauben, auf dem Fensterbrette säßen rote, blaue und grüne Engel!
Geigeten und summen mit dem grünen Grase und mit dem rosen Winde
um das Haus! Geigeten, um in dem Hause das abfchulisch Ruhege
und doch so Knarrende zu vertreiben, um dem Geopfen, Erhaben
Platz zu gönnen.

Die Hähin glaubt nun wohl, auf ihrer Etirn sitzt etwas, das sie
ständig an den Raaren tiebe, aber so oft sie auch immer wieder mit
der einen Hand hoch will, es gelingt ihr nicht, es geht nicht! Und
die Augen, mit denen sie ihrer, auch schon bejaheten, Tochter, die



Albrecht Dürer

Aus der Passion

stehend auf einem, hart an das Bett gerückten Stuhle sitzt, zuwinkten will, drehen sich nicht mehr in ihren Gehäusen... Es wäre möglich, daß sie schon im voraus vom Gesattler Tod beschlagenabt sind, oder was ist damit? Was sollen sie denn noch im Kopfe? Sie sehen nicht. Sie können nicht auf sich aufmerkjam machen! Warum sind sie noch da?

Die Hähnsinje strickt! Strickt an einem weißen Halostuch, das schon so groß ist, daß es sich über ihren Schoß weit ausbreitet, aber es soll noch größer, noch reicher werden, denn der Wollknäuel, aus dem trägt und faul der Faden in die Nadeln schleicht, hat immer noch einen erstaunlichen Umfang, fast so groß wie der Kopf der so ruhig und still daliegenden Hähnsinje.

Es teifst sich sonderbar! Immer wenn die Cofie bei ihrem Strick abnehmen muß, ist auch gerade ein Gefäßlein des Rosenkranzes, den die Leute unten in der Stube jetzt laut beten, vorbei. Ohne eigentliche Mäße, ohne viel Umstände kann sich die Cofie das hierbei vorgezeichnete Kreuzzeichen auf Stirne und Mund und Brust machen... und fällt sie dabei wirklich einmal eine Stricknadel aus der Hand, oder verliert sie gar eine Mäße, unerklärlich, nicht der leiseste Ton des Mißbehagens kommt ihr über die Lippen.

Draußen will es Frühling werden! Die Sonne will schon warm scheinen und vergessen machen, daß doch eigentlich der Tod, das Sterben die Hauptfache und das Bedürfnis der vielen, vielen Lebenden ist! Wie gesagt, will... Die Cofie ist da! Auch die Schwester sind da! Es ist auch in den Gärten und auf den Wiesen schon das grüne Gras gekommen, und allerdings es ist nur eine allereinzige, eine gelbe Dotterblume, kriecht jetzt am Rande eines Tümpels entlang, schlängelt ihre fatten Blätter und ihre mühen Tengel an dem morsigen Ufer hoch... Im Tümpel liegt, noch vom Winter her, der Rest einer Bude aus Holz! Während das ganze Dorf sich vergnügte am Eispiel,

Immer wenn es Frühling werden will, stemmt sich etwas dagegen! Immer wenn jemand sterben will, kommt jemand und will es nicht haben.

In unserm Falle sind es die Leute in der Stube! „Wenn's nur der Herrgott bald zu sich nimmt!“ ist das Meiste. Niemand wird wohl an den Sinn dieser Worte denken! Aber es sind nur Worte, die von den Lippen kommen! Jammern sind die Leute dagegen.

„Ist die Hähnsinje nicht doch eine Hege?“ Hätte jamaß sich solches laut denken trauen... es sagt nur am Allermeisten! „Ist der Hege der Hähnsinje nicht doch ein ganz andere als der, der da oben am Kreuz hängt? Und warum nimmt er sie nicht? Er will sie nicht haben! Vielleicht dann, wenn jemand sich fände, der ihr den alten Deang abnehme, sich selber damit beläd'... bis er dann, auch in den letzten Tagen, in der ganz gleichen Lage...“

„Schauen die Augen des alten Weibes nicht über die Kammerdecke hinaus! Haben sie nicht etwas, was man sonst bei gar niemandem sieht? Ihr erloschenes Licht ist gelb und wachsig, rote, ganz feine Streifen streuen aus dem Weiß... drängen ins Licht.“

Wenn sie nur noch einmal den verkallten Mund öffnen würde, dann könnte man es erfahren... dann müßte sie es gesehen.“

Die Cofie auf ihrem Stuhle strickt! Das Tuch wird immer größer! Jetzt! Die Mutter deckt die Augen, nimmt die Hand aus der Decke! Hebt den Kopf, hebt den ganzen Oberkörper, jetzt schauend im Bett... die Kissen unter ihr blähen sich auf und die darauf gedrückten türkischen Mutter schauen entsetzt auf die Cofie! Haben auf einmal alle Leben bekommen.

Da macht die Mutter den Mund auf...??? „Los ganz her... an der Stalltür, den Bod'... nimm ihn weg... und, da, diese...“ Die Hähnsinje fällt müde zurück, kann nicht mehr ausreden.

Die Kammerstiege knarrt beleidigt unter den schnellen Schritten der Cofie! Durch die Stube, bei der Haustür hinaus, die Stalltür hinein... es meckert der hart an der Tür angebundene Bod' ihr entgegen! Schaut beghehlich das weibliche Wesen! Die Cofie fürchtet ihn nicht, kettet ihn los, treibt ihn mit Schlägen tief in das Dunkel des Stalles! Bindet den riesigen Hörnerträger an die Kneiwürste, kettet ihn fest, nicht achtend des Stotterns, nicht achtend des Gestankes dieses Abgesandten der Mächte.

Und da... kaum ist die Stalltür fest... treibt es einen ganz leichten Strohhalm durch den offenen Spalt, er schwebt in der Luft und lenkt vorsichtig im Windhauch... Der Bod' flunkert vor, die mahdenden Kühe sehen auf und in ihrem Gatter, die Schweine, fliehen auseinander, eine Henne, die flatternd den Schlag sucht, verliert auf der Stiege ihr Ei. Es zerplatzt laut auf den Fliesen des Bodens, zerfällt samt dem Keime, samt dem Leben in ihm, auf dem schmutzigen Boden des Stalles.

Und der Strohhalm schißt durch den Raum, schaukelt leicht um den, von der Tür verschoben, ihn nun nicht mehr gefährlichen Bod'.

Die Cofie geht eilig zurück! Durch die Stalltür, durch die Haustür, in die Stube, über die Stiege rasch in die Kammer! Verschwindend schauen die Leute ihr



Toni Bichl

Knospen



Landschaft

Walter Dolch-Amberg

nach... „Es muß etwas geschehen sein!“ In der Kammer, wo eben noch der Kampf mit dem Bösen, liegt friedlich in ihrem Bette die Häsin! Weich in die Kissen gebückt, wie eine gebrochene Blume, schier zum Herfallen, so leicht, eine Leiche! Nie hat so schön sie im Leben gelegen! Die Augenlider geschlossen, die Lippen betend gefaltet, aus den Falten der Haut leuchtet der Tod! Durchschimmert die Kammer, dringt mit seiner unendlichen Kühle bis hinunter in die Stube... „Ist also doch das Leben und nicht das Leben das Schöne.“

Ja der Stube steht der Glas den Krug auf den Tisch. Er wird ihn

nicht erheben... er ist geleert bis zum Grunde und kein Anlaß, daß er je wieder gefüllt wird.

Das noch nicht fertige Halstuch in den Händen, schwebt die Gofje die Treppe herab... berührt kaum die Bretter der Etage... „Jeder ist sie erlöst!“ und sie zündet die nicht wieder brennenden Kerzen auf dem Tische neu an... macht die Vorhänge an den Fenstern zu und öffnet weit die Türen... draußen treibt der Wind um das Haus einen ganz leichten Strohhalm, treibt ihn immer rundum, rundum heute und rundum morgen und, vielleicht, übermorgen auch noch...

MORGEN IM WALD

Sanft hat der Fluß die lange Nacht gerauscht,
der Wind geströmt im hohen Gipfelmeer:
noch träumt das Tal, bezaubert und berauscht
von eignen Stimmen, dämmerträchtig schwer.

Da stößt der Wald den ersten Atem aus,
es quillt wie Milch aus umgestürztem Krüge —
und zögert neblig in den Dunst hinaus —
und lichtet sich am Berg zu leichtem Fluge.

Der Fluß rauscht wie ein Trunkener ins Land,
singt schlummertiefe, brunnendunkle Worte,
wälzt Gram und Lust und nur ein wenig Sand,
und schwankend wogt er durch die Dämmerpforte.

Aus einem Abgrund steigt der Tag herauf,
sein Licht erfüllt die Welt mit kühlen Schauern;
da fährt der Wald mit allen Vögeln auf
und überstimmt mit Jubel Nacht und Trauern.

Georg Schwarz

J. Baringer:

Die Kontrolle über den Betrieb

Einer der Eckpfeiler des kommenden Paradieses auf Erden — der Dritten Internationalen, ist: Die Kontrolle über den Betrieb.

Ich weiß genau, welche Formen diese Sache annehmen wird.

Der Schriftsteller hatte sich eben an seinen Schreibisch gesetzt, als ihm gemeldet wurde:

„Jugendliche Arbeiter sind gekommen.“
„Laß sie eintreten. Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?“

„Wir sind also die Arbeiterkontrolle über den Betrieb. Der Ausschuß.“

„Kontrolle? Über welchen Betrieb?“

„Über Ihren.“

„Was bestimme ich für einen Betrieb? Ich schreibe Erzählungen, Feuilletonartikel... Das unterliegt keiner Kontrolle.“

„Alle reden Ihr so. Wir sind der Ausschuß von der Buchdruckerei und der Genossenschaft der Zeitungsvorkäufer und wie werden Ihren Betrieb kontrollieren.“

„Entschuldigen Sie... Aber wie wollen Sie diese Kontrolle verwirklichen?“

„Ehrlich einfach. Wie werden uns hier neben Sie setzen, und... Sie, was wollen Sie eigentlich schreiben?“

„Das weiß ich noch nicht: Ich habe kein Thema.“

„Nun, so denken Sie sich eins aus.“

„Schön, wenn Sie fort sind, werd' ich mir eins ausdenken.“

„Das gibt es nicht. Lassen Sie diese überlebten Schreie! Denken Sie sich sofort etwas aus.“

„Aber ich kann mich doch nicht konzentrieren, wenn zwei fremde Physiognomien...“

„Verzeihen Sie, wie sind durchaus keine fremden Physiognomien, sondern die Arbeiterkontrolle über Ihren Betrieb! Nun?“

„Was heißt hier „Nun“?“

„Danken Sie rascher.“

„Aber so verstehen Sie doch, daß jeder Schöpfergeist eine so intime Angelegenheit ist...“

„Ehnen Sie, dieses Intime eben darf ganz und gar nicht sein! Alles muß offen gemacht werden, vor den Augen aller und unter Kontrolle.“

Der Schriftsteller fing an, nachzudenken.
„Gehalten Sie, worüber denken Sie jetzt nach?“

„Ehnen Sie mich jetzt nicht! Ich denke über ein Thema nach.“

„Ehnen Sie, das ist recht. Nur rascher müssen Sie denken. Nun? Haben Sie sich etwas ausgedacht?“

„Aber warum heßen Sie mich so?“

„Deswegen sind wir auch die Kontrolle, damit die Zeit nicht unnütz vergeht.“

„Nun, rascher, rascher!“

„Aber verstehen Sie doch, daß ich mich so nicht konzentrieren kann, wenn Sie mit jedem Augenblick mit Unterhalten auf den Leib rücken!“

Die Arbeiterkontrolle verstummte und begab sich neugierig das Gesicht des in Gedanken versunkenen Schriftstellers zu betrachten.

Der Schriftsteller rieb sich indessen den Kopf, kratzte sich hinter dem Ohr, schobte und sprang endlich verzweifelt auf:

„Aber so verstehen Sie doch, daß man nicht denken kann, wenn einem vier Augen anstieren wie der Hahnen das neue Tor.“

Die Arbeiterkontrolle warf sich untereinander Blide zu.

„Merken Sie, Genosse? Eine regelrechte Sabotage! Dann sprech nicht mit ihm, dann sich ihn nicht an, womöglich wird er einem noch zu atmen verbieten! Als wie nicht hier warten, nicht wahr — da schreib er! Da konnte er schreiben, aber jetzt geht es nicht! Unter der Kontrolle geht so etwas schief! Wenn alles offen vor sich gehen soll, ohne Betrug, — dann arbeitet der Kopf nicht! Schön!... So werden wir es auch an die dafür zuständige Stelle berichten!“

Die Arbeiterkontrolle erhob sich und ging guttisch belehigt und mit den Füßen stampfend davon.

Der Autor!

In der guten, alten Zeit schloß man ähnliche Erzeugnisse mit den Worten:

...hier erwachte der Schriftsteller, ganz in kalten Schweiß gebadet.“

Wehe, ich kann nicht so schliefen.

Darum, weil — wenn wir auch in kalten Schweiß gebadet, aber immer noch nicht erwacht sind.

Frühlingsminicatur

Ein frohes Vöglein piept.
Drei Wölkchen segeln heiter.
Der Staub der Straße stiebt
Der Lenzwind segt ihn weiter.

Der Rasenplatz wird wach.
Die kleinen Gräser stehn
und wachsen nach und nach
vom In-die-Sonne-sehn.

Der Tag hat Lust zu bleiben.
Er schmückt mit Abendglühn
recht viele Fensterscheiben,
bevor die Dämmer zieht.

DER FLUCHER

Von weither kamen die Leute nach Kumburg, um den Hülle Franz fluchen zu hören. Der Vater Lehnert aber warnte ihn. Er solle den Namen Gottes aus den Mäulern lassen, denn dies sei ein sündhaftes Tun!

Hülle Franz schlug die Mahnung in den Wind und fluchte weiter.

„Franz, Franz“, sagte der Vater Lehnert, „Gottes Horn wird über dich kommen!“

Und siehe, so geschah es auch. Die Hülle Marie, Franzens Ehefrau, wurde immer anfälliger und rundlicher, bis eines Tages die Befruchtung geschah und Hülle Franz doppelter Vater war. Da sagte er noch einen Kernfluch und dann war er still. Der Vater Lehnert aber hatte man sehr viel Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß nicht Gottes Horn, sondern Gottes Segen über ihn gekommen sei, und wenn Franz auch nicht sehr widersprach, war er doch noch keineswegs gewiß, ob der Glaube an den Segen Gottes schon Wurzel in ihm gefaßt hatte.

Während des Schützenfestes wurde es dann offenbar, wie es um den Hülle Franz stand. Denn als er zwölf Krüge Bier die Kegel hatte hinunterlaufen lassen, war er mittellingsbedürftig geworden und mußte sich dem Schützenbruder Karl anvertrauen.

„Karl“, hat er zu ihm gesagt, „es va dan Zwieling is va mir, jo! Ober des andre, — na, du drüber red' mir ne reich!“ — und hat rasch zwei Bide hintereinander zum Herrgott hinauf geworfen, einen anläugerischen und einen sehr ängstlichen. Geflucht aber hat er sein Leben lang nimmer.



Der Baum

H. Mayrhofer-Passau

Liebe Jugend!

Nals hat eine Kanone und eine Schachtel Bleisoldaten. Damit spielt er den ganzen Tag Krieg. Aber jene Exote Krieg, wie ihn die Exot eines Jünglings sich vorstellt. Sie stellt ihn sich furchtbar einfach vor. Nals funkt mit seiner Kanone einmal über den Teppich und schon liegen alle Feinde blutüberströmt am Boden.

Nur einer bleibt von dem Gemisch ungetroffen. Er ist dem Kugelregen überhaupt nicht ausgesetzt und steht, während die andern bluten, in einem Schilderhaus ganz vergnügt Pöbeln. Das Gewebe über, tut er, als ginge ihn der Krieg nichts an.

Da wie um seine Aufgabe nicht erklären können, fragen wir: „Nals, sage mal, was ist denn mit dem da? Warum machst du denn nicht mit? Wird der nicht gebraucht?“

Nals sieht uns fassungslos an, dann behauptet er mit Selbstverständlichkeit: „Das ist doch der, dem der Krieg gehört!“

B. M.

Beim Arzt

„Herr Müller, ich befürchte, daß Ihre Frau das Sprechzimmer einbüßen wird!“

„Na, hoffen wir das Beste, Herr Doktor!“

Ermahnung

Der Herr Professor erwidert die beiden Brüder während der Schulpause in herzhaften Gekausen.

„Buben!“ mahnt der Herr Professor, „seid nicht wie Cain, von dem ich euch doch nützlich erzählt! Er ist verächtlich wie Abel, der von seinem Bruder erschlagen wurde und sich dem noch nicht rächte!“

Die Treulose

Eie: „Was weißt du tun, wenn ich sterben sollte?“

Er: „Vermutlich daselbe, was du tun wirst.“

Eie: „D, du Elender! Und ich habe die so fest geglaubt, als du mir versprochen, nie wieder zu heiraten.“

Caras y Carillas

Abwechslung

„Wie sich jemand in dieser Kleinstadt wohl fühlen kann, verstehe ich einfach nicht! Sind Sie denn gar nicht einsam hier?“

„Wie? Einsam? Gar keine Rede! Man hat doch seine Abwechslung. Sehen Sie, zum Beispiel kam vorher ein fremder Hund vorbei, dann ein Schwein und jetzt sind ja Sie da!“

Der Wettstreit

Anton Leidl



Beim diesjährigen großen Preiseierlegen zwischen den Hühnern und den Osterhasen siegten auch heuer wieder ganz überlegen die Hasen.

Ein edles Wort

Ein Araberführer erhielt als siebzehnjähriger Jüngling von seinem Vater ein schönes weißes Pferd zum Geschenk. Alle Kameraden waren darauf eifersüchtig, namentlich aber der Hühnerling Huius. Alle seine Angebote für das Pferd wurden aber zurückgewiesen und er beschloß, sich durch List des Pferdes zu bemächtigen. Als der Jüngling erst am Spätabend sein Hof zumute, steckte ihn ein am Wege stehender, anscheinend von Müdigkeit überwältigter alter Bettler im Namen des Propheten an, ihn nach dem nächsten Ort zu schaffen. Abdelskader stieg ab und half dem Pflanzenden in den Sattel, aber kaum war dies geschehen, so warf dieser seine Verkleidung ab, gab sich höhnisch lachend als Huius zu erkennen und jagte davon. Der anfängliche Überraschung tief ihn nach: „Ich schenke dir das Pferd unter der Bedingung, daß du niemandem erzählst, wie du mich hintergangen hast. Es möchte sich sonst künftig Jedermann scheuen, einen anderen Gutes zu tun!“ Huius hielt bei diesen Worten an, kehrte zurück und gab das Pferd dem jungen Abdelskader zurück, dessen anhänglichster Freund er sein Leben lang blieb.

O.M.H.



„Ich war fünf Jahre alt, als ich anfing, Klavier zu lernen.“
„Und wie alt waren Sie, als Sie es wieder verlernten?“

Autor und Drucker

Von Dora Weiß

Der sehr produktive Romanschreiber Rudolf C. las die Korrektur seines neuesten Romans. Das war allemal eine Arbeit, bei der einem die Galle überlaufen konnte. Nichts, gerade wider bei einer packenden Vorlesung hatte der berühmte C. aus der Druckerei sein Unwesen getrieben. Zum Entsetzen des Druckers prallte ihn auf Seite 118 folgender Satz entgegen:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Greta weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte.“

Der Dichter machte mit roter Tinte einen Strich durch das „d“ des vorletzten Wortes und setzte dafür ein „l“, denn natürlich bewunderte der junge Mann die Lippen der Geliebten und nicht ihre Lippen.

Beim nochmaligen Korrekturlesen aber packte den Verfasser eine gelinde Wut, denn nun lautete der Satz auf Seite 118 so:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Greta weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte.“

Also wieder ein Dichter Strich durch das falsche „l“ und ein deutliches „d“ an den Rand geschrieben! Um ein übriges zu tun, fügte der ergütete Dichter als Anmerkung für den Drucker hinzu: „Donnerwetter, gucken Sie doch endlich richtig hin!“

Als die Bögen zur endgültigen letzten Korrektur aus der Druckerei kamen, stand auf Seite 118 zu lesen:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Greta weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte. Donnerwetter, gucken Sie doch endlich richtig hin!“

Der Hellseher

„Würden Sie von einem anonymen Brief, in dem man Ihre Frau der Untreue bezichtigt, Notiz nehmen?“

„Keinesfalls! Ich würde ihn nicht einmal öffnen.“

Le Rire

Festgenagelt

„Warum machtest du solchen Värm, als Doktor dich im Wintergarten küßte? Reißt du um Hilfe?“

„Nein, um Zeugen!“

Life

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 7. Mai

Liebe Jugend!

In der Endverordnungsung unserer Heimatsortes M. werden Klagen über den städtischen Bücherleiter vorgebracht. Der würdige Stadtwasser-Direktor erhebt sich von seinem Sitz und erzählt im vollsten Tone der Entrüstung folgendes: Mein Sohn verlangte ein religiöses Buch, „Die fromme Seele“ und erhielt dafür „Pips, der Affe“ mit dem Bemerkung: es wäre etwas Ähnliches, das Gemeinliche sei angelehnt. — Das wollen Vollerzieher sein.

Mit diesen Worten setzte sich der ehrbare Stadtwasser und bildete entrüstet auf einige lächelnde Mienen.

*

Beim Annesfester sitzen die ersten Gäste im Freien, ein wenig fröhlich, aber doch empfindlich für alles, was die Natur in dieser Jahreszeit bereits bietet.

Ein lebhafter Konversation jagt zwischen den Tischen umher. Man selbst beschäftigt seinen Tischen. Wo möglich hält das süße Tierchen bei einer eleganten Dame inne, hebt sein Hinterbein und vollführt die damit eingezeichnete Handlung an ihrem Mantel.

Darauf meint der Besitzer des Hundes, ein behäbiger Mänschen, gleichsam entschuldigend: „Ja wissen Sie, er war halt mit mir in's Buch beim Schlaf ein; sondern es er nimmer so gut beinander...“

*

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Einfröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brettleidiche, der geistreiche und temperamentsvolle Konfessionen des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Am 1. Mai des vergangenen Jahres, dem Tag der Deutschen Arbeit, wurde zum erstenmal der schmucke Festzug der Deutschen Arbeitsfront von vielen Volksgenossen öffentlich getragen.

Ich stand mit meinem achtjährigen Töchterchen auf dem Balkon, als mit schneidiger Marchmusik an der Spitze, ein gezierter Zug deutscher Arbeitsmänner vorbeimarschierte. Alle gleichmäßig angeordnet mit dem neuen festlichen Anzug und der Schirmmütze.

Das höflich mich meine Kleine an und sagt: „Siehst du, Pappi, das sind laute Bäume...“ der Müßig nach schreit: „laute Bäume...“

Praktisch

Daher Nebel hing über dem Hofen, kam dann glitt das Schiff dem Fahrenwasser zu.

„Käpjen, die Eltern arbeitet nicht mehr. Das Ding ist kaputt!“ ruft plötzlich der Mann dem Manne am Steuer zu.

„Was?!“ donnert es zurück.

„Käpjen, wenn du alle zehn Sekunden je fragst wie eben, brauchen wir keine Eltern!“

Unter Landstreichern

„Neulich traf ich auf einen Hund, der meinte, daß er mit aus der Hand fräß!“

„Da hast du Glück gehabt! Ich traf noch einen, der fraß mit aus dem Bein!“

Bekanntmachung

Morgen abend findet im Gemeindefaal ein Vortrag statt über:

„Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“

Eintritt frei!

Getroffen

„Den Schmeiler kenne ich wie meine eigene Nase!“

„Ja — er ist ein ganz gehaltvoller Mensch!“

Kritik

„Der dicke Lehmann kommt mir vor wie ein Biersteak!“

„Wie?“

„Außen fett und innen roh!“

Bruchstück
in

DIE JUGEND

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 24 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgearbeiteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 50 Pf. postfrei G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstraße 10

BESPRECHUNG IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN GEGENSTÜCK
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE BERLIN SO 16
FERNRU. P. T. JANNOWITZ SAMUEL-STR. 51/52

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

In der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ ist über 1000 verkleinerte Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandstuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

ALS BLATT DER KUNST

des Witzes und der Tugend ist auf der ganzen Welt BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen

empfehlen wir
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Lesen den Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 480 Seiten in Glasfaser gebunden zu RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

„So, jetzt malt!“ ...

In einer Innobühnen-Künstlerkneipe, in welcher sich allabendlich eine farbenfrohe Gesellschaft junger Schauspielers, Maler, Musiker und Kunststiller versammelte, war auch Ludwig Martinelli, damals noch Dekorationsmaler, später beliebter und berühmter Schauspieler des Deutschen Volkstheaters in Wien und unverwundlicher Interpret Angenruberscher Gestalten, ein gern gesehener Gast.

Unter diesen leichten Bohémeweltchen wurde nun eines Tages darüber gestritten, welche Kunst am schwersten zu erlernen sei, und ein jeder der jungen übermütigen Burlesken stellte selbstredend die von ihm ausgeübte Kunst als die allerschwerste hin.

Unter diesen leichten Bohémeweltchen wurde nun eines Tages darüber lächen Schauspielers etwas zu dämpfen, bei Martinelli schließlich eine Wette auf zehn fliegenden Liren zwischen an, daß er innerhalb acht Tagen den Beweis liefern würde, wie leicht es sei, Schauspieler zu werden. Martinelli studierte die Rolle des Zerkowal in der bekannten Posse „Frühlingsschmerz“, trat nach acht Tagen vor ausverkauften Hause und erzielte einen solchen Erfolg, daß er sich bald darauf für immer der Schauspielkunst widmete.

Am Tage nach jener Vorstellung aber lud er die Künstler, mit denen er gewettet hatte, in sein Atelier, stellte ihnen Wein, Farben, Pinsel und Palette zur Verfügung und sagte lakonisch:
„So jetzt malt!“

F. S.

FOTO-ECKE

Was fotografieren wir im April?

Der April ist recht vielseitig. Schon allein wenn man das sordiditwärtig gewordene Wetter anschauen. Der Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein eröffnet Motive mit besonderem Stimmungsgehalt. Wir sollen uns nicht von dem unzuverlässigen Wetter zurückhalten lassen, sondern hinaus ins Freie wandern. Das Straßenschild bekommt einen eigenartigen Charakter. Der Regen läßt auf dem Asphalt lustige Spiegelungen und Reflexe erscheinen, und wenn nach einer Regenstunde die Sonne lacht, dann bekommen wir durch reiche Hell-Dunkel-Werte ein hohes Bild.

In den Anlagen unserer Städte erscheint das erste Grün. Rein und leuchtend hebt sich die Farbe von dem noch grauen und unbekannten Asphaltpfand an den Spitzen der Zweige ab, und das Ganze sieht von weitem wie ein feiner Schleier aus. Am Himmel zeigen sich prächtige Wolken, und wenn wir mit hellem Filter arbeiten, ist es nicht schwer, diese Stimmung festzuhalten. Tiefe Perspektiven wird ebenso sein. Dann kommt der Horizont weit nach unten zu liegen, und die Bäume und Sträucher stehen klar gegen den Himmel, von dem sie sich in ihrer Form gut abheben. Was kann die Kamera unbegreiflich fast bis auf die Erde stellen und etwas nach oben reichen. Das gibt dann recht lustige Bilder aus der Fernsicht. Auch Menschen sehen aus dieser Sicht gut aus, weil jeder störende Hintergrund ausgeschaltet wird und sich die Figur vom Himmel abhebt.

Die Aufnahmen soll man nicht allein zur Gegenlicht herstellen. Wenn es auf die Wiederkehr der feinen Tonunterschiede ankommt, ist schärfer von vorn geführtes Licht (also helles Seitenlicht) vorzuziehen.

Gut wird es sein, wenn wir uns nicht allein nur große Motive, sondern auch kleinere Ausschnitte auswählen. Ein Zweig mit jungen Grün wird oft mehr sagen, als eine ganze Landschaft. Denn durch den kleinen Ausschnitt in großer Darstellung gehen wir unserem Bilde Klarheit.

Und nicht unnütze Dinge beim Fotografieren mitstecken! Ein Stativ werden wir kaum benötigen. Wir fertigen ja heute meist Momentaufnahmen, und dabei wird ein Stativ nur hinderlich. Was wir unbedingt benötigen, ist ein helles Filter, die Gegenlichtblende zur Erzielung klarer Aufnahmen und reichliches Filmmaterial.

Was gibt es Neues?

Hant und Mämosa brachten neue panchromatische Filme unter der Bezeichnung Panco und Paschroma. Beide sind feinkörnig, besitzen gedruckte Kontrollen (also Tarschichtmaterial) und eine Empfindlichkeit von 17¹⁰⁰ DIN.

Vollständiger brachte eine neue Bessa-Kamera, bei der sich der Auslöser am Laufboden befindet. Vollständiger veranstaltet ein großes Preisausschreiben „Das lebendige Bild“. Preise im Gesamtwert von RM. 800. Bedingungen durch die Firma in Braun-schweig, Cammerstraße 7, oder den Fotohandel.

Die G. Hirth Verlag AG. in München bringt eine Brochüre „Hinter den Sommer“ von Gerhard Isert heraus, die ab Mai gratis im Fotohandel zu haben ist. Das ist keine Reklameschrift, sondern ein wirkliches Lehrbuch in erschöpfender Ausstattung. Man tut gut, sich schon heute bei seinem Fotohändler ein Exemplar reservieren zu lassen, da ein solches Buch natürlich schnell vergriffen sein wird.

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abzugsstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen des Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera zahlt Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



„Daß Sie Neger sind, habe ich sofort bemerkt.“

„Ei... an was denn?“

„Am Akzent.“

Oh, dieser Bernard Shaw!

Die neue Gouvernante vergeweiht an ihren erzieherischen Erfolgen; der kleine Johnny gebraucht so schreckliche Worte und alle Strafen nützen nichts. Was sollten Jonnys Eltern von ihren Fähigkeiten denken! Schließlich sprach sie mit seinem Vater darüber. Doch dieser soziale Herr lacht nur und meinte: „Lassen Sie ihn man! Bernard Shaw gebraucht dieselben Worte. Oft sogar noch viel schlimmere.“ Darauf die Gouvernante: „Dann ist er aber kein Verehrer für Johnny! Bitte, verbieten Sie Johnny, mit Bernard Shaw zu spielen!“

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichnenden ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenschildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seix Humor in Versen

Ein Vortragsgedicht für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Ein Wortspiel

Des berühmten Chemikers Justus v. Liebig Schwiegersohn ist ein Herr Karriere gewesen. Aber ihn gab es einst ein reizendes Wortspiel. Karriere war Privatdozent in Gießen, Liebig gleichzeitig dort ein Professor. Da den Herrn Karriere niemand leiden mochte, so brachte er es so lang zu nichts Nichten, bis er die Tochter des berühmten Mannes heiratete.

Man prägen böse Zungen den scherzhaften Satz:
„Karriere machte sich nichtselig — aber durch Miß Liebig machte er Karriere.“

K. A. P.

Wenn Schotten protestieren...

Von Jon Klug

In Edinburgh versammelten sich einige hundert Bürger. Es galt eine Resolution zu fassen, in einer Angelegenheit, die alle Schottländer anging. Der Einberufer begann mit erhebener Stimme:

„Schottländer! — Bürger!

Sechszehnteljahr haben altmodische Wächter es nicht unter ihrer Würde gefunden, die Figur des „streitbaren Professors“, der angeblich immer seinen Schirm vergräbt, den Lesern aufzutun. Bis zum Überdruß. Seit einer Zeit nun wissen diese Blätter scheinbar nichts besseres, als eine unserer Tugenden — ja, ich möchte sogar sagen unsere „Nationaltugend“ — zu verunglimpfen. Aus unserer bekannten Extrapunkte machten sie Geiz. In maßloser Übertreibung wird diese unsere Tugend verunglimpft, lächerlich gemacht, und dies nicht etwa als und zu einmal, sondern unausgesetzt. Auch die Geduld von Aposteln hat aber schließlich einmal ein Ende. Wir erheben förmlichen Protest und ich schlaue der ehrenwerten Versammlung vor, folgendes Verwahnungs- und Protestschreiben an eines der führenden Wächter in Mitteleuropa zu richten. Diese Resolution lautet:

Verehrliche Schriftleitung!

Die hier versammelten 847 Bürger von Schottland — alles angesehenen Männer aus allen Ständen — verwahren sich auf das entschiedenste gegen die unausgesetzten Verleumdungen und Herabsetzungen durch Ihre ebenso geschmacklos als wie unrichtigen Behauptungen, daß wir Schotten geizig seien. Wissen Sie denn eigentlich, was Sie mit diesen wipig sein sollenden Erzählungen für Schaden stiften? Haben Sie gar kein Verantwortungsbewußtsein für die Jugend gegenüber? Wie soll die Jugend zu Sparfamkeit erzogen werden, wenn sie sieht, daß diese Sparfamkeit verachtet und verspottet wird? Reisende Landleute führen Klage darüber, daß man sie im Auslande bei Einkäufen stark überbäut. So wie der Verkäufer merkt, daß er es mit einem Schotten zu tun hat, rechnet er für eine Ware das Doppelte. Weil er fürchtet, daß der angeblich so geizige Schotte den Preis stark zu drücken versuchen wird. Kommt einer unserer Landleute in eine fremde Stadt und trägt sich ins Hotelbuch ein, sofort verzehrt der Portier sein Geschäft zu einem Weinchen und gibt dem übrigen Personal einen Wink, daß man bei uns auf kein Trinkgeld hoffen kann. Um dies zu entfräften, geben wir dann oft viel mehr an Trinkgeldern wie Reisende aus anderen Ländern. Sie sehen also, meine verehrten Herren Redakteure, wohnen Ihre ewigen Schottentwisse führen. Die hier versammelten Bürger wissen sich eins mit all ihren Landleuten und erheben — nein, fordern Sie auf, sich andere Wächter vorzunehmen.“

Dieses Protestschreiben wurde mit Jubel einstimmig angenommen. Alles war also in schönster Ordnung. Freuden ist dieser Brief nicht abgesandt worden — weil keiner der 847 Anwesenden das Geld für die Briefmarke auslegen wollte...

Die Skandalgeschichten

Der bekannte Pariser Verleger Leroy schrieb eines Tages an Voltair: „Ich habe sieben eine Anzahl von Skandalanekdoten über Sie erhalten, würde aber deren Druck unterlassen, wenn Sie mir umgehend einhundert Louisd'or schicken.“

Voltaire antwortete darauf: „Ich danke Ihnen bestens für Ihre freundliche Aufmerksamkeit; ich habe indessen selbst noch eine Anzahl Skandalanekdoten über mich und stelle Ihnen dieselben für fünfzig Louisd'or gerne zur Verfügung.“

F. S.



Ina Seidel: „Dichter, Volkstum und Sprache“. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. 280 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Die Erzählerin Ina Seidel hat eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen unter dem Titel des vor der Münchener Studentenversammlung gehaltenen Vortrages „Dichter, Volkstum und Sprache“ zusammengefaßt. Es handelt sich um verschiedenartige Arbeiten aus dem letzten Jahrzehnt. Bedeutender und gewichtiger als die Titelarbeit, die oft erörterte Dinge lediglich auf persönliche Art noch einmal ausspricht, ist die umfangreichste Abhandlung des Buches, die sich mit „Goethe und die Frau“ beschäftigt. Hier weiß die Dichterin eine von großer Sachkenntnis getragene Charakteristik des Menschen Goethe und seiner beispielhaften Einstellung zu Mutter, Schwester, Gattin und Geleichen zu geben, eine Charakteristik, die sich zu einer sehr wesentlichen Beleuchtung des weitgefaßten Goetheschen Bildungsbegriffes erweitert. In den kleineren Beiträgen über ihr künstlerisch nahestehende Dichter wie W. von Scholz, Lulu von Strauß und Tornay, Albrecht Schaeffer, Moeller van den Bruck u. a. bewährt sie sich als eine kluge, kritisch-wachsame Deuterin zeitgenössischer Dichtung. Nicht weniger aber als die beiden Essays über die Entstehung des „Wunschkindes“ und den „Berliner Abendgang“ bringen auch diese Arbeiten sehr Aufschlußreiches über das Wesen der Dichterin selbst, so daß man den an sich nicht einheitlich, sondern zufällig gefügten Band dann am meisten gerecht wird, wenn man ihn als eine Gabe der Dichterin an die Freunde ihrer epischen Kunst versteht.

Karl Ude

Edvard Stucken: „Die weißen Götter“. Festaussage, 1230 Seiten, in GzL 8,50 M. Paul Zsolnay-Verlag, Wien, Berlin.

Gegenstand dieses weitangelegten, schlechthin monumentalen Werkes, das anlässlich des siebenzigsten Geburtstages des Dichters in einer neuen Ausgabe, zusammengefaßt in einen festlich ausgestatteten Ganzseitenband und versehen mit Geleitworten von Rudolf G. Binding, W. von Scholz, Hermann Hesse u. a., erschien, ist die langjährige Eroberung Mexikos durch die Spanier zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Kastilier Cortes, der mit 450 Freiheutern die fremde Küste anseht, und Montezuma, der Herr von Mexiko, sind die beiden entscheidenden Gegenspieler, und über diese hinaus: Christentum und Heidentum, europäische und asiatische Kultur, Bedrücktheit, blutige und grausame Ist der Zusammenprall dieser beiden Welten, die Stucken, der Sagenforscher und vorzügliche Kenner fremdländischer Kulturen, mit einer unglaublichen Anschaulichkeit aufleben läßt. In einer Unmenge prägnant erfunder Szenen bündelt er die Schicksale seiner kaum zahlbaren Figuren: er charakterisiert alle ihm wesentlichen Gestalten aus der bunt zusammengewürfelten Mannschaft des Cortes, geht allen Zerrissenheiten und Spannungen unter den Eroberern nach und zeigt auf der andern Seite noch meisterhafter das Bruchstück und die Unmöglichkeit der Indianerstämme, die sich gegenseitig aufreiben und so erst den weißen Göttern den Zugang in ihr Land ermöglichen; in großgeschwungenen unvergleichlichen Geschichten läßt er die heidnisch-fremdartige Kultur dieser von europäischem Einfluß noch unberührten Völker aufleben, mit solcher Farbenpracht und in einer solchen epischen Selbstverständlichkeit, daß man glauben möchte, es handle sich nicht um einen deutschen Roman, sondern um die Übersetzung einer alten zeitgenössischen Chronik. Keine menschliche Leidenschaft, keine Tugend, kein Laster, das nicht in dieser Romanwelt zur Entfaltung käme. Die Europäer bleiben die Sieger in diesem ungleichen Kampf, aber ob das Errungene den Untergang der großen indianischen Kulturen und die Anzahl an Menschenopfern aufwiegt — diese Frage läßt der tragisch gedämpfte Ausklang des Romanes offen. Ungewöhnliche Phantasieentfaltung, Sprachgewalt, geistige Durchdringung, bewundernswerte Sachkenntnis und ein echt epischer Aufbau zeichnen dieses Werk aus, und selbst wenn stellenweise ein Zweifel an Eindrücken und Einzelheiten gegeben und die Straffheit der Linienführung gelockert wird — seiner inneren Größe nach scheint dieses einzigartige Buch dazu berufen, den Namen des Erzählers Stucken, dessen dramatisches Werk mit der Neuronautik vergänglich wurde, noch für lange Zeit lebendig zu halten.

Karl Ude

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach. 300 Seiten. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Zu den lebenswichtigsten Versuchen, die große Persönlichkeit des Thomaskantors in plastischer Lebendigkeit erstehen zu lassen, gehört diese „Kleine Chronik der Anna Magdalena Bach“. Anna Magdalena ist die zweite Gattin des Meisters gewesen, die ihn um einige Jahre überlebt hat, eine kluge und sehr mütterliche Frau, die musikalisch genug war, um Sebastians Mitarbeiterin sein zu können. Ihr nun ist die Verfasserschaft der uns vorliegenden „Chronik“ zugeschrieben, die in Wahrheit von einer Dichterin unserer Tage stammt, die jedoch ungenannt bleiben will. Es ist also eine richtiggehende Geschichtsfälschung, die hier vorgenommen wurde; jedoch ist die Einführung der Verfasserin in die Atmosphäre des Bachschen Hauses und seiner Menschen so stark, daß man sich gern für diese Art von Lebensbeschreibung gewinnen läßt. Aus der Demut eines rein weiblichen Gemütes, aus der Hingabe einer ebenso mädchenhaften wie mütterlichen Frau, für die es stets das größte Wunder war, die Gattin des einzigartigen Sebastian zu sein, wächst hier das Lebensbild eines sehr frommen, gütigen und überragenden, aber ganz menschlichen Menschen. Eine solche Wärme und Innigkeit liegt zwischen den Zeilen ausgebreitet, daß man wundersam von dieser stillen Prosa angezogen wird und sich nicht verdrängen läßt, wenn manchmal ein sentimentaler Ton mitschwingt und die gute Anna Magdalena in ihrer Hochachtung und Verehrung weiter geht, als wir es für wahr halten mögen.

Karl Ude

Hamsun und der Selbstmörder

Man faßt es auf, wie man mag:

Unser Jahrbuchend log noch in der Zukunft; Knut Hamsun war — enttäuscht — aus Amerika zurück und lebte in Kopenhagen. Als die Sekunde erfüllte war, betrat er ein Café, wo der dänische Dichter Thomas Kraagh auf ihn wartete. Kraagh hielt den Kopf in den Händen und hatte Welpfenschmerz (das deutsche Wort wird international gebraucht). Er war fest entschlossen, sich aufzuhängen.

Hamsun war nicht so erbaitet, jedoch, dem Freund einen Pump anzuhaben; vielleicht konnte er es auch nicht. Er gestand ihm, daß er sich schon lange danach sehnste, einen rebanten Dichter zu sehen, und bat ihn um die Erlaubnis, den Akt beizubehalten. Kraagh konnte die Bitte nicht abschlagen und nahm den lebenswichtigen Freund mit in sein Zimmer. Er wühlte mit Umsicht den passenden Roststachel aus, fest genug für Kraagh, mit günstiger Beleuchtung.

Aber noch ehe eine Eschlinge gewunden war, entschloß sich Kraagh, sein Leben weiterzulegen. Da stand nun Knut Hamsun — er blickte faßungslos und mit tiefem Verwurf in die Augen des Dänen und sprach zu ihm:

„Und das nennst du Freundschaft!“

D. P.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/3 jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**



Kowno

Erich Wilke



„Das Urteil ist sicher gerecht — nur schade, daß wir es nicht lesen können.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 NR. 18



Im Garten

Erwin v. Kriebitz

Frühlingswunder

Blumig besternt sich die Erde,
 Blüten schneiet der Baum,
 und das gesegnete Werde
 sammelt die Helfer im Raum.

Erdige Atemwogen
 werden Leiber aus Duft,
 Zarteste Brückenbogen
 steigen aus dampfender Gruft.

Fast überblühen die Lichte,
 wo es vorüber schwebt.
 Stimmen geh'n und Geschichte:
 Ewiges Leben lebt.
 Paul Langhammer

HANS ERMAN:

FRAU JOSEPHAS KINDER

Das Haus des Kartoffelhändlers Schaubhuth lag an einer der zeit-
 geraden Straßen Mannheims, in der Gegend zwischen dem Alten Rat-
 haus und der mächtigen Jesuitenkirche. Jakob Schaubhuth war ein
 Mann in den fünfzigern. Er war wohlhabend, wie es einem Angehörigen
 der alten Kaufmannsfamilie Schaubhuth zutraf. Er war von stärke-
 voller Gestalt, fröhlich, unternehmungslustig und weinsüß wie so manch
 anderer seiner Altersgenossen und Mitbürger. Verheiratet war Jakob
 Schaubhuth mit Josepha, die trotz ihrer weißen Haare und ihrer schon
 etwas überflüchtigen Augen das Hauswesen und auch wohl den größten
 Teil des Geschäftes fleißig und tatkräftig leitete. Josepha war von
 langen Jahren aus dem ersten Dorfmann nach Mannheim gekommen,
 und ihrer geschäftstüchtigen, stillen Art verdankte die Firma Schaubhuth
 das, was der etwas verspielte und bequame Jakob kaum zustande-
 gebracht hätte: das Gedeihen des Handels auch in den schlimmsten
 Jahren der Krise.

Beide hatten einen Sohn, Gerhard, der zwanzig Jahre alt war,
 und der nach einer Schulzeit, die ihn schließlich die Berechtigung zum
 Studium verschafft hatte, kurz emporstiegen sich ebenfalls dem väter-
 lichen Geschäft widmete, weil dies seinen stets wachsenden Lebensdrang
 nach am meisten befriedigte. Mit neunzehn Jahren war er also der dritte
 im Geschäft geworden. Und während die Mutter im Lager und Haus
 arbeitete, während der Vater bald hier, bald dort die Verbindung mit
 den vielen Kleinhändlern der Stadt pflegte, oblag Gerhard der Verke-
 hr mit den Bauern des Oberrheins und der nahen Hardt, wo er tagen-
 lang, mit seinem großen Lastkraftwagen umherfuhr und neben den
 Kartoffeln auch wohl Obst und Blumen und Gemüse einhandelte.

Alle vier lebte Helene oder — wie sie von allen gerufen wurde —
 die Leni im Hause. Da sie keine Eltern mehr hatte, war sie durch den
 städtischen Fürsorgeverband zu den Schaubhuths gekommen, wo sie mit
 ihrer Mütterlichkeit, ihrem Fleiß und ihrer guten Laune wie ein Engel die
 Familie beglückte. Helene war liebenswürdig zu Vater Jakob, zutrau-
 lich zu Frau Josepha und gut zu Gerhard. Und für alle zusammen war
 sie ein hübsches, auch verständiges Mädchen von neunzehn Jahren...

Gerhard fuhr frühe am Morgen mit dem Auto ins Land und kam
 spät am Abend erst zurück. Er wurde es auch Nacht und Mitter-
 nacht, ehe die helle Hölle des Morgens vor der Schaubhuth'schen Ein-
 fahrt tönte; die Bauern hatten entweder nichts gerichtet, oder sie
 wollten erst lange überredet sein, bis Gerhard sich mit ihnen auf einen
 Preis einigen konnte.

Kam Gerhard zu solch später Stunde nach Hause, so waren die
 Eltern längst zu Bett gegangen. Helene aber hatte das Nachtmahl ge-
 richtet, sie half dem Gerhard beim Einschleichen des Wagens. Mit ihr
 zusammen wurde die Abrechnung gemacht, mit ersten Gefächtern faßen
 sie sich einander gegenüber, Helene auf der Bank am Fenster, Gerhard
 im Sessel am runden Tisch...

Doch Gerhard war abends müde. Wenn alles Geschäftliche besprochen
 war, so nickte er Leni freundlich zu und ging zu Bett...

Nur am Sonntag blieb Gerhard zu Hause. Den ganzen Tag, da
 las er mit der Leni zusammen alle Zeitungen der Woche, da hörten sie
 ein Konzert des Rundfunks. Sie gingen auch einmal mit dem Vater
 und der Mutter durch die Stadt, an den Rhein, in den Schlosspark.
 Dort hockten sie — die Mutter bei ihrem Kaffee, die anderen beim
 Schoppen Wein — zusammen bis weit in die Dämmerung, bis über
 dem Rhein, in der Stadt und auch im nahen Gefängnis die Lichter auf-
 leuchteten.

Auf dem Nachhauseweg gingen die Alten vorweg, die Jungen hinter-
 derein und meist Arm in Arm. Sie sprachen niemals von sich, und doch
 fühlten beide, daß sie zusammengehörten...

Im Sommer hatte Gerhard Geburtstag. Er war deshalb zu Hause
 geblieben. Doch die Gewohnheit hatte ihn früh aus dem Bett ge-
 rissen, und lange, ehe das Haus sich regte, stand er unten im Hof beim Wagen,
 den er in aller Ruhe heute nachsehen wollte. Während er überlegte,
 was er am Nachmittag zu besonderer Feier heute wohl unternehmen
 könnte, und während seine Gedanken sich auch schon mit Helene und
 was sie ihm schenken werde, beschäftigten — strich eine Hand ihm über
 die Schulter.

Helene stand hinter ihm.

„Hier bist du?“ fragte sie. Ihre Augen strahlten Gerhard groß und
 freundlich an, und die eine Hand verbergte sie geheimnisvoll hinter ihrem
 Rücken.

„Hab ich dich erschreckt?“ fragte sie weiter, als Gerhard stumm blieb.
 „Nein“.

Gerhard war verwirrt; Helene beschämt, und verlegen strich sie mit
 der freien Hand den kurzen, blonden Haarschopf zurück, der ihr fast
 immer über die Stirn hing. Schweigend standen sie sich eine Weile
 gegenüber.

„Was willst du denn?“ fragte Gerhard.



Waldweg

Kurt Weinhold-Calw

Doch nun fand Helene keine Antwort. Und Gerhard merkte, daß seine Frage Helene zu kränken schien. Er suchte nach einem freundlichen Wort, das sie versöhnen sollte. Und da ihm gar nichts Besseres einfiel, sprach er:

„Du, ich hab' heute Geburtstag!“

„Das wußt' ich wohl.“ Helene war auf einmal wie neu belebt. Sie lächelte, und endlich wagte sich ihre linke Hand hinter dem Schutze des Rückens hervor.

„Da!“

„Sie schenkte Gerhard einen großen, grauen Echol. Es war ein wirklich herrlicher Echol aus feinsten grauer Wolle, der Gerhard wärmen sollte auf seinen Fahrten. Gerhard betrachtete ihn. Und wieder besah ihn bei aller Freude eine absonderliche schwere Regungslosigkeit. Seltsam trocken war ihm die Zunge, und jedes einzelne Wort fand er nur mühsam.

„Du haßt den Echol selber gestrickt? Für mich?“

„Ja!“

„Daß du die so viel Arbeit für mich machst...“

Es klang stolz, sehr stolz.

„Ich hab' ihn nachts gestrickt; wenn die andern schliefen.“

„Nachts?“ Gerhard machte plötzlich ein zorniges, wichtiges Gesicht. Er wußte, wie angefüllt mit Arbeit Helenes Tage waren, und er ver barg die Besorgnis, daß Helene sich gar überanstrengen hätte seinetwegen, hinter einem knabenhaften Umwille.

„Nachts?“

„Ja. Bist du mir böse?“ — Glehend sah sie ihn an. Die großen, braunen Augen hatten sich ganz geöffnet. Ihr schmales, feines Gesicht war vor plötzlichem Kummer noch um einen Hauch blässer geworden.

Da legte Gerhard seinen Arm um ihren Hals.

„Ja, dann muß ich dir wohl zum Dank einen Kuß geben, Leni? Wie?“

Er küßte ihren Mund. Erst flüchtig und kurz. Dann küßte er noch mehrmals. Und noch einmal. Und noch einmal.

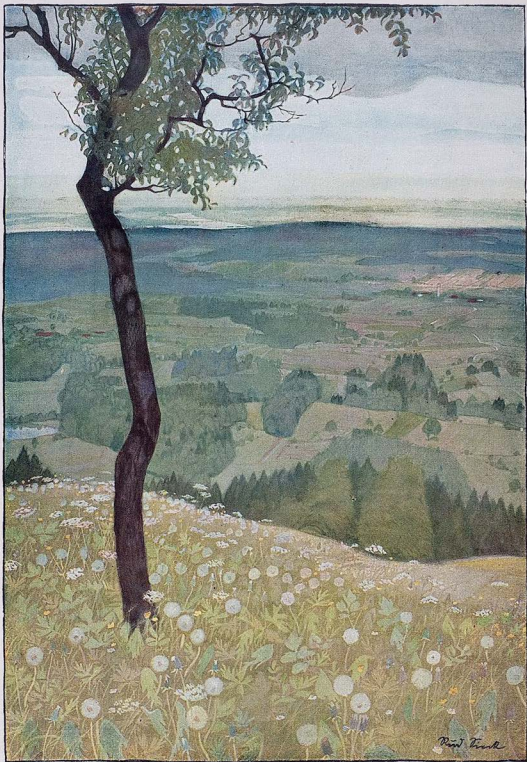
Es war so seltsam, er freute sich beim Küssen. Und gleichzeitig schämte er sich etwas, fürchtete, daß jemand sie sehen könnte — und streichelte mit seinen Händen das weiche, volle Haar Helenes. Er beugte sich nieder, barg sein Gesicht in diesem fein duftenden Haar. Er drängte näher an Leni. Und seine Brust spürte die Wärme ihres Leibes.

Da erscholl durchdringend und laut die Stimme des Vaters: „Leni! Hel Leni! Hel! — Wo bist du denn? Leni!“

Seit jenen Geburtstage waren Helene und Gerhard sich aus dem Wege gegangen. Eine neue, ihnen vorher unbekannt gewesene Macht hatte in ihr Leben eingegriffen. Die mehr wagten sie über jenen Morgen zu sprechen, sie fühlten, daß sie nicht mehr die alten Hausgenossen waren. Sie wußten einander eng verbunden und waren sich doch ganz fremd geworden, weil sie einander geküßt hatten...

Mutter Josepha war eine kluge Frau. Ihr brauchte weder Sohn noch Mädchen Auskunst zu geben. Sie war zufrieden und freute sich dessen, was ihre munteren, flinken Augen sahen.

Sie sah aber auch wohl die begehrliehen Blicke, die ihr Mann Jakob dem jungen Mädchen nachschickte. Es kränkte sie nicht. Josepha fühlte sich in allen Kräften des Leibes und des Geistes einem jungen Mädchen ebenbürtig, auch glaubte sie ihrem Mann Jakob gut genug zu kennen, um Geduld mit ihm zu haben. Doch beschloß sie, allem auch nur im entferntesten möglichen Unheil vorzubeugen. Und Unheil konnte es geben, wenn die gelegentliche, verstoßen aufwallende Zärtlichkeit des fünfzigjährigen Jakob sich der heimlichen Liebe des Sohnes entgegenstellte. —



Am Samerberg

Rudolf Sieck

Deßhalb sagte sie eines Abends, daß ihrer Meinung nach Gerhard bei den Fahrten über Land nicht mehr allein zurecht käme, daß ihm unbedingt eine Hilfe nötig sei. Mehr als Kartoffeln und alle Gemüße würde die Kundschaft nach Obst verlangen. Obst, natürlich nur in den besten Qualitäten, fehle in der Stadt. Und wenn es nach ihrem, nach Josephas Willen gehen sollte, dann würden sie gerade am Obst im kommenden Sommer einen erheblichen Baggen verdienen. Die Leni versetzte sich darauf viel mehr als Gerhard. Und deßhalb soll sie künftig mit ihm zusammen einkaufen. —

„Co — für den Gerhard ist das allein zu viel Arbeit? Die paar Kohlfleisch?“ gerollte Vater Jakob. — „Und warum muß denn gerade die Leni mit?“ — Er murmelte noch einiges halblaut vor sich hin und wurde erst still, als Josepha ihn wieder ansah!

„Was ich gesagt habe, das wird auch gemacht“, entschied sie, „das Geschäft braucht's eben. Aber dafür hast du ja kein Auge, Jakob. Und überhaupt wird's für alle besser sein!“

Jakob fügte sich. Seine hervorgebrachten Einwände waren alle widerlegt worden. Und den wahren Grund: daß er das schmale Gesicht der Leni gerne sah, daß er sich in derjes jungen Mädchen gar nährlich verliebt hatte — um das wollte Vater Jakob doch nicht zu gehen. Er griff melancholisch zu seinem mächtigen Schoppen und ronz den Änger herunter. . .

Gerhard und Helene erlebten nun eine wunderbare Zeit. Am frühen Morgen fuhren sie den klau schimmernden Bergen entgegen. Wie ein einziger Garten bereitete sich rechts und links von ihnen die fruchtstrotzende Landschaft der Pfalz. Sie wurden heimlich in den kleinen Städten der Handt, in den Dörfern des Reichthums, in den Tälern des Eidenwaldes.

Für Helene war alles neu und berauschend schön. Sie saß neben Gerhard im Führerhäuschen des Lastwagens, sie lehnte sich an ihn, und zuweilen legte sie ihre linke Hand leicht auf das Lenkrad neben Gerhards kräftig gespannte Finger. . .

„Wie schön, Gerhard!“ Sie fand kein anderes Wort, das ihrem Glück Ausdruck geben konnte als dieses „wie schön!“

Aus den Nachmittagen, wenn alle Geschäfte erledigt waren, hielten sie Kar. Gerhard suchte ein paar Steine, die Band und Tisch waren. Helene mühte sich um das Mahl: für diese nachmittägliche Ruhepause hatte sie im Werk unter dem Führer ihr kleines Überallschub, sei es auch nur ein besonders leckerer Braten, ein Stück Kuchen oder eine kleine Kuchlein aus dem Keller Vater Jakobs. War die Mahlzeit vorüber, so lagerten sie sich nebeneinander im Gras und plauderten.

Gerhard erzählte von seinen Fahrten, berichtete ihr von den Schicksalen der Dörfer und der Bauern, die schon mit seinem Vater, so auch mit seinem Großvater und Urgroßvater im Handel verbunden waren. Er atmete dabei den herben Duft ihres Haars. Er spürte, neben ihr liegend, die Wärme ihres Körpers. Und zwischen seinen eigenen Worten hörte er klar und fest den Herzschlag Helenes. . .

Auf einer Fahrt durch das winzliche kleine Ladenburg und die heitere Stadt Weinheim über den Schicksheimer Hof hinein hatten sie sich in ihrer nachmittäglichen Rast verpaßt. Sie fuhren auf der alten Poststraße quer durchs Oberrhein; denn sie wollten hinunter ins Neckartal und von dort entlang dem Fluß nach Hause. Aber Hirschhorn waren sie und fuhren aus der Höhe schon die westliche Senne sich unten im Fluß spiegeln, als der Motor des Wagens widerpenstlich wurde. Immer stärker wurde das Geföhen und Rütteln des schweren Wagens, immer unregelmäßiger der Puls des Motors.

Wo die Poststraße sich kreuzte mit dem breiten Weg ins Tal, hielt Gerhard an. Er prüfte die Kerzen, die Benzinsäule, er untersuchte Kabel und Nistand: alles war in Ordnung. So viel Gerhard sich mühte im Schein der Leuchtlampe, den Fehler vermute er nicht zu finden. Und doch wollte der Motor nicht mehr in Gang kommen.

„Du weißt allein nach Hirschhorn gehen und nie wegen jemanden berausschiden“, bat er das Mädchen.

„Komm mit!“ — Helene reagierte sich nicht allein durch den nachts dunklen Wald.

„Lass mich bei dir bleiben“, bat sie dann zaghaft, „wir wollen zusammen warten, vielleicht kommt ein Wagen vorbei, und sonst kann ich ja dann morgen früh in die Stadt gehen. Heut' in der Nacht, da kommt doch niemand mehr heraus zum Wagen.“

Der Weg ins Tal war weit, und wenn Leni sich ohne ihn fürchtete — so blieb sie eben hier oben. Gerhard war das recht. Nur banden sie nicht, wie Leni das versah, hier auf einem Stein zu sitzen und sich mit Erzählen die Zeit zu vertreiben. Der Wagen war groß genug, daß sie neben den paar Eichen auch für sich noch Raum hier unter der Plane hatten.

So richteten sie sich zwischen Körben und Bündeln ein, so gut es ging. Die prall gefüllten Kartoffelsäcke waren die Wände ihrer Schlafkammer. Mit alten Zeitungen und Strohhacke verstopfte Gerhard die Ritzen. Ein paar Eide und etwas Heu waren die Bettlager. Die Decke, die sonst ihre Knie beim Fahren schützte, war groß genug, um einmal auch als wärmendes Federbett zu reichen. . .

Still lagen sie nebeneinander und lauschten. Der Zauber des Unerwarteten kamte. In der Landleid rauschte zu ihnen heraus und streich über die Plane. Fern unten im Neckartal dröhnte zuweilen die Eisenbahn. Sonst war alles in tiefer Ruhe, kein Tier, kein Vogel ließ sich hören.

Die Augenblicke war ins Ewigke gespannt, die zarteste, geheimste Liebe rang mit der härtesten Gewalt des Verlangens. Das Mädchen lag regungslos an seiner Seite, jeden seiner Atemzüge atmete Gerhard im gleichen Wechsel. Alles war nah und wirklich, und doch so fern und unerreichbar, daß Gerhard von der Angst ergriffen wurde, zu träumen. Er sprach, und fürchtete, ins Leere zu sprechen.

„Du, Leni!“

„Was ist?“

„Ich nichts.“

Und wieder war alles still und verzaubert fern. Sie nach einer Weile Leni fragte: „Gerhard?“

„Leni?“

„Es ist so dunkel. Ich friere.“

„Soll ich dich besser zudecken?“

Leni gab keine Antwort mehr. Gerhard tastete nach ihren Händen. Sie waren eiskalt. Er schlug die Decke fester um ihren Körper. Er legte sich dicht neben Helene, um sie zu wärmen. Einen Arm schob er schützend um ihre Schulter. Und Lenis Gesicht rückte dem seinen nahe, daß ihr Atem ihn streifte.

„Leni?“

„Ja?“ kam es fast tonlos zurück. . .

„Sie kamen erst gegen mittag nach Hause.“

Vater Jakob empfang sie grollend. Er hatte am Morgen mehrere Kunden fortgeschicken müssen, weil die Zufahrt ausgeblieben war, so schalt er.

Mutter Josepha schwieg und wartete ab.

Und schon beim Mittagessen, als sie zu vieren um den runden Tisch saßen, sagte Gerhard:

„Die Leni und ich wollen heiraten! Seid ihr einverstanden?“

Mutter Josepha schwieg auch jetzt. In solchen Eichen hatte der Vater als das Familienoberhaupt ja das erste Wort. So sah Josephas ihren Mann nur fragend an.

Vater Jakob warf einen nisttraufenden, prüfenden Blick über die Familie. Er schaute auf seinen Sohn und die junge Leni. Er sah nachdrücklich in sein großes Weinglas, in welchem sich sein grauer, zottiger Schmeibart spiegelte. Er guckte verloschen auf seine Frau Josepha, die so stils und glänzlich wie lange nicht ihm gegenüber saß.

„Ich bin euch nicht böse“, war seine Antwort.

Und jetzt sprach auch Frau Josepha. Sie sagte dasselbe. — „Ich bin euch nicht böse.“ Doch war, nicht zu unterscheiden, wenn von den dreien das galt. Sie ergriff Jakobs Glas, wuschte erst fein säuberlich den Rand, und sagte: „Komm, Vater, laß uns auf das Wohl unserer Kinder trinken!“





Vorfrühling bei Tölz

Anton Leidl

DER WÄSCHESAMMLER

VON BRUNO CORRA

Er ist vielleicht der kleinste Arbeiter Boskons. Aber die ganze Stadt gehört ihm. Er fährt den Sammelwagen der Wäscherei, lenkt das weißgefleckte braune Pferd mit bewundernswürdiger Sicherheit. Krankheiten und Unfälle haben alle seine Angehörigen hinweggerafft. Er ist allein auf der Welt. In Wirklichkeit heißt er Giovanni, aber alle nennen ihn John, denn er kommt fast nie mit Landeuten zusammen.

Er fährt sich tadellos auf, denn er will den „Job“, die Etelle, um jeden Preis behalten. Wenn sein Dienstgeber ihm den Befehl erteilt, ein Bündel Wäsche vom Mend abzuholen, würde er antworten: „Yes, Sir“. Er ist mit einem Wort ein hundertprozentiger Amerikaner: arbeiten, verdienen, Dollars, Moneys. Wäre er mit fünfzig Jahren Millionär sein? Er ist davon überzeugt. Das Leben des kleinen John wäre ganz unheimlich, wenn er nicht einen Feind hätte, den Wäschebesitzer des Hotels, aus dem er dreimal wöchentlich die Wäsche abzuholen hat. Montag, Mittwoch und Freitag, um acht Uhr morgens. Drei schwarze Laas. Der Packwagen fährt durch das hintere Tor des Hotels ein und hält unter einem Glasdach. Da meldet sich schon Cammel Doyles heiserer Stimme:

„Etieg von deinetn Thron herunter, du Dreckfink. Hast dich um drei Minuten verspätet. Aber tust, sonst kommst du etwas erleben. Erst puge meine Schuhe.“

„Yes, Sir“, erwidert John und kniet vor dem Riesen nieder, der, die Preise im Mund, auf einem Stuhl sitzt und ihn erst einen, dann den anderen Fuß hinstrickt. Die Schuhe sind riesengroß, der Umfang der Schuhsohlendeckel entspricht der Größe der Schuhe, die lange, breite Bürste ist jeden Augenblick nahe daran, aus der kleinen Hand zu gleiten, die sie nicht umklammern kann. Aber John will den Kunden zufriedustellen,

der sich bei seinem Dienstgeber über ihn beklagen und ihn um seine Etelle bringen könnte.

„Das nennst du einen gepugten Schuh? Wie ein Spiegel muß er glänzen!“

Der Mann hat ihn am Ohr gefaßt und drückt ihm den Daumen nagel ins Fleisch. John langt wieder nach der Bürste und sagt sich: „Geduld mußt du haben. Das Leben besteht aus zwei Abschnitten: In dem ersten jagst du zu den anderen „Yes, Sir“, in dem zweiten sagen es die anderen zu dir. Du mußt also alles ertragen, den Kopf senken und warten. Du bist eine Maschine. Arbeite.“ Zwei Tropfen rinnen seine Wangen hinab: Schweiß, nicht Tränen. Cammel Doyle gibt sein Ohr frei. John springt auf und öffnet die Tür des Packwagens. Sein Feindiger steigt in den Wagen:

„Ich gebe die zehn Minuten Zeit, um mir die Wäschegäcke zu reichen. Rasch. Ich habe auch anderes zu tun. Ich bin kein solcher Faulpelz wie du.“

Der Knabe lädt sich den ersten Sack auf die Schultern und legt ihn auf den Rand des Packwagens nieder. Und eilt wieder zu den an einer Mauer aufgeschleppten Wäschebündeln. Er leucht, stolpert, wankt. Er preßt die Fäbne aneinander.

„Warte. Kennst einen Augenblick heraus, du Hundeluder. Puh mir die Nase.“

Das auch noch! Das ist das Ärgste, viel ärger als das Schuhputzen. Von September bis April hält ein Anmarsch von Schnupfenbakterien in Cammel Doyles Nasenhöhern seine Wohnungen. Wäre es nicht für beide bequemer, wenn er sich selbst die Nase putzte? Einmale, er verlangt es

von Jehu nur aus Grausamkeit, aus Mordgebläht. Er sinkt nach Wähe, seine Augenlider sind rot. Nun hat er sich auf einen Wähe-sack gesetzt. Jehu springt in den Wagen, Holt aus der Tasche sein Taschentuch, nähert sich damit der großen, roten Nase des Mannes, spricht sich Mut zu, schließt die Augen und drückt... Oest sei Dank, auch das ist verübt!

„Hier hast du die Ausstellung der Wähe. Wenn du sie verlierst, werde ich dir den Kragen um. Und nun mach dich aus dem Stalbe. Verdachte, Rafsch, sonst drücke ich die mit dem Nagel meine Unterlippe auf und das andere Ohe!“

Jehu wirft die Tür des Packwagens zu, schiebt die zwei Riegel vor, erklettert einen Eiss und greift nach den Jägeln. Der Packwagen setzt sich in Bewegung. Jehu atmet reichlich auf. „Co ist's recht“, denkt er sich. „Jimmer nur je weiter, mit Vermutzt, und du verlierst deinen Job nicht.“

Trotz alledem gibt es in einem verborgenen Winkel seines gedrehten Hains ein launenhaftes Mädchen, das zuweilen zu wackeln beginnt und aus seiner Abse zu springen droht. Ein Aufleuchten in den Augen, eine kaum angelegte Handbewegung, eine Grimasse durchbricht manchmal die mechanische Gelassenheit seines Vernehmens. Am Sonntagnachmittag lenkt er seine Schritte in die Gegend der Döck, schlenkert ziellos herum, verpöht, daß Zeit Geld ist, läßt den Blick über den Wald von Mästen und Schloten schweifen, die aus den Wäffern der Bai ragen, und träumt. Er weiß selbst nicht, wovon er träumt... Er kennt einen italienischen Matrofen mit einem kleinen, grauen Bart, dessen Schiff alle zwei Monate in Posten anlegt. Jehu sucht ihn in einer bestimmten Hafenside auf, übernimmt ein Bündel Wähe und bringt sie ihn gewaschen und geputzt zurück, ehe das Schiff, nachdem es die Ladung gelieft hat, wieder in See zieht.

Zu Neujahr, erhöht sein Dienstgeber zum zweitenmal sein Gehalt. Jehu sieht sich schon als Hausbesitzer, mit Frau, Kindern, einer Tonne, einer goldenen Uhr, zwei Autos und mit einem Scheckbuch in der Tasche. Wenn er durch die Straßen Postons fährt, im Trab oder im Schritt, betrachtet er mit kritischem Blick, mit den Augen eines anspruchsvollen Käufers die schönsten Häuser und Paläste der Stadt. Es sind glückliche Tage. Jeder trinkt Samuel Doyle zwischen Weihnachten und Dreiföng mehr als sonst.

„Wenn du heute eine halbe Minute mehr als nötig von meiner kostbaren Zeit raubst, so schlage ich dich windelweich! Also rasch! Und sieh, daß du meine Schuhe bligblank pufst!“

Er hat ihn an beiden Ohren gefaßt und drückt ihm nun die Nägel in das Fleisch. Auf der Erde kniet, den Kopf gebeugt, arbeitet der Knabe mit Feuerzettel. Wie hypnotisiert flort er auf der Dose mit der Schuhwiche und denkt daran, daß Doyle gleich in den Packwagen steigen und er die Nase des Gewaltmenschen wird pugen müssen. Aber jetzt entsinnt er sich — Oest weiß, warum — eines Stüchdens Krede, das er in der Tasche hat, und eines großen, düsteren Hauses, das schon wiederholt seine Nuzigie nachgerufen hat. Und ein nicht mehr gutzumachendes Unglück verfährt ihn: Das gewisse launenhafte Mädchen in seinem Schadel verläßt mit einem Male seinen gewohnten Platz, springt, tänzelt, wirbelt umher und bringt den ganzen inneren Mechanismus des kugen kleinen Amerikaners in Verwirrung. Die Schuhwiche, der Packwagen, die Nase, die Krede, das Taschentuch, das große, düstere Haus. Ecks alltägliche, gleichgültige Dinge, die in keiner Beziehung zueinander stehen. Aber Giovanni — er ist nicht mehr Jehu, der müderte, amerikanische Jehu, der nur auf seinen Job bedacht ist, sondern der italienische Giovanni, bereit zu jedem tollen Schabernack — vermengt mit fröhlicher Phantasie die fetten Dinge, vermischt sie miteinander und schafft daraus eine tolle, kleine Pöffe.

„Komm her, du dreckige Kogbab! Puf mir die Nase!“

Giovanni springt bebend in den Packwagen. Er hat den halben Inhalt der Schuhwiche in sein Taschentuch gelett. Entschlossen pöfcht er das Pflaster auf Samuel Dooles Gesicht. Er verreibt und vermischt den klebrigen, fetten Brei und verpuppt damit Augen, Nase und Mund. Der Kiege sinkt schraubend hintäber und zappelt hinter dem Wähe-sack, auf dem er geissen hat, mit den Beinen in der Luft. Der Knabe ist ingwischen aus dem Wagen gesprungen und hat die Tür verriegelt. Mit einem Oah schwingt er sich auf den Beck, ein Pfeischensieb, und das Pferd setzt sich in Trab. Im Jimmer des Packwagens ist die Hölle los: Schreie, Flüche, Fußstritte, Faustschläge. Giovanni singt

aus voller Kehle und knallt mit der Peitsche. Und auch das Rassen des in solcher Fahrt dahinschallenden Eisenwagens trägt dazu bei, das wilde Geheiß und das rasende Getöse des Gefangenen zu über-tönen. Der Wagen bleibt auf einem manichierenen Platz vor einem düsteren Gebäude mit vergitterten Fenstern stehen, über dessen Haupteingang die Aufschrift „Lunatic-asylum“ — Jerebau — zu lesen ist. Der Knabe springt herab und schreibt mit Krede auf die Tür des Packwagens in großen Buchstaben das Wort „Mad“ — Jersimig.

„Ich verteele dich, ich freffe dich auf, wenn ich hinauskomme! Ich hab' Schamu vor dem Mund, ich bin toll!“

Giovanni hört ihn nicht mehr, er biegt um die Ecke, läuft, springt auf einen Trabwaggon. Um diese Stunde list der italienische Matrofe mit dem kleinen, grauen Bart in einer Schenke in der Nähe der Döck und verzehrt sein aus Zwiebeln und Schwargbrot bestehendes Gabel-frühstück.

„Was du mir erzählst! Eine herrliche Sache! Schade, daß ich nicht auch dort gewesen bin, um die zu helfen. Und jetzt willst du verdutzen, was? Laß uns mal sehen... Die Wähearbeiten sind jetzt in vollem Gang. Versuche es, mit einer Kiste auf den Schultern an Bord zu steigen. Wenn es dir gelingt, verstecke ich dich im Laderaum. Ich habe dort Wähedienst. Wenn wir auf hoher See sind, kommst du heraus. Der Kommandant ist ein guter Kerl. Aber du mußt tun, als habest du mich nie gesehen...“

Es ist Abend. Injammengelauert hinter einem Etapel Kisten mit kalifornischen Pläumen hat Giovanni sein Nachtlager verzehrt, Brot und Käse. Das Stampfen der Maschinen macht die Wände des Schiffes singen. Die Sirene pfeift in regelmäßigen Abständen. Leb wohl, Amerika! Er ist schläfrig. Er ist glücklich. Er denkt an Samuel Doyle und lacht. Er streckt sich aus. Und sinkt allmählich in tiefen Schlaf...



Scherenschnitt

D. v. Benheim



Derschlaue Schäfer

Heinz Kiwitz

Auf den Hund gekommen

Von J. Jefferson Farjeon

Als Bobby sagte „Ich möchte einen Hund haben“, verhielten wir uns sehr ruhig und hofften, daß er diese Bemerkung nicht wiederholen würde. Wie hatten nie etwas Gefährliches als einen Kanarienvogel im Hause gehabt. Unser Schweigen richtig anlegend, wiederholte Bobby seine Bemerkung nicht. Er versuchte es vielmehr mit einer Abwandlung.

„Ich habe einen gesehen“, sagte er.

„Willst du nicht noch etwas Kuchen?“ fragte meine Frau.

„Es ist ein Hund mit goldbraunem Fell“, fuhr Bobby fort, „und er hat eine Menge Junge. Acht. Nein, sieben. Nein, acht. Ich weiß es nicht mehr so genau.“

„Hast du mit Zucker in meinen Tee gegeben?“ fragte ich.

„Ja, sieben. Nein, acht“, murmelte meine Frau geistesabwesend.

„Ich möchte einen von den kleinen Hunden“, sagte Bobby, „und ich dachte, daß du mir ihn anstatt der zwölf Schildkröten für Dinkels Geburtstagskuchen kaufen könntest.“

Wir hatten Bobbys Schildkrötenplan erst vor einer Woche weit von uns gewiesen. Bobby scheint zu glauben, daß Schildkröten stets in einem runden Duschd ausstreuen. Aber Dinkels Geburtstagskuchen wird noch immer da und das Problem seiner Verwendung harrete noch immer seiner Lösung. Alljährlich schickt Bobbys Onkel

ihm zwei Pfund. Nächstes Jahr werde ich ihm zwei Pfund schicken, damit er es nicht tut.

„Wie wider es mit einem richtigen Fußball?“, schlug ich vor.

„Dere mit ein paar Schachstein netter Zumselaten?“, fügte meine Frau hinzu.

„Ich möchte einen kleinen Hund haben“, antwortete Bobby.

Meine Frau sah mich an. Ihr Blick bedeutete, daß die Frage des kleinen Hundes nicht mehr totgeschwiegen werden könne und daß ich sie lösen müsse. Etwas ließ ich mit den wirklichen Krüsen in unserer Familie fertig werden, und nachher sagt mir meine Frau, auf welche Weise ich mit ihnen hätte fertig werden müssen.

„Wie können keinen Hund in der Wohnung haben, Bobby“, verkündete ich mit fester Stimme.

„Warum nicht?“, fragte Bobby.

„Weil Papa es sagt“, erwiderte meine Frau.

„Aber Papa hat auch gesagt, daß du keinen neuen Hut bekommst, und du hast doch einen bekommen“, sagte er leise.

„Bobby, sei doch vernünftig!“, warf ich ein.

„Hüte sind doch etwas ganz anderes wie Hunde. Hüte laufen doch nicht im ganzen Haus herum und knabbern an den Möbeln.“

„Die kleinen Hunde tun es auch nicht. Der Mann hat gesagt, daß sie alle gut erzogen sind und daß sie sich überall aufhalten können, ohne daß man überhaupt weiß, daß sie da sind.“

„Wenn man also nicht weiß, daß sie da sind, was hat es dann für einen Zweck, sie im Haus zu haben?“, fragte ich.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich eine Bemerkung gemacht, die Bobby nicht beantwortet konnte, und das weitere Gespräch verlief hundelos. Aber Bobby gibt nie auf, bis er alle seine Trümpfe ausgespielt hat, und als wir vom Tisch aufstanden, spielte er ein As aus. „Ich habe dem Mann versprochen, daß du sie heute anschauen wirst“, flammte er. Dabei setzte er sein Gesicht auf, das wir die Redensartene dritte Grades nennen. Es ist klar, daß er uns mit ihrer Hilfe andeuten will, daß er vielleicht morgen nicht mehr am Leben sein könnte und daß uns dann alles sehr leid tun würde. Und es würde uns auch leid tun.

„Wo wohnt dieser Mann?“, fragte ich.

„Burra!“, rief er, plötzlich gefundat, aus und lief nach seinem Hut.

Währenddessen geliebten meine Frau und ich einander freierlich, nicht schwach zu werden.

Der Mann wohnte drei Häuserblocks entfernt. Wir betraten einen Hof, durchqueren eine Wolke durchdringenden Geruchs, einigamen mit Mäusen einem Kettenband und kamen schließlich in eine Art von Miniaturhall, auf dessen Boden in ziemlicher Unordnung etwa vierinhalb Meter Hund lagen. Eine genaue Prüfung zeigte, daß dieser Hundestein in Wirklichkeit in mehrere einzelne Teile zerfiel. Die Teile blühten uns gedankenvoll an.

„Da, das ist der, den ich möchte“, rief Bobby. „Echau mal, der, der dem andern das Dhe bekennt!“

„Sie sind wirklich süß“, murmelte meine Frau.

„Anzuhausen“, fügte ich hinzu.

„Nehmen Sie sie in den Arm“, sagte der Mann.

Wir nahmen sie, einen nach dem andern in die Arme. Sie widerstrebten zuerst und hasteten dann an uns, als wären wir Magneten. „Hum?“, fragte der Mann.

„Wir werden uns die Sache überlegen“, antwortete ich. Zu meiner Überraschung schien Bobby zufrieden. Vielleicht betrachtete er meine Bemerkung als einen Fortschritt gegenüber unserem Verhalten im Falle der zwölf Schilddrüsen. Damals hatten wir uns geweigert, auch nur nachzudenken.

Aber Bobby misverstand mich. Eine halbe Stunde später suchte ich einen Bekannten auf, der, wie ich mich erinnerte, einen kleinen Hund gehabt und ihn weggegeben hatte. „Warum hast du ihn weggegeben?“ fragte ich.

„Weil er jeden Morgen um halb sieben zu weilen anfing“, antwortete er. „Weil sich die Nachbarn beklagten. Weil er alle Möbelstücke betrubelte. Weil er Schmutz auf den Teppich brachte. Weil er uns fünf Schilling die Woche, wenn er gesund war, kostete, und fünfzehn, wenn er krank war, weil er Zimtenfächer umwarf und einen das Gesicht abdeckte, wenn man schlief. Kurz, weil, wenn man einen kleinen Hund im Haus hat, er nicht einem, sondern man ihm gehört.“

„Es ist es“, nickte ich.

Und ich ging schnurstracks zum Hundemann zurück und kaufte mir eines der verurteilten kleinen Dinger.

Ich muß bekennen, daß ich ziemlich schuldig bewußt nach Hause zurückkehrte. Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen gebraucht. Hinter meinem Rücken hatten meine Frau und Bobby das selbe getan.

KOMÖDIE

Den Altgraf Bobby ließ der Ruhm der Stückschreiber nicht schlafen.

„Weißt, Rudi“, sagt er, „wenn man ein wenig nachdenkt, was die Dichter können, das müßte doch unsererin auch können.“

Und der Altgraf Bobby schrieb ein Stück. Er brachte es ans Burgtheater.

Das Stück hatte nur fünf Seiten.

„Aber, aber, lieber Graf“, meinte Röbbeling, „Ihre Komödie ist zu kurz, viel zu kurz — eine Komödie muß mindestens eine Stunde dauern.“

Am nächsten Tag kam der Graf wieder.

„Ich habe mein Stück geändert.“

„Wie lange dauert es jetzt?“

„Aber zwei Stunden.“

„Gut gut. Und wie haben Sie das so schnell gemacht?“

Der Altgraf Bobby lächelte:

„Ganz einfach. Ich las halt die beiden miteinander zwei Partien Schach spielen.“

jhr.

Ist der Film eine Kunst

„Wir werden eine aktuelle Rundfrage veranlassen“, sagte der Chefredakteur des Movie Magazin, „und zwar unter dem Titel: Ist der Film eine Kunst?... Schreiben Sie an alle Prominenten, Mister Eموos, damit wir in der Distanznummer mit der Veröffentlichung der Artikelserie beginnen können!“

Drei Wochen später waren die Antworten in der Hand des Chefredakteurs.

Nur eine fehlte.

Die wichtigste.

Generaldirektor Enatterklich von der Cosmos-World-Film-Corporation, der Beherrscher des Filmes, hüllte sich in Schweigen.

„Eموos“, rief der Chefredakteur, „fahren Sie zu Mister Enatterklich... Sofort... Ohne seine Antwort ist die ganze Rundfrage Kumpis!... Cos... Verlieren Sie keine Zeit!“

Generaldirektor Enatterklich schauerte den Berichterstatter des Movie Magazin an.

„Möchten Sie, ob der Film eine Kunst ist?“

„Yes, Sir, gerade an Ihrer Antwort ist uns sehr viel gelegen!“

„Dann schreiben Sie: D. E. Enatterklich, General-Manager der Cosmos-World-Film-Corporation sagt: Film ist die Kunst!“

„Maße, Sie, wird geschehen... Und im Vertrauen, womit begründen Sie Ihre Ansicht?“

„Begründen... begründen...“, murmelte Mister Enatterklich, „was die Zeitungsleute immer zu fragen haben... Da haben Sie zum Beispiel unseren Star, die Sweet Sweetest... Well... Seit fünfzehn Jahren spielt sie bei der Cosmos-World die Starrollen und wir benötigen dazu, abgesehen von dem ausschließlich für Sweet engagierten Gesichtsausdruckspezialisten, eine junge Doppeltgängerin für Sweet's Großaufnahme, ein Spiel mit wunderbaren Beinen (Sie verstehen, Aufnahmen der Beine des Stars sind wichtig), eine Frau mit iadellos Körper, die Sweet bei den unbedingt notwendigen Nachbilden zu vertreten hat, eine Artistin für die Ensatationen, und weil Sweet außerdem vollkommen unmisslich ist, eine Sängerin für die Songs, eine Schaupielerin mit sinnlichen Organ für die nachsynchronisierenden Dialogszenen, je eine Sprecherin für die französische und deutsche Version des Filmes, ein Double für die Presseempfänge, und nur die Passagen und die Totalaufnahmen spielt Sweet Sweetest selbst... Sir, jetzt frage ich Sie — ist es eine Kunst, aus neun Personen eine einzige zu machen?“ H. K. B.



Rache der Fische

Schäfer-Ast

DIE GOLDGRUBE

VON OLF WEDDY POENICKE

Diese unglaubliche Geschichte spielte sich in dem kleinen, hübschen Städtchen Rivertown ab, das mitten im Wälden Westen liegt.

In der Kneipe von Rivertown, die sich beschämen Palasthotel nennt, hängt ein großes Schild über der Theke: „Es wird gebeten, nicht aus dem Kartenspiel zu schießen — der Mann tut sein Bestes.“ Auch sonst geht es hier außerordentlich gemächlich zu. Bei der letzten Auf-führung von „Wilhelm Tell“ zum Beispiel herrschte eine geradezu fabelhafte Stimmung. Die Cowboys trampelten vor Vergnügen, lachten vor Freude und Spannung, und als Geßler gar dem Vater Tell besaß, dem Sohn einen Apfel vom Kopf zu schießen, wurden zwanzig Revolver gezückt und zwanzig Cow-boys schossen dem Knaben den Apfel vom Kopf, bevor überhaupt Tell noch dazu kam, die Axtansicht zu spannen. Bei Wämetou! Das war ein Abend zum Schießen!

So lebt man in Rivertown, in dem es noch vergnüglich wurde, als man erfuhr, daß zwei Kilometer von der Stadt neue Goldfunde ge-macht worden waren.

Bobby Blackberry stand vor einem Claim, das ist ein Stück eines Goldfeldes, rauchte eine selbstgebastete Zigarette und warf ab und zu einen Blick auf die Menschenmenge, die lang-sam an ihm vorbeizog. Niemandem wäre es früher eingefallen, das Städtchen Rivertown zu besuchen, doch jetzt kamen die Leute in Scharen, weil jeder hoffte, morgen schon ein reicher Mann zu sein. Oder spätestens über-morgen. Bobby Blackberry war der ruhigste von all diesen lärmenden, aufgeregten hastenden Menschen, die nur eins fürchteten, zu spät zu kommen. Er sah so aus, als ginge ihn die ganze Geschichte gar nichts an, und lehnte schief an einem Pfahl, der ein großes Schild trug:

„Dieses Claim hat in der letzten Woche den größten Ertrag gebracht!“

Von Zeit zu Zeit blieb jemand vor ihm stehen, begutete sich das Schild, grüßte und trat näher.

„Dieses Claim ist wohl gut, was?“

„Könnst Ihr nicht lesen?“

„Sicher, sicher! Aber ich meine, man müßte doch gewisse Garantien —“

„Habe ich Euch gesagt, daß Ihr kauft seht?“

„Das nicht. Aber ich möchte gern kaufen.“

„Ich verkaufe nicht. Und damit basta!“

„Hundert Dollar!“

„Dreihundert Dollar!“

„Ummöglich! Fiebenhundert Dollar!“

„Ehret Euch zum Teufel!“

„Also schön — dreihundert Dollar.“

Dann wurde der Kauf abgeschlossen, Bobby Blackberry strich gleichmütig das Geld ein und der Fremde bekam eine Festkarte. Von fünf Uhr nachmittags bis sieben Uhr abends verkaufte Bobby Blackberry das Claim sechs-zehnmal zu je dreihundert Dollar. Nachste samten viertausendachtshundert Dollar. Er wollte gerade gehen, als der siebzehnte Käufer kam. Das war ein junger Mann mit einem verschlagenen Gesicht.

„Hallo, Alter! Taugt dieses Claim etwas?“

„Das geht Euch einen Dreck an, Grün-schnabel!“

„Oh! Begrüßt man so in Rivertown die Fremden? Ich will das Claim kaufen. Aber ich lege keinen Wert darauf, übers Ohr ge-hauen zu werden.“

„Ehret Euch zum Teufel!“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Mich schädert Ihr nicht ein! Laßt die Kanone stecken. Ich will kaufen.“

„Für dreihundert Dollar habt Ihr es.“

„Dreihundert Dollar? Daß ich nicht laßte! Ohne Garantien! Überhaupt, könnt Ihr Euch ausweisen, daß Ihr der rechtmäßige Besitzer dieses Claims seid? Oder daß es Euch noch gehört?“

„Unvergleichbarer Bursche! Was bildest du dir ein? Du könntest mein Sohn sein!“

„Und du könntest mein Vater sein, alter Bua —“

„Habe ich Euch gesagt, daß Ihr kauft seht?“

Bobby Blackberry griff nach der Pistole und schrie aufgebracht:

„So wahr ich Bobby Blackberry heiße! Das wird mir zu bunt! Ich verkaufe nicht! Und wenn Ihr nicht gleich macht, daß Ihr weiterkommt, dann knallt es!“

„Bobby Blackberry?“ stammelte der Fremde, „ich heiße Billy Blackberry!“

„Aus Nebraska?“

„Aus Nebraska!“

„Dann bist du mein Sohn!“

„Und du mein Vater!“

„Alle Achtung!“ schaute Bobby Black-berrie und war ganz gerührt, „was bist du groß geworden? Zwölf Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen!“

„Und beinahe hätten wir uns erschossen!“ lachte Billy Blackberry.

Bobby Blackberry nickte anerkennend.

„Und grüßen bist du — wie dein Vater! Erzhien Leute haben vor die dieses Claim ge-kauft — anstandslos — und jeder hat drei-hundert Dollar in bar bezahlt!“

„Tod und Teufel!“ rief Billy Blackberry, „das ist ein Geschäft!“

Bobby Blackberry schmunzelte.

„Komm!“ sagte er, setzte seinen Hut auf, schnallte seinen Revolver um und schlug Billy auf die Schulter, „komm, mein Junge! Laß uns ein bißchen laufen! Da hinten kommt näm-lich Miller — das ist der Mann, dem das Claim hier gehört.“

Die Chemikerin

Gatte zu ihr: „Du hast entschieden deinen Beruf verfehlt — du hättest Chemikerin wer-den sollen!“

„Was?“

„Man deutet ist die wieder einmal die Um-wandlung von Kumpsteak in Kohle reiflos ge-lungen!“

Doppelkinn

Beate kam aufgeregter nach Hause.

„Stell dir vor, Bruno — auf der Treppe hat ein Mann mein Kinn genommen —“

Brumte Bruno:

„Beruhige dich! Du hast doch noch viel!“

Der Grund

„Ja, Herr Meier, warum stehen Sie denn vor Ihrer Haustür?“

„Hören Sie denn nicht meine Frau singen? Wenn ich oben wäre, meinen die Leute ich habe sie durch!“

Die Beule

In Wien nimmt man die Dinge leichter.

Aber in Dittakring nimmt man die leichtsten Dinge schwer.

Gestern zwei beim Dittakinger Heurigen.

„Was hast du denn da am Auge, Schalk?“

„A Beul.“

„Von wem denn?“

„Von unserem Zimmerherren.“

„Habt euch vielleicht gestritten?“

„Na. Aber er will net, daß i mit meiner Frau posse!“

Gute Aussicht

„Endlich hat Lehmann Aussicht auf ein großes Geschäft.“

„Was Sie nicht sagen! Lehmann, dieser Pechvogel!“

„Ja, er ist umgezogen und wohnt jetzt der Dresdener Bank gegenüber!“

Das Gebet

In Steiermark gibt es zwei Kirchen.

Eine evangelische und eine katholische.

Und als es Abend wurde, ließ der Bauer den Pflug sinken.

Die Abendglocken tönten.

Stromm faltete er seine Hände zum Gebet. Plötzlich ging er erschrocken inne:

„Na, na, gilt net, gilt net, lieber Gott — das war ja die evangelische Glocken!“

Beim Rennen

„Nimm denn der Reiter über das Hindernis?“

„Freilich! Ergot noch vor dem Pferde!“

Die Autorität

Meerleer zieht sich auf zwei Jahre vom Geschäft zurück!“

„Ach, das hat er schon einmal gesagt, aber doch nicht getan!“

„Aber diesmal hat es der Richter gesagt!“

Frauen sind besorgt

Endlich, endlich kann Peter das Ordinationszimmer des Arztes betreten! Lange genug hat er in diesem öden, dampfen Wartezimmer hocken müssen. Die Menschen saßen Kopf an Kopf. Krankein scheint jetzt die letzte Mode zu sein.

Der Arzt ist ein freundlicher, älterer Herr, ein allerliebster Typ des „Dunkel Doktor“ mit dem schloßweisen Antebellum und der goldgefaßten Brille.

Er nicht lebenswütig zum Empfang und setzt sich an den Schreibtisch.

„Namen bitte?“

„Peter Holzappel.“

„Peter Holzappel. Wie alt?“

„Achtunddreißig Jahre.“

„Aha! Achtunddreißig Jahre.“ Nach einem wohlwollend-prüfenden Blick meint der Dunkel Doktor: „Hätte Sie höchstens für zwölfdreißig gehalten.“ Dann steht er auf. „Na, und wo fehlt's?“

Peter lächelt verlegen. „Eigentlich fehlt's nirgends.“

Der Arzt erschrickt ein wenig. „Ach, Sie kommen wohl kassieren von der Berufserhebung?“

„Nein, nein, Herr Doktor, ich bin schon ein Patient. Aber ein durch und durch gesunder, sozusagen.“

„???“

„Das ist nämlich so, Herr Doktor! Gestatten Sie! Ich kenne mein Leben nicht auf die Ydre, krank zu sein. Aber meine Frau... Sie wissen ja, Herr Doktor, wie Frauen sind... Meine ist besonders besorgt um mich und um meine Gesundheit...“

„Ach, so ist das?“

„Ja. Und weil sie so besorgt um mich ist, durchleide ich ein Martortium. Schwerer als bei jeder Krankheit. Stellen Sie sich vor, Herr Doktor, daß mich meine Frau am liebsten in die Vitrine tum und jeden Tag abstauben möchte.“

„Kann ich, kann ich, diesen Typ Frauen!“

„Wenn ich rauchen will, nimmt sie mir die Zigarette aus dem Mund. Wenn ich ein Glas Wein trinken will, zieht sie es mir weg. Wenn ich abends zum Einnächtlich gehen will, beschwert sie mich, daheim zu bleiben. Sie tut das nicht aus Bosheit, Herr Doktor! D nein! Wie gesagt — nur aus Sorge um meine Gesundheit. Sie behauptet immer, ich rauche und trinke mich zugrunde. Und jede fehlende Stunde Schlaf sei ein Kilometer ins Jenseits.“

„Und Sie?“

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich mich wie ein Fisch im Wasser fühle.“

Der Doktor lächelt zuerst, dann meint er ernst: „Na, wollen einmal sehen! Ziehen Sie sich bitte aus!“

Peter zieht sich aus. Legt sich auf den Untersuchungstisch.

Der Arzt klopft, horcht, tastet, knippt, knippt, pufft, na, was halt so die leblichen Dinge während einer gründlichen Untersuchung sind. Tief atmen — nicht atmen — kurz atmen —



„Leider können wir mit der Aufnahme unseres Kulturfilms noch nicht beginnen, da sich unser Hauptdarsteller verkrochen hat.“

wieder tief — wieder nicht... Na, wer kennt das nicht?

Und dann sagt er: „Ziehen Sie sich wieder an!“

Peter schlüpft rasch in seine Kleider. Und schielt immer ängstlich zum Dunkel Doktor hinüber. Selbst der Gefündeste sucht nach so einer Untersuchung in den Augen des Arztes sein Todesurteil.

Nachdem der Arzt lange geschrieben hat, sagt er: „Sie haben recht! Ihre Konstitution ist wirklich wundervoll! Nichts zu finden!

Herz, Lunge, Nieren, Nerven, Arterien — alles in Ordnung.“

„Wirklich, Herr Doktor?“ Es klingt wie ein Jubelschrei.

„Ja. Trotzdem dürfen Sie mit Ihrer Gesundheit nicht wüsten. In Ihrem Jahren kann man ja noch ungestraft sündigen — aber alles rächt sich dann später einmal. In gewissem Sinne hat Ihre Frau Gemahlin schon recht. Aber auch die Schwärmung muß man natürlich nicht überreiben. Wieviele Zigaretten rauchen Sie denn am Tag?“

„Dreißig.“

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 7. Mai

„Dreißig? Das ist entschieden zu viel. Kaufen Sie nur zwanzig. Hören Sie? Nein, nicht mehr. Und wieviele Glas Wein trinken Sie durchschnittlich?“

„Echse.“

„Aber, aber! Echse! Mit vier Glas haben Sie auch genug. Wie oft gehen Sie zum Stammtisch?“

„Täglich.“

„Zu viel! Das muß selbst ich sagen — zu viel! Ich gestatte Ihnen dreimal in der Woche zu gehen! Und wann legen Sie sich zu Bett, wenn Sie ausgehen?“

„Morgens um vier, Herr Doktor.“

„Abtreibung! Wenn Sie um zwei schlafen gehen, haben Sie genug geschlafen. Also, verstanden?“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Und werden Sie sich an meine Weisungen halten?“

„Erlaube, Herr Doktor!“

„Na, schön!“

„Jetzt habe ich noch eine Bitte, Herr Doktor: Klingeln Sie bitte meine Frau an und sagen Sie ihr, was mir ärztlichbescheinigt erlaubt ist, damit ich nachher keine Schwierigkeiten habe...“

„Oern! Verbinden Sie mich nur mit der gnädigen Frau!“

Nachdem der Arzt Frau Holzapfel am Telefon hat, sagt er mit seiner gütigsten und

weirigsten Stimme: „Gnädige Frau! Ihr Gatte ist auf Ihren Wunsch bei mir. Ich habe ihn gründlich untersucht und kann Ihnen die beruhigende Mitteilung machen, daß ich schon lange keinen so gesunden Patienten gesehen habe wie ihn. Trotzdem heißt es beizeiten aufpassen. Ich habe ihm also gestattet, daß er täglich zwanzig Zigaretten raucht, daß er vier Glas Wein trinkt, daß er dreimal wöchentlich zum Stammtisch geht und daß er dann um zwei nach Hause kommt. Guten Tag, gnädige Frau! Und im übrigen machen Sie sich um Ihren Gatten keine Sorgen.“

Peter fragt nach dem Honorar, bezahlt und strahlt. Der Arzt blüht ihn dankend an. „Ja, wissen Sie, ich habe noch keinen Patienten gesehen, der so glücklich strahlt, wenn man ihm das Rauchen, das Trinken und das Ausgehen einschränkt.“

„Wieso einschränkt?“ jubelt Peter. „Herr Doktor! Jetzt kann ich Ihnen ja schon die Wahrheit sagen, wo Sie bereits mit meiner Frau telefoniert haben: Bisher habe ich nur zehn Zigaretten geraucht, zwei Glas Wein getrunken, bin nur einmal wöchentlich zum Stammtisch gegangen und schon im Mitternacht heimgekehrt. Jetzt hat es meine Frau schwarz auf weiß, daß ich zwanzig rauchen, vier Glas trinken, dreimal ausgehen und um zwei Uhr schlafen gehen darf! Sehen Sie, so profitiert man davon, wenn Frauen befohrt sind...“

W. Lichtenberg

Wirtschaft, Horatio!

Schmurg hat eine Frau.

Seine Frau hat einen Freund. Einen äußerst gemächlichen Freund. Eines Tages brennt Frau Schmurg durch. Nicht mit dem Freund!

Nein.

Mit einem jungen Menschen...

Tiefbekümmert sucht Schmurg den Freund seiner Frau auf.

„Wer hätte das gedacht!“ seufzt er.

„So ein Verächsel!“ jammert der verlassene Freund.

„Mit diesen Habenichtes!“ stöhnt der verlassene Gatte.

„Wo ich ihr jeden Wunsch erfüllte!“ klagt der Freund.

„Sie war unserer Liebe nicht würdig!“ entsetzt sich Schmurg.

„Nicht zu fassen!“

„Sie werden einsehen“, empört sich Schmurg, „daß ich mich von Agathe scheiden lasse!“

„Das sehe ich ein!“

„Und selbstverständlich werde ich wieder heiraten!“

„Ach —“, meint der Freund, — ach —“

„Ja —“, fährt Schmurg fort, — und deshalb wollte ich Sie fragen — ob Sie in bezug auf meine nächste Frau befondere Wünsche haben?“

H.K.B.

*Brigitte
Bin*

DIE JUNGE ANZEIGE

*„für
Jugend“*

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbdruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pfg., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6 — (Franko) G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrstraße 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 1.20 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

SCHWARZ-WEISS

Strichzeichnungen und Holzschnitte, Motive aus dem Leben, Kinderbilder, Tiere, Feuilletonbilder, auch Zweifeldrucke, laufend von Korrespondenz gesucht. Zuschriften unter B. NO. 354 an „Aia“, Berlin W 35

Insertieren bringt Gewinn!



20 verschiedene Kunstpostkarten für 90 Pfg. postfrei G. HIRTH VERLAG AG, München, Herrstr. 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zurückgekauften Portosenden durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portospende) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG, München, Herrstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN KO 18
RUMSTRE 30
FERNRUUF: P 7 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 5118

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schneider
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Zeitschriften gehen mit der Zeit-drum-gehe mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Glanzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



„Mimi, sieh mal nach, ob mein Handtäschchen noch da ist.“

BÜCHER

„Heimat“. Die deutsche Landschaft in Erzählungen deutscher Dichter. (Verlag Ullstein, Berlin.)

32 lebende deutsche Dichter erzählen von dem vielgestaltigen Anblick ihrer Heimat. Es sind durchwegs bewährte Namen, die hier zu Wort kommen; nicht alle Erzählungen sind gleich stark — einige werden auch dem Thema „Heimat“ nicht ganz gerecht — aber der Durchschnittswert dieser Anthologie ist recht hoch. Sehr stark und geschlossen im Aufbau sind die Novellen von J. M. Bauer, A. Betzner, K. Heuser und W. Schmidtbonn; schön, daß bei Heuser — in einer bereits bekannten Erzählung — der verlorenen afrikanischen Kolonie gedacht wird. Versöhnlich, frisch und offen berichten Fallada, Leip und Lorenz-Lambrecht, besinnlicher Medin und Gaupp, abenteuerlich N. Jacques und W. v. Scholz. Das realistische Gesicht der Großstadt herrscht bei G. Menzel vor. Von anderen bekannten Schriftstellern sind vertreten: M. Hausmann, H. F. Blunck, H. Hauser, E. Penzoldt, G. Britting, H. Chr. Kaergel — um nur einige zu nennen. Diese erstaunlich preiswerte und gut ausgestattete Sammlung kann bestens empfohlen werden; ich kenne derzeit keine ihr gleichwertige. Karl Kurt Wolter

Friedrich Schnack: Auf ferner Insel. (Verlag Dietrich Reimer, Berlin.)

Ein Dichter reist nach Madagaskar und findet dort das enträumte Paradies seiner Kindheitssünschte: Die Märcheninsel. Phant-

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Nemo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seib Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München Herrnstraße 10

statische Landschaftsbilder, Sonnensteppe und Regenwald, kahle Basaltfelsen und schäumende Wasserfälle, Pflanzen und Tiere seltener Art gibt es da. Man bedenke, die Insel Madagaskar ist an Ausdehnung größer als das Vorkriegsdeutschland! Gewaltige Ströme finden sich dort, deren Name allein uns schon unwirklich annutet. Schnack beschreibt seine Reiseeindrücke wie ein Dichter; nicht wissenschaftlich belehrend, aber anschaulicher und lehrreicher als ein guter Kulturfilm es darstellen könnte. Man vergißt diese Begegnungen lange nicht; die Arbeit der Mauerwespe, das Glück des kleinen Halbfaffen, der Begräbniszug, Zahlreiche, gute Lichtbilder veranschaulichen die Wirklichkeit. Schnacks Buch enthebt uns des grauen Alltags und bringt uns hinüber ins Land der Reiseschmuck.

Karl Kurt Wolter

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischergehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2-jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**

Redaktionelle Notiz:

Nr. 22 der „Jugend“ erscheint als Sondernummer:

Münchner Volkssänger

am 21. Mai 1935

Ein schlagfertiger junger Staatsmann

Kurz nachdem Cromwell Lord-Protektor von England geworden war, schickte Dänemark den noch sehr jungen Erich Rejentrang als bevollmächtigten Gesandten nach London. Man hielt ihn für den geeignetsten Mann, weil er das Land schon früh als Reisender kennengelernt hatte. Cromwell aber traute ihm wegen seiner Jugend nicht die Erfahrung und Gewandtheit zu, die er für einen so wichtigen Posten für nötig hielt, und fragte ihn einmal spöttisch: „Obst es in Dänemark viele so frühreife Genies, die wichtige Staatsgeschäfte betreiben zu können glauben, ehe ihnen noch der Bart gewachsen ist?“

Rejentrang brachte diese beleidigende Frage nicht aus der Fassung; er unterdrückte die natürliche Aufwallung seines Hornes und antwortete ruhig: „Ehrwürdiger Herr, mein Bart ist freilich noch nicht sehr gewachsen, aber er ist doch viel älter als Ihre Republik.“

Dieser schlagfertigen Antwort verdankte er es, daß der Protektor ihn von nun an mit besonderer Achtung behandelte.

W.

Wahres Geschichtchen

In der Obersteiermark fand beim Erzherzog Salvator eine Hochwildjagd statt. Unter anderen erlauchten Jagdgästen war auch ein Prinz von Orléans geladen, ein großer Jäger vor dem Heren, der in fremden Zonen Elefanten, Tiger und Löwen erlegt hatte, aber noch nie in den Alpen auf einen Hirsch zu Schuß gekommen war.

Diesem interessanten Jagdgaste wandte sich die allgemeine Neugierde zu und der Name „Prinz von Orléans“ ging von Mund zu Mund.

Nach einigen Jagen richtete nun ein obersteirischer Jäger in der bekannten gemüßlichen Zutraulichkeit an den prinzipalsten Jagdgast die Frage:

„Nig für ungut, Euer Gnaden — san Es vielleicht a Echo von der Jungfrau von Orléans?“

Maçon



„Nanu, Marie — Sie scheinen ja die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht etwas zu persönlich aufgefaßt zu haben.“

Zeiten

Stowasser telefoniert.

„Hallo?“ fragt er, „wer dort?“

„Hier Bedge Klub —“

„Hier Stowasser...“

Aathon Stowasser... Bitte, liebes Fräulein, ist meine Frau dort?“

„Ja wohl, die Frau Genahlin ist hier!“

„Ach, bitte, liebes Fräulein, würden Sie die Freundlichkeit haben, meine Frau zum Apparat zu holen?“

„Das ist leider nicht möglich... Die gnädige Frau winnischst nicht geführt zu werden —“

„Schade...“

„Schade...“

„Schade...“

Stowasser und flüster dringend, „Dann liebes Fräulein, dann fragen Sie meine Frau, ob ich zum Unlaß Kartoffel machen soll oder Nockerln!“

H. K. B.

Der Sachverständige

„Ihr Beruf?“

„Gerichtlich beordeter Sachverständiger, Herr Richter!“

„Was — Sie?“

„Ja wohl, Herr Richter, angefangen hab ich das Studium mit einem Offenbarungsd und beendet mit einem Meinnd!“

H. K. B.

Nachdem King schon längere Zeit Erzbischof zu Dublin gewesen war, hatte er insofern gehofft, bei nächster Gelegenheit Kardinal zu werden. Aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht, weil man ihn — wie er später erfuhr — schon zu hochbejahrt hielt, um noch befördert zu werden. Als er bald darauf den Versuch eines päpstlichen Legaten empfing, blieb er inermüdet sitzen und sagte: „Ew. Hochwürden werden mir gewiß verzeihen, wenn ich in meinem Eifer bleibe — Sie wissen ja, ich bin schon zu alt, um noch in die Höhe zu kommen!“

Beaumarchais

Beaumarchais hielt viel von den Freuden einer wohlbesetzten Tafel. Einmal hatte er mehr als fünf Stunden bei Lische zugebracht, als er sich endlich erhebt. Kurz darauf fand man ihn aber schon wieder beim Essen. Man fragte ihn erstaunt, ob er denn nicht eben erst gestrichelt habe.

„Ei was!“ rief der Lebenskünstler, „mein Magen hat kein Gedächtnis!“

Liebe Jugend!

Die zweite Klasse sollte ihren Makausflug machen. Jucinal mußte er wegen schlechten Wetters verschoben werden. Er wurde zum dritten Male auf den nächsten Tag festgesetzt.

Um die Kleinen nun in ihrer Freude zu beruhigen, jagte das Fräulein, sie hätte diesmal alle Hoffnung, daß das Wetter nun wirklich schön bliebe.

Votte kommt strahlend nach Hause und sagt: „Nun, wegen wird der Makausflug bei-

stehen gemacht! Es bleibt endlich schön Wetter.

Er sagt Mutti etwas erstaunt: „Weher weißt du denn das so bestimmt?“

Da sagt Votte:

„Immer wenn unser Fräulein in der Hoffnung ist, wird was daraus.“



„Großartig, Emilie — so eklant ist mir noch nie nichts eingefallen, wie an diesem Morgen“

Wer ist's?

Vor rund hundert Jahren erschien das erste Konversationslexikon. Der Komponist Karl Friedrich Zelter, Goethes intimer Freund und musikalischer Diener, griff sofort danach, um sich zu vergeistern, ob er auch darinnen stünde und gebührend gewürdigt sei.

Obig glitten die Blätter des Enzyklopeden durch den letzten Band. Nichts, da mußte er stehen:

„3... Z... Z... Z... Zelter: Mittelalterliches Kög.“

Mark Twains Freund

Mark Twain, der große amerikanische Humorist, war einem guten Glase Wein oder Bier nicht abgeneigt, doch hatte er einen Freund — Bienes mit Namen — der das Geben der Temperen — das blaue Band — im Knopfloch trug und von seiner Enthaltsamkeit viel Redens machte. Mark Twain erzählte darum gern folgende Geschichte:

Beide waren einmal zu einer Familie zum Essen eingeladen. Unter anderem Gästen gab es als Kompott jojanenne „Aunfischer“, die dem Mark Twain besonders zu mundeten schienen, denn er füllte sich fortwährend den Zeller damit auf. Stillvergnügt beobachtete Mark Twain seinen Freund und bemerkte zu seiner Gemahlin, daß sich der Mann bereits in den Augen seines alkoholisierten Gefährten widerspiegelt.

Und als Mark Twain ihm die Schüssel zum zehnten Male reichte, lachte Mark. Bienes mit schmerzlicher Bange:

„Ddante, Kff! — fruchte ich nicht mehr — aadert wovornem du nichts dddaggen haß, immeine ich noch etwas von ihrem E — ssaff!“

Neu!

DEINE KAMERA

GENT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Ibert, Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Ibert, Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Ein guter Jäger ist ein guter Hirte

Erich Wilke



Die Tiere des Waldes gratulieren unserem Herrn Reichsjägermeister zur Vermählung und sprechen ihm ihren Dank aus für Schutz und Hege, die er ihnen angedeihen läßt.

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 19



Hannelore

Charlotte Behrend-Corinth

G A N N A

VON THADDEA GIDLEWSKA

Keine Wolke stand am Himmel, der sich in klarem Dunkelblau über Land und Meer wölbte. Langsam rollten die Bogen an die Strahlriffe der üppigen Insel, die verwirrt im Ozean lagerte und deren Kreidestellen weißleuchtend aufragten.

Die malaiischen Bauern waren schon bei aufkeimender Dämmerung auf die Reisfelder gezogen. Jeder Las schritt an der Spitze der Truppe, die auf seinem Hof wohnte. Sie stellten sich in Reihen auf, hatten in der einen Hand einen Holzstab, um die Erde zu lockern, in der anderen die kleinen, hauchzarten Geslinge.

Auf einem Hügel, der über das Land hinauf, fast ein Mädchen und sang das Lied der Anusiat. Einfach fielen die Töne ins Weite, rhythmisch reiheten sie sich aneinander, um immer wieder zu kommen, sich im Reizkreis zu paaren. Der Laft des Liedes gebot den Laft der Arbeit. Ohne Lied konnten die Las nicht ausweichen. Ihre Rücken waren in der glühenden Sonne zu bald ermüdet, die Regelmäßigkeit im Anbau wäre zur Unregelmäßigkeit geworden. Die Ernte hätte dann gelitten.

Ganna sang das Lied des Anbaues, sang von den Göttern, die den Menschen die Frucht bringen, die den Egen ausbreiten, auf daß der Reis gedeihe. Sie sang von Jugend und Alter, von Liebe und Leid des Malaien; Worte, die seit Jahrhunderten immer dieselben geblieben sind? Keine, die Generationen in ihrer Beständigkeit überdauernd waren. Ihre Stimme wollte über die abgewandten Rücken der Las. Und wie sie sich reckten und wieder beugten, so hob und senkte sich auch die Stimme Gannas. — — —

Den heiligen Weg entlang, zwischen den jumpigen Reisfeldern, kam eine Caratella, von einem abgemagerten Gaul gezogen, dahergelockt. Das Dach aus Stuch war zurückgeschlagen und ein vertrockneter Cochoro hieb auf das Pferd ein, dessen Trab aber nicht mehr eiliger werden konnte. Immer wieder versank die Caratella in irgendeiner Grube; dann gab es Fluchen, der Cochoro spuckte die Dornen in weitem Bogen davon, hieb auf das Ross ein: ein Ruck und wieder kam der Wagen hoch.

„Du fährst nicht den Teufel, Cochoro!“

Die dicke Japaner auf der Caratella schlug dem Cochoro mit der Faust in den Rücken. Dieser bückte sich tiefer, doch seine Augen glühten auf, denn die Malaien haßten seinen tiefer als den Japaner, denn sie als blutigen Eindringling empfanden.

Tafemura war einer von ihnen; der reichste und mächtigste vielleicht. In Puffen an der Gant Philips-Bay hatte er die mächtigen Vagerehnen strecken. Alles, was die kleine, aber üppige Insel Mallikolo, die südlichste der Torresinsel, an Naturprodukten liefern konnte, das kaufte er zusammen und ließ es in mächtige Schiffe verpacken, die in nördlicher Richtung davonschwammen. Seine Preise kletterten niemals hinauf; sie sanken immer tiefer. Doch alle Las beugten sich vor ihm, denn er war der ungekrönte König der malaiischen Bauern geworden. In seiner Hand lag tägliches Leben oder Hunger und Not.

„Weiß strecken, Cochoro!“ befahl der Japaner.

Es waren bei dem Hügel vorbeigekommen, auf dem Ganna kauerte und sang. Der dicke Japaner blühte lachend zu der jungen Malainin hinauf. Dann winkte er ihr. Doch Ganna wandte den Kopf, warf ihn tief in den Nacken und sang weiter. Über die Felder hoben und senkten sich die braunen Rücken der Las.

„Du weißt, wor es ist?“

„Es ist Ganna, Cochor. Die beste Sängerin der Basjavans.“

„Weisbald kommt sie nicht zur Caratella, wenn ich winkt?“

„Sie ist eine Königin, Cochor.“

„Wer hat sie erannt?“

Die Basjavans. Weil sie die schönsten Lieder zum Anbau und zur Ernte sang.“

Der Japaner rückte verächtlich den breitfrämpigen Xipa tiefer in die Ecken.

„Fahrt weiter, Cochor!“ befahl er und schlug dem Kutscher wieder mit der Faust in den Rücken. Doch er selbst wandte sich im Wagen um und blickte nach Ganna zurück, so lang er sie sehen konnte.

„Eine Malainin ist sie! Const ist sie nichts!“ brummte er.

Und hupend ging es im langsame Trab nach Puffen zurück. — — — Es waren bloß zwei Tage vergangen und Mallikolo war in Aufruhr. Die Basjavans vom nördlichen Teil irrten wie die Bienen herum, die in ihrem Nest aufgeföhrt werden. Kein Haus blieb undurchsucht, keine Aufschlingung verlesen, in der nicht Nachfrage gehalten werden war.

Wo ist Ganna?

Über Nacht war sie verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gekommen sein konnte. Des Abends war sie mit dem Las in das Dorf zurückgekehrt. Sie hatte ihnen noch das Abendlied vorgelesen und war dann zu den Strahlriffen hinausgewandert. Es war nicht mehr zurückgekommen. Als sie morgens auf die Felder hinausziehen wollten, fehlte sie. Man versuchte es ohne sie. Es ging nicht. Die Rücken strafften sich auf, die Hände warfen die Holzstöcke und Geslinge fort.

Wo ist Ganna?

Zwei Tage später kam in den frühen Nachstunden ein Cochoro zu den Basjavans.

„Das gelbe Tier — Takemura — hat sie durch seine Diener am Strand gefesselt, knablen und nach Puffen entführen lassen. Mich hat er geschlagen. Ich verachte ihn; holt sie, sonst wird sie verladen wie die Reisfackel und über das Meer geführt.“

Die Las hielten Kringsrat. Sie hielten die Bauern aus den Nachbarsiedlungen herbei. Die ganze Nacht durch. Als der Morgen über das Meer hereaufzog, wanderten die Alerten nach Puffen. Sie klopften an das massive Tor der Villa, die sich Letamama hatte umweit des Hafens bauen lassen.

Mann wollte sie nicht vorlassen. Endlich gelang es doch. Sie trafen den dicken Japaner in gelbem Kimono bei einem der zahlreichen Miniatutriche, die er im Park hatte anlegen lassen. Er fütterte eben die Goldfische mit Schwemmelbrotkrümelchen.

„Wie kommen, um Ganna zu holen!“

Der Japaner sah die Malaien groß an. Dann hielt er sich den Bauch vor Lachen, fütterte weiter die Fische und warf über die Schultern zurück:

„Ich kenne sie nicht.“

„Cochor, wir können nicht Reis aussuchen, wie können nicht renten, wir müssen hungern, wenn Ganna nicht wiederkommt.“

„Dann verhungert“, lachte der Japaner wieder zurück. Er verschwand in seiner Villa.

Schweizend zogen die Basjavans heim. Und hielten wieder Rat. Selten nur fiel ein Wort. Es waren schwere Sorgen, es war ganz tiefes Leid, das da erwogen wurde, um zu einem Plan zusammengegriffen zu werden.

„Ich habe Ganna gefunden!“

Ein junger Mann kramte in die Hütte.



Vorstadthäuser

H. Mayrhofer-Passau

„Sie singt in einem Lagerhaus. Das Lied der Ernte. Das Lied der Sehnsucht. Morgen soll ein Schiff beladen werden. Mit Reisfäden aus diesem Lagerhaus. Sie wird mitkommen.“

Väsendes Entsetzen warf sich schattenartig auf die Mienen aller. Die Kräfte spannten sich an: Ganna mußte getötet werden. In Puffen ließ sich nicht viel machen; das gelbe Tier würde das Militär zu Hilfe rufen. Schüsse, Verwundete, Kugeln sind stärker als die langen Bambusrohre mit den vergifteten Pfeilspitzen der Lase. — — —

Zufällig zeigte sich am nächsten Tag ein Reisdampfer in der Bucht Philips-Bay. Arbeiter verladen den ganzen langen Tag Reisfäden auf diesem Ungetüm von Stahl. Takemura kam hin und wieder zu den Lagerhäusern um Nachschau zu halten.

„Wo ist Ganna, Seher?“ fragte ihn ein Malaie.

Als Antwort ließ er ihn durch den Hofen peitschen.

So kam die Nacht. — — —

Wie ein dunkler Berg schwamm das Schiff im Hafen. Die Wellen glucksten an die schweren Eisenvände, die sich emporelvölben. Kein Licht war an Bord zu sehen. Hin und wieder der Schritt eines Wachtpostens. Und zwischendurch schwamm wie aus weiter Ferne ein Lied aus dem Inneren des Schiffes, drang durch irgendeine Luke ins Freie. Das Lied der Reisaufjaht. . .

Ein Bambusrohr schnellte hoch. Der Haken an dessen Spitze verfang sich in der Bordwand. Augenblicksange Stille. Ein Schatten klettert das Bambusrohr hoch, gleitet an Bord. Ihn folgt ein zweiter, ein dritter. Einige Dutzend Boote umkreisen lautlos den Dampfer, gleiten an ihn heran. Überall fliegen Bambusrohre hoch; an jedem Kletterer nackte, fehmige Gestalten hoch. Die nackten Füße klatschen aufs Deck.

Ein erschütterter Warnungsruf . . . der Wachtposten rollte wie ein Stein hinter die Lauberge. Ein zweiter am Hinterdeck folgt ihm. Wie Ameisen huschen auf den schwarzen Gehalten über Deck, verschwinden im Koloß, tauchen auf und verschwinden wieder; horchen, woher der Gesang kommt. Laufen sich vorwärts wie in der Wildnis.

„Ganna . . .!“

Sie steht an Bord. Einer von den vielen hatte sie gefunden.

Ebenso rasch, als sie gekommen waren, verschwinden sie vom Schiff. Gleiten die Bambusrohre hinab. Ganna mit ihnen.

Als sie der Treilküste zuzudröhen, beleuchtet blutig roter Schein ihren Weg: das Reischiff brennt; ein feuerpeinender Koloß inmitten der Wassermassen.

Die Vasavans gingen in die Nacht hinein. Das Knistern der Reisfäden zerfällt die Nachtsille. Der Eisenvoloß brennt aus. — — —

Am Hügel zwischen den Feldern lauert Ganna und singt das Lied des Anbaues. Die Rücken der Lase heben und senken sich; sie versenken die Geflinge in die feuchte, sattwarme Erde.

Eine Carratella helpert den Weg entlang. Ein dicker Japaner schiebt den breittämpfigen Alpa aus der Stirn ins Gesicht zurück und glockt den Hügel empor.

„Wer ist die Brut dort oben?“ fragt er den Cochero und schlägt ihm die Faust in den Rücken.

„Ganna, Seher, die ungekrönte Königin der Vasawana.“

„Fahr zum Teufel, du Hund!“ brüllt der Japaner auf und der Cochero schlägt in das Pferd ein, daß es wie wild davonhegt. — — —

Takemura soll durch das Ausbrennen des Reisdampfers sein halbes Vermögen verloren haben.



Im Schwarzwald

Reinhold Nägele

DER WILLEM

Von Karl Kurt Woller

Wir nannten ihn „Willem“. Mit vollem Recht.

In Wirklichkeit hieß er Doktor Zacharias Janbush und war Junggeselle. Er wirkte als Professor für Deutsch und Französisch am Gymnasium zu D., in das mich meine Eltern schickten. Sein wirklicher Name war aber im Lauf der Jahrzehnte fast in Vergessenheit geraten.

Den Epitheten hatte er sich selbst verschafft. Dadurch, daß er sich bei dem Disput über einen offensichtlich Jertum zu dem kühnen Ergebnis versieg: „Wenn das nit so is, dann will ich ‚Willem‘ heißen!“ Es war aber nicht so.

Seiden nannten ihn alle „Willem“; Schüler wie Lehrer. Und er hatte nichts dagegen, denn er hielt Wort.

Er war Gründer einer eigenen Wandervogelgruppe und verehrte Richard Wagner abgöttisch. Er besaß eine Sammlung von ausgeschnittenen Zeichnungen aus Zeitschriften, in denen Wagner karikiert war, und er hatte sie stäubeckig auf große Kartons geklebt. Schülern, mit denen er vertaut stand, zeigte er sie mitunter. Er stand mit allen Schülern vertraut. Und dazwischen lag die Primaner.

Der Willem hatte seltsame Gebräuche und

sprach ein merkwürdiges Deutsch. Man erzählte sich, er habe in seiner Jugend zur Bühne gewollt. Er pflegte auch niemals „Guten Tag“ zu wünschen, sondern stets „Grüß Gott“, was in unserer Gegend auffiel. Er wollte ursprünglich sein, wie die alten Germanen. Aus diesem Grund trug er ständig kurze Hosen. Auch zu den Schulfeiern, 1914, bei den Siegesfeiern, fand es der Lehrerrat auf einmal unpassend. Bei Eütüsch hatte man ihn verwarnt. Bei Antwerpen erschien der Willem endlich in langen. Das war es, was uns Schülern die Feier unvergesslich machte. Man sah dem Willem an, wie wenig wohl er sich darin fühlte. Später kam er wieder im gewohnten Aufzug. Und man hatte nichts mehr dagegen.

Allgemein galt er als großer Tierfreund, weil er sich Schlangen, Kaninchen, Frösche und Eidechsen hielt. Er spielte auch Klavier, aber nur Wagner. Die Tiere waren ihm jedoch keineswegs Selbstzweck, obwohl ihre Ernährung nicht geringe Mühe verursachte. Die Klassen, in denen der Willem unterrichtete, mußten zur Verköstigung der Frösche und Eidechsen beitragen. Jede gefangene Fliege wurde abgeleiert. Der Willem bezahlte alles nach festem Tarif: Eine Stubenfliege zwei Pfennig, eine Scheinseiffliege — je nach Größe — drei bis

vier, ein Heuschreck fünf Pfennig. Mein Nebenmann, der einmal einen Kasten mit toten Maikäfern brachte, erhielt einen schriftlichen Ladel „wegen vorlauten Berechnens“. Ich selbst hatte in Deutsch nie besondere Noten, weil mir das Fliegenfangen zuviel Mühe machte. Bis ich auf den Gedanken kam, für die Verpflegung der Kaninchen zu sorgen. Und es klappte wirklich. Unser Naturkundelehrer konnte sich nie erklären, wohin die Mäße aus der Botanikstunde verschwanden.

Die Frösche, Eidechsen und Kaninchen zog der Willem liebevoll auf. Er war ein großer Tierfreund. Wenn sie groß waren, fütterte er seine Schlangen damit. Die Schlangen aber hielt er sich ausschließlich als Spielzeug für seinen Affen. Ja, der Willem besaß einen richtigen Affen, namens Jampa. Ursprünglich waren es zwei gewesen, die ihn ein befehlender Kapitän geschenkt hatte. Rocky, der kleinere, war aber zu Beginn des Krieges an Lungenerkrankung erkrankt und der Willem hatte ihn in seinen Garten nach eigenem Entwurf ein mattschönes Grabmal setzen lassen, auf dem die in Gold ausgelegten Worte standen: „Du warst so jung und starkst so früh. Wer dich gekannt, vergißt dich nie!“ An heißen Sommerabenden pflegte der Willem

hier zu sitzen und unsere deutschen Aufsätze zu fertigen.

Jampa, der ältere Affe, aber geduldi.
„Ihm zuliebe tat der Willen alles. Er ließ sich die Haare lang wachsen, damit der Affe einen Halt habe, wenn er ihn auf der Schulter durch die Straßen trug. Im Stadtpark durfte der Jampa dann auf die hohen Bäume klettern. Der Willen aber stand geduldig unten und las Märchen. Stundenlang ...“

Außer dem Affen hielt sich der Willen eine Haushälterin mit Namen Käthe. Der Affe und die Haushälterin tratschierten ihn.

In der Frühe mußte sich der Willen seinen Kaffee selbst kochen — das heißt Kaffee, dieses „ausländische Zeug“ trank er nicht, sondern bevorzugte eine undefinierbare Mischung namens „Zypfabu“ (die Bezeichnung ist nie unerschöpflich, weil sie der Willen ständig propagierte). Das Käthe, ein dickes Pfälzer Bauerntöchterchen, stand nie vor zehn Uhr auf.

Jeder andere hätte diese Haushälterin zum Teufel gejagt; der Willen ließ nichts auf sie kommen. Erst viel später — durch reinen Zufall — erfuhr man, welche Vorzüge das Mädchen unerschöpflich machte. Zeit dem Tod des ersten Affen bejahte sich nämlich der Willen mit Spiccionius. Er verkehrte mit den Geistes von allen möglichen Personen; und das gelang ihm nur auf dem irdischen Weg über das Käthe. Es war ihm für den Kontakt unentbehrlich geworden. Ebenso unentbehrlich wie sein Affe Jampa.

Man kann sich also denken, in welcher schwiebigen Lage der Willen geriet, als ihm das Käthe eines Abends mit verbundenem Kopf entgegenfuhr: „Ich oder der Affe, einer von uns is zuviel!“ Während ihres Nachmittags-schlafes hatte ihr nämlich der Affe — aus irgendeinem rätselhaften Trieben heraus — einen Teil der Kopfhaare abgefressen, ehe die Erwachte auch nur halbwegs zur Besinnung gekommen war. Jetzt wollte sie unter keinen Umständen mehr mit dem Affen unter einem Dach schlafen. Sie blieb unerbittlich.

Das mochte dem Willen viel Schmerz verursacht haben, bis er sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, sich von seinem Affen zu trennen. Es war im zweiten Kriegsjahr. Und er beachte seinen Liebling in den Tierpark der nächsten Großstadt, die in einer guten Ebnellzugstunde zu erreichen war. Hier gab er den Jampa, etwas unzufrieden, in Pension.

In den folgenden Tagen hatten wir viel schulfreie Stunden. Denn der Willen war

dauernd unterwegs; zwischen Geistesbeschwörungen jubans und Affenbesuchen im Tierpark. Schließlich erhob der Lehrerrat Einspruch. Und man einigte sich: Der Deutschunterricht am Comabend wurde verlegt. Diesen Tag konnte der Willen ganz seinem Jampa widmen. Er fuhr dann regelmäßig schwer bepackt mit Rucksack und Körben fort. Alle in jener Zeit raren Lebensmittel, die er von der ländlichen Bevölkerung des Käthe bezog, beachte er seinen Affen. „Er erkennt mich immer schon von weitem“, erzählte uns der Willen stolz zwischen der Lektüre des Nibelungenliedes, das wir im Urtext lasen. „Ihr habt keine Ahnung, was das für eine Freud hat ...“ — Böse Jungen behaupteten aber, das Tier habe seinem Herrn einmal, als er ohne Futter kam, verächtlich den Rücken gegeben. —

Dies Verhältnis wäre ungetrübt weiter

Der Bach

Aus des Weiher's Überfluß
Nimmt der Bach die Welle,
Und zu brausendem Erguß
Kommt er am Gefälle.

Unten durch Geröll und Sand
Gängelt er gelassen,
Strauch, Gestrüpp und Widerstand
Sperrt ihm bald die Gassen.

Schlängelnbogig wird sein Gang,
Das Geplätscher leise,
Unter Tannenüberhang
Irrt er fast im Kreise.

Aber das Gelände sinkt,
Offen stehn die Tore,
Wiese grünt und Hügel winkt:
Blühende Empore.

Wachsend wird er tief und breit,
Brücken quert er, Stege,
Dörfer geben das Geleit,
Pappeln auch am Wege.

Freudig mit gestauter Kraft
Lehrt er Mühlen singen —
Und der Kräfte Leidenschaft
Will noch mehr vollbringen.

Aber seine rasche Bahn
Muß ein Ende finden,
Ruhig schwebt der Fluß heran,
Ihn zu überwinden.

Georg Schwarz

verlaufen, wenn nicht der Krieg auch hier flüchtig eingewirkt hätte. Im Winter siebzehn auf achtzehn, als die Not jede Grenze überschritt, mußte der Tierpark aufgelöst werden. Der Willen, dem ein Schüler die Schredensnachricht verkündete, brach sofort den Unterricht ab und reiste los. Er sah auf der ganzen Fahrt Greuelbilder vor sich, wie sein Jampa gebraten und verpeist wurde, gleichetmaßen man es mit den Elefanten getan hatte. Seine Angst war unberechtig. Am Abend konnte er mit dem Affen auf der Schulter triumphierend heimkehren.

Aber der Willen hatte in seiner Aufregung das Käthe vergessen. Sie zeigte sich auch jetzt noch unerbittlich: „Ich oder der Affe!“ Als sie sich gab anstachelte, ihre Koffer zu packen, schien der Willen zum Äußersten entschlossen. Er trug den Jampa zum nächsten Zahnarzt und ließ seinem Liebling achtstündig sämtliche Zähne ausziehen. Mit diesem Opfer gab sich die Haushälterin zufrieden.

Aber der Jampa wurde es nicht mehr. Er kränkelte und nahm kaum noch Nahrung zu sich, obwohl ihm der Willen jeden Bissen vorant. Der Affe lebte noch einige Monate mühsam dahin. Dann starb er.

Kürzlich erfuhr ich, daß sich der Willen ganz von der Schule zurückgezogen habe. Er säße jetzt immer allein jubans und befände sich also in der besten Gesellschaft, habe er zu einem früheren Schüler gedeutet.

Er redet häufig mit Geistern und die Leute nennen ihn immer noch „Willen“. Mit vollen Recht ...

Das Hemd des Sultans

Der Sultan von Caracaw auf Borneo hat kürzlich aus London sein Hemd zurückbekommen. Es ist das kostbarste Hemd der Welt, denn es soll einst das Hemd des Propheten Mohammed gewesen sein; der gesamte Text des Korans ist auf dem Hemde niedergeschrieben.

Die Wäscherinnen von Caracaw ärgern sich, daß sie das Hemd nie unter die Hände kriegen. „Möchte wissen, was der Sultans Lieblingsfrauen zu etwas sagen!“ schimpft es beim Waschen durcheinander, „so 'n Hemd ist doch zu nichts nützlich!“

Aber da läßt die schöne Jungfrau Nuvaviva ihre Wäsche sinken und träumt vor sich hin: „Ich denk' mir oft — wenn der Sultan bei seinen Lieblingsfrauen weilte, dann wärd er das Hemd hochheben und ihnen aus dem Koran vorlesen.“

HEIMKEHR

Von Paul Weber-Kirch

Liebe waltet in dem Raum,
Hat ihn still in sich geweitet,
Tisch gedeckt und Stuhl bereitet,
Sanft geglättet Tuch und Saum.

Wartet lauscht sie nah dem Fenster,
Mutter mit dem Sohn, dem Kinde;
Blumen blühen noch im Fenster,
Ernte reist herein im Winde.

Milde kehrt der Vater heim —
Wort und Blicke, die sich finden.
Wandelt Mensch und Mahl und mündet
In der Stille ewigen Reim.

NATUR UND TECHNIK

Auf der Post in Hofen sollten Bäder eingerichtet werden. Es versteht sich, daß der Besitzer mit der Zeit geben mußte. Nachdem eine Garage gebaut wurde und das Hausgeschäft mit der Eßbarenausschreibung: „Gasthaus zur Post, ausgeübt von Martin Schallhammer“ durch die emaillierten Blechbuchstaben „Hofen Post“ ausgewechselt war, ging man daran, es den Sommer- und Wintergästen noch bequemer zu machen, indem man das Nebenzimmer in einen Speisesaal umbaute, die Fremdenräume überholte und eben neuerdings die Aufstellung von Badewannen ins Auge faßte. Eine bekannte Firma aus der Hauptstadt wurde mit der Arbeit beauftragt und sie entsandte zunächst einen jungen Ingenieur, der tagelang mit Zollstock, Papier und Bleistift die Mauern ausmaß und Pläne entwarf, denn die „Post“ war ein altes Gemäuer und gütliche Baugrunderisse waren nicht vorhanden.

Der blutjunge Ingenieur, der gerade von der Schule entlassen war, setzte einen Feuerstein an sein Werk, diese Aufnahme war seine erste größere und selbständige Arbeit bei der Firma und von dem jungen Geologen hing natürlich viel für seine Laufbahn ab.

Als dann nach Wochen das Hämmern im Hause, die Mauerdurchbrüche und dergleichen ihr Ende hatten, als die Köhren verlegt, der Heizkessel aufgestellt, der Boiler, aufgehängt und überhaupt alles Notwendige seinen Platz hatte, wurde ein Probeheizen vorgenommen, und da dann das erste Heißwasser aus den Nischenbädern sprudelte, war der Besitzer mit dem Werk zufrieden und der Techniker fuhr mit den Arbeitern nach Hause mit dem Gefühl eines Siegers.

Weder dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Schon nach einer Woche kam ein Schreiben an die Firma, daß sich bei der Wasserheizung ein Mangel herausgestellt hätte, irgendein Speisefäß, das eben unter dem

Dach in einer Dienstbotenkammer abgehängt war, Klopfe und gebe besonders des Nachts schlagartige Geräusche von sich. Im Hinblick auf die Garantie für tadelloses Funktionieren schrie also die Entsendung eines Monteurs geboten, umgehend, gezeichnet: Schallhammer.

Man schickte den jungen Ingenieur gleich selber wieder. In Anbetracht seiner etwas angeregten Berufsehre stürzte er sich mit einer verbesserten Wut auf die Anlage, schraubte hier, drehte dort, öffnete, entleerte, füllte, untersuchte Ventile und Säbne. Schließlich kam er zu dem Ergebnis, daß eine längere Leitung isoliert werden mußte, sonst hört das Klopfen nie auf.

Wer dann die Kosten bezahlt?

Der Wirt natürlich!

Sei freilich! Er, der Ingenieur, wäre ja ein ganz Schlämer. Jetzt blieb es, die Anlage käme aufoundsechzig Mark und hinterher werden dann Nachforderungen gestellt. Ausgeschlossen, und wenn die Isolierung nicht kostenlos gemacht würde, dann müßte man sich halt anderweitig zu seinen Rechten verstehen...

Desmal sog der junge Techniker nicht so siegesgewiß vom Schallhammer seiner Taten. Einen unzufriedenen Kunden, oder einen unzufriedenen Chef: eines von beiden mußte er auf alle Fälle auf sich nehmen, und das war umangenehm genug.

Doch der Chef war kein heuriger Hase mehr. Durch die vielen hundert Anlagen, die seine Firma im Laufe der Jahre gebaut hatte, wußte er aus Erfahrung, daß Kleinigkeiten, wie die vorgefallene, nicht selten sind, freilich, man will einen jungen Fachkollegen nicht gleich vor den Kopf stoßen, aber da ist der Monteur Wendt, der soll halt in Gottes Namen nach Hofen hinaufziehen, der hat geradezu einen Riecher für solche Fälle und der Herr Ingenieur soll sich nichts weiter denken dabei.

Tatsächlich lebte nach ein paar Tagen der Monteur Wendt von seiner Reise zurück mit der Kunde, daß eine Kleinigkeit war, daß aber nimmermehr Zufriedenheit auf der ganzen Linie herrsche, und in seinen Wochenzettel schrieb er: „Hofen, eine Reiseroute.“

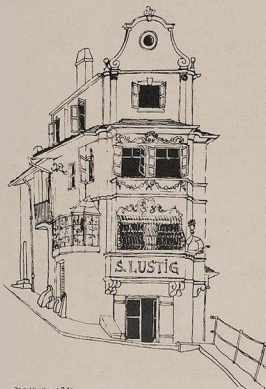
Diese Angelegenheit hätte kein Nachspiel mehr gehabt, wenn nicht der junge Techniker ein sehr ehrsüchtiger Mensch gewesen wäre. Als er nämlich nach Monaten einmal in der Nähe von Hofen zu tun hatte, besuchte er die „Post“ und äußerte den Wunsch, die nimmermehr zur Zufriedenheit arbeitende Anlage besichtigen zu dürfen. Und zu seinem maßlosen Erstaunen machte er die Feststellung, daß das Gefäß in der Kammer oben unter dem Dach noch genau so lustig schlägt wie seinerzeit.

In der Kammer schlief das Reisel, das Zimmermädchen, und die stellte der Herr Ingenieur zur Rede.

Und das Reisel sagte, daß der Monteur damals ein so netter Mensch gewesen wäre und da könnte sie auch nicht so sein, und dann erwiderte das Reisel hold.

Zu Hause stellte der Herr Ingenieur den Monteur Wendt zur Rede. Und der Wendt zwinkerte mit den Augen und meinte, das Teufelsbiß sollte schlafen bei der Nacht und nicht auf den Wassertröpfchen aufpassen.

Dann ging der Herr Ingenieur mit sich selber zu Rate und er erkannte, daß die Technik ein weitausläufiges Gebiet ist und Bezirke enthält, die sich dem Zugriff mit dem Rechenschieber entziehen, Bezirke, von denen man auf der Schule noch nicht einmal die Andeutung ihres Vorhandenseins bekommen hat...



Das Haus

Bauer

In der Frühe

Von Georg Schwarz

Morgenröte, junger Tag,
Leuchtet meiner dunklen Kammer.
Nachtgesicht und Not und Jammer
Spüren den Erlösungsschlag.

Seele, die gebunden war,
Läßt den wickelschlungen Knoten
Lädt die Hoffnung, ihren Boden.
Auf ein Vogelschwingenpaar.

Tag der Arbeit

A. Loidl



Solange sich die Räder dreh'n — bleibt Reich und Staat und Volk besteh'n,
drum reget euch mit Hirn und Hand — zum Segen für das Vaterland.



Der ewige Matrose

Von Herbert Lestiboudois

Illustriert von Ruben

Peter Köhler, seit zwanzig Jahren Vollmatrose, ohne große Ausflüchten, als jemals in der Eckschiff zu etwas zu bringen, schändete den Kirchenpauertal entlang und piffte vor sich hin. Es war eine Melodie, deren Text einer Overrechnungsgedächtnis aus Kinkelbühl bestimmt die heilige Echamröte ins Gesicht treiben würde. Peter jedoch, der Glückliche, wusste weder etwas von Echamröte noch von Overrechnungsrätinnen und gab daher das Pfeifen auf, um abwechselnd halber die Worte zu singen, damit auch alles Schöne an seinem Lied richtig zur Geltung käme. Daß die Hafenarbeiter, die bei den Schuppenanlagen beschäftigt waren, hinter ihm hergingen, hörte nicht im geringsten seine gebogene Stimmung.

Die Treppe zum Fährdampferposten sprang er, immer zwei Stufen auf einmal, polternd hinunter, legte dann die Hände in Trichterform vor den Mund und rief mit mächtiger Stimme über das Wasser: „Margarete, abhol!“

Von jenem Dampfer, dem der Ruf galt, löste sich ein Boot, das der Wachmann mit bedächtigen Armenschwingen mäßig der Anlegestelle entgegenbrachte. Dort angekommen, stieg Peter ein, setzte sich auf die Bootsbank und ließ sich zum Schiff hinüberfahren.

„Alles in Butter?“ fragte der Mann am Ruder.

„Karl!“ sagte Peter, streckte die Beine lang aus und lachte breit. „Ich hab’ abgemustert, gleich meine Heuer vom Büro geholt und brauch’ jetzt bloß noch meine Klamotten zu packen. Dann hau ich ab!“

„Nana“, meinte der andere, „wenn man alles gut geht...“

Peter setzte eine ungeheuer selbstsichere Miene auf. „Quasfel nicht lange, Hannes! Wird schon gut gehn. In vier Wochen beite ich die Jenny — und sitz in meinem eignen Laden. Als Janke ist nichts mehr zu holen. Schieb an Eckschiff!“

Sie erreichten die „Margarete“ und kletterten über die Estrickleiter an Bord. Ihre Schritte knallten laut auf die stählernen Deckplatten.

Im Logis wurde Peter mit großen Hallo empfangen. Die nicht abgemusterten Kameraden umzingeln ihn lärmend und schützten ihre Epäule und Ängstlichkeiten über den Heiratslandboten aus, die wiederum einer Overrechnungsgedächtnis Anlaß gegeben hätten, ihrer Echamröte freien Lauf zu lassen.

Peter aber winkte gleichmütig ab und stopfte Stück für Stück seiner Habgierigkeiten in den Eckschiff. Als er damit fertig war, zog er aus der großmächtigen Brusttasche eine imponierende Schnapsflasche aus Licht, äugelte verliebt damit und stellte sie — baß! — mitten auf die Bank. So war Peter nun mal!

„Jetzt wird noch einer verblödet“, sagte er genießerisch, „und dann, Kinnings —; ab durch die Mittel!“

Zweimal ging die Flasche reibum von Mund zu Mund. Für eine dritte Runde wollte der Insalt nicht reichen.

„Eckel!“ gluckste Hannes und wischte sich die Lippen.

„Wat heißt hier schade, old Whiskey-Hannes?“ grinste Peter und langte in die andere großmächtige Brusttasche. „Wenn ihr Schnaps-tramps meint, Peter läßt sich lumpen, dann habt ihr eine gottsoedammt niederträchtige Meinung von mir!“ — Sprach’s und stellte eine zweite Flasche auf den Tisch. Das war wieder mal ganz Peter Köhler!

Als dann auch diese Flasche ihr Leben ausgehaucht hatte, schulterte er den Eckschiff und stapfte hinaus. Die ganze Crew folgte ihm jubelnd.

Bei der Estrickleiter warf Peter seinen Eckschiff über Bord, so barsch scharf gezielt, daß er mitten im Boot landete und der Kahn ob dieser unerhofften Last lustig Polka tanzte. Das Abschiednehmen ging kurz und schmerzlos vor sich: „By, by!“ und „Machs gut!“ und „Gib der Jenny Saures!“ — das waren so die Worte. Und die Versicherung: die ganze Crew würde natürlich ihren Bedarf an Rauchwaren vor jeder Reise



in Peters künftigen Zigarrenladen kaufen, suchte er als erstes kaufmännisches Verdienst auf sein Konto.

Peter hatte die Jenny geheiratet. Vor zwei Wochen war die Hochzeit vom Stapel gelaufen. Und noch drei Tage nachher hatte der frischgekaupte Chemann und Zigarrenladeneigener einen Einzug, der nicht von Papppe war. Aber, wie gesagt: so war Peter nun mal!

Was soll man groß von Jenny sagen? — Sie war rundlich, klein von Gestalt, mit Pausbacken und giftig blondem Pubistopf gesegnet, reich mit dem Vort und — nicht zu vergessen: ehemalige Witwe, Peter konnte man keineswegs ihre erste Liebe nennen. Das aber beruhte auf Gegenseitigkeit.

Der Laden des Chepaanos Röhrs lag in einer Nebenstraße der Hafen- gegenüber. Nicht eben üppig — innerhin: man konnte zufrieden sein. Allerdings Seemannsvolk ging ein und aus, allerlei alte und junge Weiber zweifelhafter Herkunft kauften hier ein und viele Hafenarbeiter.

Die Kasse ließ sich recht gut an. Jenny umhagte ihren Ehebetern vorne und hinten, nannte ihn „Schmidt“ oder „Petertli“ (was aber Peter, offen gesagt, nicht gern hörte), kochte und brüt ihm seine Leibs- und Magenreichte und hielt vorerst ihre rasche Junge im Zaum. Peter indes stand hinter dem Ladentisch, wo er sich allerdings ausnahm, als hätte ihn eine Bö mit Windfächer 11 zufällig dahin verschlagen, verkaufte „Cedro Juvo“ oder „Zwei leichte Zigar'n zu'n Groschen oder „Ein Taret Wintfäher“ oder sonst irgendein rauchbares Zenselfrakt, machte mit diesen und jenen Kunden seinen kleinen Redereien und — kassierte. Das Kassieren brachte ihm noch den meisten Spaß. Wenn das Geld ordentlich klümperte, bekam er sogar (Wort sei's gesagt!) lebensnimmige und unumwandelliche Anwandlungen. Er sah im Geiste ganze Schnaps- galerien und eine fruchtfröhliche Seemannsterei in der Philadelphia-Bar ... Doch, wir wissen es ja: so war Peter nun mal! —

Die Zeit verging. Und mit dem Ablauf der Zeit fand auch Jenny allmählich ihre späte Junge wieder. Das paßte nun Peter ganz und gar nicht. Von wegen: ihm befehlen und Vorschriften machen — oh! — da war er auch noch mit dabei! Das gab dann, wie man sich denken kann, ebenso heftige wie feinsinnige Auseinandersetzungen, die noch regelmäßig damit endeten, daß Peter in die Ladenkassette griff, eine Handvoll Geld an sich nahm, die Mütze überstülpte und abstrudelte. Nachts wankte er dann blau — wie man hierzulande sagt — dem schlichen Schlafzimmer entgegen. Der Abschlus — große Schlämperferei, Heulen, deutliche und englische Klänge in reizender Folge, widerer Heulen, endliche Verschönerung und — Verhängung!

Jaja! Die Zeit verging ... Und der Ehe, stellte sich heraus, war Peter auf die Dauer nicht gewachsen. —

Eines Tages kam Peter zu Jenny in die Küche. „Du“, sagte er, „die ‚Margarete‘ ist wieder da ...“

„Na, und?“ fragte sie böse.

„Da muß ich meine Leute mal widersprechen. Das verlangt schon das Geschäft. Wenn die Crew bei uns kaufen soll, muß man auch kaufmännisch denken, Jenny. Mal ein trinken, 'ne Runde ausgehen und so ...“

Nun aber hätte man Jenny mal sehen sollen, wie sie die Brautpampe aus dem Herd knallte, die dicken Arme in die Hüften stemmt, ihren pudelgleichen Kopf vorreckte und freischießt: „Ha! Schönes Geschäft! Kaufen willst du wieder! Weiter nicht. Wat die du bringen, bringste viermal wieder weg! Ich kenn die doch genügend ... Und überhaupt: wat gehst du mein Geschäft an? Janwohl? Kitz man nich so dusselig! Mein Geschäft! Du hast die da bloß reingefert, reißt die große Klappe auf und jagst den ganzen Verdienst durch die Kasse. Daß ich Trampel auf grad die genommen hab, wo da so viele Männer auf mir scharf watel! Wat bist du überhaupt, hä? Coll ich sagen, wat du bist? Coll ich die erst unter die Nase reiben, wat du für ein ganz gemeiner, bergelaufener ...“

Peter hatte genug. Nein, er tat der Jenny nichts. Nöl! Das wäre ihm selber zu dumm vorgekommen. Er hob sie einfach mit seinen kräftigen Armen hoch, so daß Jenny gar nicht mehr dazu kam, ihm unter die Nase zu reiben, was er nun eigentlich wäre, ließ sie eine Weile gehörig zappeln und setzte sie dann — plump! — auf den Küchentisch, daß die



Teller und Tassen nur so klapperten. Als er das vollbracht hatte, lachte er freundlich und sagte: „So, Jenny! Da bleibst du jetzt 'ne Viertelstunde sitzen und mußt dich nicht!“

Jenny mußte sich nicht. Ihr waren längst Sprache und Sprüche weggeblieben. Peter drückte sich auf den Hafen um, ging in den Laden, schüttete den Inhalt der Kasse in einen Pappkarton, klemmte die Schachtel grinsend unter den Arm und machte sich auf den Weg in die Philadelphia-Bar. Dort, wo die alten Kameraden von der „Margarete“ längst versammelt waren, wurden Peter und seine Schachtel himmelhoch gefeiert, indes Jenny auf dem häuslichen Küchentisch nicht eine Viertelstunde, sondern eine ganze Stunde hockte, alle Männer der Welt verfluchte und ihren Kunden Kullertränen aus den kleinen Schweißaugen ungehemmt in Lauf ließ ...

Nach drei Tagen kam Peter wieder an. Zwar enthält die Pappschachtel, die er wieder mitbrachte, keinen Pfennig mehr, war aber dafür von der ganzen Crew der „Margarete“ mit schönen Grüßen und Randbemerkungen für Jenny vollgekräftigt worden. Und Jenny, die inzwischen gelehrt hatte, daß nicht gut Klischenessens mit Peter ist, sagte keinen Ton, als er ins Schlafzimmer ging, seinen Seesack unter dem Bett hervorgeholt und zu putzen begann.

Auch Peter war friedlich und sprach beinahe zärtlich zu ihr. „Siehste, Jenny: das mit dem Zigarrenladen ist ja doch nichts für mich. Ich geh wieder an Bord, und morgen schon fährt die ‚Margarete‘ raus. In die Levante. Dann hast du dein Laden wieder für dich allein, und wer seh'n uns bloß alle paar Monat mal. Das ist für uns alle beide besser. In Chebert ist ja kein Steamer, nicht? Und unsere Badedame keine See. Das hab ich schon lange raus. Und weißt du, Jenny?“ — Peter schmierte den Seesack zu ... „wenn ich dann wiederkomm, haben wir beide mehr voneinander.“

Jenny dachte noch immer keinen Ton, sondern heulte bloß. Als Peter aber die Mütze aufsetzte und den Seesack über die Schulter warf, trocknete sie ihre Tränen ab, langte in den Kleiderkasten und steckte ihm einen Seemannsmantel ein. „So, Peter, denn reiß man los. Und ich wart denn auf dir ...“

Am nächsten Tag stand Jenny unten an den Landungsbrücken und winkte der ausfahrenden „Margarete“ mit einem eisigen Lächelchen nach. Denn das hatte sie einfach abgeschlossen; denn ein Abschiedswinkeln glaubte sie Peter schuldig zu sein, auch wenn er, wie sie eher noch dachte, ein unübersehbare Dummer war. Und die ganze Crew, die auf dem Absteiger bei der Liebt war, schrie jubelnd über das Wasser: „Abho! Jenny, abho!“

Die Erleichterung

Der alte Bauer stand vor dem Popen. „Nichts für ungut, Väterchen, Gott soll mir verzeihen, aber ich kann nicht mehr weiter. Du mußt mir helfen.“

Der Pape warf einen demüthigen Blick gegen den Himmel. Die kleinen Bauern waren alle arm und es war kein Wunder, wenn einer, der gar nicht mehr ein und aus wusste, in seiner Noth zum ihm kam. Hilfe war so ein säch — er hätte nur jedem Geld geben müssen und allen wäre geholfen gewesen. Aber eben: Geld — das war es ja! Er war selbst kaum reicher als die Bauern.

„Ich kann dir nicht helfen, Pjote“, sagte er nach einer Weile, „jeder muß sich selbst helfen,

dann wird auch Gott ihm beistehen.“ Das hülflose Gesicht des Bauern rührte ihn. „Vielleicht kann ich dir mit meinem Rat dienen.“

„Kannst du mein Haus, Väterchen?“

Mein Gott — Hans! Was für ein Ausdruß für die halbverfallene Hütte, deren einziger Raum Küche und Stube zugleich war.

„Es ist nicht mehr auszuhalten“, fuhr Pjote fort. „Es war ja immer arg. Die Frau, der Bruder, meine Mutter, zwei Töchter und der Sohn... aber jetzt hat Jha oben drin geheiratet. Die Frau, das ginge noch — aber,

mein Gott, Väterchen, sie wird bald ein Kind bekommen und, wenn Gott es so schickt, können es sogar Zwillinge sein oder Drellinge. Ich muß für die Enkelkinder Platz schaffen. Es gäbe ja ein so einfaches Mittel: man baut an. Aber wie — ohne Geld? Du bist ein weiser Mann, Väterchen. Weißt du Rat? Man kann

jetzt schon nicht mehr gehen in der Hütte, ohne jemanden anzustoßen, bald wird man auch nicht mehr sitzen oder liegen können.“

Der Pape stand auf. „Ob ruhig sein, Pjote, und nimm das Schwein aus dem Stall und richte ihm eine Ecke in der Hütte, wo es schlafen soll.“

Der Bauer glaubte nicht recht gehört zu haben. „Das Schwein?“

„Nat es etwa Ferkel, die du nicht trennen kannst von ihm? Gut, dann nimm eben auch die Ferkel mit.“

Pjote ging topfschüttelnd nach Hause, aber er hatte Ehrfurcht vor dem Popen und befolgte seinen Rat. Doch, als er ihn nach einigen Tagen traf, warf er sich vor ihm auf die Knie.

„Väterchen“, rief er, „nun ist es ganz arg. Das Schwein grunzt unaußhörlich aus dem Schlaf und die Ferkel sind unruhig und laufen über unsere Körper, während wir liegen. Keiner von uns hat seither ein Auge zugedrückt.“

„Nimm auch die Kuh in die Stube“, sagte der Pape kurz und ging weiter.

Pjote begann nicht nur an der Weisheit, sogar an Verstande des Popen zu zweifeln. Aber, wenn man Rat verlangt, so muß man ihn auch befolgen.

Nach einer Woche sah ihn der Pape mit allen Anzeichen der Verzweiflung auf sein Haus zulaufen. „Ich weiß, was du sagen willst: die Kuh nimmt auch den letzten Platz in der Hütte. Nicht wahr? Sperre den Hund und die Hühner aus dem Hof zu euch. Du wirst sehen, das hilft.“

„Väterchen“, klagte der Bauer andern Tages, „ich weiß, es kommt mir nicht zu, an deinem Rate zu zweifeln. Aber hör' mich doch an: vielleicht habe ich dich nicht richtig verstanden und irgend etwas schlecht gemacht. Meine Frau und ich haben die letzte Nacht sitzend auf dem Herdstein zugebracht, sonst war kein anderer Platz. So kannst du das nicht gemeint haben!“

„Aber Pjote“, sagte der Pape lachend, „das ist doch ganz einfach. Wurf eben den Hund und die Hühner hinaus. Dann wird es schon gehen.“

„Nun“, fragte er ihn, als er nach einiger Zeit wieder an der Hütte vorbeikam, „mußt ihr noch immer auf dem Herd sitzen, wenn ihr schlafen wollt?“

Pjote sah ehrsüchtig zu dem Popen auf. „Keineswegs, Väterchen, keineswegs. Es geht alles gut. Seit Hund und Hühner drauß sind, merkt man schon eine Erleichterung. Nur die Ferkel sind so unruhig und mach'n Lärm.“

„Wenn es sonst nichts ist“, meinte der Pape, „die Ferkel sind doch jetzt schon groß. Geh' sie einfach in den Kofen.“ Er wandte sich zum Gehen. „Und wenn dann die Schweigertochter vor der Niederkunft ist und du für dein Entlein Platz brauchst, gibst du eben auch die Kuh und das Schwein in den Stall.“

Ehrerbietig küßte Pjote die Popen die Hand.

„Du bist wirklich ein weiser Mann, Väterchen“, sagte Pjote später bei Tausch. „Wir sind jetzt um eines mehr als... und trotzdem, seit Kuh und Schwein aus der Hütte sind, haben wir so viel Raum...“



Max F. Bevern

Unter den jüngeren Lyrikern dieser Stadt ist uns Max F. Bevern aufgefallen. Wenn die große Innigkeit in der Darstellung seiner Visionen bisweilen noch durch die entbehrenden Merkmale einer etwas literatenhaft anmutenden Artistik beeinträchtigt wird, so wollen wir hoffen, daß der im Grunde hochbegabte Dichter eines Tages die Unwichtigkeit spielerischen Wortgeprägtes erkennen lernt und auf die Anwendung desselben verzichten kann.

Beverns Bemühen, das Gedicht in den Spiegel jener Einfalt zu stellen, die eine angeborene Tugend sein muß, um nicht als unecht empfunden zu werden, beweist, daß sich der Dichter des rechten Weges wohl bewußt ist. In der Hoffnung, durch diese ehrliche Kritik — die dem fördernden Willen der „Jugend“ entspringt — einen jungen, befähigten Menschen dem Ohr der Öffentlichkeit näher gebracht zu haben, verweisen wir auf die dieser Nummer beigegebenen Gedichte Max F. Beverns.

Für die Redaktion der „Jugend“
Arnold Weiß-Rüthel.

Gewitter

Himmel färbt sich schwarz wie Tinte.
Krachend hallt die Donnerflinte,
Feuert ziellos Schuß um Schuß,
Wind stampft wild einher im Tanze,
Lodernd zuckt die Feuerlanze,
Klatschend strömt der Regenguß.

Rauch zerfällt die dunkle Feste,
Sonne dörrt die Wolkenreste.
Wind vertrallt sich, der Vagant.
In den Gärten noch ein Klopfen
Sprühendblanker Silbertropfen...
Früh gewaschen blüht das Land.

Frühlings Hochzeit

Da du wieder in deiner Jugend gekommen bist,
Lächelnder Gott, taute der Erde gefrorenes Leben,
Und sie umwand ihr verblühtes Kleid mit bräutlichem Grün!
Hold ist die Hochzeit von Frühling und Erde — und heimlich
wie Gott!

Sieh, wie ihre heiße Umarmung zu Blüten sich wandelt
Und der Hauch ihrer trunkenen Küsse zu duften beginnt!
Halten die Glücklichen Rast, und sehen sich an, wie junge
Verliebte, —

So liegt vor den freudigen Blicken das künftig reisende Land: —
Frühling thronet der flimmernde Sommer im Kranz der
goldenen Ähren,
Und das Singen des Volkes umzieht die Herzen der Liebenden
sanft.

Dahinter, nach dem Feste der Ernte, aufluchtet im farbigen
Wirbel
Die Welt; — alle die zärtlichen Küsse sind Trauben geworden,
Darinnen die Süße der lenzlichen Tage nachfeiernd erglüht!

Dir, weckender Frühling, der größere Ruhm und der tiefere
Dank!
Schenkend neigte die Erde sich dar, doch als Wartende nur.
Du kamest aber als Liebe im Lichte, gleich dem erlösenden Gott,
Und hobest den Keim aus dem Dunkel und alles Werden
aus Nacht!

Und je über du neigst dein sonniges Antlitz,
Desto reicher beschenkt dich deine liebliche Braut, die
blühende Erde.

Mit gebreite, o Armen begrüß ich dein Kommen, o Frühling,
Geliebter!

Denn die eine Ahnung erkennt dich als tröstliches Bild:
Fällt das vergliche unseres Leibes dem Tode anheim, —
So nahest das Licht aller Liebe und führt die Seelen hinauf,
Wo das Unsterbliche ewig im Lenz beheimatet ist!



M. F. Bevern

Anton Leidl

Verschmierter Dorf-Friedhof

Die schmalen Hügel öd und schneeverschleht,
Windschiefe Kreuze, die erfroren scheinen.
In Topf und Scherben dürrer Blattseng steht.
Erstarre Hauben schlummern auf den Steinen.

Und Kranz und Büschel, welk und farbenlos.
Verblüht'se Schriften, lose Namensbleche,
Verlaß'nes trauert in verpuppeter Not,
Wie Überbleibsel einer kargen Zede.

Die Alten

Sie sind so fein wie seidendünne Gläser,
Die man in dunkelnden Vitrinen wahr,
Die ihre Schöpfer, kunsterfahr'ne Bläser,
Mit sachttem Odem formten, leicht und zart.

Und so wie diese beim Berühren tönen,
Gleich einer Saite, die nicht sichtbar ist, —
Muß heimliche Musik ihr Sein verschönen,
Da oft ihr Lächeln Zeit und Ort vergift.

Und blank wie jene — sind auch sie
geworden,
Und auch so kostbar, abseits, still und alt.
Sie lauschen tief, als sei ein Laut
geworden,

Ein weiter Ruf aus abendlichem Wald.

Sie haben alles längst aus sich gerissen,
Was nützlich, böse und vergiftet war;
Nun weist sie Leuchten von verborgnem
Wissen

Durchs dunkle Tal zu fernem Lichtaltar.

Hochherzig

„Sind Sie nicht auch, daß Gedulde Edith wirklich mit Gefühl singt?“

„Aber hören Sie auf! Wenn sie Gefühl hätte, würde sie überhaupt nicht singen.“

Seine Uhr

Karlchen: „Mutti — ich habe schon so großen Hunger.“

Mutti: „Mußt noch ein klein wenig warten, Karlchen — es ist ja erst halb zwölf Uhr.“

Karlchen: „So — erst halb zwölf Uhr — da muß mein Bauch vorgehen.“

In die Enge getrieben

„Der Staatsanwalt hatte mich bereits ge-
richtlich in die Enge getrieben...“, gestiftete
Ludwig spannte die Erzählung im Boulevardkeller.
Er wollte fortfahren, da sprach eine sonore
Stimme: „... aber auch diese haben nach vier-
zehn Monaten ein Ende.“ F.S.

Im Eifer

Heizungsvermittler: „Reich ist sie für zwei,
schön ist sie für zwei, hässlich ist sie für
zwei...“

Kandlat: „Und wie alt?“

Heizungsvermittler: „Mach für zwei.“

Wo nichts ist...

„Ich glaube nur das, was ich mit meinem
Verstand begreifen kann!“

„Dann glaubst Du also gar nichts!“

Kunze Mochenschau

in Dreckfühlern

Berlog und Reaktion haben den Panich,
den Feder allwissend mit einer krogen
Werkensins das gedammte Zeigefischen
und Leben von heute nahezuweisen. In
besten Sekunde geschieden, werden diese
Zeilen bleich in die Maschinenscheit ge-
geben und dann, ohne daß ein Konkrete
benützt wird, noch rauchend abgedruckt.
Wie läßt alle Leser, über kleine Unge-
mäßigkeiten hinwegzuweisen.

Jetzt, wo wir die Apfelschürze und das
Großbeinmischen haben über uns ergeben
lassen, pochen unsere Herzen schneller und
lauter als in der kalten Winterzeit. Wie dür-
ren uns auf das Osterböchen frauen und die
erwachende Notar genießen.

So ach draußen in der Welt. Italien ruft
den Jahrgang 1911 unter die Kassen. Die
Welpreise führt in der Küstungsfrage die
schwersten Geschwätz auf, aber Japan erklärt
sich auf jeden Überfall gelüftet. England er-
innert sich munter an einen alten Grundriss
und beschließt, für die Freiheit der Heere zu
dämpfen.

Gesellschaftsweise ist die Weltwirtschaft der
Pfefferkörbe nicht erlegen — was zu bemerken
war! Amerika arbeitet weiter an der Beschrän-
kung der landwirtschaftlichen Produktion! Aber
das Landwirtschaftsministerium erklärt, daß es nicht

für alle notwendigen Maßnahmen kompetent
ist. Aber auch die anderen Ministerien sind
kompetent.

Eine liebliche Frühlingssonne schneit arm
über die Berge. Die Vögel singen. Die Häuser
stehen. In allen Schattungen blühen die
Mägläcker. Nun können auch die Bade-
anstalten bald geöffnet werden. In diesem
Sommer muß es wahr werden: Jeder Deutsche
ein Schwimmer — jeder Schwimmer ein Bettler!

Wer noch keinen Schwimmbad hat, der ist
überhaupt nicht richtig gesund. Ärztliche Kapu-
zisten empfehlen in solchen Fällen besonders
Eis und Motocicler. Dirks Paulsen

Freundinnen

„Meinetwegen hat sich schon ein Mann das
Leben genommen!“

„Du wolltest ihn wohl zu einer Ehe mit
die zwingen?“

Ohne Gewähr

Dem Reporter des „Matin“ ist es jetzt
gelingen, einwandfrei festzustellen, daß Deutsch-
land bis an die Jähne bewässert ist und Mann,
Weib und Kind sein zerlegbares Gewerbe in der
Tasche hat. Eine einzige Ausnahme macht nur
der Rundfunkprediger, der die neuesten Ergeb-
nisse der Klassenlotterie verkündet. Denn er
muß eines betonen: Diese Mitteilung geschieht
ohne Gewähr.

Brigitte
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Verlagsdruck nach
Bilderwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 Stk. für 90 Pfg., die ganze
Serie von 170 Stk. für RM. 6.— Franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnsstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN SO 10
HUNDESBURG 30
FERNRUUF. P 3 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 5118

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mä-
geln von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Verlagsdrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
und im unterzeichneten Verlag
In einer vorzüglich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erscheinen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnsstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lost des Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Floßhörnspart-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung
jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnsstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gewunde und praktische Lebensweisheit nach gemein-
samem Erkenntnis der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit
RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden... „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/5 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Prager Kleinigkeiten

Von Ernst Machek

I.

In Coehla, dem ehemaligen tschechoslowakischen Ministerpräsidenten, kam einmal der Herausgeber einer kleinen Zeitung und klagte sein Leid. „Über kurz oder lang werde ich bestimmt gezwungen sein, das Erscheinen meines Blattes einzustellen“, jammerte er. „Fast jeder Bauer hat bereits einen Radiopaparot, und da hört er die Marktpreise, den Wetterbericht und die wichtigsten Tagesereignisse. Wer, sagen Sie mir, wird da noch meine Zeitung abonnieren?“ Worauf Coehla dem unglücklichen Zeitungsmann auf die Schulter klopfte und meinte: „Haben Sie keine Angst, guter Freund, die Leute werden Ihrem Blatt nach wie vor die Treue halten; denn die Antennen können sie nicht in vier Teile schneiden und auf Klebefzettel hinaushängen!“

II.

Der kürzlich verstorbene Prager Rechtsanwalt Dr. Neach fuhr einmal in einer dienstlichen Angelegenheit nach der Hauptstadt Englands. Einmal in London, wollte er die günstige Gelegenheit, einen der ob ihrer Qualität berühmten englischen Jolinderhüte zu erstehen, natürlich nicht ungenutzt lassen. Er kaufte sich also eine „Angststrobe“ (wie der humorvolle Wiener zu sagen pflegt), und als er auf der Rückreise nach Prag die Grenze des Heimatlandes wieder überschritt, war es für ihn, den Anwalt des Rechtes, selbstverständlich, daß er bei der Zollrevision nach seiner Hutfachbachtel langte, um der Pflicht Genüge zu leisten. Der Zollbeamte nahm nun die feierliche Kopfbewertung, beugte sie eingehend und gab sie ihrem Eigentümer mit der Bemerkung „Zollfrei!“ wieder zurück, indem er gleichzeitig auf eine im Futter des Jolinders angebrachte kleine Fabrikmarke wies, auf welcher der verwunderte Anwalt zu seiner Überraschung las: „Made in Czechoslovakia, Hüfl & Co., Neustischheim.“

III.

Auf einer Bahnstation in der Nähe Prags wurde aus einem Güterwagen ein Waggon ausgerollt, in welchem sich, laut der an der Waggenführer angebrachten Deklaration, Fische befanden. Entsprechend der Vorschrift, nach der Fischsendungen an heißen Tagen ständig verschoben werden müssen, um das Wasser in den Fischbehältern in Bewegung zu erhalten, übergab der diensttuende Beamte den Waggon einen Lokomotivführer zur weiteren Abbehandlung. Eine ganze lange Nacht wurde nun der Waggon hin und her verschoben, und erst amnestags entdeckte man, daß der zwölf Stunden hindurch in Bewegung gehaltene Güterwagen nicht lebende Fische, sondern — Cardinibüchsen enthielt.

Der müde Mann

Toni Bichi



Um 8 Uhr



Um 10 Uhr



Um 12 Uhr

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 5. Mai

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

1935 / JUGEND Nr. 19

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN



Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Bidsage, Haida, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Die Kunst des Advokaten

Der berühmte englische Schauspieler und Theaterdirektor Sir Henry Irving sollte bei einer Strafverhandlung wegen Körperverletzung als Zeuge aussteigen. „Um wieviel Uhr ereignete sich die Rauferei?“ fragte der Anwalt des Beschuldigten.

„Nun, ich denke, so um ...“, begann Irving, nur um auf der Stelle von dem frechen Verteidiger mit den Worten unterbrochen zu werden: „Was Sie sich denken, interessiert uns hier nicht!“

„Sie wollen also nicht wissen, was ich denke?“ fragte nachsichtig lächelnd der große Menschenadvokat.

„Nein!“ erwiderte der Advokat.

„Nun“, antwortete Sir Henry, „dann wird es leider mit meiner Zeugnisaussage nichts werden. Ich kann nämlich nicht reden ohne zu denken. Ich bin kein Rechtsanwalt.“

L. K.

Schöne
weiße Zähne

Chlorodont

Die Leghenne

Das ereignete sich auf der Wiener Frühjahrsmesse.

Freies Gelände.

Abteilung: Haustierr- und Geflügelbau.

Steht eine Dame mit dem sie begleitenden Hausgeist vor einer Hühnerstange, betrachtet neugierig die sich aufplustende Henne und laufst den überhörschwänglichen Preisproben der ländlichen Verkäuferin.

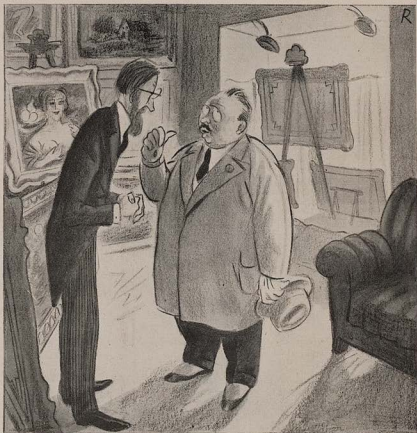
„O mei, gnä Frau, wann E' a Villa hab'n mit an Garten, nachher gibt's ja nix schöneres als a so a Henderl... Janwei... A so a fleißige Vegetin, als wia des vane is, a solchene muas' ma schon juachen!... Jeden Tag ea Eierl oder geor mannigmaln zwool!... Und so große Eier — und an Dotter — an Dotter — gelb wia a Caffran... Jassas na — a Freud is, fömli a Freud — a so a Henu... So vane, wia des vane is, de finden E' nimmermehr — des is a feltene Kaff — a ganz a feltene.“

Die Dame entschließt sich und kauft die Henne, das Dienstmädchen nimmt die Weltmeisterin im Eierlegen unter den Arm und eine Minute später kommt die Dame eilends wieder zu dem Stand zurück.

„Liebe Frau“, sagt sie atemlos, „Sie haben ja vergessen, mir eine Gebrauchsanweisung mitzugeben!“

H. K. B.

Rubey



„Sagen Sie, mein Herr! Sie haben da ein Bild von Rubens. Daran steht: Zwanzig Mark.“ Ist das nun ein Original oder eine Kopie?“



Manfred Sturmarm: Wunder der Erde. (Hesse & Becker Verlag, Leipzig.)

Der Anklang des Titels dieses Gedichtbandes an Hansims gewaltigen „Sagen der Erde“ ist nicht von ungefähr. Aus einem innigen Naturgefühl heraus sind diese Verse gewachsen. Sie sprechen vom Baum, vom Morgen, vom Sturm und von der Heimat. Sie folgen dem Kreise des Jahres vom sanften Tag des rauschenden Frühlings bis in die weiße Stille des Winters hinein. Eine zärtliche und warme Melodie tönt aus der Sprache, die, ohne Zwang und ohne Anlehnung, doch aus den großen und unerschöpflich tiefen Quellen unserer klassischen deutschen Lyrik stammt. Gewiß, in diesem Sinne sind Sprache und Bilder Sturmarms nicht neu. In den besten Gedichten aber dieser der Welt geöffneten und zugewandten Sammlung schwingt die klare, schlichte und edle Ruhe des der Erde Verwurzelten. „Darum sollst du geduldig sein wie der Boden, Der auf den Samen harret. Siehe, dann wird deine Hand nicht mehr schwer sein. In der Flucht deiner Tage, lächelnd blickst du herab in die Tiefe, doch über dir bleibt Gottes Gestirn.“ So steht der Dichter zwischen Himmel und Erde, fest und vertrauensvoll dem inneren Gesetz, so entdeckt er immer wieder den Morgen, Tag, Abend und Nacht, und auf einmal sind auch die Gestalten des Buches lebendig: Stedler und Dänenfischer, ein alter Bauer oder eine Vierzehnjährige. Und wer mit offenen Sinnen dieses Buch liest, der wird sich voll Staunen plötzlich ganz nahe vor den uralten und ewigen und immer neuen Wandern der Erde finden. **H. E. H.**

Josef Leitgeb: Musik der Landschaft. (Verlag der Rabenpresse, Berlin.)

Dieser schmale Gedichtband von 57 Seiten, dessen ganz ungewöhnliche Selbstzucht der Auswahl schon für das hohe künstlerische Verantwortungsgefühl des Dichters spricht, enthält die reife Ernte von nicht weniger als 13 Jahren. Ohne Überschwenglichkeit ist festzustellen, daß diesem dunklen Leuchten, diesem Rauschen eines strahlenden Patios, diesem Wissen um Ende und ewige Wiedergeburt alles Irdischen heute kaum etwas Gleichwertiges zur Seite gestellt zu werden vermag. Eine tiefe, verzehrende Glut brennt in den Strophen. Die Bilder sind von einer unvergleichlichen Dichte und Schönheit. Die Melodie der Worte ist von ebenso schwerer, wie düftiger und heller Pracht und Saße. Bis zu Georg Trakl, dessen reiner und leidenschaftlicher Stimme die Leitgeb's nahekomm, ja die er mitunter an Klarheit vielleicht noch zu übertreffen scheint, muß man zurückgehen, um eine ähnliche Harmonie des Menschlichen und Übersinnlichen wiederzufinden. Der Dichter selbst weiß um diesen Ahnherren, seinem Gedächtnis hat er eine seiner Elegien gewidmet. Ob die Gedichte im trunkenen Vorstürmen der Menschenseele daherrausen, wie in dem Zyklus „Ostern in Sirmione“, oder ob sie in „Ländlichen Terzinen“ verhalten glänzen, oder ob sie heute — die Zartheit der Idylle wagen, stets sind sie erfüllt und durchglutet von der Schönheit und der Gefahr des Jenseitigen und Übersinnlichen, die durch alle irdische Seligkeit hindurch strahlt und brennt: „Immer wird der Stern im Fenster stehn, immer werden wir das gleiche träumen. O, wie schwirrt der Herbstwind in den Bäumen! Einmal werden wir wie Laub verwehen. Werden wenn es dunkelt, niederwehen zu der warmen Erde und verwesen und, wenn sie das Obst zusammenlesen, in den Duft der Birnen abgereln. Und im lieben, frühherbstdunklen Raum werden sie den schönen Winden lauschen, wie sie durch die Türkenäcker rauschen, alles träumen wir, auch ihren Traum.“ **Hans Graven**

Friedrich Georg Jünger: Gedichte. (Widerstands-Verlag, Berlin.)

Der Weg zu den Gedichten Jüngers ist weder leicht zu finden, noch ist er einfach zu begehen. Heroische Musik ertönt plötzlich, Fanfarenstöße klingen auf. Aber dunkel ruht und in der Zeit aufbrechender Kraft bereits in diesen Klängen. Tiefer Ahnungen voll, sprengt Zorn und Donner in geharnischter Sprache daher. Doch wie süß und melodisch vermag sich die herrliche deutsche Muttersprache dann in den Elegien dieses Dichters zu biegen, in den Gedichten vom „Garten“, von der „Iris“, der „Lilie“, der „Rose“. Mit gewaltiger Kraft und Gewalt, deren wir ungewohnt geworden sind, überströmt uns dieses Buch wie ein Ur-Strom. Das antike Versmaß der Strophen ist kein Kothurn und keine Armbindung. Es wird offenbar, daß nur dieses Metrum an dieser Stelle zu Recht

zu stehen vermag und wahrhaft organisch ist. Jüngers Gedichte sind keiner bekannten Lyrik unserer Zeit vergleichbar. Wie Leitzgeb, steht er, nur auf dem anderen Pol der dichterischen Form und Erscheinung, allein da. Kehren wir aus dem ersten Taumel zurück, in den uns das Leben versetzt, dann fallen uns Klopstocks Gesänge ein, seine Oden, die dem Preise des Allmächtigen galten und die ebenso rauscht unter Donner und Blitz dahinzuziehen. Jedoch in Jünger ist das uralte Heidentum wiederstanden, die antiken Mythen werden zu besessener Natur, wie in Ossian und den Bardengesängen dem 18. Jahrhundert plötzlich wieder uralter nordischer Mythos aufzuleuchten schienen, der mitrib und fortschwemmt, was vom Rationalismus überwuchert und geschwächt worden war. **H. G.**

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen **J. B. Brand.** Mit einem unerschöpflichen Lichtbild Wagners auf den Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Freundschaft geteilt haben. Einer von diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klaisch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Aften und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abschließend geändert — dem Verfasser kundgaben, daß dieser im Jahre 1931 zu Can Nemo aufgeführt zur Ehrenrettung einer verdammten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielt.

Frans Feik Humour in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anprechtlosen Reimereien werden vor allem in Vereinsstößen befriedigend gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Der Märchenerzähler

Erich Wilke



Ankunft — — — — —



Schrecken — — — — —



Enttäuschung — — — — —



„Bei meiner Ankunft konnte ich mit knapper Not dem Oberfall eines mordlüsternen S.A.-Mannes entgehen — — — — —“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 20



Im Garten

Christian Schad

Auferstehung der Kathedralen

Von Wolfram Brockmeier

Wenn die goldnen Madonnen zerfallen sind
und die letzten Propheten verweht,
dann werden erbeben die Hallen vom Wind,
der groß in den Domen erstet.

Dann bricht aus den Orgeln tönender Sturm,
daß Wandung und Dach zerschellt.
Vom Schwunge der Glocken erzittert der Turm
und schwankt und fällt.

Dann hebt aus den Säulen sich steigendes Grün.
Geist und Gezweige dringt vor.
Die Kapitäle beginnen zu blühen,
und über die heiligen Wälder glühn
unendliche Sommer empor.

Morgenspaziergang des Hundes Schnauf

Von Gerd Richter

Morgens um sieben, wenn das verschlafene Dienstmädchen aus ihrer Dachkammer herunterkommt, pflegt sich Schnauf, der große schwarze, zauschaarige Hund, auf seinen Morgenspaziergang zu begeben. Mit gedämpften Jaulen ersucht er das Mädchen, ihm die Türe zu öffnen (Denn er weiß, daß sie verschlossen ist, sonst würde er sie ganz alleine aufklappen und säuberlich wieder zumachen. O, das kann er doch!), und ist das gechehen, schiebt er sich langsam und im Vorbeigehen den Rücken am Pfosten schubbern hinaus, schreitet bedachtsam die Steinterrace hinunter und entschwindet durch das Gartentor.

Draußen macht er erst einmal Garderobe. Schüttelt sich gründlich und lange, leckt das zerzauste Fell an allen erreichbaren Stellen glatt und gibt seinen Ohren, die von der Nacht her noch eine hängende Tendenz zeigen, jenen stolzen und eleganten Schwang, wie er einem Hunde von Stand und Selbstbewußtsein geziemt. Ein paar kurze gymnastische Übungen beschließen die Morgenwolltete: mähle Male Dehnen und Strecken für den Leib und ausgiebige Gähnen zur Kräftigung des Gebisses.

Dann macht Schnauf sich auf den Weg. Während er lostritt, prüft er mit hoch erhobenen Kopf und jaulenden Nüstern die Luft. Was er feststellt, befriedigt ihn: trockenes Wetter mit Wind vom Fluß her (wie einwandfrei aus der Beimischung von Fisch- und Moderduft hervorgeht). Außerdem riecht es natürlich, wie immer zu dieser Tageszeit, stark nach dem Braumant, den die Zweibeiner

morgens zu labbern pflegen (ah, und zu dem es die delikaten Fettknuspern gibt! Vielleicht, daß heute wieder eins für ihn abfällt...)

So — hier ist die erste Nüchternstation (oder um es dem stürmizelnden menschlichen Leser deutlicher zu machen: die königliche Nachrichtenzentrale I B. 37). Rein äußerlich betrachtet handelt es sich um einen Baum, einen von Dugenden, welche die Straße säumen. Aber eine heilige Tradition hat diese Linde, die sich für die stumpfen menschlichen Sinnesorgane durch nichts von ihren Schwestern unterscheidet, zu einer Kulstätte des Geruchs gemacht, von deren Geheimnissen wir nichts ahnen und an der wir darum gleichgültig vorbeigehen, anstatt sie mit der ihr vielleicht gebührenden Ehrfurcht zu bestaunen.

Schnauf nähert sich mit würdevollem Schritt und der Miene des Szeptikers, untersteht den geweihten Baum in der vorsichtsmäßigen Weise und läßt alle Register seiner Schnauforgel spielen. Nichts besonderes — stellt er fest. — Ich bin der erste heute morgen, aber gefahr in später Stunde muß Möpschen das gewiesen sein. Und die Botschaft ist offenbar an mich gerichtet, nur werde ich nicht klug daraus. Der Bursche sollte sich endlich mal eine klarere Ausdruckweise angewöhnen! Immer keck und quer und nicht zu reißfren! Na, denn will ich es geben!

Und Schnauf, nachdem er sich mit Bedacht und im althergebrachten Pendelgang einen Pfad für sich ausgesucht hat, hebt den Schwanz

und erläßt an alle Besucher des Baumes im allgemeinen und an Möpschen im besonderen eine kurze Botschaft, die von Grobheit streut. Seine Erlässe und Botschaften sind meistens grob, denn Schnauf ist nicht gewillt, sich von irgendeinem Hunde etwas bieten zu lassen.

Wie er gerade fertig ist und sich anschiebt, weiter zu treten, erspäßt er den Milchwagen, der um die Ecke gefahren kommt und dicht vor ihm anhält. Schnaufs Nackenhaare sträuben sich bei diesem Anblick vor Abscheu und Wut, denn das junge, weißschürzte Zweibein, das mit diesem Wagen fährt, ist sein erbittertester Feind. Mit Steinen wirft er nach dem armen Schnauf und mit seinen groben Füßen tritt er ihn, wo er kann! Und was wegen? — Bloß weil Schnauf eines heißen Tages, von unbefriedigtem Durst getrieben, ein bißchen aus der offenkundigen Milchkanne geschlabbert hatte, als der Junge gerade weggegangen war. So gemein sind diese Zweibeiner; aber Hunde, wenn man sie ärgert, können noch gemeiner sein. Warte nur! Denkt Schnauf in seiner erbosten Hundeseite, während er, hinter einem parkenden Auto verborgen, den ahnungslos pfeifenden Milchjungen beobachtet.

Er wartet, bis das Zweibein im Hause verschwunden ist. Gmählich kommt er dann aus seiner Deckung hervor und posiert sich an der Hinterfront des Wagens, wo die großen Kanonen hängen. Er beobachtet aufmerksam den Kiesweg, der von der Haustür zum Garten



Vorgebirgslandschaft

Paul Bürck

fore führt, bis der Milchjunge darauf in Sicht kommt. Er wartet noch, bis dieser ihn erblickt hat und schimpfend auf ihn zugehauen kommt. Dann (und keinen Moment früher!) hebt er das Bein und bedeckt eine der nur halbgeschlossenen Milchkannen mit kräftigen Ouse. Und ohne übertriebene Eile, mit zehn bedächtigen Schritten ist er um die Ecke verschwunden noch ehe der heranrasende Feind die Etappe erreicht.

Schnauf ist hochbefriedigt und geschwollen vor Stolz, während er seinen unendlichen Rundgang fortsetzt. Diesem Hochgefühl macht er an allen Niederschlagungen, die er passiert, mit Nachdruck Luft (oder richtiger gesagt: Wasser); überall hinterläßt er Bulletin von herausforderndem Arroganz. In seiner Triumphstimmung hätte er es heute selbst mit Bobby auszuweihen, — mit Bobby, der Niederdogge, die so groß wie ein Kalb und so jäherem wie ein Bullterrier ist und welcher er (Schnauf) im allgemeinen aus dem Wege zu gehen pflegt. Er sollte nur kommen, dieser Kalbshund! Diese Gesserschnauze! Dieses Tiefstange! Sollte er nur kommen, — er (Schnauf) würde es ihm schon geben, daß er (Bobby) hinterher nicht mehr japsen könnte!

Schnauf, an Bobbys Warten angelangt, läßt ein herausforderndes Gebell ertönen. Und er braucht nicht lange auf den Erfolg seiner Aktion zu warten: schon kommt die Dogge

mit riesigen Schritten herangerausht, und schon ist sie am Tor. Aber sie macht keinen Versuch, herauszukommen, denn daran hindert sie ein strenges Verbot ihres Herrn. Statt dessen beginnt sie in irrfinnigem Tempo auf der inneren Seite des Gartenzauns entlang zu rasen; Schnauf tut seinerseits das gleiche auf der äußeren. Hin und her geht es unter furchtbarem Gebell und Gegeifer, von Zeit zu Zeit machen sie halt und schäumen und knurren und klaffen sich an, durch die engstehenden Gitterstäbe hindurch ihre wutgetrauten Nasen gegeneinanderstoßend.

Schnauf hat kein bißchen Angst; nicht nur, weil der Feind hinter dem Zaun bleibt, sondern weil er auch für den Fall, daß Bobby herauskommen würde, seines Erfolges sicher ist. Schnauf hat nämlich einen feinen Plan! Um diesen aber auszuführen, ist es nötig, die Dogge aus ihrer Reserve, die sie der Zaun und die Furcht des Herrn auferlegen, hervorzulocken und zu einem Ausbruch zu veranlassen.

Schnauf macht unendlich Schlaf mit dem Hin- und Herlauffspiel, so daß die Dogge, ganz aus der Fassung gebracht durch diese Regelwidrigkeit, ebenfalls stehen bleibt und ihn unsicher aus ihren Hutunterausen Augen anstiert. Schnauf hebt das Bein und schreibt etwas Bedächtiges an den Steinpfiler, an dem sie gerade stehen. Bobby liest es mit verächtlicher Nase, knurret und jährt, beinerhebend,

den Gäh des Hundgeheles. Aber der Schwarze nimmt sich gar nicht die Mühe des Entziffers, sondern antwortet unverweilt mit einer Grotze von derartiger Unverschämtheit, daß Bobby, als er sie zur Kenntnis nimmt, aufbeult vor Wut. Schnauf schürt das Feuer mit Bedacht. Schließlich hat er die Dogge mit seinen Beleidigungen so aufgebracht, daß sie, mit einem Pranken Schlag die Tür aufreißend, heraus auf den Gegner sichürzt.

Aber Schnauf ist schon weg. Bobby sieht ihn eben noch um die Ecke flühen und ist mit Tigersätzen hinter ihm her. Schnauf rennt aus Leibestäften, aber sein Verfolger duckt ihm immer mehr auf den Pelz. Noch zwei Bäume weit, noch einen, noch eine Hundelänge, schon glaubt Bobby den Flüchtling im nächsten Moment packen zu können, da — verschwindet Schnauf unendlich von der Kenntnis. Der Kalbshund brennt so hart, daß er beinahe die Balance verliert und dreht um. Ah, hier ist ein Loch im Zaun! Hinterher!

Dieses Hinterher ist genau das, was Schnauf erwartet und womit er gerechnet hat. Der Zaun, der aus düstern Drahtgeflecht besteht, ist an dieser Stelle von fleißigen Hundepfoten unterwühlt und aus der Erde herausgezerrt. So bietet sich ein halbkeiförmiger Durchschluß, gerade eben groß genug, um Schnauf, der ihn oft benutzt, passieren zu lassen, aber um etliches zu klein für eine Dogge.



Strand von Blankenese um 1800

Jakob Gensler

Echnauf triumphiert. Er macht Anstalten, den geprellten Feind nun noch geduldig zu verhöhnern, da sieht er, daß seine Eroberungen weit übertroffen sind. Die Besiegt sieht fest! Eingeklemmt von der Ende des Loches, in das sie sich mit Kopf und Schultern hineingestohben hat, und verstrickt in die herumhängenden Drahtenden, kann sie weder vor- noch rückwärts, kann nichts tun, als heulen und mit den Pfoten die Erde aufwühlen. Alle ihre Anstrengungen haben nur den Erfolg, daß sie sich immer hoffnungsloser festfährt, und ihr verweijtes Geheul wird so laut, daß die Nachbarschaft aufmerksam wird und von verschiedenen Seiten Schritte sich nähern.

Echnauf, ein citterlicher Geopre und im Grunde gutmütiger Charakter, verzichtet unter diesen Umständen auf eine noch intensivere Demütigung des Unterlegenen, — nicht ohne in diesen Elen Vorsatz von der erwähnten Annäherung neugieriger Frevlerinnen beeinflusst zu sein. Unter der Deckung dichten Gebüsches entfernt er sich am Witter entlang, nimmt mit elegantem Sprung den nächsten Duerzaun und erreicht durch ein andres Schlupfloch die Straße.

In diesem Augenblick öffnet sich im Hause gegenüber die Tür einen Spalt weit, und ein winziger kleiner Dackel erscheint. Echnauf erblickt ihn und erspart; seine rechte Vorderpfote, gerade zum Scheit erhoben, bleibt bewegungslos am Knöchelgelenk hängen. Der Dackel seinerseits, als er Echnaufs eräugt, bricht in ein freudiges Gejaule aus und läuft mit fürch-

terlichem Schwanzgewedel auf ihn zu. Echnauf legt sich platt auf die Erde, — der Dackel boppelt näher. Echnauf macht plötzlich einen ungewohnten Fußsprung wie ein toller Jagenbock, wobei er sich in der Luft um seine eigene Achse dreht. Dann rast er, ein abgeschossener Pfeil, auf den Dackel los, und das wilde Hahsch, Renn und Purzelspiel vergnügter junger Hunde nimmt seinen Anfang.

Der Dackel ist in Wirklichkeit eine Dackelin, und hört auf den Namen Lotte. Sie ist Echnaufs große Liebe, und Echnauf ist die ihre. Beide bedauern es aufs Tiefste, von so erheblicher körperlicher Verschiedenheit zu sein (Echnauf würde gut und gerne sieben Votten aufwiegen) und darum und aus raffischem Verantwortungsgesühl keinen ehelichen Band eingehen zu können. Aber desto besser passen sie geistig zusammen: sind beide schlau, gemütsfüchtig, hammervoll und haben Charakter — eine Eigenschaft dieser letztere, der ihnen zwar zum Vob, ihren Herren aber zum Schaden gereicht, denn bei Hunden pflegt sich Charakter verzwergsweise durch Ungehefarn auszudrücken.

Nur eins hat Echnauf an seiner Lotte auszusetzen: sie geht niemals auf gedankliche Anregungen ein. Heute versucht er es wieder; er geht zu einem dafür geeigneten Raum und schreibt etwas Järlisches. Lotte liest es und wedelt geschmeichelt mit ihrem Ningselanterschwanz; aber ach! sie antwortet nicht. Und Echnauf überlegt zum hundertsten Male, wie dümm die Weiber doch im Grunde sein. Sie

riechen gut, sie haben einen schatmannten Zug um das Schnüßgen, sie besitzen überhaupt so ein gewisses Erwas, etwas Unbellbares, das sie reizvoll macht, aber man kann sich nicht vernünftig mit ihnen unterhalten. Oder hat man schon jemals gehört, daß eine Hundefrau das Wein erheben hätte!

Nach ist er mit diesen Gedankengängen beschäftigt, da öffnet sich die Tür wieder, und eine scharfe Frevlerin Stimme ruft nach Votten. Natürlich pariert Lotte nicht, dafür ist sie Dackel und ein Charakter. Aber es hilft ihr nichts, sie wird gejagt und gefangen, und auch Echnauf, der die Verhaftung nach Kräften bestotiert, kann dieses traurige Ende nicht verhindern. Die Tür schließt sich hinter der quieschenden Hundedame, und resigniert macht sich der verlassene Kavaliere auf den Heimweg.

Aber bald hat er seinen Kummer vergessen. Wichtigeres gibt es jetzt zu überlegen, als die Dinge der Vergangenheit. Es gilt einen Plan auszutüfteln, wie er eines Fretkuschpers habhaft werden kann, es gilt, sich vor der moeglichen Neimigung zu drücken, es gilt, zu bedenken, auf welchen der (sämtlich verbotenen) Tejas er sich dem Vermittungsschlummer widmen soll.

Also überlegend trottet Echnauf seiner Heimstatt zu. Jetzt die letzte Erde, — sein Haus ist in Sicht. Echnauf erläßt an seinem Spezialbaum noch schnell eine grobe Vorsschaft, dann beugt er sich, die Steintreppe empor, zur Haustür und traute einlassend.

PETER, DER KAPITÄN

VON ARTHUR M. FRAEDRICH

„Nu möt wi woll wedder loo!“ sagt Peter Steinhagen, der Kapitän des schon klapperigen Dampfers, der die Dampfschiffen mit der Stadt, mit dem Festland verbindet, steigt auf die offene Kommandobrücke und greift nach dem Rad der Sirene. Heinrich, der Schiffsmann, steht schon an der Reding, bereit, das Rollwerk hochzunehmen, und „Christöper“, der in Transfieren abgewandene Steuermann, tappt nach einem „Hm, is woll Tad!“ auf der Rahmauer entlang. Klettert in den eisernen Prachin, der, voll Fracht, allmorgendlich ins Schleppe genommen wird, und zurt zu dem Achterteil des Dampfers herüberhängende Tauen um den Stewen.

Deimal heult der Sirene brüchiger Ton über das flache Eiland, und nun wissen die Bauern und Fischer, die Lazebner und Handwerker, daß es fünf Minuten vor sieben ist, und daß der, welcher mit will in die Stadt, sich spuren muß, denn seit Peter den Dampfer fährt, herrscht Pünktlichkeit. Das ist allerdings auch das einzige, was der damals von „großer Fahrt“ heimgekehrte Erbe der „Dampfbörte“, wie die Steinhagens genannt werden, neu eingeführt hat; alles andere ist so geblieben, wie Großvater und Vater es gehalten haben.

„Wenn ji wat wollt, kommt tau mi“, hat Peter Großvater einmal gesagt. Das ist ein Wort, das noch heute obenan steht bei Steinhagens. Steuermann und Maat sind für den Kapitän da, und der Kapitän ist für den Steuermann und den Maat da, basta! Denn, wenn Peter gut verdient mit seinem „Fahrtbetriet“ und seinen Frachten, dann verdienen Christöper und Heinrich auch gut; und wenn Peter wenig oder gar nichts verdient — wenn es zuergeren ist —, dann verdienen sie alle drei wenig oder gar nichts, dann wird vom Ersparnis gelebt. Und daß Ersparnis da ist, dafür hat der Kapitän wie für alles andere die Verantwortung übernommen.

„Wi sind nu mal en goed Familie“, hat Peter damals gesagt, als er Christöpers schwer erkrankte Mutter mit dem Dampfer bei Nacht und Nebel und mit Voll dampf in das städtische Krankenhaus gebracht hat und nach dem geburtenen Hinweis: „Das Beste is goed gaut genug für Christöpers Mutter, Herr Dokter“, wortlos durch die weiße Nacht zurückgefahren ist.

Was Wunder, wenn Heinrich sowohl als Christöper zu gerne von „un“ Dampfer und „un“ Prachin sprechen, und was Wunder, wenn in allen den Jahren kein Sturm und kein Wetter den dreien etwas anhaben konnte.

„Alter Klee?“ fragt Peter Punkt sieben nach dem Prachin herüber. Christöper überprüft schnell noch einmal das armide Banjfall, das die beiden Fahrgänge verbindet, wirft einen abschätzenden Blick auf die schwere Ladung des Prachins, nickt und ruft nach einem Blick landwärts: „Herr Heidenreich will et noch mit, Kap!“

Das Herr hat bei Christöper eine ganz besondere Bedeutung. Und Peters Mundwinkel ziehen sich nach unten, als Heidenreich, Herr Gutsbecker Heidenreich, von dem man auf der Insel meint: „Dat is kein Bier nich“, ansichtig wird, so schnell, wie es seine tadellos gebalgte Hofe zuläßt, daherscheitert, auf den Dampfer steigt und nun pustend feststellt: „Vad wäre ich zu spät gekommen, Herr Steinhagen. Ich habe so nämlich sehr eilig; ich muß nach Berlin zu einer wichtigen Konferenz. Räst sich die Fahrgeset nicht etwas herbeidrücken, damit ich den Zug acht Uhr zehn auch bestimmt schaffe?“

Peters wulstige Augen legen sich tief über die blauen Steuermannsaugen, und er erwidert hochdeutsch (wenn Peter hochdeutsch spricht, stimmt irgend etwas nicht): „Eine Stunde fahren wir, wie Sie wissen; wir sind schon pünktlich drüben“. Geht als gewöhnlich greift er ins Steuerrod, zieht durch das Sprachrohr: „Langsam voran!“ und verfolgt nun mit Aufmerksamkeits das Abdröhen des Dampfers, wie dieser langsam in Fahrt kommt und wie der schwerbeladene Prachin sich trägt, widerwillig in die Kieleine einfügt. Straß wie eine Geigenfalte ist das Banjfall.

Heinrich, der Schiffsmann, sieht in den Augen seines Kapitäns neben dieser selbstverständlichen Aufmerksamkeit noch etwas anderes, und als er sich umdreht, den Fahrgästen, den Bauern und Fischern ins Gesicht sieht, liest er auch hier: Du jähst allmonatlich drei, viermal nach Berlin, Geshäfte zu machen, und dein Hof verliert; weißt mein Lebtog kein Bauer.

Stend, fast feindselig ist sein Blick, der einen Augenblick auf Herrn Heidenreichs juchteladerne Altkantische verhält.

Plötzlich ein Knall, ein Anpall, Wasser spritzt.

Das Tau ist gerissen, das zurückschnellende Ende traf Christöper hart am Kopfe und warf ihn über Bord. Drei, drei am Ufer Stehende springen ihm sofort nach, aber es sind mehr als hundert Meter bis zu ihm.

„Stopp! Rückwärts!“ brüllt Peter in das Sprachrohr, springt von der Kommandobrücke auf das Deck, ruft: „Heinrich, für an dei Bruch taurüch!“ wirft das Jakt ab.

„Um Gottes willen!“ tritt ihm der Gutsbecker entgegen. „Ich muß meinen Zug schaffen!“

Peter sieht ihn fremd an.

„Alter Herr Steinhagen! Sehen Sie doch, zwei, drei sind ihm schon nachgesprungen. Ich muß unbedingt pünktlich zur Konferenz!“

Peters Augen sind weit aufgesprungen; er versteht nicht, daß man in diesem Augenblick von Konferenz sprechen kann. Ohne daß er es weiß, schrauben sich seine braunen Pranken um die Schultern des Gutsbeckers. „Minch!“ gurgelt er.

„Ich bitte Sie, Herr Steinhagen! Es handelt sich für mich um Tausende! Wenden Sie, um Tausende!“

Er umarmet Peter, er will ihn nicht loslassen. Ein Geshäft, ein Kirschengeshäft sieht er sterben. Den alten Mann, der dort im Wasser, kaum dreißig Meter entfernt, um sein Leben ringt, den sieht er nicht.

Peters Augen sind nun ganz dunkel und sein Mund steht weit offen, als habe er den Leisbästigen vor sich. Bräutal ist der Stöpi, mit dem er den Gutsbecker zur Seite schiebt. „Min'n Christöper soll ich versippen laten?“ kocht er.

Gast im selben Augenblick ist er im Wasser, als erster von allen, die nachgesprungen sind, bei Christöper, der, betäubt vom Schlag des Tausendes, am Versinken ist. Er faßt ihn unter die Arme, rudert an Land, hebt ihn mit Hilfe der anderen auf die Rahmauer und schleppt ihn dann durchs Dorf in sein Haus.

Inzwischen ist der Dokter zur Stelle. Erst als dieser den ohnmächtigen Wadengruppe hat und nach einer gründlichen Untersuchung feststellt, daß zu einer Besorgung kein Anlaß vorliegt, wechselt Peter die Kleidung und geht an den Hafen zurück.

„So noch mal gaut affgahn“, brummt er, als er den Dampfer betritt, den Heinrich inzwischen an den Landungssteg zurückmanövriert hat. „Wenden wir's noch schaffen?“ empfängt ihn Herr Gutsbecker Heidenreich.

„Voll dampf voran!“ ruft Peter statt zu antworten durchs Sprachrohr. Dann fixiert er wie sich hin, als dränge so ihm jetzt erst ins Bewußtsein, was geschehen ist, wie klein der Scheit zwischen Leben und Tod ist, von dem er Christöper, den alten braven Christöper, der Jahrzehnte neben seinem Vater und nun schon etliche Jahre neben ihm gestanden, zurückgegriffen hat.

„Der Aufensticht hätte nun wirklich nicht nötig gaut“, meint der Gutsbecker. „Die anderen hätten den alten Mann sicher auch grettet.“

Da hebt Peter den Blick, aber er kann nichts sagen. Er weiß auch gar nicht, was er sagen muß. Langsam verliert er sich ab, streicht, einer plötzlichen Eingebung folgend, den neben ihm stehenden Schiffsmann über den blenden Schepi und knurrt dumpf: „Dat verstaht Sei woll doch nich.“



Niccolò Paganini.

Paganini

Kubin

Der Besieger von Monte Carlo

Von Jacob Haringer

Der einzige Mann, der mit Systematik — ich wähle mit Absicht das Wort Systematik statt System — die Bank besiegt hatte, war Ingenieur Jagger. Ein von Deutschland nach England ausgewanderte Mechaniker und Mathematiker, der sich mit dem Problem der Roulette lange Jahre bevor er in Monte Carlo reidete, innig befaßt hatte. Während Garica, Wells und die anderen preiswürdigen Sieger trotz ihrer Niederlage Welttriumph errödet hatten, ist die Gestalt Jaggars nie in dieses mystische Licht gerückt worden, die sein definitiver Sieg verdient hätte. Aber Jagger war kein Abenteurer. Er war ein ruhiger, ruhiger Arbeiter, der sein System, das eigentlich kein System war, sondern nur der Abganz einer geduldigen Beobachtung der Roulettehebel, in Jahren langer, mühseliger Arbeit ohne jeden dekorativen Laub zusammengetragen hat.

John Jagger lang arbeitete er zu Hause in einer kleinen nordenglischen Stadt an dem mathematischen Problem, die Gesetze des Zufalls mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsberechnung in ein einheitliches festes Gebäude zusammenzufügen.

Während aber die Mathematik, wie bei so vielen anderen, gänzlich verfaßt hat, machte er die Beobachtung, daß sein Roulette gewisse Regelmäßigkeiten betreffs Bevorzugung gewisser Nummern aufwies. Er schaffte sich noch einige andere Rouletten an, die besten Präzisionsinstrumente, die in der damals einzigen Pariser Fabrik zu haben waren.

Er konstatierte nun bei diesen Experimenten, daß jedes seiner Rouletten ihre Eigentümlichkeit hat. Nachdem diese Tatsache konstatiert war, faßte er seine Beobachtungen in folgenden logischen Satz zusammen:

„Nichts, was die Menschenhand herstellt, ob sein handwerksgemäß oder maschinell, ist perfekt.“ Wenn es auch nun möglich ist, durch Wassermenge die Drehhöhe der Roulette bis zur letzten Feinheit gleichzustellen, so ist es ausgeschlossen, daß die 37 Abteilungen, in die die Roulettekugel hinrollt, ganz gleich groß sein können. Die mindeste Abweichung in den Größtenverhältnissen der Nummernabteilung müßte aber in der Auswirkung des Durchschnittes, wie oft jede Zahl erscheint, sich ganz merklich in der Bevorzugung jener Nummern zeigen, deren Abteilungen, wenn auch nur um eine Haarsbreite, breiter sind als die anderen. Diese Beobachtung war wissenschaftlich absolut richtig. Gewisse weitere Beobachtungen, wie die über Zahlenfolgen, daß zum Beispiel bei gewissen Rouletten nach der Zahl 33, 1, 20 meistens die Zahl 17, 32 und 0 gekommen ist usw., baute er zu seiner Systematik, die man das „System der Unvollkommenheit der Roulette“ nennen könnte, aus.

Er ging an die Arbeit mit derselben Gründlichkeit, wie man an den Bau einer Eisenbahn gehen würde. Er nahm sechs Gehilfen auf, fuhr mit ihnen nach Monte Carlo und verteilte seine Gehilfen bei sechs verschiedenen Rouletten. Die Gehilfen hatten keine andere Aufgabe, als die Nummernfolge zu notieren. Abends setzte sich dann Jagger in sein Hotelzimmer und fing an zu rechnen. Nach drei Wochen hatte er ein genaues Verzeichnis über die Naturgeschichte der beobachteten sechs Roulettehebel.

Dieser Schwerarbeiter des Hazards lebte während der ganzen Zeit sparsam und zurückgezogen wie ein Bankeretteur.

Das gesamte Kapital Jaggars betrug ja nur 5000 Pfund und trotz der bescheidenen Lebensweise verschlang die Expedition bedeutende Summen. Der Montagvormittag, an dem Jagger mit seinen Gehilfen bei den Spielischen erschien, war wohl das bedeutungsvollste Ereignis in der Geschichte der Spielbank, denn das war die erste und vielleicht auch die letzte Gelegenheit, wo ein unter den damals gegebenen Umständen unsehbares System in Tätigkeit gesetzt wurde. Jagger und seine Leute spielten auf sechs Tischen auf einmal jene besonderen Nummern, die Jagger seinen Leuten zu spielen befohlen hatte. Das Resultat einer zweistündigen Schlacht war, daß er sein Spielkapital von 5000 Pfund vervierfacht hatte. Das Aufsehen war ungeheuer. Die Ruhe und Präzision, womit die Angestellten Jaggars arbeiteten, die Leidenschaftlichkeit des Spieles, die Unbegreiflichkeit, was und warum sie so spielten, hatte sowohl Spielpublikum wie die Direktion der Bank unerhört aufgeregt.

Am selben Nachmittag erschien Jagger mit seiner Leibgarde zum zweiten Male. Sie spielten von 4 bis 6 Uhr nachmittags und wieder war die Bank um 25.000 englische Pfund ärmer geworden. Am nächsten Tag wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Mit ruhiger Sicherheit erschien Jagger und seine Gehilfen bei den Tischen. Sie ernteten ihr Geld, machten gerade so satisch ihre Eide, kassierten ihre Gewinne ein, wie wenn sie am Schalter irgendeiner Bank beschäftigt wären. Der zweite Tag endete wieder mit einem Gewinn von 40.000 Pfund. Der dritte ebenfalls. Die Bankdirektion wurde von einer Panik betroffen.

Camille Blanc, der Sohn des Gründers, rechnete mit dem Bleistift in der Hand bereit aus, daß er sein Unternehmern innerhalb von 14 Tagen sperren könnte, wenn man Jagger und seiner Gehilfen nicht irgendwie das Handwerk legte. Nach dem dritten Tag kamen die Roulettehebelständigen Camille Blancs darauf, daß die kleinen einzelnen Fehler der Rouletten von Jagger ausgenutzt werden. Man tauschte demzufolge in der Nacht die Roulettehebel aus. Und richtig! Der vierte Tag des Jaggarschen Angriffes endete mit einem Mißerfolg. Er verlor 40.000 Pfund und zog sich daraufhin zurück. Drei Tage beobachteten Jagger und seine Helfer die Roulettehebel und bemerkten an kleinen, minimalen Anzeichen, daß die Gehilfen ausgetauscht wurden. Nach drei Tagen hatten Jagger und seine Helfer aber herausgefunden, daß jede Roulettehebel irgendein kleines Erkennungszeichen hat. Einen kleinen Kratzer, einen Punkt am Email, eine gewisse andere Förmung in der Farbe der

Nummern. Mit diesen Beobachtungen ausgerüstet, war er wieder Herr der Situation. Er kannte wieder jede Eigenartlichkeit der Instrumente und genau innerhalb von drei Tagen sowohl das Verhalten zurück, wie weitere 70000 Pfund. Die Handhabung ließ in ihrer Klarheit den technischen Leiter der Roulettetabellen aus Paris holen. Sie setzte ihm das System Jaggars auseinander und der jüdische Roulettetechniker hatte sofort eine Abwechslung. Man mußte nur den inneren Teil der Roulettetische, wo die Abteilungen ruben, beiseite schieben machen. So konnte jeden Tag die Roulettetische verstellt werden und die Fehler der Roulette, die nicht zu beseitigen waren, konnten jeden Tag auf eine andere Nummer verlegt werden. Dadurch war die Beobachtungsmöglichkeit für den Fehlerbestimmten beseitigt.

Das System Jaggars hatte ausgereicht. Jaggars war ein Mann der exakten Wissenschaften; kein Phantast und kein Spieler. Bereits als die Bank die Randpunkte seines Systems entdeckt hatte, wußte er, daß seine Herrschaft der Bank gegenüber nicht von langer Dauer sein wird. Er verließ sich nicht in sein Spiel unter allen Umständen, um jeden Preis zu verfolgen. Solange die Entdeckung von der Fehlerhaftigkeit der Roulettetabellen sein alleiniges Eigentum war, solange die Bank ihre eigenen Schwächen nicht erkannt hat, stand er über der Situation. In denselben Minuten, wo die Bank erkannte, wie und warum sie gegen Jaggars verlieren mußte, hörte jene Überlegenheit auf. Nachdem der technische Direktor der Pariser Roulettetische die Verstellbarkeit der Nummernscheibe eingeleitet hatte, spielte Jaggars nur noch einen einzigen Tag noch und auch das sehr vorsichtig, tastend.

Nach kaum 1½ Stunden Spiel konstatierte er, daß sein System keine Lebensberechtigung mehr hatte.

Es war auch nur natürlich, daß die Bank in derselben Sekunde, wo sie die Richtung des Angriffes erkannte, auch sähig war, für die Gegenwehr zu sorgen. Jaggars verschwand aus Monte Carlo gerade so bescheiden, ohne Aufsehen, wie er gekommen war. Sein Bankkonto wies die stattliche Summe von 180000 Pfund auf, ein Betrag, den die Bank nie mehr von ihm zurückholen konnte, denn Jaggars begab sich wieder nach England, entlohnte seine sechs Gehilfen und lebte in den grünen schattigen Bergen das Leben eines wohlhabenden Gentleman. Einen Spielraum betrat er nie mehr. Für ihn war der Glückstraum des Roulettes mit Erfolg ausgeblüht.

In den Annalen der Bank, in der tagesbuchartigen Aufzeichnung über alle Vorkommnisse des Spielbetriebes nimmt Jaggars trotz der kurzen Dauer seines Auftritts einen wichtigen Platz ein. Alle Phasen seines Spieles, die ganze Art und Weise seiner Spielmethode, jeder einzelne der Sätze, deren Folge, ist haargenau aufgezeichnet.

Die Schlussbemerkung des Berichtes lautet: Jaggars ist am heutigen Tage abgereist. Die Bank verlor an ihn beinahe 4 Millionen Francs. Dieses Geld kann nicht mehr zurückgeholt werden, denn Jaggars ist kein Spieler, sondern Techniker und Mechaniker. Er setzte gegen die mathematischen Vorteile der Bank, die mechanischen Fehler der Roulette ein."

Mit dieser Schlussbemerkung der Bankaufzeichnung über die kurze, merkwürdige Karriere Jaggars ist mehr über ein Spielhosen gesagt, als in vielen Hunderten einschlägigen, wissenschaftlichen Werken zusammen.

Nahe am See

Ich verbrachte meinen heutigen Urlaub in einer kleinen Fischerhütte auf einem der großen majestätischen Seen. Die Käte, in der meine Gastgeber wohnten, lag ein wenig abseits vom Dorfe auf einem mit Launen bewachsenen Hang, hinter dem gleich der See begann. Ich selbst hauste in einem Schuppen, der an das strohgedeckte Holzhaus angebaut und von einem schmalen Garten umgeben war. Nicht von dem niedrigen Zaun standen auf einer Art Erdbahre mehrere Bienenkörbe, so daß ich von meinem Fenster aus bequem den einsigen Völkern zuschauen konnte.

Die Unterkunft hatte mir einer meiner Brüder ausgemacht, der gelegentlich einer Kaltbootfahrt auf den stillen Mäandern des Sees gestochen war. Es lag gewiß mehr noch an der verschlossenen Familie, die aus Mann, Frau und zwei halbverwachsenen Kindern bestand, als an mir, daß wir eine rechte Bindung miteinander nicht zu knüpfen vermochten. Es waren denn auch die Worte, die wir seit meiner Ankunft gewechselt hatten, zu zählen. Aber da ich sonst nichts zu klagen hatte, und ich überdies der Ruhe nachgegangen war, vertrieb sich das Schweben gerne.

Es war am vierten Sonntag, den ich dort verlebte, als mir zu meiner großen Verwunderung der Fischer am Morgen berichtet, er habe mit seiner Frau in die Stadt und komme erst spät in der Nacht zurück. Ich möge mich doch ein wenig der Kinder annehmen. Zwar sei die Dorei geschickt und vernünftig genug, auch Sorge für sich das Essen; aber der Martin habe es nur mit dem See zu tun. Das sei wohl eine nicht zu verwerfende Leidenschaft, jedoch nur dann, wenn er, der Vater, dabei



Beduinenknobe K. Sprenger

Von Ernst Handschuch

sei. Dem braven Mann fiel das Sprechen schwer, vielleicht auch schien ihm die Bitte recht ungeheuerlich. Die Frau, die während seines Vorbringens in einer Ecke des Küchenraumes stand, blickte mich unmerklich an. Ich war froh, mich den Beuten gefällig zeigen zu können und sagte gerne zu. Sie machten sich eifrig und begaben sich sogleich auf den Weg nach dem Städtchen.

Der Morgen verging rasch. Die zwölfjährige Dorei, ein schmales Mädchen mit seltsam entschlossenem Gesicht, war vollaus mit den Vorbereitungen zum Essen beschäftigt, und Martin, ein überaus kräftiger Junge von etwa acht Jahren, half ihr dabei.

Das Mahl mundete ganz besonders, und ich bereute es nicht, daß ich es gemeinsam mit den Kindern in der Käte einnahm. Auch versäumte ich es nicht, Dorei ein Lob zu spenden. Sie nahm es kumm entgegen. Ich redete noch dies und jenes, scherzte mit Martin und unterwies ihn, dertweil Dorei die Küche aufräumte, in der Kunst, Eisenblasen zu machen.

Die Kinder hatten in all der Zeit geschwiegen. Selbst die Handzeichnungen, die sie einander gewährt, waren von keinem Wort begleitet. Als Martin die kleine Kunst endlich befeizt hatte, ging ich hinaus in das Gärtchen und setzte mich auf die alte Bank vor dem Schuppen. Ich schaute dem Rauch meiner Zigarette nach, der in unabhäuslich steifen Ringeln geradewegs zum Himmel aufstieg, so, als wolle er dessen Blau verschleppen. War es die verlorene Beschäftigung, der ich nachhing, war es das einsige Genuß der Bienen, das mir wie ein ferres Geziel in den Ohren lag, kurzum: ich schief ein.



Anton Leidl

Porträt Eugen Roth

GEDICHTE VON EUGEN ROTH

Von Eugen Roth ist dieser Tage im Verlag von Alexander Duncker-Weimar ein Bändchen mit „Heiteren Versen“ erschienen, das unter dem bündigen Titel „Ein Mensch“ und dem nicht minder bündigen Motto „Hominibus bonae voluntatis“ die Aufmerksamkeit aller Menschen, die

Arbeiter der Sinn

Ein Mensch sitzt kummervoll und stier
Vor einem weißen Blatt Papier.
Jedoch vergeblich ist das Sihen —
Auch wiederholtes Beistiftspitzen
Schärft statt des Geistes nur den Stift.
Auch der Zigarre bittres Gift,
Kaffee selbst, kannenvoll geschlürft,
Den Geist nicht aus den Tiefen schürft,
Darinnen er, gemein verbodet,
Höchst unzugänglich einsam hockt.
Dem Menschen kann es nicht gelingen,
Ihn auf das leere Blatt zu bringen.
Der Mensch erkennt, daß es nichts nützt,
Wenn er den Geist an sich besitzet,
Weil Geist uns dann erst Freude macht.
Sobald er zu Papier gebracht.

Man wird bescheiden

Ein Mensch erhofft sich fromm und still,
Daß er einst das krieget, was er will.
Bis er dann doch dem Wahn erliegt
Und schließlich das will, was er krieget.

Peinliche Erkenntnis

Ein Mensch erblickt das Licht der Welt —
Doch oft hat sich herausgestellt
Nach manchem trüb verbrachten Jahr,
Daß dies der einzige Lichtblick war.

Der starke Kaffee

Ein Mensch, der viel Kaffee getrunken,
Ist nachts in seinen Schlaf gesunken.
Nun muß er zwischen Tod und Leben
Hoch über Schlummerabgrund schweben
Und sich mit flatterflinken Nerven
Von einer Angst zur andern werfen
Und wie ein Affe auf dem schwanken
Gerzeweige turnen der Gedanken.
Muß über die geheimsten Wurzeln
Des vielverdrängten Daseins parzellen
Und hat verlaufen sich alsbald
Im höllischen Gehirn-Urwald.
In einer Schlucht von tausend Dämpfen
Muß er mit Spukgestalten kämpfen,
Muß, von Gespenstern blöd geißelt,
An Weiber, Schule, Krieg, Geruchst
In tollster Überblendung denken
Und kann sich nicht ins Nichts versenken.
Der Mensch in selber Nacht beschließt,
Daß er Kaffee nie mehr genießt,
Doch ist vergessen alle Weh
Am andern Morgen — beim Kaffee.

Briefe, die ihn nie erreichten

Ein Mensch denkt oft mit stiller Liebe
An Briefe, die er gerne schrieb.
Zum Beispiel: „Herr! Sofern Sie glauben,
Sich dürften Alles sich erlauben,
So teil' ich Ihnen hierdurch mit,
Daß der bewußte Eselsritt
Vollständig an mir abgeprallt —
Das weitere sagt mein Rechtsanwalt!
Und wissen Sie, was Sie mich können? ...“
Wie herzlich wir dem Menschen gönnen,
An dem, was nie wir schreiben dürfen,
Heranzubasteln in Entwürfen.
Es macht den Zornigen sanft und kühl
Und schärft das deutsche Sprachgefühl.

Für Fortschrittler

Ein Mensch liest staunend, fast entsetzt,
Daß die moderne Technik jetzt
Den Raum, die Zeit total besiegt:
Drei Stunden man nach London fliegt.
Der Fortschritt herrscht in aller Welt.
Jedoch, der Mensch besitzt kein Geld.
Für ihn liegt London grad so weit
Wie in der guten alten Zeit.

bereit sind, sich im Spiegel einer launischen Selbstkritik zu betrachten, erregen wird. Wir wünschen dem fröhlichen Brevier, aus dem wir nachfolgend einige Glanzstücke abdrucken, einen vollen Erfolg.

Die Redaktion der „Jugend“.

Sprichwörtliches

Ein Mensch bemerkt mit bitterm Zorn,
Daß keine Rose ohne Dorn.
Doch muß ihn noch viel mehr erben,
Daß sehr viel Dornen ohne Rosen.

Beherrschung

Ein Mensch, der sich zu gut erschienen,
Als Vorstand dem Verein zu dienen
Und der, bequem, sich ferngehalten,
Die Kasse etwa zu verwalten,
Der viel zu faul war, Schrift zu führen,
Kriegt einst der Reue Gift zu spüren:
Sinn schmerziger Geburtstag naht —
Wo schreiet wer zur Glückwunscht!
Tut dies am Ende der Verein?
Nur für ein unnütz Mitglied? Nein!
Kein Ständchen stramm, kein Festprogramm,
Auch kein Ministertelegramm,
Kein Dankesgruß der Bundesleitung
Und keine Zeile in der Zeitung.
Wird etwa gar dann sein Begräbnis
Ihm selbst und andern zum Erlebnis?
Sieht man doch selbst Zylinder glänzen?
Schwankt schwer sein Sarg hin unter
Kränzen?

Spricht irgendwer am offenen Grabe,
Was man mit ihm verloren habe?
Entblüßt sich dankbar eine Stirn?
Lüft eine Hand im schwarzen Zwirn
Auf seinen Sarg die Schollen kollern
Bei Fahnenkreuz, Bollerbollen?
An seinem Grab steht nur der Pfarrer
Und die bezahlten Leichenharrer.
Der Mensch, dem dies vor Augen stand
Ward augenblicks Vereinsvorstand.

Als ich erwachte, stand Dorei vor mir. Sie hatte ein rotes Kleid an, das ihr ein wenig zu kurz war. Das braune Haar hatte sie glatt gekämmt und in der Mitte gefächelt. Die beiden Höpfe hingen über die Brust. Sie stand an dem Schuppen gelebt und schaute mich aus dann nach an, als ich längst erwacht war. Ihr Bild machte mich verlegen. — „Dorei“, sagte ich schließlich, um das Schweigen zu brechen, „es ist, als fäst du dem See entfliegen.“ Schien sie nicht zu hören, was ich sprach, oder verstand sie es am Ende nicht? — Sie lachte bei meinen Worten in die Knie und umfing ihre nackten Beine mit beiden Armen. Immer noch war ihr Bild auf mich gerichtet. Ich stand auf, ging langsam auf sie zu und hob sie auf. Schwer hing sie in meinem Arm. Behutsam umfingte ich sie und

schrück mit ihr zum Garten hinaus, über den Hang hinweg zum See.

Ein Wasser war fast schwarz und das Ufer glatt von den vielen Lammennadeln. Es fäst sich kühl auf ihnen. Auch roch es nach Harz. — Wer weiß, wie lange wir so nebeneinander saßen? Nichts wurde zwischen uns gesprochen, nur hatte Dorei ihren Arm um meine Hüfte gelegt.

Das Plätschern eines Rahnes ließ mich aufschrecken. Es war Martin, der da läse angerudert kam und an einer Wurzel, die weit in das Wasser hinausprang, festmachte. Er sah uns nicht. Den Kopf mit der Gefährte hatte er vor sich auf der Ruderbank stehen und blies aus einem langen Strohhalm unaufhörlich die schillenden Bälle über den See. Der verfluchte sie lautlos. Ich dachte an

den Maränenfische und erschrak ein zweites Mal. — „Martin“, rief ich, „Martin, warum mußt du die Seefingeln gerade über den See blasen?“ Dorei vermerkte es nicht mehr, mich zu hindern.

Der Knabe erschrak nicht. Ruhig wandte er seinen Kopf nach uns und lächelte uns an. — „Dankchen“, kam es nach einer Weile zurück, „und du bringst Dorei an das dunkle Wasser.“ Einen Augenblick noch schaute er zu uns herüber, um alsdann um so engher sein Spiel wieder aufzunehmen. Dorei hatte aufspringen und fortlaufen wollen. Doch ich zwang sie zu bleiben.

So fand uns der Junge noch, als er längst den Kahn an die Ufer zurückgebracht hatte. — „Dorei“, sagte er in seiner harten Sprache, „Dorei, wir haben Hunger.“

ZWEI FETTE HECHTE

Der Gollerwirt von Darham war ein Liebhaber der Forellenzucht. Er aß sie selbst gern und auch die Ausflugs Gäste kauften sie zu schätzen.

Ein Freund und Epsel, der Lafernwirt und Viehhändler Michael Zim aus Drenthede mochte auch nicht immer Hechtele oder einen Mürenbraten. Er ließ sich, wenn er nach Darham kam, jedesmal ein paar schöne Forellen aufwarten.

Einnmal bei einer solchen Gelegenheit sagte er zum Gollerwirt, der ihm zuschaute, wie er genießend Messer und Gabel und — fast noch den Teller abschiedete: „Kunnt ma leicht a so a Forellenbrat gen. War wos für meine Stadtschäft und i friss's jo a gern!“

„Warum net?“ antwortete etwas zögernd der Herr Gollerhof. „Muasst hoit a Forellen wassla elagn.“

Im zeitigen Frühjahre grub der Zim-Mischl einen Teich, machte einen Julauf von der Würm, die hinter seinem Hause vorbeifloss, und auch einen Ablauf. Der Gollerwirt hatte ihn das genau beschrieben. Dann holte er in einem Fischzuber bei seinem Epsel einen schönen jungen Cäs und sagte dafür: „Bereitst Oest!“

Der Gollerwirt sah ihn nach und kritisierte: „Dann is a nör, da Mischl, aba a bisl gihert scho a!“

Jeden Tag ging der Zim Mischl ein paar mal an den Teich und freute sich über das muntere Wesen der Tierchen. Mit der Fütterung hatte er die Wally betraut. Die trug alles herbei, was in der Küche abfiel und was der Metzger an Schlachtabfällen brachte. Die Gartengäste warfen ihre Wursthäute und Käse rinden in den Teich, um zum Gedeihen der Fischzucht etwas beizutragen.

Der Herr Lafernwirt setzte sich an die Tische der Stammgäste und officierte bereits seine Forellen, „wenns amoi sauba bergwachsin jan!“

Die Würm ist in der Gegend vom Zim-Gasthof ein recht flott fließendes Wasser. Es hat keinen großen Fischbestand, aber der Hecht gedeiht und fresset auf und ab mit gütlichem Maul. Es gibt Leute, die ihn mit einer Art Schlinge fangen.

Eines Tages schaut die Wally so von ungefähr vom Ufer ins Wasser und sieht einen recht schönen Hecht stehen. Da sie das Fangen der Schlinge kennt, geht sie halt her und jagt ihn. Bei näherer Betrachtung findet sie ihn noch etwas gar gering. „Denkt könnt ma den no a bisl wachsin lassn“, denkt sich da die Wally und weist ihn in den Fischteich. Denn wo hundert Fische sind, haben auch hundert andere Ploß.

Voll Ciel, erzählt sie der Wirtin von ihrem Gang und ihrem guten Einfall, den Hecht im Fischteich noch wachsin zu lassen. Als der Wirt am Abend heimkommt, versteht sie auch ihm die Neugier.

Der Herr Gasthof klopft ihr auf die Schulter und schaut sie verliebt an, denn die Wally

ist ein sauberes Stück Weltbild und seine Alte war gerade in der Küche beschäftigt. „Do muas i ja a no oan fanga, daß's a Paarl wead!“ sagt er anerkennend.

„Ja mi“, sagt die Wally, „du kost as ja genent!“

Aber da hat der Mischl seine Augen verdreht wie ein abgestochenes Kalb und geantwortet: „I to no vai mehl!“

Die Wally aber interessierte sich nicht für seine Fähigkeiten und war schon wieder in der Küche verschwunden.

Wirklich schwamm einige Tage später im Forellenteich noch ein zweiter Hecht. Triumpierend sitierte der Zim-Mischl die Wally an den Teich, damit sie seine Tüchtigkeit anerkenne.

„Jest joit ma hoit wissn, ob's a wickli a Paarl is!“ meinte die Wally.



Das konnten sie nun leider nicht feststellen, wohl aber ließ sich schon bald beobachten, daß die Hechte gut gedeihen. Sie wuchsen in den Sommer und in den Herbst und der Wirt meinte nur einmal gelegentlich, daß die Forellen halt gar so schwere Tiere seien und wohl das tiefe Wasser lieber hätten.

Die Wally schwamm in den Teich hinein, was bezwang. Die Hechte wurden fett, da mußten die Forellen ja auch schon gut gewachsen sein, wenn man sie auch nicht sah in den trüben tiefen Wasser.



Fische

Aber die Neugierde war doch groß. Zuweilen erzählte der Wirt von seinen Forellen und daß er jetzt den Teich bald etwas ablassen würde. Die größten Forellen wolle er herausfischen und die anderen überwintern lassen.

An einem schönen Herbsttag war es soweit. Die Wally trug einen Hecht herbei, den sie mit Wasser füllte und der Wirt hatte ein kleines Fangnetz zur Hand. Das Wasser kam langsam, die Hechte schossen unruhig von einem Rand zum andern.

Aber von Forellen war noch nichts zu sehen. Immer noch nichts.

„Ja, san denn dō im Schlamm drunt?“ fragte die Wally. Der Wirt sagte gar nichts. Es waren keine Forellen da. Kein Schwanz von einer Forelle war zu entdecken.

„Ja, was is jaht dō?“ fragte der Wirt und schaute die Wally fast verlegen an.

„Jagt so was!“ bekräftigte die Wally.

Beide versanken in Nachdenken. Dann tippte Wally den Hechsfinger gegen die Stirn und sagte langsam: „Ja mei, san mir blöd! Jest glaub i's scho! Dō Hecht jan do Raubtier! Daß mir do net credent ham? Dō ham in seine Forellen gressn!“

Es entstand wieder eine Ueberlegungspause, bis der Wirt den Schlussspunkt unter den Dialog setzte: „Dann jan dō Hecht so fett weent!“

Voller Mut wurden sie herausgefangen. Sie schlugen mit jugendlicher Kraft um sich. Aber sie mußten dran glauben.

Die Wirtin lachte nicht wenig, als sie den Hergang erfuhr. Der Wirt aber verzog sich, ind er eine Ueberlandfahrt vorstufte.

Er fuhr aber nicht zum Gollerwirt nach Darham.

Am Abend gab es in der Küche „Hechte, blau gezeiten!“

„Was jan's!“ sagte die Wally. „Und jett!“ fügte die Wirtin hinzu. „Und an Forellenschmied ham's a a wengell!“

Die Hechte wabbelten auf den Tellern, als die Wally sie bereinigte. Die Wirtin wabbelte vor Lachen. Die Wally lachte auch.

Da wars aus.

Der Lafernwirt stand auf und schlug die Türe hinter sich zu. Was er im Hinausgehen noch gesagt hat, kann sich jeder Bager leicht denken.

Numismatik

„Fisch, nenne mir einen Taler!“

„Oreogastaler, Herr Leher!“

„Out... Weiter, Car!“

„Joachimstaler — Epiroastaler —“

„Holt... Weiter, Mar —“

„? —“

„Ja, Mar, denk einmal nach — mit M fängt er an!“

„Emmentaler, Herr Leher!“

H. K. B.



Das entlaufene Schwein

v. Velden

Der Hund, der seine Fahrkarte verlangte

Von Claude Farrère

(Berechtigte Übertragung von Alma Drowe)

Ich will Ihnen die Geschichte eines Hundes, den ich liebte, erzählen. Es ist eine alte Geschichte. Zu jener Zeit rüstete sich eine mit befreundete Dame, die zwei oder drei Jahre in Indochina gelebt hatte, zur Rückkehr nach Frankreich. Und die ewige Frage kam aufs Tapet: über die Gegenstände, Tiere und Menschen, die man mitnehmen oder dalassen würde.

„Da ist vor allem Mapé! Oh! Mapé nehme ich mit!“

Mapé war ein Hund, gelb, was den Rücken, weiß, was den Bauch und schwarz, was die vier Pfoten und die Schnauze anbelangt. Ein Hund, der wie eine flamische Kasse aussah.

Man hat ihn erworben, als er ganz klein war, in, ich weiß nicht welchem Grenzdistrikt, das Kamboedja von Laos trennt. Es war damals ein junger Hund, wie alle jungen Hunde und es wäre kein ersten Anblick schwer gewesen zu sagen, ob dieser junge Hund ein großer oder kleiner Hund werden würde. Tatsache ist, daß er ein mittelgroßer, ziemlich schöner, außerordentlich guter Hund wurde. Gut wie ein Hund, aber mit einem Temperament, einer Zurückhaltung, einer Schamhaftigkeit, wie eine Kasse.

Die mit befreundete Dame hatte gesagt:

„Mapé nehme ich mit.“

Aber sie hatte es nicht vor Mapé gesagt. Denn Mapé hätte es wahrscheinlich verstanden. Und unglücklicherweise begann man am folgenden Tage die Koffer zu packen und Mapé sah die Koffer und sah, daß man sie packte. Mapé sah überdes, daß man die Etrosmatten und Vorhänge abnahm, und daß unheilverständende Individuen, die Mapé in normalen Zeiten nach und nach zerflöscht hätte, wenn sie nur die Kühnheit gehabt hätten, sich der gebelagerten Schwelle seiner Herrin zu nähern, überall umgehindert eintreten und Möbel wegräumen. Mapé knurrte. Man erwiderte Mapé ohne Mitleid, ruhig zu sein. Mapé, aufsteigend, gebrauchte, gehorchte. Aber am selben Abend wurde er krank.

Wöllig krank. Der eilig betriebsame Tierarzt erkennt fünf oder sechs katalogisierte Krankheiten, von denen eine oder zwei tödlich sein könnten. Man löste dem Patienten drei oder vier Medizinien ein, die ihn schließlich anstielten. Er benötigte dies, um nicht zu freieren. Um überhaupt nicht mehr zu freieren. Mapé war aber kein Hund, der sich von der Luft näherte, er brauchte reichliche Kost. Täglich zweimal wurden ihm großzügige Gerichte serviert, von denen er sich gewöhnlich nicht das Geringste übrig ließ. Von nun an ließ er alles stehen und beschränkte sich darauf, Wasser aus seinem Napf zu trinken. Er war übrigens ein

Luxustier, das man aus Laune an Kaffee gewöhnt hatte. Mapé trank davon täglich eine stark gezuckerte Schale. Er willigte in diesen Galle ein, seine Schale nicht zu verschmähen und beklagte sich nicht, wenn man sie ihm übermäßig zuckerte. Man tat es, um das arme Tier ein wenig zu stärken. Aber Mapé wurde trotzdem sehr schnell mager und schwach. In acht Tagen war er nur mehr ein Schatten dessen, was er gewesen war und der Tierarzt fing an, den Kopf zu schütteln.

Die Koffervorbereitungen gingen dringender weiter und Mapé verfolgte sie mit düsterem Blick. Seine eheben wie zwei Karfunkel glänzenden Augen waren jetzt trüb und wie erstickt. Ein wenig Glanz kam in sie nur, wenn die mit befreundete Dame, die Herrin von Mapé, an ihrem Hund vorbeiging und ihn mit der Hand oder mit Worten schmeichelte. Da belebte sich plötzlich Mapé, der seine Herrin natürlich bis zum Wahnsinn liebte, ich irte mich, der sie anbetete, der sie vergötterte, lachte mit seinem Schwanz, versuchte sich auf seinen Pfoten aufzurichten. Aber er konnte es nicht. Seine Pfoten waren Daumwollpfoten geworden. Und einen Augenblick später waren Mapés Augen wieder die Augen eines toten Hundes, denn Mapé erriet, wie alle Tiere, die menschlichen Gedanken viel besser, als er artikulierte Laute verstand. Und Mapés Herrin hatte gedacht, als sie ihn so schwach — beinahe sterbend — sah: „Ich werde ihn nicht mitnehmen können, er wird bald sterben... und einen Hund von Saigon nach Marseille mitnehmen, kostet fünfzig Franken...“

Nach einem Jöggen von zwei Tagen faßte Mapé, der gelbe, fünfmal schwarz geschädigte Hund, seinen Entschluß. Mapé ergab sich. Er versuchte zu gehen. Er konnte es nicht. Er schleppte sich bis in den Garten. Im Garten wählte er sich einen Platz. Er grub, bis er sich das Loch gegraben hatte, das er brauchte, dann legte er sich darin und an diesem Abend, als man Mapé seine Schale Kaffee brachte, verzweigte er zum erstenmal, sie zu trinken.

Dieser Abend war gerade der letzte Abend. Um Mitternacht sollte die mit befreundete Dame, Mapés Herrin, sich an Bord eines großen Dampfers nach Frankreich einschiffen, der morgen früh abfuhr.

Und die Dame hatte bereits um acht Uhr ihre Wohnung verlassen, um in der Stadt zu dinieren, ihren Dinieren die Ebene überlassend, die letzten Koffer fertig zu machen, das Haus zu leeren und die Türen zu schließen. Zweifellos war Mapé noch da. Aber am Abend vorher hatte der Tierarzt bestätigt, daß Mapé keine zwölf Stunden mehr leben würde.

(Fortsetzung S. 318)

FOTO-ECKE

Hat die Apfelsine eine dunkle Schale?

Merkwürdige Frage — werden Sie vielleicht meinen. Aber bitte: Haben Sie schon einmal Apfelsinen fotografiert? Wenn Sie das nicht auslassen und ein paar Hinweise beachten, bekommen Ihre Apfelsinen mit Sicherheit eine dunkle Schale, und wenn Sie in Wirklichkeit noch so schön leuchten.

Wer schon etwas von Fotografieren versteht, wird sagen, man müßte eben eine orthochromatische oder nachchromatische Emulsion nehmen. Aber damit allein ist es auch nicht getan. Ganz sicher bringt die farbempfindliche Emulsion die Farbwiedergabe der Wirklichkeit säher, aber unsere Apfelsinen werden immer noch zu dunkel aussehen.

Wer noch mehr vom Fotografieren versteht, wird zu einem Filter raten. Da es heute aber viele Filter und viele Emulsionen gibt, ist das nicht ganz einfach. Und wer ohne Überlegung nach der Regel irgend ein Gelbfilter benutzt, wird auch noch nicht den richtigen Erfolg haben.

Wir verdanken den Lichtfilterfabriken betreffende Untersuchungen, die auch für uns Amateure von grundlegender Wichtigkeit werden. Die Deutsche Optochrom-Gesellschaft in Augsburg hat ihre Filterfabrikation bereits den neuen Gesichtswerten entsprechend aufgenommen. Es läßt sich heute bei der Fülle der verschiedenen Arten Untersuchungen unmöglich mit einem Filter auskommen. Andererseits gibt es keine Emulsion, die ohne Filter unverschieden arbeitet. Wenn dann und wann von der nachchromatischen Emulsion so etwas zu lesen ist, dann liegt darin ein Reklametrick, der nicht ernst zu nehmen ist. Auch der Amateur soll zu etwas wissen, und darum soll es hier einmal ganz kritisch erwähnt werden.

Wir haben folgendes Aufnahmematerial zu untersuchen:

1. Orthochromatische Emulsion mit „hoher“ Farbempfindlichkeit. Es sind die Filme und Platten, wie auch schon früher hergestellt wurden. Dafür ist das Optochrom-Gelbfilter bestimmt. Im Normalfall kommen wir mit Filter Nr. 1 aus, bei Grauen werden vier Dichten (Nr. 2-5) hergestellt.
2. Orthochromatisches Material mit „höchster“ Farbempfindlichkeit. Hierfür wird ein Gelbfilter-Film benötigt, nämlich das Optochrom-Universal-Filter. Die Sensibilisierung dieser Emulsion ist so angelegt, daß wir im Gelb ein Steilen der Empfindlichkeit haben. Damit das Grün dagegen ordentlich absteht, benötigen wir ein Filter mit gründer Farbe.

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Erdrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Erdrikat der einzigartige Buchhändler, der geistreiche und temperamentvolle Konferencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tagesreden in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

3. Panchromatisches Material mit gedruckter Rotempfindlichkeit. Dies ist der nachchromatische Tageslichtfilm, zu dem das gleiche Gelbfilter-Film benötigt wird.

4. Panchromatisches Material mit gesteigerter Rotempfindlichkeit. Dieses Negativmaterial hat ausschließlich für Kunstlicht Bedeutung. Hier herrschen gelbe und rote Strahlen vor, und deshalb auch die kurze Belichtungszeit. Soll damit bei Kunstlicht vorwiegend fotografiert werden, dann benötigen wir das Optochrom-Blaufilter, das die übermäßigen roten Strahlen dämpft.

Unser Mosterspiel „Apfelsine“ erweitert sich in dieser Jahreszeit ganz wesentlich, da wir ja jetzt die Natur im schönsten Farberbende vor uns haben. Wer Blumen und weiter die im Frühling herrschende Stimmung richtig erfassen will, braucht unbedingt die zur Emulsion passenden Filter. Und man soll vor dieser schönen Ausgabe nicht zurückweichen, weil sie wirklich lohnend ist.

Mai-lüstern

Der Mai ist gekommen! Und das gibt, wie schon so oft, den Anlaß zu einem freien Aufstoß: „Der Mai“. Und Karlchen findet die Anzeichen des Mai in folgendem, was er schreibt: „Daß der Mai gekommen ist, erkennt man sofort an dem lustigen Hirschen der Bögel, an dem jungen Wein der Bäume und Sträucher, an den bunten Blumen in Gärten und Wiesen, besonders aber daran, daß unser Lehrer wieder seinen lustigen Red hat.“ K.B.W.

Der Unterschied

Schulinspektor: „Nun, Berthchen, faßst du mit wohl den Unterschied zwischen „gern haben“ und „lieben“ fassen?“

Berthchen: „Ich habe meine Mutter und meinen Vater gern, aber ich liebe Vanilleeis.“

Der entgleiste Schmeichler

Ged.: „Was Sie für wunderbare Hände haben, gnädiges Fräulein! Göttliche Hände! Man kann sie mir mit den Händen der Venus von Milo vergleichen.“

Die Perle

„Aha, wie haben heute Abend Gäste hier. Mädchen. Es also im Calen Saal.“

„Ja, wohl, gnädige Frau, für wieviel Personen?“

Die Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Verlagsdruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefert man 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 4.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 1.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Aufertigung jeder Art
Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Inserieren bringt Gewinn!



Schwachen Männern

lehrt niedrige Qualitäten des Geistes u. lehrte Segen. Vertrieben aus der Welt 336

SCHÖNE BILDER

aus den Wäldern machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bildinhaber Ersatz in den Verlags-Kunstbüchern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 48 Pf., 65 Pf., 80 Pf., 10 Pf., 12 Pf. und 15 Pf. zurückzuführen sind. Der reich illustrierte Katalog (Preis RM. 2.30 zuzüglich Postversand) erscheint die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUUF: P 3 JANNOWITZ SAMUEL, NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Leit den Sportfischer

die vorteilhaft ausgestattete Fachzeitschrift, Halbjahrespreis 3 M.

Fischer Verlag — Verlag
Dr. Hans Schäfer
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandmisch verbreiteten Verlagsdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPERHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach erasmischen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder bei den unterzeichneten Verlagen.
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

O diese Fremdwörter!

Frau Knutschke erzählt ihren Freundinnen stolz: „Mein Mann hält in dieser Woche schon wieder einen literarischen Vortrag.“

Als man verwundert fragt, woher denn der sonst so überlastete Gatte die Zeit zur Einprägung der Vorträge hernehme, antwortet Frau K.: „Ja, wissen Sie, er marnoriert seine Vorträge immer abends im Bett!“ —

Ein ganz Schlauer

Ein neunzehnjähriger und ein zwölfjähriger Knabe liegen im Krankenzimmer. Beide haben Beinbrüche, die schon fast wieder geheilt sind. Ihre Beine müssen aber noch täglich massiert werden, damit sie nicht steif bleiben. Während der eine diese Prozedur jedesmal nur mit Jammern und Stöhnen über sich ergehen läßt, macht der andere dabei immer ein ruhiges und vergnügtes Gesicht. Er lautet darüber, fragt der Größere:

„Hast du denn gar keine Schmerzen bei der Massage?“

Der Kleine lächelt verschmitzt:

„Denkst du denn, ich halte ihn das kranke Bein hin?“

Liebe Jugend!

Hänschen ist sieben Jahre alt und hat eine kleine Freundin von sechs Jahren, für die er durchs Feuer geht. Eines Tages kommt er freudestrotzend zur Mutter: „Mutti, in meiner Sparbüchse sind schon fünf Mark, nun kann ich die Elli bald heiraten!“ Als Mutti lachend meint, daß fünf Mark Vermögen für Bari, Mutti und ein paar Kinderchen doch noch zu wenig wären, entgegnet Hänschen ernsthaft und wichtig: „Für Elli und mich reicht es. Und wenn Elli anfängt, Eier zu legen, nehme ich sie schnell weg und schlage sie alle kaputt, dann haben wir keine Kinder!“

*

Herr Professor Wachsmann ist A. war 60 Jahre alt geworden. Er war Junggeselle geblieben (um seine Verwandtschaft nicht unnütz zu vergrößern). Er lebte mit seiner treuen Haushälterin, die für ihn besser sorgte als eine Frau, nun schon über 40 Jahre zusammen. Eines Tages sagte er zu seiner Haushälterin: „Ich bin 60 Jahre alt, es könnte doch sein, daß ich eines Morgens mal nicht wieder aufwache. Haushälterin, wenn Sie mich einmal tot im Bett finden, machen Sie zunächst das Fenster auf, dann den Schreibruckschasten, darin liegt ein Brief für meinen Notar, diesen Brief besorgen Sie schnellstens.“

„Jawohl, Herr Professor“, sagte Haushälterin, und gütete, denn sie war auch schon fast 70 Jahre alt und hörte ungen, wenn jemand vom Sterben sprach. Eine geraume Zeit verschiebte. Da, eines Morgens, ein Schreibruckschasten, der Herr Professor lag, ohne sich zu rühren, im Bett. Sie stürzte sich auf den Schreibruckschasten, rief den Koffer auf — „Halt!“ schreit der Professor, erst das Fenster öffnen, dann den Schreibruckschasten!“

Der liebe Pedant war sicherheitsshalber erst mal Probegestorben.



Schatten im Mai

Eise Niemeyer-Moxter

Die leibhaftige Bosheit

Ein Pariser Schriftsteller hat ein „Reisebuch des Fliegenfangens“ herausgegeben, worin er auf zweihundert Seiten die Kunst lehrt, wie man die Fliegen waidgerecht beschleicht, in der hohlen Hand hält, in die Schachtel einträgt usw.

Am Café de la Paix unterhalten sich ein paar Kollegen über das Buch.

„Vertückte Jee“, sagt einer, „aber ich bin sicher, er verfolgt irgendeinen Nebenweck damit. Er will sich in empfehlende Erinnerung bringen!“

„Ganz richtig“, meint ein anderer, „ich habe gehört, er bewies sich um den Posten eines Dramaturgen beim Film.“

Der Gedankenleser

Gesellschaft bei Brenhard Chaw. Ein junger Mann erzählt überall herum, er sei Gedankenleser, trotzdem beachtet ihn Chaw in keiner Weise. Schließlich ruft der ausdringliche junge Mann: „Auch Ihre Gedanken kann ich ganz genau lesen, Herr Chaw!“ Worauf dieser antwortet: „Co? Wie kommt es dann, daß Sie noch hier sind?“

Nachher

Eine Schauspielern beklagte sich bei Rabäbe über den Haß des Direktors, der ihr schlechte Rollen gab und sie schlecht bezahlte.

„Sagen Sie selbst, Meister, bin ich denn nicht fünf Louis pro Abend wert?“

„Aber lieber“, entgegnete Rabäbe, „nach der Vorstellung haben!“

Mapé sah von seiner Gruhe aus, von diesem Erdloch aus, das er sich zu seinen Grab erdacht, die Diener die Türen schließen und verschwinden. Mapé war allein geblieben, verlassen. Mapé, der verlorene Hund, schloß die Augen und begann schwerelos zu sterben.

Aber die mit befreundete Dame, Mapés Herin, an einem mit Blumen geschmückten Tisch dinstend, an dem man ihre Abreise lebhaft bedauerte und das Glas auf ihre glückliche Rückkehr nach Frankreich leerte, war dennoch verfolgt von dem Gedanken an Mapé, Mapé, der ganz allein gelassen blieb.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierseit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Zende Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonkleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatfch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffern besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Und plötzlich hielt sie es nicht länger aus. Sie betief ihre anamitische Stuhlentzückung, das ihr sehr ergeben war, an dem Mapé wegen dieser Ergebenheit hing, und sagte ihr sehr schnell:

„Oh, hole Mapé, nimm ein Kistchen, mach, was du willst, aber bringe ihn aufs Schiff. Ich nehme ihn mit. Wenn er auch morgen stirbt, so wird er bei mir sterben.“

Und die anamitische Dienerin lief eilig...

Mapé war noch am Leben. Aber es war höchste Zeit. Sein Kopf ruhte auf seinen Pfoten. Er hatte zweimal versucht, ihn zu erheben, weil eine seiner Pfoten stief war. Aber die Kraft hatte ihn dazu gefehlt!

In diesen Augenblick kam die Dienerin. Sie öffnete die äußere Tür des Gartens. Das Schloß war zweimal zugesperrt. Der Schlüssel knisterte und Mapé hatte es gehört. Da richtete er sich wieder auf und öffnete die Augen.

Und erbllickte die Dienerin, die herbeilief und: „Mapé, Mapé!“ rief.

Da ereignete sich ein Wunder. Der halb geforbene und dreiviertel gelähmte Hund erhob sich auf seinen Pfoten, sprang auf und stürzte sich auf die Dienerin, um ihr das Gesicht abzulecken.

Auf dem Schiff, nachdem Mapé die Wäsche und Kleider der mit befreundeten Dame, seiner Herin, gewittert hatte, trank er drei Schalen Wasser, fraß zwei volle Teller leer und schlief ein.

Als die Herin kam, lief Mapé nicht auf sie zu; die Pfoten versagten ihm den Dienst, aber diesmal war es der Aufregung. Er rollte sich auf dem Boden.

Acht Tage später, nachdem er wie ein Wolf gefressen, wie ein Marmelietier geschlafen und wie eine Gazelle gelaufen, war er wieder ein prachsvoller Hund geworden.



F. H. Hauber
1914.

Der Stammgast

Franz Hauber



„Kruziesen! Grad jehz, wo's beim Hofbauern brennt, ist koa Wasser net da!“
 „Ja mei, Schorsch! ... bald eins da war, tat's jedenfalls net brenna!“

Liebe Jugend!

Der Herr Doktor ist etwas weltfremd. Und nimmt es deshalb auch mit Tieren nicht so genau.

Beides kann man vom Herrn Bauinspektor nicht behaupten.

Er erklärt sich ohne weiteres folgende Begrüßung auf der Gesellschaft beim Herrn Stadtrat.

„Guten Abend, Herr Inspektor“, sagt der Doktor.

„Grüß Gott, Herr Komus“, entgegnet der Bauinspektor.

Anpassungsvermögen

Lehrer: „Welches Tier hat das beste Anpassungsvermögen?“

Hans: „Das Huhn.“

„Wieso, Hans?“

„Es legt die Eier immer so, daß sie in den Eierbecher passen.“

Bloß!

In eine Münchner Beratungsstelle für „Mutter und Kind“ kommt eine Mutter, die den Reford hält mit acht „ledigen“ Kindern. Auf die Frage, ob die Kinder alle einen Vater hätten, kommt prompt: „Nein, bloß die Zwillinge!“

Erlauschtes

Emil im Kino, stöhnt bei einer Filmpremiere bereits 30 Meter nach Beendigung des Vorspans: „Wollen wir nicht bald gehen...“

Antwort seines Begleiters: „Ich bin schon längst unterwegs.“

Er weiß es besser

Duiz steckt sich eine Zigarette an.

„Bitte schön!“ offeriert er seine Tasche Schick.

„Nein, danke, ich rauch“ nicht mehr.“

„Eit wann denn?“

„Eit gestern.“

„Na schön“, meint da Duiz, „dann steck sie ein, für morgen.“

Je nachdem

„So, Sie haben jetzt auch ein Auto? Na, was holen Sie denn aus dem Wagen heraus?“

„Das kommt ganz darauf an, was meine Frau und meine beiden Töchter drin liegen lassen!“

LEST DIE „JUGEND!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/5 jährl. RM. 2.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem viele Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verleger. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

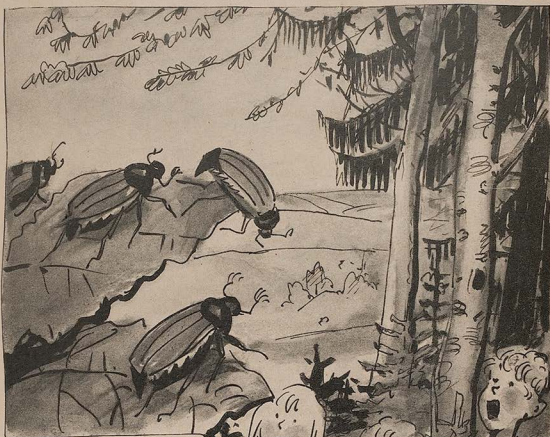
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Absatzstellen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Deine Kamera GEHT GELD VERDIENEN



Maikäfer flieg...



Kinderlied

Maikäfer flieg!
Wir wollen keinen Krieg!
Wir wollen keinen Völkerbrand,
in unsrem lieben Vaterland,
Maikäfer flieg!

Maikäfer flieg!
Der Friede ist der Sieg,
drum hoffet, daß die Welt gedeiht
an unsres Landes jungem Mai,
Maikäfer flieg!

Erich Wilke





Der Mönch Gennaro schreibt an eine Dame

Von Hermann Basse

Hochzuverehrende Dame und liebe Schwester in Jesu! Eurer mit ungetrübter Bitterkeit gemischt schreibe ich Euch in gegenwärtigen Briefe jene Dinge, von welchen Ihr zu hören wünschtet, ohne mich der Mühe gereuen zu lassen. Denn zwar seid Ihr mir, wie Ihr wohl wißt, durchaus unbekannt; jedoch muß ich glauben, Ihr habet in früheren Zeiten den Entschlafenen wohl gekannt, und so möget Ihr dieses mit Nachsicht für meine Schwachheit und geringe Schreibkunst lesen und bedenken.

Viele Menschen trifft der Tod, welchen der selige Poverello unsern lieben Bräuder nannte, als eine leichte und willige Beute an. Ander, und unter ihnen sind manche fromme sowohl wie mutige Leute, ergeben sich ihm nur nach hartem Kampfe und wider ihren Willen wie einem nicht genug zu beseigenden Feinde. Unter diese zählt mein verehrter Mitterbruder Antonio, dessen Hingehen mich mit tiefem Grauen und mit einem solchen Erstaunen erfüllte, daß ich keines seiner Worte und keine Fälsche seines Gesichtes, noch eine Bewegung seiner Hände vergessen habe.

Freilich habe ich den Augenblick seines Sterbens nicht gesehen, wohl aber verwaltete ich bis ganz kurz zuvor an seinem Lager. Ich will alles das, was ich davon weiß, aufschreiben und Euch fleißig berichten. Auch hindert mich keine wahrhafte Verehrung für den Seligen nicht, denn ich bin nach vielen Nachdenken zu dem festen Glauben gekommen, daß Antonio eines löblichen Todes gestorben und von Gott in Gnaden als ein treuer Knecht empfangen worden ist.

Es geschah an einem kühlen Morgen, und sind sechser vier Monate vergangen, daß ein Bote des Bräuders Antonio zu mir kam und mir zurief: „Stehe dich flugs und eile, denn unser Vater Antonio liegt auf dem Tod und wird nicht viele Stunden mehr leben. Da erschrak ich, ergreif meine Stab und folgte dem Manne in großer Eile über den Berg. Der Weg ist weit, auch steil und beschwerlich, und wir wanderten sechs Stunden, ehe wir rasteten, und nochmals drei Stunden, während Trauer und große Umruhe unsere Herzen bedrückten, so daß keiner mehr als einige unbedeutende Worte reden mochte. Und der Bote, welcher zuvor die halbe Nacht durchlaufen hatte, um mich zu holen, ermüdete so sehr, daß ich ihn am Wege ließ und allein das Ziel erreichte. So rasch, als wäre ich um viele Jahre jünger, erklimmte ich den Hügel unseres Bräuders und fand ihn in seiner Hütte auf dem Lager schlafend. Er lag ruhig, atmete schwächlich, und sein Angesicht war vom Tode gezeichnet. Da setzte ich mich neben das Bett, ergreif seine rechte Hand mit Verehrung und küßte sie. Nun ich aber hochbejahet und milden Lebens von der weiten Jüdischer war, geschah es mir, daß ich einschlammerte, und wohl eine Stunde verging, bis ich wieder erwachte. Und siehe, da hielt der Kranke meine Hand und hatte die Augen nach mir gerichtet, redete aber nichts. Ich war bestürzt, weil ich geschlafen hatte, und sehr bekümmert.

„Bruder Antonio“, sagte ich, „siehe, ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Ewig bist du, der du Gottes Thron so nahe liegst.“

Antonio schweig still und lächelte auf eine besondere Weise, als glaubte er meinen Worten nicht. Ich meinte nun, er spottete meines Schlafes, demütigte mich daher und hat um seine Verzeihung, fragte auch, welcherlei Dienst ich ihm erweisen könnte.

„Offne die Tür weil!“ sagte er zu mir. Und ich tat, wie er befohlen hatte. Und da er wieder schweig, fragte ich nochmals, welcherlei Dienst er von mir begehre.

„Offne auch das Dach!“ erwiderte er, indem er nach oben deutete. Und ich ging aus der Hütte und hob zwei Bretter aus ihrem Dache und war voll Verwunderung, was dies bedeuten sollte. Als ich wieder an sein Lager trat, hingen seine Blicke an der Öffnung des Daches. Nun lächelte er wieder auf jene wunderliche Art.

„Ich habe in sechs Tagen den Himmel nicht gesehen“, rief er mir entgegen und bat, ich möge wieder neben ihm sitzen. Ich willfahrte sogleich, und er begann nun plötzlich laut und gewaltig zu reden. Seine Augen glänzten wie große Lichter, und seine Hände bewegten sich wie die Hände eines Mannes, der zu einer großen Volksmenge redet. Und seine Worte waren diese:

„Ihr, die ihr vom Leben und vom Tode sprecht, was wißt ihr denn? Und welcher von euch ist schon des bitteren Todes gestorben, daß er ihn möge erkennen? Aber ihr wißt auch wenig vom Leben, denn eure Augen sind trüb und eure Sinne faul. Ich aber weiß, was das Leben sei, denn mein Auge ist hell gewesen und heute sieht der Tod an meinem Lager. Ich weiß, wie groß und voll von Wundern die Erde ist und wie schön und grauam das Meer. Und wahrlich, der schmale Strahl, den die Sonne hierher in meine Hütte sendet, ist mir mehr Freude, als ich je an Menschen gehabt habe.“

D süße Sonne! D weiter Raum der Ferne. D ihr Berge, auf denen ich stand, und ihr Bäche, aus denen ich getrunken habe! D, meine ferne Heimat und o du, meine Jugend!

Ihr armen, elenden Menschen, wie läuft eure Leben spärlich und ohne Wärme hin gleich einem trüben, schmalen Gewässer, das vor seiner Zeit im Grunde verendet! D öffnet doch eure Augen und nehmet wahr, wie wunderbar und köstlich die Erde ist, auf welcher ihr wohnt! D schauet doch, wie sanft und geheimnisvoll ein Tal ist, das der Mond beschneit, und wie voll Glanzes das Meer, aus welchem die Sonne sich erhebt!“

Nur schen diejenige Rede sonderbar, und ich besorgte, mein Bruder möchte die Augen schließen, ohne Gottes Namen im Munde zu haben. Daher stieß ich ihn leise an und wollte ihm mit der Hand. Er aber schweig eine kleine Zeit und lächelte, dann sprach er mit sehr leiser Stimme zu mir:

„Bruder Gennaro, auf deinem heutigen Gange bist du über den Rücken des Hügels gekommen, von dessen Höhe man zugleich das Meer und das große Schönegebirge erblicken kann. Es steht ein Ahornbaum an jener Stelle und ein Bildnis der heiligen Mutter der Schmerzigen. Kennst du jene Stelle?“

Da ich bejahte, fuhr er fort: „Gut, du kennst sie. Du hast vielleicht manchmal von dort aus die Sturmwinde über die See herziehen sehen und über den fernsten weissen Bergen den blauen Luftraum und die lichten Wolken. Und du siehst den Ahornbaum und lagest ruhend in seinem runden Schatten. Und du atmest den Geruch seiner Blätter und die Lust des Meeres, und die Blicke wanderten dir voraus, die schönen, hellen Wiesen hinabwärts.“

„Ja“, sagte ich, „es ist alles so, wie du sagst, und ich habe dieses alles oft gesehen.“

„Es ist gut“, sprach Antonio. „Nun siehe, alle diese Dinge werde ich nie mehr erblicken, wenn die Berge, noch den Ahornbaum, noch auch das Meer oder die hellen Wiesen.“

„Es ist es“, antwortete ich, „du wirst nicht mehr an jenen Ort kommen, sondern du wirst zu den Engeln Gottes eingehen.“

„Und die Stadt, in der ich geboren wurde“, fuhr er fort, „und unsern Streun und all dieses werde ich auch nie mehr sehen?“

„Nein“, sagte ich wieder, „denn Gott will es so.“

„D mein Bräuder“, siehe er nun laut, „jenen Streun und den blauen Himmel und alle diese schönen und köstlichen Dinge der Erde liebe ich mehr als dich und alle Menschen und als alle Engel Gottes!“

Da erwidert mein Herz so sehr, daß ich bleib wurde, und ich sank auf meine Knie nieder und betete zu Gott. Dann erhob ich mich und sprach zu dem Kranken: „Ich habe nie gehört, was du sagtest, aber



Partie aus Mestre

H. Mayrhofer-Passau

ich siehe dich an, sage mir, daß du Gott mehr liebst als alle Meere und köstlichen Dinge dieser Erde!

Und er neigte sich ein wenig; da sah ich, daß seine Augen voll Tränen standen. Und er sprach: „Herr Gott, ich liebe dich mehr denn mein eigenes Leben, sei meiner Seele gnädig.“

Darauf wurde er gar stille, und ich saß neben ihm, und wir weinten und seufzten, bis die Sonne aus der Hütte wich. Als dies geschah, schrie er nochmals überaus heftig und riefte die Aene aus. Ich glaubte, es nehme ein Ende mit ihm und gab ihm das heilige Sakrament. Er verhartete schweigend in großer Demut, dankte mir auch hernach in herzlichen Worten. Alsdann bat er mich hinwegzugehen.

„Gehe nun“, sprach er, „mein lieber Bruder; man wird dich drüben vermissen. Laß mich allein sterben; denn ich weiß, du wirstest von dieser Stund an den Tod fürchten wie ein Feuer. Laß mich dich segnen!“

Er segnete mich mit großer Inbrunst und küßte mich, wie ein Vater seinen Sohn, obwohl er nur wenig älter war als ich. Und ich ließ ihn, weil er es so wollte, und ging meines Weges zurück. Meine Seele

aber war voll Jogens und mein Herz brach von Trauer und Beklemmung. Unter Beten und Seufzen schritt ich meine Straße, und da ich den Ahornbaum erreichte und das Meer vom aufgehenden Monde glänzen sah, übermannte mich meine Trübsal, daß ich zur Erde fiel und lange liegend verhartete wie ein Erschlagener. Zudem ich mich aber wieder von der Erde erhob, sah ich die weiten Täler dieses und jenseits in weißem Lichte und den Himmel voll von Engeln stehen.

Seit derselben Stunde habe ich des teuren Bruders Antonio niemals vergessen, vielmehr seiner Reden und alles dessen gedacht, was ich von seinem Wandel und Gemüte wußte. Dabei ersah ich die unerschöpfliche Macht und Liebe Gottes, welcher diesen Antonio zu seinem seligen Weisen gemacht hat. Denn werden war derselbe nicht nur ein wohlhabender Edelmann und Schwelger, sondern auch ein Dichter und wohlbekannter Freund weltlicher Wissenschaft, ja selbst des Griechischen und vieler anderer Künste mächtig, deren weitere Aene nicht bedarf. So soll er in süßbitterer Liebe zu einer vornehmen Frau gefunden und derselben ein ganzes Büchlein lateinischer Verse gewidmet haben. Auch



Geschwister

Hans Thoma

zu der Zeit, da ich ihn schon kannte und wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit hoch verehrte, redete er mehrere Male nach Art der Dichter, gleichsam verzaubert, und sprach zu Bergen und Wänden, als wären sie einer Seele teilhaftig. Und einmal verwies ich ihn dessen mit Bescheidenheit als einer Unbilligen, ja heucheligen Weisens. Da lachte er und überschreute und sagte: „Weißt du denn nicht, daß der Poverello alle diese Dinge unter Geschwülsten nennt, und daß er selbst den Bergen und andern Dingen geredet hat? Wahrscheinlich ich weiß, daß jedes Gras auf dem Felde heilig und Gott teuer ist. Und auch die Fische, welche doch stumm sind und unter dem Wasser haufen, sind ihm lieb, und der heilige Mann, dessen Namen ich trage, hat ihnen das Evangelium gepredigt.“

Auf solche Weise war sein Herz, welches gegen Menschen sich manchmal hart und strenge erweist, jeglicher Art von natürlichen und unnatürlichen Dingen zugewandt, wie er denn auch alle Tiere und selbst die kleinen Fliegen und Käfer heilig nannte und mit großer Schonung behandelte hat. Denn er sagte einmal: „Wenn du einem Menschen wehe tust, so kann er dafür Rache nehmen oder kann dir verzeihen. Die unschuldigen Pflanzen und Tiere aber sind von Gott in des Menschen Hand gegeben, daß er sie liebe und mit ihnen wie mit schwächeren Geschöpfen lebe. Wenn du einem Menschen Leides erweist, so begibt dich dafür sein Dank und seine Liebe; wenn du aber einen Käfer, Fisch oder Vogel oder ein Gewächs oder Gefährdende verachtest, ja ihm Leide zügst, so tust du es Gott. Und wenn du also ein fromm gekleibter Ehrfürchtiger und Prediger vor ihm stehst, so wird er vielleicht dich fragen: Warum denn hast du diesem Wurm getreten? Warum denn hast du diesen Zweig geknickt? Das alles hast du mir getan.“

Vor mehr als zehn Jahren verstarb Antonio ein sehr langes und schönes Geschlecht über die Bienen und ihre Weise, wie sie in Völkern zusammenleben und auf merkwürdige Art den Honig zubereiten. Dies hat er selbst mir vorgelesen, und ich bewunderte die Wahrschaffigkeit und Schönheit seiner Worte sehr. Als ich ihn aber ein andermal fragte, warum er — da doch Gott ihm zu einem Dichter geschaffen habe — nicht lieber das Leben des Elfers oder das Leben der seligen Bienen bringen habe, da ward er sehr ernst und verwies mich meine Rede. „Denn siehe“, sagte er, „wie sollte ich es wagen, Gott und seine heiligen Namen in Versen zu beschreiben, da mir doch das kleinste seiner Werke, gleich jenen Bienen, so wundervoll und schwer zu begreifen ist.“

Obgleich jedoch hiervon. Ihr wolltet dem Hingehenden des Antonio vernehmen, so schreibe ich denn hierüber noch das wenige auf, das mir nachträglich zu Ohren kam.

Kurze Zeit, nachdem ich den Sterbenden verlassen hatte, wie es sein eigener Befehl gewesen war, besuchte ihn ein Jüngerbild aus Lere, und dieser ist bis zum Tode unseres Bruders beim selbigen geblieben. Er fand ihn sehr entrückt, aber mit offenen Augen liegend, und da er ihn fragte, welcherlei Dienst er ihm erweisen könnte, dankte ihm Bruder Antonio mit schwacher Stimme, jedoch ohne irgendeine Hilfeleistung zu begehren. Und nach einer Weile begann er leise zu sprechen bei vollem Bewußtsein. Er fragte nämlich diesen Hirten nach seiner Herde, und zwar sowohl nach der Zahl seiner Ziegenbärde als nach deren Namen, Alter und Art, nicht anders als ein Hirte mit seinegebliebenem redet. Darauf fragte er: „Hast du auch junge Ziegen in deiner Herde?“ Welches der Hirte bejahte, und jener nannte ihm verschiedene Kräuter als Heilmittel für junge Lere, wenn sie krank fiele. Und einige von den Kräutern waren dem Ziegenhirten bekannt, einige aber nicht, und diese beschrieb ihm der Sterbende mit äußerster Deutlichkeit.

„Bergst nicht“, sagte er, „daß alle diese Lerelein, sie seien noch so gering, von Gott geschaffen und lebendige Wunder seiner Güte sind. Ihnen mußt du Liebes antun, nicht miß, denn sieh, ich bin ein zerbrochenes Gefäß, und mein Leben entzweit als durch eine unheilbare Wunde. Du selbst aber jeden Tag deines Lebens an mich denken, damit du meines Lebens froh seist, solange es währt. Denn einmal wird auch deine Kraft versagen, und du wirst den Tod schmecken, welcher bitterer ist, als irgendein Gedanke denken mag. So schwer dein Leben sein möge, Freund, noch viel schwerer und schrecklicher ist der Tod. Dieses wisse und freue dich deiner Tage, solange du des Lebens genießt.“

Dann ruhte er lang, und seine Lerelein entschliefen. Doch redete er noch einmal, und zwar diese seltsamen Worte: „Wer eine Frau begreift und lieb hat, und er weiß nicht, ob sie ihn wieder begreife, der leidet und hat böse Tage, und jeder Mann erfährt dieses an seinem Herzen. Wer aber Gott begreift und Gott lieb hat, der leidet schwerer, und sein Leid den enden nicht, da er niemals weiß, ob er der Liebe Gottes gewürdig sei.“

Nach diesem sprach er nichts mehr. Der Hirte aber erzählt, der Selbige habe mit immer klareren Augen um sich geblickt, auch seine eigene Hand eindringlich und gleichsam verwundert betrachtet und dann öftere Male sich gerührt. Dann habe er auf eine unbeschreiblich gültige und traumähnliche Weise gelächelt und sei bald hernach verschieden. Möge er in Frieden ruhen!

Werte weiß ich über diesen Gegenstand nicht zu berichten. Nehmet dies wenige mit Güte an, und Gott segne Euch! Dieses wünscht Euer Diener und Bruder in Jesu
Fra Gemmaro.

Abscits

Von Arnold Weiß-Rüthel

Hinter einem Gitter, das in der Mauer des Schloßgartens von Fontainebleau den roten Eichenwald mit einem verblühten Füllhorn geschnitzter Blüthenzweigen unterbrach, kauerte ein Mann.

Er war schlicht, beinahe ärmlich gekleidet; sein Hinterrücken, marmelade schwarzgrüner Rod hatte einen sanften Spiegel auf der faden-scheinigen Brust; das Jabot, falls man den kürzlichen Panisch grauer Spitzen so nennen darf, hing wie ein Ertränktling längs verblassten, längst verwelkten Kleders im Auschnitt des Kitzels; blaue verfilzte Kniehosen, billige Strümpfe aus gelbem Jute und plumpe, über und über mit Lederbe bedeckte Spanischschuhe verwechselten das Kostüm. Der Mann mochte vierzig Jahre alt sein. Sein Gesicht war geröthet und ohne jegliches Marmelade einer besonderen Jolligkeit; ein Gesicht wie es viel, sehr viele, die meisten Leute haben.



Die Stellung des Mannes hinter dem Gitter in der Mauer des Lustparks von Fontainebleau änderte sich alle Augenblicke: bald kniete er mit dem rechten, bald mit dem linken Bein... bald stand er aufrecht da... oder nach vorne geneigt wie ein Schöpfer, der die Wirkung seines Schusses beobachtet; bald neigte er den Kopf senkrecht, bald nach unten... kurz, das ganze Gebahren des Mannes war wie ein mehr wie seltsames zu bezeichnen gewesen, hätten nicht das Schloßgitter in seiner Umkleung und der Abseits in seiner Rechten die Erklärung geboten: daß der kleine bewegliche Mann hinter dem Gitter in der Mauer des Schloßgartens von Fontainebleau durchaus nicht so anders verhalte als zu zeichnen.

In der Tat, der Mann zeichnete.

Er beobachtete mit Schärfe und Andauer eine kleine Gesellschaft von sehr erlesenen Gestalten, die jenseits des Gitters, inmitten des Parks, auf einem sehr gepflegten, mit samtsamen und geschorenem Gras besetzten Plaze ein munteres Spiel trieben.

Reizende Kavaliere mit silbergrauen Perücken, goldbesetzten Röcken, Hosen aus schimmernden Moiré und diamantbesetzten Schnalleshosen... warfen mit steifer Grandezza und geiziger Luft kleine Reizen aus spanischer Robe über die Wiese... sie wurden unter Lachen und lächeligen Schreien aufgefunden von entzückenden Damen in nicht minder kostbaren Gewändern; ihre Füßchen trippelten verächtlich, als hätten sie inmitten des samtsamen Grases große und häßliche Regenfüßchen zu befürchten, über den Plaz... die zerlich gebauchten Röcke schwangen wie Glocken aus blumenbesetzter Seide unter ihren in Miedern aus speiserbesetzten Brotschiff verpackten Beinen...

Die Augen leuchteten, die Stimmen zierten und zwischerten, die Schnallen bligten, die Reizen flogen...

Und der Mann hinter dem Gitter zeichnete.

Einmal, als er eine Pause machte..., weil man drinnen im Garten das Jäselte tat und sich hinter eine hohe Tageshecke zurückzog, wo auf einem Marmortisch allerlei Leckerbissen, wie kandierte Früchte, kleine Kuchen, Pastis und Cremes aller Art bereitstanden, dabei in geschliffenen Gläsern helde Weine aus Val de Peñas und Perio... in dieser Pause also erinnerte sich der Mann hinter dem Gitter seines Jesperbrotens, bestehend aus einer derben Stulle mit Jägelkäse und Kümmele; er leste Skizzenbuch und Nödel beiseite, setzte sich in das Gras, lehnte seinen Rücken an die Mauer, blickte in die Landschaft hinaus und aß... Während er das mit Appetit und der seinem gesellschaftlichen Rang entsprechenden Bescheidenheit tat — öffnete sich das Gitter in der Mauer des Gartens von Fontainebleau ein wenig, und ein schwarzgekleideter alter und vornehmer Herr trat heraus.

Es war der erste Kammerdiener im Schlosse; er hatte dafür zu sorgen, daß die Gesellschaft nicht von groben Gaffern belästigt wurde.

Er sprach kein Wort, als er von einem Tabletchen, das er so behutsam in der Hand



Antoine Watteau

Selbstbildnis

sprach kein Wort; er aß ruhig seine Jägelkäsestücke zu Ende, griff dann nach dem Kuchen... der schwarzgekleidete Diener trat in den Park zurück, schloß leise das Gitter und ging — ein wenig nachdenklich, ein wenig lächelnd — den schmalen Kiesweg entlang durch den Park. Als die Gesellschaft wieder zu spielen ansetzte — diesmal mit gesiederten Bällen — war auch der Zeichner schon wieder auf seinem Posten.

Später, als die Gesellschaft verschwand, packte er seine Geistesgegenstände zusammen und ging fort.

Das kleine, windschiefe Haus, das er betrat, stand eine halbe Stunde von der Parkmauer entfernt zwischen einem alten verwahrlosten Bauerngehöft und einem Zümpel.

In diesem Hause wohnte der Maler.

Er hieß Antoine Watteau und wird von den Historikern als einer der größten Kenner des französischen Hoflebens gerühmt; er soll sich über Meinung aus

trug wie ein Priester das Venerabile, einen kleinen, ganz kleinen Kuchen nahm und ihn neben das Skizzenbuch des an der Mauer sitzenden Fremdlinges legte. Auch der Maler

viel in den vornehmen Kreisen bewegt haben, deren Geist und Äußeren er wenig in einer Vollkommenheit überliefert hat wie kein anderer.

KURZ IST DER SOMMER

Von Max F. Bevern

Jetzt blüht die Zeit als hohes Sommerlied,
Das golden schwärmt durch wolkenlose Tage;
Kaum, daß ein Blatt vergilbt, das lebensmüde
Und abseits liegt in ungehörter Klage.

Wer möchte jetzt auch an die Fahllust denken,
Wo rings das Leben seine Fahnen schwingt;

Und wenn auch Ähren sich erheben senken. —
Noch trotzt die Kraft, der keine Sichel klingt.

Drum halte fest, was dir der Tag gereicht,
Und zieh in frohen, sorgenlosen Träumen;
Genieße, eh' die Pracht der Gärten weicht
Den grauen Stunden über kahlen Bäumen!

Und eile nicht dem Herbste schon entgegen!

Noch hat es Weile, bis die Traube reift:
Der Sommer lockt und prunket auf tausend Wegen,
Wenn auch Verwelktes deine Wangen streift.

Bewahre dir, was lieblich sich verschwendet!
Es gleicht der Jugend, ganz erfüllt vom Glück.

Da weißt es selbst: wenn sie sich abgewendet, —
Bringt nur Erinnerung den Glanz zurück!

Aphorismen

Von Johann Dietrich Warnken

Nur der ist gebildet, der fremde Ansichten begreift, wie der ist klug, der sie auch respektiert.

Die beste Erholung für den geistigen Menschen ist der Verkehr mit einer naiven großen Seele.

Das höchste, was du erreichen kannst, ist, daß du sein darfst, was du bist.

Bedeutende Charaktere gehen an sich selbst, unbedeutende an anderen zugrunde.

Nicht wer das Leben kennenlernen will, lernt es kennen, sondern wer es kennenlernen muß.

Der verschlossene Mensch ist schwerer zu durchschauen als der verschlossene.

Gespräch im Frühling

Der milde Schein einer Frühlingssonne lagert über den Wiesen des Englischen Gartens. Man kann wieder im Freien sitzen. Die lange Reihe der Bänke ist düst besetzt. Ganz am Ende, auf der letzten Bank, hocken zwei alte verschumpelte Weiblein, Kapothüte über altem „Schwarzjedenem“. Ich nehme in gemessenem Abstand bei ihnen Platz. Die Alten beachten mich kaum. Eine Weile blinzeln sie stumm in die Sonne. Dann höre ich die eine:

„Ja schauens, Frau Moosinger, i es jetzt am Abend alleweil an Krautsalat.“

Die angeredete Frau Moosinger staft. „Warum nacha dös?“ fragt sie.

„Ja mei, des is jweng die Fuß...“

Danach herrscht geraume Zeit Schweigen. Zwei Espen balgen sich um einen Brachten Brot. Die Alten beobachteten das lebhaftes Treiben der Vögel.

„Im Tal gibts jeh' a guate Welle“, sagt plötzlich Frau Moosinger. „A feine Welle is jeho. I hab mie a Pfund Kranz; des glanzet leicht zu jwen Paar Hosen. Aba schauens, solchene Hosen...“ — Sie hebt ihre Schwarzeidens und lüftet den Unterrock. Ein dickes, schlafardenes Hosenbein umschließt ihren Schenkel bis tief herab zur trampfadrigen Wade. „Eind sei waten“, sagt die Feigstein stolz und läßt ihre Nachbarin fühlen. Dann fällt der Rock wieder wie ein Vorhang im Theater und es ist von neuem still.

Ein großer weißer Kinderwagen wird vorbeigefahren. Die Blicke der beiden Alten folgen ihm lange Zeit.

„Hann Sie's jcho gehört, Frau Moosinger, die Frau Windweder von der Vorstadt, die kummt jeh' wieda heirat'n?“

Frau Moosinger ist lebhaft überreacht. „Uib“, sagt sie, „heirat'n — ja wen denn nacha?“

„Ja, an Professor kummt heirat'n!“

„Himm!, was net sagt, an Professor!... — ja, und wann heirat's nacha an Herrn Professor?“

„Ja, Frau Moosinger, des wern E' nit glaub'n, die ma g garnet heirat'n.“

Erstauene bei Frau Moosinger. „Die mag net heirat'n? Ja warum denn nacha dös?“

Darauf ganz geheimnisvoll: „Ja denkens Gabna, die mag liaba verniet'n als heirat'n!“

Auf diese Mitteilung hin tritt eine lange Pause ein. Die beiden Alten scheinen in tiefes Nachdenken versunken. Der Strahl der Frühlingssonne vergoldet die Turmspitzen der Ludwigskirche. Im nahen Gesträuch beginnt eine Amstel zu pfeifen.

Frau Moosinger senkt tief auf. Dann sagt sie, beinahe vorwurfsvoll: „Wissens i, wann i die Frau Windweder war, i tat schon liaba heirat'n als verniet'n...“

Kokuwo



Bildnis Ernst Klotz

Maria Slocovich

DER HEUSCHRECK

Die Ahnfrau

„Warum nennst du denn deine Gattin immer deine Ahnfrau?“

„Weil sie immer abnt, wenn ich mie mal einen freien Abend machen möchte!“

Ein Heuschreck seinen Schreck verlor,
Da kam er sich unmöglich vor,
Denn dies Gefühl war ihm ganz neu:
Kein Heuschreck mehr, nein, nur noch Heu!

Doch hat dies Heu sich instinktiv
Den Schreck, der ihm durchs Rückgrat lief,
Gleich hinten wieder angeklebt,
Worauf der Heuschreck — weiterlebt!

Ernst Klotz

FRÜHLING UM HEBBEL

Jener grausförmigen schimmernden Märztag des Jahres 1833, an welchem der Dichter Friedrich Hebbel seine Fußabdrücke von der Jahrstadt München zur Hanfschlodt Hamburg antrat, getrieben von den Bedrückungen der Alltagspeinen, gepreßt von der Kraft des Genies und seinem Ergeißelwissen, liegt nun rund zwei Menschenalter zurück. Dennoch unterscheiden sich Handlungen und Meinungen der Dogenmenschen jener Zeit kaum von denen der heutigen — auch sie forderten von der schöpferischen Kraft, was jene nicht zu geben bereit und in der Lage war, und auch sie wollten nicht wissen, daß jeder Geist die Richtung seines Weges sich selbst erlaufen muß, um dereinst das Erbe zu finden, in dem er Wurzel schlagen, über welchem er Früchte tragen kann!

Das mag es im eigenen Wesen veranlaßt haben, wenn der Student Hebbel einen bitter-vehementen Abschied von München zu nehmen hatte, vor dessen Toren er einst mit zerflossenen Schuhen angelangt war, hoffnungslos und stutzig auf alles Zukünftige! Von Hamburg war er mit hellem Schußföhl hinausgewandert, lustig umherzuwandern von seinem Hunde Pumm, dem treuen Kameraden seiner Einsamkeit. Vor der Kirche, deren Pfalz er passierte, empfing die Königin und nach ihr der Prinz einer Kalsche, und es war wohl oder nicht, diese Begegnung mit solchen nach seiner Meinung glücklichen Menschen erschien ihm als gute Vorbedeutung, obgleich er noch zwei Tage vorher die Einnahme an der Hamburghischen Verhältnisse, die seiner harten, nüchternen genannt!

Im Frühlingwerden machte er dahin, umblüht von den ersten Gewittern des Jahres, überschauert von stürmischen und lauten Regentfällen, umbeugt von den Langzähnen, umgürtet vom Altersgürtel des flüchtigen Winters. Ringsum zog das Land vorbei an seinen gläubigen großen Augen. In Heidelberg mußte ein alter Freund ihn von der Einmündigung beurlauben und gesund pflegen — ein guter Kerl, doch Hund und überhaupt Tiere mochte er nicht leiden. Ihn mußte das stürmische Tier in Krankenstimmern und wo er konnte, verlegte er dem ihm entgegen tretenden Hand einen Fußtritt, so lange Hebbels Fieberphantasien sein Handeln nicht offenbar werden ließen.

Halt, genesen, rief der Kranke seinen Hund unter dem Bett hervor. Seine herabhängende Hand streifte über das noch immer schmerzliche Fell des Hundes, der sich nicht einmal zum Baden hätte von seinem Pfleger antreiben lassen.

„Pumm — armer Hund!“ sagte Hebbel und blickte dem Kameraden in die treuen braunen Augen. „Wie abgemäht du bist. Hier scheint man keinen Knochen für dich zu haben?“

Pumm aber machte eine Miene, als wolle er sagen:

„Laß uns mir erst gesund sein — dann zeigen wir's dem Kerl...“

Wacker und kräftiger werdend spähte Hebbel immer deutlicher die Abneigung seines Pflegers und einsigen Fremdes gegen das Tier. Weg die Menschenpflicht diesen studierten Herrn so schwer, daß er den an allem Schicksal schuldlosen Gefährten vergelten ließ, was ihm die Nähe an schlechter Laune einbrachte?

Kaum konnte Hebbel wieder auf den Beinen stehen, da fand sein Quartiergeber eines morgens Märgernergens Belästigung und Zimmer leer — sein Besuch war in aller Stille auf die Wanderschaft gegangen, weiter dem Ziel Hamburg entgegen. Auf dem Tische lag ein Zettel mit Hebbels kranker Handschrift:

Der Mensch dankt dir von Herzen.

Der Hund, die gequälte Kreatur, kann dir nichts vergelten!

Wen wundert es, daß der Herr Doktor sich während eines Fieberaus dem Abendgezeug deute?

... und also ringend an dem Weg des Lebens erwachte, hat Hebbel, was er nie in seinem bisherigen Leben getan — er trat in die Tür eines Bauernschöps und bat die Frau um etwas zu essen. Nicht für sich, nur für den Hund. Ein Knochen und eine Schale täten's für den Anfang, meinte er mit trübem Lächeln, das sein von Krankheit gezeichnetes Gesicht kühnlich verschönte.

Wortlos stellte die Bäurin Wurst, Brot und Milch auf den Tisch, legte sie an den Boden, ein paar Fleischstückchen und einen ganzen Knochen neben die zimmerne Schale.

Hebbel wollte nichts nehmen.

„Wee für seinen Hund bittet, leidet selbst Hunger!“ sagte sie und drückte ihn ernstlich auf die Bank nieder. „Langst zu. Es ist euch gegönnt!“

Der Hund, gewiß schrecklich ausgehungert von dem Wochens des Duldens, blieb reglos am Türpfosten stehen, bis sein Herr ihn rief.

„Da — Pumm — das ist für dich!“

Weiter ging die Wanderung, über Höhen und durch Täler, durch Dörfer, Städte und Einsamkeiten. Das bishiesige Elend in Hebbels Taschen langte für den Weg, um die Nachtlager zu zahlen. Wenn milde Seelen nicht von seinem Gesicht die Not ablösen, ging er hungrig schlafen. Neben den Erbschüssen wachte mit jammelnden Augen Pumm, der Hund. Bereit, jeden an die Kette zu springen, der seinem Herrn Böses zufügen wollte.

So waren sie bis gegen Ostau gekommen, als die großen Stürme ausbrachen, die alljährlich in den Ellanden die schrecklichen Sturmfluten gegen die Deiche und zuweilen sogar ins Land treiben. Kein Tag verging ohne Regen, der den Wanderer bis auf die Haut durchschlägt. In dieser wenig reichen Gegend fand die Menschen hart, und Hebbel mochte nicht an wünschelige Katenieren denken, hinter denen ein ihm nur allzu bekanntes Tagelöhnerleben lebte. Er verlor sich mit dem Hunde im Aem hinter den zügigen Tieren wüsten Scheunen und verbrachte stierend und kaum wirklich schlafend die Nacht. An seinen Beine wärmte er den Hund. Doch das Tier war durch die Entbehrungen bereits zu geschwächt. Es konnte dem Ansturm des Wetters keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzen und begann wie ein Kind kläglich zu heulen, kreischend und um Luft ringend. Aus der schwachen Nase des Hundes rann eine eitrige Masse, die ebenso aus den Augenwinkeln quoll und immer wieder verjagte ihm die Beine den Dorn.

Hebbel litt mit dem Tiere. Selbst müde über die Wege wandte, deren Schmerz und Nässe ihm in die zerfetzten Schuhe drang, selbst oft bärhähnen Hunger erduldet, der alle großen Gedanken zu ersticken drohte, nahm er seinen treuesten Kameraden auf den Arm und marschierte, den kleinen Kranken eng an die Brust gepreßt, das Gesicht von Tränen des Mitleids überströmt, bis zum Ort Ostau. „Im Ring zum Grünen Kranz“ langte er kurz vor Mitternacht an. Mit kurzen Gruß schied er sich zur Offenbar, nahm dort Platz und wärmte sich und das arme Tier nach dem langen Wege gehörig auf.

Es war ein guter Brauch in jener Zeit, einen halbzerfetzten Wanderer, der auf der Offenbar Schutz vor dem Wetter suchte, auch dann nicht vor die Tür zu setzen, wenn er keinen Teller zum Verzehr bei sich hatte. Dem schwarzglänzenden Fremden brachte der Wirt schwarzglänzend einen Teller von den Resten des Abendessens, einen Knist Brot mit Speck und ein Glas Tee aus dem sammenden Kessel. Da nun Hebbel, um zu essen, den Hund hätte vom Hof fernnehmen müssen, sah der Wirt das Tier und fast wider Willen entsprach ihm die Frage:

„Nun, ist Ihr Hund krank?“

Es bedachte keine Antwort. Durch den Wechsel von Kälte, Feuchtigkeit und wüthiger Wärme wurde der Husten des Hundes nun ungestillt und seiner Schwäche entquollen so jämmerlich verquälte Laute, daß auch die Kartenpöler am runden Stammtisch aufmerksam werden mußten.

Ein dicker Mann erhob sich.

„Dr. Fleischer, Tierarzt. Geben Sie mir das Vieh mal her, junger Mann!“

Bögernd gebohrte Hebbel. Und der Hund, den sonst niemand berühren durfte, verhielt sich unter dem kühnen Zugriff des Arztes ganz still, als wisse er von der seltenen Güte, die in diesem Riesen verbergen war, und dennoch in der ganzen Umgebung bekannt war.

Der Tierarzt griff das Maul auf, beschlief den abgemagerten Leib des Hundes und kam wieder zu Hebbel zurück.

„Schönes Tier — nur schrecklich herunter. Na, lass' Sie ihn mir mal in Augenblick und essen Sie irgendwas. Ihre Tapp. Richtig, das wollte ich. Ja, mein Lieber, der Hund muß wenigstens vierzehn Tage in Pflege. Anders nicht zu machen...“



Anton Leidl

Muckl

„Unmöglich!“ beaufte Hebbel auf. „Ich muß schnell, ganz schnell nach Hamburg!“

„Im — was meinen Sie — Sie können den Hund ja später abholen...“

„Ich... ich...“ flötete Hebbel... „nein! Er hat unter meinen Bitte gefressen, als ich im Fieber lag und sich nicht vom Platz gerührt. Nun kann ich ihn nicht verlassen... allerdings... nein, ich werde ihn schon noch bis Hamburg bringen!“

Der Doktor hatte inzwischen den Anzug des Wandersmanns gemustert und dessen eingefallenen Wangen konnten ihm auch kein Geheimnis bleiben.

„Bis Hamburg, ja. Dort aber krepiert er bestimmt, wenn er nicht noch diese Nacht in sachkundige Pflege genommen wird. Ich gehe gleich und nehme ihn mit. Morgen sprechen wir weiter...“

Hebbel hielt den Mann am Arm fest.

„Ja, ich weiß!“ brummte der gemütlich. „Sie haben kein Geld! Habe Sie auch nicht für einen reichen Bauern gehalten. Na, Sie würden doch so ein Lebensziel nicht unvollkommen lassen, wenn es nur an Geld fehle und Sie helfen könnten! Wirt — Sie nehmen da den Gast bis morgen in Quartier. Nach dem Frühstück mögen Sie ihn mit schicken, dann wird meine Frau Rat geschaffen haben, daß wir alles weitere überlegen...“

Und dabei blieb es.

Wenige Tage später konnte Hebbel weiter wandern. Der Hund war so weit genesen und getränkt, daß es keine Gefahr mehr hatte. Der Schuhmacher hatte auf Geheiß des Tierarztes die Sohlen des Stiefels erneuert. Für Verpflegung war durch den Wirt gesorgt worden und Nachtlager hatte der Arzt selbst gegeben. Nach Hebbels dankbarem Abschied im Kraut kamen der Schuhmacher und der Wirt, jeder mit seiner Rechnung, zu dem Tierarzt an den Stammtisch. Dessen Faust faufte drohend auf den Tisch.

„Guckt euch diese Kerle an!“ brüllte er seinen Freunden zu. „Habt ihr kein Dach überm Kopf, keinen Beutel im Leinwand, keine gesunden Knochen? Zahlt Ihr mir die Behandlung des Hundes und das Nachtlager des Varschen oder gar die Jacke, die ich ihm mitgegeben? Als wenn nicht auch Ihr es nötig hättet, daß der Herrgott Euch mal eine Kleinigkeit gutbringt...“

Schüchtern taten die zwei Wackeren die Rechnungen fort.

„Wir meinten man bloß...“

In Hamburg wurde Hebbel von Elise Penning erwartet. Sie war erstaunt, als sie den Fremden herankommen sah, daß er etwas auf seinem Arme trug, dachte, als sei es eine große Kostbarkeit, vielleicht ein neu-gebornes Kind. Es war der Hund. Hebbel hatte sich nicht mehr getraut, das Tier wieder laufen zu lassen, in der Furcht, es abermals zu gefährden. Er hatte ihm von seiner Wärme gegeben und es den ganzen Weg getragen.

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELO UERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert? Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zarreb.



Gemüse nach Wahl

Von Weare Holbrook

Man muß kein Feinschmecker sein, um Stiefelrüben nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen und nichts als Gemüse auf die Teller als langweilig zu empfinden. In Ermangelung von Beiratsjosef servieren daher die Vegetarier ihre Gemüsepflanzen mit weltanschaulichen Beilagen.

Als zum Beispiel Frau Mildred vor kurzen nach einmündigen Aufenthalt in Kalifornien in die Heimat zurückkehrte, war sie eine begeisterte Anhängerin der Lehren Hattis Ewings. Die Religion dieses Propheten war offenbar ein Mischmasch von Hygieine und Chlorenomie. Je mehr man seine Ernährung vereinfacht, so predigt er, desto weiter entferne man sich von den irdischen Niederungen. Die Ausscheidung des Fleisches sei die selbstverständliche Voraussetzung, und erst durch Vermeidung von Butter und Eiern erreiche man die Sphäre des Mektur. Wer Fische in Acht und Bann tue, erreiche die Sphäre der Venus und der auch auf Kartoffel Verzichtende die Sphäre des Mars. Das letzte Ziel lag weit jenseits des Neptuns und konnte nur von den erreicht werden, die überhaupt zu essen aufhörte und die Nahrung durch seine Poren aufnahm.

Frau Mildred war nur bis zur dritten Sphäre gelangt, als sie wieder nach Hause kam; aber auch so war sie ihrem Gatten gleich um zwei himmlische Stufenwerke voraus. Sie unterrichtete, in ihren Gatten befaßte durch kunstvolle Unterweisungen dem Vegetarismus zu gewinnen. Am ersten Abend nach ihrer Rückkehr setzte sie ihm daher falsche Kalbsfilets aus Blumenkohl mit Pilzlingssauce und einem Schuß Knoblauch vor. Gleich dem weißen andern Vegetarier war sie nämlich davon überzeugt, daß Pilzlinge mit Knoblauch einen Geschmacks ergeben, der von Fleisch fast ununterscheidbar ist. Dies mag so sein. Aber das Fleisch, das derart schmeckt, müßte von der Gesundheitsbehörde beschlagnahmt werden.

Umgeben von Pellkartoffeln und grünem Salat haben die Kalbsfilets tatsächlich überzeugend aus, und Frau Mildred nahm mit Befriedigung wahr, daß ihr Gatte das Gericht ohne Murren verzehrte. „Eine recht gute Vorspeise“, erklärte er, den leeren Teller zurückziehend. „Und was haben wir als Hauptgericht?“

Jetzt mußte Frau Mildred ihm gestehen, daß er bereits das Hauptgericht gegessen habe. Sie machte ihm die Erklärung so sanft wie möglich und begann, sich weigend über die Unmöglichkeit des Fleischgenusses, die Verbote des Verzehrns gebraten und getriebener Tiere und die Grausamkeit des Schlachtens harmloser Tiere — besonders unschuldiger kleiner Kalber — zu verbreiten. Sie entwarf

ein rührendes Bild der ihrer Kinder beraubten Kühe, die klagend mahnten und mit großen tränennassen Augen auf die leere Wiege starrten, wo kein Kalb mehr spielend umherlief.

Herr Mildred war gerührt. Und als seine Frau das traurige Geschehen in seinen Armen schilderte, die zu Wägen gemacht werden, um den unersättlichen Appetit des Menschen nach Hammelkeule zu befriedigen, brach er zusammen und weinte.

Doch nun, da der Eddamann seines Mitleids einmal geöffnet war, gab es kein Halten mehr. Seine Gefühle überflossen von dem Liederlich ins Pflanzengleich. „Denkst du denn gar nicht an die armen kleinen Beinen“, rief er seiner Frau zu, während diese ihre Beinenjuppe löste, „an die bemitleidenswerten kleinen Dinger, die mit roher Hand der mittelstlichen Schwere entzissen werden! um getrocknet zu werden wie ein Missionsbrat in der Kuchenschale! Und weißt du nicht, daß jede Beine ihren Lebenssaft enthält — das getrocknete Fleisch, zu speisen und zu kochen? Aber sie wird unersättlichen Appetit nach Beinenjuppe bedenkenlos gepfeift.“

„Nähe!“ unterbrach ihn seine Frau anblickend, „du zerbrichst mir das Herz!“

Nach alldem schien es für die Mildreds keinen andern Ausweg zu geben als so fallen. Und sie fielen zwei Tage. Am dritten Tage aber erlag Herr Mildred der Versuchung, die in Gestalt von Beutenputz in seine Nase drang. Er blieb stehen, blatte sich verflohen um und trat in die kleine Frühstücksküche ein. Und dort, schuldlos über ein Paar Beutenputz hinweg ihn anblickend, saß seine Frau.

„Denkst du denn gar nicht“, so begann er feierlich, „denkst du denn gar nicht an die kleinen...?“ Er wußte nicht, wie er den Satz beenden sollte, da er mit der Fälschung von Beutenputz nicht genügend vertraut war. „Nicht eine Portion!“ rief als Antwort Frau Mildred. „Beutenputz sind ja... unpersönlich.“

Seit jenen unterzeichneten Zusammenstößen in der Frühstücksküche gab es Frau Mildred auf, die Kalber und Kümmern vor dem Heißhunger ihres Gatten zu schützen. Und wenn sie es hin und wieder unterließ, kam ihm Gemüse sätigen zu wollen, dann beauftragte Herr Mildred nur das traurige Geschick der Spinatblätter und die Tragödie der graumaligen Mutterseide entzissen Beinen aufs Tapet zu bringen, um für den nächsten Tag seines Bratens sicher zu sein.

Kolleginnen

Als sich die schlafgertige Schauspielerin Madeleine Brohen verlobte, meinte eine niedliche Kollegin in der Garderobe: „Liebe Madeleine, Deinen zukünftigen Gatten kenn ich schon lange — er ist nämlich mein Bräutigam.“ Die Brohen lächelte und antwortete lebenswichtig: „Wie hätte ich auch hoffen können, einen Mann zu bekommen, der dich nicht gekannt haben sollte!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

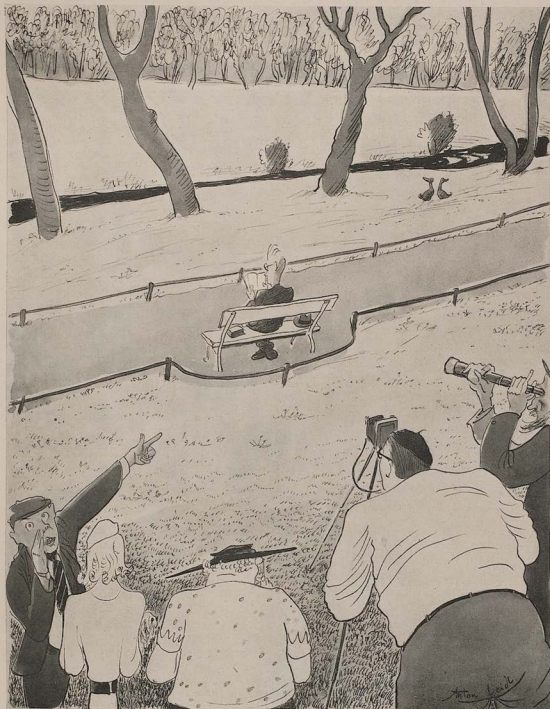
1/2-jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

Ein Wunder der Zeit

A. Leidl



Ein Mensch liest ein Buch!

Erinnerung

Pfizer kam zum Photographen.
„Würden Sie bitte mein Haus photographieren?“

„Gern.“
„Ich habe es nämlich gestern gegen Feuer versichert lassen und möchte gern ein Bild als Erinnerung.“ j. h. r.

Genugtuung

Obst ein Herr auf der Escapade, bleibt übernachtet stehen, flüchtet mit einem kühnen Satz aus einem des Weges kommenden Passanten zu, teilt ihm mit einem wichtigen Nicken die Melone ein und haut ihm links und rechts eine in die Fresse.

Der Mißhandelte ist starr.
Nüchtern blickt er die zerquetschten Ohren aus der harten Umklammerung der Melone und stottert entsetzt:

„Mein Herr —“
„Ach entschuldigen Sie vielmals“, prallt der Täter zurück, „ich hab Sie verkannt — ich hab Sie für den Polster gehalten —“
„Polster?“ ruft der Verdrückene aus, „für den Polster aus Paderborn? ... Den schau ich vorläufig ab!“

„Jawohl — und mit dem hab ich Sie verwechselt! ... Ich bitte tausendmal um Entschuldigung —“

„Also mit dem Polster haben Sie mich verwechselt!“ unterdrückt der Verprügelte seine Melone, „Sie — das freut mich! ... Dem geruhen Keil hab ich schon längst ein paar faßige Dörsen vergönnt!“ H. K. B.

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bremsfelder, der geistreichste und temperamentsvollste Konfessionär des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergeschichten in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Scham

Bierseife ging zum Zahnarzt.
Der Zahnarzt entdeckte einen dunklen Zahn. Bohrt und plombiert.
Als er fertig ist, posiert das Wunder.

Bierseife nimmt das Gebiß heraus und betrachtet die Arbeit.
Der Zahnarzt fällt in Ohnmacht.

„Sie haben ein Gebiß?? Warum haben Sie das nicht gesagt?“

Bierseife erwidert:
„Och, Herr Doktor, man geniert sich doch!“ j. h. r.

Schotten

Die Schotten haben eine Nationalprobe zur Bekämpfung der veränderlichen Schottenweise eingelegt. Die Sammlung ergab 1 Pf. 6 lb und 3 p. Das Pfund spendete die britische Regierung, die 6 lb die Stadtgemeinden Glasgow und Edinburgh je zur Hälfte und die 3 pence sollen von freigebigen Schotten zum Sammelkommen sein.

Problem

„Wie alt sind Sie denn?“
„Dreißigundzwanzig Jahre!“
„Und Ihre jüngste Schwester?“
„Fünfundzwanzig Jahre!“

Dringend nötig!

Zu Ferruccio Busoni kam einmal eine junge Dame und bat den großen Musiker, ihm etwas versorgen zu dürfen. Busoni hörte aufmerksam zu.

Als die junge Dame fertig war, fragte sie:
„Meinen Sie, daß ich meine Stimme ausbilden lassen soll?“
„Natürlich!“, erwiderte Busoni, „die hat es dringend nötig!“

Antwort

Auf der Wartburg wurde Eliza „Heilige Eliza“ gepecht. Das Dörscher strenge sich nicht sonderlich an, je daß Eliza begreiflicherweise die Gewalt derer und schließlich anrief:
„Aber das ist ja die reinste Jahresmarktschneise, meine Herren!“

Da antwortete einer der Musiker:
„Es ist doch nicht von uns, Herr Doktor!“

Im Druck
ein

DIE JUGEND

der
Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Verfahren Druck nach Bilderrückgaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für RM. 0.24, die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUF: P. J. JANNOWITZ SAMUEL-NR. 518

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Verlagsdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflichen ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 3.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

findet mittelgroße
Wohlfühlung bei
einem kühnen
Gegensatz-Vertrieb
bei Reichenhall 538

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Zeitschriften gehen
mit der Zeit-drumgehe
mit der Zeitschrift.

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Feld für Erwerbende von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Verlags-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, natürlich Postversandt durch den Kunsthandel und im unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Derzeitiger Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Porto) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Leit den Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fisch-
schicht.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schneider
München NW 2
Karlstr. 64

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Alter in bis zur Gegenwart. 80 Seiten in Gammler'scher Ausstattung RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art
Druckarbeiten
empfiehlt sich
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

FOTO-ECKE

Maçon

Neue Filmaarten und Filmgruppierung

Vor kurzem wurden die Preise für Rollfilme ganz wesentlich erniedrigt. Das dürfte gerade für die Sommermonate willkommen sein, um der Lichtbildnerlei neue Freunde zuzuführen.

Gleichzeitig erlebte eine wichtige Umbenennung der Negativfabrikate. Der panchromatische Film mit verdickter Rotenfallschicht, also das Tageslichtmaterial, hat die neue Bezeichnung „orthopanchromatisch“ erhalten; der rotüberlegte Film, das Kunstlichtmaterial, wird durch die Bezeichnung „panchromatisch“ gekennzeichnet. Damit erfolgte endlich ein wesentlicher Schritt, der Verwirrungen und Mißverständnisse vermeiden hilft. Wir werden im Sommer den orthopanchromatischen Film verwenden. Für Schnappschüsse arbeitet er ohne Filter bereits ausreichend tonwertrichtig; in der Landschaftsfotografie und stimmungsvollen Darstellung wählen wir ein helles Gelbfiltersystem, wie wir es in der letzten Foto-Ecke beschrieben. Das alte Gelbfiltersystem ist die grüne Töne noch zu dunkel erscheinen und übersteigert die Farbe Gelb. Deshalb bringt es für beide Filmsorten keine Vorteile.

Zu der Gruppe der orthopanchromatischen Filme, also zum Tageslichtmaterial, gehören folgende Fabrikate:

Aecla-Isopan mit 17/100 DIN
Aecla-Isopan-Feinkorn-F mit 17/100 DIN
Aecla-Isopan-Spezial-Feinkorn-F mit 10/100 DIN
Hassl-Pancola mit 17/100 DIN
Mimosa-Panchroma mit 17/100 DIN
Perutz-Perapatic mit 15/100 DIN
Schleußner-Panchro mit 19/100 DIN

Zu der Gruppe der panchromatischen Filme, also zum Kunstlichtmaterial, gehören die Fabrikate:

Aecla-Isopan-Super-Spezial-ISS mit 19/10 bis 20/100 DIN
Kodak-Panatomic mit 16/100 DIN
Kodak-Super-Sensitiv mit 17/100 DIN
Perutz-Peronima mit 18/100 DIN
Schleußner-Tempo-Pan mit 19/100 DIN
Westlanders u. Wehner Color-Pan mit 16/100 DIN

Der Perutz-Peronima-Film darf nicht als ausgesprochen rotmännlich bezeichnet werden; er nimmt eine Zwischenstellung ein. — Das Material arbeitet bei Kunstlicht tonwertrichtig unter Verwendung eines Blaulichters.

Blende und Tiefenschärfe

Sie werden es selbst wissen, daß Sie bei Einstellen auf eine bestimmte Entfernung auch die Gegenstände scharf abbilden können, die bis zu einer bestimmten Grenze davor oder dahinter liegen. Die Ausdehnung dieser Zone, der sogenannten Tiefenschärfe, hängt von der Blende ab. Je kleiner die Blende, desto größer die Tiefenschärfe.

Das Gesagte ist für Schnappschüsse wichtig, wo es auf schnelle Erfassung des richtigen Augenblicks ankommt. Eine klassische Kombination liefert dort Blende 8 auf 4 oder 6,5 Meter. Arbeiten wir mit Brennweite 75 mm, so erzielen wir im ersten Fall Schärfe von 2,8 bis 6,5, im zweiten Fall von 4 bis 15 Meter. Wir können also ungefähr die Entfernung des Motivs abschätzen, danach entsprechend der Meternskala einstellen und sofort belichten ohne Mittelscheibenkontrolle. Wir empfehlen Ihnen die Anschaffung einer zu Ihrer Kamerabrennweite passenden Tiefenschärfetabelle. Indem Sie sich daraus ein paar solche Daten einprägen, wird sie gute Dienste leisten.



„Für 65 Jahre sehen Sie noch jabelhaft aus...“
„Kunststück... Wenn man nie Sport getrieben hat!“

Hören und Sehen

Nichter: „Zeuge Lämmel! Treten Sie mal vor! — Haben Sie gesehen, daß der Angeklagte die Trähle von dem Blumenkasten an seinem Fenster durchgeschnitten hat, als seine Schwiegermutter aus der Haustür trat?“

Lämmel: „Jesohn hab' ich überhaupt nicht, ich hab det allens nur gehört.“

Nichter: „Auf Ausfragen, die sich nur darauf stützen können, was ein Zeuge gehört haben will, gibt das Gericht nichts. Sie können abtreten.“

In diesem Augenblick passiert Lämmel etwas Menschliches mit deutlich hörbarer Wirkung.

Nichter: „Zeuge Lämmel! Ich verurteile Sie wegen ungebührlichen Benehmens vor

Gericht zu einer Geldstrafe von fünf Mark oder einem Tag Gefängnis.“

Lämmel: „Hamm Se's jesohn, Herr Richter?“

Nichter: „Gejehn? Deutlich gehört habe ich es!“

Lämmel: „Sie ham doch eben selbst jesagt, auf det, wat man nur gehört und nich jesohn hat, jibt det Gericht nijscht!“

Die Kaulquappen

„Mutti, wenn das Baby Kaulquappen isst, bekommt es dann eine Stimme wie ein Frosch?“
„Nein, um Gotteswillen, es würde ja sterben.“

„Oh nein, Mutti, es ist nicht gestorben!“
F. S.

Gspassiges von d' Bauersleut'

Der Hinterleiner läßt sich aus einer Hühnerfarm einen Verschlag mit Hühnern schließen. Er beschwert sich schriftlich bei der Firma, daß der Verschlag schlecht vermauert gewesen sei, während der Fahrt durch den Det auseinanderfiel und die Hühner davonliefen. Nach langen Suchen sei es ihm gelungen, acht Stück wieder zu fangen. Darauf erhielt er zur Antwort, daß er sich damit zufriedengeben möge, denn die Firma hätte nur sechs Hühner geschickt.

Jeden Abend
Chlorodont
Jeden Morgen



„Gut, Frau Meyer, daß S' Eahnerer Fenster putzen — jetzt sieh i wenigstens wieder auf Ihr Uhr in der Küch.“

Vorbereitung

„So ein Unglück! Unsere Kuh ist gestorben. Ich mag es gar nicht meiner Frau sagen. Du es, bitte! Aber langsam und vorsichtig.“

„Keine Panik! Ich werde ihr zuerst sagen, du warst gestorben.“

Die glücklichste Lösung

Theaterdirektor: „Der Schluß kann nicht so bleiben. Das Publikum wünscht einen glücklichen Ausgang.“

Dichter: „Gut. Held und Heldin könnten sich am Ende des Stückes scheiden lassen.“

Moderne Kinder

Großvater: „Gut, Kurtchen, wie wäre es, wenn wir in den Spielzeugladen gingen? Wir könnten uns da alle die schönen Sachen ansehen.“

Kurtchen: „Aber gern, Großvater, wenn du Vergnügen daran findest.“

Ein ganz Kluger

Bäuerin (ein Postpalet aus der Stadt öffnend): „Aber Cepp, warum hast du denn gleich zwei Kalender kommen lassen?“

Bauer: „Mir tat's hehe Portio wegen einem so kleinen Buch leid. So haben wir gleich auch fürs nächste Jahr einen Kalender.“

Richtig befolgt

„Dein neuer Anzug sieht dir so sehr gut! Hast du dir dann auch zwei Paar Hosen machen lassen, wie ich dir empfahl?“

„Ja, das war ein guter Rat — es ist mir nur manchmal etwas warm um die Beine!“

Vorsicht

„Ker hat mir sein Herz geschenkt!“

„Da mußt du aber sehr vorsichtig damit umgehen, denn vorige Woche sagte er mir, ich hätte es ihm gebrochen!“

Kurse

„Schrecklich, was diese Lehmanns für einen Aufwand treiben, es ist tatsächlich nicht mehr schön! Die Mutter macht einen Emmakurs, der Sohn einen Gebirgskurs, die beiden Mädels einen Gummastkurs.“

„Lächeln Sie sich, mein Lieber. Der Vater wird bald Kon-Kurs machen.“

Der Anfänger

„Sie sind wohl noch nicht lange in diesem Geschäft tätig?“

„Wieviel Gnädige Frau?“

„Weil Sie noch rot werden, wenn Sie die Preise nennen.“

Darum

„Vielen Dank, Willi, daß du dich gestern auf dem Ball meiner Schwester so angenommen hast!“

„Bitte, bitte, es war ja ein Wohltätigkeitsfest!“

Frage

Klein-Marqot ist nun so groß geworden, daß sie auch ein Abendbrotchen lernen soll. Mutter spricht ihr vor: „Lieber Gott, mach mich fromm!“ Klein-Marqot wiederholt diese Zeile. Die Mutter spricht weiter vor: „Daß ich in den Himmel komm!“ Aber ansatz auch diese Zeile gleich nachzusprechen, fragt Marqot: „Mutti, und wie komm ich da wieder runter?“ K. B. W.

Ruhestand

Vätereamter: „Wenn ich pensioniert bin, gebe ich den ganzen Tag spazieren!“

Bete: „Und ich bleibe den ganzen Tag dabei!“

Schwer zu machen

Arzt: „Im Augenblick ist nichts zu befürchten, gnädige Frau. Doch hinten im Nacken bildet sich ein Karunkel; ich möchte Ihnen raten, ihn im Auge zu behalten.“

Männer über 40

erlangen neue Kraft u. Lebensfreude durch sein Naturmittel (keine Pillen, ein Glas Bier ersetzt die Dosis) RM. 1.00
H. Hermann, Stuttgart 1
Vollständl. RM. 1 / Rückenstreife 1

BÜCHER

„Schicksale und Verbrechen“. Ein neuer Pitaval des 19. und 20. Jahrhunderts, herausgegeben von Paul Wiegler, Ullstein-Verlag, Berlin 1935.

Die schon längst fällige Fortführung einer gemeinverständlichen Darstellung der neuen und neuesten Kriminalfälle im Sinne Pitaval's, hat Paul Wiegler in einem bei Ullstein erschienenen Band zu besorgen versucht. Dieser Versuch erscheint mir nicht als besonders gelungen, denn erstens ist der größte Teil des Stoffes bereits in den Bänden des „Neuen Pitaval's“ von Hitzig und Häring, ferner in der „Wiener Pitaval“ von Tartaruga und schließlich in der „Pitaval“ von Wiegler selbst, in der „Friedens- und der Ullstein-Pitaval“ veröffentlicht worden. Zweitens wird der Stoff gründlich behandelt, daß uns diese weit weniger gründliche Behandlung keine sonderliche Freude bereitet; zweitens nimmt die Darstellung der jüngsten Fälle einen so knappen Raum ein, daß wir uns mit schlagwortartigen Kurzerzichten begnügen müssen, wo schon allein die Fülle der rein äußeren Begebenheiten einen weitläufigeren Platz beanspruchen dürfte, als diese Art der Darstellung zuläßt. Uebrigens ist die Auswahl der Fälle, der interessantesten Fällen, dem Anspruch genügt, den man erheben muß, wenn man sich nicht mit einigen Anfechtlichkeiten begnügen will, möchte ich bezweifeln. Für bescheidene Gemüther allerdings, die sich lediglich eine preiswerte Ganshaut verschaffen wollen, ist das Buch recht geeignet. Im übrigen wäre es besser gewesen, der Darstellung der ältesten, längst bekannten Stoffe, gegenwärtig dafür der neueren, noch unbeearbeiteten mit um so größerer Gründlichkeit zuzuwenden.

A. W. R.

Kurt Arnold Findeisen: „Gottes Orgei“, ein Roman um Bach und Händel. Mit 12 Wiedergaben von zeitgenössischen Bildern und vier Handschriften. Verlag Richard Bong, Berlin W 57.

In wohlthunende Gegensatz zu dem mit Sentiments etwas allzu reich durchdränkten „Friedemann Bach“ von Brachvogel, wird in diesem Roman das Leben und die Persönlichkeit der großen Diokuren Bach und Händel mit starker Einfühlungsgabe in Zeit und Milieu, zur Darstellung gebracht. Der Autor – bekannt durch eine Romane „Davidsbündler“ und „Lied des Schicksals“, in denen Schumann und Brahms die Hauptrollen spielen – beginnt sein neues Werk mit dem Amtsantritt Bachs an der Thomaskirche zu Leipzig und drängt dann in die Zeit von 1723 bis zu dem großen Meisters Tod 1750 alle bedeutenden Inneren und äußeren Lebensereignisse. Hier, sozusagen, hier, unter der Wahrnehmung größter historischer Treue das Schicksal zweier Künstler, ohne deren Wirken die deutsche Musik keine Weltgeltung erlangt hätte, in die menschliche Nähe eines lebenden und mitfühlenden Herzens gerückt, so daß wir mit Begeisterung und Erschütterung miterleben dürfen, wie in dasin dieser beiden Großen den Genius der Schöpfungskraft beiliegte und bedrückt. Die gründliche Sachkenntnis des Autors vermittelt uns nebenher noch eine reiche Fülle historische Details – über Kompositionstil, Instrumente und dgl. – so daß wir durch die Lektüre des schönen Buches, das in der That ein Meisterwerk ist, auch die ganze Welt das Andenken des größten deutschen Musikers feiern, sollte dieser Roman jedem halbwegs kultiviertem Deutschen an der Geburtstagstags geleert werden.

A. W. R.

E. F. Gantier: Geiserich, König der Vandalen. (Societäts Verlag, Frankfurt a. M., 1934.)

Der französische Verfasser hat sich mit seinem historischen Werk der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, einen Abschnitt der germanischen Völkerwanderungszüge aufzuheben, der bisher noch kaum eine erschöpfende, wahrheitsgetreue Darstellung gefunden hatte, sondern durch böswillige Einstellungen verdunkelt worden war. In feinsinnigen Untersuchungen und auf umfangreiches, unübertreffliches Quellenmaterial sich stützend, tritt der Franzose jenem Wort von „Vandalismus“ entgegen, das von der lateinischen Welt zu Unrecht geprägt worden war. An Stelle der Verleumdung setzt Gutzmer die Tragik. Denn tragisch ist der Schicksalsweg dieses ostgermanischen Stammes, der von seiner nördlichen Heimat aus in unwiderstehlichem Wanderdrange ganz Europa durchschweift, in Schlesien und Ungarn, Frankreich und Spanien die Spuren seiner hohen Kultur hinterläßt, auf seinem Heldenkönig Geiseric auf afrikanischer Erde ein festgelegtes Staatswesen errichtet, um nach hundertjähriger Herrschaft aus der Geschichte zu verschwinden. Ein inhaltreiches Buch voll tiefer Gedanken und Aufschlüsse über germanisches Wesen.

A. Wisbeck

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt dieser Nummer zeichnete Rosel Popp

Unsere Sondernummer

Münchner Volkssänger

erscheint am 21. Mai 1935

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeugenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke
 Mc Leods Lebensweg

Cine w a h r e G e f d i d t e

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatfch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Affen und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrentretung einer verurteilten Frau, die während des Weltkriegs eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz
Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

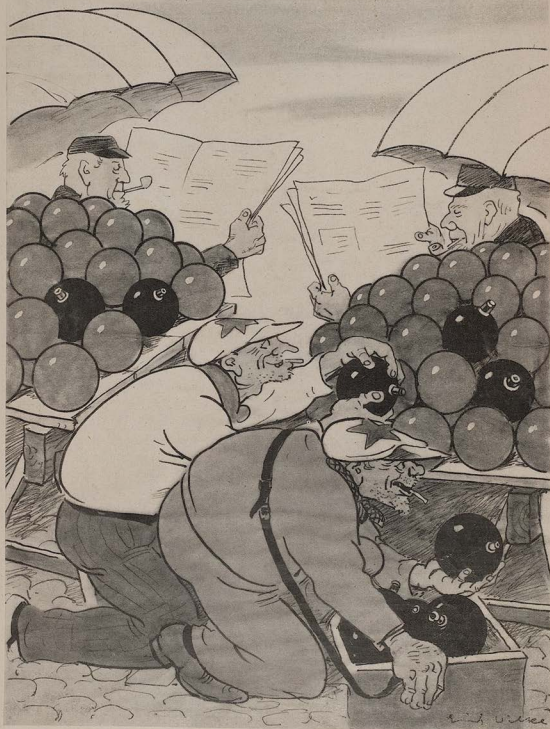
Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Holländische Käse

Erich Wilke



Zum Dank für die Entlassung aus Hollands Gefängnissen haben die Kommunisten versprochen, sich der Käseindustrie zu widmen.

Fugero
Nr. 22

Sondernummer:
"MÜNCHENER
VOLKSSÄNGER"

MÜNCHEN
1935, Pr. 60,-



Grüß dich Gott, Karl Valentin!

Von Peter Scher

Manchmal mocht' man kaum noch leben,
weil die Sturheit allzu dick war
und sogar beim Glaserbeben
nicht ein zögiger Augenblick war.
Alle Dinge sah man geräulich
wie mit Spinnweb überkleistert,
selbst der Abscheu ward abscheulich —
und dann hat man's doch gemeistert.
Einat sprach (Gott segne ihn!):
Gehn wir doch zu Valentin!

Und dann sind wir hingegangen
mit der Nieselsucht im Blute,
und dann hielt er uns gefangen,
und dann ward uns wohl zu Mute.
Was er spielte, was er lebte,
war genau das, das uns plagte —
nur, daß er darüber schwebte,
während er sein Pech beklagte;
nur, daß wir e entloset schrien
und die Schwermut drückte ih n.

Alle sind wir Elvens auf Erden,
die wir schenten, was sie brauchen,
die von Gott geprügelt werden
und verfürzt ins Dunkel tauchen.
Ledend müssen wir bezahlen,
daß wir Heiterkeit verschwendung;
aber dennoch, trotz der Qualen,
sind wir glücklich, Guld zu spenden,
dazu ward es uns verliehn —
Grüß dich Gott, Karl Valentin!

Der Volksfänger

Von C. A. Riesel

Viele der jetzigen Volksfänger werden sich wohl schon oft gefragt haben: Wie lange mag eigentlich der Beruf des Volksfängers bestehen? Allerdings ist das eine etwas schwierige Frage, denn die Ursprung des Volksfängers festzustellen; diese Frage zu lösen, soll der Zweck meines Artikels sein.

Mancher Kollege wird erstaunt sein, wenn ich mich erdreisten werde, den Ursprung oder die „Wiege“ des Volksfängertums um einige Jahrhunderte zurückzulegen und doch ist es so. Schon im Jahre 1230 pflegte man an den deutschen Höfen den Meistersänger (Volksfänger), eine besondere Vorliebe zu haben, während sich jedoch der Handwerkerstand mit den wenig gebildeten volksmäßigen Sing- und Spielern, den sogenannten „Gumpelmännern“ zufrieden gab, deren Leistung keineswegs als schlecht bezeichnet werden darf, im Gegenteil erachtete man es zu jener Zeit immerhin als eine Art Kunst, die sie gewöhnlich nur an Carnevalen auf einem öffentlichen, großen Platz vor dem Rathaus, den dort anwesenden Bürgern preisgaben. Was man bei den „Gumpelmännern“ als Kunst erachtete konnte, wurde in viel späterer Zeit eine gemeine Possenreißerei; die besten Volksdichtungen wurden in ganz oberer

Weise verzerrt, aus den „Gumpelmännern“ entstanden die „Bänkelfänger“. Auf eine besondere Höhe kamen die Bänkelfänger im Jahre 1480; wo sie hauptsächlich selbständig komisch, in sehr derbem Geschmack gehaltenen „Wortspiele“ aufführten, den Stoff zu diesen Spielen entnahmen sie Tavernenbesitzern, Brautwerbungen, ehelichen Freistigkeiten und Prozessen usw., wobei die dachsten Epöste die Hauptsache waren und als eine besondere Belustigung beim Volke galten. Die Bänkelfänger bestanden aus meist dem Handwerkerstand angehörigen jüngeren Leuten, die erworbene Stücke sogar auf besseren Bürgerhäusern auf einer extra zu diesem Zweck errichteten „Bühne“ aufführten. Diese „Bühne“ war freilich ebenso primitiv, wie sie auch jetzt noch vielfach bei den „Volksfängern“ im 20. Jahrhundert zu finden ist; allerdings hatten unsere Ahnen das voraus, daß man ihnen die durch die Breiter hergestellte Erhöhung mit einem kostbaren Teppich belegte. — Diese Zeit erachtete ich als den eigentlichen Ursprung der jetzigen Volksfänger.

Schlechter bestellt war es mit dem Bänkelfänger im 17. Jahrhundert. Der feinsinnige Volksfänger verschwand, ebenso auch die guten

Wortspiele; es trat somit eine gänzliche Verrohung des Bänkelfängers ein. Ihr Wesen und Treiben war nur mehr eine Verächtlichmachung des Staates, der Kirchen und der Geistlichkeit. Die Türen der Bürgerhäuser blieben ihnen verschlossen und so gaben sie ihre Stücke, deren Rollenentwurf vorwiegend vagabundierende Handwerkerstellten waren, vor dem auf öffentlichen Plätzen versammelten Pöbel. Diesem Treiben machte der kunstsinigste Kaiser Maximilian I. (1493—1519) dadurch ein Ende, indem er alles Verbe und Anstößige ausmerzte und den feinen Volksfänger und das bessere Wortspiel pflegte und wieder auf seine künstlerische Höhe brachte. Das mag für den Bänkelfänger die tugendhafteste Zeit gewesen sein, da er gezwungen war, seinen Liebern und Spielern ein religiöses Gedächtnis zu geben, erst im Jahre 1530—1536, als die von dem Schuhmacher und Dichter Hans Sachs gedichteten Schwänke und Possen in hoher Blüte standen, kam auch für den nach Lustigkeit und Geschmuck schmachtenden Bänkelfänger die goldene Zeit des frohlichen Lebens, sie waren wieder in ihrem Element, mit besonderer Vorliebe wurden in den Zunftlokalen der Handwerker die stets beliebten einaktigen Schwänke von Hans



Verstorbene
Münchener Komiker



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel



J. Heil



Kaiser Michel

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Zur Psychologie des Volkssängers

Von Anton Sailer

Vor allem: ein Vortragssänger kann man werden, aber zum Volkssänger muß man geboren sein. Die unerlässliche Voraussetzung, von der sein Erfolg abhängt, ist dabei gar nicht so schwer zu fassen. Es ist neben dem Humour einfach das „Gemüt“, das er mitbringen muß; eine Anglegenheit, die man nie und nimmer lernen kann, für die jedoch gerade sein Publikum, das einfache Volk, ein sehr heilbringendes Ohr besitzt. Es ist etwas gänzlich Unkonformiertes: nicht das gewisse „Kingerspißgefühl“ wird verlangt, sondern eine unwürdige, ungleich wertvollere, dem Volksempfinden nähere Veranlagung, nämlich „das Herz auf dem rechten Fleck“. Hat er das, dann kann er es sich leisten, aus sich herauszugehen, eine Serie von Kraßausdrücken hies unterzupfeifen — das „Gemüt“, der gute Schatz von Würdevollheit, der stets im Hintergrund sitzt, wird seiner derben Komik immer wieder etwas Natives verleihen, ihm die ungeteilte Sympathie und Resonanz seiner Zuhörer schenken und ihn eben dadurch zum wahren „Volks“-Sänger machen.

Und während andererseits ein beliebiger Vortragssänger wohl stets bemüht sein wird, sich möglichst vorteilhaft zu präsentieren, kleine, körperliche Mängel zu verbergen, verfährt der Volkssänger gerade nach dem Gegenteil. Er findet dem Mut, die kleinen Schwächen, mit denen ihn die Natur ausgestattet hat, offen zu zeigen. Aber nach dieser Überwindung wird er bald, instinktmäßig und angefeuert durch den unanfechtbaren Erfolg, dieselben noch unterstreichen und ins Oversteile steigern. Ist er groß und mager, wird er seine dünnen Beine in enge Strümpfe stecken, oder er wird umgekehrt seine Leibesfülle noch stärker zeigen, eine große Nase noch größer ausblähen usw., um von vornherein Lachen, Staunen und sogar ein gewisses Mitleid zu erregen. Hier tritt er sich mit dem Clown, doch während dieser tollpatschigere Vernehm, Grimassenschneiden und albernes Gehen wie Sprechen überhaupt nicht lassen kann, ertüchelt es bei ihm nur ab und zu bligartig überes Gesicht, knickt wie zufällig nur plötzlich ein Bein, aber dann ist er wieder der würdevolle und im vollsten Ernst über seine Wunden seiner Kunst. Während überdes ein Clown durch das Kostüm allein in Unwirklichkeit entückt ist, sieht der Volkssänger fest auf dem Boden; Lippen verknäuelnd, die es wirklich gibt, Neukletscher singend, deren Inhalt

alltägliche Verkommenisse an „kennischen“ und vor allem in „humoristischen“ Licht zeigt. Er arbeitet mit realem Witz. Seine Eigenart wird auch dadurch unterstrichen, daß er nur selten eine „Verpflanzung“ verrät. Er ist ein wahrhaft Erdbegrunder, einer, der mit seiner Heimat, oft sogar mit „seinem“ Stadtviertel, naturgemäß so verknüpft ist, daß er nie dort zu echter Entfaltung gelangt. Dringt sein Ruf aber über die Stadtmauern und die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus, und soll er inselgedessen auch einmal eine Reise machen und „ganz woanders“ auftreten, dann kommt die Gedrängtheit an „sein Milieu“ so richtig zum Ausdruck. Erst erschrickt er etwas, dann „überlebt“ er sich’s lange“, fährt endlich nur ungen und atmet denn auch erst wieder so recht auf, wenn er, und das so bald wie möglich, an seine altgewohnte Wirkungsstätte zurückkehrt ist. Natürlich spielt hier herein, daß er, der meistens im Dialekt spricht, außerhalb nicht so verstanden wird, doch vor allem

ist es das „Gemüt“, das Bodenständige, das ihn zum Bleiben zwingt. Er ist immer eingeprägt, mit einem gewissen, kindlichen Erfolg auf seine Popularität, die übrigens durch einen angeborenen Humor, den er auch in Privatleben hingebungsvoll zum Durchbruch kommen läßt, sehr gesteigert wird. Er besitzt in diesem Punkt die herzerquickende Gabe, sich über sich selbst lustig machen zu können. Mit vollem Bewußtsein, das versteht sich, denn gleich darauf kommt auch das lustige Witzeln in den Augen und dazu die tadelnswürdigste Falte um den Mund. Ein Volkssänger hat immer viele hundert Fältchen um die Augen, aber auch immer schmale Lippen. Im Grunde ist er Melancholiker, mit einem vielfachen Wissen um die menschliche Unzulänglichkeit. Er ist frei von jedem selbstlichen, süßlich-verlegenen „Nache Papajo“, aber doch bedauert er sich im Grunde auch selber. Eine rüchelbare, amantige Mischung, wie sie sich in Fiedern, die beim Wäscheplätten von den Mädchen gesungen werden, offenbart: Unverbildeter, ins Leben packender Humor und melodramatische Traurigkeit, das bei beidem an Knalleffekten. Und dazu das Achselzucken, über sich selbst, über die andern: „Der Mensch braucht nur Glück haben, dann kann er so dumm sein, wie er mag...!“

Gewissenhaft

Karl Valentin kommt zu spät auf die Probe; statt um zehn Uhr — um zwölf! Der Regisseur ist wütend.

„Ich an Ihrer Stelle wäre überhaupt nicht gekommen...“ knurrt er Valentin an.

Der erwidert ruhig: „Ja, Sie! Aber ich hab halt auch ein Gewissen!“

Die Münchner Dioskuren

Der Valentin hatte einen Witz gemacht, der dem Weiß Fiedel, und der Weiß Fiedel einen, der dem Valentin in den Mund gelegt wurde.

Darob erhob sich in Weiß Fiedels Beisein ein Streit, und dieser Streit endete — wie einst bei den Weimarer Dioskuren — in der bedeutungslos-vorangere Frage: Wer der Großvater von beiden sei?

Da erhob sich Weiß Fiedel und sprach mit leicht flüchtigen Akzent die berühmten Worte:

„Dres deutsche Volk soll freu san, daß es gewiss solchene Karl hat!“



Ein schönes verlobtes Paar Marek, Singer.
Wer dan was much will er fahren, und ersehen.
Ein recht Wunder geschicht, so dieses Jahr geschehen,
so sehen so. Auch so beschaffte sich einer allein,
hab nur mein Dassel auf, darunter wird er sepien.

Die Bänkelsänger



Karl Valentin

Legende

Von A. Wisbeck

Das ist nun schon lange Zeit her, daß unser lieber Papa Weis das Zeilische gesungen hat. Nur die älteren Münchner vermögen sich seiner noch zu erinnern. Wer ihn aber noch als sangesfrohen Kändler behelligen, echten Münchner Humores, als tätigen Ausdrucker der Volksseele erleben durfte, der wird ihm noch immer tiefen Dank für jene Stunden wissen, in denen vor der reinen, klaren Menschlichkeit dieses wahren Volks-Sängers die Sorgen des Alltags wie Epen in den Wind verflohen.

Es ist es denn auch weiter nicht verwunderlich, daß Papa Weis von dieser irdischen Welt ohne Umweg in den Himmel eingezogen war. Da fast er nun schon viele Jahre, die Hände über dem Bauschein faltend, auf seinem Wolkenpolster und sah mit mildem Lächeln den gehenden und flüchtenden Engeln zu. Ja, das wäre ein anderes Dasein gewesen als dieses und jenes verklärte, an Reuchstufen leidende Klammer —! Sprechen tat er nur wenig, und niemand hätte in ihm den Mann vermutet, der allabendlich große und kleine Sorgen von bedrückten Menschenjahren weggesungen hatte; denn wie jeder echte Humoresist verschloß auch er die Gabe seines Herzens schon vor der Außenwelt. Nein, er war auch im Himmel kein „Wipbold“, man hätte ihn für einen bayrischen Landpfarrer halten können, der sich zur Ruhe gesetzt hatte.

Eines Tages herrschte große Aufregung im Himmel. Ein „Buch der guten Taten, ausgeübt durch Personen des Anfangsbuchstabens G“ war verloren gegangen. Vielleicht hatte es Luise entwendet, oder es war durch ein Wellenloch gefallen, kurzum, Band XXVII, Weirung bis Weisgoldwasser, fehlte in der himmlischen Registratur. Nun galt es, den Be-

Verschiedene Grabchriften

Couplet von Anderl Welsch

1.
Hier ruht mein' liebe Schwiegermutter,
Hat a Herz a habt weich wie Butter;
Ist im Himmel ihr arme Seel,
Nachher wünsch ich mir die Höl.

M's Karussell!

2.
Hier in dem Grab da liegt der Peter
Seine Frau, die starb erst später
Man hat s' neben ihm begrab'n
Wid er die ewige Ruh' jetzt hab'n
Es war'n zwei Schwab'n.

3.
Hier ruht in Frieden, sanft als Leich
Der Opernsänger Rudolf Ehlreich
War im Leb'n ein guter Christ,
Aber ein schlechter Tenorist
Er hat's schon g'wisst.

4.
Hier liegt begrab'n die alte Hätten
Märschens Frau hat viel gelitten
Mit den Glocken viele Jahr
Jetzt laut er nimmer, der arme Narr
Denn jetzt is's gar.

5.
Hier ruht Hans Eufmann, a Konditor
Was er gemacht hat war net bitter
Hustenzell, Zuckerküß
Denn schlaf er jetzt so sanft und süß
Im Schlummerstisch.

6.
Hier ruht die Nijcher, sanft in Frieden
War von seiner Frau geschieden
Hat amal a Fischgrat'n a'schlacht
Und is langsam deen do'schlacht
Dit geht's vergrüdt.

7.
Hier liegt a Jungfrau, unverdoebt
Jo an ein Kinderschlößl gestoben
O Herr gib ihr die ewige Ruab
Denn das Kindchöl war a Ruab
Ja mir warar's g'mua!

8.
Hier schlummert ruhig mein lieb's Weibchen
War im Leb'n kein sanftes Läubel
Hab ihr, weil's schied aus diesen Leb'n,
Ihre Sünden all vergab'n
Jetzt seint em's Leb'n!

9.
Hier liegt begraben Jakob Meier
War betann als Geldverleiher
Ist eines Tages dann verdoest
Jetzt ruht er sanft in seiner Gruft
Der größte Schuft!

10.
Hier ruht die Konfessur in Haag
Sie hat gelebt fast hundert Tag
Hat nichts beweget, ist sanft verchieden
O Herr gib ihr den ewigen Frieden
Auch hiemieden!

11.
Hier ruhen Frankreichs größte Pazi
Henri, Clam und Esterhazy
Gleich danc'n drei Generäl
Wie wird's ihnen gehn deunt in der Höl
Ja kreuzidel!

stand neuerdings aufzunehmen, und der liebe Gott befahl deshalb die Personen des Bandes XXVII vor seinen Richterstuhl. In langer Reihe standen sie an und wurden über ihre guten Taten vernommen. Auch Papa Weis hatte sich von seinem Wolkenpolster erheben müssen und stand nun lächelnd hinter zwei Männern, die mit süßlicher Aufregung ihr Gedächtnis nach den guten Taten ihres Lebens durchforschten. „Nun“, sagte der liebe Gott zum vorderen der beiden Männer, „welche deiner Taten hältst du für würdig zur Aufnahme in dieses Buch?“

„Ich habe einen Freund, der sich in Not befand, dreihundert Mark geborgt“, antwortete der Vornommene. „Nicht übel“, sprach der liebe Gott, „und hast du denn das Geld wieder zurückgegeben?“ „Ja, siebzigmal, aber nicht wieder bekommen!“ knurrte mit unterdrückter Wut der Mann. „Das tut nichts zur Sache“, sagte der liebe Gott, „denn darin, daß du das Geld entgegen deinem Willen nicht wieder erhalten hast, liegt deinerseits noch kein Verdienst. Du hättest dir der Schuld freigegeben oder sie aus deinem Schuldbuch streichen müssen. Jammere dich nicht, ich dir ein Los II. Klasse für eine Aufnahme in das „Buch der guten Taten“ reicht indessen dein Handeln nicht aus. — Der Nächste!“ „Ich habe in meiner Eigenschaft als Arzt viele Tausend Kranke geheilt“, beteuerte dieser. „Bravo!“ rief der liebe Gott, „du hast also als Mensch deine Menschspflicht getan, und dein Tun soll deshalb in die Rubrik „Erlöse Pflichterfüllung“ aufgenommen werden!“ Nun wendte der Papa Weis über seine guten Taten vernommen. Etwas verlegen lächelnd



Lisl Karlstadt

Couplet von Karl Valentin

Aus Kuhhaut macht man Leder,
Aus Leder macht man Schuh',
Die Schuh', die macht der Schuster,
Die Kuhhaut macht die Kuh.
Geflegenheit macht Diebe,
Das weiß doch jedermann,
Und das, was man aus Liebe macht,
Gibt niemand etwas an.

Die Übung macht den Meister,
Die Kleider machen Leute',
Der Kellner macht die Gäste,
Und das macht den a Freund'.
Der Pfarrer macht die Predigt,
Der Schreiber 's Protokoll,
Der Schneider macht die Hosen,
Und mancher macht sie voll.

Aus Dummheit macht man manches,
Was man sonst nicht leicht macht,
Das Bauchweh macht Begehren,
Und gewinnl vier macht acht.
Maggi macht gute Suppen,
Nodl macht schöne Bohn',
Kosmin macht rote Wangen,
Und 's Reiten krumme Bein' (Beine).

Das Glück macht übermütig,
Das Unglück, das macht klein,
Der Hader macht das Hafter,
Das Kind, das schaut hinein.
Der eine macht an Treffer,
Der andre, der macht nie,
Da kann man halt nie machen,
Das macht die Nacht des Glück's.

Der eine macht es ruhig,
Der andre macht an Krach,
Und was der eine vormacht,
Das macht der andre nach.
Der macht a Hochzeitreise,
Macht's nach Benedikt hin,
Sie sehen, ich mach' keine,
Weil ich noch ledig bin.

Bei einem macht's der Name,
Wenn er etwas gemacht,
Beim andern macht's der Name,
Beim dritten macht's die Kraft.
Der vierte macht an Dichter,
Der macht schnell ein Gedicht,
Das Jähling schwärzt, das macht Schmerzgen
Und macht a g'schwellnes G'sicht.

Das Singen, das macht heiser,
Die Medizin macht g'sund,
Und wer kein' braven Menschen macht,
Der macht an Bogabund.
Sie machen fade G'sichter,
Das macht g'wiss mein Couplet,
Draun mach' ich für heut' nichts mehr,
Und mach' jetzt, daß i geh'.

Hôtel & Restaurant „Ober-Pollinger“.

Seit 1891/92



Täglich Vorstellung
mit einem Preise
Kassa 2 Mk
Ansonst und Festerlagen
Kassa 1 und 2 Mk.

SINGSPIELHALLE. DIRECTION: J. GEIS.

PROGRAMM.

<p>1) Kaiser Friedrich Marsch von 2) Melodische Xetamorphosen. Erste Qualität von F. Danas (Georgs von de Gersbach)</p> <p>3) Internatio unferico aus „Cavalleria Rusticana“ von 4) Aesthetischer Solo-Vertrag. J. Geis. 5) Tanz mit Marika von 6) Berliner, Wieser und Mäcker. Komische Scene von Chr. Seidenboock</p> <p>7) Ein Walzer aus der kom. Oper „Ritter Faust“ von 8) Komischer Solo-Vertrag. L. Heise. 9) Pianetto-Polka aus dem Ballet „Sylvia“ von 10) Komischer Solo-Vertrag. J. B. Wieser. 11) Prinz Gethulz. Komische Scene mit Gesang von Chr. Seidenboock</p> <p>12) Galopp von</p>	<p>C. Friedemann P. Marzetti P. Danas Joh. Strauss Leo Delibes. Wetendick</p>
--	---

PERSONEN:

Ein Kaiser
Ein Wieser
Ein Mäcker

PERSONEN:

Ein Kaiser
Ein Wieser
Ein Mäcker

PERSONEN:

Ein Kaiser
Ein Wieser
Ein Mäcker

PERSONEN:

Ein Kaiser
Ein Wieser
Ein Mäcker

Sämtliche Concertnummern, sowie das Accompaniment ausgeführt vom Musikdirektor P. Danas.

Leitender im Programm vorbehalten. Adressenliste Die Direction.

Ein Originalprogramm des „Ober-Pollinger“

stand er vor dem höchsten Richter und gestand: „Ich kann mich meiner guten Taten nicht mehr erinnern, ich habe sie schon alle vergessen!“ „Kein schlechtes Zeichen“, meinte anerkennend der liebe Gott, „dem wahrhaftig Guten ist die gute Tat nichts Abwendendes, dem Gedächtnis Anhafendes. Er vergißt sie. Doch sage einmal, was hast du denn überhaupt in deinem Leben getrieben, womit hast du dich bebeschäftigt?“ „Ich hab' den Leuten ein bißl vorgefungen“, antwortete bescheiden Oeis. „Nun, laß einmal hören!“ forderte ihn der liebe Gott auf. Und Papa Oeis trug, von himmlischen Orchestern der Engeln begleitet, die lustigsten seiner Lieder vor. Schon nach der ersten Strophe mußte der Erzengel Gabriel, der hinter dem Nichterthische stand, sein Flammenschwert beiseite legen und zum Taschentuch greifen, um sein Gesicht zu unterdrücken. Bei der zweiten Strophe guckte es um Gottes

Mundwinkel, bei der dritten ließen ihm die hellen Tränen über den Bart. Und der hartnäckig spielende Engel mußte so lachen, daß er falsche Akkorde griff, und der gehende mußte den Fiedelbogen fahren lassen, um sich den Bauch zu halten, und der flüchtloshende brauchte nur mehr Quietsch-Töne hervor. „Nun, siehst du“, sagte der liebe Gott, als Oeis seinen Vortrag beendet hatte, „deiner besten Taten habst du also vergessen: Da hast du Gorgen des Alltöges von den Herzen der Menschen genommen, sie wieder mit der Freude am Leben erfüllt und dadurch auch mit dem Glauben an mich. Ich weiß, wie die manchmal das Weinen näher stand als das Lachen, aber du hast die Gorgen der andern auf dein großes, gutes Herz geladen. Und deshalb soll in das Buch deiner guten Taten eingetragen werden:

„Er hat sein Leben der Freude anderer Menschen geweiht!“



Das Münchner Bier.

Original-Couplet

Verfaßt von

Wisl Huber

Preis 10 Pf.

Nachdruck verboten.

Original-Couplet-Text

Münchner Volkssänger im Film

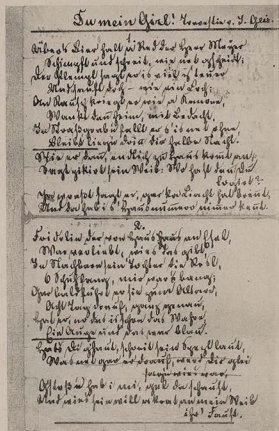
Von K. Kurt Wolter

Es ist nur zu verständlich, daß sich der Film — diese zufolge ihrer Verbreitung wie keine andere Kunstgattung ausgeprobenere Volksunterhaltung — auch in besonderem Maße der bekannten heimischen Volkssänger angenommen hat. Wenn das ersichtliche Ergebnis auch nicht gleich in der erwarteten Weise von Erfolg gekrönt war und zufriedenstellen konnte, so ist das kein Vorwurf gegen die Kunst der beteiligten Darsteller. Im Gegenteil, der Film — hier bestfalls ein Cuckoo der Kleinkunstbühne — hat die Ursprünglichkeit der Künstler, ihre „persönliche“ Nähe, die man ja im Film in Anbetracht seiner technischen Natur nie geben kann, erst recht zum Ausdruck gebracht, insofern nämlich, als man sie bei ihm vernünftige.

Gerade in München bemühte man sich frühzeitig, in ausgeprägterer Form als in Berlin, den angestammten Lieblingen Karl Valentin, Lisl Karlstadt und Weiß Ferkel einen würdigen Platz im Film zu verschaffen. Und man kann sagen, daß diese Künstler es neben Schallplatte und Rundfunk zum großen Teil dem Film verdanken, wenn ihr Name heute in allen Gegenden Deutschlands bekannt ist. Im ganzen betrachtet, scheint das Ergebnis noch bedeutender als jenes in Berlin —

wenn wir vergleichsweise etwa Elöre Walldorf, Fräulein Feslerberg, Elli Gläuner, Lotte Werkmöster (aus Magdeburg gebürtig), Erich Carow, Wilhelm Bendow, Werner Fink (aus Gießen), Henry Loewen (aus Kopenhagen), Hugo Kieber-Körpe (aus Bielefeld) und ähnliche Kabarettisten als Berliner Volkssänger anprechen wollen. Schon hier stellen wir selbsterweise fest, daß es in anderen Städten „Volkssänger“ nach Art der erwähnten Münchner Künstler eigentlich nicht gibt (die bekannten „Cittiner Sängers“ können in dieser Hinsicht nicht als Volkssänger gewertet werden).

Karl Valentin begann in Deutschland als einer der ersten Produzenten überhaupt mit dem Kurzspielfilm; zu einem Zeitpunkt, da noch keine Gesellschaft daran dachte, neben belebenden Filmen kultureller Art auch kleine Filme mit einer Spielhandlung herauszubringen, stellte Valentin, zusammen mit dem Filmpionier Walter Jerven, eine Serie von (stummen) „Einaktern“ her. Der Erfolg ließ vielleicht weniger aus künstlerischen Gründen als gerade deshalb zu wünschen übrig, weil zu jener Zeit die Spielfilmprogramme noch zwei Großfilme bringen durften und daher kein Bedarf an Kleinfilmen für ein „Beiprogramm“ herrschte. Valentin stellte dann auch, nach Vollendung eines größeren Spielfilms, seine Tätigkeit im Stummfilm ein. Als dann der Tonfilm aufkam, brachte er auch für Karl Valentin neue Möglichkeiten. Merkwürdigerweise war es gerade der erste — und einzig gelungene — Versuch einer Tonfilmoper, „Die verkaufte Braut“, in der Karl Valentin und Lisl Karlstadt gemeinsam als Fiktivdirektor-Ehepaar mitwirkten und gesungen. Diese Rollen gaben sogar Veranlassung zu einer ganzen Folge von Kurztonfilmen, die mit besonderer Eorgialt von der „Bavaria“ in Höchstqualität hergestellt wurden. „Die Drehtscheibe“, „Der verheiratete Scheinwerfer“, „Im Schallplattenladen“ und der „Lebter Versuch“ waren bekannten valentinischen Bühnenszenen nachgebildet,



Originalhandschrift von Papa Geis



Anton Leidl

Weiß-Ferdl



Aus „Kerns Sängervarte“

(Das Illustrationsmaterial auf den Seiten 339, 340, 342–346 stammt aus der Sammlung von Karl Valentin und Lisl Karlstadt.)

während man „So ein Theater!“ und „Es knallt!“ eigene für den Film verfasste. Der bei weitem beste Charakter dieser Reihe war — unter der Regie von Joe Stödel — „Der Theaterbesuch“, da hier die Handlung völlig von der Bühne gelöst, Valentins schauspielerische Leistung aber dennoch geradezu improvisiert erschien. In all diesen Filmen konnte neben Valentin auch Lisl Karlstadt überzeugende Beispiele ihres großen darstellerischen Könnens geben.

Wenn die genannten Filme auch nicht sämtlich gleichwertig ausfielen, so dürfen sie dennoch als Idealvorbild für eine bestimmte unterhaltende Gattung des deutschen Kurzfilms gelten. Ihren Charakter nach nehmen sie beim Film etwa den gleichen Standpunkt ein, den das Kabarett in der Bühnenszene verteilte. Filmisch sind sie das deutsche Gegenstück zur amerikanischen Örekeske.

Die vielbelächten originellen Hauptdarsteller der Bühnen-Charaktere werden im abendfüllenden Theaterstück zu Chagren. In ganz ähnlicher Weise geschieht es beim Film. Der Film verlangt zur tragenden Rolle eine ihr entsprechende Umstellung der Persönlichkeit. Als bestes Beispiel in dieser Hinsicht kann uns wiederum Weisköttinger oder — wie wir ihn besser kennen — Weiß-Kerdl dienen. Beginnend mit dem unvergesslichen Bingenweilner in dem Film „Der unsterbliche Lump“ führt ihn ein rascher Aufstieg in die erste Reihe der bekannten Filmstars. Eine ganze Anzahl großer Spielfilme, meist schwanzartigen Charakters, von denen „Konjunkturcrister“ und „Der Meisterboger“ in jüngster Erinnerung sind, brachten ihn in der Haupt-

rolle. Der letzte, „Die beiden Seehunde“, gar mit einer Doppelrolle Weiß-Kerdls, wurde zu einem überwältigenden Erfolg.

Weiß-Kerdls Entwicklung beim Film führte zum leinwandgerechten Schauspiel, während Valentin die spezifische Note des Volkstänzers wahrte. Diese Feststellung ist für keinen der beiden Künstler ein Verweis, es soll damit lediglich das Charakteristische ihrer filmischen Eigenart ausgedrückt sein. Weiß-Kerdl berücksichtigt bei Gestaltung seiner Masken durchaus die Wesen des Films, Valentin dagegen läßt sich darin — wenigstens bei seinen ersten Filmen — kaum beeinflussen.

Im Grunde benötigt der wahre Volkstänzer keine äußere Aufmachung oder Ausstattung (die jedoch gerade für den Film bedeutungsvoll ist), denn er wirkt als solcher einzig und allein durch seine Persönlichkeit. Deshalb mußte der Film Valentins Ursprünglichkeit, dieses für ihn typische — wenn auch nur scheinbare — „Improvisieren“ nehmen. Derartig im Film zu wirken, ist unendlich schwer; denn es erfordert innerlich vom Filmbeschauer einen eigenen Denkprozeß, das Wissen um die technische Vorbereitung und Wiedergabe aus dem Erlebnisbereich auszuscheiden. Auch für Valentin wird noch die geeignete Lösung für den Film, die vor allem eine Aufgabe der Dramaturgie ist, gefunden werden.

Abschließend sei noch zweiter Münchner Künstler gedacht, die sich bisher oft im Film, leider aber nicht auf der Kleinfilmbühne gezeigt haben: Josef Eichheim und Joe Stödel. Auch sie verdienen (wenn sie auch nicht im Sinne Valentins und Weiß-Kerdls selbstschöpferisch tätig sind), infolge ihrer mimischen Eigenart den Namen Volkstänzer.

Zur Geschichte des Volkssängertums

Die Geschichte des Volkssängertums ist noch nicht geschrieben. Karl Valentin, der zweifellos bedeutendste Komiker Deutschlands, hat im Laufe vieler Jahre wieder Malen noch Kosten geschenkt, um ein Material zusammenzutragen, das an Vollständigkeit durch keine ähnliche Sammlung übertroffen wird. Hier ist meines Erachtens der Grundstock zu einer Publikation gelegt, die vom kulturhistorischen und folkloristischen Standpunkt aus gesehen, ein interessantes Gegenstück bilden würde zur Theatergeschichte einer Stadt, die ihren Ruf als Kunstzentrum nicht nur den beiden Pinakotheken und dem Vorort Schwabing verdankt.

Fragen wir uns, inwieweit eine „Geschichte des Münchner Volkssängertums“ die Öffentlichkeit zu interessieren vermöchte, so verweise ich zunächst auf die lokalhistorische Bedeutung einer solchen Sammlung. Die Volkssängerei ist ja nicht eine illegitime Schwester des heute vielleicht stärker frequentierten Kabaretts, sondern dessen eigentlicher und weitaus volkstümlicherer Ahne. Wir sehen in ihr die erste bürgerliche Neigung zur Satire, das Bedürfnis, den ersten Dingen des Alltags einen humoristischen Reiz abzugewinnen und das versöhnliche Bestreben, die vis comica zum Bestandteil einer in tausenderlei tragischen Offenbarungen verstrickten Weltanschauung zu machen. Für das gesellschaftliche Leben einer Stadt ist die Volkssängerei von aufweisender Bedeutung. Kurz, es wäre an der Zeit, daß die Geschichte dieser Gattung von Volkskunst endlich das Licht der Welt erblickte. Aus dieser Erkenntnis heraus hat die Redaktion der „Jugend“ versucht, in diesem Sonderheft „Münchner Volkssänger“ einen durch Raum und technische Möglichkeiten beschränkten Einblick in das Wesen des Volkssängertums unserer Vaterstadt München zu geben. Ich spreche an dieser Stelle meinen Dank aus an alle, die mit zum Gelingen dieser Absicht beigetragen haben, insbesondere Herrn Karl Valentin, der uns in uneigennütziger Weise Material zur Verfügung stellte.

Für die Redaktion der „Jugend“
Arnold Weiß-Rüthel



Karl Valentins erstes Auftritts-Lokal

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

„Solang der alte Peter, der Peterssturm da steht“

Arrangiert für München von M. Huber

1.

Die Münchner jam immer die g'mütslichsten Leut,
Mit der Herz und der Gaudi, da hab'n's ihre Freud'.
Eiz zahl'n ihre Strausen mit süßlichem Einn
Und geb'n Gut und Blut gern für's Vaterland hin;
Und wenn a der Zeitpunkt jehz schon alle Jahre
A nimmer a so is, wie er früher a Mal war,
Da madzt sich a g'mütsliche Münchner nig draus.

Denn solang der alte Peter,
Der Peterssturm noch steht,
Solang die grüne Jar
Durch d' Münchnerstadt noch geht,
Solang noch steht am Mark
Unjer altes Hofbräuhaus,
[: Solang stirbt die Gemütslichkeit
Beim Münchner niemals aus :]

2.

O Prater, du herrlicher, schattiger Dei,
Du könnt'st was erzähl'n, aber leider bist fort.
So mancher hat g'funden dort sein Liebesglück,
Und jehz is draus worden a Schnapsfabrik.
Die Bälle, Reduten die war'n dort famos,
Wenn auch manches Feuerwerk ging dort nüt los,
Und hab'n's eam hinausgeworfen, wegen dem wars nüt aus.

Denn solang der alte Peter,
Der Peterssturm noch steht,
Solang die grüne Jar
Durch d' Münchnerstadt noch geht,
Solang wir noch Walzer tanzen
Vom Gangl und vom Strauß,
[: Solang stirbt die alte Gemütslichkeit
Beim Münchner niemals aus :]

3.

Der Magistat hat mit Wasser a G'scheer,
Des leiten's jehz gar von der Mangfall daber.
Zum Bier köm' ens a brauchen, so jaa'n unjer Bräu,
Da werd'n dann die Münchner schön tropft daber.
Und daß man die Schulden der Stadt besser sieht,
So krieg'n wir auch noch das elektrische Licht,
Und kost's auch Millionen, wir machen uns nig d'raus.

Denn solang der alte Peter,
Der Peterssturm noch steht,
Solang die grüne Jar
Durch d' Münchnerstadt noch geht,
Solang wir zahl'n noch Köma
Und 's Geld uns geht nüt aus,
[: Solang stirbt die alte Gemütslichkeit
Beim Münchner niemals aus :]

NEU ERÖFFNET!

KARL VALENTIN'S
PANOPTIKUM

in den

Katakomben des Hotel Wagner

Sonnenstraße

Münchens große Sommersensation

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

DER SCHÖNE TOD DES SINGSPIELERS

Eine Vorstadtgeschichte

Von Erant Boferichter

Er war Entsehlungskünstler in einem Band-
derkasus — He nähte Heftentafeln im Altkord.
Wenn die Gaslaternen zu bleichfuchtigen Men-
den ausblähten, warf er ihr Steinchen ans
Genitter.

Sie knöpfte sich die preisfeilbeerröte Bluse
zu...

„Ludwig, wart no a weng, i bin glei so
weit!“

„Edenich ma duvvel a paar Zigaretten
awa...!“

„Glei — i maas no da Hausfrau ihren
Kater in d' Küche neipetren, jonst flackert er sich
weder auf die freich überzogna Parade-
kissen...“

„I hab ihr a paar Wuschhäut mit
braut...“

„Da Hausfrau...?“

„Da Kos...! Wart, i schwing die's glei
zum Genitter auf! — — — Dams, awa und
— drei...! Jellias, jellias, jellias f der Frau Ober-
bachhalter ins Schlafzimmer neigflogen...“

*Bruchmann
in*

DIE PLINNE ANZEIGE

*der
Jugend*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach
Bildwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 St. für RM. 6.— ganze
Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstr. 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

FERNRUF: P 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 816

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mil-
lionen von Exemplaren als Wandstuck
verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vorzüglich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

fehlt mäßige
Qualifikation bis-
her u. heftiges
Serien-Vertrieb
aus Weidenbach

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

**ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“**

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohn-
räume behaglich. Was das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarb-Kunstblättern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg.
und 90 Pfg. je nach Größe, zusätz-
lich Portionen durch den Kunst-
handel und den unterzeichneten Verlag
zu beziehen sind. Der reich
bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70
zusätzlich Postspesen) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzeit-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlsruhe 40 44

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**

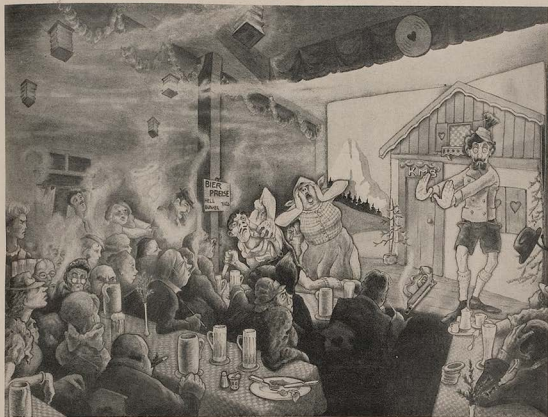
Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach getrenn-
ten Erkenntnissen der Philosophie vom Alter. In bis
zu 1000 Seiten. 450 Seiten in Glasdrucken gebunden auf
RM. 2.85 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!



Das Volksstück

v. Horvath

„Dös macht mir — dös freijt's a ganz gern.
So — und jett kimm i dann awa.“

Sie begrüßten sich über dem Kellergitter am
Haustor.

„Ja — und wo genza ma nacha hin?“

„Ins Café Guggel?“

„Na — da geh i dir nimmer nei', sei i 's
letztmal a Bettfeder auf mei'n Kaffee g'jun-
den hab...“

„Hättst es halt taustoa, davegn braucht
ma s' ja net miineitrika...“

„Ja mei, domols habn ma uns halt wo net
so guat kennt — und weißt ma du den Kaffee
zahlst halt — sonst häußt am End glaubt: er
schmeckt ma net... Geh ma halt dann zum
Oberst...“

„Na, schätz — da mag jett i wieder net
bin, weil i am vergangnen Samstag aus Ver-
sehen nungsgewiss weeden bin...“

„Nacha geh' ma halt in d'Häranen —
unter die Eisenbahnbrücken...“

„Dös is aa mir, da kriag i kalte Füß...“

„Hättst da halt an Papadefel oder a Zei-
tungspapier in d'Füßel wickelt...“

„Dass auf, genza ma liaba zu dös „Ammer-
lander Eingögel“... da spult am Schacht-
hof-Peter sei Brudra mit... Den kennst du?
Zedl haßt er...“

„Ja er konnter? Oder tuat a Zühern-
schlagen?“

„Zühern weid' er schlagen...“ — — —

Und schon standen sie in der Seidlinger
Estrasse an einem Wirtschaftseingang, an dem
zu beiden Seiten verdorrte Föhren aus Kon-
servenbüchsen wuchsen.

„Also, Annie, am Eintritt übernahm i auf
meine Kosten...“

„— Aber geh, Ludwigl, tua do net allas-
weil so vui ausgehen, woßt jett grad da Kaff
aa d' Wursthäut bracht haß...!“

„Jett hab i schon zahl't — dafür konntst
ma amal in meine Hemada d'Knopflöcher aus-
näh'n...“

Sie setzten sich ganz nahe an das Podium.
Die Volkssänger- und Konnitzergeßellschaft, ge-
nannt „Ammerlander Eingögel“, spielten ge-
rade „Das blaue Edelweiß“ — ein Cha-
rakterstück aus den bayerischen Bergen.

„Da schauz hin, Ludwigl, jett spult am
Petern sei Brudra, da Zedl, am Jagers-
buaam...“

„Ja — i sieß's scho selba...“

„No, weil da zerficht giongst haß, er tuat nur
Zühernschlagen. Wenn er nur grad net da-
schossen weid...? Und wia a so wechleidi
schauzt, sießt's net, Ludwigl, grad als ob er
sein Zedl scho vorausg'sagt tat...“

„I sieh nur, daß a schäkelt, sonst mir...
Die muas er scho guat g'stallen, weißt all's so
sei onschauzt...“

„Freili, weil er mi dabarnet, wenn er so
hinterwüts sei jungs Leb'n lassen muas...“

„Jesimacandjosef... jett hat's ihn scho
dapact. Wenn er nur net glei ganz hin is...
Vielleicht is d'Kugel an seiner Uhetetten hängt
blichen...?“ — — —

Aber es war nichts mehr zu machen. Der
Jagerebua mußte wegen eines verätschten
Edelweisses seinen jungen Tod sterben. Und
ganz in dieser Woche allabendlich.

Die trauernde Gruppe sang über seinem
verquenden Körper das Schlußlied „Zu
Mantua in Banden“...

Und unter den nassen Klängen einer asima-
tischen Zugharmonika, die das „Geanammelos“
orgelte, wurde das Opfer seines Verurtheils durch
die aufgemalte Wirtschaftstüre zu Grabe ge-
tragen.

Annie heulte Noß und Wasser. Um sie
wider lustig zu kriegen, holte er den Zedl aus
dem Hintergrund der Bühne hervor — an
seinen Tisch heran.

Und da erlebte Annie in sich ganz unwill-
kürlich das Wunder der Auferstehung. Wahr-
heit und Dichtung flossen wie verwirbelte Ab-
schbilder in ihrem Hintasten ineinander.

„Geh'n E', heer Zedl, jett hab i im
ersten Moment wiekli glaubt, daß Sie da-
schossen worden fan... I kann vom Tod und
dergleichen nie hören.“

Der Zedl wußte sich mit einem zusammen-
geknittenen Zehnspapier die Schminke aus
dem Gesicht.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Jodlerinnen-Karriere

Maçon



Wer jodeln kann, ist fein daran —

Ludwigs Augen lagen wie entlegste Trambahnwägen in ihren Höhlen. Sein Blick ging abweisend von Annie zu Gerdel — und wieder zurück.

Und Gerdel rettete eine beklemmende Pause: „Warum redst denn jetzt nie mehr, Ludwig?“

„Trag sie da, do werd's guat wissen... Und jetzt hab'n ma di scho gesehn. Jetzt kamst nacha scho wieder geh...!“

„Ja, freilich — der Herr Gerdel soll do no da bleiben!“

„Och soll er, sag i — und schnell a no!“

Und der Gerdel darauf: „Und erst recht bleib i da...!“

„Eo — was habts nacha es zwon mit nanda?“

„Was werd'n ma denn hab'n? — Ni hab'n ma. — Und des hat ma halt amal so guat gfalln, wie der Gerdel so scho gesehn is.“

„Haban! Ohi, wenn i sterb tat, nacha tatst di net so umtan... Aber weil der Kemiker hanauvurscht auf se'n Nadelbett...!“

Gerdel erhob sich mahnend: „Eag des no amal...!“

„Ja,wohl, a Hanauvurscht bist und a Kampfgockel dazu...!“

Und da hing auch schon der Gerdel an seiner Krawatte, bis sie beide als schauaufender Knäuel unter den Tisch flogen.



und kommt gar leicht im Pfahl an.

KARL VALENTIN:

DIE NEUE VILLA

Sehn Sie, weil wir sechen von einer Villa sprechen, ich hab vor ungefähre 4 Etunden — 4 Jahr is eigentlich her — mein Motorrad gegen eine Villa eingetauscht! Das war so: in Stuttgart wohnt eine Verwandte von mir und mein Bruder ihr Brant ist gegenwärtig im Hotel Royal Bahn in München vorbeiziehend nach Garmisch abgereist. Jetzt ist das Privatvermögen durch die Glühlampenfabrik Monachia in Konstanz geraten, weil die Pläne zur Grundsteinlegung des neuen Kreisesschul-Projektes durch Prolongation im Ministerium des Innern nicht genehmigt werden sind. Was hat jetzt das für einen Wert, wenn ich nachher das hintere Zimmer neu austapazieren lasse, denn in kurzer Zeit kommt die Cache aus Tageslicht und wenn da drei zu gleicher Zeit heiraten, verfallen schließlich die ganzen Briefmarken. Mir ist's ja natürlich furchtbar unangenehm, denn wenn ich die Chummschuh einmal getragen habe, faßt der Kängiesekretär die Cache falsch auf und statt daß ich für den Rodelschlitten zu Markt Einlass bekomme, kann ich von Tegernsee bis auf Holzkirchen zu Fuß beinfehren.

Wenn auch mein Rechtsanwalt kein Händholz aufstreift, deswegen ist's nicht gefagt, ob das Filmdrama in acht Tag nimmer aufgeführt werden darf. Denn mit einem bloßen Händdruck kann man heutzutage kein Stiegenländer lackieren, weil das Zutrauen fehlt, obwohl kein Zeuge beweisen kann, daß man mit einem Kreibillet eine Telefonstörung verneken kann. Die Hauptsache ist, daß der Religionsunterricht in den

Und Annie wie ein Einwickelpapier darüber...!

„Gad amal no sag des...!“ schrie Gerdel von unten herauf.

„A Hanauvurscht bist, a damighe...!“

„Eag's no amal...!“

„Und erst recht bist oaner...!“

„Was, sag's nur gad...!“

... Depp, deppeter...!“

„Un Goedewellen, da gehst her“, kreischte Annie, der will ihn freiba...!“

„Holt nur gad du dei Müsi...! Du costigs Wagnieser!“ Und schon flog sie, von Ludwig's Ellenbänden umschlungen, durch die Tür ins Freie.



hat's bald darauf beim Rundfunk gut —

Schulen nicht mit dem Waldenperpekt in Fühlung kommt, denn der Wehkefingmengenverein hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, daß eine Erweiterung des ehemaligen Augustinerklosters nur dann zustande kommen darf, wenn das Glockenspiel am Rathausstutzen durch einen Kierfengammophon ersetzt wird, was natürlich mit einer Verlängerung der Polizeistunde nichts zu tun hat, im gegebenen Falle wird natürlich hiesigenfalls entsprechend ein öffentliches Hausieren mit elektrischen Klavieren nur dann in Betracht kommen, wenn die Lederindustrie zur Erzeugung von Zabatprodukten die Grenzen zwischen Ofsen und Hingsten nicht überschreitet. Hinsichtlich Paragraph Nr. 90 könnte also die Erlaubnis, im Kleinschleicher See ein Trabrennen abzuhalten, nicht erteilt werden, was durch das Entgegenkommen der Kleinwohnungsfragen bereits entschieden ist. Ob die vier Könige unter den Zartoffkarten dieses Jahre noch abdrucken, kann nur mit Hilfe eines Fernschreibers vorausgesehen werden, denn 80 Pfennig für eine Leinwandbahn von einer Halbfelle zu anderen ist eher zu viel als zu wenig, infolge dieser Preistreue können die Hypotheken auf Stahl- und Metallfabrikate vor dem 35. Juli 1903 nicht getilgt werden. Ebenso wird das Zustandekommen von Neujahrsenthebungskarten an den beiden Osterfeiertagen gerichtlich verfolgt. Amlich sei noch mitgeteilt, daß das sächsische Konfetti in den Apotheken nicht mehr als Kopfschmerzmittel verkauft werden darf und darum rufe ich aus: Nieder mit dem schlechten Hausbrei! — Nieder mit dem Dämmerl! — Es lebe die Kunst!

Volkus eplummentus — en culture.

Und er selbst folgte ihr aus dem Hause. Gedrückt trugen ihn wie einen Luftballon durch den Duellin.

— Jetzt lagen sie beide, gleich einem angebrannten Pfeffer, im Wirtshaus. Und Ludwig hatte wieder ein Wirtshaus weniger, in dem er verkehren konnte.

Amie aber dachte daran, das nächste Mal lieber wieder im Café Ougard den Kaffee statt den Pfeffer zu trinken.

Das blaue Edelweiß der Ammerlander Einödel war ihr etwas zu traugig zu Ende gegangen...

Mit solchen Überlegungen gingen sie dann, Amie und Ludwig, Arm in Arm nach Hause. Voll neuer Liebe...

Hintergründe

„Na, Frau Hollenstein, was gehst du denn allerweil? Can E' scho g'schieden?“

„Na — i hab mir's überlegt!“

„Ja wasia denn? Er hab'n mir do g'sagt, daß Jhna Mann so grob is, mir arbeiten will und daß er Jhna so viel kosten tuat!“

„Des joh' — aber wissen E', i fürcht' mi halt so viel!“

„E' glaub'n, daß er Jhna was antuat, wann E' Jhna von eolm scheiden lassen?“

„Na, deewegen net... Aber wann i allamig in der Wohnung bin, hab i halt immer a Angst... Und da hab i mir denkt, wann i

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtige Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verleger. Das kleine Ausmaß macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



und landet stracks in Hollywood.

mi jeh'n scheiden lassen tuan tät, nachher miaßt i ma an Hund anichaffen — no und der foß do aa an Hauf'n Geld, net wage, ja — da laß i mi lieber glei net scheiden!“

H. K. B.

Die Hauptsache

Nofchen hat sein erstes Zeugnis nach Hause gebracht.

„Griciel“, schüttelt sein Vater den Kopf, „lauter schlechte Noten.“

Sagt Nofchen:

„Ab was, schlechte Noten, die Hauptsach is, mi j'n gesund.“

Sein Einwand

Erich Wilke

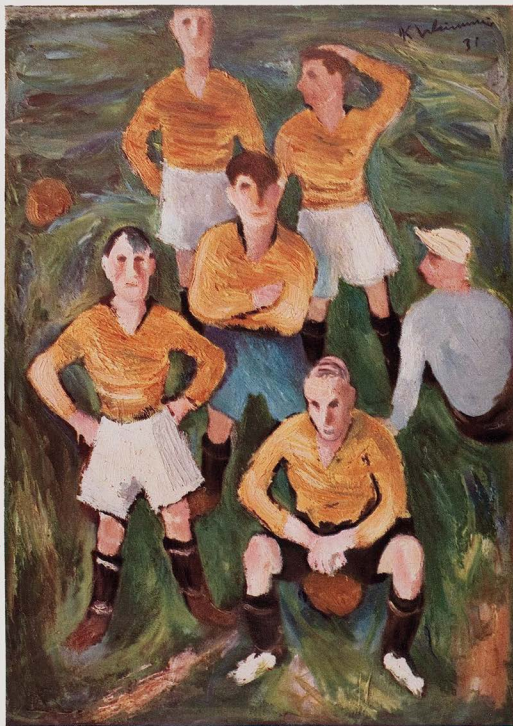


„Wir bieten Ihnen ein sehr günstiges Engagement in Genf, Herr Walentin!“
„Erstens haß i net Walentin, sondern Falentin — und außerdem kann i mit dene in
Genf net konkurrieren.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 23



Fußballspieler

Karl Weinmair

Mann im Moor

Erzählung von Gert Lynch

Am der böhmischen Grenze, wo die Bergwälder unheimlich werden und blaßschwarz, wie an den Himmel gestülpt, in die Felsen leuchten, kreist ein hangariger Geier. Das Dorf unter ihm ist klein und arm. Hier wird kein Roggen erntet, hier blüht kein Apfelbaum, hier dampft das Hochmoor. Und die Feuer der Holzfäller rauchen in der Runde, aber der Wald wird nicht weniger, er ist fruchtbar und unermesslich.

Kautes fremdes Leben ist in das Holzfällerdorf eingezogen. Eine schmale, gerade schmale Schneise ist von weicher durch die Wälder gehauen. Masten werden errichtet, weiße Porzellanglocken heben sich von den dunklen Waldkufen ab, und neue kupferne Drähte spannen sich lässig, gleich funkelnden Spinnweben, von Pfahl zu Pfahl. Bald wird das neue Licht in die niedrigen Stuben der Wälder hineinstrahlen, bald wird auch dieses letzte, verlorene Dorf dem Überlandwerk gehören!

Nur zwei Monate wohnen nun die Monteure, die an der Stromleitung arbeiten, im Orte. Lebhaft, lustige Kette sind es, die im Eisen und Zinken verwehnt sind und manchmal kurzweiliges Zeug wissen. Niemals vorher haben die Mädchen des Dorfes so viel gelacht, gejubelt und gequatscht. Die fremden Männer haben Echallplatten und einen Spiellapparat mitgebracht und lehren ihnen die Tänze der Städte an. Die Alten sitzen im Kreise herum und schütteln die Köpfe über diese andere, merkwürdige Welt, während etliche von den einheimischen Burschen mit eifriger Eile und schiefen Gesichtern herumlaufen.

Ingenieur Farnberger, der den Stromanschluß leitet, hat bei dem Holzfäller Buchdette Quartier gefunden. Der ist seit langem schon Witwer und läßt sich von seiner neunzehnjährigen Tochter das Hauswesen führen. Albin ist die schönste im ganzen Dorfe, und ihre Haar und ihre Augen sind braun wie die Rinde des Moosbassers.

Bina muß nun für beide Männer das Lager richten und das Kochen besorgen. Der Ingenieur lobt ihre Küche und ihre Figur, und „weisst du denn“, sagt er zu ihr, „daß du die Schönste im weiten Grenzlande bist?“ —

Bina ist tagüber allein im Hause. Der Vater arbeitet im Walde und kommt erst mit der Dunkelheit heim. Farnberger, der Ingenieur, bleibt nach den Mahlzeiten immer öfter und länger sitzen und spricht mit verwegenen Worten auf Bina ein. Und eines Abends verfangen sich ihre Hände, finden sich ihre Lippen, und was in der folgenden Nacht sich beginnt, darf keiner im Dorfe jemals erfahren, am wenigsten aber Albinas Vater. Der hält große Stücke auf seine Tochter und denkt gefreut über ledige Mädchen.

Der Ingenieur pfeift flotte Vögel und wischt sich zufrieden über das Bärtchen. Seine Stimme klingt hell und frisch, und wenn er die Masten wischt und seine Pfeife schreit, hört man das Echo im Dorfe hallen.

„Gleich haben die blanken Drähte die Hütten erreicht! Nur das Hochmoor liegt noch davorhin. Ein enger Knäppelweg läuft seitlich darüber hin. Nach jedem Schritte guckst der wogende Boden. Rostbraune Lämpel starren zum Himmel hinauf. Hier und dort ragt eine Kanne empor, ohne Rinde und Klappe. Rindengruppen gedehnen kläglich auf vorgeschobenen Füßeln, und weiter draussen im Ried summt ein weinroter Streifen Heide, während das übrige Ried von weissen Moosen, Kälberföden, Wehescheiden und Binsenwägen gebührend ist. Unergründlich weilt sich das Moor nach der Mitte hin hoch, die noch niemals der Fuß eines Menschen betührt hat.“

Farnberger steuert mit langer Stange die braungrün-schwarzen Felder ab, um einen Grund zu finden für seine Leitungspfähle. Jedesmal, wenn er die Vorstange aus dem Schilde zieht, röhrt es Pfosen, die gasig mit einem leisen, gedehnten Puff zerplatzen. Vergeblich peilt der Ingenieur. Das Moor ist nicht zu gründen. Es gibt er denn auf und muß sich entschließen, die Stromstrecke zu verlegen und den Morast zu umgehen. Das hat zu bedeuten, daß gegen zwanzig Masten mehr als veranschlagt zu setzen sind, und daß der Dorfaußenhalt sich dem entsprechend verlängern wird.

„Freust du dich?“ fragt Farnberger während der Mittagspause das Mädchen. Bina bekommt einen wässerigen Blick, und plötzlich füllen sich ihre Augen mit Tränen. „Ich muß dir ein Gefändnis machen“, flüstert sie mit roten Wangen und brast sich näher zu seinem Ohr —

Der Ingenieur ist betroffen und streicht sich nachdenklich über das Bärtchen. „Laß mich Zeit“, sagt er leise, „es wird sich schon eine Lösung finden.“

Bina schluckt Luft und fragt mit enttäuschter Stimme: „Ist das alles, was du zu sagen hast?“

Dem Ingenieur ist das Pfeifen früher vergangen. Mürrisch kreist er die Leute zur Arbeit an. Die letzten Masten werden gesetzt, die Transformatorhäute entstehen, und dann wird der Draht in die Häuser gezogen. Robere laufen über die Wände, schwarze Schalter heben neben den Türen, und die Stuben sind voller Glühpfade. Von den Decken hängen Emaillebüchsen, die unten weiß und oben grün sind, und endlich schraubt man die Lampen in die Gewinde. Drei Tage noch, und das Dorf wird nädlich in hellem Lichte strahlen!

„Wir müssen uns einig werden, meine Tage sind hier gezählt“, sagt Farnberger an diesem Abend zu Bina, die ihm das Waschwasser bringt. Das Mädchen schwelgt und weicht seinen Blicken aus. Er fährt er fort mit gedämpfter Stimme: „Es würde so einfach sein. Du kommst ein paar Tage zu mir in die Stadt, dann hebst du heim, und alles ist wieder in schönster Ordnung!“

„Erst mit Vater“, entgegnet Bina und schläft hinaus.

Farnberger empfindet ein leichtes Grauen vor dieser Unterredung mit dem Holzfäller Buchdette. In der ganzen und langen Zeit, während er bei ihm wohnt, haben sie kaum ein paar Worte über Weiter und Arbeit miteinander gewechselt. „Vater ist so, er spricht nicht viel“, hat Bina einmal geäußert.

Nun, ihm kann es nur recht sein, wenn er nicht viel spricht! Er steckt sich eine Zigarre an, steigt die knarrende Stiege hinauf, klopft an und tritt ein.

Mathias Buchdette sitzt an der Tischplatte und schneidet gedrehte Tabakblätter für seine Pfeife. Bina ist nicht in der Stube. „Ich muß Sie in einer ersten Angelegenheit sprechen“, sagt der Ingenieur. Der Holzfäller weist mit dem Daumen auf die Bank an der Wand. Farnberger nimmt Platz, räuspert sich und erzählt: „Ich habe ein Verhältnis mit Ihrer Tochter, Buchdette. Wärden Sie gestatten, daß Bina für einige Tage mit mir in die Stadt fährt?“

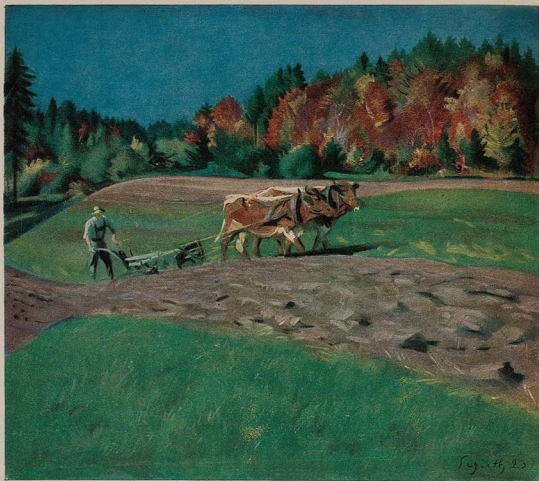
Der Holzfäller schüttelt den weissen Schidel. Nein, das erlaube er nicht, sagt er, und schneidet ohne den Blick zu erheben an seinem Tabak. Kräftig schwenken die Stiele unter dem scharfen Stahle. Die Feinsten, die in Blei eingegossen, schüttelt leise vom Binde.

Es entsteht eine Pause. Farnberger tastet nach Worten. „Wissen Sie“, spricht er stöckend, „die Sache ist nicht ganz einfach — Bina



Wendische Bäuerin

Oswald Maura



Der Acker

Paul Segieth

glaubt, von mir in der Hoffnung zu sein, und um das sicher zu wissen, sollte sie sich in der Stadt untersuchen lassen — —

Langsam hebt Mathias Buchecker den Kopf und legt das Messer beiseite. Seine Augen schillern wie Glimmer und saugen sich an dem Manne fest. Der beginnt unter diesen Blicken unruhig zu werden, steht auf und stottert hervor: „Ich würde — Ihr Mädel — ja sehr gern heiraten — Buchecker — aber — das geht leider nicht — ich bin nämlich — schon — gebunden — und wenn Bina das Kind wirklich — zur Welt bringt — so werde ich eben — zahlen — mehr kann man wohl — nicht gut von mir verlangen — — — Hilfe!!!“

Der Ingenieur schreit auf, daß die Stimme überschnappt. Der Holz-fäller, der nach dem Messer gegriffen hat, springt auf und stößt die Klinge mit solchem Zorn durch die Tischplatte, daß nur mehr das zitternde Heft herausquikt. Dann öffnet er die Türe und tritt zwei Schritte zurück. Farnberger jagt fassungslos an ihm vorbei, hinaus ins Freie.

Buchecker weist die Türe ins Schloß und nimmt die Verfolgung auf, zehn Meter hinter dem Ahnungslosen — — —

Es ist ein söhniger Abend. Der Südwind treibt Hausenwolken über das Dorf. Zuweilen zerreißt das Gewölk, und der gelbe Mond erhellt einen Atemzug lang die Landschaft. Jgendwo klatscht ein Brett, von einer Bö umgeworfen und ein Einer poltert klirrend hinterdem.

Farnberger hat einen gelassenen Gang angenommen. Um niemanden zu begegnen und sich zu beruhigen, wählt er den einsamen Knäppelweg über das Hochmoor. Dicke Nebel, vom Föhn zerfetzt, bedecken aus den beschatteten Schlammfeldern. Er sieht sich an, wie wenn der Pfuhl leucht. Ein alter Waldkauz, vom Knarren der Knäppel verschreckt, erhebt sich aus den Ästern einer Rane und schreit seinen tiefen, langgezogenen Ruf: „dudududuh — dudududuh —“

Als Farnberger die Mitte des Moores hinter sich hat, bleibt sein Verfolger stehen und lauscht. Weiter und weiter entfernen sich die Schritte des Ingenieurs, und dann ist nichts mehr zu hören.

Buchecker geht klar überlegend zu Werke. Er kennt das Hochmoor und weiß genau, wo die Knäppel, die den Weg bilden, besonders kräftig sein müssen, weil von ihrer Tragfähigkeit das Leben abhängt.

Er zieht auf der gefährlichen Strecke die Knäppel zwischen den Querbalken heraus, legt sie über das Knie, knackt sie durch, schiebt die Hälften an den Bruchstellen wieder zusammen und ordnet die Hölzer in den Steg ein, daß er so ordentlich und haltbar wie vorher aussieht.

Da bricht der Mond durch die Wolke. Bucheckers Geirungen haben den Ingenieur auf dem Rückwege erwischt. Der Alte erhebt sich und eilt vorsichtig und ungeschien nach Hause. Hier reißt er die Klinge aus der Tischplatte und schneidet mit ruhiger Hand seinen Labak zu Ende ...

Bina harret oben in ihrer Kammer auf das Ergebnis der Unterredung zwischen Vater und Farnberger. Da aber niemand kommt, sie zu holen, weint sie sich in den Schlaf.

Als am anderen Morgen die ersten Holzfäller, darunter Mathias Buchecker, das Hochmoor überquerten, entdeckten sie den geborstenen Knippspfählig und den hellen Föhlnist des Ingenieurs. Sie liefen so gleich zurück und alarmierten das Dorf. Die längsten Stangen mit Wädhaken werden herangezogen und ins Bruch gelassen. Aber nach stundenlangen Bemühen gibt auch als letzter Mathias Buchecker auf. Der Mann ist nicht zu bergen gewesen. Das Moor ist unergündlich und gibt nicht mehr heraus, was es geschluckt hat...

Bina indessen hat sich durch den Schreck des Vorfalls derart verjagt, daß sie niederkniet und ein winziges totes Kind gebiert.

Und abends, während Buchecker am Bett seiner Tochter sitzt, berichten die Zeitungen von dem Unglück des Ingenieurs Hermann Farnberger, der beim Gang über ein Hochmoor einbrach und ein tragisches Ende fand.

Niemals, weder hier noch später, hat Bina den Vater gesagt, was

zwischen ihm und dem Ingenieur an jenem Unglücksabend zur Sprache gekommen ist.

Bina erholt sich und geht ihrer Arbeit nach. Sie ist noch ebenso schlant wie vorher, und ihr Haar und ihre Augen sind vom gleichen Braun wie die Lege des Moortwassers, aber ihr Schreit ist leis und bedächtig geworden, und ihre Wangen behalten den fahlen, durchsichtigen Schrein. Buchecker, von jeher wertlos gewesen, ist noch schweigeramer geworden und spricht vom Sterben.

Nun flammte das neue Licht der Städte in die schattigen Herrgottswinkel der Holzfällerbüden. Die schwarzen Wälder umrauschen das Dorf und das Hochmoor dampft. Aber der alte Uhu, der in den Schließen der Brüllschlucht haust, ist nicht mehr. Er hat sich in den kuppelten, funkelnden Drähten verfangen und ist zu schwarzem Junder verkehrt. Und zahllos Kälter, die gegen die neuen blendenden Lampen taumeln, verlieren die Erde, den Schmelz und den Schöpfungsbaum.

IM GRÜNEN

Von Heinrich Schöff-Lerneck

Ja wie vieles verdankt doch den Klagen jahren des Geldes sein Ansehen und seine Geltung. Ich halte es aber trotzdem noch mit dem Maßlöschewagen, der, bespannt mit zwei Esmatagkäselein, dem singenden Chorus der Nüchternheit voranzieht.

Ja, ich bin der Nachbar des Graues und der Freund aller Blumen.

In meinem Faulenzerjochsleie bedienen Käfer und Falter meine Hebel auf würzigen Pfadern: und in meinem Schloß wiegt sich eine Rose verbotesen Lachen.

Es ist schon so, man muß wie ein Verschwener der Dinge wissen, wo die Stunden noch mit sich allein sind und angetan mit dem Herumlin der Freude. So ist es auch hier, es ist wieder einmal alles weitbin in Bewegung. Die Luft ist von der lauten Meinung der Insektenwölke erfüllt, überall raschelt und huscht es dahin, ohne daß man immer sehen kann, was es ist. Eine Wolke winziger Graubüppchen flüht da und dort aneinander, eilige Laufkäfer rennen von irgendwo her oder irgendwo hin und über manch kleines Käselein hinweg, das sich langsam durch das sprechende Biederle weiterstreckt. Auch gibt es allerlei Honigschlüpfer und Chaulen in den schönsten Schmetterlingsfarben, wie denn nichts fehlt, was in Busch und Gras wohnhaft ist. Die Luft ist mit eitel Wellen genährt und alles gibt sich dem kräftigsten Wachstum hin, wie es sich nur an solch vergessenen Stellen findet, Stellen, die nur von Kräuterräucherlein und Wurzelgäubern gekannt und gesucht sind. Der Engian blüht willfährig bei den Hängelglocken des Fingerruts. Die Anodünstung des Wadobders bei Noemarin und Thymian ist allmächtig. Und so soll es auch sein, wenn man noch an einem Tag, der noch etwas vom Anfang alles Glückes weiß, zu Gast geladen ist. Da draußen hat mich alles gern bei Zaunbüsch und Graben, wo Gräferseld und Blumenstern ihre Beisender haben.

Es steigt zum goldenen Himmelsglast wie Nesselduft und Flüder. Sagt uns nur tot, so oft o' each past: wir kommen immer wieder. Ich liebe nicht, mit scheum Mund Narziss' und Zulp' zu tosen, viel lieber sind mir Dornen und — ein Paar gerissne Hejen.

Ich habe meine besondern Bekannten und Freunde unter den Sträuchern. Es sind jene, die sich an irgendeinem Wegande, der recht vergrast und verkommen steht, am liebsten zusammenfinden. Natürlich ist die Schlehre, der Hasel, das Pfaffenkapplein, Schwarzerden und Bonebut und auch Bickeln und Weidenlaub darunter. Da bin ich mir zurückgegeben, reicher denn je, nur von meinen eignen, mir unbekanten Umgang eingegast und darf stille sein, wertlos, wie einer, den die Einsamkeit segnet.

Man braucht gar nicht viel, um gesegnet zu sein, und wäre es auch nur ein entlegener Baum, der weiter nichts abwärts als im Herbst seine Blätter. Und doch sitzt in seiner Laubkrone vielleicht ein Engsal, den wir nicht sehen, wie ein Schutzgeist, der die Erinnerung an den Garten Eden hütet.

Alles hier scheint nur auf den Besizer gewartet zu haben, der Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, und ich bilde mir ein, daß ich das bin, der hier erwartet wurde. Und ich fühle es, daß hier nichts verrotten sein will an die Gewöhnlichkeit. Die Schönheit legt uns den Finger auf den Mund, sie will keinen Zulauf mit Fremdenführern: Eintreten, meine Herrschaften, eintreten!

Ja, ich habe mich hiehergerettet, um unter der Bucherstut der Handstülpne auszurufen oder ins Glück der Riste zu klattern:

Sie wollte immer hoch hinaus, ich bin im Überlauf zu Haus, den Epilauf in den Händen; man möge die Herren vom Buchungsamt und all die Regerechten samt meinen Schatten drinnen pfänden.



Scherenschnitt

J. Hahn

ZWEI JUNGEN FAHREN NACH VERDUN

Als es dunkel wird, fahren Dittmar und Urban über die Grenze Luxemburg-Frankreich. Die Fahrräder jureten monoton über eine neu asphaltierte Straße. Der Himmel ist schwarz. Unfassbare Wolken bedecken den Mond und die Sterne. Über einem Hügel lodern hohe Flammen, höher als ein Haus müssen sie sein.

Der Himmel färbt sich zu einer roten Glut. Kein Laut ist hörbar. Geradeaus ragen Schauffeldbäume schwarz und starr. Im glänzenden Frühlingsschneise blickt ein Widerschein der Flammen.

„Das werden Hochöfen sein, vielleicht liegt dort Longouren“, sagt Dittmar. Aber unheim-

lich ist es doch. Es sieht aus wie Krieg, wie ein brennendes Dorf. Alles ist tot, nur eine Eule krächzt aus der Nacht.

Und die Nacht ist kalt, die Armdenen sind hoch. Die rote Glut ist lange hinter ihnen verjunken. Die Straße windet sich die Berge hinauf und hinunter. Die Beine treten mechanisch. Im Schädels drückt es dumpf. Der Nacken schmerzt.

Es ist seltsam. Diese Straße sind die Väter hinausgezogen, damals. Es muß ein Väter gewesen sein, das Trömmeln der Stiefelsohlen einer marschierenden Kompanie. Ob sie gejunzen haben? Jetzt ist die Straße so leer.

Dittmar und Urban fahren durch ein schlafendes Dorf. Kein Lichtschein, kein Hund ist sichtbar. Auf dem nächsten Kirchplatz steht ein dunkler Wegweiser mit weißer Aufschrift: Verdun 30 Kilometer.

„Da kommen wir bis zum Morgen hin“, sagt Urban. Die Beine treten stärker, es geht eine Steigung hinan. Auf der kahlen Höhe steht ein dunkles Gebäude, dacht an der Straße. Je näher sie kommen, umso größer wird es. Es ist kein Haus. Es sind hohe Gebirge und Brettergänge. Aus dem Inneren dröhnt das Knattern einer Beherrschmaschine. Auf der Straße taucht eine Gestalt in das Licht der Scheinwerfer. Uniformknöpfe blinken und matt glänzen ein Stahlhelm, ein aufgeschlitztes Seitengewehr: ein Wachposten...

Es fahren langsam. Befremdend, dieses nächtliche Treiben, das Militär. Ein großes Schild überspannt die Straße. Zwei Soldaten bewachen es. Die beiden wollen einen Augenblick absteigen, um zu sehen was hier los ist. Aber die Wachposten sagen: „Allez! Allez!“

Und da sehen sie, daß zu unterst auf dem Schild in deutscher Sprache steht: Anhalten und photographieren verboten! Ministre militaire.

Nun senkt sich die Straße, windet sich in Serpentin. Dittmar fährt voraus. Urban hört, wie die Räder vor ihm im Sande rutschen. Er sieht Dittmar quer vor sich. Schärfe Kurve! Bremsen! Conit faust er über ins Rad. Der Rücktritt quiescht... es kracht und etwas flirgt klirrend über die Straße, Urbans Bein stößt ins Perte. Fahrer und Rad schweben über die ganze Straßenbreite. Der Fuß tastet nach dem Pedal... abgebrochen. Bremsen geht nicht und Absteigen ist bei dieser Geschwindigkeit unmöglich. Er muß an Dittmar vorbei, sonst, wenn der noch einmal so plötzlich brems...

Urban stellt ein Bein auf das Vorderrad, aber so kann er nicht bremsen, er hat keine Gewalt über das Rad. Erst jetzt merkt er, daß keine Handbremse am Rad ist, jetzt wo er sie braucht. — Er muß das Rad laufen lassen. — Wenn nur der Dynamo nicht durchbrennt, er singt so. Wenn das Licht ausgeht, dann...

Das Gefälle vermindert sich. Die Straße wird gerade. Da stehen zwei Gestalten auf dem Fahrdamm, schwenken ein Licht. Kurze Um-



Beduinenmädchen

Blasius Spreng

hänge flattern wie Flügel. Urban läuft zwischen ihnen durch. Eine Pflanze schrägt hinter ihn.

„Augenblick!“ ruft Urban. Er fährt in einen Kufenzug, der steil ansteigt, so kommt das Rad endlich zum stehen. Mit zitternden Knien führt er es zurück zu den Gehalten auf der Straße. Es sind Polizeibeamte. Er leuchtet sein Rad ab, mustert ihn mit argwöhnischen Blicken, dann verlangen sie den „Passport“. Weiter kommen sie nicht. Wieder bucht ein Lichtschein über die Straße. Die Polizisten schwenken ihre Lampe. Das Licht kommt langsam näher. Jemand springt vom Rad, Schritte kommen hörend. Es ist Dinar. Er schaut an der Polizei vorbei, sucht etwas, sieht Urban an einen Baum gelebt stehen: „Mensch! Du bist da ja! Ich dachte, dich hätten sie schon mit gebrochenem Genick aus dem Graben gezogen. Was will die Polizei?“

„Unsere Pässe sehen.“
„Sind wir denn hier an der Grenze?“ fragt Dinar erlaucht.

„Es ist früher wegen des Festungsbaues oben auf dem Berg. Sie suchen Espione“, meint Urban.

Einer der Beamten fragt: „Was wollen ihr?“

„Nach Verdun“, sagt Urban.
„Aa!... compris... der Vater... im Krieg...“, sagt der Beamte.

„Ja, die Väter, beide.“
„Bien, können weiter fahren.“

„Merci“, meint Urban. „Fahren ist gut gesagt. Wo bekomme ich ein neues Pedal her, mitten in der Nacht?“

Sie führen ihre Räder an der Hand und wandern bis zum nächsten Ort. „Drei Uhr“ kündigt die Glocke vom Kirchort. Bis zum Morgen ist es noch lang.

Gleich hinter den letzten Häusern steigt die Straße wieder an. Sie müssen etwas ruhen, lehnen die Räder an einen Baum und setzen sich auf einen Schotterhaufen.

Urban brüht vor sich hin. „Da sitzen wir. Um uns ist Frankreich. Bis Verdun sind es vielleicht zwei Stunden Radfahrt. Wir werden die Gräber sehen.“ — Dinar sagt ja, er wüßte noch, wie sein Vater ausgesehen hat. Er hatte einen schwarzen Schmarbart... und lachte immer... und rauchte Zigaretten... — Aber Dinar war auch vier Jahre alt, als er den Vater zuletzt sah. Ich war zwei, ich weiß wirklich nicht, wo er ansah. Die Photographie zu Hause auf dem Verstoß sieht so fremd aus. Schottersteine riefeln, Dinar ist umgefallen. Er rollt vom Haufen, brennt, bleibt aber liegen. Urban muß lachen. „So müde sind wir! Am besten lege ich mich auch hin, aber so, daß ich nicht hinunterrolle.“

Regenwolken fallen aus dem schwachen Himmel. Es muß Morgen sein, aber ein Regengemurmel. Dinar steht auf. Er reibt sich die Augen, sieht Urban im Graben liegen: „Du, steh auf, es regnet.“

Verstört fährt Urban hoch: „Was ist? Es regnet?“

Sie nehen die Räder und wandern weiter. Die Tropfen reiben sich zu Fäden, langsam werden die Schultern naß.



Der Seiltänzer

Julius Hüther

So kommen sie erst gegen zehn Uhr nach Verdun. Sie sind ermüdet. In einer kleinen Wirtschaft trinken sie heißen Kaffee und essen von ihrem trocknen gewordenen Brot. Und dann gehen sie zum Friedhof. Er liegt weit draußen vor dem Ort. Autobusse fahren vorüber, vollgepackt mit Menschen, die eine Rundfahrt machen.

Sie treten durch eine Pforte und sieben vor den ersten Gräbern, lesen fremde Namen. Mit einem Schauer gewahren sie, daß die dünnen Querbalken der Kreuze von beiden Seiten beschriebene sind. Unüberschaubar wird die Zahl der Toten. — Und — warum sind die Kreuze schwarz? Ist es deshalb, weil sie in Frankreich liegen und Feinde sind, obwohl sie tot sind?

Das schwarze Feld flammert wie der Spiegel eines Teiches, über den ein Wind geht. Nur umhüllte Namen flackern verblieben nach dem Regen hin. Suchend gehen die Jungen von Kreuz zu Kreuz. Die Augen tränen, denn es ist schwer, immer wieder neue Namen zu lesen,

die fremd sind, wo man doch nur den einen sucht, den, den man selbst trägt.

Sie kommen an einen Stein, der mitten auf dem Felde steht. Es ist ein Sammelgrab, darin viele hundert deutsche Soldaten ruhen. Vielleicht auch ihre Väter, sie sollen ja auf diesen Friedhof begeben sein. Es kann aber auch sein, daß sie ein Grab haben, das sie mit einem Kameraden teilen; wie sollen sie es aus diesen umhüllten Gräbern herausfinden?

Alles ist bedrückend und fremd. Und es regnet. Sie sind müde. Ihre Blicke irren über die endlosen schwarzen Reihen. Bei dem Anblick dieses Feldes erwürgt die Trauer um Lausende Tote ihren kleinen Wunsch, langsam gehen sie zur Pforte zurück. Sie schauen nicht mehr nach Namen.

„Danke“, sagt der einseitige Friedhofsgärtner, als die beiden ihm ein Trümpfchen in seine hingehaltene Mütze legen. Und die vielen Desendbächen an seiner Jacke leuchten bunt in den grauen Regentropfen.

ANEKDOTEN

Eine Reise ohne Unkosten

Der große französische Satiriker François Rabelais (1493 bis 1553), geriet auf seiner Reise von Rom nach Paris in große Geldverlegenheit. In Rom, wo er seit geraumer Zeit in dem teuersten Gasthof wohnte und es den Wirt sehr befremdet hatte, daß ein Mann wie er zu Fuß gekommen war, wußte er sich kaum mehr Rat. Da kam ihm ein rettender Einfall. Er füllte mehrere Papiere, die er nach Art der Apothekerpulver kniffte, mit gestohlenen Zucker und verpackte sie mit den Aufschriften: Gift für den König; Gift für die Königin; Gift für den Dauphin usw. Dann sorgte er dafür, daß ein Diener des Gasthofes die Päckchen erblieke. Alles kam nun wie er wollte. Der Diener glaubte, der Gast wolle die ganze königliche Familie vernichten und teilte seine Entdeckung sofort dem Wirt mit, der eilends den Präsidenten benachrichtigte. Die Folge war, daß Rabelais verhaftet und unter starker Bedeckung nach Paris gebracht wurde. Auf der Reise behandelte man ihn mit größter Rücksichtnahme, weil er geschickt den Anschein zu erwecken wußte, daß er der Träger großer Geheimnisse sei. In Paris angekommen, klärte er alles auf. Zum Bezeug seiner Angaben verschluckte er vor den Augen seiner Ankläger die sämtlichen Pulver. W.

Ad usum delphini!

Napoleon hatte ein Geheiß erlassen, das den Rednern wenig Freude machte: es verpflichtete jedes französische Schiff, welches in die Kolonien segelte, eine bestimmte Menge einheimischer Kaufmannsgüter mitzunehmen. Doch die klugen Herren wußten sich zu helfen. Es gab damals eine Ware, die zu den niedrigsten Preisen, fast umsonst, zu haben war: die mehreren französischen „Kassiker“. Die Redner kauften ganze Gesamtausgaben dieser Literatur auf und beladen ihre Schiffe

damit. So leisteten sie dem unbedarften Geheiß Genüge. Sobald der Kapitän das offene Meer erreicht hatte, warf er diese Ladung über Bord, um sein Schiff zu erleichtern, denn man hätte ihn in den Kolonien für all diesen Geist nicht eine Flasche Rum verkauft. Auf diese Weise verschwand ganze Ausgaben derzeitiger Autoren vom Büchermarkt (z. B. Arnault und Lancelval). Der große Schürke Joseph Michaud, der ein geistreicher Satiriker war, verwegen ihn die Republikaner, die er scharf aufs Korn genommen hatte, zum Tode verurteilten, später aber zur Verbannung nach Gananne begnadigten, nennt diese ins Meer versenkten Werke sehr treffend: Editionen ad usum delphini (zum Gebrauch der Fische).

W.

Im alten Deutschland

Die deutsche Vielstärerei hat manche Blüte unfreiwilliger Komik getrieben, die lange dauern wird. Nicht vergessen sei ein seltsames Pistolen-Duell, das im 1840 in einem Badeorte des Fürstentums Waldeck zwischen einem Apotheker und einem Schreiber stattfand. Der Apotheker stand aus preussischem, sein Sekundant aus lippischem, der Schreiber aus waldeschem und dessen Sekundant aus hannoverschem Boden; die Kugeln aber fand man in Braunshweig. Der Ort, an welchem das Duell stattfand, hatte fünf verschiedene Landesgrenzen. Es mag befremden, daß man trotzdem beide Kugeln auf dem gleichen Gebiet fand; doch dies erklärt sich so: die Duellanten folgten nur den strengen Forderungen der Ehebegriße ihrer Zeit, als sie sich schlugen, und sträubten sich keineswegs nach dem Leben. Beide schossen zur Seite. Der Zufall aber wollte es, daß der eine linkschändig, der andere rechtschändig war. W.



Im Tattersal

Eduard Aigner

Musik bei Walther Schachinger

Von Arnold Weiß-Rüchel

Die in jüngster Zeit von der Reichsmusikkammer geförderte Bestrebung, die deutsche Hausmusik wieder zu einem kulturellen Faktor des familiären Lebens zu machen, veranlaßt uns, an dieser Stelle über eine in München vielleicht allzu sehr im Verborgenen blühende Persönlichkeit zu berichten, einen Künstler, der es sich seit 12 Jahren zur Aufgabe gemacht hat, deutsches Musikgut im Rahmen privater Konzerte und zur Aufführung zu bringen.

Wer immer in dieser Stadt sich mit Musik beschäftigt, wird den Namen Schachinger nicht nur schon gehört, sondern auch als den Inbegriff einer Gemeinschaftspflege von hohem künstlerischen Charakter erkannt und gewürdigt haben. Zahllos ist die Legion derer, die in den geschmackvollen Räumen dieses Mannes — sei es als Mitwirkende, sei es als Zuhörende — den Zauber einer ganz aufs Musikalische eingestellten Häuslichkeit genießen durften und bei dieser Gelegenheit feststellen konnten, daß die ideellen Bestrebungen des deutschen Kulturmenschen immer den rechten und erfolgreichen Weg zu finden wußten, um dem trockenen Alltag ein paar festliche Stunden abzurufen, in denen die abstrakteste und unmittelbarste aller Künste — die Musik — zu uns spricht und uns hier eine Zeitlang vergessen läßt, daß die Mächte einer rein zivilisatorischen Welt stets bemüht sind, jedes geistige Ideal in den Bann ihrer amüsanten Herrschaft zu zwingen.

Walther Schachinger — als Dirigent der Mozartgemeinde der musikliebenden Öffentlichkeit längst bekannt — kam über die Malerei zur Musik. Das will nicht heißen, daß der Maler zugunsten des Musikers abgedankt hätte, im Gegenteil: der köstliche Ausgleich, den die eine der Künste dem Liebhaber der anderen bietet, hat den Dirigenten immer wieder an die Staffelei zurückgeführt, wie den Maler an das Dirigentenpult.

Einmal in jeder Woche weicht das Rüstzeug des Malers den 30 Pulten eines Orchesters, das sich fast durchwegs aus dem konzertreifen Nachwuchs der Münchener Hochschule für Musik zusammensetzt und somit einen hohen Garant bietet für die einwandfreie Wiedergabe klassischer Werke, unter denen die Bachs, Händels und Mozarts eine ganz besondere Pflege erfahren. Da ist keine Instrumentengruppe, die nicht ihre vollwertigen Vertreter aufzuweisen hätte, dem Josef Haydn lange Zeit als Dirigent vorstand, ausgedient haben: Ein kleiner sorgfältig besetzter Apparat, der die Partituren unserer großen musikalischen Ahnen voll zu erschöpfen fähig ist und sich im Laufe der Jahre zu einer Geschlossenheit abgerundet hat, die für den phrasologischen und stilistischen Wert einer Tonschöpfung von so eminenter Wichtigkeit ist. Daß hier, bei Walther Schachinger, nicht dilettiert, sondern sehr ernsthaft gearbeitet wird, beweist allein die Tatsache, daß zahlreiche Künstler von Rang und Namen es nicht verschmähen, sich im Kreise dieser Musiziergemeinschaft als Solisten zu betätigen; Persönlichkeiten aus allen Lagern der Instrumental- und Vokalmusik haben hier gespielt und gesungen.

Unschätzbar ist der Wert des Schachingerschen Orchesters für die Schüler und Absolventen der Münchener Musikakademie. Hier können sie nach Wunsch und Belieben sich als Solisten bewähren und für ihre spätere Konzerttätigkeit die erforderliche Sicherheit und Routine des Auftretens gewinnen. So vergeht denn auch kaum ein Abend, an dem nicht einer von den jungen Künstlern sich neben das Dirigentenpult stellte, um hier unter Walther Schachingers einsichtsvoller Führung sich im Solospiel zu üben. Wir hören Violin-, Flöten-, Oboenkonzerter, die symphonischen Werke Beethovens und Mozarts, Bachs Brandenburgische Konzerte und die Concerti grossi von Händel. Aus eigenen Mitteln, besetzt von einem beispiellosen Idealismus, hat der Herr des Hauses sich im Laufe der Zeit eine reiche Bibliothek an gedrucktem Orchestertermaterial erworben, dessen Partituren er mit erlesenem Geschmack und einer Staffelführung, die auf ein eingehendes Studium der Kunst des Dirigierens schließen läßt, zum Erklingen bringt.



Paul Brachetti

Walther Schachinger

Einen fast zeitfremden und unwirklichen Charakter erhält so ein Abend, wenn die Künstler sich bei Tee und Zigaretten von der Arbeit erholen, wenn die grellen Lichter gelöscht werden und Kerzen an ihre Stelle treten und einige ganz besonders musizierfreudige Akademiker sich zu einem Trio oder Quartett zusammenfinden, um der edlen Kammermusik zu huldigen. In solchen Stunden fühlt der Gast den intimen Zauber der deutschen Hausmusik in seiner vollkommensten Form.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß diese Bestrebungen Schachingers schon seit vielen Jahren einer Forderung entsprechen, die heute als ein wesentlicher Bestandteil unserer Gemeinschaftskultur die Beachtung höchster Stellen findet und jede Pflege verdient, die ihr als einer der hauptsächlichsten Grundlagen künstlerischer Gesittung im Volke zukommt.

Sternschnuppe

Von Nelly Sachs

Es fiel ein Zweig von einem Baum
Hinab in seinen tiefen Traum.

Der Blume weltverlorner Glanz
Erleucht; es summt der Bienen Tanz.

Ein Stern tat seinen tiefsten Fall
Gott lebt als Heimat überall.

Auf den Spuren des Tatzelwurms

Anton Leidl



Zuverlässigen Berichten nach führen die Spuren des Ungeheuers über die Hochalm direkt



nach Berlin und von hier aus weiter in die endlich entdeckte Höhle des Fabeltiers.

Einfach

„Jo, mei lieber Herr Untertinpler, so wia's des jetzt anfangen tan, wird das, wirtschaftlich a'sprechen, nie net zu einer Lösung net fuh'n... E'g'n E', i bin a alter Natienafonon und i kann do aa a Wörel dreimeden!“

„Daselbige sag i aa allerweil zu meiner Alten!“

„Net wahr jo... Do hab'n E' zum Beispiel allerweil die Steuererhöhungen... Zu was soll denn deselbige fuh'n?... Nach meiner Idee braucht des all's net z'sein — und do war in an Jahr alles in schenfter Ordnung!“

„Was net sag'n?“

„Ja'wei — affarat a so is!“

„Jo wia denn?“

„No ganz asich... Der Steuerbschlüssel bleibt deselbige — des hat ja gar kan Zwöck net, daß ma's in an Jahr re'hö'n tuat, de Steuer... Nur wird de G'schicht amol umdrait... Und ungeran's, was a Peisatier is, der kann ganz rubig damit einverstanden sein...“

„Aldam, wia manen E' des?“

„No — schau'n E' her... A Jahr lang wird allen Gehaltsnehmen de Steuer als Gehalt ausaght und der Gehalt wird als Steuer eingog'n!“ H. K. B.

Vergeblich

Knell stand vorm Kadi. Wegen Körperverletzung.

„Behaupten Sie immer noch, Sie hätten Ihre Frau aus Vergeßlichkeit aus der zweiten Etage geworfen?“, fragte ihn der Richter.

„Sicher! Wir wohnten früher im Parterre und ich hatte ganz vergessen, daß wir seit zwei Wochen umgezogen sind.“



„O mei, Frau Huaber, i moan halt, Eahna Dackertl is a so a Kreizung zwischen einer Zeitungsenten und an Tabetswurm.“

Der Werkstudent

Der Werkstudent hatte die Tapete an die Wand geklebt, sein Erbarmen schlecht. Die Frau sagte: „Sie wollen ein Tapezierer sein?“ „Nein“, erwiderte der Getadelte traurig, „mein, gnädige Frau, ich will ja gar kein Tapezierer sein, sondern ein Student der Philosophie.“

Bescheiden

Ein Kapitän, ein alter Cerebrä, war einmal zu einem Tee eingeladen. Die Hausfrau schenkte diesen ein und fragte ihn: „Mit Rum, Herr Kapitän?“ — Antwortet dieser: „Ohne Tee, wenn ich bitten darf!“

Freundinnen

„Robert sagt mir jeden Abend wieder, wie schamant und schön und klug ich bin!“

„Und mit so einem Mann willst du dich verheiraten, der dich jetzt schon so beschwändelt?“

Beim Metzger

Im Verkaufsaum einer Großstadtmetzgerei. Links die Abteilung Fleischwaren, rechts die für Wurst. Eine Frau hat Fleischwaren eingekauft und steht sich nach Wurst um. Mächtig droht die Stimme des Metzgermeisters über die Köpfe des Publikums hinweg:

„Wo ist denn die Dame mit der Pöbelbrust geblieben?“ H. Z.

Rührung

Die junge Mutter war gerührt, als sie, plötzlich ins Schlafzimmer tretend, ihren Mann ganz in dem Anblick des Kindes versunken fand. Zärtlich umarmte und küßte sie ihn. Als sie ihn endlich losließ, sagte er kopfschüttelnd: „Es ist doch ganz unbegreiflich, wie sie eine solche Wiege für drei Mark neumundungszug herstellen können!“

Liebe Jugend!

Der Lehrer hat einen der kleinen Jungen des ersten Schuljahres wegen einer groben Ungezogenheit bestraft. Der Kleine aber hat vor Trotz keinen Laut von sich gegeben und keine Träne vergossen. Nun guckt ihn der Lehrer ernst ins Gesicht, aber auch der Kleine sieht ihn finster an. Nach einem Weichen aber stößt der Kleine heftig und ärgerlich hervor: „Wat kiekst'n so? Hast wohl noch keen Menschen g'siehn?!“ B. W. K.

*

„Heute ist sie nun schon ein Jahr tot, die arme Dina“, spricht meine Frau in traurigem Ton am Todestage ihrer Mutter zu unserem Todesteden.

„Aber Mutti“, tröstet das Kind, „jetzt ist sie es doch schon gerodet.“

Vorstudien zu einer Rasselkunde

Ich habe nichts gegen Mäuse, gegen Wespen oder Zerkowen. Wenn ich mich zusammennehme, ertrage ich die Berührung mit Schnecken und sogar mit Quallen. Aber Rasselk...!

Ich höre von Rasselk, da schlief ich mein Puls, kaltes Grausen streicht mich lahm und die ganze Unterwelt ist vor meinem Auge aufgewallen.

Rasselk sind die widerwärtigsten Tiere, die man sich vorstellen kann. Sie lauern in Dampfen, Höhlen, in Kellergewölben und Brunnenschächten — und wenn ein Mensch zu ihnen herabsteigt, dann rufen sie ihn langsam auf den Leib und...

Ach, wie sie ihn peinigen! Es ist nie leidet nicht gegenwärtig, auf welche Weise sie ihn peinigen. Ich weiß im Augenblick nicht, ob sie Jungen haben oder einen stehenden Hügel oder einen bösen Hinterleibsfisch. Darum kann ich auch nicht sagen, ob sie den Menschen, den unglücklichen Menschen, der zu ihnen herabsteigt, nicht, beißen oder stechen oder quiden.

Leider betrügt uns die Wissenschaft um alle nähere Kunde von den Rasselk — im Echnell sind einfach keine Rasselk verzeichnet, im Brockhaus auch nicht und nicht einmal in Wörterbüchern. Darum wird einem, der etwas von den Rasselk wissen will, nichts weiter übrig bleiben als selber hinauszugehen in einen Brunnenschacht oder zunächst einmal in einen Keller, um sich peinigen zu lassen.

Sie werden schon kommen! Ich habe es

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Enrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Enrikat der einzigartige Breteldichter, der geistreichste und temperamvollste Konfessionier des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

schwarz auf weiß, daß es Rasselk gibt! Ich habe es in einem Roman gelesen, in dem Roman eines höchst gewissenhaften Schriftstellers, zum ersten, zum zweiten und zu keinen weiteren Male, daß der Sohn des Patriarchen Jakob, daß der Träumer und Traumdeuter Joseph von seinen Brüdern wegen eines bunten Rockes in einen leeren Brunnenschacht geworfen wurde, und daß er nach „zwischen Kästen, Rasselk und Kellergewölben“ liegen mußte — oder, wie es zum zweiftenmal heißt: „im Moder und Staube bei den Rasselk und Wärmern des Brunnenschachtes“.

Es gibt also Rasselk! Wenn es vorher keine gab, dann sind sie jetzt erfunden und geschaffen, denn das ist die Macht der Dichtkraft. Und wenn die Zoologen noch keine Rasselk vorlegen können, dann wird es die höchste Zeit, daß sie eine Kellerrassel nehmen und ihr die Kelle abhandeln! Dirks Paulus.

Heinrich VIII.

Die Ehe war elend.

Die Frau heulte:

„Und einst baust du mir geschworen, mich wie eine Königin zu behandeln!“

Er schrie:

„Ja. Aber jeder kann nicht Heinrich VIII. sein!“

Möglich

Es war im Juchhaus von Zimzorne.

In Zelle zehn war Raach.

Der Gefangene brüllte:

„Mein Napf ist weg! Es muß ein Dieb im Haus sein!“

Gäste

Keils hatten Gäste. Um zwölf verabredeten sich die meisten. Aber einer wollte nicht gehen. Um zwei saß er noch da.

„Das ist ja eine merkwürdige Uhr da an der Wand.“

„Ja, meint Keil, wie nennen sie auch unseren „Gast!“

„Wieso „Gast?“

„Sie will immer nicht gehen!“

Lustig
in
der
Jugend

DIE JUNGEN ANZEIGE

der
Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bilderwidergaben aus der „Jugend“ liefert wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer wörtlich ausgearbeiteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

lehrt mündige Substantien bis hin zu kollektiven Seguren/Vertrieb Bob Heidenhain 193

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

BERLIN 90 10
RUMDSTR. 20

BERNHEUF, P. 3 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 918

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandstuck verbreiteten Vierfarbendrücke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST

des Witzes und der Tugend ist auf der ganzen Welt BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich

G. Hirth Verlag AG. München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Was das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zuzüglich Postspesen durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postspesen) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den

Sportfischer

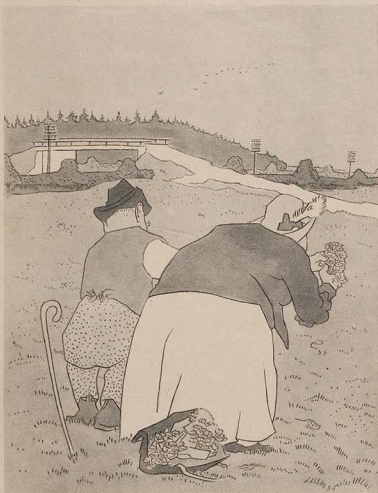
die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag Dr. Hans Schöndler München NW 2 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die geistige und praktische Lebensweisheit nach gesammeltem Erkenntnis aus der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Gabelnetzen gebunden um RM. 2.55 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



„Woast as no, Alte, früher ham ma a allaweil Bleamerln brockt!“
 „— Ja, aber erscht hernach!“

Genaue Auskunft

„War es ein großer Schatz, den Sie verloren haben?“ fragte der Beamte.

„Nun ja, so sehr groß nicht, etwa Postkartenformat!“

Seine Gründe

„Sag mal, Fräulein, warum kommt du nie mehr in unsern Spielklub?“

„Hui — die Gesellschaft dorten ist mir zu sehr gemüßt und die Spielkarten zu wenig!“

Ratschlag

„Was raten Sie mir, gnädiges Fräulein? Welche von den beiden soll ich heiraten? Emma ist die hübschere und Lena die klügere. Entscheide ich mich nun für die Schönheit oder für den Verstand?“

„Wenn ich Ihnen raten soll: verzichten Sie auf beides, und heiraten Sie lieber eine Frau, die so ist wie Sie.“

Die neue Perle

Die gnädige Frau: „Anna, haben Sie das Trinkvasser gekauft, wie ich Ihnen gefragt habe?“

Anna: „Gewiß! Mindestens eine Stunde. Ist es nicht gar?“

Zu teuer

Bauer: „Was kostet eine Todesanzeige in Ihrem Blatt?“

Angestellter: „Wir rechnen für den Zentimeter eine Mark.“

Bauer: „Das wird mir zu teuer. Meine Frau war ein Meter sechzig groß.“

Examen

Professor: „Wieviel Acten Poesie gibt es?“

Kandidat: „Drei: Eposische, dramatische und ... und ...“

Professor: „Nun? Und e... pi...“

Kandidat: „Epidemische Poesie.“

Alt-Wiener Guckkastenbilder

Als Frau von Etzel sich im Jahre 1807 in Wien aufhielt, spielte sie anlässlich einer Liebeshabervorstellung in einem von ihr verfaßten Stück die Rolle der Hagar in der Wüste.

So sehr man die geistreiche Frau auch feierte, ihres schlechten Spieles wegen war sie der Scheraden der Gesellschaft.

Der Fürst von Ligne, welcher der Vorstellung bewohnte, wandte sich in der Pause an einen Herrn.

„Was sagen Sie zu dem allerliebsten Stück — wie heißt es gleich?“

„Die Verstorben der Hagar!“

Da schüttelte der Fürst lächelnd den Kopf: „Nein, mein Herr, Sie irren ... Es heißt die Rechtfertigung Abrahams!“

*

In seiner Jugend stand der Fürst von Ligne mit seinem Vater auf sehr schlechten Füßen. Als er, mit 17 Jahren, zum Obersten des Regiments Ligne ernannt wurde, schrieb er seinem Vater:

„Ich habe die Ehre, Ew. Erzellenz anzuzeigen, daß ich zum Obersten Ihres Regiments ernannt worden bin, ich bin mit der höchsten Achtung ...“

Die Antwort darauf lautete:

„Mein Herr! Nichts konnte mir mein Unglück, Sie zu meinem Sohne zu haben, schmerzbarer machen, als der Umstand, Sie zum Obersten zu haben!“

*

Einst wurde Sophie einer Dame vorgestellt, die zwar sehr schön, aber ebenso einfältig war. Als man ihn um sein Urteil über die Schönheit fragte, meinte er:

„Solange sie mich nicht anspricht, hat sie mich sehr angeprochen, als sie mich aber angesprochen hatte, sprach sie mich nicht mehr an!“

Rendezvous am Dienstag

„D, da bist du ja schon, Emil!“

„Emil? Wiejo Emil?“

„Verzeß! Ich dachte, heute wäre Mittwoch.“

Definition

„Vater, was ist für ein Unterschied zwischen einem Handwerk und einem Beruf?“

„Ganz einfach. Wenn du ein Handwerk betreibst, so arbeitest du acht Stunden und gehst dann nach Hause. Hast du aber einen Beruf, so mußt du arbeiten, bis du fertig bist.“

Gut gegeben

Der wißbegierige Atelierbesucher: „Gegen Sie, Herr Professor, womit mischen Sie Ihre Farben?“

Der eingebildete Künstler: „Mit Verstand, mein Herr.“

Der wißbegierige Atelierbesucher: „Ah, jetzt verstehe ich, weshalb Sie mir so kleine Bilder malen.“

Der Heuchler

Lehrer: „Sage mir, Müller, was versteht man unter einem Heuchler?“

Schüler: „Einen Jungen, der mit lächelndem Gesicht in die Schule kommt.“

MINIATUREN

Der später berühmte gewordene englische Rechtsgelehrte Dröden war, besonders in seinen jungen Jahren, sehr streitsüchtig. Eines Tages war ihm die hohe Ehre zuteil geworden, an einem Falle als erster Galt des Bürgermeisters teilzunehmen.

Er geht also hin, nimmt seinen Platz neben dem Bürgermeister ein, der sehr dick ist und ihm gar nicht gefällt, und beschließt, möglichst wenig zu reden. Er ist heute nicht bei guter Laune. Leider aber ergibt es sich, daß nach breitem Mahl der Bürgermeister sich erfrischt bemüht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Und jetzt geschieht natürlich das Unglück,

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Bild Wagner auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feindes zusammengetragen haben, sondern was Alten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu Cam Nemo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frank Feik Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Brennstraße 10

das vorauszuheben war. Es dauert nämlich noch nicht zwei Minuten und die beiden befinden sich in so hitzigem Streit, daß alles ganz erschreckt hinkommt und einen Kreis um die beiden bildet, was aber Dröden nur erst recht veranlaßt, seine Position um so hitziger zu verteidigen. Endlich reißt dem Bürgermeister die Geduld, er stellt sich dicht vor Dröden hin und ruft: „Jetzt seien Sie doch mal still! Als ich so jung war wie Sie jetzt sind, bin ich in all diesen Dingen noch ein vollständiger Esel gewesen!“ Dröden sieht ihn an, lächelt anerkennend und meint: „Da haben Sie sich aber gut konvertiert!“

Ein guter Vergleich

Von dem General von Knau, dem originellen Generaladjutanten August des Ciarlen, erzählt man sich folgende geistreiche Anekdote:

Der König fragte von Knau bei einer Hofveranstaltung, ob er eine Erklärung wüßte, warum die Zölle so geringe Einnahmen brächten.

Da griff der General von Knau in ein vor ihm stehendes Kübchlein, nahm ein Stück Eis heraus und gab es seinem Nachbarn mit der Bitte, er möge es weitergeben, bis es in die Hände des Königs komme.

Jeder beehrte sich, das Stück Eis weiterzugeben, und man konnte doch nicht verhindern, daß es immer kleiner wurde. Nur ein kleines Eisstückchen kam beim König an; das andere war zerstant.

„Das ist meine Antwort auf Ihre Frage, Majestät“, sagte von Knau. Und der König verstand ihn.

Deutsche Sprichwörter

Man muß eine Eva han, die er zeibt, was er getan.
Machte der Bart heilich, so wäre der Heilighod ein heiliger Vater.
Der Dreck liegt kleinen Leuten nah beim Herzen.
Soll die Ehe lang bestahn, sei blind das Weib und taub der Mann.
Es ist kein Einsiedler so fromm, er guckt einmal aus seiner Hütte.
Wenn ein Floh hustet, bebt die Erde nicht.
Wenn der Heihals fliehet, kann das Geld ihm holen.
Wer nichts im Glauben-Ecklein hat, bekommt eine dreiege Himmelsfahrt.

Großmutter und wenn der Bettelsack an der Wand verzweifelt.
Er sieht's der Kuh am Hintern an, was die Butter in Paris kostet.
Sie lacht in sich hinein wie eine Klosterkage.

Hühnerkage Lefter laufen über ein Buch hin, wie die Sau über den Rübenacker.

Es ist groß' Lieb im Epittel, wenn die Bettler einander mit Käusen werfen.

In bösen Mäuten ist das Weib des Mannes Männin.

Auch ein Modus!

Nachstehende Zuschrift an den Verlag der „Jugend“ wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten:

Argentinisches Tageblatt

Buenos Aires, den 6. April d. 1935.

„Auf Ihr geß. Schreiben vom 14. März teilen wir Ihnen mit, daß wir den von Ihnen geforderten Betrag weder anerkennen noch bezahlen werden, weil Sie uns ein gleichgeschaltetes Schundblatt anstelle der früheren Jugend geliefert haben.“

Wenn das hiesige deutsche Konsulat den Betrag bezahlen will, haben wir nichts dagegen.

Wir begrüßen Sie wie stets

hochachtungsvoll
por ALEMANX & Cia. Ltda. S. A. G.“

Wir freuen uns von Herzen, daß eine Zeitung, die das Prädikat „deutsch“ für sich in Anspruch nimmt, nun endlich eine plausible Entschuldigung für ihren schon vor der Gleichschaltung sattem bekannten Zahlungswillen gefunden hat. Unsere Hochachtung!

Der Verlag der „Jugend“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Redaktionelle Notiz:

Die Bildbezüge „Bazar“ und „Beduinenkabe“ in Nr. 19 u. 20 der „Jugend“ sind nicht wie irrümlig angegeben von Karl Sprenger, sondern von Blasius Spreng-München.

BÜCHER

Max René Hesse: „Morath verwirklicht einen Traum“ und „Morath schlägt sich durch“. Bruno Cassirer-Verlag, Berlin.

Zwei neue Morath-Romane, freudig begrüßt von allen Freunden dieses wahrhaft großen und meisterhaft durchgeführten Romanstils. Dieses ganz aus dem Innern heraus gestaltete Werk, das gleichwohl allen romanhaften Elementen Rechnung trägt, gehört meines Erachtens mit zum Besten, was die epische Literatur der letzten dreißig Jahre hervorgebracht hat. Wie hier ein Privatleben in die Schicksalsphäre eines ganzen Volkes gerückt wird, wie hier das unmittelbare Geschehnis sich zum Gleichnis ausweitet, verdient die Bewunderung, die wir den großen Schicksalsromanen Goethes oder Gottfried Kellers schenken sind. Da es bei der Fülle an die in den Stoff verwobenen Handlungsmomente unmöglich ist, auch nur ein halbwegs taugliches Kontext des Inhalts zu geben, begnüge ich mich mit der dringenden Empfehlung, diese Morath-Romane in jede Privatbibliothek einzurufen. Es sind Dokumente von europäischem Ausmaß und wohl die zur Zeit leistungsfähigsten Auseinandersetzungen mit den Problemen des 20. Jahrhunderts. A. W. R.

Ernst Sommer: „Die Templer“. Kurt Wolff-Verlag, Berlin.

Ein großangelegter Essay über die Geschichte des Templerordens, halb Roman, halb Historie. Dieser Orden entstand bekanntlich zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina, um zu Ehren der Mutter Gottes Mönchtum und Rittertum miteinander zu verbinden. Bernhard von Clairvaux entwarf im Jahre 1128 die erste Ordensregel. Ursprünglich von hohen religiösen und sittlichen Idealen erfüllt, verfolgten die Ordensmitglieder im Laufe der späteren Zeit bald allerlei Sonderinteressen, mißbrauchten die Macht, die sie besaßen und zerrieten so mit dem höheren Klerus in Konflikt. Von Philipp IV. von Frankreich, der es nach den Schätzen der Templer gelüstete, allerlei Schandthaten bezichtigt und unter Anklage gestellt, hob Clemens V. durch eine Bulle vom 22. März 1312 den Orden auf. Zahlreiche Ritter verfielen der Inquisition und wurden verbrannt. Viele Jahrhunderte später — in der Mitte des 18. Jahrhunderts — bemühten sich die Jesuiten, das damals auftauchende Freimaurerwesen mit dem alten Templerorden in Verbindung zu bringen, jedenfalls um den Bund in katholischen Sinn zu lenken zu können. Ernst Sommers Arbeit, die auf einem sehr gründlichen Quellenstudium basiert, beginnt mit der Verteidigung Acoms, dem letzten Bollwerk der Christen, und endet mit dem Tod Philipps IV. Sie bietet unter Wahrung der historischen Treue einen von jeder wissenschaftlichen Kniffligkeit freien Bericht der Geschichte des Ordens, über dessen „Geheimnisse“ auch heute noch viele Irrtümer und Übertreibungen krassieren. An der Ausstattung des Buches, vor allem am Satzspiel, wäre manches auszusetzen; wir tun es nicht in Hinblick auf den Wert seines Inhalts. A. W. R.

Johannes Reinwald: „Italien“, in der Reihe „Die Erde in Wort und Bild“. Kurt Wolff-Verlag, Berlin.

Wenn auch von einem Mangel an Italien-Büchern nicht gesprochen werden kann, so wollen wir dieses vom Verleger so schön ausgestattete Buch dennoch willkommen heißen und bestens empfehlen. Es ist einerseits aus dem unmittelbaren Erlebnis heraus geschrieben, andererseits weist es die nötige Objektivität in der Beurteilung des Gesehenen auf. Vom Standpunkt der Aktualität ist es insofern zu empfehlen, als es uns mit der allzu breiten Darlegung altbekannter historischer Details verschont und dafür die für den Menschen von heute weit wichtigeren Auskünfte über das moderne Italien — das Italien Mussolinis — in einer von jeder persönlichen Affektion freien Weise ebenso gründlich als unterhaltsam erteilt. Von der Geschichte des Landes bis zum Speisezett und den Geheimnissen der italienischen Kochkunst bietet uns der Verfasser Einblick in tausendfältige Dinge, über die uns weder Buchhalt noch Gregorovius etwas mitteilen konnten. Wenn auch die Werke dieser beiden zuletzt genannten Autoren immer den Vorrang einnehmen werden, so kann sich Reinwalds Buch glücklich in die Reihe der besten Publikationen über das Land Italien fügen. Es ist jedem zu empfehlen, der die Absicht hat, seiner deutschen Sehnsucht nach dem „sonnigen Süden“ Rechnung zu tragen. A. W. R.

Fritz Schmalenbach: „Der Jugendstil“, ein Beitrag zu Theorie und Geschichte der Flächenkunst. Verlag Konrad Tritsch, Würzburg 1935.

Eine sehr ernsthafte und meines Wissens die erste umfangreiche Dissertation über den sogenannten „Jugendstil“. Wenn dieser, von zahlreichen Kunsthistorikern als Entleerung charakterisierte Stil auch heute keinen Aktualitätswert mehr besitzt, so verdient doch auch er seine historische Beglaubigung als das Phänomen einer Entwicklung, die der künstlerischen Auswertung des Ornaments und der Schmuckfläche eine Reihe neuer Anregungen und Möglichkeiten bot und gewiß nicht viel Schlimmeres produziert als beispielsweise die Neurenaissance in den achtziger Jahren des vorigen Säkulums oder die in Radikalismus ausgeartete Bauhausbewegung unserer jüngsten Vergangenheit. Was in Fritz Schmalenbachs Untersuchung wohltut, ist die endlich getroffene Feststellung, daß der „Jugendstil“ kein Produkt der Zeitschrift „Die Jugend“ war, wie außer von Kunst Kennern auch von Meyer und Brockhaus behauptet wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Name des Stils auf das Hirth'sche Blatt zurückzuführen ist, keinesfalls aber hat „Die Jugend“ in irgendeiner Form mit dazu beigetragen, diese Stilrichtung zu propagieren. Sie hat sich als typographisches Dokument der Stilrichtung der Zeit angepaßt und eine Reihe von Künstlern beschäftigt, die dem damals modernen Ornamentalschmuck Vorlagen lieferten. Das haben außer ihr so ziemlich alle Zeitschriften von Rang und Ansehen getan. Für den Schriftkünstler und Stilkritiker bietet die sehr aufschreibereiche und verständlich geschriebene Publikation viel Anregungen. A. W. R.

Neu! DEINE KAMERA GENT GELD VERDIENEN



Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abzettelungen für Ihre Fotos, und verdienen Sie mit ihnen Geld, verdienen sich monatlich Geld, verdienen sie Ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera zahlt Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verleger. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pig.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Ultima Ratio!

Erich Wilke

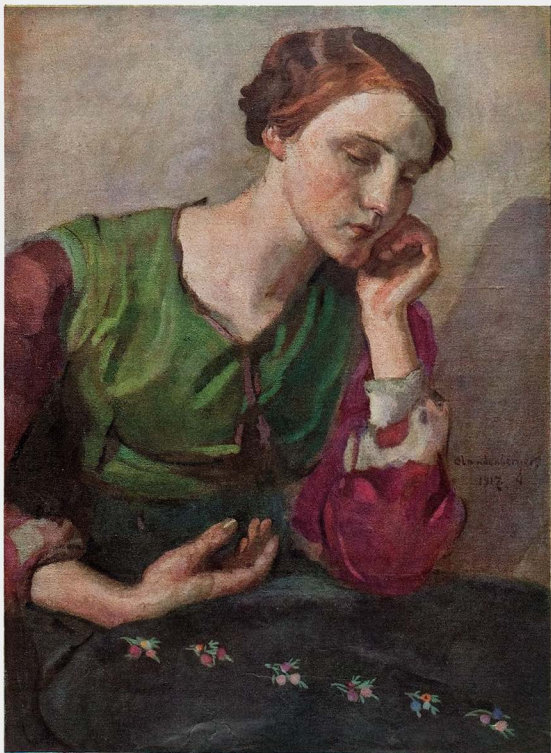


„... und im 18. Jahre seiner Regierung sah er ein, daß alles, was er bislang getan, verkehrt war; deshalb nahm er die geschändete Krone, setzte sie auf sein Haupt und dann war alles wieder wie vorher.“

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1935 / NR. 24



Junge Frau

C. Landenberger

VIELE WEGE...

*Viele Wege locken in die Weite,
Und an jedem blüht ein goldner Traum.
Immer geht der Tod an deiner Seite,
Doch du merkst es kaum.*

*Suchst die Wunder einer blauen Ferne
Zu erschauen, wie das Kind den Wind,
Und du glaubst, daß alle hellen Sterne
Deine Brüder sind.*

*Eh die Wege, eh die Träume enden,
Neigt dein müdes Haupt sich erdenwärts;
Und dein Weggenosse greift mit harten Händen
An dein Herz.*

Arnold Weiß-Rüthel

GEHEIMNIS UM VINCENTE

Von Gerhart Böhl

Vincente war alt geworden, ehe das Verhängnis ihn ereilte. Als wie ihn das erstmal sahen — es war in der veräbnlichen Taverna des Don Pedro — erschien er uns mächtigst alt — wie der Überlebende einer verblühen Generation.

Damals saß er am Tische der Burschen, deren braune Gesichter der unablässige Kampf mit dem Meere verjüngte. Ihre Mägen fed im Nacken und die Zigarette zwischen den Zähnen, so hämmerten die Burschen Domino-Steine aneinander — wortlos und mit wilder Kraft. Vincente beherrschte das Spiel, ohne selbst einen Stein zu berühren. Mit spärlichen Gesten zeigte er den nächsten Zug.

Während die Fischburschen die einfache Kleidung ihrer Arbeit, zumeist mit Hand und Hufe tragen, war Vincente in eine Decke verwickelt, die farbenreich, schamlos und gefaltet war. Auf seinem Kopf saß ein roter Fetz mit grauer Kante, wie er auf den Balconen längst nicht mehr getragen wird. Ein großer Ring baumelte an einem Ohr. Die wässrigen Augen, die sich in einem Gewirr von Fälschen zu versteinern schienen, und eine scharfe Linie um den Mund zeigten, daß das Absonderliche dieses Menschen nicht auf sein Äußeres beschränkt war.

Den Eindruck des Absonderlichen hatte die Erzählung des Herrn Gemeindefekretär noch bekräftigt, der an jenem Abend Gast in unserer Kreise war. Vincente sei ein hoher Seefahrer, hatte der Herr Sekretär berichtet, und Fischer

wie alle; er besäße die Barke mit dem stärksten Motor. „Ein deutsches Wunderwerk!“ und es folgte ein Stöcken von überhörschwänglichen Worten der Bewunderung... Darnach fragte einer von uns, ob Vincente maurischer Herkunft sei; seine Kleidung scheine sie anzudeuten. „Wohin denken die Herren!“ — Der Sekretär wurde aufgebracht. — „Vor fünf-hundert Jahren verschwanden die Mauern von unserer Insel; sie wurden mit Stumpf und Stiel vernichtet, — mit Stumpf und Stiel, hombres! Der Alte hat die Marotten eines Kausers!“ Darüber hinaus war nichts zu erfahren, soviel wir auch fragten. Der Sekretär schwieg... Damals glaubten wir, er wisse nicht mehr über den Alten, der schließlich nur eine Seele unter den zweitausend seines Bezirks war. Später allerdings verstanden wir den Grund des Schweigens: Vincente war ein Lump und so nennt kein Spanier einen Landsmann vor Fremden.

Während unseres Gesprächs war der Alte aufgestanden und hatte das Fetz seiner Decke hoch über den Kopf gestülpt. Wortlos hob er die Hand zum Gruß, und die Burschen dankten wortlos — mit ihrem blühenden Augen. Dann schlich er wie ein Schakal aus dem Schmutzlicht der Fischertreize; nicht das wenigste Geräusch war zu vernehmen. Einige Wochen später sahen wir ihn zum zweiten und wohl letzten mal. An einem Nachmittag, da alle Straßen in der Connegallat wie erloschen lagen, kam fernher ein vielstimmiges Murren auf. Den

Nassad Torres, ein alter Fischer, wurde zu Orabe getragen. Dem einfachen Gange auf den Schultern von sechs Männern folgten die beiden Geistlichen, die das „Misericordia!“ eifrig sangen, der Alkade, der Gemeindefekretär und die Schöffen. Darnach kamen alle Männer des Bezirks — in der strengen Ordnung von Alter und Würde. Alle trugen schwarze Feiertägel, die Kerzen in Händen und Zigaretten im Mund. So gingen sie murrend im Zuge.

Und in seiner letzten Reihe — inmitten der Jüngsten, die das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht hatten — ging Vincente. Auch diesmal trug er das farbige Fetz seiner Decke über dem Kopf. In seinem zahnlosen Mund hielt er eine haardünne Zigarette und in der Hand die Kerze.

„In der Hand?“ — Nein, das war keine Hand mehr; ihr fehlten die Finger. Nur der Daumen war umgeschert; die anderen Finger waren Stümpfe von einer erlaunlichen Beweglichkeit. Mit ihnen verwickelte der Alte das Nachschließen zu halten, als die Kerzen entzündet wurden, die Zigarette, sein Taschentuch.

Nach der Beerdigung fragten wir ihn, woher er die Verletzung habe. „Unfall“, erwiderte er mit einem schmerzlichen Lächeln, das seine Seele verschlossen hielt. Dann schliefte er eilig davon. In diesen Abend stritten wir bereits um Vincent. Einer erklärte, der Alte sei „einfach verrückt“. — „Und warum lieben ihn die Fischburschen?“ — „Frage ein anderer.“ „Er lächeln, wenn sein Name fällt, und dieses



Der Geist der Irre

Kubin

Vächeln ist der Panzer, an dem unsere Neugierde zerbricht!" Das fand der erste natürlich; er sprach von "Macheit, die Kinder fängt!" — „Alter Kautz!" hatte der Herr Sekretär gejozt. Die Rechnung stimmte also..

Und stimmte nicht! *

Das sollten die folgenden Wochen zeigen. In sie fiel die Nacht, die Vincentes Verhängnis wurde, vielleicht auch die große Stunde seines Daseins. Schließlich weiß keiner von uns, wohin die Sehnsucht des anderen strebt. Solange wir leben, träumen wir. Aber unsere Träume haben sehr verschiedene Gesichter.

Vincentes Traum schien aus der Tiefe seines Blutes zu stammen, wo er geschlummert hatte — vielleicht seit tausend Jahren.

Jedenfalls war der Alte eines Morgens nicht vom Fischfang hingekehrt; alles Suchen blieb vergeblich. Nach einer Woche war er plötzlich da — wortlos und abgezogen. Bald

(Fortsetzung S. 373)



Sommer

Karl Haider

Erntetag

Mit Schwalben hängt der Himmel voll,
das Feld wird laut von Weizenschlag,
die Grille eifert höflich,
die Senfe blüht. Es ist ihr Tag.

Wie eine große Hummel brummt
die Dreschmaschine legendisch,
und immergleichen Walzer summt
sie unermüdlich, dumpf und froh.

Die vollen Wogen schaukeln heim,
drauf schaukeln fröhlich Kind und Frau,
und singen einen hellen Reim
und sitzen groß im Himmelsblau.

darnach verschwand er wieder, kam und verschwand, bis auf sein Geheimnis das große Licht der Scheinwerfer fiel.

Die Scheinwerfer gehörten der Staatlichen Gerpelizei und standen auf dem Vordereck ihres Motorwagens, der „Valencia“. Ihren Kommandanten, Kapitän Perello, kannten wir von mancher frohen Plauderstunde. — Und bei der nächsten erzählte er uns das Geheimnis um Vincente, wie ein Märchen aus Lausend und eine Nacht klang der Bericht des nächsten Polizeioffiziers:

Seit Monaten hatte man tanzische Fekulen beobachtet, die buntbesetzt bis zu den Valencien hinaufkamen und dort in mondloser Nacht verschwanden. Daß ihre Ladung Lakat und die Schmuggel ihre Aufgabe war — die Behörden wußten es aus schmerzlicher Erfahrung. „Was müßt es, hombres!“ rief Perello cholerisch. „Wie faßten die Burschen nicht!“ Da entdeckte eines Tages ein Hirt zweihundert Küsten Lakat in einer entlegenen Höhle am Meer. Nun lag das Polizeischiff auf der Lauer. Fünf Tage rollten ihre Stunden ab, und die Spannung saß in aller Nerven. Schon dachte man, das Unternehmen sei verpufft. Da fingen in der sechsten Nacht plötzlich die Scheinwerfer eine Fekule, die langsam die Küste zu krenzte. Ein Schuß, und die Fekule lag still. Mit gedrosenen Motoren kam das Polizeischiff näher. Die Fekule dümpelte unter schlaffen Segeln. Ihr Deck war menschenleer. Nur der Rudergast stand an der Pinn. Auf einmal — und als Perello das erzählte, tanzten seine Worte auf der mächtigen Dämmung der Seemannsschiffe — schoß eine Fieberbarte aus den Klippen. Ein heiserer Schrei, und das Deck der Fekule war bevölkert, und wie Hagel prasselten die Schüsse gegen die „Valencia“, daß sie bedrohen und die Scheinwerfer löschen

mußte. Als sie kampfbereit zurückkam, lag die Fekule unter vollen Segeln. Sprengfeuer aus dem Maschinenabweise, Feuertank und Raketen, zuletzt noch gegen die Dörfer der Araber ... „Natürlich haben wir die Fekule gefaßt!“ erzählte Perello weiter. „Aber die Hände sind über Bord gegangen, und der Raketen hat sie eingeholt. Gut, denke ich, erst die Fekule, dann dich! Caramba! der hatte einen Motor, hombres, wie für den Dzaal! Co ist er uns entwischt — durch die Risse! Das Wagnis kann nur ein Hühner betreiben ...“ Wir haben uns an „Vincent!“ jagten wie wie aus einem Mund. Perello schäumte vor Wut, als er den Namen hörte.

„Jarwohl, Vincent!“ höhnte er, „der heilige Vinzenz findet keine Ruhe im Grab — wegen dieses Potentkinds! Das hat uns schon manches eingebracht, nicht nur den Lakat, schmuggel ... Auch das Fischen mit Dynamit ist sein Fach. Das ist eine kundgemeine Methode: man wirft ein Stück Sprengstoff ins Wasser und jagt die Fische in die Netze ringsum. Dabei gehen natürlich tausende mahllos kaputt. Diese Raubfischerei ist streng verboten, hombres, und kann zwanzig Jahre Kerker kosten!! Wer allein betreibt sie? Vincent! Dabei hats ihn schon einmal geschnappt: Eine Feischzündung riß ihm vier Finger weg. Glauben Sie, der Kerl hätte einen Mucks getan?! Erst als die Wunde heilt war, zeigte er sich und beuchelte, der Motor hätte ihn die Finger abgedreht. Vincente ist die Seele unseres heimischen Verbrechens. Dabei gehts ihm nicht um Geld, wie kleinen Leuten! Umruhe will er, Schüsse aus Prinzip, wennmöglich die Niederlage der Polizei. In ihm ist das Blut der Mamelucken aufgetrieben, die die christliche Weltordnung haßten!“

Zeit jener Nacht blieb Vincente verschwunden, soweit die Polizei auch suchte.

Allmählich setzte sich der Staub, den das Ereignis aufgewirbelt hatte, und wieder lag die Kuppel des Himmels in ungetrübter Bläue über dem Fischenort.

Bei Don Pedro hämmerten die Burschen noch immer Deminosteine aneinander — wortlos und mit wilder Kraft. Und fiel einmal der Name des Alten, so glom in ihren braunen Gesichtern das Lächeln auf, das ein Panzer war.

Aphorismen

Von Johann Friedrich Warnken

In nichts drückt sich die Vornehmheit eines Menschen klarer aus, als darin, wie er von seinen Rechten Gebrauch macht.

*

Viele glauben beliebt zu sein, während man sich nur an sie gewöhnt hat.

*

Der Begabte schöpft aus den Menschen; der Unbegabte profitiert von ihnen.

*

Sei kritisch bei der Gestaltung deiner Gegenwart, denn du bist zu jeder Zeit das nicht mehr zu ändernde Produkt deiner Vergangenheit.

*

Diese werden groß, weil viele Erlebnisse sie zerstreuen, jene, weil ein Erlebnis sie erschütterte.

*

Unter einem großen seelischen Schmerz leidet der am schwersten der reife Mensch, aber er trägt ihn am leichtesten.



Die alte Post

Photo Springorum

IM ZEITALTER DER MAUS

Von Zeit zu Zeit wird unser Blick durch Meldungen von verblüffenden wissenschaftlichen Entdeckungen gestreift, die uns die Befreiung von Krankheiten, die Wiedererlangung verlorener Jugend oder die Verlängerung der uns gewährten Lebensspanne zu versprechen scheinen. Spannend und hoffnungsvoll durchfliegen wir den Bericht. Und dann, wenn wir die Geschichte bis zu ihrem bitteren Ende gelesen haben, erfahren wir, daß sie sich überhaupt nicht auf unsereins bezieht — es sei denn, man würde ein Kaninchen oder ein Meerschweinchen oder eine weiße Maus.

Zur Zeit sind die weißen Mäuse die gebührendsten Lieblingskinder der Forschung, die sie aller Erzeugnisse teilhaftig werden läßt, die die moderne Wissenschaft bieten kann. Sie werden mit Vitaminen und Kalorien reich bewirtet, von einem geschulten wissenschaftlichen Personal aufzupfiedel betreut und ernährt, ein Leben des Müßigganges und der Ausweichung zu führen.

An einer amerikanischen Universität gibt es zum Beispiel einen Professor, der den größten Teil seiner Zeit damit verbringt, weiße Mäuse zu trainieren; er füttert sie mittels eines Tropfenzählers solange mit Jammelfarum, bis sie alle angemessen benebelt sind. Er sagt, daß er die Wirkungen von Alkohol auf ihr Nervensystem studiert. So sagt er.

Aber man kann sich leicht die Wirkung auf die Moral seiner Versuchstiere vorstellen. Besonders an Samstagabenden geht es in seinem Laboratorium bunt zu. Lebende Mäuse zerbrechen in ihrem Übermut Kratzen, greifen, pfeifen lustige Vieler, klopfen auf die Zische und quieschen ungestüm nach weiteren Alkoholenzen. Und wenn der Professor nach Hause kommt, beschimpft seine Frau ihn argwöhnisch und sagt: „Hm... du warst also wieder in Gesellschaft deiner weißen Mäuse, wie?“

Nicht allen weißen Mäusen freilich ist ein solches Wohleben beschieden. Einigen werden unsympathische Krankheitserreger injiziert; andere werden zu irgendeiner sonderbaren Diät verteilt, die Kahlköpfigkeit, Arterienverkalkung oder frühzeitiges Altern herbeiführt.

Ein Gelehrter hat eine Zucht kurzschwänziger Mäuse erzielt, indem er gewisse Vitamine aus ihrer Speisefuttermittel ausschaltete. Das veranlaßte einen Kollegen sofort, eine Brut besonders langschwänziger Mäuse heranzuzüchten, indem er seinen Tieren dasselbe Vitamin in übergroßen Mengen eingab. Die beiden Arten sollen dann zusammengebracht werden und die Wissenschaft erwartet, daß ihre Nachkommen sich Schwänze normaler Länge haben werden, genau so wie sie ihre Großeltern besaßen.

Einen anderen Biologen gelang es nach Jahren unversöhnlichen Experimentierens, Mäuse mit der englischen Krankheit herbeizubringen. All seine weißen Mäuse sind ebelig und der

Gelehrte ist sehr stolz darauf. Er hat sich, im nächsten Jahr ihre Dät zu ändern und zu versuchen, ob er sie nicht ebelig machen kann.

Dann gibt es eine Schule von Gelehrten, die ihre Zeit damit verwenden, mit Mäusen allerlei Schabernack zu treiben. Sie quaternieren ihre Opfer in einem Zauberkäfig ein, der an das „Verwünschte Schloß“ der großstädtischen Vergnügungsparks gemahnt; es ist voll von Labormäusen, sich drohenden Eidechsen, zusammenbrechenden Stiegengängen und Cadavoren. Sie lassen kleine Glocken klingen, bunte Lichter aufblitzen und rufen den verwirrten Tieren allerlei widersprechende Ratsschläge zu. Dann halten sie die Reaktionen der Mäuse auf wissenschaftlichen Tabellen fest.

Enthusiastischen Naturen werden diese mit den kleinen Tieren vorgenommene Versuche grausam und widerwärtig erscheinen. Aber jeder derart behandelten weißen Maus steht zu:

Zwei Gedichte

Von Paul Langhammer

Im Park

Fliedertrauben blästen und verstarben,
herbe Süße füllte die Luft, in Farben
steigt und stiebt der Quell.
Aus dem Staub der Gassen, dem Gedränge
locken goldgrüne Laubengänge,
und der Blick wird hell.

Huschte nicht vom blanken Tanzparkette
in den Park es? Eine Amourette
schwingt in Glück und Weh.
Pan, dem alle Herzen noch verspielen,
und Apollon Leier, horch, sie spielen
Wolfgang — Amadé.

Und die Götter und die stolzen Damen,
steinerstarr, mit holden Liebesnamen,
heben wومتum.
Wie das Klingen selig sich verbreitet,
hat des Parkes Tiefe sich geweitet
zum Elysium.

Im Bruchsaler Schloß

Die wir die Kälte unser Zeit beklagen,
uns bist du Ruf und Lockung zu Genuß.
Für dich sind Alter und Gewalt nur Sagen.
Du bannst den Frühling, daß er bleiben muß.
Die Steine leben, scheinen nicht zu tragen.
Wie wandbewegt ist ihrer Länien Fluß.
Und von den Wänden locken die Zimieren:
Spiel ist das Leben. Heiter müßt ihr's führen!

Doch, ob Genuß zum Chore sich begeistert,
die Trunkenheit zu leichtem Tanze steigt,
ein weher Hauch aus Gräbern hebt meistert.
Ihn füllt das Herz. Gespenstig er sich zeigt.
Die Bildernden Schattenspiel umgeister.
bis vor dem Unächtbaren alles schweigt.
Ein Rausch, entlicht, was Witz und Laune bindet,
und bleibend ist nur, was sich innen findet.

mindest ein Duzend weißer Mäuse gegenüber, denen es heutzutage weit besser denn je ergeht.

Ich kann mich noch sehr gut der Zeit erinnern, da die Mäuse noch mit einem Stück Käse und einem noch viel kleineren Loch in der Mauer zufrieden waren. Sie waren eben richtig, altmodische, anspruchslose Tiere, deren Unterhaltungsbedürfnis bescheiden war, wenn sie gelegentlich die Wanduhr reflektieren konnten.

Aber die Mager von heute sind überjätigte Genieser. Und hieran ist die moderne Wissenschaft schuld. Durch verblüffende Drüsenoperationen haben Forscher das Geschlecht von Mäusen verändert, ihre Größe und ihren Tätigkeitsdrang vergrößert und ihnen überspannte Ideen in den Kopf gesetzt. Sie haben eine Mäusart geschaffen, die Variation quersüß und Käse jagt.

An der Kasselshauener Universität sollen kürzlich Professor Schwempe weiße Mäuse aus ihren Käfigen ausgebrochen sein und die Biologische Abteilung der Hochschule in Besitz genommen haben. Zur Zeit beklagen sie angediebt das Laboratoriumsrande mit Plakaten wie: „Keine Vögel mehr in den Schweizerkäse!“, „Schluß mit der Dät!“ und sogar „Nieder mit Professor Schwempe!“

Wie soll das enden? Man stellt sich etwa vor, daß irgendein Gelehrter die Wadentrommeln seiner Mäuse derart zu verändern vermag, daß sie die Größe und Kraft von Gockeln erlangen. Vielleicht bringt er eines Tages Ringkämpf-Mäuserche hervor, die Eisenbottentums als Leder und sämtlichen Emmenholzerkäse der Schweiz als Nahrung benützen. Wolt! Diesen hat das Ringpublikum bereits zu Mäusekämpfern gemacht; besonders die jüngere Generation ist der Mäus-Maus fanatisch ergeben. Werden wir uns, wenn das Zeitalter der Maus heranbricht, schicksalsergeben in den Umschwung sagen und noch dankbar die Krumen verzehren, die vom Tisch der Übermanns zu uns herunterfallen?

(Alleinberechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen.)

Liebe Jugend!

Bei den Kleinen schüßert ein Lehrer recht dramatisch den Untergang von Eosben und Omerocha. Staunend und entsetzt hören die Kleinen, wie der schlimme Feuer- und Schwefelregen kommt und das Feuer alles verzehrt. Da springt plötzlich in der höchsten Spannung ein Kleiner auf und ruft: „Herr Lehrer, wo bleibt denn da die Feuerweber?“

K. B. W.



Anton Leidl

Mein Atelier

ANEKDOTEN

Nichts zu machen

Für Mart Livoiu gab es, wenn er intensiv an einem neuen Buch arbeitete, nichts schlimmeres, als Briefe schreiben zu müssen. Seine Freunde kannten diese Eigenschaft des Dichters, aber es gab doch einmal mal Fragen, deren Beantwortung für sie wichtig war. — Der amerikanische Schriftsteller Bret Harte hatte lange Zeit geduldig auf eine Antwort seines Freundes Mart Livoiu gewartet. Schließlich fandte er ihn eine stumme Mahnung in Gestalt eines leeren Briefbogens und einer Marke. Postwendend erhielt er von Mart Livoiu ein Telegramm: „Papier und Marke erhalten. Aber der Briefumschlag fehlt!“ H. M.

Kavaliers

Der große Gendarm kam nach der Schlacht von Zeneß, die er 1679 gegen den Prinzen von Dranien gewonnen hatte, nach Versailles, um dem Könige seine Aufwartung zu machen. Wegen Gichtbeschwerden hatte er Mühe, die große Treppe zu ersteigen, oberhalb welcher Ludwig XIV. ihn erwartete. — „Verzeihen Sie, Majestät, daß ich nicht geschwindere komme!“ rief er ihn entgegen. — „Nehmen Sie sich Zeit, lieber Kutscher“, antwortete der König, „es läuft sich nicht gut, wenn man mit Verbrechern beladen ist!“

Wahrhaft berühmt

Bieder Hugo wurde in seinem Alter einmal von einem Verehrer gefragt, bei welcher Gelegenheit er das tiefste Erlebnis seiner Berühmtheit gehabt habe. Nach kurzen Besinnen erzählte der große Dichter folgende Begebenheit:

„Das ist gar nicht so lange her. Es war erst neulich, als ich spät nachts aus dem Theater kam. Mein Wagen hatte mich vor der Tür abgesetzt, aber ich hatte meine Schlüssel vergessen und mußte lange läuten bis mich jemand hörte. Bei dem langen Warten in der kalten Winternacht überkam mich, was bei meinem Alter verständlich ist, ein gewisses unüberwindliches Bedürfnis. Ich mußte mich notgedrungen gegen die Mauer meines Hauses stellen. In diesem Augenblick kam ein alter Arbeiter vorbei, der offenbar wie ich auf dem Heimweg war. Er sah mich, kam heran, klopfte mir auf die Schulter und sagte vorwurfsvoll: „Altes Ferkel, schämst du dich nicht, so etwas zu tun — gerade vor dem Hause des großen Bieder Hugo!“ — „Ehnen Sie, das war das stärkste Erlebnis meiner Berühmtheit, daß ein einfacher Mann aus dem Volke mich gegen mich in Schutz nahm!“ H. M.

Philosophischer Stoßseufzer

Unvergesslicher Ausspruch meines Mathematiklehrers: „Da schenken wir uns Unsummen hinaus für Krankenhäuser und Nervenheilanstalten und bräuhete doch nur ein kleines Haus, um die paar Vernünftigen zu internieren!“ F. S.

Blamiert

Ein alter Ock machte einer jungen Bekannten den Hof, jedoch ohne Erfolg. Aus Ärger darüber warf er sie nach einer ihrer Produktionen ein Bletter aus den Händen. Sie beachtete es nicht, aber einer der Gläubiger hob es auf und sagte in überlauten Ton zu der Kunstlerin:

„Mein Fräulein, werden Sie diesen Etzack nicht besonders hochschätzen, weil ihn der Spender sich vom Munde abgespart hat?“ F. S.

Existenz

„Kann ich den Herrn Direktor der Eternität warten?“

„In welcher Angelegenheit?“

„Er hat doch die Bedingungen festgestellt, wie auf dem Mars und den anderen Planeten Menschen existieren können!“

„Ja, und?“

„Und da wollte ich ihn nur mal fragen, wie er sich vorstellt, daß man auf unserem Planeten existieren kann.“ F. S.

Das Abendblatt

Nächter: „Was haben Sie noch zu bemerken, Angeklagter?“

Angeklagter: „Nichts, Herr Nächter, aber bitte, beileben Sie sich mit dem Urteil. Ich möchte, daß die Sache noch ins Abendblatt kommt!“ F. S.

Gewißheit

„Ergen Sie, Gustav, ich muß es jetzt wissen, ob Sie es ernst mit mir meinen!“

Warum, Fräulein Eulalia?“

„Ich bin gerade beim Backsteinmachen und je nachdem würde ich hundert mehr einlegen!“ F. S.



Pflanzenstudie

L. Beck-Gauting

Vergebliches Bemühen

Gefängnisgeistlicher: „Wenn Sie doch auf die Stimme Jhres Gewissens hören möchten!“
Sträfling: „Ich möchte ja. Aber ich bin schwerhörig.“

Versichert

Er: „Wirst du mit bis zum Tode treu sein?“

Sie: „Wie kannst du nur so dumme Fragen? Wo du doch jetzt so hoch versichert bist!“

Das kommt davon

Zahnarzt: „Erdet bin ich gezwungen, Ihnen die Zahnoperation mit zwanzig Mark zu berechnen.“

Patient: „Warum denn? Sie sagten doch, es würde fünf Mark kosten!“

Zahnarzt: „Allerdings. Aber Sie haben so heisses geschrieben, daß drei Patienten aus dem Wartezimmer geflohen sind.“

Grammatik

Erster Schriftsteller: „Du siehst recht abgerissen aus. Gehst deine Bücher nicht?“

Zweiter Schriftsteller: „Es ist es. Das Publikum will keine Dialekt-Erzählungen mehr.“

Erster Schriftsteller: „Dann schreibe doch einfach andere.“

Zweiter Schriftsteller: „Du hast 'ne Ahnung von meiner Grammatik!“

Gespräch im trauten Heim

„Ehe du kamest, hatte ich ein Dutzend Bewerber und alle waren klüger als du.“

„Es wäre dumme von mir, das zu bestreiten. Sie haben es ja bewiesen.“

Die verkannten Neus

Ein gewaltiges Tourneauto fährt über die Dorfstraße. Hinten sind die Kofferträger befestigt. Zwei Bauernjungen schauen dem Wagen nach. „Du, Karl, was sind denn das für eunde Dinger?“ — „Echaf! Doch die Rettungsringe.“

Liebe Jugend!

Der sechsjährige Peter war durch nichts zu bewegen, sich an seinen ersten Schultage von der Mama begleiten zu lassen. Es bedurfte langen Parlamentierens, um wenigstens den Grund für seine Weigerung von ihm zu erfahren.

Schließlich ließ er sich herbei zu sagen: „Ich fürchte, die Mama wird mich mit ihrer unermüdlichen Heulerei vor den anderen Jungens blamieren!“



Die Dorfkirche

J. Wegerer

Junger Sommer

Von Max Jungnickel

Blau springen auf die Fliederherzen.
Süß brennen die Kastanienkerzen
Und eine alte Linde schnitt.
Ein greiser Turm summt seinen späten Psalter.
Und wie ein Himmelsfähnchen segt ein Falter
Durch eingeschlafne Sommerherrlichkeit.



„Was machen Sie denn für einen Lärm?“
„Mein Eßnapf ist weg — es muß ein Dieb im Hause sein!“

In der Sprechstunde

„Bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir die Wahrsheit, ist meine Aktielerverfaltung schon sehr weit vorgeschritten?“

Richtigstellung

„Weißt hat Schulde gerade nicht —“
„Er hat dich doch eben geliebt!“
„— aber gefundes Urteilsvermögen!“

Karlchen bekommt seinen ersten Maßanzug. Der Schneider fragt: „Na Karlchen, soll ich die Schultern wattieren?“

Sagt Karlchen: „Nein — wattieren Sie lieber die Höfen!“

Hausfrau: „Nun, Lina, was haben Sie denn gestern Abend im Theater gesehen?“

„Lobengrün, gnädige Frau!“

„Co? Dann haben Sie also mit Wagner Bekanntschaft gemacht!“

„Nein, gnädige Frau, er sagte, er hieße Meier!“

Anbahnung

„Frau Bohner, ihr verstorbenen Mann war mein bester Freund. Hätten Sie denn nichts, was Sie mir als Andenken an ihn überlassen könnten?“

„Nur mich, Herr Kreiler!“

Rückständig

Frau Reuter: „Wie oft waren Sie eigentlich verheiratet?“

Frau Krämer: „Ich mag es gar nicht sagen.“

Frau Reuter: „Aber ich bitte Sie! Heutzutage?“

Frau Krämer: „Denken Sie, nur einmal!“

PRESSE-SALAT

Aus einem Sportbericht:

„Der Kampfabend, der so unglücklich endete, hatte unter den günstigsten Umständen begonnen. Das Wetter, das nachmittags zeitweise recht bedrohlich war, hörte gegen Abend vollkommen auf.“

Denn es weiß, was sich für ein Wettereignis schließt.

Ein Inserat aus dem „Neuen Wiener Journal“:

„Neuzeitliche Lotterbetten, reizende Fassung, praktisch, hygienisch, ganz zerlegbar, unverwundlich, bei Herzog, Schmalzhofgasse.“
„O, glückliches Österreich.“

Im „Holzwindener Kreisblatt“ liest man:

„Ihren 90jährigen Geburtstag kann heute Frau Glockentöger, wohnhaft Forster Weg 9, begehen. Die alte Dame erfreut sich sowohl körperlich wie geistig großer Beliebtheit.“

Echtersfrage: „Welchen Beruf hat die Dame?“

(Fortsetzung S. 380)

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthändler
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

FOTO-ECKE

Kennt du deine Straße?

Natürlich! Warum solltest du sie nicht kennen? — Täglich läufst du in mindestens zweimal hin und her, Morgens, wenn du mit der dicken Aktentasche zum Arbeitsplatze gehst, während der Mittagspause, und abends, wenn du mit einer noch dickeren Aktentasche wieder heimkehrst. Vierzehnmal täglich kommst du also an der gleichen Stelle vorbei — ob die Sonne scheint, oder ob es regnet. Und du solltest du deine Straße nicht kennen?

Bist du aber schon einmal darauf gekommen, deine Straße zu fotografieren?

Merkwürdige Idee, nicht! — Rechts und links stehen Häuser, eins sieht wie das andere aus, dazwischen kommt vielleicht ein kleiner Platz, irgendwo eine Straßekreuzung. Was sollen wir da schon fotografieren! Es handelt sich eben um eine gewöhnliche Großstadtstraße ohne Romantik und ohne Seele.

Ob das richtig ist? Wer so denkt, bewirkt wohl, daß er seine Straße noch nicht hinreichend kennt. Seine Bekanntheit mit ihr ist zu oberflächlich. Er sieht sie wohl täglich, aber er kennt nicht die Besonderheiten.

Schau! Wir dürfen wohl sagen, von Tag zu Tag ändert die Straße ihr Gesicht. Einmal lacht die Sonne vom blauen Himmel, dann wieder ist Regen verfallen. Und jede dieser äußerlichen Rast doch schon ganz verschiedene Stimmungen hervor. Da selbst ja mit deinen Fotos nicht erzählen, wie ein Haus dem anderen gleicht. Von Stimmungen müßt du berichten. Und die sind sicher da.

Wenn die Häuser Schäften mit grotesken Formen auf der Straßenflaster werfen, wenn in der Morgenfrüh die noch dämliche Luft durch Geizhals ein leichtes Schimmern tiefert, wenn bei Regenwetter sich in der Plätze vor deinem Haus allerlei Blau wiederzuecken oder Menschen mit Regenschirmen vorbeiziehen, dann sind das die Motive deiner so „einstimmigen“ Straße. Ein neues Sehen ist also vorauszusetzen, damit es diese Motive alle findet. Mache deine Kamera einmal frei von allen Regeln und knipse so mit ihr, wie du deine Straße selbst anschaut.

Oder fotografiere den Straßenverkehr, knipse den Stand der Oberstraßen, evtl. auch nur ein paar Körbe als Großaufnahme, beobachte die Menschen, halte auch die verlassene Mühlenschleife dort in der Haustür fest, die das Mühlenschleichen am Morgen verläßt. Und letzt merkt du vielleicht, warum es ankommt. Nicht eine Ansicht von deiner Straße, wo du sie als Ansichtsspektakel kaufes kannst, sondern das Leben in der Straße, das die Motive alle findet. Mache deine Kamera einmal frei von allen Regeln und knipse so mit ihr, wie du deine Straße selbst anschaut.

Was hat dieser Vorschlag nun für einen Sinn? — Aufwacht! Er hält dir eine neue Welt offen, die manchmal eintreten soll, und bildet dich gleichzeitig weiter. Denn du lernst, wie auch das an sich Unbedeutende wirksam werden kann, wobei es allein auf das „Sehen“ ankommt. Du gewinnst von Ansichtsbild zum voll erlebten Foto.

Eine angenehme Verbannung

Eines Tages, als Kaiser Paul I. von Rußland seine Garde die Reue passieren ließ, war er über einen seiner Offiziere, der schlecht zu Pferde saß, äußerst entsetzt: „Kaisieren Sie ihn und schicken Sie ihn auf sein Gut zurück!“ befahl er dem kommandierenden General. — „Entschuldig, Majestät!“ sagte dieser, „er ist ein mittelgroßer Mann und besitzt keine Güter!“ — „Dann schicken Sie ihn eines!“ erwiderte der Kaiser im Weiteren. — Diese Antwort war nicht bloß originell, sondern auch maßgebend, denn da sie einmal ausgesprochen worden, mußte sie der Kaiser auch erfüllen. Der Offizier wurde daher zum Besizer eines Gutes gemacht, damit er auf demselben in Verbannung leben könne. F.S.

Die Grabschrift eines Helden

Marshall Ranzau war in zahlreichen Schlachten so sehr verstimmt worden, daß er bei seinem Tode nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein hatte. Dies veranlaßte folgende Grabschrift auf ihn:

Von Ranzaus Leib liegt kaum die Hälfte hier;
Die andere hat Gott Mars vorausgenommen.
Auf dessen Feldern säte Ranzau schieß
Die Glieder all, um Nachruhm zu bekommen.
Sein Bein floß hundertmal, um Siegesglanz,
Und Mars ließ nichts als nur das Herz ihm ganz.



„Mei, das Geld wann i hatt, das i scho versoffen hab!“
„Was tats d' nacha damit?“
„Versaufen!“

Komplimente

Er: „Dein Hut und deine Bluse sind so rot, daß sie einen Dshen wild machen müßten!“
Sie: „Und trotzdem bleibst du so ruhig!“

Wahrscheinlich

Patient: „Wie finden Sie mich heute morgen, Herr Doktor?“
Arzt: „Ich bin ganz zufrieden. Ihre Beine sind ja allerdings noch immer gezwollen, aber das macht mir weiter keine Sorge.“
Patient: „Hm! Wenn Ihre Beine geschwollen wären, würde mir das wahrscheinlich auch weiter keine Sorge machen.“

Frau Raffke

„Da hat wieder ein Zytlen über dreihundert Menschen getötet!“
„Entsetzlich! Man sollte diese Fahrzeugen endlich verbieten!“

Gefahrenecke



Jahrezielung ging alles gut, das Leben brachte Freuden und Erfolge, dazu auch manches Leid. Jedenfalls führte es aufwärts. Plötzlich will nichts mehr gelingen. Angst vor Entschlüssen lähmt den Unternehmungsgeist, man ist nervös, müde, mürrisch. Wie ist das zu erklären? Der Wendepunkt des Lebens ist da, die Gefahrenzone. Aber die Gefahr kann beseitigt werden, denn neue Kraft gibt dem Organismus

»OKASA«

Zusammengesetzt aus Drüsenhormonen, nervenstärkenden und erfrischenden Stoffen hat sich OKASA tausendfach bewährt gegen Erschlaffung, Neurose und verzögertes Altern. OKASA-Silber f. d. Mass., OKASA-Gold f. d. Frau in allen Apotheken, 100 Tabl. 9.50. Zusendung der illustriert, wissenschaftl. Broschüre u. Gratisprobe versandt gegen Entsend. von 24 Pf. Porto

HORNIC - PHARMA, BERLIN SW 189, Alte Jakobstraße 65.

In der „Berliner Illustrierten“ schreibt Maurice Döbner über die Produktion: „Sie hat den Arbeiter in den Stand gesetzt, seinen Sparstrumpf mit dem, was er früher trank, zu füllen.“ Aber nur wenn die Ecken wasserdicht und schön sauber sind, wird er an seinen Lebensabend was davon haben.

An anderer Stelle:

„Der Mordanschlag gegen den Zahnarzt Dr. Gutmann aus Schwedt beginnt am Donnerstag vor dem Schwurgericht in Prenzlau unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Achilles.“

Weiten bezüglich des Ausgangs dieses Turieres werden angenommen.

Das „Israelitische Familienblatt“ berichtet über die Verdienste eines bekannten Malers:

„Am Graue sollte der Dichter André Sulmon sprechen, aber er war so erschüttert, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten und er nicht weinen konnte.“

Dann sprach er aus lauter Verzweiflung mit den Händen.

Aus einer Musikzeitschrift:

„In Kreisen der Musikalienhändler schäme man die Anzahl der von Franz Lehar verbreiteten Schlager in

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1,20

Fred Endrikat der einzigartige Bretzeldichter, der geistreiche und temperamentvolle Conférencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

der Welt auf rund 20 Millionen.“

Dividiert durch 60 Jahre = 333 333, dividiert durch 365 Tage = 913 pro Tag, inkl. Sonn- und Feiertage. Im Interesse der deutschen Zukunft wollen wir annehmen, daß es sich bloß um Exemplare handelt.

Ein Heiratsojizierat:

„Junge Witwe, gute Erscheinung, sucht einen treuen Ehekameraden, welcher meinem Kinde ein guter Vater sein müßte.“

Was heutzutage alles verlangt wird.

Der Wiener „Morgen“ erklärte:

„Es wird sich wahrscheinlich notwendig erweisen, daß der Fall Kürten durch erfahrene Kriminalbeamte nochmals überprüft wird. Auch die Psychopathen werden sich mit dem Fall noch ernstlich beschäftigen müssen.“

Aus diesem Grund wollten's zuletzt auch so viele gewoen sein.

Die „Berliner Morgenpost“ plaudert:

„Lindow in der Mark liegt auf der Strecke nach Rheinsberg. Ich kenne das Städtchen vor den Kriegen. Ich sah es, als es unter der Geißel des Völkermörders in eine todähnliche Erstarrung verfiel, ich sah es, als es sich unter den Fieberschauern der Inflation wand, und ich sah es jetzt wieder, wo es aufblühend einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen scheint. Es ist ein sonderbarer Eindruck...“

Altes Städtchen!

Das „12 Uhr-Blatt“ erzählt:

„John Galsworthy, braun gebrannt von unermüdlicher Lebenswürdigkeit, erzählt, daß er 1926 zum letzten Male in Berlin war.“

Jetzt ist mir auch klar, warum die meisten Schalterbeamtinnen so blaß sind.

Bruchmann
Vin

DIE JUNGE ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bilderrahmen aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG. KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUUF. P. T. JANNOWITZ SAMMEL.-NR. 518



Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 100 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2,70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

EXAKTA

KLEINBLICK
DIFLER



Auswechselbare Optik bis 1:2-Schluß, Verschluss 1/1000 1/2 Sek. Selbstauslösung
HAGGE KAMERAWERK DRESDEN-STRESEN 220

Schwachen Männern

erhöht wichtige
Publikation bis
zu u. höheren
Gehältern
Bab. Reichshof 536

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz in den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2,70 zusätzlich Portoposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lest den Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Gutesammler gebunden zur RM. 2,85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Inserieren
bringt Gewinn!



„Hier soll schon mal einer abgestürzt sein.“
 „Aus Melancholie?“
 „Nee — aus Chemnitz.“

Prüfung

Krauthupfer ist im Examen. Der Professor ist sehr streng.

Sagt Krauthupfer:

„Ihre Fragen sind alle sehr schwierig, Herr Professor, könnten Sie mir nicht ein paar leichtere stellen?“

„Na, schön!“ sagt da der Professor, „wie geht es Ihren lieben Verwandten?“

Kindermund

Bei Knapfkes ist Nachwuchs eingetroffen, Paulchen steht dabei, wie der Säugling ge-
wegen wird.

„Acht Pfund“, meldet die Schwester.

„Na, und?“ will da Paulchen wissen, „wie teuer ist das Pfund?“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Die junge Frau

„Hans“, zürnt Paula, „jeder der zu uns kommt muß glauben, ich bin die Köchin in unserem Haushalt.“

„Vielleicht. Aber bestimmt nur vor dem Essen.“

Die Reise

Paln wohnt bei einer Perle von Wirtin.

„Der Herr Kante hat heute wieder nach Ihnen gefragt.“

„Na, und haben Sie Ihn erzählt, ich sei nach Australien abgereist?“

„Ja, genau wie Sie 's mir aufgetragen haben, Herr Paln. Und dann habe ich Ihn noch gesagt, sie würden sicher erst morgen abend zurückkommen!“

Klug

„Wenn Mittwoch schönes Wetter ist, könntest du mich mit deinem Auto abholen, Esch.“

„Schön. Und wenn es regnet?“

„Dann komm' Dienstag.“

Korrespondenz

Daiet ist in Dresden in Eitelung. Seine Eltern wohnen in Klein-Krausbuchleben. Schreibe Daiet nach Hause:

„Anbei Bild meiner Braut. Ich habe mich nämlich verlobt.“

Darauf die Antwort seiner Mutter:

„Wir gratulieren die alle zur Verlobung. Du hast uns aber gar nichts weiter über deine Braut geschrieben. Teile uns doch einmal mit, wieviel sie hat.“

Ehen nach zwei Tagen kommt Daiets Antwort: „Ein s, aber nicht von mir.“

Ihr Stolz

„Dein Bräutigam wird von der Polizei gesucht! Sein Bild war gestern in der Zeitung! Das ist ja furchtbar!“

„Küde ich auch! In Wirklichkeit sieht er viel besser aus!“

Warum Hörner?

In der Elementarklasse wird von der Nebfamilie gesprochen.

„Und warum hat wohl“, fragt der Lehrer, „der Nebbock Hörner?“

Schnell antwortet Erwin: „Dann man gleich sieht, welches der Vater ist.“

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtigen Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Die trostlose Witwe

Im „Meißburger Wochenblatt“ las man vor Zeiten folgende Todesanzeige: „Mein Gatte ist nicht mehr. Er wollte nicht länger leben. Wenn er aber auch gewollt hätte, das Podagra trat ihm in den Magen, und in der Nacht vom neunten zum zehnten Februar kam der Tod dazu. Ich sehe das Gewerbe fort. Zugleich zeige ich an, daß es unwahrscheinlich ist, daß ich meinen Mitgesellen heirate. Ich verbinde mich mit dem Arzt meines Gatten, der dem Verstorbenen so viele Leide und Liebe bewies, daß ich getrost zu ihm Vertrauen fassen kann. Geldedobringen verleiht die trostlose Witwe Katharina Gaber, gelbe Leinwandsebkantons selbige Witwe.“

Die Duse

In einer Gesellschaft traf die alternde Duse einen bekannten Kritiker und äußerte sich ihm gegenüber über das rasche Hinjersinken von Jugend und Schönheit. — „Was wollen Sie denn?“ entgegnete dieser anzüglich, „man kann nicht immer bleiben, was man ist!“ — „Doch!“ erwiderte die Duse malitös, „man kann ein Flegel gewesen sein und es bleiben!“

Die Probe

Ein Dreifarber hatte mit seinen Freunden bis spät in die Nacht hinein tüchtig getriumpht, so daß er am anderen Morgen einen argen Zitterreiz hatte. Die Folge war, daß er einen Kunden beim Rasieren vielmal in die Bade schmitt. Da er noch nicht ganz wieder nüchtern war, lachte er jedesmal laut darüber und sagte, während er das Blut stillte: „Oh je! Oh je!“ Der Kunde war ein gutmütiger Mensch und erregte sich schweigen. Als der Barbier fertig war, ließ er sich ein Glas Whisky von ihm geben, nahm davon den Mund ganz voll und schüttelte den Kopf nach allen Richtungen. „Haben Sie Zahnschmerzen?“ fragte der Barbier und glotzte ihn an. „Nein!“ antwortete der Kunde. „Ich wollte nur wissen, ob meine Bäder noch dicht halten.“

Otto Hermann

Was ist los?

Gustav Walter, der berühmte Opernsänger, hatte einen Bruder (einer der besten Tenoristen des Wiener Männergesangsvereines) der ihm täuschend ähnlich sah. Während der Communion wollte er in seiner Pödeners Villa und schickte einfach diesen Bruder als Substitut zur sonntägigen Kirchenmusik in die Hofkapelle. Als er einmal doch persönlich am Kirchentore erschien, stürzte Direktor Hellmesberger in höchster Aufregung auf ihn zu und fragte: „Ja, was ist denn los, mein Lieber?“ „Ist Ihr Bruder vielleicht krank?“

Ah so!

Der ob seiner Unwirschigkeit, die sich manchmal zu Ebretheit steigerte, bekannte Wiener Chirurrg Dr. W. war ein passionierter Jäger. Eines Tages, als er wieder auf der Jagd durch einen Föhrenwald ging, kommt ihm ein Fußbote entgegen, dessen Kutscher, ein Bauer, den Professor, seinen Namen nennend, freudig begrüßte. Dieser wurde ob seiner Berühmtheit selbst auf dem Lande von seinen Jagdcollegen auf das herzlichste begrüßt. Der Professor nickte sich dem Bauern lein mit der Frage, wie er heiße: „Kasper Moser!“ — „Co, so!“ meinte Dr. W. sinend, „ich glaube, ich habe Sie vor einigen Jahren auf meiner Klinik operiert?“ — „Dös nö“, lacht der andere aus vollen Hals, „oba mei Alte und die is glei darauf g'stuck'n!“

Studenten

„Aber Emil, du brauchst doch nicht so zu jammern! Du fürchtest dich doch nicht etwa vor den Fragen des Professor Büffelmeier?“

„Vor den Fragen auch nicht, aber vor den Antworten!“



„Na, hast du die Rolle, die dir der Herr Regisseur versprochen hat, schon bekommen?“ „Ja, gestern — es war eine Schamrolle.“

BÜCHER

Jack London: Wolfsblut. Paul List Verlag, Leipzig.

Die Lebensgeschichte eines Halbbluts — halb Wolf, halb Hund — das, in der Wildnis von Indianern aufgezogen, später in die Obhut weißer Menschen kommt und gezähmt wird. Als Hintergrund dieses spannenden und abenteuerlichen Tierlebens dient wiederum Alaska mit seinen eisigen Nächten und den rauhen Sitten seiner Bewohner. Schon die Einführung in den Stoff geschieht zwingend und unbarmherzig: Hunger und Kälte der Tiere, Meisterhaft und voller Liebe beschreibt London den Weg eines Wolfsjungen in die Welt, ins unbärtliche Leben. Nichts hat dieser Schilderung an von der peiniglichen Vernichtung der Tierseele, wie man ihr mitunter bei naturfremden Schreibern begegnet. Die Echtheit des eigenen Erlebnisses tritt bei allen Werken Londons unwirklich in den Vordergrund und deshalb wird auch dieses (preiswerte und gut ausgestattete) Erzählerbuch — das der Jugend besonders empfohlen sei — Entzücken und Begeisterung bei seinen Lesern hervorrufen.

K. K. W.

Erik Regger: Lenz und Jette. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

„Chronik einer Leidenschaft“ lautet der charakterisierende Untertitel dieses neuen Werkes des rheinischen Autors. Es ist die Geschichte von der späten Liebe des Waisenkindes Jette, das, als Hanstochter bei Geheimrats aufwachsen, mit dreißig Jahren seinen ersten „Lenz“ erlebt und bitter betrogen wird. Regger gibt hier keinen Liebesroman üblichen Schemas, bei dem eine Dienstmädchen-Atmosphäre vorwiegend, sondern es geht ihm vor allem um die Darstellung der Spekulationslust kleinbürgerlicher Menschen, ihrer krämerischen Spekulation in Geld und Gefühl. Derartige Bereicherung erwartet auch Jette von ihrem Lenz, denn er besitzt ein Bergewerk im „Nassauischen“ (das aber nur jene Erde zutage fördert, die sein Besitzer vorher des Nachts betrügerischerweise hineingeschmuggelt hat). Regger schildert — breit einfühlend — die Kreise und Personen dieser landschaftlich unten Grubenlegend umgebenen Lebenswelt und mit feinem Humor; seltensamerweise erscheint dabei die Figur des Schwindlers noch am sympathischsten. Die Lösung der Konflikte klingt versöhnlich und gerecht. Dieser Roman gibt weit mehr als anspruchsvolle Unterhaltung; er besitzt literarischen Wert.

K. K. W.

Grete von Urbanitzky: Ursula und der Kapitän. P. Zsolnay Verlag, Berlin.

Ursula, das einzige Kind eines früh verwitweten Staatsanwalts, lebt mit ihrem Vater in beschaulichem bürgerlichem Lebenswandel dahin — bis eines Tages der abenteuernde Kapitän Joe Brandt, ein ehemaliger Schulkamerad des Staatsanwalts, in dieses Dasein tritt und die ruhige Beschaulichkeit von Grund auf stört. Ursula wird ihm — ohne Ahnung des Vaters — zur Geliebten. Das Verhältnis scheint zu fluchtartiger Lösung zu kommen, da fällt der Kapitän durch die Kugel eines alten Feindes; Ursula, die ein Kind erwartet, verläßt ihren gebrochenen und verständnislosen Vater.

Diese etwas ausgefallene Handlung wird von der Autorin ziemlich breit und ohne dichterische Ambitionen (stilistisch aber leider nicht ganz frei von Platteiten) dargestellt. Es ist ein reiner „Unterhaltungsroman“ (mit mehr Spannung wäre es ein Kriminalroman geworden), brauchbar als Eisenbahnlektüre und zum „Auf-dem-Sofa-liegen“. Aber auch solche Bücher haben ihren Zweck: Sie lenken ab, ohne daß der Leser von ihnen etwas mitbekommt.

K. K. W.

Pearl S. Buck: Ostwind—Westwind Roman. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin.)

Der eigentliche Zweck dieses Buches scheint der, chinesische Sitten und Gebräuche — namentlich innerhalb des feinfühligsten Familienlebens — zu schildern. Als Hintergrund dazu dient der Autorin (einer in China lebenden Amerikanerin) die Geschichte zweier Ehen, eines europäisierten Chinesen und einer Amerikanerin. Die Gegensätze, die hier aufeinanderstoßen, die tausendjährige Kultur des Ostens gegen jene des Westens (eigentlich sind die Beziehungen vertauscht, unter „Westen“ dürfte der Chinesen kaum Amerika verstehen!), bedingen heftige Familienkämpfe, denn die Gelben widersetzen sich — wie alle alten Kulturvölker — einer Vermischung ihrer Rasse. Bucks Roman, ein ausgesprochenes Buch für Frauen, liest sich angenehm: trotz einem sentimentreichen Schildern entgeht die Verfasserin der Gefahr, rühnend zu werden. Für die stilistisch geschickt angepaßte Übersetzung zeichnet Richard Hoffmann.

K. K. W.

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt unserer Sondernummer

„MÜNCHNER VOLKSSÄNGER“

zeichnete Anton Sailer-München

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Einblick Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Mitleid des Freundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundgaben, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Ernst Seis Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Der Übel größtes aber...

Erich Wilke

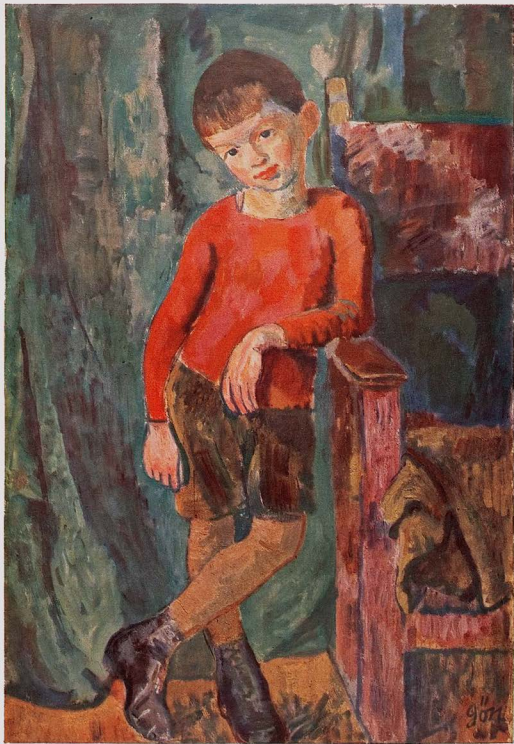


„Die Abessinien-Frage will ja nun der Völkerbund regeln!?“
„Maledetto — so schlimme Folgen habe ich mir eigentlich nicht erwartet...“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 25



Knabenbildnis

Hans Gött

KATHARINA II

VON ZISKA LUISE SCHEMBER-DRESLER

Die Häupter der russischen Heermacht,
des Reiches Senat und der Kirche Synod
versammeln sich auf Katharinas Gebot
im Sommerpalast in der Julinacht.

Wie schwankende Ähren, vom Schnitter gemäht,
die Damen und Hofkavaliere sich neigen;
ihr wisperndes Flüstern erstirbt in Schwiegen:
es tritt in den Thronsaal die Majestät,

gebietend als Fürstin, herückend als Weib,
ihr Liebreiz betört selbst den heimlichen Haß —
glutheiße Begehren folgt nach ihrem Leib
als die Reik'n sie durchschreitet zum Spiegelgelaß.

Dort läßt sie mit Anmut am Spieltisch sich nieder,
sie plaudert: „Was hört man so hin und wieder?
Ihr wißt, was ich meine, Graf Orlow!“ „Der Kaiser —
Der Kaiser — ist —“ „Wahrt Eure Haltung, sprecht leiser!“

„Soeben von Robscha traf ein der Kurier!“
Sein Antlitz gerötet vom Wein wird blaß,
sein irrender Blick wird stier und stier —
„Ihr spielet zerstreut, ich bitte Coer-Aß!“

Kirkasierinnen das Tamburin schwingen.
„Laßt, Graf, den Kurier nicht zu lange warten —
ich mich unterdeß aufs neue die Karten!“
Kristallene Schalen zusammenklingen.

„Im Kerker zu Robscha noch immer — er lebt?“
„Er lebte bis heute!“ „Sprecht kühl und klar!“
„Ihr seid nun alle in aller Reußen Zar!“
Die Kaiserin langsam vom Spiel sich erhebt.

Sie lächelt das lockendste Lächeln der Lüge:
„Gregorjewitsch Orlow, ich muß Euch danken,
Ihr habt mir verschont meine trüben Gedanken.“
Kein Zucken durchzittert die ruhigen Züge.

„Auf morgen die Trauer, für heute — das Fest!“
Ein Wink ihres Auges den Günstling entläßt.
Die Cour nimmt den Anfang. Der Hofslinge Schar
defiliert nach Rangordnung Paar um Paar.

Als knieend des Mantels Goldsaum ihr küßte
der Marshall des Heeres, Senat und Synod,
hoch hebt sich vor Stolz die marmorne Büste:
„Ich lebe und herrsche! Der Kaiser ist tot!“

Verhüllt im Palaste sind Spiegel und Fenster;
verlesen wird drinnen das Staatsmanifest —
in Nebel zerrinnen des Argwohn's Gespenster:
die Newski-Gruft die Zarcwina verläßt.

woselbst für den Gatten zu Gott sie gefleht.
Ein Schleier verhüllt der Verwundeten Schmerz —
der Metropolit spricht das Landesgebet:
„Herr, tröste des Mütterchens einsames Herz!“

Der Speer des heiligen Sebastian

Von Rudolf Kreutzler

Draußen am Rande der Stadt, wo die Häuser aufhören und die
Wälder beginnen, steht an einer Wegkreuzung, von einem tiefgen Naf-
baum überschattet, die Kapelle des heiligen Sebastian. An heißen Som-
mertagen, im Juni oder Juli, wenn der Himmel blau und wolkenlos
war, und das war er, wie es mir scheinen will, in unseren Knabenjahren
immer, gab es keinen schöneren Platz auf der Welt als den bei der alten,
hölzernen Bank vor der Kapelle. Man sah dort, nach Süden blickend,
in einem zarten, schimmernden Blau die Berge am Rande des Himmels
und der langgezogene silberne Strich in der Ferne, das war die Vene-
dikerwand, und zwischen hohen Streihängen eingekwängt, kam die Naf-
bergegründung, lieblich in ihrem steinigen, stummernden Flußbett, im Nor-
den aber stachen die zwei mächtigen, vornehmen Türme der Franziskaner
in den Himmel und wölften ihre grünspan-grünen Kuppeln über den
Dampf und Rauch der Stadt. Dort bei der Kapelle des heiligen Seba-
stian trieben wir unsere Knabenpiele. Es gab hier auch eine große Kies-
grube, die mit niedrigen Zitterpappeln besaß und in der wir
unser Lagerfeuer anzündeten, ein Bahndamm lief mit heißen, glänzenden
Eisenbahnschienen daran vorbei und war mit seiner Böschung der unstrittige
Schauplatz unserer wilden Knabenkriege.

Ich weiß nicht, ob das alles auch noch heute so ist, wie es damals
gewesen war, die Kiesgrube mit dem Bahndamm, die freien Plätze und
Wiesen und die alte Holzbank vor der Kapelle, denn das, was ich
zählen will, das war schon Jahre vor dem großen Krieg und wir waren
damals alle kaum vierzehn Jahre alt: der Salzberger und der Ein-
zinger, der später bei Verdun gefallen ist, der Zeller Doktor und der
Eitel Alfons, der bei Peronne gelieben ist, und noch ein ganzes Rudel
aus der dritten Lateinklasse. Weiß Gott, wenn von uns damals das
Heidchen in die Hand gefallen war, ein kleines, gelbes Heidchen des
Aelamverlages, es war schon sehr zerlesen, das Aelamheidchen, und es
hieß „Die Räuber“ und war von Friedrich von Schiller. Wir kannten
es fast auswendig und unsere Reden waren damals von Plätzen aus
ihm gewürzt und von einem sonderbaren Pathos getragen und es war
dabei nicht zu verwundern, daß der Salzberger auf einmal nicht mehr
der Salzberger, sondern der „Schweizer“, und der Zeller Doktor plötzlich
der „Koller“ war, und sich nur für den „Echsterle“ keiner aus unserer
Horde hatte finden lassen wollen.

Einmal, an einem schulfreien Nachmittage im Juli, kurz vor den
Sommerferien, waren wir alle in der Kiesgrube versammelt. Wir saßen

im Kreis um unseren Anführer herum und der sandige Boden war so heiß, daß er uns durch die Hosen brannte, und der Singziger, unser „Karl Moor“, meinte, es müßte einmal etwas Besonderes geschehen, etwas ganz Besonderes, irgendeine mutige, revolutionäre Tat, zu der man sich bewaffnen müsse. Er selbst hat eine Floßverpölsle, die er seinem älteren Bruder gestohlen hatte, aber der Stechl hatte einen Bogen, der mit einer Violafante bespannt war, und Pölsle dazu mit echten Federn, und auch von den anderen hatte jeder irgendein Stiel, das kriegerisch ausah, und nur ich stand mit leeren Händen vor den anderen da und schämte mich meiner Waffenlosigkeit. Als dann vollends einer über mich zu spotten anfing, da kam mir der Zorn und ich stand auf und sagte, daß ich allein eine Tat verrichten werde, über die sie staunen würden, und ich würde mir schon eine Waffe holen, wie sie keiner hätte, eine ganz besondere Waffe, ja gewiß, das würde ich tun, und zwar jetzt gleich auf der Stelle, sie bräuchten nur eine Weile zu warten, ich würde schon wieder zurückkommen. Dann ging ich rasch davon, ohne mich um das Lachen hinter mir zu kümmern. Ich flog aus der Kiegegrube über den Bahndamm und ging auf die Kapelle des heiligen Sebastian zu. Aber je näher ich zu ihr kam, desto langsamer ging ich und desto kleiner wurde mein Mut. Mein Obert, jetzt hatte ich mich in meiner eigenen Großsprecherei gefangen, jetzt gab es keinen Ausweg mehr, jetzt mußte ich es tun. Vor der Kapelle blieb ich stehen und sah mich vorsichtig nach allen Seiten um, es war niemand unterwege und weit und breit kein Mensch zu sehen, nur ein Häber flog kreischend aus dem Laub des Nussbaums. Rasch schlüpfte ich durch das Tor in die Jener der Kapelle, durch die benannten Fensteröffnungen fiel Licht, funkelnd und rubinrot spielte es unruhig auf der weißen Mauerdecke, die Wände waren mit Tafeln behängt,

rotes, rinnendes Blut aus der Brust des Heiligen, aber es kam kein Blut, es fielen nur ein paar kleine Holzspäne aus der Wunde des Heiligen, und es war wohl auch gar keine richtige Wunde, sondern nur eine eingezeichnete Kerbe und es war bloß die Farbe von ihr abgesprungen und das Holz etwas gesplittet. Dennoch, ich weiß nicht warum, machte ich mit hastigen Fingern das Kreuzzeichen und schaute dabei voll Angst in das Gesicht des Heiligen, in das schmerzgefüllte Gesicht, das starr und unbeweglich war und dies alles hatte geschehen lassen, und es fiel kein Blut von Himmels auf mich herab und ich wartete noch eine Weile und es geschah immer noch nichts, und dann schob ich den Speer unter die Joppe und rannte aus der Kapelle, rannte ins Freie, über die Wiesen, über den Bahndamm, in die Kiegegrube. Dort saßen noch die anderen, wie ich sie verlassen hatte und warteten auf mich. Ich trat in ihren Kreis und es war gut, daß ich so gelassen und erlöst war, daß sie meine Angst nicht merkten, holte den Speer unter der Joppe hervor und warf ihn ihnen vor die Füße. „Der Speer vom heiligen Sebastian!“ rief einer und seine Stimme klang wie erschrocken, und dann war alles still, und keiner sagte etwas. Ich schaute zum Singziger hinüber, zum Stechl, zum Calzberger, aber sie sahen alle an mir vorbei, in den Boden, in den Himmel, zur Kapelle hinüber, und also erst stand der Zeller Dolar auf und sagte, er müsse jetzt heimgehen, er habe den Schlüssel und seine Mutter käme heute bald nach Hause. Und dann stand einer nach dem anderen auf und ging, keiner sah mehr zu mir her, keiner war mehr der „Schweizer“ oder der „Moller“ und auch kein „Karl Moor“ war mehr da, sie waren auf einmal alle wieder Lateinschüler, ganz gewöhnliche Lateinschüler, die ein schlechtes Gewissen hatten und die heimgehen mußten zu ihren Schulaufgaben. Ich blieb noch eine Weile in der Kiegegrube stehen, bis keiner mehr zu sehen war,

den Inschriften gemolt waren, „St. Sebastian hilf!“ oder „St. Sebastian hat geholfen!“ stand darauf, und es war mir, als hätte ich die Tafeln zum ersten Male gelesen, die Lust war dämpf und modrig, etwas noch scharf und bitter wie nach Pilzen. Ich trat vor die Statue des heiligen Sebastian, weiß und nackt stand der gemarterte Leib im halben Licht des dämmenden Raumes, der Kopf mit dem schmerzgefüllten Gesicht war zurückgebogen und blickte aus müchtigen Augen groß und fragend auf mich herab. Mir schlug das Herz zum Halse heraus, schon wollte ich absteigen von der lästlichen Lat, forlaufen aus dem gebelkigten Raum, irgendwohin, ins Freie, mir fortlaufen, aber dann hörte ich wieder das Lachen hinter mir und es fiel mir meine eigene Großsprecherei ein und ich griff mit zitternden Händen nach dem Speer in der Brust des Heiligen, dicht unter dem Herzen, und bogam zu ziehen, aber er gab nicht nach, der Speer, er stak zu fest in der Brust des Heiligen und ich mußte mehrmals ziehen, fester ziehen, mit aller Kraft anziehen, und dann gab es plötzlich einen Ruck und ich hielt den Speer in der Hand, und da war sie geschehen, die lästliche, die verbretterliche Lat. Eine lähmende Angst überkam mich, und es war mir, als müsse jetzt Blut aus der Wunde fließen,



Sebastian

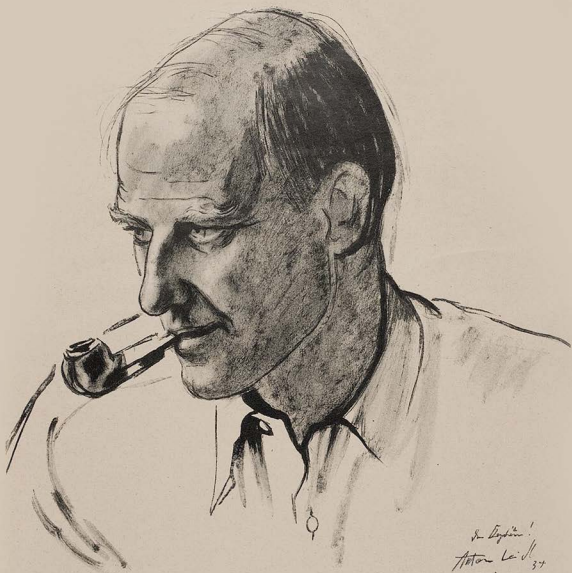
Franz Mikorey

dann heb ich den Speer auf, schob ihn unter die Joppe und machte mich langsam und traurig auf den Heimweg. Es fiel mir ein, daß ich noch ein wenig zur Jiar hinuntergehen könnte, und es war mir, daß es vielleicht am besten wäre, wenn ich gar nicht mehr nach Hause ginge, sondern mich in die Jiar werfen würde. Morgen war vielleicht schon alles aufgekommen und man würde mich von der Schule jagen und unser Religionslehrer fiel mir ein, der gute alte Professor Hofmann, der mir diesmal nicht mehr helfen konnte, und dann malte ich mir mit Entsetzen aus, daß in unsere Wohnung die Polizei kommen werde, um Hausdurchsuchung zu halten. Ich setzte mich auf den Damm am Kanal und schaute den Wellen der Jiar nach, sie flossen rasch dahin und waren wieder weg und es kamen immer wieder andere nach, neue, rasche Wellen, und ich blickte mich um, griff schnell unter die Joppe und warf den Speer in hohem Bogen weit hinaus in den Fluß, sah ihn eine Weile auf den Wellen tanzen und verschwinden, sprang vom Damm herunter und lief, lief, was ich laufen konnte, lief über Steine und Wurzeln, über Straßen und Felder, lief und lief, lief immerzu, bis ich endlich die Stadt und außer Allen die Türe unseres Hauses erreichte.



Am Fenster

Hans Thoma †



U-Bootskommandant a. D. v. Ruckteschell

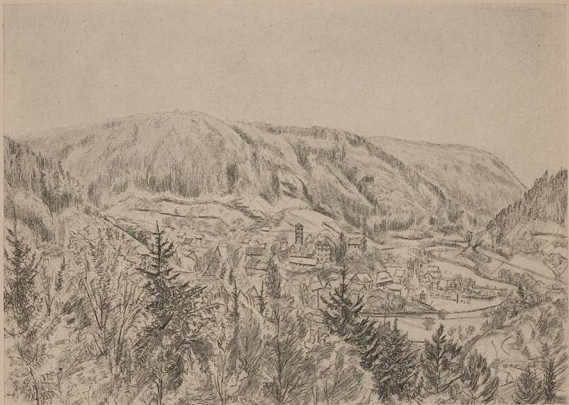
Anton Leidl

Die Verwandlung

Von A. Wisbeck

Der Dasinger Alfi von Niederbimbach war ein prächtiger Barock. Kein Knecht weit und breit kam ihm an Fleiß und Zuverlässigkeit gleich, und ob er in dämmeriger Morgenfrühe die Pferde striegelte, in brütender Mittagsglut das Getreide schüttet oder nach des Tages harter Arbeit noch die Zinsen dengelte — nie kam ein Wort des Mißmutes über seine Lippen. Arbeit war ihm — ohne daß es tiefgründiger Aufschlüsse über diese Wahrheit bedurft hätte — zum Sinn des Lebens geworden. Mit Fleiß vereinigte sich äußerste Mäßigkeit in allen Ansprüchen. Doch

soll dieses Lob auch nicht übertrieben werden, denn vielleicht fand die Mäßigkeit ihren Grund in dem Umstand, daß der Dasinger Alfi ein blutarmer Teufel war, der sich die Genüsse des Lebens nur in bescheidenstem Maße gestatten konnte. Dazu hing ihm auch noch der Mangel aller körperlichen Vorzüge an, der ihn zum Gegenstand der Niederbimbacher Weiblichkeit machte. Nicht ein einziger Zug seines breit ausladenden Gesichts kam klassischem Formen. Total nahe, sein Gang war schleppend, als trüge er unter jedem Stiefel die Last schwerer



Kloster Hiersau

Kurt Weinhold-Carl

Ackerjochellen, Rücken- und Schultermuskeln hatten sich so fleißig verstreut, daß er nicht umgehen konnte, ohne eine Rechtswendung auszuführen. Was Wunder deshalb, daß der Alfi von den Niederbühlbacher Mädchen als Tänzer nur geringe Schätzung genoß? Denn ehe er noch seine Partnerein beim „Draber“ auch nur einmal herumzuführen konnte, war der Tanz auch schon beendet, und daß er dabei mehr auf den Füßen seiner Tänzerin als auf dem Fußboden herum trampelte, konnte seine Beliebtheit nicht erhöhen. Da war der Reizender Xaver schon ein anderer Bursche! Nicht allein, daß er einen begüterten Haus entkam, er war mit seiner kühnen Adernase auch von schönem Angesicht, und Gang und Haltung hatten etwas vom Stolz des Herrentumes an sich. Legte er auf dem Tanzboden die Hand um eine Mädchenhäfte, so kam ein Draber zustande, daß die Köde wie Wagenräder vor Liebe standen.

Aus den genannten Gründen erklärt es sich deshalb, daß der Dasinger Alfi mit seiner Liebe zur Kreszentia, der Tochter des reichen Schmucker-Bauern ins Hintertreffen geriet. Und ebenso verständlich ist es, daß Kreszenz die Zuneigung des Schönen und allseits begehrten Reizender Xaver als Auszeichnung empfinden mußte. Nun, der Alfi wollte wenigstens Gewissheit haben. Doch als er gelegentlich eines Drabers der Kreszenz das Geständnis seiner Liebe vorstammelte und ihr dabei siebenmal auf den Fuß trat, konnte er fürs erste nur Erfahren und fürs zweite spöttische Ablehnung erfahren. Ein anderer wie der Alfi hätte freilich nicht locker gelassen, sondern sich vielleicht gesagt: Du bist zwar weder mit körperlichen Vorzügen noch mit Geld begünstigt, aber doch ein ganzer Kerl! Hol's der Teufel, ich kriege sie schon noch, wenn nicht heute, dann morgen! Aber der Dasinger war keiner von diesen Schlag. Er sah nur traurig an sich herunter und gestand sich, daß er maglos verwundet gewesen wäre, wenn die Schmucker einen so ansehnlichen, schlachten Tropf ihr Jawort gegeben hätte. Aber auch Kreszentias

Vater ließ den Alfi nicht im Zweifel darüber, wie er über eine eheliche Verbindung seiner Tochter mit einem solchen Habenichtes denke. Ja, er fügte seinen Worten unmissverständliche Drohungen bei, die schwere Körperverletzungen in Aussicht stellten. So stand es um Alfi, als er — es war Ende der neunziger Jahre — zum Militärdienst einberufen wurde. Angehörige besaß der Dasinger nicht, und so erfuhr denn die Niederbühlbacher nur zufällig, daß er beim 1. Feldartillerieregiment in München als Fahrer diene. —

Schnee hatte sich über die brach liegenden Acker gebreitet und war wieder abgeschmolzen, die Saat wurde über die dampfenden Schollen gestreut, nun rißte in wogenden Meer das Korn zur Ernte. Da geschah es eines Tages, daß ein hochgewachsener Bursche fröhlich pfeifend des Weges kam, der zwischen Ährenfeldern nach Niederbühlbach führt. Schon stürzten Kinder mit Geschrei durch die Dorfstraße: „A Soldat kommt — der Alfi ist!“ In der Tat, es war der Fahrer im 1. bayerischen Feldartillerieregiment, Alois Dasinger, der seinen Centaurlaub angetreten hatte. Ein dunkelblauer Waffenrock umspannte knapp die stolz gewölbte Brust, breite, blutrote Tuchstreifen liefen über die Hosensäume herab, und von der schlanken Hüfte, an blendend weißem Riemenzeug, hing ein mächtiger trummer Reiterfädel. Doch, was noch verwunderlicher war: Der Alfi schwebte so federnden Schrittes über die Straße, bog so geschmeidig um die Ecken, daß die alte Möbinger Barbata allen Ernstes behauptete, sie habe ähnliches bisher nur auf Jahrmärkten bei Celliängern beobachtet.

Nun, der Alfi schenkte der allgemeinen Bewunderung kaum Beachtung. Er begab sich zunächst zu seinen Bauern, um ihm Hilfe bei der Ernte anzubieten. Sodann verjagte er sich in das Bierhaus. Hatte er bisher nur ein abseitiges, einsames Plätzchen im Hintergrunde der Stube gefunden, so wurde er nunmehr zum Mittelpunkt der anwesenden Gäste. Ja, da war nun wieder einer, der bei den Soldaten

diente, wie man es selbst getan hatte, zwei verlorne harte und doch im ganzen Leben unvergessliche Jahre, die Zeit frei entfalteter und doch sinnvoll gebändigter Kraft. Nur der Reicheneder, der noch nicht einberufen worden war, glaubte höhnern zu können: „Sag anwi, Alfi, wia wui Kniabreugen habn's di denn macha lassen, bis di so sauber z'samm'r'icht hab'n?“ Da sah der Alfi seinen Nivalen scharf an, rüdt die Mäse ted auf das Ohr, fließ seinen Säbel auf den Boden, daß die Bierkrüge wackeln und antwortete schroff: „Dös geit di an Dreck o, du Bazi, du Wändiger!“ Der Reicheneder bezahlte schweigend und entfernte sich.

Des gleichen Tages feierte Alfi noch Triumphe auf dem Tanzboden. War es nicht eine Lust, sich beim Drüber ganz der Führung dieses geschmeidigen Ritters hinzugeben, während bei jedem Schritt die Eporen klirren? Nein, an einen solchen Zauber kam der Reicheneder nicht heran, und wenn er auch zehnmal so viel Geld sein eigen genannt hätte! „Maßt mi no?“ flüsterte die Schwauere Krefenz verschämt dem Alfi ins Ohr, während er sie in kühnen Schwingen durch den Saal wirbelte. „Kann i heut' no net sag'n“, antwortete etwas hochmütig der Dasinger, „hab' mehra Bekannschaften g'macht, und da maßt ma sich's erst überleg'n, weleam ma am liebsten mag.“ „No“, schmolte die Krefenz, „überleg da's halt, ob'd mi no magst, und sag ma's heut Nacht an Kammerferster!“ „Na, na“, lebte der Alfi mit Köhle ab, „so g'schwind geht dös net. Haft mi damois net mög'n, maßt halt heut a wenig warten!“ Und er forderte mit einer geschmeidigen Verbeugung die schöne Kelbinger Ursula zum Tanze auf.

So war denn der Dasinger Alois zu einer begehrten Persönlichkeit geworden. Selbst Krefenz'as Vater konnte sich dieser Werthschätzung nicht entziehen. „Wosst i was, Alfi“, sagte er eines Tages zu ihm, „du bist a sauberer Bursch, und mei' Krefenz is a sauber's Maad. Geld

haft ihoans, aber i hab's. Hab mir dage'n, bal's heiraten tuats. Heut no werd's Aufgebot g'macht!“ „Maßt i mir erbst no überleg'n“, antwortete wiederum der Alfi, dem Montur und stramme Haltung bezeichneter ja nur die Außerlichkeiten seiner Verwandlung. Ihr inneres Wesen aber lag in der Erwedung männlichen Selbstgefühles, in der Erkenntnis des selbsttätigen Wertes in der großen Gemeinschaft. Und als Alfi am nächsten Tag die schmale Montur gegen den schlichten Arbeitsittel vertauschte und die Last der fruchtbringenden Ähren auf die Wagen lud, da blieb er doch der gleiche. Er ist es fortan geblieben.

Rehe

*Sie sind des Waldes leise Legenden
Darin die Geheimnisse zärtlich verenden
Der Bäume, der duftenden Blumen der Nacht.
Im Auge des Springquells jenseitiges Leuchten
So wandeln die weither Aufgeseuchten
Und streifen den Tau mit den Hufen sacht.*

*Haar rauchend vor Schen, und immer im Leide
Wenn eine Kugel auf traumtiefer Weide
Hinfällt, was nie ganz zum Tage geweckt —
Es zeichnet der fenchte Schmerz sich im Moose,
Ein müdes Blatt noch führt sich zur Rose,
Und Leben hat immer wie Abschied geschmeckt.*

Nelly Sachs



Früher Sommer

J. Wegerer

Minutis Vermächtnis

Bob, der Weltreisedfahrer, jagte mit eines Tages: „Ich fahre morgen zu Minutti. Er will mir seine neueste Erfindung zeigen und hat nichts dagegen, daß du mitkommst.“ Er freut versprach ich meine Begleitung. Schon lange war es mein Wunsch gewesen, Dr. ing. Kardan Minutti kennenzulernen. Mich lockte nicht nur sein Welttrab als Erfinder, Geheimnisse Gerichte bezeichnet ihn außer dem noch als den annehmen Komponisten eigenartiger Musikwerke, die in den letzten Jahren Aufsehen erregt hatten. Von Bob,

dem einzigen Freunde Minutis, war hierüber nichts zu erfahren gewesen. Er hatte sich stets hinter die Erklärung verschont, daß er das tiefe C nicht vom Drömal gestrichenen F unterscheiden könne, und im übrigen die Achseln geschr. Um so begieriger war ich nach einem persönlichen Eindruck von dem Meister.

Bekanntlich hat Minutti die aufgelaßene Munitionsfabrik bei L . . . gepachtet und zu einem fabriktartigen Laboratorium umgebaut. Nach flotter Fahrt durch den schönen Ebnzmergen stoppte Bobs Kennwagen dort

auf dem Hof neben einer viertürigen Innenfeuerlunne von normalem Aussehen. Vom Führersitz winkte uns Minutti auf die Rückplage seines Fahrzeuges. Erst nach der Begrüßung und dem Austausch der üblichen Redensarten merkten wir, daß die Vunne, in der wir drei jetzt saßen, kein Verlad hatte. Ebenso fehlten Schalt- und Brennschalt, Kupplungs-, Brenns- und Gaspedal. An der Stelle des Innaturverbottes befand sich eine Art flacher Schatulle mit verschloßenem und versperrem Deckel.

Unser erstaunten Fragen schmit Minutti kurz ab: „Meine Herren, ich habe die Eher, Ihnen als ersten eine unwahdende Erfindung auf dem Gebiete des Kraftfabrikwens zu zeigen. Der zur Zeit noch gebräuchliche Vent-, Schalt- und Brennschalt war viel zu weitläufig. Mit diesem Augenblick beginnt eine neue Ära der Anoleitung“. Sprachs und griff nach dem Schlüssel der Schatulle. Der aufspringende Deckel enthüllte unseren erstaunten Augen eine Reihe schwarzer und weißer Klavertasten in Umfang und Anordnung von einer und einer halben Oktave. Der Erfinder ignorierte unsere Verblüffung und begann zu erklären: „Jede dieser Tasten löst einen Bewegungsabgang des Motors aus.“

„Auch die Ventung?“ fragte Bob mit positiver Gelassenheit.

„Auch die Ventung mittels eines umkehrbaren Elektromotors mit selbsthemmenden Schneckentrieb.“

„Wie ist dabei nur nicht klar . . .“, sagte ich, um auch mitzureden. Aber schon hatte Minutti durch Niederdrücken einer Taste den Motor angelassen, mittels einer anderen Taste angelappelt, mittels einer dritten den ersten Gang geschaltet. Wie sich sein Finger auf der Kupplungstaste langsam hob, zog der Wagen an. Zweiter und dritter Gang folgten. So fuhren wir mit wechselnden Geschwindigkeiten in Kurven und Achtern wohl eine halbe Stunde lang im geräumigen Hof umher. In den meisten Fällen kam Minutti mit der rechten Hand allein aus; nur bei komplizierten Manövern brauchte er vorübergehend beide Hände.

„Tadellos!“ rief Bob, als wir wieder neben seinem Kennwagen standen. „Mir persönlich ist meine



Partie aus Mersburg

Heinz Kistler

Karte noch immer lieber; aber das ist Geschmackssache. Nur eins, Minutti: Wie kam es auf dieser Probefahrt mitunter so vor, als höre ich Musik. Habe ich mich da getäuscht, oder ...?

Minutti verzückte sich und sah plötzlich um zwanzig Jahre älter aus. „Die Auspuffregel ...“ stotterte er wie ein ertappter Schuljunge, „abgemontierten vergessene ...“ misglückte Versuch ... ich habe da noch einen anderen Wagen ... nein! Ich spreche noch nicht darüber“. Er senkte den Kopf und versank in Grübeleien, während wir beide wieder des Bobs Fahrzeug bestiegen. „Lanz der Maschine, Einleit von Bewegung und Musik ...“ hörten wir ihn im Selbstgespräch murmeln.

„Hol dich der Teufel mit jener verfluchten Musik!“ knurrte Bob wütend und ließ ohne Gruß seinen Rennwagen in seinem berühmten Startsprung davonschießen.

Am Abend desselben Tages saßen wir in Bobs Stadtwohnung. Nachmittags, soweit sein Naturell dies zuließ, betrachtete Bob sein Whiskyglas und meinte: „Kardan ist der beste Mensch und der genialste Gefühls. Aber ich habe ernstliche Befürchtungen für seinen Verstand. Höre mal, was er mir in seinem letzten Brief geschrieben hat: „Warum bin ich verdammt, immer Neues zu erfinden, immer tiefer noch zu verwirren das Chaos, in das Geist und Seele gestürzt sind durch die Entwicklung der Technik? Philosophie und Dichtung sind verdorrt! Entartet sind die bildenden Künste! Nur die Musik ist noch lebendig; aber wer weiß, wie lang? Ist das nicht heller Wahnsinn?“

„Wahnsinnig erscheint mir daran höchstens, daß er gerade die über Dinge schreibt, für die du kein Organ hast.“

„Hab' ich auch nicht, Gott sei Dank!“ grinste Bob mit zwiehniedrigem blauen Lächeln. „Wenn ich meinen Hochschallender bräunnen höre, dann kann mir die Meiste Enzyklopädie mit jenen dem Comp-Bob gestohlen werden. Und Kardan ist nicht richtig im Kopf, das laß ich mir nicht anreden. Vor zwei Jahren schon ist er mal mit siebzehn Rassen in den Straßengassen karikiert, weil er aus einer Schar Epiken, die auf fünf Telegaphendrähten als Notensysteme saßen, eine Komposition herauszulesen wollte. Damals hat er ein paar Knochen gebrochen. Aber zur Warnung hat er sich's nicht dinnen lassen. Stundenlang säufelt oder tobt er auf dem Klügel, egal, ob du dabei sitzt und dich zu Tode mußt; dann flücht er sich auf's Reißbrett, dann wieder auf seine Partitur, den Rechen-schieber noch in der Hand ... Das nimmt kein gutes Ende, sag' ich dir!“

Unbaltendes Schillen des Tischapparates unterbricht seine Philippika. Bob nimmt den Hörer ab und redet mir dann sofort den zweiten. „Blüßgespräch aus L ...“, meldet das Amt und gleich darauf hören wir Frau-lein Kraft, Minutis Haushälterin: „Herr Bob! Bitte kommen Sie sofort! Ob, es ist entsetzlich ...“ Krächzen wie im höchsten Lebensadrenalin, dröhnendes Gepolter, Stille.

Wir laufen nach Mänteln und Kappen, werfen uns in den Wagen. Unleitet von Verkehrs-signalen folgt Bob mit brüllendem Horn



An der Donau bei Passau

H. Mayrhofer-Passau

durch die Stadt. Auf freier Landstraße Scheinwerfer, Kompressor: hundertzwanzig, hundertvierzig, hundertsechzig. Wie eine Zeile Aufzeichen die Chausseebäume beiderseits: hundertachtzig, zweihundert, weiter geht das Lachometer nicht. Donnernd und feuerpeinend wie der lebhaftige Getösebeinens toben wir durch schlafende Dörschöffen. Endlich läßt Bob das Geöze allmählich ersterben. Mit blockierten Rädern schwingt der Rennwagen eine Art Christianiasschwung in den Fabrikschloß hinein

und schleudert einen Hagel Kies in klirrende Fenster-scheiben.

Eilende Meter vor unserer Kühle reglos auf dem Boden liegt Frau-lein Kraft. Wie allen hin und finden sie unterleht, scheinbar nur ohnmächtig. Wir lassen sie liegen. Denn dort an der Ecke des Gebäudes sehen wir, des Scheinwerferlichtes allmählich entweicht, im hellen Mondschein eine Dugel, eine kleine Kirchenorgel auf zwei Rädern, dahinter im Mauerwerk schwarz und geackert eine Drefche.

Ich weiß nicht, woher Bob plötzlich den großen Verschlaghammer in den Äußen hat. „Verfluchte Musik!“ brüllt er und stürzt sich auf die Orgel. Ihr befehlige Bobs Wogen, sah er heran und richte die Schenkelverlei auf die Stelle, wo unter Bobs wütenden Hieben die Orgelpfeifen bersten. Die Orgel bildet die Rückwand eines Wagens, der in voller Fahrt in die Fachwerkmauer des Gebäudes gerannt sein muß. Wie wird der Orgelmechanismus befehle geräumt haben, finden wir grauenvoll eingekeilt auf dem Führer mit zerstückelten Schädels Minutts, die verkrampften Hände noch in den Tasten einer ungeheuren komplizierten Klaviatur, die in mehreren Reihen die ganze Breite des Aemarsbrettes einnimmt.

Wie telefonierten zum Arzt und Polizei und bemühten und neu

Fräulein Kraft. Sie kam bald wieder zu Bewußtsein und von ihr erfuhren wir, was sie über den Vorgang des Unglücks wusste. Sie war zu Bett gegangen und saam eingeschlafen, als sie durch eine fensbar wilde Melodie geweckt wurde. Sie eilte aus Fenster und sah den Orgelwagen, den sie nie zuvor erblickt hatte, in unheimlichen Wendungen und Sprüngen durch den Hof tanzen. Der Anblick zusammen mit der Musik war so unheimlich, daß sie ans Tele-

phon eilte. Während sie von Minutts Arbeitszimmer aus mit Bob sprach, sah sie den Orgelwagen mit großer Geschwindigkeit in die Mauer rasen. Sie eilte sofort zur Unfallstelle, brach aber unterwegs ohnmächtig zusammen.

Die Absperrung, Kardan Minutts letzte Erfindung, ist mit ihm gestorben. Die Katastrophe und Bobs Hammer haben alles gründliche Arbeit getan. Die Lastenentladung hingegen wird nach Minutts letztwilliger Verfügung von Bob sachgemäß zu Gunsten einer Erfindung für mittellose Künstler ausgewertet. Bobs Konstrukteure haben die Klavier-ähnliche Lastenordnung beibehalten. Der Apparat sieht jetzt aber wie eine kleine Schreibmaschine aus. Die ferienmäßige Ausstellung hat bereits begonnen.

Große Münchener Kunstausstellung 1935

(Glaspalastausstellung)

Neue Pinatothek

Barockstr. 29 15. Juni bis 1. Oktober
Öffnungszeiten: täglich von 9-18 Uhr

Halle III Ausstellungsraum

Barockstr. 13 1. Oktober bis 18. August
Öffnungszeiten: täglich von 10-18 Uhr

Gemeinsame Eintrittskarte 20 Pf.

DER STAR AUF REISEN

Während seines Aufenthaltes zu den Aufnahmen von „Per Gont“ in München ergötzte sich etwas Lustiges.

Da wohnt am Starnberger See ein Dr. Zentker (er heißt natürlich anders), filmbegeistert und sogar verlobt mit einer bekannten Darstellerin. Er hält sich ebenfalls für schauspielerisch besonders begabt, aber seine Braut will davon weniger wissen. Sie ergötzt sich nicht einmal Besuche im Filmtheater.

Eines Abends künnte es am See der entlegenen Villa, die Dr. Zentker in Untermiete bewohnt. Dr. Zentker ist allein zuhause und geht öffnen.

Albers steht draußen in Begleitung einiger Personen. „Verzeihung“, sagt er, höflich lächelnd, ich habe gehört, daß das Grundstück zu verkaufen sei. Dürfte ich es einmal besichtigen?”

„Gewiß, mein Herr“, sagt Dr. Zentker, ohne ein Zeichen des Erkenntens zu geben. „Die Besichtigung ist zwar verzeiht, aber ich will den Herrschaften gern die Räume zeigen.“

Man tritt ein und besichtigt das Erdgeschoss des geräumigen Gebäudes. „Albers!“ ist mein Name“, lächelt der Star.

Dr. Zentker verbeugt sich wie vor jedem anderen Eterblichen und legt die Führung fort.

Albers ist schließlich betroffen. Er flüstert mit seiner Begleitung. Man steigt zum Obergeschoss.

„Verzeihung“, sagt Albers nach einer Weile, „dürfte ich eine Frage an Sie richten: Kennen Sie mich denn nicht?”

Dr. Zentker, innerlich lächelnd, verzieht keine Miene. „Ich weiß nicht genau“, meint er, „wie war doch der Name?”

„Albers. Hans Albers!“

„Hm... Albers...“ sagt Dr. Zentker und scheint nachzudenken.

Albers wird ungeduldig. Derartiges ist ihm wohl noch nicht passiert. „Ja, kommen Sie denn nie ins Kino?“ fragt er erhaut.

„Ach“, antwortet Dr. Zentker, leicht gequält, „Meiner Unlust interessiert mich wenig...“

„Nun, dann will ich Ihnen verraten, daß ich bei diesen „Unlust“ mitwirkel“ meint der Star, sichtlich verärgert.

„Nicht!“ ruft Dr. Zentker erfreut. „Ich glaube, ich kann mich entsinnen. Sie sind der ultzige Clown und tragen immer so komische Masken.“

Albers gibt es auf. „Ein seltsamer Kauz“, meint er zu seiner Begleitung, als er die Wohnung verläßt. —

Drei Tage danach kommt Dr. Zentker ins Atelier Gesellschafter, um seine Braut abzuholen.

Auch Hans Albers ist da.

„Herr Albers, darf ich Ihnen meinen Bräutigam vorstellen?“ sagt die Schauspielerin.



Der Heiratsvermittler

v. Velden

Dr. Zentker lacht. „Aber wir kennen uns doch schon!“

„Dennwetter, Otto — Otto!“ ruft Albers. „Und Sie haben mich vorgestern am Eternberger See nicht erkannt?”

„Aber auf den ersten Blick“, erwidert Dr. Zentker. „Ich habe nur einmal mit Ihnen spielen wollen.“

„Allehand“, sagt Albers anerkennend. „Sie haben Ihre Rolle besser gespielt als ich.“

„Sieht zu“, meint Dr. Zentker zu seiner Braut. „Und du behauptest immer, ich hätte kein Talent zum Schauspieler!“

kakuwo,

Die Haremsdame

Es spricht Frau Zellbreißer Schmidt:
(Von wegen der Reklame
Zugleich Saleika Sulamith.
Die schönste Haremsdame)

„Mein Vater war der Leibnuch
Des Sultans Krims des Großen.
Von ihm ward ich mit einem Fluch
Bei der Geburt verstoßen!“

Ein Yogi namens Joghurth nahm
Mich an und dieser war es,
Der dann auf den Gedanken kam,
Im Tempel zu Benares

Ringum am ganzen Körper mich
Blaurot zu tatowieren.
Ich müßte mich wohl eigentlich
Vor Ihnen dann genießen.

Doch hoff' ich, daß hier niemand gußt
Aus sinnlicher Vergnügung.
Und stell' mich nur der Wissenschaft
Austreulich zur Verfügung.

Na, Herrschaften — wer wagt, gewinnt —
Da drüben ist die Kasse —
Die letzte Vorstellung beginnt,
Wo ich mich lassen lasse!

Ernst Klos



„Ich schaue den Leuten furchtbar gerne zu beim Arbeiten.“
 „Ja, nur schade, daß man sich dazu nicht hinsetzen kann.“

Verfolgungswahn

Aus dem Lustspieltheater mußte einmal ein Zuschauer von der Rettungsgesellschaft weggeführt werden. Als man den Direktor Blumenthal fragte, was dem Manne gefehlt habe, meinte der Direktor: „Er litt an Verfolgungswahn; er bildete sich ein, es sitze jemand hinter ihm.“

Auskunft

Als ein junger Komponist Richard Strauß um Rat fragte, meinte der Meister: „Operetten können Sie schreiben soviel Sie wollen, man dürfen Sie sich nicht erwiegen lassen.“

Information

Jemand fragte Gustav Waldau: „Können Sie mir sagen, wie ich am besten mit der Straßenbahn zum Lustspiel-Theater komme?“
 „Ja. Fahren Sie so lange, bis Sie zu einer Haltestelle kommen, an der niemand ansteigt. Dort ist das Lustspiel-Theater.“

Vater: „Was für Aussichten haben Sie, junger Mann?“

Sohn: „Sehr gute, es sei denn, daß mich Ihre Tochter angeht.“

Übertrumpft

„Ich habe einen Hut erjunden, dessen Krenpe bei Regenwetter so auseinandergeht, daß man wie unter einem Schirm steht.“
 „Das ist noch gar nichts, ich habe ein Gewebe erjunden, an dem ist ein Hahn, der Eier legt.“

Sündenbabel...

Wedlich war in Paris.
 Erhielt seinen Freund Pivento, erzählt, er als Junggeheile kam sich das leisten, von den Krennen, von den Nachskalen, den schönen Frauen und die Familie Pivento hört stummend zu.

„Und dann —“, schwärmt Wedlich, „und dann hab ich natürlich auch die Mona Lisa gesehen. Kinder! Kinder! ... Mordam, das G'fährte, die Angerle!“

Sagt Frau Pivento streng:

„Herr Wedlich, halten Sie! Jhna z'rad ... Mei Mann fahrt nächste Wochen nach Paris — zum Knigsballmach, wissens Sie! — und do lassen Sie Jhna ja net einfall'n, daß cabm vielleicht von dem Frauenzimmer der Adress geb'n!“

H. K. B.

Liebe Jugend!

In der Lederzeitung und „Berliner Berichte“, Berlin, Nummer 34 vom 6. Mai 1933 erscheint auf Seite 3 unter der Überschrift: „Scheinbare Kleinigkeiten“ folgende Satz bei einem Artikel über Dethopäde:

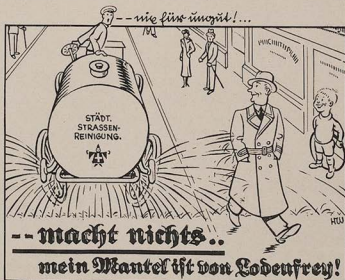
„Was müßt aber ein schlanker, kräftiger Körper und ein guter, stolz getragener Kopf, wenn es weiter unten so bedenklich hapert?“

Das Telegramm

„Schickt bitte sofort Geld. Eise vollkommen aus dem Todeben. Wenn Antwort abschlägt, gehe ins Wasser!“

Das falsche Gebiß

„Wirklich, fabelhafte Zähne haben Sie!“
 „Ja, die habe ich mir auch — vom Munde abgezapft!“



Verkaufsstellen-Nachweis und Katalog von Lodenfrey München 31

Neue Bahnen in der Reklame

Ich bin vollständig unfähig
das Nichtstun auszuhalten
und suche Posten.

Ihre Hühneraugen schmerzen mit
„Pardon“
in der Westentasche; Sie müssen
„Pardon“ auch anlegen.

Nach dem Genuß von Tel/Tro-Tablet-
ten brechen Sie
bei sportlichen Wettbewerben alle
Rekorde.

Sie werden mit Elixiercreme alt,
weil Sie sich nach einmaligem Ver-
such nie mehr von diesem köstlichen
Schönheitsmittel trennen.

Unsere Klapper-Schreibmaschinen —
das größte Unglück
für unsere Konkurrenz, denn sie hat
nichts Gleichwertiges zu bieten.

Die Musik der Sirenen-Grammophone
vermag niemand zu ertragen
ohne in Wehmut an die schönsten
Stunden seines Lebens zu denken.

Kämpfe mit uns



NS-VOLKSWOHLFAHRT

Ambrosia-Marmelade verdirbt
Ihnen bald den Geschmack an ande-
ren Produkten.

Kein Mensch ißt unsere Braunpunkt-
schokolade
ohne begeistert zu sein.

Bumsti-Benzin kann rasend machen
auch den ältesten Ford-Wagen.

Meine Damen, „Jo-Seide bricht
seinen letzten Widerstand.

Niemand kann den Lautsprecher „Krah-
Krah“ hören
wenn wir ihn nicht verkaufen. Des-
halb eilen Sie noch heute einen
besorgen.

Mit Blimblum gefärbte Stoffe schießen
den Vogel ab.

Tri-Ti-Schuhe drücken
die Preise, weil sie konkurrenzlos
billig sind.

Kein Erfolg bei der Angeboteten?
Pyramiden-Krawatten zerreißen sofort
ihre Zweifel und Sie werden erhört.

Surre-Außenbordmotore versagen
sich nur Geizkragen und Stuben-
hocker.

Hängen Sie sich auf!
Aber nur an „Ibo“-Rebschnüren —
die anderen könnten reißen.

Haro

Bringing
You

DIE JUNGE ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Vierfarbendruck nach
Bilderwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze
Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Bernstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GEHURTENSTR. 10
BERLIN SO 10
PERNNUP, P. T. JANNOWITZ SAMML. NR. 518

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mi-
llionen von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder des unterzeichneten Verlags.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vorzüglich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

(mit niedriger
Qualifikation bis-
hin zu höheren
Berufen) — Vertrieb
Bob Weidenball 536

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Woh-
nräume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarben-Kunstblättern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf.
und 90 Pf., je nach Größe, zusätz-
lich Portospesen durch den Kunst-
handel und den unterzeichneten Ver-
lag zu beziehen sind. Der reich
bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70
zusätzlich Portospesen) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsstr. 10

Lesen den Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Päckchen-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesam-
melten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit
RM. 2.55 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Aufrechterhaltung
jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnsstr. 10

Wer kauft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!



„Wie, Sie wagen es und halten um die Hand meiner Tochter an? Den Weg hätten Sie sich wirklich ersparen können!“

„Das ist gar nicht so schlimm, ich habe sowieso noch etwas in diesem Hause zu erledigen.“

Tiger als Pausenzeichen

Die indischen Rundfunksender haben ihre bisherigen Pausenzeichen, Piesanfänge und andere Melodien, durch charakteristischere Töne ersetzt, zum Beispiel Tigergedrüll. Die Engländer verfolgen dabei eine pädagogische Absicht: die Eingeborenen sollen sich an das Gedrüll gewöhnen und dadurch ihre kindliche Furcht vor den Bestien ablegen.

Die Methode hat bereits schöne Erfolge gezeigt. Nalabhi stieg ein Indier durchs offene Fenster seines Bungalows, wo der Lautsprecher eingeschaltet war, ins Freie und lustwandelte am Pfingstzettel entlang — ganz furchtlos.

Er ist nicht wieder nach Hause gekommen.

Ein Pausenzeichen hat ihn verschlungen.

Lavater

Als General Moreau mit seinem Generalsstab durch die Schweiz zog, besuchte er Lavater.

Man sprach von den Weltreisegütern und geschätztesten aufsteigenden Lavater, daß ihm viel daran gelegen wäre, Napoleon einmal zu Gesicht zu bekommen.

„Nichts einfacher als das!“ sagte der General, eine Miniatur aus seiner Brieftasche ziehend, „hier haben Sie sein Bild!“

Lavater sah das Bild lange an und sagte kopfschüttelnd:

„Das kann Bonaparte nicht sein!“

Moreau versicherte, es sei bestimmt sein Bild und zudem noch ein sehr ähnliches, worauf Lavater, das Bild zurückreichend, nachdenklich sagte:

„Nun, so ist Bonaparte ein Mann, der die größten Lorbeeren bekommen wird!“

H. K. B.

FOTO-ECKE

Die Viatol-Methode unter der Lupe gesehen.

Für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten: Viatol ist ein neuer Entwickler der Loonar-Werke in Wandlitz. Neue Entwickler sind in letzter Zeit in reichlicher Zahl erschienen. Wenn nun hier dem Viatol eine längere Abhandlung gewidmet wird, so ist das wohl ein Zeichen dafür, daß es damit eine besondere Bewandnis haben muß. Und ist der Fall: Viatol eröffnet ganz neue Arbeitsmöglichkeiten, die allen denen, die ihre Positive selbst herstellen, außerordentlich willkommen sein werden. Lesen Sie also weiter:

Viatol kommt in Patronenform vorverpackt in den Handel. Jede Packung enthält zwei Entwickler, die mit den Buchstaben A und B gekennzeichnet sind. Sie werden getrennt aufgelöst und getrennt verarbeitet.

Entwickler A ist ein gewöhnlicher Universal-Entwickler, wie wir ihn für alle Zwecke kennen. Darin liegt nichts Besonderes. Entwickler B aber hat es in sich. Er dient als Ergänzungsmittel zu A, arbeitet außerordentlich kräftig auf die dunklen Bildpartien, ohne dabei die Lichter merklich anzureichern. Aus diesen Gegebenheiten folgen ohne weiteres wichtige Neuerungen für das Positivverfahren.

Sind Sie beim Vergrößern Ihrer Aufnahmen nicht schon zuweilen im Zweifel gewesen, welche Papier-entartung Sie wählen sollten? Meist greifen wir in solchen Fällen unter Garantie mindestens einmal zum falschen Papier und müssen so manches Blatt in den Papierkorb wandern lassen. Mit welchem Blick auf unsere Brieftasche. Diese Unsicherheit hört jetzt auf. Wir wählen grundsätzlich ein weiches Papier, entwickeln in A vor, bis die Lichter richtige Deckung und Durchzeichnung erfahren haben, wonach dann in B die Schwärzung der Schatten folgt. Je nach der Dauer der Behandlung in A haben wir es ganz bewußt in der Hand, auf den Kontrast im Positiv einzurichten. Kurze Vorentwicklung ergibt kräftige, hellere Vorbehandlung liefert zarter abgestufte Bilder.

Oder sind Sie nicht schon im Zweifel gewesen, welche Belichtungszeit Sie wählen sollten? Ganz gewiß ist der Probestreifen ein Befehl. Aber das erfordert Zeit und man dann und wann wiederholt werden, da die Dichte der Negative schwankt und die Kraft des Entwicklers mit Gebrauch nachläßt. Mit Viatol wird in Zweifelsfällen grundsätzlich lichte belichtet. Am Erscheinen des Bildes in A erkennen wir ohne weiteres, ob wir richtig oder zu lang exponierten. Schießt das Bild hervor, dann wird in B fertig entwickelt, wonach wir ein klares und kräftiges Positiv erhalten. Bei richtiger Belichtung wird das Bild in A bis zum Schluß behandelt, B dient dann nur als kurzes Nachbad, um die Brillanz des Bildes zu erhöhen.

Hier haben wir endlich eine Arbeitsmöglichkeit, der eine bewußte Lenkung der Entwicklung zukommt. Wir können die Härte des Positives graduell der Belichtung anpassen und gelangen auf diese Weise ohne viele Versuche schnell zu einem ansprechenden Bild. Wir empfehlen, das Verfahren einmal auszuprobieren.

Grün ist die dominierende Farbe des Sommers und vor allem des landschaftlichen Bildes. Um sie richtig und leuchtend zu erfassen, benötigen wir natürlich auch einen Film, der entsprechende Farbmöglichkeit besitzt. Um ist der neue 80-Film der Kodak kommt auch rote Töne vor, dann wählen wir panchromatisches Material, und zwar mit gedrückter Rotempfindlichkeit. Hier ein panchromatisches Kunstschiffchen kann natürlich das Grün nicht erfassen, weil er ja darauf nicht abgestimmt ist. Belichtungs-kontrollen auf dem einen hellen Gelbfiltern-Film zu.

g-14

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4 Jähr. RM. 3.—, Jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 22, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160

Neu! DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Ansätze bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN. Das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANORAMATISCHE PHOTOGRAPHIE. Das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



MINIATUREN

Griechischer Realismus

Die griechische Schauspielkunst scheint um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Später fand sie immer mehr und lief auf einen derben trassen Realismus hinaus.

Als ein gewisser Pölos, ein Enkel des vierten Jahshunderts vor Christi Geburt, die Elektra in dem Grabe des Orestes zu spielen hatte, nahm er die Urne mit der Asche seines jüngst verstorbenen Sohnes mit ins Theater und ließ sich, um ergreifender zu spielen, in der Szene, in der Orest seinen Schwager die Urne übergibt, dieselbe überreichen...

Noch abschreckender aber ist folgender Fall:

Als nach der Schlacht bei Carthage der Kopf des Cressus dem Könige Dredos überbracht wurde, feierte dieser gerade ein großes Fest. Nach der Tafel führte eine Truppe die Szene aus den „Bacchen“ auf, in der Maene mit dem Haupte ihres von ihr im Wahnsinn getriebenen Sohnes von Kithären zuckeltet.

Trojan von Tealles, der die Maene spielte (bei den Griechen wurden bekanntlich die weiblichen Rollen stets von Männern dargestellt), gab nun das zu den Requisiten gehörende Haupt ab, ergriß den blutigen Kopf des Cressus und sang mit diesen in der Hand die betreffenden schauerlichen Verse.

Wer weiß mehr?

Die Professoren der Philosophie E. und W. an der Universität Hamburg lebten in einem scharfen wissenschaftlichen Wettstreit, der auch auf ihre Höre übergegangen war. Sie hatten aber nicht nur gegensätzliche Meinungsverschiedenheiten auf ihren Fachgebieten, der Gegensatz zeigte sich auch in ihren privaten Leben: E. kultivierte in gepflegtem Stil das Leben eines klugen Ätheten und optimistischen Philosophen, W. hingegen fand Genüge an seinen Büchern und seiner Arbeit und blieb sonst der Welt und ihren Freuden völlig fern. Ihre Schüler strebten auch darin ihren Lehrern nach. Man konnte sehen am Schnitt ihrer Äuße erkennen, welchen Kolleg sie besuchten.

Eines Nachmittags tront ein Hörer des weiterabehenden Professors E. mit zwei Studenten, die auf Professor W. schworen, seinen Kaiser. Mit vereinten Kräften versuchten die beiden, ihn von dem Genuß ihres Lehrers zu überzeugen. Singsingen lief der eine schlaflos aus: „Ob, er ist so groß! Er weiß einfach alles!“ — „Ganz recht“, entgegnete ironisch der Anhänger des epikureischen Dozenten, „aber sonst weiß er auch nichts!“

H. M.

Die Rache des Dichters

Als Bernard Schaw sein Schauspiel „Die heilige Johanna“ beenden wollte, ein Stück, das besondere Konzentration erforderte, bezog er auf einige Zeit in einem kleinen englischen Seebad eine abgelegene Pension. Aber er hatte das Pech, Zimmer am Zimmer mit einer unheimlichen Dame zu wohnen, deren laute Heißhysterie ihn empfindlich störte, besonders abends, wenn er zu arbeiten pflegte. Schaw war deswegen sehr nervös und wartete auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Sie kam! Zum Wochenende wurde die Nachbarin von ihrem Mann besucht. Die Ehegatten feierten abends in ihrem Zimmer ein sehr zärtliches, aber auch sehr geräuschvolles Wiedersehen. Da klopfte plötzlich Schaw energisch an die Verbindungstüre und der arglose Gatte hörte einjehen den an seine Frau gerichteten Ruf des Nachbarn: „Nehmen Sie doch etwas Nächst — jede Nacht daselbst!“

H. M.

Bekenntnis vor dem Richter

Der Vortragsintendant und Schauspieler des Münchner Hoftheaters, Ritter Ernst von Posjart, war wegen seiner künstlerischen Eitelkeit mindestens ebenso berühmt wie als Schauspieler. — Einmal mußte er in München in einem Bekleidungsapparat als Jesus auftreten. Ein paar Tage später erzählte man sich in der Stadt, er habe sich vor Gericht auf die Frage nach seinem Beruf als der größte lebende Schauspieler bezogen. Dieses Gerücht empfanden selbst seine nächsten Kollegen als übertrieben und hielten es für eine lächerliche Verwindung. Man beschloß, Posjart zu fragen, um ihm Gelegenheit zu geben, das Geheimnis zu dechiffrieren.

Der Charakterkomiker K., den Posjart gern hatte, weil ihre Kollaboration sich nicht veränderte, wurde mit der Mission beauftragt. Er ging also zu seinem Intendanten und berichtete ihm entrüstet, was erzählte sich in der Stadt das und das.

„Vieles Fremde“, erwiderte Posjart mit großer theatralischer Gebärde, „auch mir ist diese Aussetzung ansehnlich peinlich. Sie wissen, daß ich mich öffentlich möglichst zurückhalte, aber Sie müssen meine Antwort vor Gericht richtig verstehen: was blieb mir übrig, ich stand ja unter Jugend!“

H. M.



Art

Ausritt

Schäfer-Ast



seelische Tragödie des Eifersüchtigen über alle Zufälligkeiten hinaus und wird von der meisterhaften Kraft einer an Dostojewski geschulten Psychologie zu einem starken Bild männlich-weiblicher Spannungen gestaltet.

Phantastisch und bizarr muten uns oft die Menschen und Geschehnisse an, ebenso der Gang der Handlung, der einmal kühn vorweggenommen dann erzählt nachgeholt wird. Es ist die für unsere Begriffe fast naive, starke und oft brutale Erdhaftigkeit ostlicher Menschen, die hier in den bürgerlichen Schichten der Städte mit den Formen westlichen Lebens und Denkens im Kampfe liegt. Das gibt dem ganzen Buche eine eigenartige, zugleich nüchterne und phantastische Atmosphäre, wie wir sie ähnlich bei den großen Russen spüren.

Wilhelm von Schramm: „Neubau des deutschen Theaters“. Ergebnisse und Forderungen. Schließen-Verlag, Berlin SW 11.

Es ist wohl selten ein Buch über das Theater mit solch hingeschuldeter Fahrlässigkeit geschrieben worden. Dem Titel nach erwartet man sich wenn auch nicht gerade die Klärung, so doch wegweisendes Material über das deutsche Theater der Gegenwart. Aber der Titel bleibt nur Anreiz für eine mächtig aufgebauchte und von persönlicher Eitelkeit in keiner Weise beengte Aufsatzsammlung eines „bürgerlichen“ Kritikers in Anfangszuständen. Wie es einmal billig ist, das Theater von gestern als zeitigen Prägeln zu benützen, um — letzten Endes — doch nur offene Türen einzurennen, so ist es andererseits nicht minder billig, das gesamte Innenleben des Theaters einfach abzulehnen, weil es augenblicklich angebrachter erscheint, mit byzantinischer Liebedienerei für das Freilicht- und Thingspiel eine — allerdings sehr zweideutige und zweifelhafte — Lanze zu brechen. Nun würde man dies alles noch als „persönliche Einstellung“ hinnehmen, wenn nicht allzu stark eine gewisse Vorbeugung fühlbar, zum anderen aber mehrmals stärker Widerspruch bemerkbar wäre.

Ein längeres Vorwort soll die vormärzliche Kampfbereitschaft des Verfassers für das deutsche Theater der Gegenwart und in der Entwicklung — das der Zukunft dokumentieren. Nun, die Artikel tragen fast durchweg das inhaltliche Stigma von 1933 und können nicht restlos die These von ihrem früheren Erscheinungstag glaubhaft machen. Mehr noch als dies ist aber die Befürchtung zu hegen, daß Wilhelm von Schramm in früheren Tagen, wenn vielleicht auch kritisch, bestimmt von der Notwendigkeit der Innenbühne überzeugt war und daß seine Anschauungsänderung mehr einem äußerlichen als innerlichen Bedürfnis entsprang. Gottlob aber sind solche Anschauungswechsel — Schramm scheint sich das von ihm in sinniger Abwandlung zitierte Nietzsche-Wort „Nur wer sich wandelt, ist dem Nationalsozialismus verwandt“ zum Leitspruch erkoren zu haben — meist so anschaulich, daß sie statt Ehrfurcht vor solchem Wissen, mehr zu einer fröhlichen Unterhaltung beitragen. So ist es denn mehr als lächerlich zu behaupten, das Drama des Innentheaters und damit das Innentheater selbst, können keine politischen, allgemeingültigen, volksgemeinschaftlichen wie nationalen Probleme lösen. Wenn also Seelenkampf, also inneres Ringen, gleich Dekadenz gestellt wird, muß man sich wohl oder übel vor solch Dekadenz hüten. Mit solch einer heroischen Phrasologie werden auch Fragen der Kritik, der Spielplatzgestaltung, der Dramaturgie, Fragen des Bühnenverlegewesens und der Autorenschaft behandelt. Der zitierte „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ schloß aber eine persönliche Anbiederung als Kritiker für Freilicht- und Thingspiele nicht aus.

Verworren und verwirrend sind noch die Beiträge über das Freilicht- und Thingspiel. Die dabei aufgestellte These von blonden und vom schwarzen Schauspieler ist eine solch blödsinnige am Wesen der Kunst und Kultur und von solch triefender Salbaderei, daß man das Buch empor werlegt. (Siehe Leitartikel). „Es ist notwendig, daß er selber Künstler“ heißt es einmal vom Kritiker. „Schramm könnte dann getrost für sich und zum Wohle des deutschen Theaters Selbstkritik üben.“ Wolf Braunmüller

Michał Choromanski: Eifersucht und Medizin. Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von Heinrich Koltz. (Wilh. Gottl. Korn Verlag, Berlin.)

Dieses Buch ist nicht nur ein Stück Literatur, sondern ebensosehr ein Stück Polen. Darin liegt sein Wert für uns, denn die Kenntnis des polnischen Lebens ist für uns nicht minder wichtig, als es die Auseinandersetzung mit der westlichen Welt war.

Dieser Roman des jungen polnischen Dichters hat den großen Staatspreis der polnischen Literaturakademie für das Jahr 1933 gewonnen. Übersetzungen erschienen bereits in Frankreich und Skandinavien und erregten großes Aufsehen.

Es geht in diesem Buche — nach den bescheidenen Worten Choromanskis selbst — „nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben, dem Leben einer kleinen polnischen Stadt. Ein alternder Mann hat eine junge Frau geheiratet und muß erleben, daß sie ihn mit einem Arzt betrügt. Das ist alles. Aber das packende Wechselspiel zwischen Liebe und Seelzermesser liebt die

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dilmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Ratsch des Feindes bundlos zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Straus Fein Humor in Versen

Ein Vortragsgedicht für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen bei besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Sternstraße 10

Die Führerrede

Erich Wilke



SENEGAL 34

„Ein uncharmanter Mann, dieser monsieur Hitlèr, einer Dame so unverblümt die Wahrheit zu sagen!“

Preis 60 Pfennig

WENDE

München 1935 / Nr. 26



Der Watzmann

Ludwig Richter f

Die Freikugel

Geschichte aus dem Bayerischen Wald

Von Gerst Lynch

Illustriert von W. P. Schmidt



ort, wo der Weg von der Heerstraße abzwiegt, hängt ein Brettchen am Pfahl. Es hat die Form einer Hand, deren Zeigefinger nach Norden weist. Die Inschrift meldet: „Zum Jägerwirt“. Der Steg dorthin, der durch die Schindenviertel im Ruten Moor führt, ist mit Knäupeln belegt und schwankt beim Betreten. Am Rande des Morastes steht eine verkrochte, weißglaue Rane. Hier haßt bisweilen ein Uhu auf, und der Baumhacker trommelt gern an den dürrern Stumpen. Mehrere Marteln nennen die Namen derer, die den Weg abtamen und im Sumpfe erstickten. „Heilige Maria, bitt' für die armen Seelen!“ lautet der Text eines Schauerkreuzes.

Es geht in den Abend hinein. Die ersten Freilichter, kaum sichtbar, brennen mit violetten Glänzen weit draußen im Moore. Von ungefähr schreit kläglich der Auf, und unglähle Bismarcken aufgesaugt wird. Eine dünne Rauchsäule steigt freigezogen aus dem Schorn der Kneipe. Die Hauswände sind mit Weibereitungen gepanzert, die Leuchtblenden des Daches mit Felssteinen beschwert. Um das obere Stockwerk läuft ein hölzerner Schrot, von Leuchtblenden überquert, wo Getreidekörner und Nadelblätter fliegen. Darauf sind die Schrägkanten am Dache. An der Giebelseite stapeln geprengte Wurfschiffe. Die tiefen von Rinn.

Kaver Rubischel, der Jägerwirt, streift mit dem Daumen die Kruste vom Docht der Hängelampe. Dann reißt er ein Händholz an. Ein Messingsschimmer fliegt über die leeren Tische der Gaststube. Laut schließt das Perpendikel der Wanduhr. Rubischel lieft die Zeit ab und geht zum Fenster. Er erwartet den Besucher Hias.

Hias ist dreißig Jahre alt und von Beruf Holzschläger und Glöher. Vor drei Jahren, als im Winter die Arbeit ruhte, trat er im Zirkus Arzene auf und zeigte das Kunststückchen, wie man einen ennamierten Baumstamm in einer halben Minute mit der bloßen Art in zwei Teile zerlegt. Daneben ist Hias ein hervorragender Schütze. Im Ansehen an einen Meisterhübschbaumt an seiner Uhrkette eine Kapsel, in der unter Glas das Auge eines Karpfengrinders schwimmt. Freilich, mit dem Schießen hat es bei Hias eine besondere Verbindung. Er gebraucht echte Freikugeln, welche er alljährlich in der Uhrkette zwischen sich und zwölf Uhr selbst gießt. Das Metall dazu stammt vom Freischhof. Dort gibt es immer noch alte Grabkreuze, die mit heiligen Bein im Steinsockel befestigt sind.

Eine solch bleierne Freikugel, die, wie man sagt, ihr Ziel niemals verfehlt, hat Hias in der Tasche, als er jetzt beim Jägerwirt eintritt, den Hut mit der Spielbahnfeder über einen Nagel stülpt und Platz nimmt. Rubischel zwinkert fragend mit den Augenbrauen. Hias nickt bejahend mit dem Kopfe. Laut aber spricht der Wirt: „Es sind Schindeln am Dach!“, womit hieszulande gemeint ist: Red' nicht, wie können belauscht werden! Neben an der Küche pantiert der Mago, eine pralle, leutselige Böhmkin.

Hias zieht seinen Beutel und legt wertlos eine Freikugel hin. Rubischel bekommt einen gierigen Blick. „Sib mir zwei!“ flüstert er, aber Hias leimt rundweg ab. „Es genügt eine“, erwidert er, „sie trifft unbedingt!“

Der Wirt entnimmt der Schanklade die vereinbarten Taufschuppen und schiebt sie auf die Thekenplatte: Eine flache Meißnerkuchenschneps, ein halbes Pfund „Bräfil“ und zwei Ranten Gieselschotes.

Hias zieht das Größte, schneidet einen Ranten an und probiert den Alkohol. Rubischel trinkt mit und entwickelt mit leisen Worten den Plan: Zuerst wird oben am Kraterberg das Wehr geöffnet, dann läuft in sieben Stunden der See aus. Wenn die großmächtigen Wassermaassen mit Orlöse ins Tal stürzen, ist kaum mehr ein Kanonen-schuss zu hören, noch viel weniger aber der Anschlag einer Büchse. In diesen sieben Stunden also muß alles geschehen! Er, Hias, hat bei der ganzen Sache weiter gar nichts zu tun, als den See abzulassen und sich dann aus dem Staube zu machen. Er, Rubischel, wird alles weitere selbst besorgen. Und es bleibt bei der Abmachung: Er das Fleisch und Hias das Geweih. Übermorgen kann er in der Nacht seinen Schatzhändler abholen und gleich drüber im Wenzelsreith an den Mann bringen. Denn diesmal wird er, der Jägerwirt, den Voch nicht wieder fehlen, dafür sorgt wohl die Freikugel!

Rubischel versichert sich, daß niemand im Anzuge ist, rückt eine Wandbank beiseite, hebt ein Fußbodenbrett und zieht eine Kiste hervor. Hias nimmt eine gefüllte Patrone und setzt seine Freikugel auf. Dann löst er sich das Gewebe reihen und steckt das Gewehr in den Lauf. Im selben Moment nähern sich die Schritte der Mago. Rubischel stürzt nach der Tür und Hias will noch sinken die Büchse in das Versteck legen — Da ereignet sich etwas Unerwartetes. In der Ecke kommt Hias an den Abzugsbahn, es gibt einen Schnapp, und ein mächtiges Knall erschüttert die Luft. Der der geöffneten Tür steht die Böhmkin und macht große, erschrockene Augen. Rubischel beißt wütend auf die



Unterlippe und Hias starrt auf die rauchende Büchse und zuckt die Achseln. „Kann wirklich nichts dafür“, sagt er, aber plötzlich verfärbt er sich, wieft das Gewehr hin und springt auf die Bank: Oberhalb an der Wand hängt ein Bild des Försters Wendell, dann das Hinweisen früher gehörte, bevor es noch eine Kneipe war. Hias weiß mit dem Finger auf ein Loch. Die Kugel ist mitten durch den Kopf des Bildnisses geflogen. Hias reißt das Gemälde herunter und stellt fest, daß die Freitugl sogar die Hausplanke durchbohrt hat! Eine arg böse Geschichte, meint er, denn jede Freitugl trifft!

Kubitschek beruhigt zuerst die Maad und schickt sie weg. Dann macht er sich in Klüben und Vorwürfen Luft und verlangt schließlich eine andere Freitugl. Hias aber schüttelt den Kopf, langt nach seinem Hut und rennt grüßlos davon. Der Wirt zischt aufgebracht hinter ihm her und räumt die liegengelassenen Tauschwaren ab: den Meißelwurf, den Brasil, das Gefächte. Die Uhr schlägt eben halb zehn.



Am nächsten Vormittag sitzt Kubitschek auf der Dangelbank und hämmert die Gense. Wie er auf einmal den Blick erhebt und sich den Schwweif wusch, gewahrt er eine Gruppe von Männern, die eilig den Knäppelweg überquert und auf den Jägerhof zuflüchtet. Der Wirt erkennt blühende Knöpfe und Uniformen, und nun kann er sich eines Schreckens nicht mehr erwehren. Er fühlt den Jimpuls in sich, aufzuspringen und fertzulaufen, aber sogleich hat er sich wieder in der Gewalt. Was können sie ihm schon nachweisen!? Nicht das Geringste! Und ruhig denzelt er weiter.

Zwei Förster und drei Gendarmen stehen vor Kubitschek und verlangen Auskunft, welcheslei Gäste während der letzten paar Tage, vor allem am gestrigen Abend, in seiner Taverne eingekauft sind. Kubitschek befragt sich und zählt gegen ein Dutzend Namen auf, als letzten den Buchecker Hias, der einige Gast gestern nacht. Die Beamten sehen sich an, die Forstleute winkeln ab. Hias ist es nicht gewesen, dafür stehen sie ein.

Ulen wieviel Uhr der Hias gestern gegangen sei, wollen sie wissen. Punkt halber zehn, antwortet der Wirt und fragt an, um was es sich eigentlich handelt. „Der Förster Wendell ist gestern abend zwischen neun und zehn Uhr durch einen Kopfschuß ermordet worden“, berichtet einer von den Gendarmen und fügt an: „Wir müssen den Buchecker Hias nun doch noch holen!“ Ob er, der Jägerwirt, gestern zwischen neun und zehn einen Schuß gehört habe?

Kubitschek fühlt, daß sein Puls aussetzt. Er zieht seine Schmalz-Dose und nimmt mit gespielter Ruhe eine Pfeife. Nein, sagte er, von einem Schuß habe er nichts gehört.

Die fünf Männer treten außer Hörweite und beraten sich kurz. Dann schiften sie sich zum Aufbruch an.

Von Kubitschek weicht ein Alp. Er geht in die Schänke und nimmt einen stärkenden Schluck. Dann holt er das Bild von der Wand und betrachtet den Einschlag der Freitugl. „Kopfschuß“, konstatiert er und wird nachdenklich...

Drei Tage sind vergangen. Nach Hias wird eifrig gefahndet. Er ist des Mordes am Förster Wendell dringend verdächtig.

Hias ist über die Grenze ins Böhmisches geflüchtet und muß sich auch

hier verborgen halten; er würde ausgeliefert, falls er erkannt wird. Er glaubt jetzt selbst daran, daß seine Freitugl dem Förster das Leben nahm. Im gleichen Augenblick schon, als er das Kugelloch im Gemälde sah, hat er geahnt, daß Wendell erledigt ist. Denn mit Freitugeln ist nicht zu spaßen!

Hias ist jetzt sehr zumute, und er überlegt hin und her, ob er sich nicht freiwillig dem Staatsanwalt stellen soll. Diese Geschichte würde ihm doch keine Ruhe lassen und sein Leben hinfort verdunkeln. Wenn er in Wirklichkeit auch kein Mörder ist, die Meinung der Leute hat ihn dazu genacht, denn sie weiß nichts von dem unfeindwilligen Schuß.

Hias sadelt nicht länger, sein Entschluß ist gefaßt. Zu der gleichen Nacht kehrt er auf bayerischen Boden zurück, und am nächsten Morgen meldet er sich beim Gendarmenkommandanten.

Der Jochschlägt ihm wieder die Hand auf die Achsel und lacht ihn vergnügt ins Gesicht. „Da haben Sie Maffel gehabt, Buchecker“, sagt er, „wie hatten Ihren Steckbrief schon angemagelt! Nun aber ist alles in Ordnung! Der wirklich Echidne sitzt seit gestern hinter Echloß und Kugel!“

Hias greift sich unsicher an den Schädel, und seine Stimme klingt klein und gepreßt, als er den Kommandanten bittet, ihn Näheres über den Fall zu erzählen. Und Hias erzählt, daß der Mörder in der Person des jüngsten Sohnes vom Karlhanfel-Bauern verhaftet worden ist. Sein umfassendes Gesandnis liegt bereits vor. Wendell hat ihn beim Wäldern gestellt, beide triffen gleichzeitig die Büchse hoch, aber der junge Karlhanfel ist schneller am Hahn gewesen, leider!

Wie man ihm denn so bald auf die Spur gekommen sei, erkundigt sich Hias. Der Beamte zögert mit der Antwort, aber dann entschließt er sich doch dazu: „Sie haben wirklich ein bespiellofes Maffel gehabt, Buchecker! Ein Weibsbild, das nicht genannt sein will, hat den jungen Karlhanfel mit geschwätztem Gesicht erkannt und verraten, um Sie, den Unschuldigen, von Verdacht und Steckbrief zu retten!“

Hias ist von dem Gehörten völlig entsetzt und geht, aufgewühlt bis ins Innerste, seines Weges. Der führt ihn direkt zum Jägerwirt, von dem er überraschend empfangen wird. Sie sprechen sich aus und bezeugen immer wieder das geheimnisvolle Kugelloch auf dem Bildnisse Wendells.

Der Wirt reibt sich die Hände und grinst vor Vergnügen. Hias fährt ihn grüßlich an. Was es denn da zu feiern gibt? Kubitschek, ha—ha, ist heute nicht zu beladigen. Er freut sich, daß die dunstigen Wolkten, die auch über seinem Hause schwebten, vergangen sind. Denn er hat auch mancherlei auf dem Herdholz, das das Tageslicht scheuen muß.

Hias steckt voll zwiespältiger Gefühle. Ist es nun tatsächlich die Kugel des jungen Karlhanfel gewesen, die den Förster getroffen hat? Der war es vielleicht doch seine Freitugl? Dreie Gedanken quälen ihn bestin. Er geht wieder seiner Arbeit nach, aber er ist nicht mehr der alte, unbekümmerte Hias von früher.

So vergehen zwei Monate, und es wird Herbst im Lande. Der Wacholder ist reif geworden, die Brennbeerblätter sind knallig rot und die Karne quitzeln.

Eines Tages legt Hias Art und Säge nieder und läßt sich freigegeben. Er muß schnell in die Stadt, er hat dort dringend zu tun. Niemand erfährt von dem Zweck seiner Reise.





An der Quelle

Carl Spitzweg †

Es ist der Termin, wo über den jungen Karlhanfel das Urteil gesprochen wird. Der kleine Gerichtssaal ist bis zum Bersten gefüllt. Der Staatsanwalt dominiert. Der Angeklagte gibt alles zu. Der Verteidiger spricht nur kurz. Der Fall liegt klar. Die Gerechtigkeit nimmt ihren Lauf. Der Hohe Gerichtshof zieht sich zurück zur Beratung. Dann wird das Urteil verlesen. Es lautet auf Tod... Keiner hat einen anderen Ausfall zu hoffen gewagt.

Da geschieht eine Genation. Hias springt über die Barriere, tritt neben den Angeklagten und beginnt fliegenden Athens und unter höchster Erregung aller Zuhörer in drastischen Worten sein Abenteuer mit der Freitugel in Kubitscheks Wirtstube zu schildern. Niemand unterbricht seine Rede. Seine Darlegungen sind jachlich und süßhalbig. Er schließt mit der Wendung, daß der Angeklagte vielleicht ein Unschuldiger ist. Die Freitugel könne ebenso gut die tödliche gewesen sein!

Die Verhandlung wird unterbrochen und der Gerichtssaal unter großem Lärm getäumt. Hias wird in Obervahrsam genommen.

Am folgenden Tage bereits ist die Mordekommision unterwegs. Hias hat unter Verwahrung den Rest seiner Freitugeln beizubringen und dann beim Jägerwirt einzutreffen. Kubitschek und die Mago machen ihre Aussagen. Hias muß eine neue Freitugel aufsehen. Es wird alles rekonstruiert. Jedoch der Kommissar und die Sachverständigen konnten gar bald zu der Überzeugung, daß die Freitugel den Förster, obschon er in der Nähe der Kniepe war, unmöglich erreichen konnte, Zeit und Schussrichtung stimmen zwar mit den Tatsachen bedenklich überein, aber die Entfernung zwischen Abjuch und Wendell ist viel zu groß gewesen. Sie beträgt 3400 Meter.

Es wird eigens die Tragweite des gebrauchten Gewehrs festgestellt. Sie beträgt 900 Meter. Damit gibt die Kommission die Nachforschungen in dieser Richtung auf. Hias wird wieder auf freien Fuß gesetzt und erhält eine ernsthafte Warnung. Der Unfuss mit den Freitugeln müsse in Zukunft aufhören. Wildern ist ihm nicht nachzuweisen, jedoch das Gewehr und der Rest der Freitugeln wird konfisziert.

Um vollkommen sicher zu gehen, wurde die Kugel, die Wendell den

Tod beachte, mit den Freitageln verglichen. Der Gerichtsschreiber stellt fest, daß die Freitageln frei von Jinn sind, während die irdische Kugel solches enthält.

Hiermit ist das Todesurteil für den jungen Karlhanfel rechtskräftig geworden. Hias und seine Freitageln indessen sind noch lange im Gerede sämtlicher Wirtschaften des weiten Berglandes. Und wenn Hias sich zu weilen bewegen läßt, die ganze Geschichte selbst zu erzählen, so trumpft

er jeweils mit der Behauptung auf, daß jede Freitagel ins Schwarze trifft, und wenn es in diesem Falle nicht ausgerechnet ins Försterbildnis gewesen wäre, so würde Wendell noch heute herumspazieren, aller Karlhanfel und Wälderer zum Trost!

Feststeht (auch das Gericht erstörte diese merkwürdige Übereinstimmung, daß Wendell an der linken Schläfe getroffen wurde und daß sein Bildnis genau an der gleichen Stelle durchlöchert ist).

NACH GESETZ UND RECHT!

Eine alte Kantorengeschichte

Kantor Schmittmann, der vor ungefähr hundert Jahren in einem wolddichten Dörfchen amirierte, war nicht nur als gerechter, sondern — und das soll für die damalige Zeit viel heißen — als gütiger Schulmeister bekannt. Er kannte die Kinderherzen in und auswendig, und hatte dabei nicht vergessen, daß er auch einmal Kind und sogar einmal Junge gewesen war; und darum war ihm die manchmal doch auch recht ungerechte drakonische Strenge bei der üblichen Schulerziehung und bei mancherlei anderen Fällen recht wider sein Gewissen, zumal dann, wenn er von Schülern wegen aus die Exekutive für außerhalb der Schule vergangener Vergehen der Schuljugend ausüben sollte, wie ihm das nach dem Rechtspruch von Gemeinderat oder Schulvorstand oder sonst einer ihm als ihm übergebenen betretenden Stelle aufgegeben wurde.

Nun war ihm wiederum die Bestrafung von vier seiner Schulkinder aufgegeben worden, weil sie sich — das „Holzfeuers“ schuldig gemacht hatten. Und das „Verbrechen“ hatte sich also zugegetragen. So waren die Kinder armer Eltern, die an Holzungen fleißig in die staatlischen oder auch herrschaftlichen Wälder geschickt wurden, um dem für den Winter nötigen Holzbedarf möglichst reichlich aufzuhelfen. Bei dieser Gelegenheit hatten sich die Jungen einige starke Haselstöcke abgeschnitten, um sich daraus Klöße biegen zu machen. Aber — da das nicht gescheit war, war das „Holzfeuers“. Und zum Unglück hatte sie auch der Förster erwisch. Denn der sahnderte mit allen Mitteln nach Holzdieben und Holzfeuers, um sie zur Anzeige zu bringen. Denn nach dem um 1840 bestehenden Gesetz stand ihm von allen wegen Holzvergehens erteilten Strafen der vierte Teil als Aufseherung seines auch nicht hohen Gehaltes zu. Es war also kein Wunder, daß er streng bis zur Härte war. So hatte er auch diese Sünder erwisch und angezeigt, es war auch eine Geldstrafe für die Eltern angesetzt worden, die aber nicht einzutreiben war, da so sich um ausgeprochen „armes Volk“ handelte. Nun wurde von der Behörde der Kantor Schmittmann angewiesen, eine angemessene Schulstrafe zu verhängen, worunter kann selbstverständlich eine Klauen umgehämmter Ahse zu verstehen war.

Was wollte der alte, gütige Kantor tun, auch wenn ihm die Jungen, deren Verhalten ja gar kein „Feuers“ war und das er recht gut

verstand, als diese Exekution vollziehen? Also kann er dem Auftrag nach. Er lud für einen bestimmten Tag Gemeinderat, Ortschulvorstand und Förster ein, um der Strafmaßnahme durch eine gewisse Feierlichkeit auch den nötigen Nachdruck zu geben. Nachdem alle Maß genommen hatten, wurden die vier armen Sünder, die ob der großen Aufmachung schon ganz in Tränen und Scham zerfloßen, vor das Pult gestellt, und unter der Aufmerksamkeit aller Kinder und der anwesenden Erwachsenen begann Kantor Schmittmann die Exekution mit einer eindrucksvollen Rede.

Er sprach in feierlichem Tone: „Diese vier vor mir stehenden Buben sollen wegen Holzfeuers bestraft werden. Sie haben das Gesetz übertreten, indem sie beim Holzgammeln einige feierliche Stöcke missabgeschnitten haben, um sich Schiefelbogen daraus zu machen. Das ist verboten. Und der Herr Förster hat die Sünder bei der Revue der Holzbinden entdeckt (Zusammann des Försters!) und die Jungen zur verdienten Bestrafung zur Anzeige gebracht (wiederholtes Nicken des Försters!), damit die „Holzfeuers“ (hier bekam die Stimme des alten Kantors doch einen etwas seltsamen

Klang) nicht überhandnehmen. (Allgemeine Zustimmung!) Da nun die Kinder über kein selbstverdienendes Geld verfügen, die Eltern aber auch zu arm sind, um die ausgeworfene Geldstrafe zu bezahlen, bin ich beauftragt worden, eine angemessene Strafe über die „Holzfeuers“ zu verhängen. (Wiederum allgemeine Kopfnicken und Zustimmung!) Um der Gerechtigkeit völlige Genüge zu tun, wollen wir nach Gesetz und Recht diese Strafe vollziehen. (Zustimmung allerseits, lebhafteste Zustimmung des Försters!) Ich verurteile also jeden der vier Holzfeuers zu zwölf Hieben über den hier (damit verbunden eine bezeichnende Handbewegung) bereitstehenden Eschl. (Lautes Aufheulen der Sünder, ängstliches Drinschauen und beäugelndes Weinen der andern Kinder, erste, wichtige Zustimmung der Erwachsenen, feierliche Bekundung des Försters!) Vier mal zwölf ist achtundvierzig. Da nun aber das Gesetz also lautet: (und hier hebt der alte Kantor Schmittmann bedeutungsvoll seine Stimme) Von den wegen Holzfeuers verhängten Strafen steht dem Förster der vierte Teil zu!, muß auch hier der Herr Förster den vierten Teil (die Köpfe der Anwesenden heben sich immer mehr, die Augen werden immer größer, der Förster bläht geradezu entseht) von Gesetzes wegen ausgezahlt bekommen. Der vierte Teil von achtundvierzig Hieben sind zwölf Hiebe. Und da nun der Herr Förster dem Straffußble am nächsten sitzt, so bitte ich ihn, sich zuerst überlegen, um den ihm zukommenden Teil der verhängten Strafe in Empfang zu nehmen.“ Dazu einladende Bewegung des Kantors nach dem Straffußble hin und energisches Greifen nach dem guten Haselstüßbüchlein. Der Förster ist erst einen Augenblick starr, dann springt er angelehnt der Einladung entseht hoch, ein zweiter Sprung bringt ihn zur Tür, und im Hinauswollen schreit er: „Ich verzichte, Herr Kantor!“ Und wird nicht mehr gesehen.

Die „armen Sünder“ getrauen sich kaum auszublicken, als Kantor Schmittmann fortfährt: „Da ich die Strafe dem Buchstaben des Gesetzes nach nun nicht ausführen kann, da der Herr Förster auf seinen Anteil verzichtet hat, so verzichte ich auch — auf weitere Ausföhrung.“

Die Kinder und Erwachsenen glauben erst, nicht richtig gehört zu haben. Als aber der Kantor das Eschllein mit einem verächtlichen Wackeln beiseite legt, da atmen zunächst die „vier



Vignette J. Mannhart



Auf dem Feld

Paul Brachetti

Sünde" auf. Die anderen Kinder aber zuckten freudig empor. Und nun — hat auch der Gemeinderat und Schulvorstand begriffen. Schmunzelnd stehen sie auf, nachdem sie die Lehre erkannten, die der alte Kantor Schmittmann dem allzu sträflich vorhabenden Pfarrer erteilt hat. Und einer von ihnen, dem schon lange diese

Methode wider den Etzich gegangen ist, klopfte dem alten Manne auf die Schulter mit den Worten: „Herr Kantor, das hamie gut gemacht!“ Der aber weist mit seiner besondern Art diesen Lobspruch zurück, indem er jede weitere Rede abschneidet durch den kurzen Satz: „Geseh ist Geseh!“

Aber das ganze Dorf, vom Schuljungen bis zum Gemeindevorsteher, hat die Lehre seines alten, gütigen Kantors lange nicht vergessen. Und die beiden Sätze: „Herr Kantor, das hamie gut gemacht!“ und „Geseh ist Geseh!“ sind noch lange geflügelte Worte geblieben.

B. W. K.

MINIATUREN

Überzeugende Darstellung

Begas hatte einen Auftrag übernommen, der ihn gar nicht bezaugte. Ein reicher Mäzen hatte bei ihm eine Plastik bestellt: Polosphem, der seinen Nebenbuhler Ais mit einem Felsblock zerhackt. Entweder fand Begas das Motiv unästhetisch, oder er hatte nicht den zwingenden Einsatz für dessen Gestaltung, jedenfalls verschob er die Arbeit von Monat zu Monat. Der Auftraggeber kam ab und zu ins Atelier und wurde regelmäßig verteidigt: „Ab morgen wird daran gearbeitet, Herr X.“ Aber als Herr X. eines Tages wieder erschien, sichtlich ungehalten, denn er hatte Begas auf das bestellte Werk einen beträchtlichen Vorschuß gegeben, mußte etwas geschehen. Begas führte also seinen Mäzen mit überlegener Gebärde in eine Ecke des Ateliers, wo ein mächtiger roter Marmorblock lag: „Da ist das Werk!“ erklärte er stolz.

Der Auftraggeber hauchte: „Ehön“, meinte er endlich, „das ist der Felsblock. Aber wo ist Ais?“

„Ja, unter dem Fels natürlich! Der Block hat ihn doch zerhackt!“ „Ja, aber wo ist denn Polosphem?“

„Na, hören Sie! Der wird sich schon hüten, nach solcher Gesichtsidee dazukommen!“

H. M.

Der Hut und der Kopf

Ein Gelehrter wohnte bei einem Hutmacher in Mütze. Der Vermietter war sehr eingebildet und fand es nicht einmal der Mühe wert, den Gelehrten zuerst zu grüßen.

Einst machte ihm der Gelehrte über sein arrogantes Benehmen Bemerkungen.

Der Hutmacher meinte: „Wie können Sie so zu mir sprechen, ich bin doch meine Hüte in der halben Stadt bekannt.“

„Das kann schon stimmen, Sie sind durch Ihre Hüte in der halben Stadt bekannt, ich aber bin durch meinen Kopf in der halben Welt bekannt.“

A. K.

Auch die Macht des Papstes hat Grenzen

Als Michel Angelo sein Kesselfalbd „Das Jüngste Gericht“ malte, gab er einem der Verdammten die nicht zu verkennenden Züge eines übel beleumundeten Kardinals. Dieser geriet darüber außer sich und erhob Beleidigungssklagen bei Papst Clemens VII. Doch dieser wies ihn mit den Worten ab: „Ich kann wohl aus dem Heggeseuer, aber nicht aus der Hölle erlösen!“

W.

O, nein!

Ein Fremder kam gerade am Sterbetag Friedrichs des Großen nach Berlin und fand die ganze Stadt in Aufregung. Hierüber erstaunt, fragte er einen Vorübergehenden: „Was ist geschehen? Ist irgendwo Großfeuer ausgebrochen?“ — „O, nein!“ antwortete der Mann. „Es ist ein großes Feuer erloschen!“

W.

Ein teurer Preis

Nicht lange nach der Schlacht bei Belle-Alliance (von den Engländern bei Waterloo genannt), wo Napoleons Stern erlosch, erblickte ein Franzose auf der Brust eines britischen Soldaten die Waterloo-Medaille. Spöttisch äußerte er: „Wenn das der Lohn für deine Tapferkeit ist, so muß ich sagen, daß deine Regierung sich nicht sonderlich angestrengt hat. Ich taxiere das Ding auf höchstens drei Franken.“ — „Du irrst“, antwortete der Soldat. „Die Medaille kostete einen Napoleon! Wenn auch nicht meiner Regierung, so doch auch Franzosen!“

W.

Viele für keinen

Nach der Besetzung Dresdens durch Friedrich den Großen wurde das Haus des sächsischen Staatsministers Graf v. Brühl in ein Wacht haus umgewandelt. In der Garderobe des Grafen fand man unter anderem eine ganze Kammer voll Perücken. Als Friedrich in diese Kammer trat, rief er: „Wieviel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat!“

Ein boshafter Rat

Bei einer Hofafel ärgerte es den Prinzen La Roche, daß sein Nachbar nicht nur äußerst einfältig und geschwätzig war, sondern dazu auch noch alles, was er sagte, mit ausgedinglichen Handbewegungen unterstrich. Schließlich sagte er kurz zu ihm: „Halten Sie doch Ihre Hände ruhig!“ — „Ich weiß nicht, wohin ich sie legen soll“, erwiderte der Zutischgewürstene. „Wie sehen so aus.“ — „Legen Sie sie auf Ihren Mund!“ rief ihm der Prinz.

W.



Die Dreschmaschine

Albert Burkart



Oberwiesenfeld b. München

Hermann Meyrhofer-Passau

Die Buchhorner empfangen Kaiserbesuch

Von Karl Gideon Jössels

Vor mehr als 500 Jahren, als der Boden-
fester ein Brennpunkt abendkündlicher Politik
war und an seinen Gefilden Weltgeschichte
gemacht wurde, wollte der deutsche Kaiser
Ecksmund zu Konstanz anlässlich des Konzils.
Er bejahte sich darauf, daß nicht allzuweit ab
seiner treuen Stadt Buchhorn liege, und er
beschloß, ihr seinen Besuch abzusagen. Das
tat er den Buchhornern durch einen Herald
tand.

Die Buchhornner waren hoch erfreut, als sie
erfuhr, daß sie der Kaiser mit einem Besuch
beehren. Wer Geld hatte, ließ noch rasch sein
Haus frisch verputzen, und wer keines hatte,
riß wenigstens die Fensterläden blank. Die
Bäuerlein machten gute Gesichter durch den
Verkauf von Blumen. Die Männer holten
Zammengrün aus dem Gezeild und die Mäd-
chen flechten Girlanden in solcher Menge, daß
damit ganz Buchhorn decimal hätte umwin-
den werden können.

Der Bürgermeister und seine Ratsberren
aber sagten im Rathhaus mit heißen Köpfen.
Sie waren vor die nicht ganz leichte Aufgabe
gestellt, ihren kaiserlichen Herrn würdig zu
empfangen. Zusammen setzten sie die Rede
auf, die der Bürgermeister zu halten hatte.
Sie berieten, wieviel Gänge sie dem Kaiser

zum Festmahl versehen sollten. Nur in einem
Kamen sie lange Zeit nicht überein. Woher sie
die vielen roten Tücher aus Seide und Samt
nehmen sollten, die nötig waren, um den Weg
des Kaisers vom Landungsteg nach dem Rat-

Heimweh nach dem Lager

*Einst waren wir Arbeitssoldaten
und trugen das graue Gewand.
Wir dienten mit Hacke und Spaten,
und sommerlich blühte das Land.*

*Da reifte das Korn auf den Feldern,
die wogende Wiese war bunt,
Wir schafften in rauschenden Wäldern,
wir schafften auf steinigem Grund.*

*Wie helle die Augen uns blinkten!
Da wuchs uns lebendiges Mark.
Wie frühlich die Mädchen uns winkten!
Da waren wir glühend und stark!*

*Nun halten uns Städte gefangen
und zehren mit grauer Gewalt.
Und was wir in Sommerzeit sangen,
ist lange, schon lange verhallt.*

Gottfried Lochmann

haus zu belegen. Denn darüber waren sich
Bürgermeister und Rat einig: der kaiserliche
Fuß durfte den preisen Buchhorn Boden
nicht betreten. In Konstanz und Meersburg
war der Kaiser über roten Samt und rote
Seide gegangen. Da durfte Buchhorn nicht
nachstehen. Woher aber Samt und Seide
nehmen und nicht stehlen? Die Stadtkasse
konnte eine solche Ausgabe nicht vertragen und
außerdem waren in ganz Buchhorn nicht so
viel Stoffe aufzutreiben, wie benötigt wurden.

Nach langen Hin- und Herberaten hatte
einer der jüngeren Ratsberren einen schöpfer-
ischen Gedanken. Er sagte: „Könntet mir die
Eich net so mache, das mit nur zwei Zuecher,
eins aus Sammet unds andere aus Seide
aschaffen? Wenn der Kaiser übers eine gschritte
sicht unds weite betrete hor, nehmet vier Rats-
berren das hintere Tuch auf und betretet halt
schnell wieder vorna aus!“

Über diesen Einfall war der Hohe Rat der
Stadt Buchhorn sehr beglückt und er beschloß
einstimmig, daß die Sache also gehandhabt
werden solle. Nur der Bürgermeister als der
weisgebendste Mann von Buchhorn schüttelte
bedenklich den Kopf. Ihm erschien der Beschluß
seines Rates als eine revolutionäre Neuerung
auf dem Gebiete des Kaiserempfangs und er

gab mir deshalb seine Zustimmung, weil er nicht Besseres vorschlagen hatte. Er sagte die künfte Abnung seiner bürgermeisterlichen Seele in die recht schwelbischen Worte zusammen: „Wenn der Kaiser dabei no net aufd Eou kommt, dan sichts nit alles recht!“ Und dann reagab er sich ins Schicksal.

Am andern Tag kam dann der Kaiser Ezigimund mit großem Gefolge auf einen Schiff an. Er schrit über die beiden roten Lächer vor, erhaben Hauptes, wie den nur ein Kaiser schreiten kann. Die vier Ratsherren, welche die beiden Lächer bedienten, hatten alle Hände voll zu tun, um das sedene Tuch jeweils hinter den Kaiser wegzunehmen und wieder rechtzeitig vor ihm auszubreiten, während er über das samtene schritt und unangelehrt. Der Schwelb ließ ihnen in Strömen von den Etinnen und sie waren der Meinung, daß so ein Kaiserbesuch eine höchst anstrengende Abnung sei.

Und dann ereignete sich das Unglück. In der Höhe des Gesichts hob einer der Ratsherren das samtene Tuch auf, noch ebe Ezigimund das sedene ganz betreten hatte. Die kaiserlichen Reine gerieten in Verwirrung und verwirbelten sich mit dem Stoff, so daß der hohe Herr der Länge lang auf den Boden fiel. In diesem peinlichen Augenblick reagirte Verwirrung der Bürgermeister. Er schrie: „Nan i net glagt, daß der Kaiser dabei aufd Eou komme wärd?“ und während die ersteksten Ratsherren dem kaiserlichen Gebieter aufstoben, ranste sich das Stadtoberhaupt die gestäubten Haare.

Der Ausbruch des Bürgermeisters übergens hat damals die Stadt Buchhorn vor einem empfindlichen Unheil bewahrt. Als Kaiser Ezigimund stolperte, keimte ein verständlicher Groll in seinem Herzen auf und er beschloß während des Fallens in Blüseschnelle, die Ungeheßlichkeit der Ratsherren mit einer Geldbusse zu ahnden. Doch dann hörte die humorbegabte Majstät die Worte des Bürgermeisters. Und da mußte sie furchbar lachen und war wieder völlig versöhnt mit seiner guten und getreuen Stadt Buchhorn.

Doch Buchhorn sah nicht nur den Kaiser Ezigimund in seinen Mauern, sondern auch den Kaiser Maximilian I.

Als die Buchhorne erfuhren, daß Maximilian beabsichtige, in Buchhorn anzulegen, wurde für sie die Frage brennend, was sie dem Kaiser schenken könnten. Sie gingen von dem Gesichtspunkt aus, daß die Stadt Buchhorn arm, der Kaiser aber reich sei. Geld wollten sie dem Kaiser nicht anbieten, denn erstens hatten sie keins und zweitens würde das ihn, der ja genug davon hatte, keine besondere Freude bereiten. Silbergeschätze, Bildwerk und Fische botam der kaiserliche Herr in jeder Stadt, also schieden solche Geschenke von seinen Buchhorns aus. Nach langem Überlegen kamen sie auf folgenden Einfall: Sie gruben einen Kirschenbaum aus, der im Garten des Zunftherrmeisters wuchs, und der über und über behangen war mit wundervollen reifen hellroten Glasfrüchten. Dann füllten sie ein Schiff mit Erde und pflanzten den Kirschen-

baum hinein. Damit rüderten sie der kaiserlichen Nacht bis zur Eemitte entgegen.

Als der Kaiser der seltsamen Nacht ansichtig wurde, wunderte er sich zuerst sehr. Er dachte bei sich, daß die Buchhorne wohl verrückt geworden seien. Doch dann ließ er sich herbei, auf das Schiff der Buchhorne hinüberzusteigen. Er ließ sich die Kirschen, die ihm inmitten des Bodensees einladend in den Mund hineinwuchsen, trefflich schmecken. Und als er in Buchhorn angekommen, hatte sich in ihm die Überzeugung gefestigt, daß die Buchhorne wenn auch nicht gerade die Klügsten, so doch die erfindlichsten Untertanen seines weiten Reiches seien.

Die Buchhorne aber hatten erreicht, was sie wollten: Sie hatten dem Kaiser ein Geschenk dargebracht, das sie fast nichts kostete, und sie konnten sich sonnen in der kaiserlichen Huld, die Maximilian Zeit seines Lebens über seine gute und getreue Stadt Buchhorn ausgoß.

Auch Kaiser Friedrich III. stattete Buchhorn einen Besuch ab, als er nach seinem Zug ins Welschland über die Alpen zurückkehrte. Der kaiserliche Herr ließ lange auf sich warten.

Er hatte sich für den Vormittag angefragt, nachmittags um vier Uhe war er aber immer noch nicht da. Der Bürgermeister und der Buchhorne Stadtrat waren die ganze Zeit über in der prallen Sonnenhitze eines herrlichen Sommertags auf dem Landungssteg gestanden. Schließlich wurde ihnen das Warten zu dumm. Sie folgten der Einladung des Ratsherren Etälin, der sie aufforderte, mit in seine Wohnung zu kommen, wo er ihnen eine erstklassige und kühl gelagerte Kollennmilch (saure Milch) vorsetzen könne. Am Landungssteg liefen sie den Ratsdiener zurück. Der solle ihnen melden, wenn der Kaiser ankomme.

Gerade als der Bürgermeister und seine Ratsherren im schönsten Zuge waren, die Kollennmilch, die über jedes Lob erhaben war, zu verdürken, kam der Ratsdiener angerannt. Er meldete nicht, daß des Kaisers Schiff in Sicht gekommen sei, sondern daß der Kaiser bereits im Rathaus sitze und einen gewaltigen Zorn habe, weil man ihn nicht gebührend empfangen hätte. Dem Bürgermeister und seinen Ratgesährten blieb keine Zeit mehr, zu untersuchen, ob der Ratsdiener oder sonstwer das Unglück verschuldet habe. Sie rannten



Bäuerin a. d. Chiemgau

Erich Wilke



Das Feuer

R. Kriesch

durch die Straßen der Stadt Buchhorn mit wehenden Rockschößen wie Beseffene. Im Rathaus warfen sie sich dann dem wartenden Kaiser zu Füßen.

Die wundernten sich aber nicht wenig, als Kaiser Friedrich statt in das veranlagte Donnerwetter in ein unbändiges Gelächter aus-

brach, als er endlich Bürgermeister und Rat zu Gesicht bekam. In der Eile nämlich hatten die Buchherner Herren vergessen, sich den Mund zu waschen. Ihre Härte, die nach der Eile der damaligen Zeit so lang waren, als es ihnen die Natur gestattete, hängen voll mit den Knollen der erstklassigen und kühl ge-

lagerten, über jedes Lob erhabenen und vom Naisberrn Estlin kredenzten Knollenmilch.

Der Kaiser nannte von nun an die Naisberrn von Buchhorn nur noch seine „lieben Cauermlachbärte“. Und die Buchherner hatten Mühe, diesen Epithetnamen im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte wieder loszuwerden.

DER BESCHÄMTE CLOWN

Von Anton Sailer

Jüngst in der Provinz hatte der Chef einer Zirkusanstalt den Gedanken gefaßt, mit seinen Kranken das Experiment einer Varietéeinstellung zu machen. Da er eine Kapazität war, gelang es ihm, einem hochberühmten Clown dafür zu gewinnen. Der Clown kam mit wenig Gepäck und viel Teara; Reporter und Photographen mit Willkühe und Geheimkameras waren in seinem Gefolge.

Die Kranken wurden in einen Saal geführt; die Armen wußten noch gar nicht, welches Glück ihnen bevorstand, sie kamen unruhig und mißgelaunt. Sie knurrten und maunzten ob der ungewohnten Störung, aber schließlich saßen sie eben doch, mit gebüschelten Haaren und gewaschenen Händen, wie artige Kinder da. Am Ende des Saales war eine Bühne aufgebaut und rechts und links davon standen Tische für die Ärzte, die Honorationen des Ortes und für die Journalisten. Man setzte sich langsam und feierlich, doch der Clown war noch nicht fertig. Man wartete und wartete, bis schließlich Rufe scharten und Stühle ruckten. Die Kranken wurden zusehends unruhiger und langsam veränderte sich alles: über ihr Gesicht begann das Lachen zu ziehen — einige niederten ganz leise, andere wiegten in seltsamer Weise die Köpfe, wisperten oder tappten mit den Händen in die Luft. Es war wie ein Wölflin zuvor, aber das Wölflin wurde mit unheimlicher Schnelligkeit größer und plötzlich lagerte ein schwebendes Gewitter über allen. Das Gewitter des Wahnsinns trat auf, was sich zusammen; mit überreichten Gehirnstrahlungen geladene Luft ballte sich in brockende, kompakte Form. Erhöht sich um die Köpfe der Journalisten und die einen wurden bleich, die andern bekamen rote Nasen. Es waren sensible Menschen, zugänglich für alle Ehrenruffe eines Raubmordes, empfänglich für das Grauen jeglicher Katastrophe, und jetzt saßen diese Nervenbündel in dem Herzentempel des Anstaltsaals, umgeben von Geisteskranken menschlichen Seins. Der Chefarzt beobachtete sie gespannt, mit heimlicher Schaden und offener Herzberührung. Die Epiken seines mächtigen Bartes wirkten wie Antennen und Sensibilisationen zugleich. Er strich mit der Hand bedächtig durch und funken sprangen, magnetische Strömungen flossen hin zu, starke elektrische Wellen zuckten ab. Er beobachtete die Situation. Wer? Der Bart oder sein Besitzer? Man wußte es nicht. — Plötzlich dann

stand auf der Bühne der Clown und warf sein klassisch berühmtes „Hihi“ in den Saal. Er lauschte im Kreise, fiel hin und cappelte sich wieder auf; schob langsam seine Pein ab, jede einzelne von einem „Hihi“ begleitet. Der Chefarzt wandte sich verächtlich ab, er konnte dem Mann nicht die leiseste Geistesstörung anmerken. Das war ja eine gänzlich unempfindliche Natur, etwas eingebildet, gewiss, aber Größtenwohl — das war in seiner Anstalt wahrhaftig keine allzu bedeutende Krankheit. Oh! Da hatte er schon bessere, interessantere Fälle! Aufmerksam und zufrieden sah er in den Saal.

Die Kranken benahmen sich sehr merkwürdig, kein einziger lachte. Niemand verzog auch nur eine Miene. Dem Clown brach allmählich der Schweiß aus und er sehte sich zurück in die großen Varietéeallen, in denen eine tausendköpfige Menge normaler Menschen vor seinen Streichen von Luststernen geschüttelt wurde. Bösartige Gesichter glockten hier zu hin heraus und auf einmal lachte irgendwer in Saal ein teuflisches „Hihi!“ Der Clown erschrak derart, daß er unbeweglich in die Ecke flüchtete, aus der dieses böhmische Echo gekommen war. Wer hat hier „Hihi“ gerufen? Wer redetst du, den Hochberühmten nachzuahmen? Man sollte denken, daß das ganze Publikum sich auf ihn stürzen würde, wie ein Mann — aber nein! Nichts dergleichen geschah; hier war alles anders. Alles lachte, bewundernd und laut.

Alles dreht sich in Dankbarkeit nach jenem freien Stößenried und derselbe sieht da und merkt noch einmal „Hihi!“ Es muß gar köstlich klingen, denn der Beifall ist enorm. Der Chefarzt winkt die drohenden Wätersäule zurück, ab! — Der Abend ist zu interessant und außerordentlich gut von Herzen gegen der Presse eine Entlastung. Und wie sich dieselbe darauf stürzt! Im Augenblick ist der Clown total vergessen, alle flarren in die Ecke, anscheinend ist dort einer, der noch besser „Hihi“ sagen kann. Schon trattert die Kamera, der Glühlicht wird wegen in alle Zeitungen kommen! Der Clown macht einen schwachen Versuch, seine Position zu retten, doch sein Hihi ist schädlichen geworden und fällt zu einem häßlichen Wackeln aus. Sein darauffolgendes Schwanken aber geht vollständig unter in einer prallenden Lache aus Speit und Hehen.

(fortsetzung S. 414)

Der Fortschritt

Anton Leidl



(Bilder ohne Worte)

Immer derselbe

Ein junger Mann hat bei einem Krämer, während dieser hinter dem Ladentisch steht, um die Hand seiner Tochter angehalten, weiß aber nicht recht, ob er eine zugehörige Antwort bekommen hat. Um sicher zu gehen, fragt er beim Abschied:

„Also nicht wahr, ich kann Ihre Tochter haben?“

„Aber gewiss!“ antwortete der Krämer. „Soll ich Sie Ihnen einwickeln?“

O, diese Männer

„Neder muß ich die mitteilen, daß aus unserer Heirat nichts werden kann. Du hast mich nur gefragt, daß du Witwe bist, aber deine sieben Kinder hast du nie verschwiegen.“

„Es ist doch immer dasselbe! Vor der Kleinsten Unbequemlichkeit schreckt ihr Männer zurück.“

Liebe Jugend!

Die Schüler müssen einen Aufsatz über Goethes „Faust“ schreiben. Ein Schüler, dessen untelegraphisches, fischerhaftes Wesen auch den Professoren unwillkürlich bekannt war, führt in dieser Schularbeit — um sein Wissen zu zeigen — sehr viele Zitate aus dem „Faust“ an. Doch sind diese meistens fehlerhaft.

Dem Aufsatz wurde vom Professor folgende Bemerkung beigelegt: Es ist der Mensch, so lang er fischeret.

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bretzelschreiber, der geistreiche und temperamentvolle Konfektier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bündchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG, München
Herrnstraße 10

Übermüdung

„Sagen Sie mir, warum haben Sie denn diese häßliche Witze geheiratet?“

„Ich war des Alleinseins müde!“

„Da müssen Sie aber schon — sehr übermüdet gewesen sein!“

Ja dann!

Gräulein Pegold: „Papa ging ja heute früh so außergewöhnlich vergnügt fort?“

Frau Pegold: „O Gott! Ich habe ganz vergessen, ihn um Geld zu bitten.“

Der Tapfere

Gefängnisgeisteslicher: „Wie konnten Sie nur so leicht der Verführung erliegen! Hätten Sie tapferer gegen den Ansturm gekämpft, so wären Sie jetzt nicht hier.“

Sträfling: „O, Herr Wärter, ich habe mein bestes getan. Zwei Schuhleiste lagen am Boden, und die anderen vier konnten mich kaum zur Wache kriegen.“

Das Mißverständnis

Der Lehrer gibt den Kindern die Aufgabe, ihr Haus zu beschreiben. Alle bezingen die Hausarbeit, nur Kurt nicht. Fragt der Lehrer, was er zu seiner Entschuldigung anzuführen hätte. Antwortet Kurt: „Herr Lehrer, ich wollte gerade dabei sein, das hat mich der Hausmeister gleich verdroschen!“

Aus der Schule

Lehrer: „Also Kinder, von einer Kollision spricht man dann, wenn zwei Dinge unvertauscht zusammenstreffen! Nun ein Beispiel, Max?“

„Zwillinge“, Herr Lehrer!“

Instruktionsstunde

Leutnant: „Wir kommen jetzt zu den verschiedenen Himmelsrichtungen. Wenn ihr mit dem Gesicht nach der aufgehenden Sonne steht, so ist links von euch Norden und rechts Süden. Und was ist hinter die, Müller?“

Soldat Müller: „Mein Leutnant, Herr Leutnant.“

Bringing
You
in

DIE JUGEND

Der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergabe aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG, München 2 NO — Herrnstraße 10

EXAKTA



FÜR SCHWIERIGE
AUFGABEN!



20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG,
München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUF: P. 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 0118



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 100 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.

G. HIRTH Verlag AG, München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beschaffen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postspesen) erleichtert die Bestellung.

G. Hirth Verlag AG, München, Herrnstr. 10

Lesen

Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 RM.

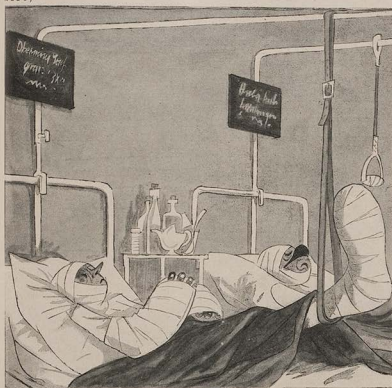
Fischereisport-Verlag
Dr. Hanno Schneider
München NW 2
Karlsruhe 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Gaselstein gebunden auf RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Sie haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



„Sie hatten wohl auch einen Unfall?“
 „Ja... Bruch der Kordanwelle.“
 „Aber... bei mir Bruch mit Frieda.“

PRESSE-SALAT

Die „Vossische Zeitung“ dementiert die Gerüchte über Unfallsicherheit auf der Hochbahn:

„Aus diesem Grunde werden auch die Brücken in erhöhtem Maße überwacht und Rostbildungen in kurzen Zeitabständen vorgenommen.“

Wissen Sie was? Ich fahre von heute ab doch lieber Autobus.

Ersta Mann in einer Plauderei über „Reifen im Auto“:

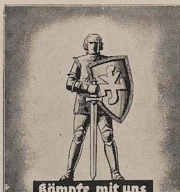
„Wer mit Federhut und großartigem Wagen sich nähert, wird nicht gepflegt, sondern genepft. Chauffeurmäntelchen her, und ein ärmlich flottes Wesen, dann darf man sich in den Garagen mit den Burschen unter den Wagen legen, sie reparieren alles und nehmen noch nicht einmal Geld dafür.“

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die in diesem Fall nicht unbedeutende Reparatur eine ebenso gründliche als nachhaltige sein wird.

Etwas über Menzel

„Wir wissen von Menzel, daß er sich in die geringsten Einzelheiten vertiefte, wenn er den Alten Fratz und seine Soldaten verewigte.“

Daß Menzel Otto Gebühr porträtierte ist uns neu.



**Kämpfe mit uns
für den Sozialismus der Tat
als Mitglied der NS-Volkswohlfahrt**

Aus dem Gerichtssaal

„Die unter Eis gemachten Aussagen einer Dame der höchsten russischen Gesellschaft, die der Verschleppung des Generals Kutepow beige-wohnt haben will, werden angezweifelt.“

Es etwas muß die Polizei ja völlig kalt lassen.

In der „Wogwoche“ liest man:

„Belgiens Halbschwergewichtsmeister Etienne und der deutsche Halbschwergewichtsmeister Pistulla beschlossen den Glanztag im Sportpalast. Ebbe und Flut, gerade so wie im gleichmäßigen Wechsel des Ozeancharakters, lösten einander ab. Bald schäumte Pistulla Wogenprall gegen Etienne, bald raste dessen Sturzsee über Pistulla.“

Wo rebe Kräfte sinnlos walten usw....

Aber einem Besuch in den Kempinski-Kellereien:

„Der Kellner besteht nämlich aus zwei Geschossen, sein unterster Boden lagert auf sumpfigem Boden.“

Das heißt: seine Grundlage ist nur zehnprozentig fest.

Aus einem Prozeßbericht:

„Der als Zeuge vernommene Pfarrer drückte das vor Gericht so aus: Ich sah, wie die Gemeinde hauptsächlich in deren hinterem Teil Unruhe zeigte...“

Auch eine Arbeitsteilung: Gott blüht den Menschen ins Herz, sein Stellvertreter wohnt hin.

Gelegentlich eines Stappellaufes:

„Programmgemäß mittags 1 Uhr setzte das Spiel der Musikkapelle an Bord des Schiffes ein und machte die „Europa“ von dem Columbus-Kai los.“

Das muß die Bläse ein rechtliches Stück Lunge gekostet haben.

Eine Annonce:

„Luxus-Indiana, D-Rad, Berufsfahrer, sucht Partnerin für Seitenswagen zwecks Heirat.“

Für eine bewegte Hochzeitsnacht dürfte hier gefogst sein.

Dem „Berliner Tageblatt“ entnehmen wir:

„Für meine Schwester, 5 Jahre, tadelloser Charakter, suche passenden Lebensgefährten in gesicherter Position.“

Es lebe die Dreißigstehebel!

Und mitten in seine verzeiwende Situation springt eine Patientin, eine amputierte Hysterikerin, raßt auf die Bühne, umhüpft und umgarrt den Unglücklichen. Umgarrt ihn in greifendem Einn, denn mit virtueller Geschicklichkeit zieht sie lange Fäden aus dem Mund, den zur Nervenablenkung ihr gedehnten Kaugummi also zu solch kindischen Lün bezeugend. — — — Man hatte den Eindruck einer Epimide, die ihre Nase spinnst. Und die Epimide zog ihre Fäden um den armen Elveren herum, schamlos mit der linken Hand ihr züchtiges Anstaltstüchchen dabei bebend, so daß wunderbare Beine zum Vorschein kamen. Beine, deren Formen kein unbekannter Baumvollkrumpf vernichten konnte; und der tiefe Daß, mit dem sie ein drohendes Hiß lachte, brach jeden Darm,

riß alle Scheanten nieder. Alle Kranken freilich und versuchten ebenfalls „Hiß“ zu schreien; und — fest ihn an, den Chef! Wie er den Baß sah kralte, wie seine Augen blühten, lachte er nicht auch ein leises, höhnisches „Hiß“?

Kaumam nur wurde der Saal geräumt. Daß niemand gehen wollte, erscheint mir allzu verständlich. Und der Elveren? Seiner triumphierenden Nivalin entgegen, saß er schon lange hinter der Bühne. Seine Nase hing groß und rot zur Erde herab, sein riefenhaltig gekrümmter Mund zeigte ein standardisiertes Grinsen, ein innermühsames Grinsen. Aus zwei erleuchteten Plänkchen rannen Tränen, bahnten wie Flüße sich einen Weg in dieser Landschaft des Lachens, und trotz der dicken Scheante, aus der sie bestand, äßten sie in die darunterliegende Haut tiefe Furchen ein, veränderten sie ihren Träger zu einem alten Mann. Zusammengetauert saß er da, durch die Vansubventrücke eines respektlosen Publikums aus der Bahn geworfen. Da draußen steckten sie jetzt die Köpfe zusammen, er wusch es, ohne es zu sehen. Da draußen wurde ihm ein Stiel gedrückt, trugten Fußfedern seine Schmach auf weißes Papier. Eine sinnlose Wut packte ihn plötzlich gegen diese Leute, die ihn eines Tages in das Licht der Varietébühnen gestellt hatten; die Offenbarungen sahen in seinem albernem „Hiß“, die ihn zum Philosophen und zum Weisen stempelten. Er kam in jene Einnahme, die zum Morde treibt. Unendliche Nachsicht zeigte seine Nerven, entzündete sein Gehirn. Seine solden Muskeln zitterten, wie schlecht getränkter Mördel fied die mühsam angelernte Würde von ihm ab. — Wie schön war die kleine Verstandstheorie gewesen, wie wohl hatte er sich dort gefühlt. Daß er damals neidisch auf die Programme der internationalen Varietés schielte und daß er nur allzu gern das süße Mama schloßte, das später in den morgenschauten Zeitungswiesen auf ihn herabregnete, daran dachte er nicht. Er war einfach nicht mitgenommen mit dem Tempo, in dem sein Ruhm die Welt durchwehte. Von Anfang an hatte er Angst und ein schlechtes Gewissen gehabt, aber später kam die Routine und das Publikum — ach, die guten Leuten! Niemand wollte dann erscheinen und über ihn nicht lachen, niemand wagte es, die abgrundtiefen Weisheiten seines kindischen Spiels zu ignorieren oder gar abzulegen. Aber hier war das Un glaubliche geschehen. Verdrieht, gestörte, Individen hatten für sich den gesunden Menschenverstand in Anspruch genommen und ihn durchfallen lassen! Und die verluste Presse hatte ihn in all das hineingelegt! Sicher sollte er mit einem ähnlichen Verbleibenseffekt, wie er seinerzeit auflebte, jetzt auch wieder verschwinden!

Er weinte nicht mehr, er stand auf und suchte etwas. Etwas zum Zeischnen geeignetes; doch nichts war da, kein Tisch Eisen und kein Stiel. So streifte er bedachtsam seine Arme hinaus, um mit den Fäusten arbeiten zu können; da der Mensch jedoch etwas zum Zeischnen braucht, nahm er seine große Trempe und so ging er hinaus, leise und bedachtsam. Durch einen merkwürdigen Zufall sahen ihn alle zugleich. Alle sahen ein verzeichnetes Gesicht, ein stierotrotes Grinsen, zwei nackte, kräftige Arme und die Trempe, um die sich eine Faust krampte. Aber Einer sah noch mehr — der Ehefart sah zwei kleine behärrige Augen. Sah und begreift. Er verlor seine Zeischnenwart keinen Augenblick, und seine Kaltblütigkeit, die ihn gegenüber den gefährlichsten Tieren noch immer gerettet hatte, beruhigte sich auch hier. Überdies hatte er plötzlich den Elveren gem, denn er konnte ja in dessen Augen einen Schoß konstatieren, der ihn reiß für die Anstalt machte. Also frenzte sich der Arzt und schloß augenblicklich Verbe zu ihm. Er nahm sich vor, der Presse zu sagen, daß er das ganze Experiment als hervorragend gelungen und den Elveren als ein Genie betrachtete. Jetzt, für den Moment aber, stand er auf, trat vor den Mann, der entzückt war, zu sitzen; reichte ihm die Hand und sagte — in jenerwäner Beherrschung der Situation: Ich danke Ihnen, Meister!

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen F. B. Brand. Mit
einem unerschöpflichen Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hiesige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Mafsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verlesenen Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seans Seis Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Serrnstraße 10

Unsere nächste Sondernummer

„100 Jahre Eisenbahn“
gelangt demnächst zur Ausgabe.

Redaktion und Verlag der „JUGEND“

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 Jährl. RM. 3.—, Jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

ANEKDOTEN

Zurückgegeben

Der später so berühmte angewandte englische Politiker und Parlamentarier Edmund Burke arbeitete im Jahre 1761 dem rubinmüchtigen, ehrgeizigen Herzog von Hamilton seine erste Rede im Parlament aus und diente ihm überhaupt als politischer Ratgeber, für welche Gefälligkeit der Herzog seinem jungen Freunde eine jährliche Pension von zweihundert Pfund zahlte.

Eines Tages gerieten indessen die beiden über einen politischen Gegenstand in Streit und Hamilton erlaubte sich in der Hitze des Wortwechsels die unangenehme hochmütige Bemerkung:

„Betrachten Sie nicht, daß ich Sie aus einer Dachstube herunterholte!“

Echlofertig erwiderte Burke mit beifühendem Cartausmus: „Daraus folgt nur, daß ich mich dazu — herabließ, Ihre Bekanntschaft zu machen, die ich bereits als aufgeduldet betrachtete.“

Bei den nächsten Wahlen trat er tatsächlich als Gegner des Herzogs auf, besiegte ihn glänzend in seinem Wahlkreis auf Grund seiner nicht endenden Beredsamkeit und wurde so einer der berühmtesten Parlamentarier, die Englands politische Geschichte überhaupt aufzuweisen hat.

Es wurde eine häßlich-höhnische, bitter tränkende und laktonis verlesende Äußerung die Veranlassung zu seinem Aufstieg. F. S.

König und Milchhändlerin

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ging einmal zu früher Morgenstunde in schlichter Zivilkleidung umweil Cansowatz spazieren, als er von ferne eine Frau bemerkte, welche auf einen Esel, der vor ihrem Milchwagen gespannt war, unbeherrschbar losging. Der König trat näher und befragte sie nach der Ursache ihrer Hektik. Mit Tränen in den Augen antwortete die Frau aus dem Volke aufgeregt:

„Ach du lieber Himmel, ich hab' so große Eile und nun will der dumme störrische Esel nicht. Bin ich aber nicht zur rechten Zeit in Potsdam, so verliere ich alle Kunden. Wenn ich nur jemanden hätte, der den Esel von vorne bei den Ohren fäße; prügle ich ihn dann von hinten, so geht er schon!“

Der Monarch faßte ganz kunsthaft höflichstehend den Esel bei den Ohren, die Frau half nach, der Esel kam in Trab und die Milchhändlerin dankte in überbezüglichen Worten dem gütigen unbekannten Helfer.

Zu Hause erzählte der König seiner Gemahlin von dieser seiner Dienstleistung; die hohe Frau schien indes kein Verfahren nicht ganz zu billigen und äußerte:

„Als Kronprinz, lieber Feig, ging das wohl noch, aber als König...“ „Liebes Kind“, unterbrach sie lächelnd der Fürst, „gerade als König muß ich so manchen Esel fortstellen!“ F. S.

Der Tagelwurm

Wer autot so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der -graf Photo nebst Assistent,
die Kamera im Arm und den Regenschirm.
Sie sind auf der Jagd nach dem Tagelwurm.

„Mein Junge, was machst du fürn dummes Gesicht?“
„Seht Ihr, -graf Photo, den Tagelwurm nicht?“
„Aus aller Welt, jenes gräßliche Tier?“
„Mein Sohn, du bist benebelt vom Mailbobbier.“

„Du lieber Knabe, komm, knipse mich,
und sämtliche Zeitungen drücken dich.
Du wirst durch mein Photo berühmt und bekannt,
zu Wasser, im Abend- und Morgenland.“

„-graf Photo, -graf Photo, und hört Ihr es nicht,
was mir der Tagelwurm alles verspricht?
Seht Ihr — wie er dort im Wurzelwerk grinst?“
„Halte den Schnabel, mein Junge. Du spinnst.“

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Alle Redaktionen dir offen stehn.
Du wirst über Nacht ein prominenter Kerl,
eine große Kanone bei Ullstein und Scherl.“

„-graf Photo, -graf Photo, und seht Ihr nicht dort
des Tagelwurms Junge am düsteren Ort?“
„Sei stille, mein Söhnchen, beruhige dich.“
„Du hast einen mächtigen Tagelwurmsstich.“

„Mein Knab, ich versprech dir das höchste Gehalt,
und knipst du nicht zöglig — so brauch ich Gewalt.“
„-graf Photo, -graf Photo, er hat mich gepackt.“
„Er bindet mich mündlich mit einem Kontrakt.“

Es graust dem -graf Photo. Er steuert geschwind,
mit Vollgas das Auto zu schleudern beginnt.
Er erreicht die Illustrierte mit Mühe und Not. —
Wenn der Tagel noch lebt — dann würgt er sich tot.

Fred Endrikat

Neu!

DEINE KAMERA GENT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?
Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.
Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe kostet sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für die Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, vom Gerhard Isert. Preis 1 Mark.
PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, vom Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bismarck, Budapest, Haida, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

Triftiger Grund

Erich Wilke

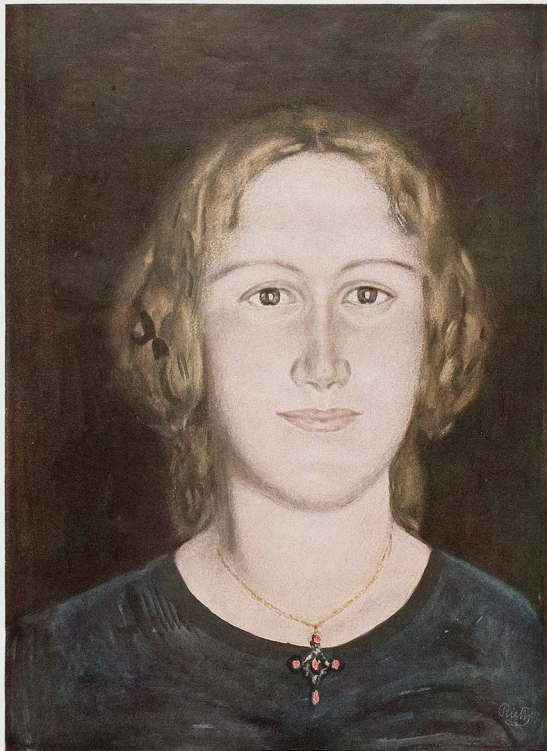


„Vertagen wir, meine Herren! Solange es in Abessinien noch regnet, können wir sowieso keine festen Entschlüsse fassen.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 NR. 27



Bildnis eines jungen Mädchens

Paul Rieth t



Pflingstritt

Philipp Henneberger

Gevatter Tod im Schwarzwald

Freundliche Geschichten vom Sterben

Von Erich Kunter

Vom Sterben wollen die Leute im allgemeinen wenig wissen und zur Unterhaltung auch nicht lesen. In den hier folgenden Geschichten wird der Tod aber nicht als der allseits gefürchtete Senfemann gezeichnet, vor dem jung und alt das Grausen bekommt, sondern es wird gezeigt, daß man mit ihm auch auf gutem Fuße stehen kann. In den alten Schwarzwälder Familien begegnet man dem unvermeidlichen Schlafkapitel im Diesseits auf eine schalksergebene und grusame Weise. Wie wäre sonst die Anekdote von dem geistes Schwaben verständlich, der auf dem Totenbette den Wunsch äußerte, der übliche Leichenschmaus möge noch vor seinem Ableben stattfinden, weil er nicht einsehen könne, warum er bei der zu seinen Ehren veranstalteten Feier nicht mittun solle?! Es geschah nach seinem Willen. Und man erzählt da und dort im Volk noch mit Schmunzeln von dem frühlichen Leichenschmaus, an dem der Beehrte selber stillvergnügt teilnahm, sich dann abends friedlich auf die andere Seite legte und verschied. — Die Schwaben von altem Schrot und Korn fürchten sich keineswegs vor'm Sterben; es gibt für sie wichtigere An-

gelegenheiten im Leben als den Tod. Darum geht es auch manchmal in einem Trauerhause gar nicht so traurig zu, sondern eher fröhlich und unterhaltsam, was man beileibe nicht als Lieb- oder Herzlosigkeit bezeichnen darf. „Epaß muß sein bei der Leich“ (d. h. Beerdigung), sonst geht niemand mit“, heißt ein altes schwäbisches Sprichwort.

Der Abschied

Mit dem Lügelschobauern ist es ein Kreuz! Seit Jahren ist er krank, hat Podagra, Wasser, Puker und sonst alles Leidselzeug im Leibe. Er „kreischelt“ ein bißchen herum, sagt Holz, schaut nach dem Vieh. Kurzum, er taugt auf der Herrgottswelt nichts mehr. Und ein untätiger Mann ist in einer Bauernfamilie eine ängere Plage! als eine Tochter, die ungeschult ins Kinderbett kommt.

In einer wilden Aprilnacht flüht und pfeift der Wind ums Haus; dazwischen hebt ein Hund zum Steinerweiden. Die Bäuerin hebt den Kopf aus den Kissen, während sie gleichzeitig krampfhaft die Decke bis an die Nase raufzieht. „Heech, Bauer, der Tyras heult wider wie

selbstgönal, wo der Lammweier gschtoewen isch, und vor Jahres drei die Gmündelwies-Altäre. Je gleich allweil, jetzt bist du an der Reih! Das Wasser ruckt da ja scho aus Herz wüß!" —

Aber es kam anders, als die Bäuerin dachte. Sie selber lag bald darauf zu Tod darnieder, an Grippe und schwerer Lungenentzündung. Ihrem Mann hingegen ging's unerwartet viel besser; das Wasser war aus seinen Beinen und Lenden gewichen, und er konnte sich wieder ordentlich bewegen. Der Arzt gab der Kranke keine drei Tage mehr zum Leben; sie machte es aber doch noch länger. Das war gerade jetzt, mitten in der Ernte, recht heftig. Denn jemand mußte immer zur Krankenpflege daheimbleiben, und man brauchte doch jede Kraft auf dem Felde draußen dringend nötig. Man mußte sorgen für das Sterbende selbst. Tag und Nacht übte sie sich mit dem Verweis, sie sei schwach daran, warum einer der vielen von wichtiger Arbeit abgelenkt wurde, um bei ihr unnütz herumzusitzen. Im Kreise ihrer Familie setzte sie an einem Abend ihrem Willen durch, niemand solle mehr zu Hause bleiben.

„Aber mochte gahst doch gewiß mit de aus!“ meinte der Bauer zögernd.

„Gell gleich i auf!“ sagte die Sterbende, „doch brauch i dazu keine Hilf!“

Am andern Morgen verabschiedeten sich Mann und Kinder, Knecht und Magd.

„Also naa (dann) komm vollends auch nüber!“ sagte der Mann seufzend und starrte als letzter Blicke, Es war herzlich gut gemeint, und die Frau kam denn auch an diesem Tage wirklich gut und ohne Hilfe „hinüber“!

Die Führe

Abtliche Mühseligkeitsüberlegungen wie die sterbende Bäuerin stellte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Kleinbauer aus dem Sterbegebiet an. Das nächste Pfarrdorf war weit entfernt und also auch der Friedhof. Der Arzt, der zwei- oder dreimal in der Woche den Berg hinaufkroch, meinte, es wäre doch viel besser, wenn der Kranke seine geordnete Pflege im Krankenbause habe. Das hatte Christian Klumpp zuerst stirkte abgelehnt, der Kosten wegen. Dann fing er zu rechnen an, und dabei kam der Hinfälligkeit zu dem Ergebnis, er werde sich besser stehen, im Krankenbause zu sterben als hier oben auf dem Hof. Der Gemeindefleger und der Totengräber vom Pfarrdorf besuchten ihn und erklärten ihm auf sein Befragen: ja, die Kosten für den Transport einer Leiche zu Tal, sechzehn Kilometer weit, wären hoch. Und sie stimmten dem Bauern zu, daß er billiger lebendig hinunterkomme als tot; und das Krankenbause in O. lag nur eine Meile vom Dorf und Friedhof weg.

Nachdem schickte der Bauer zu dem Holzhändler Käbele, seinem „Schuldbau“. „Fürstcht mit ins Tal rob mit dein Karre, Gottlob!“, bat der Bauer. „Brauchstcht net etwa fahre; halt, wennst mit deiner Holzfuhr gahstcht.“

Der „Schuldbau“, gleichaltig mit dem Bauern, nämlich gradaus siebzehn, wollte ein. Er blieb eine Weile am Lager des Kranken, machte Wiße, erzählte die gemeinsamen Erträge aus der Schulzeit und meinte, der Christian wolle ihn und andere mit dem vermeintlichen Sterben wohl nicht zum Narren halten. Ja Posten und lesen Etziden sei er schon in der Schule und überhaupt immer aufgelegt gewesen. — Mit solcherlei Reden wollte der gute Gottlob den Freunde von der Schulbank her die Todesgedanken vertreiben.

Der Tage darauf fuhr Gottlob Käbele mit seinem Leiterwagen vor. Er hatte sechs Kammern Holz geladen, und es war dabei nach menschlichen Ermessen kein Plätzchen zum Transport eines Kranken mehr frei. Aber mit gutem Willen geht alles. Der Dohrbauer wurde auf dem Holsplatz verpackt und auch nicht eben unansehnlich gebettet. —

Mit Ha und Ho, Mütteln und Schütteln knarrte der Wagen den holzigen Waldweg hinunter. Käbele, der einen guten Schluß liebte, machte bei jedem Wirtshaus nach alten Herkommen Raß. Es waren aber insgesamt sechs Wirtshäuser. Der Kranke auf dem Wagen draußen wartete an dem sonnigen Tag gern und geulich, nahm auch je ein Glas voll mit Dant an, das ihm der Gottlob herbeibrachte. Im letzten Wirtshaus dauerte die Eintrike lange, sehr lange, und der Gottlob schwankte, als er sich auf den Weg setzte. Dann ginghab das Unglück. Die Gänge scheuten, das Fuhrwerk stürzte den Abhang hinunter. Der Gottlob lag mit schweren Verletzungen unter dem Wagen, der Kranke

jedoch unverletzt auf moosigem Waldesgrund, in seine Decken gepackt, wie ein Wäffelchen. — Die beiden wurden zwei Stunden später gefunden und ins Krankenbause gebracht. Gottlob starb drei am anderen Tage, nachdem er kurz vorher noch voller Gemüthung schliefestelt hatte: „Hab' mir's doch gleich, daß der Christjan spielt mit wider an Post. Des ischt a Schlaule (= Schlaure, Schlaumeier). Aber wart no, du kommstcht an no drat!“

Christian Klumpp aber genas und kam erst nach zehn Jahren denn!

Das Kind muß einen Vater haben.

Im Weltkrieg. Der Knecht Hannes Blehe und sein Bruder Schorsch mußten am ersten Mobilmachungsstage einrücken. Da blieb nicht mal mehr Zeit zur Verstrauung zwischen Hannes und dem Amale, der Tochter des Wagners Has.

Hannes tröstete sie beim Abschied und sagte, bis Weihnachten wäre er wieder daheim und da täts zum Heirate an no reiche.

Aber Weihnachten kam und Ostern, doch kein Hannes. Und Amale konnte sich des Kindes nicht recht freuen, das sie im Februar zur Welt brachte.

Furchtbar hart traf sie indessen die Vorfchaft, der Hannes sei vermist. Nach Jahr und Tag schrieb ihr sein Bruder, er habe amülich erforscht, daßs Hannes gefallen oder todwund in russische Gefangenschaft geraten sei. Jedemfalls sei er nicht mehr am Leben.

Im Winter 17 kam auch Schorsch Blehe schwerverletzt aus dem Felde zurück. Er hatte einen schlimmen Lungenstich und sichte darin. Kurz vor Kriegsende wurde er nach Hause entlassen, auf eigenen Wunsch; denn, sagte er, sterben könne er auch daheim, und da sei's leichter.

„Amale“, meinte er gleich am ersten Abend nach seiner Rückkehr. „Der Hannes ischt tot. Un in zwei Monet oder drei werd i an bi sei.“

Das war die Vorrede zu dem Verlöblich, das Amale müde sich wegen des Kindes mit ihm trauen lassen. Dann habe der Bub einen ehelichen Namen, und zwar den vom rechten Vater. Denn er, der Schorsch, heiße ja auch Blehe. — Das Amale dankte dem Wackeren mit Tränen in den Augen für seinen Eddemat und versprach sich ihm gern. Die Hochzeit wurde aufs Frühjahr festgesetzt.

Bis dahin wurde jedoch der Schorsch wieder sehr krank und bettlägerig. Der Pfarrer gab ihm die Sterbefassamente und, als der Schorsch sich nach drei Tagen wider Erwarten erholt, nahm der Geistliche die Trauung zwischen Schorsch und dem Amale vor. „Kurios“, murmelte Hochwunden hochpfeifend, „erst den Sterbenden, dann den Trauenden! Das hab' ich noch nicht erlebt!“

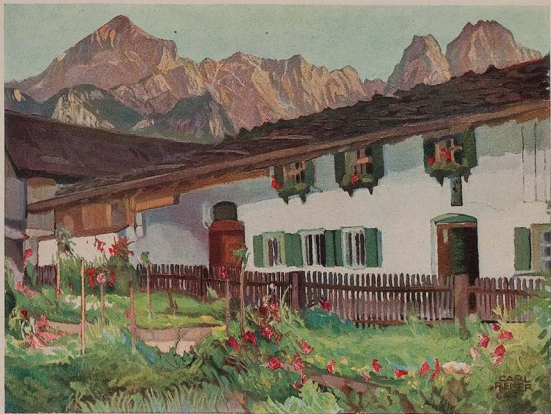
Aber das dicke Ende kam nach. Drei Wochen später tauchte Hannes auf, der Totenglaubte, mit ein wüdriges Gesicht ins eijste Eibirien und in die Schreden des russischen Bürgerkrieges verschlagen hatte. Im ersten, fremden Erkaunen sprang der Kranke vom Lager auf und rief: „Num 1, ni doch gell...; wo kommstcht denn du her?“, den Bekannten schwälzischen Gruß, wenn der württembergische Soldat draußen im Feld seiner Freunde über das Wiedersehen mit einem Kameraden herzlich Ausdruck verlieh. Dann aber legte Schorsch sich hustend wieder hin und kranke sein Kopfbau in Verlegenheit: „Warum bistcht aber an net drei Woche früher komme; da hät's die gang Komede (Komödie) net brauch!“

Hannes war nicht gerade angenehm übertröfcht, als er von dem Geschehenen erfahre, aber er machte nicht viel Worte dravon, sondern ging zur Tagesordnung über; das heiße: an die Arbeit.

Zu allem hin schien sich der Zustand Schorsch's endgültig zu bessern. Er erhob sich und lustwandelte in Wald und Feld. Amale mahte sich auf das gemeinsame Eheleben gefast. — Es war aber nur ein trügerisches Aufblühen der letzten Lebenskräfte des Totkranke gewesen. Bald darauf lagte er sich erneut hin und stand nimmer auf. Eines Nachts ging's mit ihm zu Ende.

„Ha no!“ stoffte die Sterbende und wandte sich ein wenig nach dem Amale um, das zu seinem Haupte saß, „so ischt doch noch gut werde. Jetzt kriegt der Bua eineweg ihr' richtiges Vater!“

„Recht heascht! Der habe Gott bringt allemal alles wider in Dredung“, erwiderte das Amale, das Gesicht von Tränen überflutet, und drückte zwei Minuten später ihrem ersten Manne die Augen zu.



Sommer im Werdenfelser Land

Karl Reiser

Vorsommer

*Der Himmel, knatternd von Wind, hat blaue Wolken geslaggt.
Grün brandet das Feld. Im Boden dröhnt treibender Saft.
Nun steigt der Baum empor, steigt auf in Kraft,
schwingt breites Astwerk aus und packt
tausendzweigig das Blau, herreißend an den Schaft
azurnen Mantel, eng um die Glieder gerafft.*

*Da schwillt nun Korn. Da brechen Blüten aus.
Nun lebt Gestein im wintermüden Haus,
und Gärten stehen plötzlich buntgeziert.
Fruchtregen träufelt herab. Windsegen fällt.
Alles, was sie empfangen, hält
die Erde, bis sie gebiert.*

Wolfram Brockmeier

Aphorismen

Von Johann Friedrich Warkken

Wer seine Natur verleugnet, kann nicht im Leben aufgehen.
Heißes Blut treibt in den Kampf; kaltes Blut führt zum Sieg.

Jede Persönlichkeit, die sich ihrer bewußt ist, kann die allgemeine Anerkennung antreiben.

„Seiner Überzeugung treu bleiben“ heißt sehr oft „sich jeder besseren Einsicht verschließen“.

DIE KUH

Wie hatten eine Kuh. Obwohl sie nur eine Tagelohnerskuh war, ging es ihr gut bei uns und uns ging es dafür auch gut. Ihr Milchscheuern spendete uns süße Milch. In hohen, geraden Milchtöpfen stand sie in Mauerschrank und bildete herrlichen Rahm, aus dem Butterföß stieg nach ausdauerndem Stößen dattergeige Butter, aus Schüsseln düsierte Buttermilch und saure Milch und machte beischidene Kartoffelmahlzeiten reicher. Weißer Käse, mit Schnittlauch gewürzt, wurde von uns eßigerigen Ruben aufs Brot gebäuft. In durchlöchernten, auf kurzen Füßchen ruhenden Käsetöpfen reiste Kümmel-Handkäse oder saunt appetitlich aus Eimertöpfen des eingemauerten Speiseschrankes.

All das stammte aus dem prallen Euter unserer Kuh. Wie fütterten sie aber auch reichlich und sie gab dafür mehr Milch, als wir selbst verbrauchen konnten. So half sie meiner Mutter das Haushaltsgeld und meinem Vater den knappen Tagelohn vergrößern.

Meine Eltern plagten sich sehr für sie und wir Jungen halfen mit, ihren großen Hunger zu befriedigen. Vater oder Mutter — wer eben am ehesten Zeit hatte — ging hinaus, um das an Feldstraßen und Rainen wachsende Gras zu mähen. Wie Jungen rüsten, wenn wir nach ehernem Muß unsere Schulaufgabe gemacht hatten, mit Säcken und einem Zweiräderkarren nach, um das Gras heimzuführen. Von den unbefahrbaren Anhöhen rollten wir es in spielerischer Lust in den Säcken den Abhang hinunter, bis fast an unser Haus.

Was war ein Sad voll Gras für unsere Kuh? Er verhielt sich in einer Mahlzeit in ihren großen Bauch.

Aus dem Futter wurde über die verkaufte Milch mit der Zeit Spargeld. Dieses reichte bald aus, den Handkarren zu einem kleinen Bauernwagen zu verlängern. Die zwei Räder und die Achse des Karrens bildeten das Hinterteil des Wagens; das Vorderteil war neu und mündete in eine Schere aus Eisenrohr für das Stienloch der Kuh.

Sie mußte also nur ihr Futter selbst heimfahren. Als sie das erstmal ins Joch mußte, wußte sie wohl nicht mehr, daß sie — ehe sie zu uns kam — auch Fahrkuh gewesen war. Sie tat ungebärdig und schüttelte ägerlich den Kopf. Da sie jedoch von Natur aus ergebig war, fügte sie sich ins Unvernünftliche. Froh war sie aber, wenn sie wieder ausgespannt wurde. Da schritt sie wie ein Artist über einen schmalen Treppenaßatz aravatisch zum höherliegenden Hof in den Stall. Erst wenn das Joch abgenommen war, schien sie wieder zufrieden.

Bald war sie so gut eingefahren, daß sie mir Kuirpo folgte, ja daß ich mich, auf dem Wagen sitzend, ihrer Wegkenntnis anvertrauen konnte. Sie hieß Bleß und ich war stolz auf sie. Recht selbstbewußt fuhr ich mit meinem Einspännerwagen aufs Feld. Mit einem

Pferde wäre ich natürlich noch stolzer gewesen. Konnte aber Bleß auch nicht in so eleganter Haltung schreiten oder traben wie ein Pferd, so bewies sie doch zuweilen, daß sie Temperament hatte. Einmal, als ich stadtenwärts fuhr — wir wohnten am Rande des Städtchens — ging sie mir durch. Sie lief im Kubtas — Kopf nach unten, Schwanz hoch —, ich ließ hilflos gestikulieren, beinahe weinend vor Zorn, daß sie auf mein Jutrasen nicht hielt. Sie rannte in der Straßennitte und zum Glück und Unglück gab es kein Hindernis. Die Leute lachten mehr, als daß sie sich entsetzten. Schließlich fand sich doch ein Vermittler, der sie auf-

hielt. Da blieb sie einfach stehen, als ob nichts geschehen wäre.

Ich schaute mich meiner Niederlage und sah weder rechts noch links, war doch die Möglichkeit, daß vielleicht der Pfarrer oder Lehrer, die an der Straße wohnten, dieses mehr komische als heldenhafte Abenteuer gesehen haben konnten.

Am liebsten fuhr ich mit Bleß aufs Feld. Dort konnte ich ungeniert mit ihr zärtlich sein. Und zärtliche Anwendungen hatte ich, wenn sie mich mit ihren großen graublauen Augen, aus denen ich widerspiegelt wie ein kleines Kugelnäbchen herausah, treuerherzig anschaute.



Schwabenstädtchen

K. Weinhold-Calw



Landschaft mit See

Adolf Bûger

Da kam es wohl vor, daß ich meine Bude an die ihre legte und ihre Rosenmännchen gab.

Während meine Mutter Futter mähte, suchte Bleß — ausgepannt — sich ergebene Weiden fiede und wenn sie sich sattgefressen hatte, naßte sie mit noch unher und war auch zu Schreien aufgelegt. Sie belustigte sich damit, plötzlich den Kopf herumzuwerfen, wenn ich mich ihr näherte, mit einem linthichen Sprung feldeln zu galoppieren, stehen zu bleiben, weiter zu grasen und rasch wieder wegzuspringen, wenn ich ihr nachgekommen war.

Das Ende war, daß sie dann doch wieder, ihren Wagen ziehend, brav heimzulegen mußte.

Reizend war unsere Kuh, wenn sie ein Kälbchen hatte. Immer wieder ergabte ich mich an der Färllichkeit, mit der sie das tapfere Junge bedachte, bewunderte, wie sie es gegen Juchlingslichkeiten zu beschützen suchte, wie sie es mit Geduld ablebte, während es am Euter hing und ihr gar durch Ungeheßlichkeiten Beschwere machte. Und wenn das Kälbchen wieder in seinen Versälsung gebracht wurde, blifte sie besorgt nach.

Ich erinnere mich noch des schmerzlichen Brüllens, wenn ihr das Kälbchen vom Metzger genommen wurde. Einige Tage und Nächte

An Georg Schwarz

Von Helmut Huber

Ziel eines Zinken Jubelpfeifen
Zwischen sein Windkageiserei?
Spreang vom Mostfäß der Reifen
Keller-grängstigt entzwei,
Bei der Laufe
Als der Vater holte den Krug?

Lieh einer Grille Abendgeziere
Einem Bubengefang den Reim?
Brachte er von einer Bauernliebe
Einem blauen Buckel heim,
Wo kein Gefaule
Er den Büttel prahlend erschlag?

Säht die Mutter hinterm Bunde
Vom „verlorenen Sohn“?
Trägt der Wind mit ihrem Gluche
Auch den Segen mit davon:
Reimere Tage-Dieb,
Der nur Issi und Brese schrieß,
Halt dich dennoch lieb!

dauerte das Jammern der Mutterkuh, bis es verstummte und der Schmerz in Vergessenheit versank. Auch mir stockte der Atem, wenn ich mit anjah, wie das junge ungelente Tier, mit gesperrten Beinen sich an den Boden stemmend und ängstlich blökend, Schritt um Schritt weitergeschoben wurde.

Ich nahm alle Gaben, die uns durch Bleß kamen, als ordnungsmäßig hin und wußte noch nichts von der Abmüßung allen Lebens. Es kam die Zeit, in der meine Mutter zu jammern anfang, daß das Melken sich bald nicht mehr verlöhne. Bleß war alt geworden und bekam kein Kälbchen mehr. Das Futter schlag ihr so gut an, daß sie immer rundlicher wurde.

Händler und Metzger kamen zu uns, aber die Kuh blieb im Stall. Ich freute mich darüber. Mein Vater schäupfte über die angebotenen niedrigen Preise für eine so starke Kuh.

Eines Tages erschien aber der lange, hinkende Metzger, der immer austauchte, wenn eine Hauschlachtung vorgenommen wurde. Von der Treppe aus schaute ich den sonderbaren Vorbereitungen zu, brachte es aber nicht über mich, mich zu entfernen. Nun holte der Vater die Kuh aus dem Stall, sie ließ sich

gedulig führen. Mein Vater hielt an den Hörnern ihre Stiele dem Metzger entgegen. Der hob eine schwere Art und, also deren Rücken auf den Kopf des Tieres niederfaute und dieses mit einem Aufstoßen in die Knie sank, schrie ich in Entsetzen auf, lief in die Küche und botz vornehm mein Gesicht im Schöße meiner Mutter.

Sie streichelte mich und sagte: Dummer Bub!

Ich versteckte mich in der Stube, weinte leise vor mich hin und sagte in den zärtlichen Tönen immer wieder: Meine arme Blü! Meine arme Blü!

Als ich zum Abendessen gerufen wurde, doch es schon nach frischem Fleisch und in der Handplatte bedeckte ein Pfannkuchen. Die Mutter gab jedem einen Teil auf den Teller.

„Was ist das?“ fragte ich mit einem angestrichenen Gesichtsbild auf den strengen Vater.

„Das ist gebaktes Hien“, antwortete mein älterer Bruder, der schon ein großer Junge war und sich über das Kommen und Gehen einer Kreatur keine Gedanken mehr machte.

Ich zitterte und lief aus der Küche und entgegen sonstiger Übung zwang mich mein Vater dreimal nicht zum Essen. Ich durfte, mit einem Butterbrot abgefunden, ins Bett gehen.

Am nächsten Tage wurde meine geschlachtete Blü dem Gemeindefleischer auf allen Nachbarküchen ausgeschickt. Im Keller war eine Fleischbank aufgestellt und die Leute kamen zum Einkauf. Es wurde meine Kuh in alle Richtungen fortgetragen und bald häuften sich in einem großen Teller.

Eine neue Kuh kam in den Stall. Sie stand, wo Blü gestanden hatte, sah ihre Wogen, gab viel Milch. Sie wurde gelobt.

Sie sagte: So gut und brav wie Blü ist sie aber nicht!

Meine Eltern lächelten und gaben mir recht.

Liebe Jugend!

Meine beiden Ältesten, 9 und 8 Jahre alt, unterhielten sich neulich über das Paradies. Das achtjährige Mädchen meinte sehr schon verständlich, daß eben keine Menschen mehr in das Paradies kämen, weil doch die Eva dem Adam den Apfel gegeben hätte, worauf der Junge dann erklärte, daß der Hauptschuldige doch der Adam wäre, weil er so dämlich gewesen wäre, den Apfel zu nehmen. Darauf hörte meine Frau nach einer ganzen Weile den Jungen zu seiner Schwester folgendes sagen:

„Das kann aber doch nicht stimmen, daß keine Menschen mehr ins Paradies kommen, denn der Herr Jesus hat doch den Wabstisch mitgenommen!“ Auf die Frage meiner Frau, wie er denn darauf käme und wo denn der „Wabstisch“ wäre, erklärte er sehr ernsthaft: „Nun, ich habe es doch selbst in Religionsunterricht gehört und auch gelesen, daß der Herr Jesus zu dem Schächer am Kreuz gesagt hat: Wabstisch, wabstisch ich sage dir, heute noch wirst du mit mir ins Paradies sein!“ —

Schützenfest

Von Iosifa Metz

„Bäte schön, was für Emjationen gibt es denn hier in der Stadt?“ fragte ein Fremder auf der Straße einen mitteldeutschen Mittelstätt einen Einheimischen.

„Der Mittel ist mir nicht bekannt“, entgegnete dieser. Da mischte sich ein vorübergehender Mann ein: „Gehe gute, in Kögros Restaurant, und wenn nicht da, sicher im Katseller. Aber passen Sie auf, daß sie auch frisch sind, denn neulich hat sich mal einer dran vergistet.“

Der Fremde lächelte erheitert, denn er war ein Freund unfreiwilliger Reimel. Dann aber fragte er den gerade blickenden Oberkellner des Hotels „Stadtbof“, der gerade, wohl in ähnlicher Erwartung wie der Fremde, nach rechts und links über die Straße ängste, ganz einfach: „Gagen Sie mal, was ist hier in der Stadt los?“ „Schützenfest!“ antwortete latonisch der Serfise. Daraufhin begriff der Fremde den Flögen- und Orlandenschnack, der ihm gleich am Bahnhofs ausgefallen war. „Mein, das meine ich nicht eigentlich, ich möchte wissen.“

„Weiß schon“, nickte der Kellner verständnisvoll, „vielleicht Puhmanns Gala-Elite-Varieté.“ Hierauf gab es einen heftigen Knall, der den Fremden zusammenfahren ließ. „Das ist bloß Schützenfest, aber das Gala-Elite-Varieté ist prima“, preis der Direktkellner an, als ob er etwa eine Kalbunge anpreiße, und verschwand mit der Serfisse Schwere und Sorgenfalten von der Stirn. „Dreimal die Woche frisches Programm!“ fügte er hinzu, indem er entschieden Programm und Menü auf die gleiche Stufe stellte. — „Besonders die schöne Carletta! Ganz ohne! Der Fremde kapierte und beschloß, die vorbeisagende Dame zu befrachten. „Hier links runter, dann rechts über den Platz, schräg vis-à-vis, da sehen Sie so schön: Gala-Elite-Varieté“ — der Fremde empfahl sich lachend.

„Das Schützenfest findet auf der Festwiese statt“, sagte der Schupo, dem der Begnügte sich vertrauensvoll näherte. „Ach so, Sie wollen ins Kavalerisano?“ — „Was ist denn das los?“ forschte der Fremde. „Das ist nämlich geschlossen“, sagte der Schupo.

Die Bollerhöfche ließen die Lust erhitzen. „Jetzt breitet der König das Bredert“, erklärte der Schupo. „Welcher König?“ — „Der Fremde ließ blühend alle Könige im Gehirn reue passieren, die es noch gab. „Ja, der Schützenkönig.“ „So ja.“ — Der Fremde ging in der ihm angewiesenen Richtung dem Gala-Elite-Varieté entgegen. Da es noch zu früh war, lehnte er unterwegs in ein Kaffeehaus ein. „Brot haben wir leider nicht, das Schützenfest... Aber Schillerkuchen sind vorhanden.“ Diese schienen dem Gast nicht zu einem deutschen Festtag zu passen. „Ja, das Schützenfest hat das ganze Brot konsumiert“, bedauerte der Wirt. Es schien auch als Hauptbestandteil von den Festtagskonsumiert werden zu sein. Bier war auch nicht mehr vorhanden, dagegen wurde eine sangliche Limonade „Echte Brause“ gerannt, die ohne Veredelungsmittel und nach Haarsilb schmekt, erfolgreich angerepirt. Es geschah, begab sich der Fremde nach dem „Gala-Elite-Varieté“. Bedauere, auf Johns marktschreie kam ich heute nicht herausgeben“, sagte der Kassierer. „Das Kleingeld ist nämlich...“ — „Wohl auf dem Schützenfest?“ meinte freundlich der Fremde. „Ganz recht.“ Der Fremde wollte eben das Lokal wieder verlassen, als etwas an ihm vorbeizustreife und ein schwarzes Auge an ihn hinblinzelte; nur eine, das andere war von einem Hut verdeckt. „Jummech“, dachte er, und da gerade ein Herr mit Kleingeld an der Kasse kassierte, so bewarb er sich jetzt erfolgreich um einen Kogelplatz.

Für eine Pferdebox war die Loge elegant genug, aber für eine Loge war sie immerhin nur eine Pferdebox. Der umfangreiche Herr im Nebenfall sagte zu seiner Dame: „Das ist für Kühe gut. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich lieber aufs Schützenfest gegangen, aber du bist ja immer für's Höhere.“

Die Dame, die für's „Höhere“ sein sollte, nahm einen Bomben aus dem Mund und äuserte: „Kajiser!“ Dann streckte sie den Bomben gleichmäßig wieder hinein. Jetzt begann etwas, das der Fremde für das Eintreten der Instrumente hielt, aber es war das Musikstück selbst. Er sah auf das Programm: „Tessi-Tessi.“ Und schon füllte er das Glutauge von weichen in Gesellschaft eines zweiten über weinender Erde auf sich hinprügeln, sah es plötzlich schmal werden und fast verschwinden, während ein furchbar klaffender Mund das Gesicht in zwei Hälften schnitt, alles nur zu dem Zweck, ein kleines „Meckern“ zu fördern. Dieses Meckern sollte nicht etwa eine Tierstimmen-Imitation, sondern ein nachliches „Charison“ bedeuten. — Die sollte auch lieber die Festwiese abgrasen, die alle Zäte“, sagte der Umfangreiche von nebenan.

Jetzt erschienen die Fratelli-Donati und verzeigten sich zu dritt die Leber, bei welcher Gelegenheit der eine echte Italiener zum an-



Der Sepp

G. Rheinen



Rübezahl

Heinz Kniwiz

Indianer

Zwischen der virginischen Regierung und den Indianern wurde im Jahre 1744 der Vertrag von Lancaster in Pennsylvania abgeschlossen. Nun gaben die Amerikaner, die den Indianern ein gehöriges Stück Heimatland abgenommen hatten, bei der Unterredung durch einen Dolmetscher kund, daß sie es den Indianern gern gelassen würden, wenn diese ihre Kinder in ihre Schulen zum Unterricht entsenden würden. Die Indianer erbaten sich von den Hantoks erst eine Bedenkzeit, um im großen Rat den Vorschlag zur Besprechung zu bringen. Einige Tage später kam ihr Unterhändler in das Lager der Amerikaner und gab eine beachtenswerte Erklärung ab: „Wohl wissen wir, daß der Unterricht unserer Kinder Euch große Unkosten und Mühe macht, und wie danken Euch herzlich für diesen Vorschlag. Allein, da Ihr wißt, es und nicht übelnehmen, wenn wir mit dem Vorschlag nicht einverstanden sind.“ Der Sprecher machte eine Pause und fuhr dann fort: „Ehe! Einige unserer jungen Leute besuchten Schulen in den nördlichen Provinzen. Als sie wieder zu uns zurückkamen, waren sie schlechte Käufer und konnten weder eine Hütte bauen noch ein Tier züchten. Ehe! Sie konnten keinen Feind töten; sie sprachen ihre Heimatprache schlecht, waren daher weder zu Jägern noch zu Kriegeren noch zu Ratgebern im großen Rat zu gebrauchen. — — — Um unsere Dankbarkeit aber zu beweisen: Schickt junge Leute aus Eurem Lager in das nördliche: Wir werden uns gern ihrer Erziehung annehmen und Männer aus ihnen machen.“ Die Hantoks fanden hierauf keine Antwort und zogen beschämt ab.

Ein mißtrauischer König

König Karl IX. von Schweden, Gustav Adolfs Vater, glaubte wenig an die Ehrlichkeit der Menschen. Ganz übel aber dachte er über die seiner Kammerbedienten. Einmal äußerte er sich über diese: „Wenn mir einer von ihnen sechs Jahre in seinem Posten gedient hat, so kann man ihn ohne weitere Untersuchung und ohne alle Verlesung der Gerechtigkeit einfach hängen.“ W.

den ersten Italiener sagte: „Mensch, mach die Schnauze zu, es zieht.“ — „Na, so ähnlich solls wohl am Schluß vom Schützenfest auch aussehen, wenn sie's Keilen kriegen“, bemerkte der Mann im Nebenstuhl, der mit der Seele entschieden mehr auf der Festwiese als beim Kunstausflug zu sein schien. „Schönere Figuren als du haben sie jedenfalls“, meinte seine Partnerin. Worauf der Umfängergräbe sich die Weste herabzog und zur Seite sprudelte. Fratelle-Donati überlegten sich zur Bühne hinaus, erschienen wieder, zogen Fäden, das heißt, sie machten die Bewegung vom Mund im Bogen übers Publikum hin, um für immer zu verschwinden. Ein erster Mann im Frontreichte herein: Der Komiker. Er räusperte sich, er räusperte sich nochmals, dann begann er etwas zu murmeln. Und was es sich hierbei handelte, erfuhr man nicht, da es in einer Mundart vor sich ging, die man wenig verstand. Da es überhaupt etwas Komisches war, wurde einem erst durch das Lachen im Hintergrund des Vokals klar, was genau jemand sagte, der aus der betreffenden mundartlichen Gegend stammte. Doch eine strenge Stimme belehrte eines Besseren, indem sie verneinend äußerte: „Gräulchen, wenn Sie lachen wollen, hätten Sie außer Schützenfest gehen müssen!“ Ein Vorwupf, der während eines komischen Vortrags gewiß unangebracht war. Trotzdem entschuldigte sich eine Damenstimme: „Wenn er

einen doch immerzu lügelt!“ Und eine Herrenstimme entrüstete sich: „Was geht Ihnen das überhaupt an?“

Nachdem der Komiker sein Gernutmel durch einen Aufschrei beendet hatte, durch den er die erste Reihe des Parterres sehr erschreckte, wandelte er applauslos wieder dorthin, woher er gekommen war. Nun trat die Pause ein und mit ihr ein Mädchen in himmelblauer Veruskleidung und bot die vorerwähnten Schillerlocken, sowie allerlei Ketts- und Echokoladenfragmente an. „Ich bin hier doch nicht im Kindergarten“, wehrte sich der Umfängergräbe. — „Diet und Brot sind heute leider nicht vorhanden, aber wenn Sie vielleicht Schillerlocken...“ — „Nee, danke, da lassen Sie sich man eine Perücke draus machen.“ — Aber dann erstand er doch zwei für seine Dame, die undankbar behauptete, daß sie mit Eisenbanden gefüllt seien. — Nach der Pause häufte eine Anzahl leichtgezügelter Damen außer Podium, die sich mit Zangen zu befechtigen schienen. Der Umfängergräbe benutzte das Öpernglas, ließ es aber gleich wieder heftig vor den Nagen zurückschnellen und wollte einen schwarzgekleideten Herrn, der sich im Mittelgang hin- und herbewegte.

„Sie, Herr Ehef, kauschen Sie mir die Dame, die da gerade immer vor mir herumhüpfen, in eine geffihire“ um, bei den hohen Hühnerspreizen will man sich doch wenigstens

jatt se h e n.“ — „Bedauere“, zuckte der Ehef, die Dame ist eine erste Kraft.“ — Nachdem die Tanznummer abgehüpft war, sagte der Herr in der Nebenbör: „Ich möchte bloß mal wissen, wann endlich die Dame kommt.“ — Der Fremde warste sofort, wen sein Nachbar meinte, denn auch er wartete ja eigentlich nur auf die sensationelle Dame „mit ehne“. Aber sie kam nicht. Nachmals merkte die Glühängige ihre pointenlosen Liebslichkeiten, wohnals trat der Komiker, diesmal mit g e r e i m t e n Dialekt, auf, wofür er vom Publikum beinahe gelacht wurde. Dann versuchte ein junger Mann, dem der Kragen so eng war, daß seine Stimme ihm Hörsweise herausdrang, daß er es satt habe, zu warten, bis Mäly ihre Wasserwollen in Form habe, und daß er lieber zu Mäly mit der Herrenschmüßesje gehen wolle. Und das Programm war erledigt.

Damit war aber der Herr im Nebenstuhl nicht einverstanden, er ließ den Direktor, der sich von selbst nicht mehr in seine gefährliche Nähe traute, rufen, und zeigte fragenden Blick auf die „Programmmannner: Die schöne Carlotta.“ „Bedauere unendlich“, sagte der Direktor merktlich freundlicher als vorher, „aber die Nummer ist plötzlich erkrankt — — —“ „Wid wohl auf ein Schützenfest sein. Geben Sie mir mein Geld wieder. Ihre anderen Nummern können Sie behalten!“ dröhnte der Umfängergräbe.

Der Direktor hob zwei befehwichtige Hände, während die gleichmütige Dame meinte: „Schauffier dich nicht, Kröschchen, was baist an so 'ner Person!“ Kröschchen aber sagte laut und brüllend: „Für reelles Geld darf man doch reelle Ware verlangen.“ Worauf er geräuschvoll das Vokal verließ. — Der Fremde war, wenn auch nicht durch die Darbietungen, dennoch auf seine Kosten gekommen und verließ in fröhlicher Stimmung das Kunstlokalität. Am nächsten Morgen fand er im Stadtmagazin die Bestätigung der Annahme seines Vorgesetzten.

Im Bericht über das Schützenfest hieß es: „Die allgemein verehrte idiosyncratische, die Schlagermänner des Gala-Clubs-Variété, ist leider bei einer ihrer wegen entstandenen Schlägerei auf dem Schützenfest derzeit verlegt worden, daß sie voraussichtlich für die nächsten Tage am Auftreten verhindert sein dürfte.“

Die mißlungene Kreuzung

Von August Heil

Es sind im Wandel der Zeiten schon die merkwürdigsten Kreuzungen vorgekommen oder vorgekommen worden — dabei ist nichts Besonderes. Manchmal sind sie gelungen, und manchmal sind sie nicht gelungen — dabei ist auch nichts Besonderes. Zu unserer Geschichte aber handelt es sich um die Kreuzung zweier Rebeverien männlichen Geschlechts aus der Zeit des homo sapiens, wozu der normale Mitteleuropäer ja gehört. Trotzdem ist die Geschichte einwandfrei, und alle Vorgänge haben nicht nur nicht das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen, sondern müssen zu Ruhm und Freuden aller Leser, die etwa Lust zu ähnlichen Ver-

suchen verspüren sollten, geradezu erzählt werden.

Sie hatten vorher einander nicht gekannt, ja sie hatten sich beide vorher nicht einmal gesehen. Denn der eine wohnte am Orte des Versuches, der andere war kurz vor der Zeit zum erstenmal in seinem Leben dahin gekommen. Sie waren beide auch nach der wirtschaftlichen Seite hin grundverschieden. Der eine lebte auf der Sonnenseite des Lebens; er war von Eltern und Großeltern her sehr stark erblich belastet — mit Häusern und Grundstücken, mit Bankguthaben und auch in bar — und konnte sich deshalb manches gestatten, wozu der andere auch in Träume nicht zu denken wagte. Denn dieser war ohne Willen und Verschulden auf die Nachseite des Lebens geraten, so weit es mit Mark und Pfennigen zusammenhängt. Aber in einem Punkte glücken sie sich doch vollständig und passen insofern gut zusammen: sie waren beide haarlosbarbe Rechner. Der erste war es, weil er es sonst nicht nötig hatte, weshalb aus einem Gebiete aus Versehen, und der zweite war es aus Gewohnheit zufällig auf genau denselben Gebiete. Und diese allzu nahe Verwandtschaft führte, wie das ja auch sonst zu sein pflegt — zum Mißlingen der zwischen ihnen geschehenen Kreuzung.

Wenn der erste am Steuer seiner 200pferdigen Limousine saß, dann dachte er, obwohl er es sich sehr wohl hätte leisten können, nicht etwa vor sich hin, er überlegte auch nicht die Bedeutung der zahlreichen Verkehrsmittel auf der eigenen Wege — die kannte er längst im Schlaf auswendig — sondern rechnete, und zwar blühhell; etwa so: „Ich habe eben ein Tempo von 150 Kilometer in der Stunde. Von mir bis zum Dorfrand dort schätze ich noch 125 Meter, also muß ich in drei Sekunden

dort sein: Einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig, Stämm!“ — So hatte er schon viele Triumphe gefeiert und es allmählich zu fabelhafter Sicherheit gebracht.

Der andere rechnete ebenso blühhell und ganz dieselben Probleme, nur arbeitete er in seinen Berechnungen entweder mit den Autos anderer Leute, oder er machte das, wie es ihm ja eigentlich auch nur zuzum, aus der Perspektive des Fußgängers. Wenn er am Fenster seiner Mietwohnung im vierten Stockwerk stand und die belebte Straße beobachtete, dann suchte er sich die interessantesten Fälle unten aus und rechnete, etwa so: „Von jener Hausdecke bis zu der Straßenkreuzung dort sind es genau — von mir abgebräunten — 100 Meter. Jetzt ist der dunkelblaue Wagen am Eck: Hausdecke: einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — vierundzwanzig — fünf — — — in viereinhalb Sekunden war er am Ziel Straßenkreuzung, also hat er ein Tempo von 80 Kilometer.“ So hatte er allmählich, ohne daß er als Wageninhaber seine Geschwindigkeitssensitivität daraufhin jemals nachgeprüft hätte, doch eine fabelhafte Sicherheit in der Abschätzung der Geschwindigkeit von Autos erhalten und konnte deshalb auch an einen fremden Fenster oder auf der Straße mit Ledigkeit den Spiegel umwerfen und etwa so rechnen: „Der Wagen, der dort kommt, hat ein Tempo von 80 Kilometer — jetzt geht er an jenem Laternenpfahl in die Bahn: einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — vierundzwanzig — fünf — und zwanzig — jetzt ist er hier am Jagarenladen durchs Bild gegangen! Also sind es vom Laternenpfahl zum Jagarenladen 166 Meter.“ So oft er zur Nachprüfung solche Strecken abschätzte — es stimmte immer.

Wie gesagt, hatten diese beiden Rechenkünster von ihrem Vorhandensein gegenseitig keine Ahnung, aber eines Tages führte sie das Schicksal schrägwinlig aufeinander. Es war auf einer schönen, breiten, kegelförmigen Landstraße. Der Mann zu Fuß kam eben von einem Seitenwege her, blickte vorchristlichmäßig nach links, sah den heranbrausenden Wagen, und schon war er fertig mit dem Gremmel: „Tempo 110 — Entfernung 230 — bis hierher also 8 Sekunden. Ich bin in 4 Sekunden auf dem Fadenbaum, in abermals 4 Sekunden auf seiner Matte; der Wagen wird also hinter meinem Buckel vorbeiziehen — war knapp, aber sicher, und ich brauche nicht durch seine Staubfahne hindurch. Von rechts kommt auch nichts. Also ruhig weiter.“ Blühhell war die ganze Überlegung vor sich gegangen.

Der im Wagen rechnete ganz genau so. Er war als Menschenfreund sogar noch schnell in Erwägung, daß auf der Straße keine Prüfen standen und er also auch die Kleider seines Mitmenschen nicht beschädigen würde, nur kam er zu einem anderen Schluss: „Ich werde zwar knapp, aber sicher vor ihm vorbeikommen. Also ruhig weiter.“

Sie hätten beide gewiß peinlichst nachgeprüft, wer nun eigentlich den Rechenfehler begangen hatte, wenn sie beide nach der leider doch mißlungenen Kreuzung noch am Leben gewesen wären.



Die schöne Magd

Heinz Kiwitz



Der wilde Jäger

J. Maçon

Liebe Jugend!

In den Schulen wird für Schulkinder gesammelt. Da haben alle Kinder ihre regelmäßigen Pflichtbeiträge zu leisten. Natürlich auch die allergeringsten. Denen schärfte man die Bedenken noch besonders ein, daß ja alle ihre 40 Pfennig fürs Schulkind mitbringen! Wenn nicht, dann unbedingt einen Zettel, wo draufsteht, warum sie die 40 Pfennig nicht mitbringen; denn sie müßte „gedeckt sein“. — Bringt der kleine Peppi ein Briefchen mit: „Sehr geehrtes Fräulein! Habe kein kleines Geld zur Hand und ist mir Peppi für größeren Betrag noch zu paßschig. Wenn Sie aber unbedingt gedeckt sein müssen, dann wenden Sie sich bitte an den Offizianten Ihrer Schule, der besorgt es gerne. Er ist nämlich mein Schwager. Mit deutschem Gruß. B. B.“

Die Kinder in der ersten Klasse sollen Sätze von der Mehrzahl in die Einzelzahl verwandeln, z. B. „Männer haben Frauen, ein Mann hat eine Frau.“ Die kleine Gabriele streckt den Finger: „Vögel haben kurze Beine, ein Vögler hat ein kurzes Bein.“

Die Familie unterhält sich am morgendlichen Kaffeetisch zufällig über die Zähne, den Zahnwechsel und die Zahnpflege. Aufmerksam hört auch Klein-Evchen, die noch Milch zum Frühstück bekommt, der Unterhaltung zu. Sie vernimmt auch, wie der Vater sagt: „Und unser Evchen hat noch die Milchzähne.“ „Awwohl“, fällt Evchen schnell ein, „und Vati hat schon Kaffeeszähne.“ B. W. K.

Früh übt sich . . .

Die „Münchener Zeitung“ brachte dieser Tage folgende Meldung:

Pürten, 31. Mai. (Raubüberfall.) Als sich die Hausarbeitersfrau Maria Schindlauer von Ebing abends mit dem Kade auf der Heimfahrt befand, wurde sie von einem etwa zwei Jahre alten Radfahrer überholt. An einer vom Walde verdeckten Etappenstelle fiel der Bursche plötzlich über die Frau her, riß sie vom Kade, bedröhte sie mit einem Messer, entriß ihr die Handtasche und verschwand damit.

Der eigene Wagen

Maire ist ein arger Renommist und sagt zu Schmidt, als dieser sich ein Auto gekauft hat: „Ja, ich bin früher auch in meinem eigenen Wagen gefahren!“

„Ja“, erwiderte Schmidt trocken, „aber da hat ihn Ihre Mutter geschossen.“

Moderner Brautwerbung

Er: „Ich hat vorhin deinen Vater telefonisch um deine Hand.“

Sie: „D, du Väter! Und was sagste er?“

Er: „Ich weiß zwar nicht, wer am Apparat ist, aber alles in Ordnung.“

Fröhliche Wissenschaft

In der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte“ veröffentlichte Professor Dr. Max Westenhöfer einen Aufsatz betreffend morphogenetische Betrachtungen, die, wie es in dem Aufsatz heißt, „immer mehr tiefere Untersuchungen für die Unhaltbarkeit der Darwins-Hartwigschen Theorie der Abstammung des Menschen vom Affen beigebracht haben“. Die Abnen des Menschen sind nach dem genannten Gelehrten „mit großer Wahrscheinlichkeit im Typus der geschwänzten Amphibien (Molche) und Knerpfische zu suchen“.

Der Forscher verdient, daß alle Gegner der Prohibition ihm eine besondere Ehrung dazubringen, ist doch nun mit einem Schlag die

Neigung des Homo sapiens zum Fechten erwäkt und gerechtfertigt.

Welche Ehrung wäre aber in diesem Falle besser angebracht als die, bei der ein geschwänztes Amphibium das Sinnbild der Auszeichnung darstellt? Auf, rechen wir einen dennenden Salamander zu Ehren des Herrn Professors Westenhöfer!

Der Sprößling

Der ungezückte Vater: „Junge, mit deinem ewigen Fragen höre ich endlich einmal auf! Als ich in deinem Alter war, habe ich nie gefragt!“

Der kleine Sprößling: „Daher kommst du auch jetzt nicht antworten!“

Bergfeuer



Bergfeuer glühen durch die Sommernacht
 von allen Gipfeln loht der Brand,
 der alte Geist ist aufgewacht
 und winkt mit roter Flammenhand.

Von Liedern bricht die Lust und braust,
 aufhorcht der Wald und weht und rauscht —
 und was in Tälern schläft und haust
 schrickt auf aus dumpfem Traum und . . . lauscht.

Ernst Machek:

Zeitgeschichte in Inseraten

In der wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Struktur der Welt gehen gegenwärtig bedeutungsvolle Veränderungen vor sich, die sich offenbaren in Umstellungen und Neuorientierungen auswirken. Davor: die nachstehenden Anzeigen, die den Inseratenteilen jüdischen, osteuropäischer und Schweizer Blätter entnehmen sind:

Industrie. — Im Baugeverbe macht sich das Bestreben geltend, die modernen Wohnbedürfnisse mit der derzeitigen politischen Lage in Einklang zu bringen:

Garantiert bombensichere

Unterstände, in Fels oder untertags, für Häuser und Industrien, baut A. in H.

Finanz. — Die Geldkrisen bilden vorläufig noch eine Ausnahme, das heißt, sie befallen sich nach wie vor mit ausgeprochenen Kapitaltransaktionen:

Glänzende Einheiraten
Partien für jeden Stand, vermittelt diskret: Bankgeschäft L. in T.

Politik. — Aus der Suche nach Ereignismöglichkeiten, zeigt die heranwachsende Generation zunehmende Vorliebe für politische

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitedichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabinetts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrachten Tiesgedichte in einem Bändchen versammelt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Betätigung und weiß auch bereits, worauf es hierbei in erster Linie ankommt:

Welche Persönlichkeit
verleiht jungem Mann mit Rednereigabe zu politischer Laufbahn?
Zuschriften erbeten unter „Partie egal“ an

Kunst. — Gleich der Rüstungsindustrie, setzt auch die bildende Kunst alles daran, ihre Produktion auf breitere Basis zu stellen:

Male 100 Ulgemälde
für 3800 S in einem Jahr. Motive nach Wunsch. Zuschriften unter...

Berufsleben. — Im Anbetracht der Not der Zeit werden neuerdings Arbeitskräfte bevorzugt, welche die Fähigkeit besitzen, ihre Arbeitgeber über einen eventuellen schiedlichen Geschäftsgang hinwegzutörfen:

Korrespondentin
mit Mutterwitz und guter Schulbildung wird aufgenommen. Angebote unter

Handel und Verkehr. — Im Zuge der allgemeinen Rationalisierungsmaßnahmen wird bereits da und dort der Versuch unternommen, die beiden Netzwerke zu vereinen:

Geschäftsfraulein
sucht 1000 Fr. für Entwicklung ihres Geschäftes. Garantie zu Diensten. Hingabe nach Über-einkunft.

Ehrlich

Im Jahre 1844 besuchte der preussische König Friedrich Wilhelm IV. die Familie Zieten, die Nachkommen des berühmten Generals, auf ihrem Stammsitz. Der alte Graf führte den König zu einer Linde, um ihm sein eigenes, sieben festsitzgeklebtes Grab zu zeigen. Der König wies auf eine schadhafte Stelle des Feldsteines und sagte: „Zieten, dieser Stein hat ja einen Fehler!“ Der alte Graf erwiderte: „Der fällt darunter liegen wird, hat noch mehr!“

*Druckform
in*

DIE JUNGEN ANZEIGE

*„für
Jugend“*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderrisierungen aus der „Jugend“ liefern wir 30 St. für 50 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6. — franko **G. HIRTH VERLAG AG.** München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF CHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GRANDSTRASSE
BERLIN 50 16
RUNDSTRA 30
FERNRUUF. P. 7 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 516

LAFONTAINES

Ergötliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag **G. HIRTH VERLAG AG.** MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lesen den Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Pochsch-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M

Fischereisport — Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlsplatz 44

Ein ergötliches Bilderbuch

ist der Kunsthändler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag **G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10**

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUR**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Danielen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag **G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10.**

Frauen

„Meine Frau hat immer eine Menge Dinge, über die sie mit mir sprechen möchte!“

„Und meine Frau spricht mit mir immer über eine Menge Dinge, die sie nicht hat!“

Kompliment

„Ja — mein Lieber, es stimmt schon, daß wir Menschen von den Affen abstammen, aber bei Ihnen kam es noch gar nicht lange her her!“

Er kennt sie

„Mutti, heute haben wir in der Schule den Dreißigjährigen Krieg durchgenommen. Das muß damals schrecklich gewesen sein! Kamst du dich nicht daran erinnern?“

„Aber Kind, damals war ich doch noch nicht auf der Welt!“

„Aber Mutti, mußt du dich denn immer jünger machen!“

Der Witz

Eine amerikanische Zeitung, die an ziemlichen Bezugschwund litt, setzte einen Preis von hundert Dollar für den besten Witz aus. Die Einsendungen häuften sich zu Bergen. Als der festgelegte Termin verstrichen war, kam der Verleger zum Schluß:

„Nun, mein lieber Freund, beweisen Sie Ihre Fähigkeiten und bringen den Leuten bei, daß der beste Witz der ist, daß wir gar keine hundert Dollar besitzen!“

Angst

Bei einer Abendgesellschaft wurde eine Dame gebeten, eine Arie aus einem der Werke Rossinis zu singen. Unter den Gästen befand sich auch Rossini selbst, der sich bereit erklärte, die Dame auf dem Klavier zu begleiten. Bevor die Dame begann, flüsterte sie Rossini zu: „Ich habe Angst, verachtet Meister!“ Rossini entgegnete: „Und ich erst!“

Anfänger

Nichard Wagner hatte einmal auf die Bitten eines Bekannten hin einen Posaunen- und noch ziemlich Anfänger war, in das Orchester aufgenommen. Bei der ersten Probe setzte der Posaunist an der Solostelle nicht ein, Wagner klopfte ab und ließ noch einmal beginnen. Wieder fehlte der Einsatz der Posaune. Da sagte der Meister ärgerlich: „Meinchenkind, was soll denn das heißen? Sie sind doch Anfänger! Warum jagen Sie dann in Gottesnamen nicht endlich an!“

Der neue Stand

Ein Großkaufmann wurde von Ludwig XI. des Öfteren zu Tisch geladen. Durch die mannigfachen Günstigkeitsweise des Königs ermutigt, bot der Kaufmann um die Erhebung in den Adelsstand. Bald darauf erhielt er auch den Adelsbrief zugesandt. Als er aber später wieder bei Hof erschien, wurde er von dem König fast gar nicht beachtet.

Bei Gelegenheit beklagte sich nun der Großkaufmann bei Ludwig über den kühlen Empfang.

„Einfachmal sah ich in Ihnen den ersten Vertreter eines Standes, nämlich des Jhrens. Jetzt jedoch sind Sie der letzte eines neuen Standes und ich würde alle übrigen tranken, wenn ich Sie nun weiter so auszuzeichnen wollte wie früher!“



„Nun, was sagte denn der junge Doktor, als er hörte, daß ich dir deine Mitgift erst nach meinem Tode auszahlen könnte?“

„Er äußerte den Wunsch, dich bei nächster Gelegenheit zu behandeln, Papa.“

Die Fuge

Der berühmte Musikpädagoge Philipp Reinberger (1721 bis 1783, Verfasser der „Kunst des reinen Satzes“ und der „Grundsätze des Generalbasses“), ein Kompositions- und Orgelschüler Joh. Seb. Bachs, war der Sohn eines einfachen Tischlers, der aber sein Talent erkannte und ihn schon früh in der Werkstatt unterrichten ließ. Eines Tages saß der Knabe in einem Winkel der Werkstatt und dachte über eine von seinem Lehrer erhaltene Aufgabe nach. Sein Vater, der ihn einige Zeit beobachtet hatte, fragte schließlich: „Nun, was grübelst du?“ — „Ich soll eine Fuge schreiben und weiß nicht, wie ich es machen soll“, antwortete Philipp. „Dummer Bub!“ lachte der Tischler. „Dann frag doch! Komm, ich will dir's zeigen.“ Und er legte zwei Bretter aneinander und setzte den Hobel an, um seinen Sohn zu zeigen, wie man eine Fuge macht. W.

Freundinnen

Eine Freundin zur anderen:

Warum nennst du denn eigentlich dieses Kleid immer Zitronenkleid, wo es doch nicht gelb, sondern grün ist?“

„Weil ich es aus meinem Mann habe herauspressen müssen.“



die Herrl. Ferienbilder, köstl. Erinnerungen, die richtigen Ferien- u. Wochensand-Kamera find. Sie im über 300 Seiten starken Porz.-Photoalbum R. 1, das Sie kostenlos erh. Das ganze Photoalbum u. die vielen Vorteile der Porz.-Albums sind darin behänd. Zeilschrift „Nürnberg-Photo-Touristen“ kopieren. Werden sie Porz.-Album, es lohnt sich.

Nürnberg-ANW.1
Der Welt größtes Photo-Albumhaus

Unsere nächste Sondernummer

„100 Jahre Eisenbahn“

gelangt demnächst zur Ausgabe.

Redaktion und Verlag der „JUGEND“

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen B. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners
aus dem Titel, farbigen Innenbänden und
einem Vorwort von Alexander Illmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner freierseitig in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hohlbühne Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Nic Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonkleinen RM. 3.—

Nicht was Hof und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo ausgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seamus Keir Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anpruchlosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Keine Beethoven-Anekdote

Vor dem Mittelportal der Hauptpost in Bonn erhebt sich das Den-
mal des größten Lebens dieser schönen Stadt: die Statue Ludwig van
Beethovens, so daß Espasibügel auf die Frage, wer der Volksheld
von Bonn sei, schon immer den Namen des großen Entfänger ge-
nannt haben. Gerade Beethoven selbst aber würde sich über diese An-
erkennung am wenigsten freuen haben, denn er hat den größten Teil seines
Lebens in den Institutionen der Post eine sehr strepsche Einstellung
gehabt, und dies besonders seit jenem kleinen Erlebnis in Wien:

Beethoven mußte eines Tages seinen Vetter, den Erzherzog Joseph,
dringend sprechen, und da er kein eigenes Telefon besaß, bezog er sich
schnellen Schrittes zur nächsten öffentlichen Fernsprechanlage auf der
Straße, warf sein Gehör in den Automaten, wählte die Nummer der
erzherzoglichen Kammer und wartete ungeduldig auf den Anschluß, der
aber — wie das auch heutigentags noch des öfteren geschieht — nicht
zustandekam, da niemand sich meldete. Der Meister tief mit wachsender
Eizune sechsmal ein kräftiges „Hallo!“ in die Mischel, dann erkannte
er die Zwecklosigkeit seines Tuns, hängte unwillig den Hörer ein und
hoffte, nun wenigstens seinen Vorgesetzten zurückzubekommen, denn er war
von Natur aus parajan, aber so sehr er den alten Apparat auch
rüttelte und schüttelte, so sehr er ihn klopfte und stieß — das Gehör
blieb verschollen! Da verließ der Gmms fluchend die unglückliche
Zelle, warf die Tür so heftig ins Schloß, daß in dem entstehenden Auf-
sturz sein langes Haar sich aufbäumte, flüchtete mit vielem Scheitern
nach Hause und ließ danielit in die Tassen seines Entschlusses, um
seinen Ärger über die unzuverlässige Post in Tönen Luft zu machen.
Und dabei entstand, aus dieser plötzlichen Erregung geboren, das für-
mische kleine Rondo „Die Post über den verlorenen Vorgesetzten“, jenes
sprudelnde Klavierstück, das auch heute noch, da es einen überzeitlichen,
alltäglichen Gefühle Ausdruck gibt, immer wieder verlässendmüde Zu-
stimmung findet und dessen Motiv manchen einen durch den Kopf geht,
der, wie einstmal der große Meister, vergeblich auf die Rückkehr der
eingeworfenen Münze wartet...

Karl Ude

Unangenehme Lage

Den preußischen Offizieren war es bekanntlich, auch als die Epi-
dollen noch in den deutschen Bädern geduldet waren, verboten, die
Glück daselbst zu versuchen. Ein junger Leutnant hatte trotzdem, und
obgleich König Friedrich Wilhelm IV. sich gerade zur Kur in Baden-
Baden aufhielt, die Verwegenheit (allerdings in Jockfledern), eine
Summe von 10 Friedrichsd'or am Roulette zu setzen. Die Farbe kam
auch zweimal heraus, und der Leutnant wollte eben vergnügt die
40 Goldstücke einstreichen, als sein Blick bei einer zufälligen Wendung
des Kopfes plötzlich auf den König fiel, der sich, seiner sonstigen Ge-
wohnheit entgegen, eingefunden hatte, um dem Spiel zuzusehen. Natür-
lich durfte es der Offizier unter diesen Umständen nicht wagen, das
Geld an sich zu nehmen. Eilig und unbeweglich blieb er stehen, in großer
Angst, daß die König beim nächsten Male eine andere Farbe bezeichnen
und so seinen Gewinn illusorisch machen könne. Aber dieselbe Farbe
kam zum dritten, vierten und fünften Male. Der Leutnant hatte also
320 Friedrichsd'or gewonnen. Da machte Friedrich Wilhelm, der es
wohl bemerkt hatte, wie der junge Mann vorhin pointierte, dessen pein-
licher Lage mit den Worten ein Ende: „Sie, ziehen Sie Ihr Geld ein
und machen Sie sich schnell davon, ehe ich Sie bemerkt habe, das
Geld möchte Ihnen doch nicht auf die Dauer so gegeben bleiben!“

F. H. S.

Große Münchener Kunstausstellung 1935 (Hauptausstellung)

Neue Pinakothek

Halle III Ausstellungsort

Freitag, 20. Juni bis 1. Oktober
Öffnungszeiten: 10–18 Uhr
Öffnet täglich von 10–18 Uhr

Gemeinnützige Eintrittskarte 30 Pf.



„Wenn ich wieder mal auf die Welt komme, werde ich gleich im Vorhinein Erdarbeiter; vielleicht kann ich dann wenigstens nebenbei Philosophie studieren.“

Toleranz unter Wasser

Wenn man bedenkt, was es alles zwischen zwei Welten gibt —, so hatte eine Nordseekuh sich in einen Südsceehoden verliebt. Es erging ihnen wie jenen Königskindern: Sie hatten einander so lieb, doch konnten sie nicht zueinander kommen. Das Wasser war zwar nicht zu tief, — aber sie war als nordische Seekuh sehr spröde und kühl, hingegen war er ein feuriger Seebulle vom Nil. Er brüstete sich mit dem Süden — sie pöchte auf ihren Norden. So wäre aus beiden beinahe nichts geworden. Aber als dann der Lenz in die Meere zog, war ihnen alles egal. Sie schwamm durch den Ärmel- und er durch den Suezkanal. So trafen sie sich auf halbem Weg ungefähr, in der mittelsten Mitte vom Mittelmeer. Wie gesagt, sie kamen sich auf halben Wegen entgegen, und der gute Neptun erteilte ihnen den Segen. Die Nachbarn schickten Glückwünsche aller Arten, bunte Quallen und Muscheln statt Ansichtskarten. Feuchtfrohlich war die Hochzeit unter Korallen und Seesternen. Wir Menschen sollten von den Seerindviehern lernen.

Fred Endrikat

Nichts versäumt

Eine Dame der Gesellschaft besuchte einmal einen von Max Reges geleiteten Konzertabend und ließ sich am Schluß des Meister vorstellen. Die Dame bedauerte, daß sie während des Konzertes leider nicht das Gesicht Reges hätte sehen können. Reges erwiderte, indem er auf die Buchstabenform seines Namens anspielte: „Da haben Sie nicht viel versäumt, gnädige Frau! Ich schaue nämlich von hinten genau so aus wie von vorne!“

Legende auf einen großen Mann

Friedrich der Große legte seinen allzu großen Wert auf sein Jagdgeräth; dies fiel sogar seinen Soldaten auf. Als einmal zwei Gendarmen von einem Manöver zurückkehrten, sagte der eine: „Was Krüge heute wieder für'n schäbigen Hut auf hat!“ — „Ja“, antwortete der andere, „aber hast du gesehen, was für'n Kopf da darunter war?“

Eine peinliche Antwort

Als der große deutsche Maler Hans Holbein (geboren in Augsburg 1490, gestorben an der Pest, in London 1534) am Hofe Heinrichs VIII. eine Hofdame der Königin malte, wurde er viel von Neugierigen bei der Arbeit gestört; oft mußte er sich rüchsteiles dagegen wehren, wenn er ein Kunstwerk schaffen wollte, das seinen unbeflecklichen Namen rechtfertigte. Einmal gelang es einem sehr in der königlichen Gunst stehenden Lord, in das Atelier einzudringen, obwohl der Diener ihn aufgefangen hatte, der Künstler male und wolle auf keinen Fall gestört werden. Holbein war darüber so gerührt, daß er den Anknäpfenden selbst die Treppe hinunter warf. Dann aber wurde er sich bewußt, welche peinliche Folgen sein Verhalten haben könnte, und er begab sich zum König, um ihn um Verzeihung zu bitten. Heinrich gewohnte sie ihm ohne weiteres und lachte sehr, als ihm Holbein, auf sein Verlangen, den ganzen Vorgang schilderte. Inzwischen hatte der Beleidigte Klage bei Gericht erhoben, und der Künstler war nur dazu verurteilt worden, Abbitte zu tun. Das genigte dem Lord aber nicht, und er wandte sich zwecks Erwirkung einer höheren Strafe an den König. Doch Heinrich sagte unwillig zu ihm: Bedenkt, daß ich mir aus sieben Bauern sieben Verds schaffen kann, aber aus sieben Verds nicht einen Holbein!“

W.

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo erste Aussichten bestehen. Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe kostet bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Mailand, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Luftfahrt tut not



„Die Insassen sind immer dieselben — und sie verstehen es, stets den richtigen Ballast mitzunehmen.“

JUGEND

REIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 28



Inderbildnis

Paul Rosner



Der Bierundzwanzigste

Von Arnold Weiß-Rüthel

Illustriert von R. Kriesch

Die Gepflogenheit, am Bierundzwanzigsten eines jeden Monats einen Gastabend zu veranstalten, war sehr alt. Sie bildete im Verein mit einigen anderen Formalitäten das gesellschaftliche Leben des Freiherrn Clemens von L. Der Anlaß datierte zurück in jenes denkwürdige Jahr 71, da der alte Baron von L. — als Generalleutnant eines bayerischen Infanterieregiments — demal hintereinander, und zwar jedesmal an einem Bierundzwanzigsten, beträchtliche Siege über französische Truppenteile errang. Seit dieser Begebenheit, oder vielmehr dieser Reihe von Begebenheiten, machten es sich die männlichen Mitglieder der Familie zur Pflicht, an jedem Bierundzwanzigsten eine Gastmesse zu feiern; da die Vermögensverhältnisse des Geschlechts jahrzehntelang als überaus günstige galten, bedeutete die genannte Einrichtung keinen sonderlichen Unfand. Ein dickleibiges Buch, von Eustich des Gastlages angelegt, enthielt auf zahlreichen Blättern die Namen der hervorragendsten Militärpersonen ältesten Adels. Die Ehren- und Glanzseite dieses Vokantens war indes jene, auf der sich Fürst Otto von Bismarck, der erste Kanzler des Deutschen Reiches mit einer ebenso monumentalen als fernigen Handschrift verewigt hatte. Diese Seite schätzte eine Tafel aus Marienglas vor den Spuren einer allubigensten Verwendung.

Der letzte Inhaber des Buches — Freiherr Clemens von L. — bewohnte zu der Zeit, da man diese seine Geschichte aufschrieb, das alte, längst häufiglich gewordene Stammhaus seiner Familie, ... Schloß „Dufresne“ ... einen kleinen, polstförmigen Bau im Geisnach des Empires. Es lag inmitten eines verwilderten Gartens, den eine aschgrau, vom Schimmel an vielen Stellen zerfessene Mauer umgibtete. Eine Gruppe uralter Kastanienbäume, an deren Stämmen sich im Laufe der Zeit eine einzige Uppigkeit dachblattartigen Schmaroberpflanzen anporgerant hatte, entzog der Kavalierfront des Hauses den Blicken einweller Freigieriger, die durch das, dieser Front gegenübergelegene — und völlig verroffene — Gittertor, ihre einladungslustigen Nasen steckten, um mit einem leichten Grausen und romantischen Schauern die Beliebenheit dieses Orts festzustellen.

In der Tat, Schloß Dufresne — (einer zuverlässigen Chronik

nach: der einstmalige Kuhstall eines napoleonischen Offiziers) — bot in seiner letzten Verfassung einen Anblick, wie man ihn sich zwecks Vertiefung einer romantischen Phantasie nicht erwünschter hätte vorstellen können. Außer dem Boden eines Brunnens, in dem Bernsteinsäulen und ähnliches Kraut vegetierten — eine lepröse Najade mit grünen Haaren umstrickend — gab es in diesem Park jedwedes natürliche Requisite einer wildromantischen Szenerie. Neben grasüberwucherten Kieswegen warbte eine endlose Kaulpe quellenden Feuers den Rasen; zwischen Buschwerk und unwoüberpolsterten Baumstrümpfen luden wuschige, vermoderte Bretterbänke gleichsam Gespenster zum Eigen ein. Ein gewaltiger Ahorn rechte sein starkes Geäst über den Westgiebel des Daches, unmittelbar daneben hielt eine großväterliche Pappel in soldatischer Haltung Wache. Das Haus selbst — unpolstet von einem System brüchiger Gleisen — glied in allen seinen Teilen der Umgebung; der lange Giebel des Mitteltrakts, früher einmal schmutzgerade und schwarz wie ein Schwert, sackte seit Jahren wie ein zertrümmertes Sattel in die Tiefe des Speichers. Der Belag des Daches: Blech — und somit kein geeigneter Nährgrund für vom Winde verblasenen Sonnen — wies gleichwohl an verschiedenen Stellen eine reichliche Flora an Unkräutern auf. Die Fenster starrten blind und vollkommen gleichgültig in das prangende Grün ringeumher. Eine Mauer, umbrüstet von einem sehr strengen und geradlinigen Gitter, hing verborren und tot, wie der abgestorbene Bestandteil eines großen Ohnmachts und fruchtlosen Erwachens dahinsiehenden Organismus an der nahernden Wand.

Bei aller natürlichen Schönheit, die ja selbst den verfaulenden Stein einer Wäldhauss- oder Fabelsteinne anhaftet, bot Schloß Dufresne — als der Wohnsitz eines lebenden Menschen betrachtet — den einzigen Vorzug einer unüberwindlichen Preiswürdigkeit. Ein bayerischer König hatte das Grundstück samt Haus seinen nachmaligen Befehl, „auf ewige Zeiten“ geschenkt.

Freiherr Clemens von L., der letzte Aufsteiger dieses königlichen Geschenke, war ein kleiner, kurzbeiniger Herr mit dem Gesicht eines Säuglings, den irgend eine Laune der Natur vorzeitig zu einem blenden

Schnurbart beschaffen hatte. Dieser Schnurbart, ein seltsames Geschloß aus wertigen Hasen, hing über Ober- und Unterlippe, kramelte sich an den Ecken zu kleinen herkehlartigen Vocken und gab dem an sich überaus fiedeligen Anblick seines Besitzers die Gutmütigkeit eines gewöhnlichen israelischen Hundegesichts. Baron Clemens von L. legte persönlich keinen besonderen Wert auf irgendwelche Aufmerksamkeiten; er ließ seinen Bart wachsen wie die Brennnesseln im Anemphobol sein seines Glanzes und kümmerte sich wenig um den Eindruck, den diese Kässigkeit bei Betrachtern und Gassern erweckte. Während die alten Barone von L. — ausnahmslos Generale und Hofbeamte — noch hochachtungsvolle Kränze waren und ihre Bärte mit dem vollen Bewusstsein ihrer Bedeutung zur Schau trugen, verkörperte der Letzte seines Adels nur noch eine Durchgangsgasse jener martialischen Herren. Fein und zierlich, fast ein wenig geizig und hat jede militärischen Haltung gleich Freiherr Clemens von L. eher einem bescheidenen Buchhalter, als einem Nachfahren jenes Mannes, der im Jahre 71 dreimal hintereinander — jedesmal an einem Bierundzwanzigsten — die Franzosen in die Klauke geschlagen hatte — bei Grauelo! Man sah es ihm an der Stirne an, daß er tatsächlich der Letzte seines Geschlechtes war. Freiherr von L. selbst wußte das nur zu genau; da jedoch seine philosophische Einsicht mit beginnendem Alter den ursprünglichen Hang an der Tradition weise besigte, fiel es ihm nicht mehr ein, sich dem Rade der Bestimmung durch eine nochmalige Heirat in die Eschiden zu werfen. Er hatte zwar diesen Versuch bereits dreimal gewagt, aber schließlich eingesehen, daß nichts auf dieser Welt von ewiger Dauer sei — außer der Welt selbst — und war darum in seiner Art glücklich. Er betrieb... um zu leben... einen etwas abseitigen Handel mit alten Gläsern, auf die er sich besser verstand als der Konfervator eines Museums; er hatte — ohne sich auch nur das geringste zu vergeben — auf alles verzichtet, was der Erhaltung seines gesellschaftlichen Glanzes hätte förderlich sein können; er hielt sich weder Pferde, noch Diener, hatte weder eine Mäntel noch einen Bankier, ... das einzige Opfer, das er der Konvention seines Hauses schulda zu sein sich einbildete, bestand in der Durchführung und Aufrechterhaltung jenes Gastabends aus Bierundzwanzigsten eines jeden Monats.

Einmal im Monat geschah es also, daß die Fenster in der Südfront des Hauses vom Licht einiger Kronleuchter erhellt wurden und ein Diener in Frock als aufwartendes Faktotum — leibweise — zur Verfügung stellte. Diese Festlichkeit — deren Veranstaltung den Bewohnern der umliegenden Häuser zu der Feststellung diente, daß schon wieder der Bierundzwanzigste und nicht der Monat fast zu Ende sei — beanspruchte eine nicht geringe Aufmerksamkeit von Seiten des Gastgebers. Da mit dem Ablauf der gesellschaftlichen Ara seines Standes, jede akzeptable Gelegenheit sich durch diesen oder jenen Dienst in den Besitz des nötigen Geldes zu bringen, so gut wie erloschen war, sah sich der Freiherr von einem Bierundzwanzigsten auf den anderen genötigt, seine ganze ökonomische Spitzfindigkeit aufzubieten. Eine Zeit lang warfen seine Experten für venezianische und noch seltener Glasgegenstände soviel ab, als er zu seinem Zweck benötigte; später jedoch, als das Interesse für den Gegenstand im Vergleich anderer Interessen erlosch und der Handel mit alten Gläsern zur Bedeutungslosigkeit herabsank, kostete es den Freiherrn allmonatlich eine nicht geringe Anstrengung, seinen Pflichten als Veranstalter eines Gastabends standesgemäß nachzukommen.

Ohne die Armut als eine Schande — vor sich selbst — zu empfinden, vernechte er es mit seinen Gelmannsitten nicht zu vereinbaren, Aufstehende zu zeigen dieser Betarmung zu machen. Der gleiche Geist, der die gesungene Aristokratie während der französischen Revolution nicht davor zurückbehielt, in den Kerkern der Conciergerie Monnettes zu sangen, Vie à Vie zu spielen und Carole zu geben, schreckte Herrn von L. nicht davor zurück, einmal im Monat seinen Gästen mit allerlei kleinen Federbüschen, guten Weinen, Likören, Zigaretten und Kaffee aufzuwarten. Er tat dies mit der übergewandten Ruhe und Sicherheit eines Menschen, dem der Genuß dieser Dinge nichts außerordentliches bedeutet, der gewohnt ist, an jedem Tag eines jeden Monats nicht anders zu leben, als an jedem Bierundzwanzigsten. In Wirklichkeit kostete diese Einrichtung dem Veranstalter jedoch mehr Geld, als zu verdienen er unter den obwaltenden Verhältnissen je fähig gewesen wäre. An allen anderen Tagen des Monats alleine hausend, von seiner anderen Edele begleitet als von der eines Hundes, kostete der

Freiherr sich in seiner verwahrlosten Küche auf, was an Ästen nur immer vorhanden war. Durchaus nicht zur Sparfamkeit neigend, aber belehrt von vollkommenen Raim seines Hauses, hatte er sich im verstecktesten Winkel seines Parks ein Kartoffelbeet angelegt, aus dem er zur gegebenen Zeit soviel erntete, als er — um nicht völlig zu verhungern — benötigte. Er unternahm den Versuch, sich das tägliche Brot selbst zu backen; er trank Wasser und nur sehr selten Tee —; er zeigte eine Fähigkeit sondergleichen in der Durchführung seiner Abstinenz; er lebte schlichter als ein Bettler, nahm weder Geld zu leihen, noch Ware. Als der Inhaber eines an seinen Garten grenzenden Kohlen- und Brennholzlagers ihn beifällig um die Vermietung eines Stüdes seines Parkgrundes bat, ließ er dem Mann durch ein Schreiberbüro mitteilen: Freiherr von L. bedauert...!

Dieser überaus seltsame Mann sah sich eines Tages, nachdem er jahrelang seinen sich selbst gestellten Pflichten auf das Pünktlichste nachgekommen war, vor das vollendete Nichts gestellt. Da er deshalb für den in diesem Monat fälligen Banketabend wirklich nicht mehr wußte, auf welche Weise er ihn mit der gleichen Selbstverständlichkeit als sonst verwirklichen sollte, bot er bereits am Zwölften des Monats das bis zu den drei letzten Ecken vollgeschriebene Buch, in dem so viele namhafte Menschen sich vereinigt hatten, einen reichen Privatbankett zum Kaufe an. Er bekam weniger dafür, als er sich erhofft hatte, akzeptierte jedoch den Betrag ohne Einrede und veranfaltete mit dem Werke seinen Gastabend in der üblichen Weise.

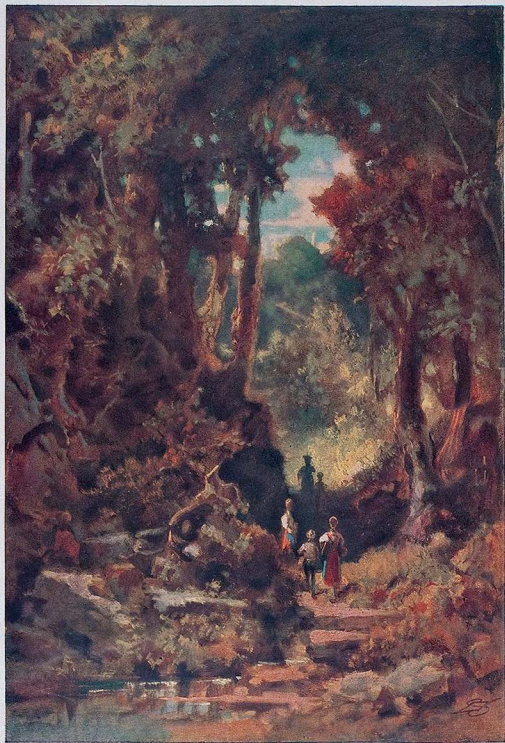
Die Fassade des Kavalierhauses von Schloß Dufresne strahlte — als vor dem vollzogenen Akt der ersten Wogen ausfuhren.

Es gab ziemlich servierte Decken, gute Schnäpse, Zigaretten und zuletzt eine Botelle, die — wie der Gastgeber versicherte — nach dem Rezept eines bei Königsgnädig gefallenen Mitglieds seiner Familie, einem überaus trinkfesten Herrn, zubereitet war.

Als die Stunde heranrückte, da dem Kommen des Festes entsprechend das große Gästebuch herumgerichtet werden sollte — teils zur Eintragung neuer Namen, teils zur obligaten Bewunderung und Betrachtung — erklärte der Freiherr seinen Gästen, daß er für diesesmal von der herkömmlichen Einladung zur Inspektion Abstand nehmen müsse. Er begründete diese Notwendigkeit mit dem schmerzhaften Hinweis auf den Umstand, daß das Buch bis auf die letzten drei Seiten beschrieben sei.

„Ich will...“ sagte er lachend... „meine Damen und Herren, Ihre Namen nicht auf den letzten Seiten dieses Buches wissen. Einer alten — vielleicht etwas abergläubischen, aber gerade deshalb um so verheerungswürdigeren Überlieferung zufolge, soll man die letzten Seiten eines solchen Buches unbeschrieben lassen. Betrachten Sie es als einen faux-pas meinerseits, daß ich für den heutigen Abend noch kein neues Buch aufgelöst habe und begnügen Sie sich mit der Versicherung, daß ich bis zum Bierundzwanzigsten des kommenden Monats dieser Verpflichtung nachgekommen sein werde!“





Waldschulweg

Carl Spitzweg †

Man begnügte sich. — Es war ein Uhr morgens, als die Gäste das Haus verließen. Der Herrscher begleitete sie bis an das Gittertor, drückte jedem freundlich die Hand und schloß dann, wie immer, die Thore mit einem ehrwürdigen Schlüssel von beträchtlichen Ausmaßen ab.

Bald darauf erfolgte die Abreise im Haus.

Der Hund des Herrschers, gewohnt, nach Beschluß dieser exquisiten Monatsfeier die ebenfalls noch vorhandenen Reste eines duftenden Bratens vorgesetzt zu bekommen, verkroch sich an diesem

Morgen nach Genuss jener Speise unter das Bett seines Herrn — wuschelte ein paarmal seltsam und leise und stürzte dann unter heftigen Zuckungen seines magernen Rückens alle Viere von sich und war tot.



Der Herrscher selbst schenkte diesem Vorgang kein besonderes Interesse. Er zog sich sorgfältig aus, rauchte den Rest seiner Pgarre zu Ende und ging in das Bett.

Nachdem er den Inhalt eines kleinen Glases aus dem Weinglas aus seinem Nachtschiff geschüttet hatte, sprach er ein kurzes Gebet, drehte das Licht aus und trant.

Wanderung

Von Ria Eloonore

Mir sind die alten Bäume gut,
die, so wie ich, nur Straßen kennen
und Staub und Sommermittagsbrennen
und Licht, das in den Zweigen ruht.
Die abseits still und immer nahen,
dem, der zu ihrer Tröstung sucht,
die reglos über Jagd und Flucht
in viel Vorüberirren sahen.
Sie sind mir Freunde nun im fremden Land,
zu Graß und Abschied stumm geneigt,
dem Leben gleich, das reich und weit verzweigt,
bald Mitte ist, bald Straßenrand.

ERICH KUNTER:

Der Acker der Behelmten

Im Schwäbischen, am Rande des Schwarzwaldes, hauste um die Mitte des 13. Jahrhunderts einer der kleinen Grenzgrafen, wie es damals ungleich in deutschen Ländern gab. Der Graf Arnold von Gensheim war unumschränkter Herrscher in einem Reich, der etwa zwanzig Gemeinden umfaßte; war Holleimer, Raubritter und oberster Gerichtsherr in einer Person.

Sein Richteramt nahm von all seinen Beschäftigungen am wenigsten Zeit in Anspruch. Er übte rasche Justiz und machte kurzen Prozeß. Auf den meisten Bergen, große oder kleine, stand die Leidsstrafe. Es genügte, wenn ein Bauerlein zur Herrschaft des Grafen Rodolf gehörte, des Gensheimers Todfeind, und auf der Markung Gensheim angetroffen wurde, um dem Unseligen zum Galgen zu verhelfen. „Hänge, du Hund!“ lautete allzeit der Urtellspruch des grimmen Richters.

Einmal schleppte die Goldgrube des Grafen eine junge, schmale Bauernmagd herbei. Sie übte rasche Justiz und machte kurzen Prozeß. Sie hatte ihre Käte auf die Hänge hinausgetrieben, die der Ede von Gensheim kürzlich dem Rodolf in reifiger Fehde abgenommen und zu seinem Eigentum erklärt hatte. Einer der Landknechte klagte sie fernat an, einen herbeiliegenden Bauernburschen aufgehört zu haben, sie zu befreien. Der Burche habe einen Kameraden niedergelegt, sei ihnen aber leider entwischt.

„Der Unhold hatte mich gepackt und wollte mir Gewalt antun!“ verteidigte sich die Magd.

„Und aus solcher Ursache erdolcht der Mordhau meinen Knaben?“ fragte der Graf zornentbrannt. Die Magd verfluchte vor seinem finstern flackernden Blick. „Hob ich nit verbotten, dort zu weiden?“ setzte der Herr das Verhör fort. Die Magd, barsüßig und helläugig, war ein Kind, trat unerschrocken einen Schritt näher auf ihn zu. „Die Wege gehörte nicht dem Rodolf, sondern uns!“ erklärte sie fröhlich. „Sie kann daher auch nit in Euer Eigentum übergeben, geistlicher Herr, denn Ihr laßt ja nit mit den Vätern in Fehde.“

„Du bist fürwähig, Dien“, grollte der Richter. „Eit wannen hat der Vater Eigentum? Ihr habt das Land nur zum Leben vom jeweiligen Herrn.“

„Unser Lehnobrief ist untadelig.“

„Mit von mir gezeichnet und bestätigt!“ brauste der Oberrichter auf.

Ähnendes Schwören entstand für einige Sekunden. Der Richter konnte widerstehen an seinem Ansehensbar. Verwünscht — sollte er der Bauernmagd nachgeben? Er schwannte kurz, überwand aber den Anfall von Schwäche und Mähe. Nein, sein Ansehen erforderte unangenehme Strenge. „Die Dien soll hangen“, murmelte er böse, „hat ihr Leben durch Diebstahl und Widerspenstigkeit, insbesondere aber Aufreizung zum Mord, verwirkt. Meister Hans, an die Arbeit!“

Der Henker trat vor, ein junger kräftiger Mann mit kühner Hattennase in dem braunen, düstern Gesicht, das jedoch noch nicht schreckvoll von seinem grauen Beruf gekennzeichnet war. Aber zu aller Verwunderung packte sein furchtbarer Arm nicht gleich zu wie sonst, sondern er wandte sich mit einem Beuge frei und leicht an den Grafen. „Nach altem Recht und Brauch, Herr, ist eine Verurteilte ihrer Strafe ledig, wenn der Henker sie zum Erbeben nimmt. Ich fordere von Euch die Magd zum Erbeben!“

Der Richter blickte erlöst auf. Sein finstres Gesicht erhellte sich langsam und verzog sich zu einem breiten Grinsen. Mit diesem Ausgang der unerquicklichen Sache war er sehr zufrieden. „Nächst und gut!“ sagte er heiter. „Meinen lieben Meister Hans muß ich bei guter Laune erhalten, sonst verliert er leicht die Lust zu seinem verdienstvollen Werk. Da sei Gott vor! So hole er sich denn sein Weib unterm Galgen weg!“

Magd Maria indes, bleich und bebend, stand wie angewurzelt auf dem Fleck und starrte vor sich hin. Schuglos und perisogen von der Wälfart und rohen Gewalt fühlte sie sich; Opfer der Schmach und der Scham. Mit einer Gebärde, als wolle sie sich schauernd verschließen, kreuzte sie die Arme über der Brust und stampfte die Hände um die zuckenden Schultern.

„Ech mit da wie ein Holzpfeil!“ lachte der

Graf, „Besinn dich mit lang! Ist allweg besser, mit dem Herten ins Ehebett zu gehn als an den Galsen! Hürtig, hürtig! Spüte dich, Dien, und is' ne hochzeitliche Mene auf!“

Meister Hans sagte sie täppisch bei der Hand. „Geh, Madde“, sagte er lei. „Das ist nur der rechte Scherz. Du gewachst dich dran. Herten seind auch Männer.“ Wie gequält klang: „Glaub's, ich bin auch ein Mensch!“

Und wirklich, Madg Maria überwand das Grauen und wurde das brave Eheweib des Meisters Hans, der im Beruf will, als Henter von schauriger Gefährlichkeit, zu Hause aber ein braver Gatte war. Er liebte seine Frau und betete sie an. Sie war ihm ein Heiligtum, dem er ne beurlauben nahen durfte. In ihrer Nähe blieb er schüchtern, fragten und warnte still und wortfroh mit braunen Lirungen bei ihr wie ein treuer Hund. Sie dankte es ihm und hielt in allen Stücken fest zu ihrem Lebensretter, Treue um Treue. Die Schicksals-gemeinschaft schmißte beide zusammen. Sie war nun ehelos geworden wie er, verstießen von ihren Angehörigen, gemieden wie die Pest. Ihr Gatte hatte einen ähnlich breiten Schick-salweg hinter sich wie sie. Vor Jahren er-stauch der unglücklichste Bauernbursch im Streit auf der Kirchweih, besümmungelos von Eifersucht, seinen Nebenbuhler. Der Graf schenkte ihm das Leben, da er der Aufforderung, als Soldat und Henter zu dienen, nachkam. Treue und Verbitterung hatten ihn zu diesem Ent-schluss erniedrigt.

Nun wohnten Hans und Maria in der „Schwarzen Herberge“, einer feuchten, ver-rufenen Schenke, die außerhalb des Bann-kreises schillernder menschlicher Behausungen an einen streifen Felshang lag.

Das Gausgauen Seide mit dem Rodecker nahen kein Ende. Aber dem Gensheimer ging es um mehr als um die bloße Freude an Mord und Plünderung, wovon gemeinhin die Ritter ihre Genüge fanden. Graf Arnold war ehrsüchtig, wollte Macht und Gehört bekommen, um im Rat der Großen mitzusprechen zu können. Er plante zunächst, die Grafschaft Rodeck mit Gewalt an sich zu bringen. In den Kriegen künftigen braacht, sah er bald die Vorteile der besonderen Lage des Dorfes Schwarzach, das vor kurzen noch zur Grafschaft Rodeck ge-hörte. Der Rodecker konnte es aber nicht halten, da es durch eine Schlucht und einen Höhen-rücken von seinen eigentlichen Gebiet abge-trennt lag, und mangelte es ihm ebendiesigen Joen seinen Feinde überlassen.

Arnold hatte im Sinn, den Gegner mit seiner ganzen Streitmacht durch die Schlucht ins Tal der Schwarzach zu locken und ihm hier die Einschließungsschlacht zu liefern. Im Hin-tergrund ganz versteckt lag der Ort, der überaus günstig wie zum Hinterhalt ge-schaffen war, aus dem er dann mit seinen Soldaten vorbeugen konnte. Aber dieses Vorhaben bedingte, daß die Einwohner-schaft verschwand, denn die Leute hingen noch an dem Rodecker und würden den Gens-

heimer und seine Mamen in entscheidender Stunde an den andern verraten.

Der Gausgraf begab sich aufs Rathaus und lud den Schultheissen und die Gemeindeglieder zur Eising. „Ich brauche einen Wie-sengrund und das Gelände“, eröffnete er ihnen, „und künftige euch hiermit gute Lehen. Eidet euch anderswo an!“

Das war leichter gesagt als getan. Und die Bauern waren auch keinesfalls gewillt, zu weichen. Sie küsterten sich zur Verteidigung und machten aus dem Helsenst über ihrem Ort eine Festung. Das Vieh trieben sie auf die Höhe hinter den Felsen: Frauen und Kinder brachten sie ebenfalls in Sicherheit. Der Rodecker sandte ihnen Soldaten zu Hilfe und gewöhnte ihnen auch sonst jedwede Unter-stützung.

Mit unmaßigen Heinen besamte der Gaus-graf die Festung, Vergeblich.

In diesen Tagen kam Meister Hans seine Stunde nach Hause. Graf Arnold ließ ihn nicht von seiner Seite. Der Henter war zugleich sein vertrautester Kriegsberater. — Aber eines Abends erschien Marias Mann doch in der Schwarzen Herberge. „Wir müssen das Haus räumen“, sagte er heiser. „Die Schwarze Herberge soll Stützpunkt im Kampf werden. Die Unseren wollen die Aufrührer im Rücken an-fallen. Wir müssen den geheimen Pfad hinter den Haus.“

Maria starrte ihn an. „Die Unseren?“ fragte sie belommen. Dann, im jähen Begrei-fen, schrie sie heraus: „Die Unseren, Mann! Und wir sollen dazu unsere Hand reichen? Zu so schändlichen Handtreich?“

In die Augen des Mannes trat jener Zug barbarischer Härte und tierischer Grausamkeit, der ihn nur als Henter eigen war, und den Maria bisher nicht an ihn gekannt hatte. „Ich kämpfe für meinen Herten und sein Recht“, stieß er hervor. Speichel stand ihm vor Erregung zwischen den Lippen. Geschüttelt von

Angst und Ekel wich Maria vor ihm zurück. Fremd und schrecklich war ihr Blut.

In dieser Nacht zwang ihr Blut sie gebiet-erlich zu den Thren. Heimlich verließ sie Mann und Haus und stieg hinauf zur Felsenfestung. „Sie planen einen Angriff auf euch aus dem Hinterhalt“, berichtet sie den bedrängten Bauern. Marias Vater weinte und ihre Geschwister umarmten sie gerührt. „Du bleibst ehelich als Kette unserer Bruderschaft zu uns zurück. Wir wollen vergessen, was war. Ganz gebüßt da wieder an.“

Aber Maria wünschte, vom Leben erlöst zu werden.

Die Insaßen der Festung verteidigten sich jetzt nach beiden Seiten. Die auf dem geheimen Pfad vordringenden Angreifer wurden ihrerseits überfallen und gänzlich ausgerieben. Die Bauern führten sich in solcher Wut auf die Überwachenden und schlugen sie mit Dersch-flegeln und Keulen tot. Auf dem weiten Feld lagen die Leichen. Den meisten waren die hohen Helme in die Schädels gebrochen, so daß Kopf und Helm eine unförmige Masse bil-det, und nicht mehr voneinander getrennt werden konnten. So runden sie, wie sie lagen, in den Aker verscharrt. Unter den Toten fand man Meister Hans: Maria stehend in seiner Nähe. Sie bat, bei ihm in dem Aker begraben zu werden.

Des Gausgrafen kühne Pläne waren zerstört. Hader und Völschacht in den Jahrbucherten zerstörten auch seine Burg; tot und traurig ruht die Ruine.

Aber der „Aker der Verfluchten“ lebt und hat seinen Namen noch heute. Heimlich geht der Pflug des Landmanns drüber hin.

Liebe Jugend!

In unserer Schule ereignete sich vor kurzen folgendes Epischchen: Der hochwürdige Kate-chet, der das Ergebnis seiner letzten Unter-richtsstunde prüfen will, fragt den kleinen Michael, ob man sich gewissmal taufen lassen kann. „s Michael aber macht ein dummes Ge-sicht und schweigt. Da läßt ihn der Katechet drauf:

Also zum Beispiel: „Könn' ich mich noch mals taufen lassen?“

„Nein!“ sagt prompt der Bub.

„Warum nicht, Michael?“

„Weil du so dick bist, daß ma di nimmer in a Wätkliss nedringt!...“

Der ewige Fachmann

Zwischen dem Gymnasialprofessor der deut-schen Sprache Einzbauer und dem Schüler Kurz herrschte von Anbeginn eine gewisse, von der ganzen Klasse gefühlte und mit großer Neugierde verfolgte Spannung. Es war wie bei einem Match: wer würde heute siegen...? Da Professor Einzbauer die mit allen Macht-mitteln ausgerüstete Oberrückte repräsentierte und überdies die Eltern des Schülers Kurz eher zu seinen als zu den Helsen des Schülers zählen konnte, war der Ausgang des-ses stillen Duells in keinem Falle besonders zweifelhaft.



Tanz

H. Mannhart

(Fortsetzung S. 441)



Bei der Frauenkirche

Anton Leidl



Franz Doll

Landschaft

Hochsommertag

Von Max J. Bevern

*Des Himmels Blau von Klarheit ohne gleichen,
Lichtbrunnen rieseln aus der ewigen Region.
Waldeinwärts flühet Pan und lockt in grünen Reichen
Die sagenhafte Schar zu seinem Hof und Thron.*

*Vom Lied des Waldgott's sinkt der Wand'rer jäh ermüdet
Ins Gras, und teilt des Tages süße Schlaftrigkeit.
Dem Hirten, der im Schatten bläst und hütet,
Gelingen Töne tiefster Seligkeit.*

*Und alle Wesen lauschen auf im Frieden,
Im Bann der allgespielten Melodie,
Als wär' der Tag vom alten Fluch geschieden,
Und neu geschenkt der Schöpfung Harmonie.*

DER BERGPFAD

Von Georg Schwarz

*Über Fels und gefälltes Holz
tänzelt der Weg wie ein Reiter;
plötzlich stürzt er empor mit Stolz
als des Sturzbachs Begleiter.*

*Oben zickzackt er hin und her,
streift die letzten Gebüsche;
über die Matten läuft er leer,
fährt in die Tannentrüsche.*

*Dann, bevor er das Letzte wagt,
geht er mit sich zu Rate,
und in geschwungenem Bogen jagt
er empor auf dem Grate.*

Es ist Kennen moderner Psychologie nach dem oben Gefagten sicherlich nicht verwunderlich, daß der Schüler Kurz den Mittelstufengegenstand „Deutsche Sprache“ nicht ausstehen konnte. Außerdem war es dem in allen naturwissenschaftlichen Fächern besonders begabten Schüler Kurz herlich gleichgültig, wann Oberle in Weimar ankam, was Eckermann um 1/2 Uhr nachmittags eines bestimmten Tages aussah und wie die mittelhochdeutsche bzw. althochdeutsche Form von „sigen“ lautete.

Der Schüler Kurz machte trotz dieses stummen Ringens mit seinem Deutsch-Professor die Matura, aus dem Schüler Kurz wurde der Hörer der Technischen Hochschule Kurz, aus diesem der Ing. Kurz, später der Dr. Ing. Kurz und noch später der berühmte Brückenkonstrukteur und Eisenbahnsachmann Kurz, der im Verwaltungsrat unglücklicher Gesellschaften saß, dessen Namen weithin über die Grenzen seines Vaterlandes einen guten Klang hatte und der ein Vermögen — ein selbstverdientes notabene — von etlichen Millionen sein eigen nannte.

Und eines Tages, nach fünfundsiebzig Jahren, trafen einander der Herr Professor Einzbauer und der Generaldirektor Dr. Ing. Kurz, zufällig natürlich, auf der Etage.

Der Herr Professor war so gekleidet und so genährt, wie es die wiederholt gefürzte Pension eines Staatsbeamten zuließ.

Der Herr Generaldirektor trug die letzten Tendenzen Stoffe und den ditz dazupassenden Schnitt.

„Nichts für ungut, Herr Professor!“ sagte der Generaldirektor herlich und streckte dem Professor die Hand entgegen „Sie haben mich oft etwas stark hergenommen — aber das ist längst vergessen und vorbei... Ich habe Karriere gemacht... auch ohne Mittelhochdeutsch... ich habe Vermögen... sogar großes Vermögen... großes Einkommen... Auto... Villa... und alles, was mir mein Herz begehrt... ich bin Generaldirektor einer der größten europäischen Firmen und mehrfacher Verwaltungsrat... es geht mir besser als einem amerikanischen Millionär — und ich stehe jedem zur Verfügung, wenn er etwas von mir brauchen würde...“

„O, so...!“ sagt der Professor, „das ist ja sehr erfreulich! Aber nach dem Bedingungswort „wenn“ setzt man den Konjunktiv und niemals die Konstatation mit „würde“. Leben Sie das bei Gelegenheit nach, Groß Gott!“ S. T.

DIE VERTAGUNG

Von Werner Schmidt-Pretoria

Die bärtigen Jäger saßen in gewissen Abständen auf der Jägerbank, weil ein jeder seinen breitrandigen, verwitterten Batennhut neben sich liegen hatte. Angesichts der Hüfte schien der Verteidiger keinen klaren Gedanken mehr fassen zu können; abwesend betrachtete er seinen schweißweiß lackierten Treppenhelm, der wie ein unförmiger Pilz auf dem Fußboden stand. Der Staatsanwalt, welcher aus

Pieternatburg in diese Maisgegend versetzt worden war, tapfte sich unversehens Schweiß, von den Schläfen und selbst der Angestellte machte von Zeit zu Zeit eine kurze Verbeugung und sah sich dann mehrere Male mit dem Unterarm über das ziegelrote Gesicht.

Wie ein riesiges Gewicht lag die afrikanische Blut über den kleinen Gerichtssaal.

Mit einer gewissten Energie war der Richter eben holt von seinem Stuhle aufgestanden, hatte der Reihe nach dem Staatsanwalt, dem Verteidiger und den zwei Beisitzern ein paar Worte ins Ohr geflüstert und von jedem Herrn ein befähigendes Kopfnicken in Empfang genommen. Nun hob er mit einer schnellen Bewegung die Glocke, die vor ihm stand, und verkündete — den ganzen Raum in sein Blickfeld einschließend —, daß ein hoher Gerichtshof beschloffen habe, die Verhandlung wegen der ungewöhnlichen Hitze auf eine halbe Stunde zu vertagen.

„Ich darf die Herren wohl auf einen Whist- oder in die Bar nebeneinander bitten...“, wandte er sich mit halber Stimme an Verteidiger und Staatsanwalt, „...natürlich sind auch Sie herzlich dazu eingeladen“, fügte er sofort hinzu, als er bemerkte, daß die beiden Beisitzer noch keine Miene machten, aufzustehen.

Zwischen Tür und Angel drehte sich der Richter noch einmal um. Konnte man die Augen, die da neben ihren von der Sonne gezeigten Hutungsbeuren vierstündig auf der Holzbank kleben, ausschließen? „Kommen Sie doch mit...!“ wünschte er und schon einige Sekunden später defilierten die Bärtigen an ihm, der die Hand höflich auf der Kante hielt, vorbei. Im Bewußt, die Tür ins Schloß zu werfen, zögerte der Richter noch einmal und sandte einen letzten Blick ins Gerichtsfähnchen: da stand, aufrecht und einjam, wie eine längst der Vergessenheit anheimgefallene Säule vergangener Zeiten, der Anklage.

Einen Augenblick lang schwebende Stille.

„Na...“, meinte der Richter dann, „...da kommen Sie mir auch tüber und trüben Sie einen mit...!“

Aphorismen

Im Leben wie in der Kunst darf nur die Form vernachlässigt, der sie beherrscht.

Es ist der Fluch des Längers, daß ihn das Empfinden dafür fehlt, wo ihn die Wahrheit nützen könnte.



Der Bach

J. Wegerer



„Dös is allaweil so a Gschicht mit dera Kraxlarci. Zerscht woaßt nia net obs Bier drobn a frisch ist und nacha gibts bloß a gsteckelte Milli.“

Öffentliche Mahnung

In einem fränkischen Städtchen saß die Gemeinde am Sonntag in der kleinen Kirche beisammen, der eigentliche Gottesdienst war vorüber und der Pfarrer machte den Anwesenden noch einige Mitteilungen aus dem Gemeindeleben. Er nahm eine Liste vor und sagte:

„Die folgenden Mitglieder der Gemeinde sind im Laufe des vergangenen Halbjahres in das ewige Leben eingegangen: Paul Buchner, Fritz Schotenhamel, Ferdinand Eggbrecht, Rupprecht Böhm, Georg Büßler, Ludwig Weiger“ — und viele andere Namen folgten.

In der Kirche verbreitete sich eine eifrige, unheimliche Stimmung, denn alle diese Leute, die der Pfarrer da so vornehmlich nannte, saßen wohlbehalten in den Kirchenstühlen und sahen mit großen, erstaunten Augen und mit ängstlich verballerten Mäulern zu dem Pfarrer empor. Mächtig stockte dieser und sagte:

„Ich muß um Verzeihung bitten, liebe Freunde, ich bin aus Versehen in eine falsche Liste geraten. Diejenigen, die ich gerade genannt habe, sind nicht gestorben, sondern sie haben ihre Kirchensteuern noch nicht bezahlt.“

Splitter

Schwefelsteine brennen, das ist auf Erden sel!

Alle Bösen springen nicht durch Reisen.

Die beste Sprache hat keine Worte — nur ein Herz.

Gedächtnis ist das, wonit man alles vergißt.

Ein Feinschmecker

Er: „Denk dir, Karl, unser Vogel hat dem Tapezierer den Kleister weggefressen.“

Er: „Und deine Suppe hat er heute mittag leben lassen.“

Predigt

Als die Franzosen nach der Schlacht von Aspern in ihren Bulleinen belagerten, die Österreicher hätten 30 000 und sie nur 3000 Mann verloren, jagte der Pfarrer von Weinzing, damals war Weinzing noch eine kleine Vorstadt Wiens, nach Schluß der Predigt:

„Und nun, liebe Pfarrkinder, laßt uns für die dreißigtausend gefallenen Österreicher fünf Vater Unser — und für die dreißigtausend Franzosen den Glauben beten!“
H. K. B.

Saphir

Auf einer Abendgesellschaft, wo auch musiziert wurde, eroberte ein junger Held das Glas und rief überwiegend:

„Mozart lebe!“

Die Anwesenden fielen im lauten Eifer ein, nur Saphir, der auch zugegen war, sagte gelassen:

„Paßt uns lieber auf unsere Gesundheit trinken, denn glaubt mir, Mozart wird länger leben als wir!“
H. K. B.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten und
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Liebe Jugend

In der Zeitschrift „Neues Volk“ 1934, 2. Heft, findet sich auf Seite 15 folgende Stelle:

„Wenn es Abend wird, legt die Magd die alte messingene Bettwanne ins Bett der Bäuerin, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist!“

*

Da ist die öffentliche Peinigung der Konfirmanden. Der Geistliche fragt nach Vätern von Paul Gerhard. Von den Konfirmanden sind auch schon viele genannt worden. Aber der Herr Pastor möchte noch ein Abendlied wissen (Nun ruhen alle Wälder).

Da antwortet feilsch ein größeres Mädchen:

„Geh aus mein Herz, und suche Freud.“

*

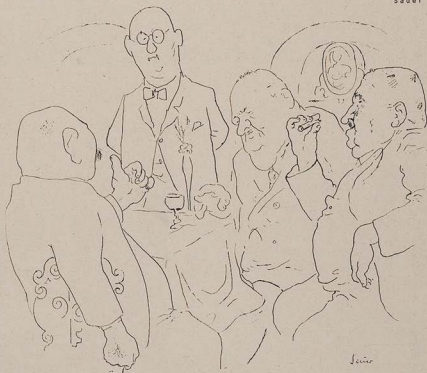
Der Ferienaufsatz

Der kleine A.B.C.-Schütz Edi wollte während der großen Ferien bei seinen Verwandten auf dem Land. Hauptächlich vertrieb er sich die Zeit mit Kuhhüten. Einmal durfte Edi mit seinem Onkel zum Pilskammeln gehen, welche er fein säuberlich getrocknet seiner Mutter mit nach Hause brachte. Doch auch die schönsten Ferien haben ein Ende. Am ersten Schultag mußte Edi einen Aufsatz schreiben über das

Thema: „Wie verbrachte ich meine Ferien?“

Da war unter anderem zu lesen:

„Einmal durfte ich mit Onkel zum Schwämmeljucken gehen. Auch Kühe habe ich gehütet. Diese dürfte ich und brachte sie meiner Mutter mit nach Hause.“



„Tja, meine Herren, früher wäre die Flottenfrage nicht so rasch gelöst worden!“ „Kunststück, damals hätte man ja auch erst nach unserer Meinung gefragt.“

Deshalb!

„Worum heißt es denn eigentlich zumer nur
„Mutter“ sprache?“
„Na, deshalb, weil der Vater nie etwas zu
sagen hat!“

Bücher

„Hallo, Lisa, wo gehst du denn hin?“
„Ich möchte mir ein paar Bücher kaufen!“
„Welche denn?“
„Das weiß ich noch nicht. Ich habe nur
gestern eine reizende Veklampe geschenkt be-
kommen!“

Geiz

„So einen geizigen Menschen wie Albert
habe ich noch nie angetroffen!“
„Ja! Geizig wenn er lacht, geschieht dies
auf Kosten anderer!“

Au!

„Allo, jetzt laß mich bald in Frieden! Zum
fünften Male fragst du mich jetzt schon, wie-
viel Uhr es ist!“
„Na, deine Antwort lautet doch jedesmal
anders!“

Gespräch

„Grüßen Sie, der Ketz hat mir empfoh-
len, auf den Jochenpöten zu stehen. Das sei
sehr gesund!“
„Mag sein! Aber stellen Sie sich, bitte, auf
Ihre eigenen!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bestdichter, der geist-
reiche und temperamvollste Konfessionier des deut-
schen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger
Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in
einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die
lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen
Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische
Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage
rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten
heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Bekanntmachung

Im schwarzen Brett der kleinen Gemeinde
hängt folgende Bekanntmachung:

Derjenige, der den oder die Täter, der oder
die den Mord, der an der Bräute, die an dem
Weg, der nach Lechhausen führt, liegt, sieht,
unangekündigt hat oder haben, anzeigt, erhält
eine Belohnung!

Frage

„Na, Karl, warum bist du denn so traurig?“
„Ach denke dir, ich habe beim Nennen fünf-
zig Namen verloren!“
„Na, warum gehst du nicht langsam!“

Berechtigt

„Eigenerin (aus der Hand lefend):
„Vassen Sie sich waschen! Es wird jemand
Ihren Weg kreuzen!“
Automobilist: „Wäre es nicht besser,
Sie warten den anderen?“

Schreckliches Zukunftsbild

Der übliche Streit zwischen Vater und
Mutter ist wieder einmal zu Ende. Krüppchen
hat aufmerksam zugehört. Nun fragt er:
„Mutter, wenn ein kleiner Junge sehr, sehr artig
ist, die ganze Zeit, wenn er klein ist, muß er
dann auch heizen, wenn er groß ist?“

Das Wunderkind

„Erreicht die Kleine denn niemals?“
„Doch, aber nie öffentlich — sie fürchtet
sich ja, mißverstanden zu werden.“ F. S.

Die letzte Dummheit

Bräutigam zum fünftägigen Schwägerbater:
„Ich bitte um die Hand Ihres Todtes!“
Schwägerbater in ip: „Sie haben mich
bisher zu viele Dummheiten gemacht!“
Bräutigam: „Ich schwöre — dies ist die
letzte!“

Mißverständnis

„Der arme Lehmman ist man von aller
Qual und allem Leid erlöst!“
„Aber! Ich dachte gar nicht, daß seine
Frau so schwer krank war!“

Brustm
Vin

DIE PLIN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach
Bilderserien von 24 bis 120 Stk. Selbstausgabe
liefert wir 20 Stk. für 90 Pl., die ganze
Serie von 120 Stk. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.

München 2 NO — Herrnstraße 10

EXAKTA

KLEINBLD
REFLEX



Auswechselbare Optik bis 1/2 Schlitze
verschieden 1/1000 1/2 Sek. Selbstausgabe
HAGEL KAMMERLUND - OLSSON STENBERG
Zur Ausstellung Köln: „Arbeit und Erholung“
21.6 - 14.7. 1935 Westwall Übergang. Std. 304

Inserieren
bringt Gewinn!

1935 / JUGEND Nr. 28

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pl., postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohn-
räume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bildliebhaber Ersatz an den
Vierfarb-Kunstbildern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pl., 65 Pl.
und 90 Pl., je nach Größe, zusätz-
lich Postporto durch den Kunst-
handel und den unterzeichneten Ver-
lag zu beziehen sind. Der sehr
behaltene Katalog (Preis RM. 2.70
zusätzlich Postporto) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS- UND SCHNITT-
FERNFUR. F. T. JANNOWITZ SAMUEL, NR. 318



GEGRÜNDET VON
BERLIN 80 16
KUNSTSTADT 20

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Leset den

Sportlicher

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzei-
tschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischers Verlag - Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mi-
llionen von Exemplaren als Wandstreck
verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist KREMPERHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesamt-
menschlichen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart, 480 Seiten in Ganzleinen gebunden
RM. 2.80. zusätzlich 40 Pl. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

FOTO-ECKE

Rechts und links am Wege

Sommer, Sonne und die Kamera: Triologie des Foto-Amateurs! Mit frohen Plänen und einem kleinen Vorrat an Kollodien in der Tasche geht es hinaus ins Freie, in die Natur. Und es ist richtig, daß wir eine bestimmte Pläne gemacht haben; dann erhält unsere Arbeit Verwirklichung, und wir können nicht sinnlos hier und dort, ohne rechten Kontakt mit unserem Motiv zu haben.

In der Natur wird vielleicht das Stimmungs- und Landschaftliche primäre Rolle spielen; darüber soll aber nicht das Unscheinbare vergessen werden. Man fotografiert es so nebenher, gewissermaßen als Skizze. Vielleicht dient sie später zur Ausarbeitung einer wirkungsvollen Verwirklichung.

Fotografische Skizzenzeichnungen besitzen überhaupt großen Wert. Sie stellen einen Weg zur Bildmäßigkeit dar. Denn wir sind dann gezwungen, auf Kleinigkeiten zu verzichten zugunsten unseres Eigentlichen, das in klar erfüllt werden muß. Die Bildmäßigkeit setzt also Großaufnahme voraus. Wir lernen, mit der Kamera nahe an ein Motiv heranzugehen. Und das ist ein wichtiger Schritt, der uns z. B. später bei der Darstellung des Menschen dienlich wird.

Rechts und links am Wege: Gemeint sind unscheinbare Motive, an denen die meisten vorbeilaufen, ohne überhaupt zu ahnen, welche Werte in ihnen stecken. Es gehört keine „romantische Liege“ dazu, um solche Bildvorwürfe zu finden. Ob wir durch die Großstadtstraßen gehen, auf einsamen Feldwegen wandern oder die Landstraße benutzen, überall finden wir solche unscheinbaren Motive. Und sie sind es eigentlich mit, die uns in jedem Gelände ohne große landschaftliche Reize über eine Motivreihe hinweghelfen. Ein paar Feldblumen am Wege, ein Stilleben auf der Straße oder auch nur ein einfacher Zaun mit Licht und Schatten sind Motive, aus denen ein ansprechendes fotografisches Bild zu liefern.

Wichtiger Rolle spielt das Licht-Schatten-Moment. Es wirkt belebend und gestaltet unsere Kleinmotive inhaltlich. Das Beispiel Zaun oder Gitter läßt ohne weiteres deutlich werden, wie hier der Wechsel zwischen Hell und Dunkel das Ganze trägt. Wir wissen es alle längst, daß das Studium von Hell und Dunkel für unsere fotografische Arbeit grundlegende Aufgabe ist, um jedes Motiv angemessen auszuwählen und richtig zu erfassen. Das Empfinden für diesen Wechsel zwischen der Tonwerte muß erst erlernt werden. Und gerade am Kleinmotiv haben wir eine Möglichkeit, um unser Auge für diese wichtigen Dinge zu schulen. Denn im Kleinmotiv gehen Licht und Schatten den eigentlichen Wert. Das ist auch mit ein Grund dafür, daß viele solche Motive nicht erkennen. Denn ihnen fehlt das Empfinden für einen solchen Maßstab.

Rechts und links am Wege treffen wir auch Motive von hohem heimatkundlichen Wert. Schon die Windmühle stellt ein markantes Beispiel dar, das immer wieder neu und schön ist. Gerade die Kleinstadt und das Dorf sind reich an anspruchsvollen, aber doch lokalhistorischen Motiven. Da liegen noch wichtige Aufgaben. Reichliche Beobachtung und zarte Entwicklung sind die Vorbedingungen für solche Aufnahmen. Dann erst gelangen all die feinen Tonwerte zur Abbildung, die wesentlich zur besonderen Stimmung solcher Motive beitragen.

et-1.



„Auf Wiedersehen, Herr Professor!“

„Weshalb titulieren Sie mich Professor?“

„Weil Sie in der Zerstretheit ganz vergessen haben, Trinkgelder zu geben!“

Entscheidende Antwort

In amerikanischen Redaktionen ist es üblich, über besondere Probleme, die die Leserschaft gerade interessieren, bei berühmten Zeitungsleuten Kundfragen zu veranlassen. Einzelne wollte eine Zeitung auf diese Weise die alte Streitfrage lösen, wer der größere Komponist gewesen sei: Bach oder Beethoven. Man wandte sich auch an Hans von Bülow, der das Fiktural ärgers in den Papstkreis warf. Als man in der New Yorker Redaktion alle anderen Antworten eingelaufen waren, telegraphierte sie dringend an Bülow, er möchte doch, falls ihn für eine längere Ausrufung die Zeit fehle, wenigstens ein Wort die Frage entscheiden: ist Bach größer oder Beethoven? Die Bitte um das eine entscheidende Wort fand Bülow rührend; er telegraphierte seine Antwort: „Ja!“

H. M.

Verzweiflung mit Maßen

Renoir, der große Maler und Frauenfreund, war unter aufsehenerregenden Umständen von einer Freundin verlassen worden, an der er, wie man allgemein wußte, sehr hing. Ein Freund besuchte ihn am nächsten Tag in seinem Atelier, um ihn zu trösten. Aber er fand den Maler feierlich und sehr konzentriert vor seiner Staffelei sitzend, ganz in die Arbeit an einem neuen Bild vertieft.

„Wie gut“, meinte erleichtert der Freund, „daß du die Sache so gefast erträgst. Ich fürchte, dich völlig vergewisselt anzutreffen!“

Renoir erwiderte mit Pathos: „Oh! Du hättest mich gestern sehen sollen!“

H. M.

Amtliche Bekanntmachung in einer Tageszeitung aus dem Jahre 1840

„Es merke sich der, der den, der den, den Stadtweiger umgebenden Zaun, den B. dieses Befehlshäuf, angezeigt, die Anzeige, daß er für das Nichterfüllung des Namens, unter Verführung seiner Namens, eine der Sache, die die höchste Strafe verdient, angesehene Verlobung, von der Commission, die die allgemeine Ordnung erhalten soll, erhalten soll. Zugleich wird hiermit von Neuem das, daß das, das mutwillige Befehlshäuf betreffende Vergeß, selbst für den sehr strenge ist, der den, der den Unfang vertritt, kennt, und ihn nicht bekannt macht, bekannt gemacht; wonach sich ganz und gar all und jeder, ganz und gar sich all und jeder Unerfüllung schämender gute Bürger, der gewiss wünscht, daß man alle die, die die, die Polizei verhörende Frechheit, für die, für die Schönheit unserer Stadt getrossenen Eintrachtungen keinen Sinn zu haben, haben, mit aller Strenge richten möge, richten möge.“

H. K. B.

Leist
die
Jugend!

Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen des Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera zahlt Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Die Seelengymnastikerin

„Gundula Kneche — Gymnastikerin (eigenes System), Kurzzeiten täglich von 9—11 Uhr und von 14—17 Uhr“ stand an ihren Türschild zu lesen. Aber niemand las es und niemand interessierte sich dafür. Gundula Kneche, die ihren Namen alle Eher machte, wartete seit Eröffnung ihrer Schule täglich von 9—11 Uhr und von 14—17 Uhr auf Schüler. Wie eine sehr muntere Spinne saß sie da und hoffte, daß sich jemand in ihren Netzen fange. In der Zwischenzeit baute sie ihre System aus. Dieses System jummerte geknickt die 293 anderen Gymnastikerinnen und tat eine gehörige Dosis eigengebaute „Krampe“ dazu. Das Produkt hieß „Seelengymnastik“ — ein Opfer dafür war, wie gesagt, bisher noch nicht gefunden worden...

Eines Tages geschah das Wunder. Es klingelte an Gundulas Tür im vierten Stock des großen Mietshauses — und schnaufend stand vor den gierigen Augen der knochigen Seelengymnastikerin die Frau Großkaufmann Marie aus dem ersten Stock. Die Marie beehrte ihre uns jüngerliche Selbstbildnis der Fräulein Gundulas Augen aus, beteuerte, daß sie 178 Pfund wäge und daß ihr Mann neuerdings ein mehrwöchiges „Interesse“ für die illustrierten Bodentopfen-Netzkanten in den von ihnen abgemieterten Familienzeitschriften bezeuge — kurz und gut, sie möchte ihre Gymnastikstunden bei den Fräulein nehmen, um durch vermehrte Lebensgewohnheit bei ihrem Gatten ein erhöhtes eheliches Glück zu erlangen.

Fräulein Kneche verwies zunächst müde, daß sie mit „Körper“ und „Abmagerung“ und dergleichen unappetitlichen Dingen, wie sie bei anderen, schliefen und daraus überlaufenden Juhlanten vorläufen, nicht das Mindeste zu tun habe. Als Frau Marie jedoch entscheidend eingeknickt, dann wieder sie wohl nicht an der richtigen Stelle — brach mit Ulgewalt aus Gundula Kneche das seit einem Jahr in ihr aufgespeicherte, allein schmerzende System hervor. Sie schlug der jählingelassenen Großkaufmannin die Grundlagen der Seelengymnastik förmlich um die Ohren. „Seelenabwogenheit“, „Animalispirituallismus“, „Reizpräzision der polyphebenen Seelenbotten mit dem metaphysischen Lebensgefühl“ — die arme Manrin, die bisher als äußerste geistige Nahrung das Krümelchen der Kolonialwarenabteilung gegessen hatte, lag knochig am Boden. Sie unterschrieb willendes alle Verträge, die Schön-Gundel vor sie hinschleuderte. Mit einem Stundenplan für 21 wöchentliche Kursstunden und mit einem dreijährigen Kontrakt rannte sie treppauf.

Was in den folgenden Wochen, Monaten und — leider muß es gesagt sein — Jahren sich in der ehobenen Manrinchen Wohnung zu-

trag, war dergestalt, daß der friedliebende, angejahrte Großhändler immer mehr die angekaufte Häuslichkeit liebte und sich einen Wandel ergab, den man mit Zug und Recht als „lädlich“ bezeichnen mußte. Nein, es war nicht mehr angeschuldet! Gundula Kneche lebte ihre Seelenpädagogik an ihrem wöchentlichen einzigen Opfer brunnungelos aus — und wenn Frau Rosalie sich ermannet in ihr einfaches fülliges Hausfrauenkleid zurückzukehren wollte, behand Gundel eben und fertig wie Schokolade auf ihren Schien. Sie schlief auf Landboune und auf Negertrennung, sie drückte auf dänischen Tempelporgas und blies traumenerregend auf dänischen Hirtenspielen. Und die Dame Marie hüpfte mit fliegenden Haaren und lockerte ihre Seele...

Gundula selbst hüpfte nicht mit. Sie saß in Klappstühlen, mißhandelte Instrumente, groß mannshoch Büchertischen (es schlief auch schon an bei ihr!) und dogierte juchend ihre seelenwolle Weltanschauung. Und Frau Rosalie spürte zwar abweichend alle gangbaren Körperteile — doch nie eine erweichende Seele. Daß ihr Mann das Haas anid, merkte sie kaum noch — ihr Hien war von den ständigen heißen Aufschlagen auf dem Parkettboden schon leicht beschädigt. Sie überließ auch die zunehmende Verwüstung ihrer Wohnung. Der teure Etuf bedeckte von der Decke, wenn Frau Marie als fertiggeschüttelte Schallrin das „Häufige der Silbergeräusch“ darstellte — die wertvolle dänische Vase aus der 1. Wang-Dynastie zerlumpte für als „Erfahren auf der Menschlichkeit“. Je mehr ihre Seele ins überliche hinaufschleigerte werden sollte, um so mehr zertrümmerte ihre Lieb an soliden bürgerlichen Einrichtungsgegenständen.

Die Katastrophe kam für die faratistische Gundel erst, als sie eines Tages auch ihren Bruder mitbrachte (das verdoppelte das Homerat!), der in der Exze „Die trümpfernde Diana“ der Frau Großhändler Marie als Partner beigegeben werden sollte. Dieser Triumph der Diana sollte zugleich ein Triumph der „homogenen Lebenserlebens-theorie“ des Knechischen Systems werden. Aber, wie gesagt, es wurde eine Katastrophe, denn als Frau Rosalie vorstufte den rechten Kuff auf den schmählichen beiliebverbreiten Jüngling setzte, der verdessen der dräuenden Mithologie entgegenfiel, trachte es plötzlich auf unkon-patibische Weise: Den jungen Herrn Kneche zertrümpf war nicht das Herz — aber es zertrümpf ihn zwei Kippen im Leibe. Herr Marie weigerte sich stritte, den Schaden zu bezahlen und jagte die zeternde Seelengymnastikerin Gundula Kneche zum Tempel hinaus.

So endeten nach 24 Jahren die Gymnastikstunden der Frau Großhändler Rosalie Marie nach vor einem richtigen Abschluß. Dies aber war das Endesultat: Die Marie waren inzwischen so arm geworden, daß Fräulein Gundula Kneche samt Bruder bald darauf ihre Acht-zimmerwohnung im ersten Stock beziehen konnte. Und Frau Marie wog nunmehr — infolge ihrer Seelengymnastischen Übungen — 185 Pfund! Ohne daß anderseits von einer Seele etwas Reines-wertes zu bemerken gewesen wäre...

Dr. H.

Soeben erschien

Katalog 17

GRAPHIK

aus fünf Jahrhunderten

BÜCHER

Über alte und neue Kunst

Zusendung kostenlos

Kunstantiquariat WALZ MÜNCHEN

Amalienstraße 33 / Telefon 29/585



„Herr Schuhmann, wanns a bisserl langsama
genga, maina alle Leit, Sie san mai Freund.“

Redaktionelle Notiz!

Unsere Sondernummer
„100 Jahre Eisenbahn“
gelangt als Nr. 29 am 16. Juli zur Ausgabe.

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. V. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgedröhrt zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Vorahnung

Im Jahre 1787, als Kaiser Joseph II. sich auf Besuch zu Paris
befand, ging er eines Abends mit seiner Schwägerin, der Königin Marie
Antoinette, aus dem königlichen Theater, als derselben auf der Treppe
der Fücher entfiel, welchen sogleich ein elegant gekleideter Herr aufhub
und der Königin mit artiger Verbeugung überreichte.

„Bei wem habe ich mich zu bedanken?“ fragte die Königin.

„Ich bin Advokat in der getreuen Stadt Paris!“

„Und wie lautet Ihr Name?“

„Marinilian Nobespierre!“

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, sprach die Königin und im Weiter-
gehen sagte sie zu ihrem Bedienten: „Dieser Mann flößt mir Furcht ein!“

Joseph lachte und erwiderte: „Seit wann fürchten sich Frauen vor
Kleidern (Robes) und Edelsteinen (Pierres)?“

Tatsächlich aber brachten die „Kleider und Steine“ (Nobespierre)
die Königin auf das Schafott.

F. S.

Stabil!

Erich Wilke



„Man kann leicht «stabil» sein, wenn man auf solche Weise getragen wird.“

1935

Jugend

Nº 29
Pr. 60f

Sondernummer 100 Jahre Reichseisenbahn





Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnstrecke Nürnberg-Fürth
am 7. Dezember 1835

Begrüßung zur ersten Eisenbahnfahrt in Deutschland, zwischen Nürnberg und Fürth am 7. Dezember 1835

Glück auf, mit Gott! Der Anfang ist geschehen,
Es liegt die Strecke Bahn! —
Und soll's nach Ost und Westen weiter gehen,
Es knüpft man eben an. —

Das schöne Werk, der Gegenwart zum Lobe
Wird's sicher anerkant
Als erste Pionier, als mühsamste Probe
In unserm Vaterland.

Hoar eben geht's zu Nutz und zum Ergötzen,
Von hier zur Schwefelstadt;
Doch kann der Mensch wohl Berge auch versetzen,
So er den Willen hat. —

Und kann's nicht Einem, nun so können's Viele,
Wenn Eintracht sie umschlingt.
Doch alles Erbeben steht nach einem Ziele,
Gewiß das Werk gelingt.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eichen,
Die fest und schnurgerad,
Bedeutungsvoll nach Ost und Westen weisen?
Seht ihr den Zauberpfad?

Was schauamt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es scheint ein Elefant,
Doch er als Jagier sich zum Dienst wehrt,
Gemacht von Menschenhand. —

Und seht: er zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug,
Des Werk der Kunst gar mächtig von der Stelle,
In adlergleichen Flug.

Was ist's, das wunderbarlich heut zu Tage
Gelds' Menschenwerk belebt? —
Das Element auf dem nach heil'ger Lage
Einst Gottes Geist geschwebt? —

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheinbar nicht verwandt,
Des Prometheus in thronenden Stunden
Den Himmel küß einwandelt?

Kennst ihr das Kind des Wassers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt.
Doch Wunder wirkt's, hölt man es Flug zusammen,
Gezähnt von Menschenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nicht viel hergehaufft;
Doch Dampf ist nun auf solcher Bahn von Eijen
Das Ideal der Kraft. —

Begleitet nicht zu Kriegs- und Meidgroßem
Sinfert dies edle Geiz!
Im Feind und Glück auf solcher Bahn verkehren,
Erfreut aller Herz.

Ja, alle Ketten, Fesseln, Wehe und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einst in Eisen ungeheffen,
Zum Preis der Menschlichkeit! —

Mit Eisen, Freunde, webet ohne Vagen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht sich Europa einst darin gefangen,
Dann wird es ihr erst wohl.

Über die erste Eisenbahn

Ein Brief

Liebeswerther Freund!

Nun haben wir es also, das neue Wundertier, genannt „Das Dampfroß“. Auf polternden Rädern randaliert es schraubend und ruckwäldend durch die verwunderte Schöpfung, ein vor-sündfluthliches Monstrum, in dessen Bauche sich die Elemente ein infernalisches Stelldichein geben, unbändig an allerley Stänglein und Scheibeln herumzerren, gerne hinausmöchten aus dem kohlschwarzen Schlund und vor lauter Wuth gegen des Menschen allwissende List eben das zuwegebringen, was sie doch eigentlich zu verhindern trachten: die Bewegung.

Wäre ich ein Ingenieur oder Dampfmaschinenbauer, wollte ich Dir jezt haargenau erzählen, wie und auf welche Weise diese Bewegung zustandekommt. Ich würde Dir erzählen von der Erzeugung des Dampfes, dessen Wirkung und Druck auf die mancherley Kolben und Balanziergerätschaften, von der Übersetzung der also gewonnen Kraft auf das Radwerk, ... kurz Dich aufs Trefflichste einweisen in das ganze Geheimnis des Vorgehens. Da ich aber von alledem nur sehr wenig verstehe, muß ich mich gleichsam mit poetischen Floskeln aus der Affäre ziehen und Dir gestehen, daß die ganze Maschine zweifelsohne eine recht gute Figur macht und wohl geeignet ist, männlich einen gehörigen Respekt einzujagen vor dem Gemie ihres Erfinders. Ich habe daher etliche Leute gesprochen, die nur mit Kopfschütteln dem ganzen Treiben zusehen, sich ein- über das andere-mal bekrenzen und mit Vermutung lange könne es jezt mit dem Untergange der Welt nicht mehr dauern, in allerley Arten

Ausdruck gegeben. Ich, der ich eine fortschrittliche Natur bin, lache nur zu derley Meinung, die ganz dazu angetan ist, alles Große und Kühne im Keim zu ersticken. Gewiß, es ist mit Respekt zu sagen, ein gar höllischer Gestank, der von dem neuen Vehikulum ausgehet, ein Rüdchlein an dem der Leibhaftige seine Freude haben könnte. Gleicherweise ist der Krawall, den das schnoberrnde Instrument vollführt, kein geringer — vermeinst Du doch die Staatskutsche Seiner höllischen Excellenz daherkollern zu hören, wann sie Dir plötzlich um die Ecke herum entgegenkommt. Die Bauern machen dessenthalb auch ihre allerdümmsten Gesichter, etliche nehmen Reißaus, andere fangen an zu zittern und zu flennen, fallen in die Knie und lamentieren Dir ein Stoßgebetelein nach dem anderen herunter. Aber alles dies geniert die Maschine gar nicht; mit feuergründendem Schlund poltert sie dahin, dreht mit flinken Gelenken ihre brummanden Räder und ist samt ihrem Anhang, in dem todesmutigen Menschen sich auf den Exitus vorbereiten, auch schon wieder verschwunden. Der hiesige Pächter, durch dessen bradlrigendes Grundstück sie den Schienenstrang, auf dem das Ding sich bewegt, gezogen haben, ist völlig aufgebracht über das Gerät, weil selbiges daran schuld sein soll, daß seinen Kühen die Milch stockt vor Schreck über das Ungetüm. Auch könnte er, sagt er, nicht dalden, daß die eisernen Geleise die ganze Zeit auf seinem Grundstück liegen blieben und die Herren von der Eisenbahn möchten sie nach Gebrauch gefälligst beiseitelegen, was aber de facto gar nicht geht, weil sie mit dem Boden verhaftet sind. Die

Berlin - Anhaltische Eisenbahn.

Fahr-
für die Sommer-



Plan
Monate 1842.

Verkehrung von Berlin.

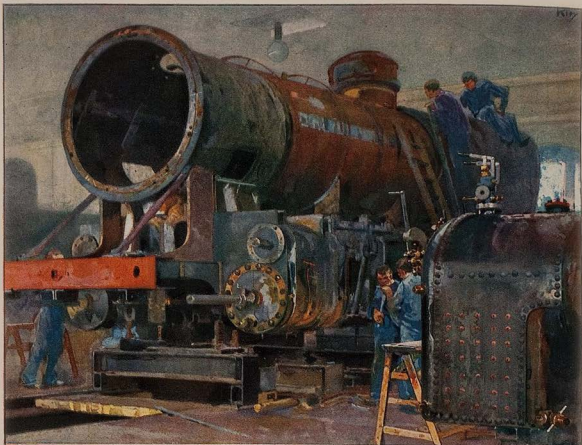
Stationen	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse
Berlin	1.00	0.75	0.50
Spandau	0.15	0.10	0.07
Stettin	0.25	0.18	0.12
Magdeburg	0.40	0.30	0.20
Hallesche	0.50	0.38	0.25
Merseburg	0.60	0.45	0.30
Leipzig	0.75	0.56	0.38
Dresden	1.00	0.75	0.50

Verkehrung von Göttingen.

Stationen	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse
Göttingen	1.00	0.75	0.50
Hameln	0.15	0.10	0.07
Springe	0.25	0.18	0.12
Verden	0.40	0.30	0.20
Walsrode	0.50	0.38	0.25
Verden	0.60	0.45	0.30
Walsrode	0.75	0.56	0.38
Verden	1.00	0.75	0.50

Güterzug für die Zwischen Stationen

Stationen	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse
Berlin	1.00	0.75	0.50
Spandau	0.15	0.10	0.07
Stettin	0.25	0.18	0.12
Magdeburg	0.40	0.30	0.20
Hallesche	0.50	0.38	0.25
Merseburg	0.60	0.45	0.30
Leipzig	0.75	0.56	0.38
Dresden	1.00	0.75	0.50



Lokomotive im Bau

Heinrich Kley

erste Dame, die es riskierte mit dem neuen Gefährt etliche Meilen weit in das Land hineinzureisen, ist die Gemahlin des Herrn Oberförster v. B. Sie wird jetzt im ganzen Bezirk als ein Wunderwesen, fast noch mirakulöser als das Dampfpaß selber, angeschaut und wann ich nicht irre hat ihr unser hochwürdiger Herr Pfarrer auch schon allerlei ernste Vorhaltungen gemacht bezüglich ihres für eine Dame so unsidlichen Gehabens. Die Wäglein, in denen man auf Reisen geht, gleichen aufs Haar den Kupés unserer alten Extraordinären, haben hübsches Polsterwerk und geblümte Vorhänge und sollen, Berichten nach, ganz säufentlich kutschieren, ohne alles Geschüttel. Leider habe ich selber noch nicht die Gelegenheit einer Prüfung besprochenen Zustands wahrnehmen können, da ich in meiner Eigenschaft als Substitut mich nicht der öffentlichen Meinung aussetzen darf und insouderheit abwarten muß, bis einer meiner Herren Vorgesetzten mir mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Was die Geschwindigkeit

der Maschine angeht, so hört man hierüber allerlei merkwürdige Ansichten. Etliche sagen, sie sei so groß, daß es einem das erste Kindsmus erbrechen ließe, andere wieder sagen, es sei gar nicht so bedeutsam, zu Fuß käme man weiter. Im hiesigen Blättchen hat ein kluger Skribent dargetan, daß die Eisenbahn das Verkehrsmittel der Zukunft sey und daß wir in hundert Jahren durch die ganze Welt reisen könnten auf eisernen Straßen. Wie dem auch sein mag, loben wir den Einfall, der uns in so fortschrittlicher Weise dem Ziele näher bringt, den Erdraum erschließt und die Beziehung der Völker zueinander zu verbessern geeignet ist.

Damit verbleibe ich für heute

Dein Dich liebender Freund

Carl Theodor Beckmann

HEIMFAHRT

Von Karl Henckell

„Im Nebel schlummern Tal und Flur;
Durch Sturmgebraus und Regen
Die tiefaufdonnernde Eisenspur
Saus' ich dem Morgen entgegen.
Es graut, und fahler Schein erwacht
Dort über jenen Höhen,
Ins Föhrendickicht verkriecht die Nacht —
Nur weiter in Lust und in Wehen!

Stoß aus, du eherner Koloß,
Die weiße Dampfessäule,
Trag' mich vorüber an Dorf und Schloß,
Vorüber in rasender Eile!
Doch wie du stampfst und wie du jagst,
Vorscheulend deine Pranken,
Stürmischer, als du stürmen magst,
Stürmen meine Gedanken.“



Jubiläumspaket zur
100-Jahrfeier der deutschen
Eisenbahn

DIE ANFÄNGE

Von Bernhard Meinke

Die Eisenbahn entstand bekanntlich erst durch die Verbindung von Lokomotive und Schiene. Aber schon vorher finden sich in der Geschichte des Verkehrs Versuche, die Dampfkraft verwirklicht zu machen. James Watt selbst beschäftigte sich auf Anregung seines Freundes und Mitarbeiters Dr. Robinson mit der Anwendung des Dampfes zur Bewegung

Dampfmaschinen den schau- lustigen Wienern im Prater gezeigt haben. Außerdem hatte sich nach einem Dokument im Archiv der kgl. Akademie in München der Optiker und Mechaniker v. Reichenbach 1824 mit dem Bau eines Dampfzuges zur Erleichterung des Transports auf gemeinen Straßen und für aus- gebreitete Gebrauch sowohl auf dem Lande



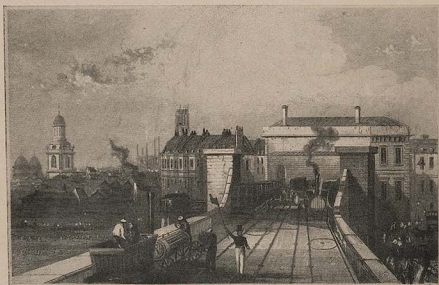
Entwurf
von Bildhauer Lothar Dietz-
München

von Fuhrwerken. 1786 führte ein anderer Mitarbeiter Watts, Murdoch, einen dreirädrigen Dampfzahn aus, der gut gelaufen sein soll. 1803 zeigte Oliver Evans in Philadelphia vor 20.000 Zuschauer einen Dampfstraßenwagen, der aber ebenfalls keine praktische Anwendung fand. Auch Rich. Trevithick und Andr. Vivian brachten 1803 in ihrem Patent für einen durch Hochdruck betriebenen Wagen für Eisenbahnen gleichzeitig die Zeichnung für eine Maschine, die Wagen auf gewöhnlichen Straßen ziehen sollte. Ein solcher Wagen, mit Personen besetzt, fuhr, von Vivian geführt, 1803 in den Straßen von London. Da jedoch durch den schlechten Zustand der Straßen und die Belästigung der Reisenden durch Höhe und Rausch der Erfolg beeinträchtigt wurde, erklärte Trevithick alle derartigen Unternehmungen für Mißgriffe und wandte sich ausschließlich dem Bau von Dampfzügen für Eisenbahnen zu.

In Deutschland entwarf C. A. Henschel in Kassel ebenfalls schon 1803 ein mit Dampfkraft zu bewegendes Fuhrwerk, wiederholte es später als Modell in natürlicher Größe und erhielt 1817 ein kurbelhaftes Patent darauf, von dem jedoch nie Gebrauch gemacht wurde. Auch in Prag soll 1815 ein Mechanikus Josef Bozek eine allerdings höchst mangelhafte zweifelhafte Dampflok gefertigt und einem gewählten Publikum im Bubeneßgarten vorgeführt haben, aber man hat nichts wieder davon gehört. Später, 1823, soll noch einmal Belgien eine um einen horrenden Kaufpreis aus England bezogene

als in Werkstätten" beschäftigt. Zweijähriges, 1826 zum Tode führendes Siechtum hinderte ihn an der praktischen Ausführung.

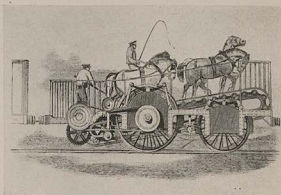
In England tauchten nach einer größeren Pause vom Jahre 1820 an wieder zahlreiche Patente für Dampfstraßenwagen auf, die hauptsächlich zur Personenbeförderung bestimmt waren. Am 1. März 1820 kündigte Belingham regelmäßige Fahrten zwischen Dublin und Belfast an; ein Jahr später machte J. Gifford mit seiner Dampfmaschine öffentliche Versuche. 1824 erhielt der Mechaniker James ein Patent auf einen verbesserten Dampfzahn, und Gordon baute einen Wagen, der durch mechanische Mittel fortbewegt werden sollte. Barclay und John Hall verwendeten bei ihrer Dampfmaschine äußerst hochgespannten Dampf, und bei einer Versuchsfahrt barst der Kessel. 1827 beachte Gurney einen verbesserten Wagen für zwölf Passagiere heraus, mit dem er vier Monate lang regelmäßige Fahrten zwischen Gloucester und Exeter ausübte. Erwähnt sei nur noch, daß 1831 der von Hancock gebaute Dampfzahn "Autopis" den Postdienst zwischen London und Kentonville besorgte und daß die von Dr. Church konstruierte schwerfällige Dampfmaschine einen Schnellwagendienst London—Birmingham mit Geschwindigkeiten von 16 bis 25 Kilometer versehen haben soll. Allen diesen Dampfmaschinen war jedoch keine lange Lebensdauer beschieden, denn der Esprit der geschicktesten Mechaniker scheiterte an der Schranke, die der beträchtliche Widerstand auch noch so guter Straßen diesen schweren Dampfzügen entgegenstellte.



Bahnhof um 1840

Als man die englische Erfindung der Eisenbahnen auf Deutschland zu übertragen erwog, hatte man *Chiemseebahnen* im Sinne. Die ersten Befürworter des Eisenbahngedankens, v. Gerstner, v. Baader und Fr. Löh, dachten nur an solche, sei es mit Pferden, sei es mit Wasserkraftbetrieb. Trotzdem gab es auch in Deutschland Stimmen, die auf Grund der Nachrichten über erfolgreiche Dampfstraßen in England die Chausseedampfstraßen den Eisenbahnen vorziehen zu müssen glaubten. Besonders ist die 1833 erschienene Schrift: „Die Unanwendbarkeit der englischen Eisenbahnen auf Deutschland“ von Prof. Dr. Wip in Erlangen zu erwähnen. Er führt darin als Nachteile der Eisenbahnen an, daß der unermessliche Kostenaufwand andererseits in England schwer aufgebracht werden könne, daß dieser Aufwand einen unermesslichen Verkehr voraussetze, um Jinsen und Unterhaltungskosten zu decken, daß durch die besondere Bahn eine Masse Grund und Boden dem Körnerbau verloren gehe usw. Wenn trotzdem in England Eisenbahnen mit Gewinn ausgeführt worden seien, so folge keineswegs, daß dies überall und namentlich in Deutschland möglich sei. Das arme, zerrissene, gelähmte Deutschland könne keine Eisenbahnen bauen und keine Eisenbahnen brauchen. Dazu gehörten andere Verhältnisse, ein anderer Handel, ein anderer Verkehr, ein anderes Volk, ein anderes Leben, eine andere Denkart, ein anderer Charakter, ja selbst eine andere Verfassung! Die Dampfkraft, das Wunder der Zeit, sei es ursprünglich gewesen, die man auf Handel und Verkehr mittels Dampfstraßen und gewöhnlicher Land- und Wasserwege anwenden wollte, nicht die Eisenbahnen; auf die Dampfstraßen an und für sich und allein würde man wieder zurückkommen müssen. Freilich gibt er zu, daß die deutschen Landstraßen für Dampfstraßen schlechterdings nicht geeignet seien und fordert deshalb eine Vervollkommenheit des Straßenbaues. „Eine Straße, im Geiste des Jahrhunderts gedacht, muß gleich brauchbar und vorteilhaft für Dampf wie für Spannfahrwerk sein. Vollkommene Chaussees sind es“, so schließt er, „die Deutschland die kostbaren und für es unausführbaren Eisenbahnen ersparen können und müssen. Die Dampfstraßen sind erfunden, geben wie man auch noch die dazu erforderlichen besseren Landstraßen, an denen es allein noch fehlt, und die Sache ist gemacht, das Bedürfnis, die Förderung der Zeit erfüllt!“

Auch J. W. Schenk, ein Kaufmann aus Elberfeld, erwähnt in seiner 1834 erschienenen Abhandlung über Eisenbahnen und Dampftransporte hinsichtlich des Nutzens, der Ausführbarkeit und der Schwierigkeiten dieser Unternehmungen die Leistungen der Dampfstraßen. Während er im allgemeinen die Eisenbahnen weitgehend bezieht — erwirft er doch in großen Zügen ein deutsches Eisenbahnnetz — ist er oft auch bedenklich und schwanfend. So spricht er einmal die Hoffnung aus, daß künftige Verbesserungen und Vervollkommenungen die jetzigen Eisenbahnen nur als einen ersten Versuch erscheinen lassen werden und daß doch andererseits, daß Eisenbahnen nur für die großen Transkontinentalhandelswege geeignet seien. Besonders über die Bedeutung der Dampfstraßenwagen hat er sich offenbar durch Wip beeinflusst



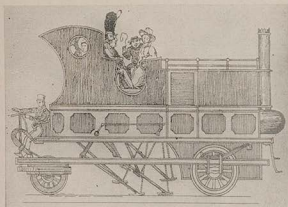
Utopischer Vorschlag einer „dampfkessellosen Lokomotive“

lassen. Schreibt er doch ganz in diesem Sinne: „Der Wert der Erfindung liegt im Dampfstraßen; die Eisenbahn dient nur dazu, den Lauf zu beschleunigen; gelüht es, dieselbe Schnelligkeit ohne Eisenbahnen zu erlangen, braucht man solche feststehende Anlage nicht mehr zu machen. Ebenso schnell wie Eisenbahnen durch Dampfmaschinen angedacht werden sind, treten sie auch wieder in den Hintergrund zurück, sobald vervollkommnere Dampfstraßen sie entbehrlich machen.“

Die Anwendung von Dampfstraßen auf gewöhnlichen Straßen fand natürlich auch heftige Gegner. Zu ihnen gehörte in erster Linie der Oberbergamt und Professor der Mechanik v. Baader. Er als Fachmann hatte die Nachrichten über die Dampfstraßen in England offenbar genauer verfolgt, als ihre etwas oberflächlichen Befürworter. Seine Kenntnisse bezeugten ihn daher 1833 zur Herausgabe einer ziemlich geschätzten Schrift über: „Die Unmöglichkeit, Dampfstraßen auf gewöhnlichen Straßen mit Vorteil als allgemeines Transportmittel einzuführen“. Die neuesten Versuche beweisen nicht mehr, sagt er, als daß es allerdings möglich sei, mit solchen Maschinen auf guten Chaussees zu fahren, daß aber der eigentliche Zweck dieser Aufgabe, Waren und Reisende schneller, sicherer und wohlfeiler als mit Pferden fortzuschaffen, bis jetzt nicht erreicht sei. Die Schwierigkeiten lägen aber nicht in den Mängeln der Ausführung, sondern im Prinzip selbst. Die Idee, durch Chausseedampfstraßen die Eisenbahn entbehrlich zu machen, sei eine technische Unmöglichkeit. Schon die Dampfstraßen der Liverpool-Manchester-Eisenbahn müßten sich sehr schnell ab, wieviel mehr ein Dampfstraßenwagen auf gewöhnlichen Straßen: der selbste Dampfstraßen müßte zur Erhebung nur mit mäßiger Geschwindigkeit fahren. Diese Maschinen könnten höchstens auf kurzen, gut unterhaltenen Strecken zum leichtesten Transport eingemessen benutzt werden, für den Transport von schweren Gütern aber seien sie durchaus unbrauchbar. Ferner sei der Werthand, den ein beladener Wagen zu überwinden habe, bei dem Zustand der deutschen Straßen zwanzigmal größer als auf der Eisenbahn und dementsprechend der erforderliche Kraftaufwand. Dampfstraßen auf gewöhnlichen Straßen müßten wegen der heftigen Stöße schwerer gebaut werden, so daß ihr eigenes Gewicht nebst der größeren Menge Wasser und Brennmaterial einen weit größeren Teil der Bewegungskraft in Anspruch nähme, außerdem seien die Anschaffungskosten zweimal so groß als für einen Eisenbahndampfstraßenwagen. Da sich die Eisenbahnen noch in ihrer Kindheit befänden und vor allem künftig billiger hergestellt werden würden, so könne man nur die unglückliche Verblendung und Einnosverwirrung derjenigen beklagen, die auf das unüberwindliche und unermessliche aller Projekte: die Eisenbahnen durch Dampfstraßen auf gewöhnlichen Straßen zu verdrängen, so vieles Geld und so viele Mühe und mechanische Geschicklichkeit ganz unnütz verschwenden haben.

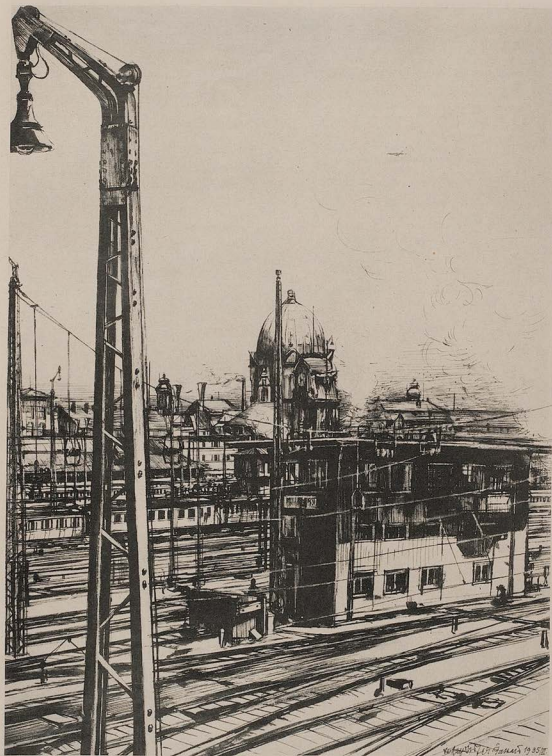
Auch der rheinische Wirtschaftspolitiker Ludolf Camphausen wendet sich 1833 in seiner zweiten Denkschrift „Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen“ gegen die Dampfstraßen auf gewöhnlichen Straßen. „Wo es Eisenbahnen für Dampfstraßen“, schreibt er ironisch, „wenn Dampfstraßen gebaut werden für Chaussees?“

(Fortsetzung S. 456)



Lokomotive mit „Stoßbeinen“

Utopischer Vorschlag



Hauptbahnhof München

H. Mayrhofer-Passau

Diese Frage scheint bei erster Auffassung so tiefend, daß sie vielfach die bequeme Aneignung erzeugen mag, den Gegenstand damit erledigt anzusehen. Sozt man dagegen: Wozu Maschinen bauen für Dampfboote, während der Wind die Segelschiffe treibt, so regelt sich die Antwort von selbst, und dennoch liegen die Gesichtspunkte, wovon beide Fragen ausgingen, nicht weit auseinander“...

Der Dampfstraßenwagen ist, wie wir heute wissen, aus den von seinen Gegnern treffend dargelegten Gründen der Dampfisenbahn unterlegen. Auch Prof. Dr. Vips ist später, durch den augenscheinlichen Erfolg der Nürnberg-Fürther Eisenbahn eines besseren belehrt, von seinen früheren Ansichten abgekommen und hat sich in späteren Schriften als beglückter Anhänger der Eisenbahn bekannt. Heute ist der Eisenbahn im Straßenwagen ein Wettbewerber entstanden, der weit gefährlicher ist als einst der Dampfstraßenwagen. Auch der Straßenwagen fordert wie einst der Chaussee-Dampfswagen Verbesserung der Straßen, ja vielleicht eigene Straßen. Wenn er aber das dazu erforderliche Kapital nicht vergüten muß — und das wird er müssen —, dann wird auch die heute manchmal vertretene Ansicht, er könne die Eisenbahnen entbehrlich machen, um mit v. Baader zu reden, eine „technische Ungeheuerheit“ sein.



Joseph Ritter v. Baader
einer der bedeutendsten Pioniere
des deutschen Eisenbahnwesens

Einwürfe des Bayerischen Landtags gegen die Denkschrift des Ritters Joseph von Baader bezüglich der Einführung von Eisenbahnen in Deutschland

1. Eisenbahnen sind in Deutschland noch zu kostspielig. Wir sind nicht so reich wie die Engländer und können ihnen solche teure Anlagen nicht nachmachen.
2. Die Konstruktion der Eisenbahn ist für unsere gemeinen Arbeiter zu künstlich und erfordert eine zu große Mühe und Aufmerksamkeit. Auch sind diese Eisenbahnen nicht dauerhaft.
3. Die Eisenbahnen sind, besonders auf längeren Strecken, der Beschädigung durch Mutwille, Bosheit und Entwendung ausgesetzt.
4. Eisenbahnen sind im Winter bei starkem Schnee nicht zu gebrauchen.
5. Eisenbahnen taugen allenfalls nur zum Transport kleinerer Gegenstände, aber nicht für schwere Steinblöcke und dergleichen, welche auf Schlitten bequemer zu laden und leichter zu verfahren sind. Durch Eisenbahnen können daher höchstens nur die kleinen Kanäle, aber nicht die „Schiffahrt auf großen Kanälen“ ersetzt werden.



Die ersten Fahrkarten

Helmuth Lersch:

LOKOMOTIVSCHUPPEN

Vor der bogengespannten Bahnhofshalle, ihrem zugeschluckenden Schlund,
neben den schwarzüberhäuften Kohlenrampen,
bei den übermannshohen Säulen der Speisewasserhydranten
steht, von singenden Gelblichtbogenlampen übergrelt,
der Lokomotivschuppen, wie eines Tempels halboffenes Rund,
Herz der donnernden, länderverbindenden Eisenbahnwelt.

Schwarz ist des Tempels undurchsichtiger Hintergrund;
Licht steht vor den zwölf weitoffenen Toren, davor ein strahlender Schienenstern.

Kreuzender Weichenkern,
zwölf Schornstumpen rauchen, in ihnen zwölf Exhaustoren fauchen,

zwölf Lokomotiven am Start, hochdruckgepannt,
messinggeschmiente Nummern vor der Rauchkammerstirnwand,
Nummern aus dem G-, P- oder D-Zug-Kollektiv; gurgelnde Injektoren

pressen Wasser, saugen aus Tenderfülle,
drücken hinein in die feuerdröhnten Adergestänge der Siederöhren,

Dampf quillt, schwillt, brüllt, dringt in die feinsten Poren
des Fünfhundertquadratmeterkessels, wirft sich durch die Spiralen
der Überhitzerschlangen,

Wirft sich mit millionenkilostarken Dampfprallranken
durch Dampfdom, Leitung, preßt vor dem Schieberregulator,
auf Stopfbüchse, Ventilis, Hahnschlit, will mit Gewalt hervor.

Über dem Aufstieg am Tender zum Heizraum zeigt sich ein
spannend prüfendes Männergesicht,
Harte Stimme, die fragend spricht:

„Fertig.“

Die Doppelmüsten der Sicherheitsventile gellen warnend Überdruckschrei!

Langsam kreisend dreht sich der Schienenstern,
Der Drehbühnenwärter gibt Zeichen: „Frei für D 8710“

Unmerklich, spielend schiebt die Regulatorstange; durch die bannende Dampfprohrbahn
wirft sich der Millionenkilodampfdruck zylierender.

Kolben gegen Kurbelruch, Pleuel schieben, Räder drehn,
langsam schiebt, rollt — Puch — Prallstoß, Dampfdruck-Gemisch
Zylinderhahngezisch,

Puch, drei vier Stöße drehn, bühnenwärts rollt die lange Lokomotive,
zehn Meter stehn
Kessellang, schon, der Tender nun, noch zehn Meter lang.

Durch die Weiche rollt in die Kurve der Koloß, die Männer
hat niemand gesehen.

Hinragt zwischen wartende Vorortzüge, an Güterwagen vorbei
die Maschine zum Rangierschienenstrang,

Ulgänzend, frischgeputzt, sauberschwartzblank.

Nur die bronzenen Armaturen schimmern wie mattes Gold.

Lokomotiven, ihr im halbrunden Schuppen, wartend am Start
kamt ihr zurück von der Fünfhundertkilometerfahrt.

Kroch ich, Bahnkesselschmied, wie in glühendes Höhlengestein,
in eure heißen Feuerbüchsen hinein:

Nachwalzte dreihundert Siederöhren, stemmte achtzig Stelbolzen,
machte Deckenanker dicht,
Verbrannte an euren Kupferplatten mein müßblödes Gesicht.
Saß, begrellt vom strahlenden Kabellicht in eurem Gluthöllenkasten,

immer nur gewalt, gebördelt, gestemmt
mit ölrußschmierigen Händen, schweißnassem Leib, rußsteifem Hemd;

Lokomotiven, kamt ihr zwischen zwei Fahrten, Kassel—Gladbach,
waren wir in nächtlicher Schicht:

Pußer, Schlosser, Kesselschmied wach — indessen der Führer
und Heizer schlief,

bis sie der Dienst wieder an Schürloch und Regulator rief.

Wir waren Mensch und Maschine, Nummern im G-, P- oder D-Zug-Kollektiv.

ANGST IN DER EISENBAHN

VON ANTON SAILER

I.

Agnes, eine feinfühlsame, junge Frau, hat etwas Heißes von Verwandten bekommen. Kurz darauf hat sich ein Zug, durch ihren Anlauf einer Kofferkarte, fülligstehend und mit Selbstverständlichkeit verpflichtet, sie nach Berlin zu bringen.

Der Zug fährt durch Städte und Felder, fährt an archaischen Gebäuden vorbei, an Pumpen, die — rot, blau oder gelb angestrichen, oft zu acht in einer Reihe stehend — bereit sind, Autos mit Brennstoff zu versorgen. Es sind Benzinpumpen. Sie haben nur ein Auge, sind mager, und den Rücken herab hängt ihnen ein langer Arm. Sie schielen und strahlen Verderben aus; stehen an den Weichbildern der Städte und auf Landstraßen. Mit einem tiefen, besessenen Haß gegen Reisende in Eisenbahnen, senden sie mit dem brechenden Blick ihres gläsernen Auges Blitze auf den Schienenstrang.

Agnes sieht zu dem Fenster ihres Wagens hinaus, und ein Etzsch trifft ihr erschrecktes Gesicht. Lange Zeit muß sie sich die Augen reiben, eilends schliefte sie auch Krampfhaft ihren Daumen in die Hand und klopft dreimal und nochmals dreimal unter das Holz der Bank. Aber die Angst geht nicht weg; so zieht sie schließlich den Vorhang herunter.

„Was ist?“ fragt ein Herr — „sehen Sie denn nicht, daß ich lesen will?“ — — „Dann lesen Sie eben nicht!“, ruft sie mit den Achseln — „der Vorhang bleibt zu, denn außen, hören Sie! außen steht — der böse Blick!“

II.

Nofa, eine Photographin, fuhr mit einer flüchtigen Bekannten, der Längsin Miggel, in deren neues Engagement. Endlos wachte die Fahrt.

Zeit dem frühen Morgen war man an nur einer Stadt vorbeigekommen, seit Stunden war nichts als Landschaft, nichts als Gegend vorbei. Nofa wurde unruhig und fragte sich bang:

„Woher geht der Zug?“

Erstlos erschienen ihr die ewig wachenden Felder und Wiesen, und voll Haß betrachtete sie die kleinen Häuser, die, mit ihren bunten Dächern zwischen den Bäumen versteckt, immer wieder sie berührten und mit beglückenden Wachen ihren Jern gegen sie, ihre Angst, hässlichten. Heftige Sehnsucht nach einer Stadt ergriß sie; doch die Aussicht, in eine Stadt zu kommen, wurde immer geringer. Man fuhr und fuhr, rasch und stetig jagte. Alle Stunden viellecht hielt der Zug. Er hielt kurz und ungeduldig, gerade als könne es ihn gar nicht schnell genug gehen, Nofa in das Verderben zu bringen. In ein Verderben, für das trostloses, unbekannte Land Erfüllung bedeutete.

— Was ist das? dachte Nofa befürcht, bei Gott — was ist das alles? — Sie rüttelte Miggel wach und starrte ihren Schreck in ein

erschrecktes Gesicht. — „Wo fahren wir denn hin?“ rief sie. „Ja!“ Wo fahren wir hin? Du, ich hab Angst vor dem Fahren! Ich will nicht weiterfahren, ich will aussteigen und zurücklaufen in die Stadt!“ — — „Sprich nicht so verrückt!“ sagte Miggel mit unruhiger,

gepeinigter Stimme. — „Warum soll ich nicht verrückt reden“, lachte Nofa; durch ihre Angst ganz durcheinander kommend. — „Warum nicht? — Oh, wenn ich an zu Hause denke! Wenn ich bloß an meine Schwester denke! Meine Schwester ist Schauspielerin! Sie fuhr übrigens einmal nach Lübeck. Sie hat soeben lang in Lübeck gewohnt! In einer Dachstube ohne Fenster, aber mit schwarzem Wachs auf den Wänden, auf dem Boden! — Meine Schwester, die Schauspielerin — oh! — — viellecht ...“

Im Eisenbahnhofe

Justinus Kerner

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen, Es schnaubt, es rüstet sich das Tier, Das eiserne, zum Zug, zum schnellen, Herbraust's wie ein Gewitter schier.

In seinem Bauche schafft ein Feuer, Das schwarzen Qualm zum Himmel treibt; Ein Bild scheint's von dem Ungeheuer, Von dem die Offenbarung schreibt.

Jetzt wald' ein Rennen, wald' Getümmel, Bis sich gefüllt der Wagen Raum! Drauf „fertig!“ schreit's, und Erd und Himmel Hinsliegen, ein dämon'scher Traum.

Dampfschnaubend Tier! seit du geboren, Die Poesie des Reisens leucht: Zu Roß mit Mantelsack und Sporen. Kein Kaulherr mehr zur Messe zieht.

Kein Handwerksbursche bald die Straße Mehr wandert froh im Regen. Wind, Legt müd' sich hin und träumt im Grase Von seiner Heimat schönem Kind.

Kein Postzug nimmt mit lust'gem Knallen Bald durch die Stadt mehr seinen Lauf Und wecket mit des Posthorns Schallen Zum Mondenschein den Städter auf.

Auch bald kein trautes Paar die Straße Gemüthlich fährt im Wagen mehr, Aus dem der Mann steigt und vom Grase Der Frau holt eine Blume her.

Kein Wand'rer bald auf hoher Stelle, Zu schauen Gottes Welt, mehr weit, Bald alles mit des Blitzes Schnelle An der Natur vorüber eilt.

Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten Wie machst du Erd' und Himmel kalt! Wär' ich, eh' du gespielt mit Dünsten, Geboren doch im wild'sten Wald!

Wo keine Axt mehr schallt, geboren, Kömmt's sein, in Meeres stillem Grund, Daß nie geworden meinen Ohren Je was von denen Wundern kund.

Fahr' zu, o Mensch! treib's auf die Spitze, Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft! Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze! Kommst weiter nicht, als bis zur Gruft.

Und Nofas hastige, febrile Reden schlugen um in erdendunnschwebender, begieriger Klänge — — — — — viellecht — bin ich auch eine Schauspielerin! Ich will auch nach Lübeck! In einer schwarzen Dachstube wohnen! Sie schrie in Miggels verstörtes Gesicht hinein: „Küßt dieser Zug viellecht nach Lübeck?“ — Und im gleichen Augenblick kam ein Zugkontrollor, sah die Kofferkarten an, zeichnete auf deren Rückseite einen blauen Strich. Er sah streng und unnahbar aus, Nofa warnte nicht, ihn zu fragen, ob dieser Zug viellecht nach Lübeck aigne. Im Weitergehen aber klappte der Schaffner nochmals die Türe auf, brante sich zurück und rief: „Will jemand weiterfahren — ins Niemandsland?“ — —

Die Beden sahen in tödlichem Schreck sich an. Mit den dunklen Vorhängen einer Nervenfalte überzog ein Weinstampf Miggels Gesicht und in ihre Tränen hinein plapperte Nofa sinnlose Worte, angstgefüllte Sätze, bedenkliche Prophezeiungen. Sie glaubte plötzlich in dem Kontrollor einen Heiratsschwärmer erkannt zu haben; stolperte auf den Gang hinaus, schielte in die anderen Abteile. Überall saßen Menschen, sie lasen Zeitungen, sie rauchten oder dösten; aber sie sahen nicht aus wie Reisende. Waren das nicht Schauspieler, als barmhertige Kommiss, als alte Frauen und dicke Händler verkleidet? — von einem feilschenden Menschen gemietet, um Schreck zu verbreiten, aber auch um trügerische Sicherheit vorzutäuschen? Wie drohend nickten ihre Köpfe, wie eifrig schwingen aller Blick! Nofa bekam Angst, eine Angst in dünnen Fäden, wie Spanat; schmerzte wickelten sich die Angst um sie. Zurückförend sprang sie auf Miggel und kuckte: „Wir sind verloren! Der Zug ist von meinen Feinden armiert und fährt ins Niemandsland!“ — Und du!“ schrie sie Miggel an — „du bist schuld! Du hast mich mitgelockt, du bist auch eine Schauspielerin, eine bezahlte Komödiantin!“ — — Miggel erwiderte unter Tränen: „Aber nein! Wie kannst du so etwas sagen? Du weißt recht gut, ich bin Prima ballerina!“ —

Nofa starrte ins Leere und starrte auf die Ballerina. Lange dachte sie an das Wörtchen „Ballerina“. Ihre Verstellungen, die sie früher davon gehabt, deckten sich durchaus nicht mit

der gegenwärtigen Wirklichkeit. Doch wenn es das gab, Tänzerinnen, die die Welt beglückten, dabei aber müde und hüßlich waren; bei allen Heiligen! die Welt führt ein — dann gab es auch einen Zug, mit Waggonen, mit Eisenbahnwaggonen, einer an den andern gehängt, mit gepreßten Reisenden und verzauberten Ebsienstrang; hinein-fahrend, sechshundert Kilometer — ins Nügendewobin!

Draußen hatte es zu regnen begonnen, kläufend schlugen die Tropfen an das Fenster. Kofa saß immer mehr in sich zusammen, ihre düstere Bergweisung traf sich friedfertig mit Maggi's Ohnmacht, und schlieflich saßen beide da, Hand in Hand, in wägender Furcht und ewigwährenden Entsetzen. — Endlich hielt der Zug wieder einmal, er hielt an einer Station ohne Stadt, ohne alles. Dabei war es ein großer Bahnhof, aber es war eben ein



Ein Herr in blauem Anzug und mit zwei knallgelben Lederschuhen verbrachte sich, noch nach Heise, und wie er sich setzte, zapfte er säuberlich die Heise hoch, schlug ein Bein über das andere und zeigte kläffende Strümpfe.

Kofa saß und hatte auf einmal Hunger, und Maggi schlief wieder ein. Vor dem Fenster waren Bäume, Wägen und Kühe, eine ganz gewöhnliche Landschaft bot sich; ein Zug ohne besondere Merkmale rollte dahin — der Parfümreisende hatte alles weggewischt, Geigenster und Angst, er hatte dafür Banalität gebracht und Mittelmaßigkeit.

Und Kofa sah Maggi an und empfand es plötzlich als peinlich, mit einem verkommenen Genie zu reisen — noch dazu Personenzug, dritter Klasse.

AN DEN FRÜHLING 1838

Den poetischen Niederschlag der anfänglichen Mißstimmung gegen die Eisenbahn
finden wir in einem Gedicht von Nikolaus Lenau:

Lieber Frühling, sage mir;
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile zeilt?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungetümmer Hast,
Früh die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts greicht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht!

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß
Frühling, süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfollgeschwind und schnurrgerad,
Nimmst der Wagen bald
Blut und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich
Die erselnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sommerglanz
Über Freie scheinst?

Oder ist des Wort ein Wahn.
Und erjagen wir
Nur auf unserer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Kesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Schweißend tüchtig Glied an Glied
Unser Eisenband?

Braust dem Zag dein Segen zu,
Wenn's vorüberschnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Boils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.



Die Flucht vor dem Drachen

Satirische Lithographie

Das Netz der Welt

Anton Leidl



Brause, du Feuerroß, fort mit dem Wagentroß,
Fernhin enteilend auf eisernem Pfad!
Über dem Talesgrund und durch den Felsenschlund
Bahnt sich den Weg das geflügelte Rad!

Mächtige Riesenkraft! Leben und Segen schafft
Deiner Getriebe gewaltig' Gebraus!
Rings um das Erdenrund knüpfest den Völkerbund,
Tauschest die Schätze der Erde du aus!

Eisenbahnvermessung

Karlsruhe auf den ersten Eisenbahnbau der Eisenbahn 1834



Rücksichtslos

(Scherzbild zum Grunderwerb durch die Eisenbahn)

Der Dichter: „Aber mein Herr, so schätzenswert mir die Ehre Ihres Besuches ist, so muß ich doch gestehen, daß ich die Absicht hatte, auch heute, nach Beendigung meiner gewöhnlichen Anzahl Verse, dort in dem Bette zu schlafen.“

Der Geometer: „Herr, schlafen Sie, wo Sie wollen oder mögen, aber merken Sie sich diese offizielle Verkündigung: Im Namen der Eisenbahn! Wer irgendeinen der zur Vermessung nötigen Pflöcke, Pfähle und Merkzeichen auch nur auf kurze Zeit herauszieht, muß die sämtlichen Vermessungskosten zahlen.“

Eine Dampfmaschinenfabrik

von

Johann Konrad Friedrich, 1789-1858

Johann Konrad Friedrich, ein fast vergessener Schriftsteller aus der Goethezeit, hat die Herausgabe des stählernen Jahrhunderts in zahlreichen topischen Entwürfen und Vorschlägen gewagt. Er beschäftigte sich selbst mit allerlei technischen Erfindungen und hatte die ernstliche Absicht, den Kaiser Napoleon mit Hilfe eines Unterboots von der Insel St. Helena zu entführen. Seine hier abgedruckte Schilderung von den Möglichkeiten und Entwicklungsphasen des Dampfzeitalters ist ein kulturgeschichtliches Dokument von großer Originalität.

Wer hätte sich wohl noch vor fünfzig Jahren träumen lassen, daß eine so flüchtige Materie wie der Dampf dereinst eine so große Rolle auf unserm Erdball, vulgo Welt genannt, spielen würde! Zwar existieren schon Dampfmaschinen seit länger als einem Jahrhundert, aber erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Allgewalt des mächtigen Dampfes in seiner ganzen Größe zu zeigen, und dennoch ist das, was bis jetzt durch denselben bewirkt worden, nur noch ein Kinderspiel gegen das, was die in unserer Fabrik verfertigten Dampfmaschinen hervorbringen werden. Die Dampfboote, Dampfpressen, Dampfzügen, sogar Dampfkanonen usw. wollen noch gar nichts sagen gegen die erstaunlichen Wirkungen unserer Dampfobjekte. Künftig werden in einer auch noch so kleinen Haushaltung unsere Dampfmaschinen ebenso wenig fehlen dürfen, wie jetzt ein Kochtopf, und das ist doch gewiß das notwendigste Utensil für alles, was einen menschlichen Magen hat.

Wir verfertigen: 1. Haus- und Hand-Dampfmaschinen, die jede häusliche und Handarbeit verrichten und folglich alle Art Bedienung überflüssig machen. Durch unsern Dampf werden die Kleider, die Schuhe und Stiefel gereinigt, die Betten gemacht,

Erwacht
im
Jugend

DIE JUNGEN ANZEIGE

im
Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-ABSCHNITTE
GERNEHME
BERLIN 50 18
RUMSTREIT 10
FERNRUUF, P. 1 JANOWITZ DANIEL-NR. 519

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellpläne durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrstraße 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgearbeiteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

(für 90 Pf. postfrei)
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrstraße 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zutrefflich Portowesen durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portowesen) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrstraße 10

Lesen den

Sportfischer

die vorzüglich ausgearbeitete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3.50

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlsruhe 44

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach zusammengefassten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 480 Seiten in Gänzeleinband gebunden nur RM. 2.50 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen

empfehlen sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrstraße 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!



Anno Tobak

Gustav Rheimen

die Stuben gekehrt, die Fenster gepußt und alle Arten Speisen aufs köstlichste zubereitet, ja sogar auch die fehlenden Ingridienzen herbeigeschafft, doch muß man sich hierzu die eigenen Koch-Dampfmaschinen wieder extra anschaffen. 2. Zug- und Lasttiere sind fortan ebenso unnütze Dinge auf der Welt, als Regierungen, mit allem, was dazu gehört; denn durch unsere Transport-Dampfmaschinen entbehrt man alle Wagen, Tragbahnen, Kutschen usw., und unsere Regierungs-Dampfmaschinen werden die ganze Welt regieren. 3. Unsere Schreib-Dampfmaschinen überheben den Schreiber jeder Art, vom größten Gelehrten und Staatsmanne an bis zum Kopisten herab, der Mühe des Schreibens; die Leute brauchen ihr nur ihre Gedanken mitzuteilen, und die Maschine bringt sie sogleich zu Papier, ja sie teilt sogar Denjenigen Gedanken und Ideen mit, die selbst keine haben: sie brauchen zu diesem Ende den Dampf nur durch die Nase ins Gehirn passieren zu lassen, und eine Welt von neuen Begriffen wird ihnen aufgehen. Unsere Maschinen werden die Felder und Wiesen bestellen, das Düngen, Säen, Ernten und Dreschen besorgen, sie werden den Wein keltern, in Fässer füllen und ihn sogar trinken, wenn es not tut, sie werden Schafe und andere Tiere scheren, die Wolle spinnen, das Tuch weben, die Kleider zuschneiden und nähen, das Vieh schlachten, die Felle gerben, das Leder zubereiten und Schuhe und Stiefel machen. Freilich wird es nun heißen: gute Nacht, ihr ehrlichen Zünftler der Schuster und Schneider, sowie überhaupt aller Gewerbe; aber zu was braucht man dergleichen auch ferner, da durch unsern Dampf sich jeder das selbst schaffen kann, was ihm not tut und er braucht. Es tritt eine vollkommene, durch Dampf hervorgerufene, Gleichheit der Stände ein, alle Welt wird die Hände in den Schoß legen, es wird keine Diener, sondern nur noch Herren geben, das wahre dolce far niente, das herrliche Schlaffleben wird beginnen, und man wird nur noch zu raffinieren haben, wie man sich Vergnügen machen soll: man wird nur noch Dampfkriege führen, und außer den Dampfmaschinen-Fabriken sind keine anderen Fabriken mehr nötig, und selbst diese werden durch den kostbaren Dampf getrieben. Vermittelt unserer Eildampfslustschiffe, von denen das erste bereits fertig ist, wird man eine Reise um die Welt ebenso leicht machen, als man jetzt eine Spazierfahrt von Stuttgart nach Cannstatt, oder von Frankfurt nach Bornheim, oder von Heilbronn nach Weinsberg usw. macht. Man kann des Morgens in Petersburg Kaffee trinken, um elf Uhr ein Gabel-Frühstück bei den Frères provençaux zu Paris einnehmen, um drei Uhr zu Lissabon zu Mittag essen, zu Washington goutieren, in Peking etwas

spät soupieren und übernachten und ist zur Schokolade schon wieder in St. Petersburg. O Dampf, wie groß ist nicht deine Kraft und wie bewundernswürdig sind deine Resultate! Manche von unseren Lesern werden unglaublich die Achseln zucken, aber nur Geduld! In kurzem wird eines von unsern Sonnen- und Mond-Eildampfslustschiffen vollendet sein, und wir werden dann auf Hochzeiten und Kindtaufen in den Mond oder die Sonne reisen, mit deren Bewohnern Brüderschaft trinken und Schwägerschaft machen, wir werden Blutsverwandte in allen Sternen bekommen, Söhne und Töchter in den Mond verheiraten, und die erfreulichste Aussicht bietet sich für unseren Überfluß an heiratslustigen Mädchen auf unsern am heiratslustigen und heiratsfähigen Männern jetzt so armen Erdball dar; denn aus dem Monde haben wir sichere Kunde, daß dort ein großer Mangel an Frauenzimmern ist und die Männer dort sehr gerne heiraten, und so ein Mondmann ist auch ein ganz anderes Ding als ein Erdmann. Ja, man wird bei lebendigem Leibe eine Reise in den Himmel machen können, um die geliebten seligen Verwandten zu besuchen und sich sein Quartier im voraus zu besetzen und zu bestellen, wenn anders der heilige Petrus den Eingang verstatet; wo nicht, so stürmt man ihn mit den mit Dampfkannonen beladenen Dampfslustschiffen und lehrt dem alten Eisenfresser Mores. Ja, selbst Schillers Worte: „und die Hölle nicht mehr sein“¹ werden in Erfüllung gehen, wenn man nur erst den Ort ausfindig gemacht haben wird, wo sie sich eigentlich befindet. Wir sollten meinen, das müsse eben nicht schwer sein.

Aus: Das Dampfboot, Unterhaltungsblatt für die gesunde Vernunft, Stuttgart 1826, Nr. 7 vom Sonntag 7. Mai, S. 30 f. Die Überschrift lautet bei F.: Wichtige Anzeige einer großen ganz neuen Dampfmaschinen-Fabrik zu Philadelphia.

¹ In der ersten Fassung des Liedes „An die Freude“, in: Thalia hrsg. v. Schiller, I. Bd. 2. Heft, Leipzig 1787, S. 5. (EL)

**Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!**



Das Unglück

Satir. Lithographie

EIN EISENBAHNGEGNER

Von befreundeter Seite wurde uns das Manuskript eines großväterlichen Lyrikers zur Verfügung gestellt. Der wackere Mann macht in bissigen Strophen seinem Unmut über die Eisenbahn Luft. Wir geben die Verse, ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung wegen, unverändert wieder.

1.

Es giert der Mensch in seinem Wahn
nach 80 frohen Lebensjahren,
doch wird er von der Eisenbahn
schon meistens vorher überfahren.
Der Tod in jeglicher Gestalt
pflückt Frucht um Frucht mit kalter Miene,
seit Neustem kommt er in Gestalt
von einer schwarzen Dampfmaschine.
Mit Rädern, groß und marterschwer,
rollt schnobernd er auf blanken Gleisen,
so kann man sonder viel Beschwer
strax in die Ewigkeit verreisen.

2.

„Rasch tritt der Tod den Menschen an,
es ist ihm keine Frist gegeben“,
eh er sich richtig umgetan,
kommt er schon durch die Eisenbahn
ums Leben.

3.

Als man den Mörder Schnaub den Stab gebrochen,
da sprach er beherd: Was ich auch getan,
laßt meinethalb mich braten oder kochen,
zerbrecht mir mit dem Schlegel alle Knochen ...
doch schickt mich nicht auf eine Eisenbahn.

Da sprach der Richter: „Freund, das Blutgerüste
ist nicht der Ort, auf dem die Hoffnung grünt ...
doch eh' ich selbst zum Mörder werden müßte —
nein, solche Strafe hast du nicht verdient.“

4.

Von Liebe hoffnungslos ergriffen
zu Jungfer Lene, die nicht mochte ...
hat Hannes seinem Lebensdachte
das beste Stückchen abgekniffen.
Er sprach: „Fahr hin, oh, Liebesglück
ich häng mich auf“ — da riß der Strick.
Nun griff er nach dem Dolch und wollt
entleiben sich auf diese Art,
doch wie es manchmal geht, es sollte
nicht sein — der Knochen war zu hart.
Wohl rief der junge Tor: „Vorbei ...!“
Jedoch die Klinge sprang entzwei.
Jetzt nahm er wütend die Pistole,
doch ist des Schicksals Tücke groß,
denn leider ging das Terzerole
nicht los.
Schon sah sich Hannes schmachlich überwinden
von einem völlig widrigen Geschick,
da ward ihm allerletzt Augenblick
die deutsche Eisenbahn erlunden.
Mit Hilfe dieser glückte das Bestreben
des jungen Fants ... er macht eine Reise
und kam auf diese hochmoderne Weise
mit größter Sicherheit um das verhaßte Leben.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/4 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—, Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160

Kleinbahnhof

Von Herbert Lestiboudois

*Hier Dienst zu tun, heiß ich beschaulich leben.
Im Kleinbahntempo geht die Zeit vorbei.
Stationsvorsteher sein, erscheint mir eben
das Schlechteste nicht. Ich würde was drum geben,
wäre dieser Posten (mit Pension!) noch frei.*

*Hier wird man rund und rosig mit den Jahren.
Nur fünfmal täglich gibt man ein Signal,
damit der Zug weiß: er darf weiterfahren.
Der tut's dann auch, indes die Hühnerscharen
Laut gackernd flüchten vor dem Roß aus Stahl.*

*Nun senkt sich Friede auf des Bahnhof's Gleise.
Der Mann vom Dienst zieht seine Miene glatt,
macht seine Schweine fett nach alter Weise,
schenkt Bier aus, redet über Eierpreise
und zeigt als Mensch sich, der Verständnis hat.*

Auf dem Bahnhof

Von Arnold Weiß-Rüthel

Da steht der Zug und raucht und dampft
auf schimmernden Geleisen,
ein Pfiff, ein Griff und donnernd stampft
er fort, um zu verreisen.

Vorbei an tausend Wundern tollt
er brausend in die Weiten,
die ganze Welt liegt aufgerollt
zu seinen beiden Seiten.

Mich läßt des Alltags zäher Kitt
an grauen Ämtern kleben,
Adieu!... nimme meine Sehnsucht mit
und einen Gruß ans Leben.

Redaktionelle Notiz!

Das Titelblatt dieser Sondernummer zeichnete Rudolf Kriesch. Der Untertitel „100 Jahre Reichseisenbahn“ wurde absichtlich gewählt. Für sein lebenswürdiges Entgegenkommen bei der Auswahl des Materials sei dem Vorstand der „Bibliothek der deutschen Reichsbahngesellschaft“ Herrn Oberinspektor Scheide-mantel unser verbindlichster Dank ausgesprochen.

Redaktion und Verlag der „Jugend“.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Illmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte
Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klarfisch des Feindebundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1933 zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seanz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen
Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Die letzte Errungenschaft

Erich Wilke



Wie sich der kleine Peperl den „Fliegenden Münchner“ vorstellt

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 30



Am Chinesischen Turm in München

Paul Segieth

DAS GROSSE HEIMWEH

VON ARTHUR M. FRAEDRICH

Ein stiller, lauer Sommerabend war es. Klar und schön stand der Mond im Plan und überschüttete die Nacht der kleinen Stilleinsel mit abertausend glühenden Lichtern. Jenseits reckte die Mühle ihre Arme, spiegelte sich im stillen Wasser, und deswärts, hinter den Schlosswällen, hinter diesen weitläufigen Anlagen verfunterten Zeiten, auf deren Scheitel Jörg saß mit seiner Harmonika, stieß der jahrhundertalten Kirche Turm in den Abend. Vom Dorf herüber wollte eines Köfers Gefläß und dann und wann der Bass der Fächer, die, neben den Tönen stehend, auf Wind fürs nächtliche Fischen warteten. Consi aber war es kirchensill.

Jörg legte den Kopf auf sein Schiffertablatur, sah träumend auf Anna, die zu seinen Füßen kauerte, und lauschte. Ihn war's, als höre er die Erde atmen.

Besucham zunächst, leise griff er wieder in die Leisten, so daß es wie Vogelgezwitscher empfindlich, schließlich mit allen zehn Fingern seiner braunen, schweißigen Hände, so daß es von Kirche und Mühle widerhallte und die Fächer verflümmten, jäh abbrechen mit dem Musenfuss übers Fischen und Entenweiden. Denn wenn Jörg Harmonika spielt, so ist das eine Feststunde. Es ist, als vergesse selbst Frau Gorge sich.

Wieder saßen alt und jung am Fischerbassin und lauschten nach den Wällen. Scharf hob sich Jörgs Schattensilb als vom Himmel; der Mond blühte aus dem Nistelschlag der Harmonika herüber. Da wurden die Fische eines vornehm gelledeten Herrn aufstich. Man jagte später, er wäre aus einem der umliegenden Bäder herübergekommen.

Dieser Herr trat auf Jörg zu, sprach auf ihn ein, eindringlich, lange, unterbrach sich mit Anna und sprach dann wieder auf Jörg ein. Schließlich gingen die drei in den Dorfkern.

Anderrings besaßen dieser Herr und Jörg mit seiner Harmonika den Küstendampfer. Anna sah ihren Verlobten leuchtenden Blickes nach. Der jedoch schien sich nicht recht behaglich zu fühlen in seinem blauen Anzug, der unter dem Druck seiner Muskeln in den Nähten zu platen drohte; der steife Kragen schien seinem braunen Eiersackchen wehrt zu emp als un bequem zu sein.

„An nu iper et gaut, Jörg, dann könn'n wir bald en Boed köpen“, rief Anna. Er schien es nicht zu hören. Dafür nicht der vornehm Herr gelassen, und er lächelte so, als lüge die Angelegenheit mit dem Boot weert noch auf dem Mond.

Vier Wochen ist das nun her. In diesen

vier Wochen saß der Fischermaat von den Stilleinseln Abend für Abend auf der Bühne eines Vorstadtheaters und spielte auf seinem Schiffertablatur. Es hatte jedoch allseits Überredungskraft gekostet, bis es soweit gekommen war; Jörg wollte nämlich nicht: Vor den vielen Menschen und in diesen blendenden Lichtern soll er spielen?

Der Hinweis, nun vor dem Ter zum Nubun zu stellen, machte ihn ebenso wenig willfährig, wie der Anblick einer prallen Preisfische. Er stierte nur immer verschüchtert drein und rieb dabei seinen Nacken an dem weissen Kragen noch rötler, als er ohnehin schon war.

Mümmatj benannte er: „Dat is mi tau hell.“ Als der vornehm Herr, der Direktor des Varietés, ihn erklärte, der Zuschauerraum werde bis auf ein paar Lampen an der Rampe völlig dunkel gemacht, sah er zwar weniger misgünstig drein, aber auf die Bühne ging er immer noch nicht. Er will im Dunkeln spielen, jehweil! Was ist dem Ehrensweites an ihm? Die Leute wollen doch nur sein Spiel hören! Und, zu Hause spielt er auch am liebsten im Dunkeln. Man hat ihm doch versprochen, er könne hier genau spielen wie zu Hause.

Das sei sogar erwünscht, darin liege ja seine Stärke, wurde ihm erwidert.

Das versand er nicht ganz; doch die Sache mit dem Licht — — —

So kam es, daß die Belästigung ihrem Namen bei Jörgs Auftreten wenig Ehre machte.

Am Nachmittag

Von Rudolf Kreuter

Der Grille Lied erstirbt am Nachmittage
Es ruht die Haupt im grünen Moos.
Der graue Turm ist wie aus einer Sage
Und eine Wolke wandert still und groß.

Die Beeren kochen schwarz am Strauch
Der rote Mohn will leis verblühen.
Staub tanzt im Licht wie goldener Rauch
Im Felde sich die Knechte mühen.

Die Eidechse schläft auf heißem Stein
Die Nymphen singen süß zur Stunde.
Der Heiland trägt die Kreuzespein
Ein Schmetterling flog ihm zum Munde.

Vom Hügel fern der Hirte geht
Langsam verliert sich seine Herde.
Leis Gottes sanfter Atem weht
Und Brot und Wein reist aus der Erde.

Nun spielte er. Und wie er spielte! Mäuschenstill verbirgt sich das Haus, willig ließ es den einfachen Volkswesen, die Jörg spielte, Gähne und Gemit; das Ungebundene, Unbeglückte, das in seinem Instrument sang und klang, war mehr als Können allein, das war ungewollt, ungekünstelt Kunst. Das war die Stimme des Blutes, die der Natur, die einen ihrer Besten in die Stadt hatte kommen lassen, damit allhier Verschüttetes wieder wach und wacher werde. Aus Jörgs Spiel sprachen seine Väter und Urväter, sprach Mutter Erde, wie sie war und wie sie ist.

Niemand fragte die weißborete Stille zu stehen, wenn er endlich die braunen Hände von den weissen Leisten nahm und nicht recht wusste, wohin mit ihnen.

Nur der Direktor des Varietés, bislang voll des Rangens ob der Wirkung dieser „Attraktion“, schmunzelte und rieb sich die Hände.

Jörg spielte allabendlich und immer so, als säße er auf den Wällen, als habe er das murmelnde Wasser und die stille Mühle vor sich und hinter sich die Kirche und das Rausen jener Zeiten, wo medienburgische Bauern wachten über Land und Freiheit. Jedoch tagsüber konnte er sich in der fremden, lauten Stadt. Der Verdunstung benimmt ihn, der spiegelnde Asphalt blendet seine Augen; Sehnsucht quält ihn.

Eines Tages kommt von Anna ein Brief:

„Lieber Jörg! Du bis du schon vier Wochen weg, nu werden wir uns en Boed köpen könn'n, nu kum man na Hus. Uns' Kraggen is schon gel um die Kartesfel haben ingeleibt.“

Seine liebe Anna.“

Halbalt ließ er das, einmal und noch einmal. Hernach klappt er gedankenverloren die Erstaten. Auf einmal steht er im Direktionszimmer des Varietés.

Er wollte nun wieder nach Hause, jagt er; der Kraggen sei mähreiß, und auch sonst wartet seiner daheim allerbald Arbeit.

Der Direktor grinst. Aber als er sieht, daß es Jörg, dem Star des Programms, ernst ist, sagt er, das sei unmöglich; das Haus sei schon für acht Tage anverkauft.

Das ist nun für Jörg kein Grund, ihn zu verwehren, heimzufahren. „Bedenken Sie doch“, fährt der Direktor eindringlich fort, „welche Verdienstmöglichkeiten Sie sich verdienen! Die Preise spricht bereits von Ihnen und möchte Sie noch recht lange gehalten wissen.“

Das fühlt er, daß es nicht so leicht sein wird, hier wieder loszukommen. Doch die Ver-



Baumgruppe

Walter Dolch-Amberg



Riedern im Kanton Glarus

August Herzog

dienstunfähigkeit ist das nicht. Soviel, daß er eine Rolle restlos kann, wird er wohl schon verdient haben; man hat ihm ja versprochen, er könne sich schon nach vier Wochen fünf und mehr Boote kaufen. Aber da ist noch die Sache mit der Presse! Er weiß zwar nicht, was Presse ist, doch ihm scheint, daß das etwas ganz Besonderes ist, das unbedingt beachtet werden muß.

Mit hängenden Schultern verläßt er das Direktionszimmer. Ziellos irrt er in der Stadt umher. Sein ganzes Denken dreht sich nur um eins: Ich kann nicht nach Hause!

Im Zoologischen Garten, wo er sich endlich wiederfindet, verhält er lange vor dem Käfig, in dem ein Verberlörwe ruhelos hinter dem Gitter auf und ab läuft. Als dieser einmal nach aufbrüllt, nickt er, als wisse er, was das Tier mit dem Brüllen sagen will.

Am Abend ist er nicht so recht bei der Sache. Er spielt ja, aber sein Spiel zündet diesmal nicht. Zum Zuhauerraum wird es schon unruhig. Doch, als Jörg sein Penium erledigt hat, geschäbt etwas, das das ganze Haus aufmerken läßt.

Der Fächermaat von der Dillseinfel legt seinen blonden Kopf auf die Harmonika und zieht den seufzenden Blasebalg so weit auseinander, wie es seine Arme zulassen.

Ein Übergang trillert, und dann, nach einer zarten Einleitung, tost wilde Musik durch den Raum. Höher und höher schwillt der Ton an. Deran, ein ergelndes Brausen wird abgelöst von einem hirschehenden Rufen und zärtlichem Streicheln.

Was spielt dieser schüchternste Fächermaat? Schreit ein Kind? Ruft ein Erntelender? Brüllt ein gefangener Löwe? Spielt er man nicht gar das alte, alte Lied: Nach der Heimat möcht' ich wieder, nach dem trauen Vaterort, wo man singt die schönen Lieder, wo man spricht manch trautes Wort...?

Ja, Jörg schreibt und ruft und brüllt mit seinem Instrument, Jörg spielt jenes Lied, das die Mütter so oft gesungen, das heute schon fast zu den Moritaten zählt. Aber so, wie er es spielt, zählt es nicht zu den Moritaten. Die Melodie ist unter seinen Händen zu einem herzzerreißenden Rufen umgeformt, zu einem willigen Sehnachtschrei, zu einer Synphonie des

Heimwehs, und in dem sanften Nachspiel rollt das Brüllen eines der Freiheit beraubten Löwen.

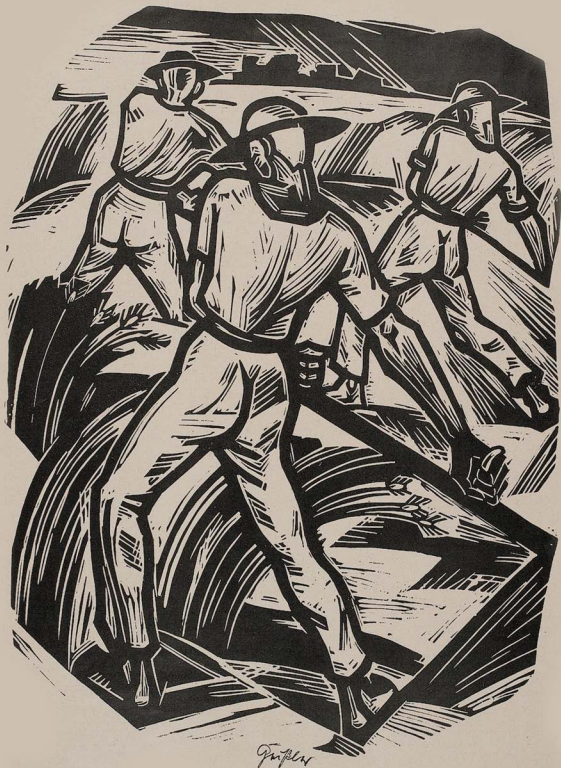
Als das Spiel vercausht ist, tost ungeheurer Beifall.

Jörg schreckt empor, sieht verwirrt um sich, reißt die Harmonika an sich, flieht von der Bühne. Er stürzt den Ausgang zu, läuft und läuft.

Acht Tage später kommt er auf seinem geliebten Eiland an.

Anna erfährt in den ersten Stunden des Wiedersehens nur, daß in der großen Stadt ein Löwe hinter einem Gitter auf und ab laufe und dann und wann erbärmlich brülle. Geld und Boot erwähnt Jörg überhaupt nicht. Anna findet sich schweigend damit ab, daß es schließlich auch ohne ein eigenes Boot geht. Hauptsache ist, daß Jörg wieder daheim und alles wieder so ist, wie es früher war.

Doch nach drei Wochen bringt der Priester Geld, viel Geld. Anna nimmt es in Empfang; Jörg ist still hinausgegangen, als er es klinkern hörte.



Die Schnitter

W. Geißler



Bei den Osterseen

Helgo Pohl

Wilhelm Woldt:

AMATEURPHOTOGRAPHIE

Ich bin ein Mensch mit regelmäßigen Lebensgewohnheiten. Ich brauche meine acht Stunden Schlaf, nehme meine Mahlzeiten pünktlich ein und verabscheue Kerwatten in Regenbogenfarben. Erzentizitäten sind mir fremd. Ich hätte daher nie etwas mit dem Photographieren angefangen, wenn nicht Cynthia gewesen wäre.

„Sie müssen photographieren lernen, Bertie“, hatte Cynthia gesagt. „Alle smarten jungen Männer photographieren heutzutage.“

Ich glaube, auch Kleopatra hat einmal zu Antonius gesagt: „Du mußt Krieg führen, Antonius. Alle smarten jungen Männer führen heutzutage Krieg. Schau Gaius an!“ Es ist dieser verhängnisvolle Ereignis, der in allen Frauen steckt. Calone und Lukrezia Borgia sind Exemplare derselben Gattung.

Es ist kaum anzunehmen, daß ein junger Mann, der Mitglied des gleichen Tennisklubs wie Lukrezia und mit ihr beinahe verlobt war, es gewagt hätte, ihr Ansuchen, einen Photoapparat zu kaufen, glattweg abzuschlagen, schon mit Hinblick auf eine geruchsame Cesta.

Und ich bin, wie schon angedeutet, kein Mensch von Renaissanceformat.

Der Apparat war ein rechteckiger schwarzer Kasten, der mich lebhaft an den Zylinder eines Zauberers erinnerte. Drückte man auf liegend einen Knopf, so trat plötzlich an den unerwartetsten Stellen etwas ganz Ubertaschendes zutage. Zum Beispiel der eigentliche Photoapparat, dessen Umpassung, wie ich annehme, Darwin auf die Ziehharmonika zurückgeführt hätte. Eines Tages, stelle ich mir vor, war der Besitzer einer Ziehharmonika dieser überdrüssig geworden. Er sagte sich: warum immer Ziehharmonika spielen, warum nicht einmal photographieren? Was ist das für ein eintöniges Leben! Und er setzte der Ziehharmonika eine Linse ein und der Photoapparat war erfunden.

Ich präferierte Cynthia den Apparat und sie musterte mich mit einem unwilligen Seitenblick.

„Warum schleppen Sie Ihre halbe Bibliothek als Ballast mit sich herum, wenn wir photographieren gehen wollen, Bertie?“

Ich warf einen betörenden Seitenblick auf die fünf dicken Bände unter meinem Arm.

„Das sind Anleitungen zum Photographieren und Gebrauchsanweisungen für die Verwendung des Apparates.“

„Und ohne die können Sie nicht photographieren?“

„Ohne den Apparat!“ gestand ich.

Meinen Vorschlag, sie in ihrem Wagen zu photographieren, wies Cynthia ab. Während wir aus der Stadt fuhren, erklärte sie mir, daß das nicht den Grundfällen der modernen Photographie entspräche. Personenaufnahmen und gewöhnliche Motive sind trivial und altmodisch“, erklärte sie. „Man photographiert heutzutage aus einem originellen Gesichtswinkel heraus. Nur die Aufnahmen eines Objekts von oben und von unten oder kleine, markante Details desselben entsprechen diesem Grundfals.“

Ich photographierte also den Schotterlandstreifen, an die Spitze einer Telegraphenstange geklammert, aus der Vogelperspektive, die Kardanwelle von Cynthias Wagen aus der Perspektive eines Regenwurm und den Aus-

puß im besten Stil eines sich an den Feind ansetzenden Cour-Adrianers. Den Rest des Tages verbrachte ich mit dem Klagen einer mildernden Windmühle freisend, in der einen Hand den Apparat, in der anderen den Leitfaden für die künstlerische Landschaftsaufnahme.

Erstschöpf, aber von festerer Spannung erfüllt fügte ich, kaum in der Stadt angelangt, zum nächsten Photographen, um die Aufnahmen entwickeln zu lassen. Ich wagte es nicht, den Rollfilm selbst aus dem Apparat zu nehmen und überließ dies seinen sachkundigen Händen.

„Ich hoffe, die Bilder werden nicht unterbelichtet sein“, sagte ich aufgeregt.

Der Photograph stierte in den geöffneten Apparat und schien über das, was er darin sah, nicht sonderlich entzückt zu sein.

„Ich fürchte, sie sind sogar extrem unterbelichtet“, sagte er. „Denn, sehen Sie, die Filmpole muß sich während der Aufnahmen in Ihrer Tasche befinden haben, nicht aber im Apparat.“

Das nächstmal waren wir vorsichtiger. Wir spannten einen Rollfilm ein und begannen zu drehen. In einem kleinen roten Fenster an der Rückseite des Apparates sollte zuerst eine Hand erscheinen, dann als Warnung drei Punkte und schließlich die Ziffer 1, als Zeichen, daß der erste Filmlreifen aufnahmefähig eingestellt ist. Es war im Lenzmoll. Wir drehten und drehten und keine Hand kam. Man wurde auf uns aufmerksam und einige schnell entzündende Hilfsproben leuchteten an. Es entstanden rasch zwei Portrien. Die für-Hand-Partei und die gegen-Hand-Partei.

Die erstere Partei hatte den Grundlag auf ihre Bahnen geschrieben, daß man mit zusammengefügten Fingern durchhalten mußte, bis die Hand erscheine und wenn es auch eine Woche dauern sollte. Die zweite Partei vertat mit Energie, Verstandlichkeit und gewandter Taktik den Standpunkt, daß die Hand übersehen hätten und daß längeres Warten auf weitere Hände keinen Sinn hätte. Es wurden auch pro-Hand- und contra-Hand-Parteien abgeschlossen. Als die Rede für pro-Hand bereits praktisch auf Null gesunken waren, erschien die Hand plötzlich, gefolgt von drei Punkten und der Ziffer 1. Von neuem Mut erfüllt machte ich sechs Aufnahmen von dem im Gang befindlichen Lenzmoll und kam erst, als ich den Film abspulen wollte, darauf, daß ich in meinem Eifer auf das Weiterdrehen vergessen und alle sechs Aufnahmen auf dem gleichen Filmlreifen photographiert hatte. Daraufhin nahm ich fünf Knöpfe von Gombias Cape als Detail-Stillleben auf und ließ den sechs Aufnahmen enthaltenden Film entwickeln.

Die Knöpfe waren leidlich gelungen. Jeder Liebhaber von Knopf-Porträts hätte an ihnen seine Freude gehabt. Auf dem ersten Filmlreifen aber, auf dem ich jedochal hinterinander das Lenzmoll aufgenommen hatte, war nicht etwa ein sechsmal aufeinandergegrichtetes Lenzmoll zu sehen, sondern etwas, was ausah, wie eine leere modernen künstlerischen Porträtaufnahmen, bei denen scharfe, charakteristische Schattenkontraste be-

sonders herausgearbeitet sind. Als ich das Bild kurzstillschaltete im Klub herumzeigte, flüchte ein bekannter Forscher, der sich zufällig unter den Anwesenden befand, mit allen Zeichen geistiger Erregung auf mich zu.

„Sie waren in Ekstase?“ fragte er.

„Ich bin nie weiter nach dem Osten vorgedrungen, als bis Mährisch-Odrau“, gestand ich wahrheitsgetreu.

„Ausgeschlossen!“ sagte der Mann. „Das ist die beste Aufnahme des Dolai Kama, die ich je gesehen habe!“

Wir gingen zu komplizierteren Aufnahmen über.

„Nennen macht prachtvolle Nachbilder“, hatte Gombia gesagt. Die Aufnahme muß irgendwie der Spiegel der Seele des Photographen sein. Sie sind nicht romantisch, Bertie!“

So nahmen wir den Mond aufs Korn.

„Sie müssen ihn eine halbe Stunde exponieren“, meinte Kitta. „Bei kleinster Blende. Dann wird es ein feines Photo.“

Überzwanzig Stunden später starteten wir das fertig entwickelte und tipierte Bild an. Es sah aus wie die Aufnahme des Inneren einer Kohlenkiste in einem der tieferen Bereiche des Chateau d'If mit einer leuchtenden Wusch imitten.

„Was ist das?“ fragte Gombia mit zusammengelegten Brauen.

„Es sieht wie eine Knackwurst aus“, sagte ich.

„Es ist ein Komett!“ rief Gombia mit jähem Entsetzensschrei. „Wir haben ihn entdeckt. Die Astronomen würden sich über diese Aufnahme wundern!“

„Allerdings“, sagte ich, plötzlich erleuchtet. „Sie würden sich wundern, daß es Leute gibt, die glauben, der Mond halte still, während man ihn photographiert, statt sich inzwischen am Himmel weiterzubewegen.“

Der Versuch einer Blighltaufnahme von vier Personen führte zu einem verwandelten Bild, das teils ausah wie die Erstürmung der Bastille durch die Bevölkerung von Paris,

teils wie ein interessantes Studienobjekt der Epizyklischen Gesellschaft. Ich betrachtete die Aufnahme im Part des Lenzmolls, wobei sie mir zugestellt werden war. Eine plötzlichen Gemütsveränderung folgend nahm ich den Apparat und schloßerte ihn mit einem Fußtritt zwischen zwei Säulen ins Gebüsch.

„Gott!“ sagte eine Stimme aus dem Gebüsch, die Stimme teilten sich zwischen ihnen traten Gombia und Kemma, der Epizyklist in Nachaufnahmen, in Erscheinung, welcher letzterer mir grinsend den Apparat reichte. Bei der Entwicklung des Films entdeckte ich eine ausgezeichnete Porträtaufnahme von Gombia und Kemma, als sie sich gerade küßten.

Es war ganz fair und anständig, denn nach am selben Abend verständigte mich Gombia telefonisch, daß sie sich mit Kemma verlobt habe und ihn demnächst heiraten würde. Trotzdem die Aufnahme wirklich die erste vollkommen gelungene war und nach der Ansicht von Fachleuten zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte, habe ich das Photographieren für die nächste Zeit aufgegeben.

Heldenverehrung

Gavrillo Princip, der Mörder des österreichischen Thronfolgers, saß in der böhmischen Festung Theresienstadt gefangen und starb auch dort. Um sein Andenken zu ehren, ließ der tschechische Magistrat von Theresienstadt nach der Gründung des tschechischen Staates eine Straße nach ihm benennen, die Princip-Allee. Es gab zwar Leute, die das als Geschmacklosigkeit empfanden, aber immerhin — — —, die Princip-Allee blieb! Schließlich hatten ja auch die Erben an der Stelle des Mordes in Grazjow eine Gedenktafel angebracht — — — und in der Schule lernen die Schömlingstern immer noch von den Dramenmördern Hammedios und Aristokratien...

Jahre hindurch standen die Strafentafeln am Anfang und am Ende der Allee; solche, starke Balken, tief in die Erde gerammt, oben ein Quercorn und darauf das emaillierte Blechbild: Princip-Allee. Bis 1934 der jugoslawische König in Marseille ermordet wurde! Da empfand man in Theresienstadt die Ehrung des Thronfolgermörders doch etwas peinlich — — — und kurz darauf waren auch die Strafentafeln weg, die Bezeichnung Princip-Allee existierte nicht mehr!

Eine Regierung des Taggefühls! Eigentlich selbstverständlich! — — nicht? — Möchte man glauben! Aber es verhielt sich ganz anders! Ausfallend war nämlich, daß die ehemalige Princip-Allee nicht umbenannt wurde — bloß die alten Strafentafeln waren verschwunden. Man ging der Sache nach! Und mußte eine betrübliche Feststellung machen!

Was man zuerst als Ausfluß des Taggefühls dem befreundeten jugoslawischen Volk gegenüber angehen hatte, erschien nun in vordemlich anderem Lichte!

Die Strafentafeln samt den dazugehörigen Balken waren — — gestohlen worden!!

R. R.



Kinderbild

F. Doll

HISTORISCHE MINIATUREN

Das ist etwas anderes

Eine Witwe aus Halberstadt kam unter Friedrich Wilhelm II. von Preußen nach Potsdam, um ihren Sohn vom Militär frei zu bitten, weil er ihr einziger war und man ihn gegen eine bestehende Verfügung eingezogen hatte. Als sie beim Könige vorgelassen wurde, hielt dieser sich gerade im Neuen Garten auf. Er las die Bittschrift aufmerksam durch und die Frau benutzte die Zeit dazu, den Herren seines Erfolges ihr Leid zu klagen. Einer der Generale sagte darauf: „Aber, liebe Frau, lassen Sie Ihren Sohn nur immer beim Militär, wie sind ja auch dabei.“ — Dies hörte der König, der gerade mit dem Lesen fertig war. „Freilich!“ fügte er hinzu. „Wir sind alle Soldaten; warum soll Ihr Sohn nicht Soldat sein?“ Da antwortete die Witwe gutmütig unbefangen: „Das wollt! Sie heben aber och weiter nicht gelemt; um mein Sohn, der is ein Schuma cher!“ Rasch befahl der König, den jungen Mann freizugeben.

Der Beweis

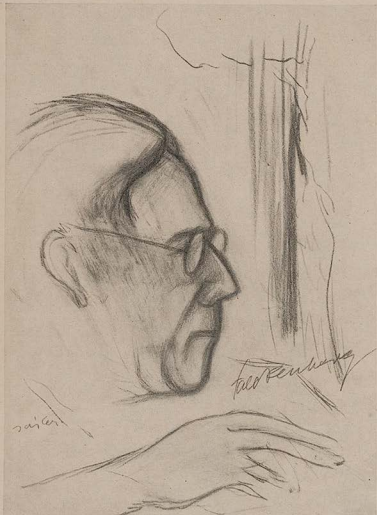
Auf einer englischen Hofstadtbühne wurde einst Hamlet gespielt. Ausstattung und Schauspieler waren „unter der Kanone“. Nach dem großen Monolog meinte ein Kritiker zu seinem Kollegen: „Jetzt wäre eigentlich die günstigste Gelegenheit, herauszubringen, ob das Geiselt von Shakespeare oder Bacon stammt!“ — „Wieso?“ fragte der andere verwundert. — „Sehr einfach! Man müßte nach London fahren, die zwei Gräber öffnen lassen und nachsehen, welcher von den beiden — sich umgedreht hat!“

Der Blitzableiter

Als der Wiener Satiriker Euphie einmal mit einem Bekannten an einen Theater vorbeiging, an dem ein Blitzableiter angebracht worden war, meinte er: „Ich finde es ganz überflüssig, daß sich dieses Theater einen Blitzableiter leistet!“ — „Wieso?“ fragte der andere. — „Nun“, entgegnete Euphie, „dort schlägt doch — obnehin nichts ein!“

Otto Falckenberg

Von Anton Sailer



Direktor Falckenberg führt Regie

A. Sailer

Ein sehr liebenswerter Mensch, der das Kunststück fertig bringt, tragfähige, erpansionskräftige Energien dauernd um sich zu sammeln. Geheiß und ein bißchen eigensinnig. Umgänglich und dabei schwer zu fassen, immer in Erregung, immer suchend, aber auch — und das ist schwerer! — verstehend und erkennend. Charakteristisch vor allem seine Art, Regie zu führen. Begernd, tastend, in stetigem Lauschen auf des Dichters Werk. Sehr schön, wie ein bedrohlicher Ausbruch nackter Menschlichkeit unter seinen schlichten Händen in den Rahmen des Ganzen gespannt wird, und in übertragener Bedeutung plötzlich mehr von der Lebensbereitschaft alles Seins fühlen läßt, als ein unbeschwertes, heiteres Wort. Dieses gütige Verstehen, mit dem hier an Menschen und Dingen gerückt wird, schafft überdies eine Atmosphäre der Aufrechterhaltung. Er bringt Vertrauen, denn er arbeitet nicht mit überlegener Kälte, sondern sucht nach dem Ausdruck seiner Herzlichkeit. Dabei greift er unbekümmert ein, zerstörend, verändernd und wieder helfend; klug und weiß wie ein alter Zauberer aus tausend Fäden schließlich ein Netz webend, in welchem die kleinen Menschenleben hängen bleiben, schallend und zitternd, gleich Taupfropfen des erwachenden Tages. Und ist die Morgenröte, bei allem Erleben tragischen Dunkels, denn nicht immer vorzugehen? Eine gewisse Ebnung, eine stille Verjüngtheit ist übrigens an ihm nicht zu verkennen. Also etwas vertraut? Nein! Aber sehr verliert und sehr hingabegeben an konkrete, sich stets verdichtende Visionen.

Jeder hat sein Ideal

Von O. Henry

Autorisierte Übersetzung von Anna Drawe

Punkt sechs Uhr legte Jey Enigglestisch sein Handwerkszeug nieder. Jey war Schmiedergeselle. Den lieben langen Tag schuftete er inmitten des überlickenden Dampfes einer Schmiedewerkstatt. Aber nach getauer Arbeit ging Jey seinen Idealen nach.

Es war Samstag abends, und der Chef legte — ungenügend genau — zwölf Dollarscheine in Jveys Hand. Der wusch sich soviel wie gerade nötig war, zog den Rock und den Kragen mit der grellen Krawatte an, setzte den Hut auf und machte sich auf den Weg nach seinen höheren Jelen. Denn jeder von uns muß ein Ideal im Leben haben, sei es nun die Liebe, das Spiel, unsere Leibschiffe oder die Stille unserer Bibliothek.

Gleich darauf können wir Jey erblicken, wie er unterhalb der dämmenden Hochbahn, zwischen langen Reihen anderer Schmiedewerkstätten die Straße entlang wandelt. Bleich, gebückt, nichts sagend, unsauber, zu lebenslänglicher Körperleider und geistiger Armutigkeit verurteilt ist dieser Jüngling, und doch kann, wie er nun sein billiges Stöckchen schwingt und geräuschvoll den Zigarettenrauch ausbläst, kein Zweifel darüber herrschen, daß sich in seiner engen Brust der Vulkan gesellschaftlichen Ehrgeizes entwickelt.

Jeyss Reine tragen ihn zu der berühmten Unterhaltungsstätte, die Café Maginnis heißt; verämbt ist sie, weil in ihr Billy McMahan verkehrt, nach Jeyss Ansicht der größte, der wunderbare Mann, den die Welt je hervorgebracht hatte.

Billy McMahan war der politische Führer dieses Stadtteils. Sein war die Macht und seine Hand konnte Ehren und Nachruhm ausstellen. Jetzt, als Jey eintrat, stand McMahan als großartiger Triumpheator inmitten seiner Anhänger und Wähler. Es war gerade wieder einmal eine Wahl gewesen und ein überwältigender Sieg war errungen worden. Jey schlich sich zum Bartisch und startete klopfen des Herzens auf sein Ideal.

Wie großartig er doch war, dieser Billy McMahan, mit seinem großen, glatten, lachenden Gesicht; seine grauen Augen, die Geschwindigkeit ausstrahlten, seine Stimme wie ein Trompetensignal, seine fürstliche Haltung, seine dicke Dreifachse, all das machte auf Jey einen gewaltigen Eindruck — wahrhaftig, er war ein König unter den Menschen! Wie verdummt er doch seine Unterführer, obgleich auch die mit ihrem glattrasierten Kinn, ihrer wichtigen Miene und ihren tief in den Taschen der kurzen Überzieher verfunkenen Händen bedeutend genug aussehenden Billy aber — nein, Werte können die Bewunderung, die Jey Enigglestisch für ihn hegte, nicht auslöschen!

Das Café Maginnis hallte wider von Gelasgeschrei. Die Barleute in ihren weißen Röcken entkorkten eine Flasche nach der anderen. Der Rauch dieser Havannazigarren erfüllte den Raum. Die Ausgewählten schüttelten McMahans Hand. Und plötzlich erwachte in Jeyss von Bewunderung erfüllter Seele ein kühner, erregender Jympuls.

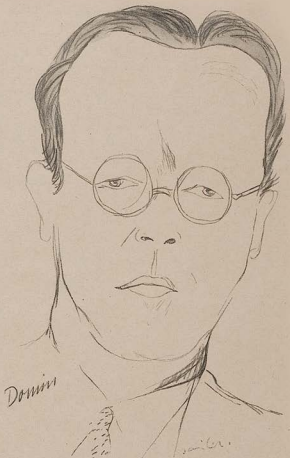
Er ging an die majestätische Erscheinung heran und hielt ihr die Hand hin. Billy McMahan ergriß sie ohne zu zögern, schüttelte sie und lächelte. Von den Göttern, die ihn vernichten sollten, mit Wahn sinn geschlagen, wurde Jey immer kühner und kühner.

„Wollen Sie ein Glas mit mir trinken, Billy“, fragte er vertraulich, „Sie und Ihre Freunde?“

„Habe nichts dagegen“, sprach der große Mann.

Das letzte flüchtige Verstand schwand aus Jeyss Hirn. „Wein!“ rief er dem Barmann zu und wankte ihm mit zitternder Hand.

Der Flaschen wurden entkorkt; der Champagner prelle in der langen Reihe Gläser auf dem Bartisch. Billy McMahan nahm das seine und nickte Jey mit strahlendem Lächeln zu. Seine Vertrauten er-



Der Schauspielerei Domin

A. Sailer

griffen die ihren und brüllten „auf das Wohl des Expenders“. Jey trank seinen Nektar im Delirium. Alle tranken.

Jey warf seinen Wochenlohn in verfallenen Noten auf den Bartisch. „Stimme“, sagte der Barmann, die zwölf Dollarsnoten glättend. Nun begann jemand Einzelheiten vom Resultat im ersten Wahlkreis zu erzählen. Jey lehnte eine Weile am Bartisch, dann verließ er das Lokal.

Er ging durch Straßen, die immer arbeitsamer wurden, bis er zu Hause war. Dort führten schon seine dicke Mutter und seine drei zänklichen Schwäger auf ihn los, um ihm seinen Wochenlohn zu entreißen. Als er ihnen die Wahrheit gestand, erhob sich gewaltiges Wehklagen und Schimpfen. Aber selbst als die Weiber nun auf ihn loszuschlagen begannen, ließ Jeyss Freudeentwurf nicht nach. Sein Kopf schwabte in den Wolken, Sterne erhellten den Weg seines Triumphezugs. Verglichen mit dem, was er erlebt hatte, bedeuteten der Verlust eines Wochenlohns und das Geräch der Weiberzungen nichts.

Er hatte Billy McMahan die Hand geschüttelt!

Billy McMahan hatte eine Frau und diese Frau hatte einen leisen Kummer: Es gab vornehme Häuser, in die sie trotz der Stellung ihres Gatten keinen Zutritt hatte.

Billy McMahan war ein Diktator in der Politik, eine Macht im kaufmännischen Leben, ein Großmogul; gefürchtet und geliebt von Tausenden. Von Tag zu Tag wurde er reicher; die Tageszeitungen

umgaben ihn stets mit Journalisten, die das geringste Wort der Weisheit aus seinem Munde aufzeichneten; es war ihm sogar die Ehre widerfahren, daß ihn eine Karikatur als Tierkämpfer darstellte, der den Tiger (die politisierte Volksmenge) an der Leine führte.

Und dennoch nagte auch an Billus Herz ein Wurm. Es gab eine Seite Menschen, an die er nicht herangelangen konnte, die er nur von ferne betrachten konnte wie Moses das geliebte Land. Auch er hatte seine Ideale, genau so wie Jken Enigglestich und zuweilen, wenn er daran verzweifelte, sein Ideal erfüllt zu sehen, kamen ihm seine eigenen Tugenden wie ein leeres Nichts vor. Und Frau McMabans volles, aber bühnisches Gesicht trug nicht selten den Ausdruck der Unzufriedenheit, selbst das Kaufen ihrer jeden Abend neuen Kleider wie Einzig.

Im Restaurant eines der vornehmsten Hotels der Stadt, das gerade in der Mode war, hatte sich eine kleine Gesellschaft versammelt. An einem der Tische saßen Billy McMahon und seine Frau. Meistens schwiegen sie, aber der äußere Glanz, der sie umgab, machte Worte entbehrlich. Frau McMabans Brillanten wurden nur von wenigen Juwelen im Saale überstrahlt. Der Kellner trug die teuersten Weinmarken zu ihrem Tisch. Und es war schwer gewesen, sich eine imposantere Gestalt vorzustellen als Billy im Frack.

Der Tisch war voll mit hochgewachsenen, schlanken Männern, etwa dreißig Jahre alt, mit vertrauten, melancholischen Augen, einen Van-Dyck-Bart und felsig weißen, mageren Händen. Er hatte nichts anderes bestellt als ein kleines Bröckchen, trockenen Toast und Mineralwasser. Dieser Mann war Gertrant Van Dunsink, Besitzer von achtzig Millionen Dollars, der einen geblühenden Sitz im engen Kaum der allerersten Gesellschaft eingenommen hatte.

Billy McMahon sprach mit niemand, denn er kannte hier niemand. Van Dunsink blickte unausgesetzt auf seinen Teller nieder, denn er wußte, daß jede in diesem Saale nach einem Biss von ihm hungerte. Wenn er jemandem zunickte, so bedeutete es eine Art Nicken, und Van Dunsink legte keinen Wert darauf, zu viele Personen in den Adelsstand zu erheben.

Und nun tat Billy McMahon das Unerwartendste und Kühnste, was er je in seinem Leben getan hatte. Entschlossen stand er auf, ging zu Gertrant Van Dunsinks Tisch und hielt dem Multimillionär seine Hand hin. „Sagen Sie mal, Herr Van Dunsink“, sprach er, „habe gehört, daß Sie eine Reformaktion zugunsten der Armen unseres Landes planen. Ich bin nämlich McMahon. Wenn das stimmt, so will ich alles tun, um Ihnen zu helfen. Und wenn ich was will, dann geschieht's auch in meiner Welt.“

Van Dunsink ein wenig mehr Augen bekamen Glanz. Er erhob sich und ergriff Billy McMabans Hand.

„Danke, Herr McMahon“, sagte er ernst. „Ich habe tatsächlich die Absicht, ein Werk dieser Art in die Wege zu leiten. Ich werde mich freuen, wenn Sie mich bei meiner Aktion unterstützen. Und ich freue mich auch, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Billy schritt zu seinem Tisch zurück. Ja, er hatte den Nittschreich empfangen, und man sah es ihm an. Hundert Augen waren voll Neugier und Bewunderung auf ihn gerichtet. Frau McMahon starrte vor freudiger Erregung. Und auch einmal erinnerten sich viele Leute im Saal, daß sie die Ehre hatten, Herrn McMahon zu kennen. Dinge um sich her sah Billy nichts als lächelnde Mienen und Verbeugungen. Er war förmlich eingeblickt in eine Aulade von Macht und Größe. Seine gewohnte kühle Ruhe verließ ihn.

„Wein für die Bande!“ befahl er dem Kellner, mit dem Finger deutend. „Wein für die dort drüben. Wein für die drei Herren bei der Palme. Sagen Sie ihnen, ich zahle alles. Verflucht nochmal! Wein für alle!“

Der Kellner wagte, ihm ins Ohr zu flüstern, daß es in Anbetracht der Würde und Verehrtheit dieses Lokales vielleicht nicht angebracht sei, diese Order auszuführen.

„Na, dann n'ist“, sagte Billy, „wenn's hier nicht üblich ist. Aber könnte ich nicht wenigstens meinem Freund Van Dunsink eine Flasche hinüberschicken? Nein? Na, dann wird das ja heute Abend in meinem Café jeher sowohl Champagner laufen können, wie er will.“

Billy McMahon war glücklich.

Er hatte Gertrant Van Dunsinks Hand geschüttelt.

Das große mattegraue Auto schien nicht recht am Platze, als es sich langsam einen Weg durch die Schaulustigen und die Wägelchen der fliegenden Händler im schwebigen Netz der Öffichte bahnte. Und auch Gertrant Van Dunsink selbst paßte nicht gerade sonderlich in diese Umgebung, als er nun mit seinen weißen, aristokratischen Händen den Wagen vorsichtig zwischen den Gruppen zerlumpter, schäbigerer Straßengänger hindurchsteuerte. Vom Kränzen Constance Schuler, die in ihrer gebrechlichen, astetischen Schönheit neben ihm saß, ist das gleiche zu sagen.

„Oh, Gertrant!“, hauchte sie, „ist es nicht traurig, daß menschliche Wesen in solchen Leid leben müssen? Und Sie — wie edel ist es von Ihnen, an diese Menschen zu denken, Ihre Zeit und Ihre Geld zu spenden, um ihre Lebensverhältnisse zu verbessern!“

Van Dunsink blickte sie fletsch an. „Es ist wenig“, sagte er traurig, „was ich tun kann. Das Problem ist gewaltig und kann nur von der Gesellschaft gelöst werden. Aber auch die Bemühungen des einzelnen sind nicht vergudet. Sehen Sie nur, Constance! In dieser Straße werden sich Volkshäuser errichten lassen, von deren Schwelle kein Hungeriger weggewiesen wird. Und dort in der Seitenstraße also Häuser, die ich niederreißen lassen werde, um an Stelle dieser umgekauften, feuergefährlichen Baracken moderne, gesunde Wohnhäuser für die Armen erbauen zu lassen.“

Langsam bewegte sich das mattegraue Auto weiter. Erklärte, ungekannet, ungewollt, barmhertige Kinder stoben vor ihm auseinander. Der Wagen blieb vor einem schweißlichen, traurig aussehenden Haus stehen. Aus dem Tor des Gebäudes trat in diesem Augenblick ein junger Mann, der das ganze Glend, die ganze Verkommenheit und Straßlosigkeit dieses Hauses und seiner Bewohner zu verkörpern schien — ein englischer, bleicher, unappetitlich aussehender junger Mann, der eine Zigarette paffte.

Einen plötzlichen Impuls folgend, sprang Van Dunsink aus dem Wagen und schüttelte diesen Wesen, das ihn wie ein lebendiger Verwurf vor ihm, warm die Hand.

„Ich will euch kennenlernen“, sagte er bewegt. „Ich will euch helfen, soweit ich kann. Wir wollen Freunde sein.“

Als das Auto langsam weiterfuhr, verpuffte Gertrant Van Dunsink ein ungewohntes, warmes Gefühl in sein Herz dringen. Er war in diesem Augenblick beinahe glücklich. Weil er Jken Enigglestich die Hand geschüttelt hatte...

Gerichtstag über sich selbst

Es geschah immer noch Dinge, die noch nie dagewesen sind. So wird jetzt aus Kanada berichtet, daß in der Hauptstadt der Provinz Manitoba, in Winnipeg, ein Richter in öffentlicher Sitzung gegen sich selbst einen Prozeß führte, sich verurteilte und schließlich begnadigte.

Bei Sitzungsbeginn sprach der Richter Frank Courtright eines Tages ersten Zemes: „Frank Courtright, stehe auf!“, worauf er sich erhob, um vor den flammenden Zuhörern gegen sich selbst zu verhandeln. Am vorausgegangenen Abend, so gelang und klagte der Richter gleichzeitig an, sei er völlig betrunken gewesen und habe überdies durch die Vorführung eines indischen Schlangentanzes auf der Straße öffentliches Argernis erregt. Die diesbezügliche polizeiliche Anklage liege dem Gericht vor. Da der schuldige Angeklagte und Ankläger geschworen war, urteilte der Richter sich selbst, nicht ohne den notwendigen Vorfall entsprechend gering zu haben, zu einer Geldstrafe von 20 Dollar. Er nahm die Strafe sofort an. — Darauf erhob sich der Richter erneut und sprach milderen Zemes: „Frank Courtright, im Hinblick darauf, daß du zwar schon lange kein nüchterner Mann, zuverlässiger Beamter und gradestrichler Mitglied der Gesellschaft gewesen bist, hat das Gericht sich entschlossen, Gnade vor Recht zu üben und die diesmal nach der Strafe zu erlassen. Daß es die eine Warnung sein und betrage dich hinfort so, wie es der Würde deines Amtes und deines Alters entspricht!“ — Die Zuhörer im Gerichtssaal brachen in ein stürmisches Gelächter aus, was der begnadigte Richter ledertig rügte, um dann den nächsten Verbrechungsfall aufzuführen.

H. M.

Anton Leidl



Die furchtbare Hitze der letzten Tage und Wochen hatte eine solche Frequenzsteigerung des Badebetriebs am Starnberger See zur Folge, daß mit einer Überschwemmung Münchens gerechnet werden muß.

Gerade deshalb

„Erst Pette ist als Dichter sehr beliebt.“
„So? Das ist mir neu. Er hat doch seit Jahren gar keine Gedichte mehr veröffentlicht!“
„Ganz recht. Gerade das hat ihn so beliebt gemacht.“

Vorsicht tut not

„Warum nehmen Sie eigentlich nie Urlaub?“
„Der Chef kann doch ganz gut ohne Sie fertig werden.“
„Das weiß ich. Aber ich möchte nicht, daß er es auch weiß.“

Wo du hingehst...

Karl, Fritz und Lette haben auf des Daniels Hochzeit Blumen gesteuert. Am Freitag spielen sie Trauung. Fritz und Lette werden von Karl getauft. Dieser hat in der Kirche gut aufgepaßt. In Anlehnung an die Worte des Heiligen spricht er:
„Wenn du mal wecheln gehst, will ich auch mal dahin gehen!“

G. R.

Die Illusion

„Mein lieber Herr Friedlein, wenn Sie nicht immer so viel trinken würden, könnten Sie schon Ihren Hauptbuchhalter oder Vorsteher sein statt Kontorist wie schon seit Jahren!“
„O Herr Direktor, das macht nichts. Wenn ich viel trinke, fühle ich mich als Generaldirektor!“

Au

„Mein Name ist Wendelstein!“
„Ach, so heißt doch auch ein Berg in Bayern!“
„Stimmt! Aber der bin ich nicht!“

Der Anblick

Sie: „Jedemal, wenn ich dich ansehe, muß ich denken: Führe mich nicht in Versuchung!“
Er: „Und ich wenn dich ansehe, denke immer: Erlöse mich von dem Abel!“

Zwecklos

„Aber Jung, warum hast du mich denn nicht gebieten, als dich der böse Junge mit Steinem bewarf?“
„Ach, Matti, du kannst ja doch nicht zielen!“

Im Büro

„Herr Müller, sofort nehmen Sie die Virginia aus dem Mund! Im Büro haben Sie nicht zu rauchen!“
„Verzeihung, Herr Direktor, das ist ja ein Bleistift!“
„Sie haben auch keinen Bleistift zu rauchen!“

Beim Baden

Wenn ich, du kleine, süße Fee,
Vor'm Bade deine Füße seh,
So wird mir, ach, das Herze schwer,
Wo kommt nur diese Schwärze her?

Gerade deshalb

Dame: „Reinlich isten es mir, daß Sie ernstlich aus Heilaten dächten.“
Herr: „Ja. Eindein bin ich seit ent-fschlossen, ledig zu bleiben.“

Hoffnungslos

„Wo verbringen Sie heuer Ihren Urlaub, Herr Edel?“
„Sie verreisen überhaupt nicht?“
„Verreisen? — Ich habe nicht einmal Geld zum hiebleiben!“

Schotte beim Zahnarzt

Er kramt in der Tasche.
„Es ist nicht notwendig, daß sie vorher bezahlen“, sagt der Arzt.
„Das will ich auch nicht, aber ich zähle mir schnell das Geld, bevor sie mich einschläfen.“

Komplimente

„Mein Fräulein, Sie sind heute der erste entzückende Mensch, dem ich bezaugt!“
„So? Da haben Sie mich Glück gehabt als ich!“

Komfort

„Haben Sie hier eigentlich elektrisches Licht?“
„Freilich, bei Gewittern, wenn es blüht!“

Wenn schon

„Denkmahl wird man Radiogeräte kaufen können, die auch Bilder übertragen!“
„Mit Rahmen?“

Brigitte
Vin

DIE JUNGER ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrstraße 19

EXAKTA



DRESDEN STRIESEN 589

Inserieren
bringt Gewinn!

1935 / JUGEND Nr. 30

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUUF, P. 7 JANNOWITZ BÄMEL-NR. 9116



20 verschiedene
Kunstpostkarten
für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München-Herrstr. 19

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Woh-
räume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarb-Kunstpostkarten der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf.,
und 90 Pf., je nach Größe, zusätz-
lich Postversenden durch den Kauf-
handel und den unterzeichneten Ver-
lag zu beschaffen sind. Der reich
bebilderte Katalog (Preis RM. 2.29
zusätzlich Postversenden) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 19

Lesst den Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstkatalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mil-
lionen von Exemplaren als Wandstichdruck ver-
breiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 19

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesam-
melten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 480 Seiten in gasförmigen gebunden
RM. 2.65 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 19

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.



Die Magd

Der große Philosoph Kant sagte im Gespräch mit einem anderen Gelehrten, als sich dieser auf den viel angewandten Ausspruch: Die Philosophie ist die Magd der Theologie bezog: „Wenn dies zutrifft, so ist die Frage, ob sie ihr die Gabel vor- oder die Schleppe nach trägt.“ W.

Besser sol

Ein Hofnar am französischen Hof kam zu Franz I. und beklagte sich, ein Kavalier habe ihn gedroht, er wolle ihn ermorden. „Wenn er das tut“, suchte ihn der König zu beruhigen, „dann lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen, das verspreche ich dir!“ — „Oh, Majestät, versprechen Sie mir lieber, daß Sie ihn fünf Minuten zuvor hängen lassen werden!“ bat der Narr. W.

Kritik

Im Literatencafé des alten Wien sprach man einmal über einen neuen Schauspieler und ein Bekannter Sophies meinte, daß er alle Tugenden zu erregen wüßte. — „Stimmt“, erwiderte Sophie, „vor allem Mitleid und Freude. Jenes, wenn er spielt und diese... wenn er abgeht!“

Höchste Illusion

(zu nebenstehender Zeichnung)

„Siegst, Alte, wann ma jezt a Maß Bockbier hütten, kannt ma grad moana, mir san am Starnberger See.“

Die Unbrauchbarsten

„Ja, lieber Freund“, sagte Sophie eines Tages zu einem Schmeichler, „es gibt eine Menge Diener in dieser Welt... Staatsdiener, Ratoldiener, Amtsdienner, Kanzleidiener, Gerichtsdienner, Privatsdiener, Kaufmannsdienner, Theatersdiener und weiß ich wie viele Diener noch... Aber unter allen diesen sind doch die untertänigsten und gehorsamsten Diener die Unbrauchbarsten!“

H. K. B.

Etwas Besonderes

Müllers gehen davon, die neu erbaute Villa anzusehen.

Beim Teppichhändler sind sie eben dabei, für die Gänge Laufteppiche zu beschlagen. Der Verkäufer läßt alle möglichen Arten herbeischleppen, doch Müllers schütteln immer die Köpfe, bis die Frau sich erklärt:

„Wir möchten etwas, was noch keine unserer Bekannten hat. Haben Sie vielleicht einen Amokläufer?“

L. E.

Die Auskunft

Die Gattin stößt beim Lesen auf das Wort „Gezeiten“.

Ergt sie zum Gatten, ihm dies zeigend:

„Da, Karl, schreibst man denn nicht Gezeiten mit einem h?“

Meint er trocken:

„Das Buch wird eben noch nach der alten Rechtschreibung sein.“

L. E.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für das Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Begründete Rechnung

In dänischen Ärztekreisen wurde kürzlich lebhaft darüber debattiert, nach welchen Grundsätzen die Honorare zu berechnen wären, ob lediglich die aufgewandte Zeit zu berücksichtigen sei, oder ob auch die besonderen Fähigkeiten des Arztes in Rechnung gestellt werden dürften, vor allem die Fähigkeit, eine sichere Diagnose zu stellen. In der Debatte verteilte ein Dr. H. diese letztere Ansicht und er begründete seine Auffassung durch ein Beispiel aus dem Gebiet der Technik, das alle überzeugte. Er erzählte seinen Kollegen folgende Anekdote:

In einem großen Industriebetrieb setzte plötzlich eine der neueren und komplizierten Maschinen aus. Alle Versuche des technischen Personals, die Erörung zu beheben, waren erfolglos; so blieb nichts anderes übrig, als einen fachverständigen Ingenieur mit der Reparatur der Maschine zu beauftragen.

Der bestellte Fachmann kam, untersuchte die Maschine eine Weile schweigend, ergriff dann einen Hammer, mit dem er einen leichten Schlag auf eine bestimmte Stelle tat. Damit war der Schaden beseitigt und die Maschine lief wieder einwandfrei und zuverlässig.

Im nächsten Monat schickte der Ingenieur seine Rechnung, die der Direktion des Betriebes im Hinblick auf die geringe Mühe des fachverständigen Ingenieurs hoch erschien. Sie betrug tausend Kronen. Man hat deshalb den Ingenieur, er möge seine Rechnung spezifizieren und hoffe, er würde nun von selbst mit dem Preis heruntergehen. Die neue Rechnung kam postwendend. Sie lautete kurz und eindrucksvoll: „Für einen Schlag mit einem Hammer — eine Krone. Für das Herausfinden der Stelle, an der der Schlag geführt werden mußte, 999 Kronen.“ Die Rechnung wurde anstandslos bezahlt.

Der Unterschied

„Was ist der Unterschied zwischen einem Trottel, einem Stummen und einer Schwiegermutter?“

Antwort:

„Ein Trottel ist auf den Kopf gefallen, der Stumme auf den Mund. Die Schwiegermutter weder auf den Kopf noch auf den Mund, aber sie fällt auf die Nerven!“

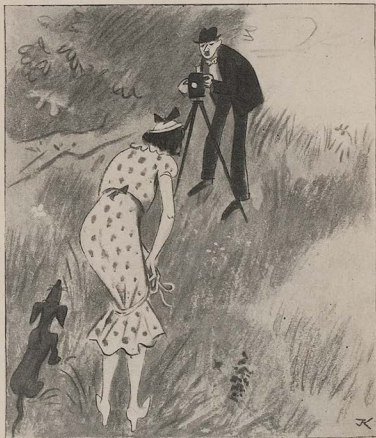
Liebe Jugend

In einem Paardreier meiner Heimat N. spielte man seit langem schon einen Bildner. Endlich ertappte man bei früherer Zeit einen alten Güter. Er wird eingeliefert und steht bald darauf vorm Richter. Er beteuert mit dem unschuldigen Gesicht von der Welt, daß er in seinem Leben noch nie gequält hat — bloß damals (als sie nämlich unglücklichweise erwischten) — da war's das erstmal... aber sonst nie mehr!

Das Gericht konnte ihm auch nichts anderes nachweisen und war milde genug, ihm und seinem Weibe zu glauben. Es blieb also bei dem Einvernehmen und in Berücksichtigung seiner sonstigen Führung erhielt der Bildner eine ganz milde Strafe. Aber auch die Frau Güterlein hat es als Hehlerin ein wenig erwisch, was diese aus der Urteilsverhandlung hören muß, jedoch gar nicht begreifen kann. Deshalb erklärt ihr nochmals der Richter in gütlicher Art: sie hätte doch wissen müssen, woher die Kehrgesir sei... und als rechtschaffene Frau hätte sie die Kehrgesir gar nicht zubereiten dürfen usw., sie hätte ihren Mann gehörig ob seiner Untat zurechtweisen sollen... usw.

Da beteuert die alte Güterlein tränenreich: „Ich hab's ihm ja schon beim Heiratn gesagt, daß dies auf die Dauer kein Gut sei!“

In Berücksichtigung aber dessen, daß sie zwei schon fast 30 Jahre verheiratet waren, wurde das Urteil ein wenig geändert...



„Aber mein Fräulein, warum haben Sie sich denn das Kleid unten zugeschnürt?“
„Ich habe gehört, daß in der Kamera alles auf dem Kopf steht!“



Thassilo v. Scheffer: „Die Kultur der Griechen“. Phaidon-Verlag, Wien.

Was an diesem Werk in erster Linie frappiert ist sein Preis: 4,80 deutsche Reichsmark für ein 680 Seiten starkes Buch in Groß 8°, mit einem Bildband von 233 in Kupferdruck aus-gefüllten Tafeln... das ist wahrhaftig mehr, als man sich in seiner kühnsten Phantasie erträumen ließe. Dabei ist das Ganze in einer prächtigen Antiqua auf tadelloses Papier gedruckt und in bestes Leinen gebunden. Diese Umstände reichten — bei der Bedeutung des Autorennamen — vollkommen hin, um eine sofortige Anschaffung des Werks zu befehlen. Zu erwähnen sei noch, daß es sich hier um keine abgegriffene Fachliteratur handelt, nicht um eines jener konventionellen Werke, die der deutsche Schulmeister der Antike schuldig zu sein sich einbildet, sondern um eine bis auf das Kernproblem des Hellenentums getriebene Darstellung jener Gesinnung und Welt, die den deutschen Menschen seit Goethe und Winkelmann als der Ausdruck einer Sehnsucht berührt, ohne die wir uns die Beglaubigung eines mitteluropäischen und speziell deutschen Kulturschaffens kaum vorstellen könnten. Keine leere Dichtung, ein archaischer, doch lebendiger, demütig, aber doch der klare und strahlende Spiegel eines Weltbilds, das als ewig betrachtendes Agens den Geiste tiefster Schönheit, Wahrheit und Würde hinüberleitet in den Kulturraum der Gegenwart.

A. W. R.

Josef Gregor: „Shakespeare“, der Aufbau eines Zeitalters. Phaidon-Verlag, Wien.

Bücher über Shakespeare sind keine Seltenheiten auf dem Markt der literarischen Novitäten. Das wunderbare Dunkel, das die Gigantengestalt des Dichters umgibt, hat die promotionslüsternen Scholaren dreier Jahrhunderte zu tiefgründigen Untersuchungen über die Person und das Werk des Titanen veranlaßt. Der müßige Zwiespalt, den die sterile Bacon-Theorie in das Problem schleppte, hat der Diskussion eine gewisse Garantie auf ewigen Hader gegeben; kein Wunder, daß man einer neuen Publikation über den alten Zauber mit einiger Skepsis entgegenseht. Josef Gregors Buch, das in vorbildlicher Ausstattung soeben im Phaidon-Verlag, Wien, erschienen ist, beseitigt unsere Zweifel. Der große Vorteil, aus den positiven Ergebnissen einer jahrhundertelangen, mit größter Intensität betriebenen Forschung anschauliche Schlüsse und summarische Resultate zu ziehen, hat dem Verfasser die Arbeit erleichtert und uns eine Darstellung geliefert, die das Studium einer großen Zahl von Quellschriften erubrigt. In wohlthuendem Gegensatz zu so vielen Spezial-Dogmatikern des Problems, packt Gregor den umfangreichen Stoff von der zeitgeschichtlichen, kulturhistorischen und theaterpraktischen Seite an und gelangt so über seiner Forschung: er gibt dem Theater wieder, was des Theaters ist, verliert sich nicht in den Imaginationen einer reichlich ausschweifenden Hypothese und bietet das runde Bild einer Zeit, in der William Shakespeare nicht als die dunkle Sagenfigur vieler Doktorarbeiten figuriert, sondern eben als der größte Dramatiker und Begründer der europäischen Bühnendichtung in aeternum. Die zahlreichen mit großer Sorgfalt ausgewählten Bildtafeln ergänzen das Werk auf das Beste und verleihen ihm den Wert einer Quellsammlung, die dem gebildeten Laien wie dem Fachmann gute Dienste leisten wird.

A. W. R.

Ludwig Winder: „Steffi“. Verlag Julius Kittls Nachf., Leipzig. Das Mädchen Steffi ist ein prächtiges Wesen, das mit den Waffen des Humors, des Fleißes und der Schönheit den Sieg über eine verkörrerte und geizige Familiendespota davonträgt. Steffi besitzt viel gesunden, natürlichen Instinkt, der ihr auf den richtigen Weg verhilft und der dann auch ihrem harten und freudlosen Dasein die beglückende Wendung gibt. Ein reizender Roman, lebendig, ungeziert und voll von offenen Geständnissen an das Leben... und trotzdem oder gerade deswegen von einer großen und fast beschämenden Keuschheit.

G. S.

Jean Glono: „Das Lied der Welt“. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Nichts anderes wird hier geschildert als das Dasein einiger naturverbundener Menschen, Fischer und Hirten, ein beinahe mythologisches Land, eine phantastische Stadt im Süden Frankreichs, ein Fluß, Winterskälte und Frühling — und doch weit etwas

unheimliches aus diesem Buch, vielleicht weil es so unverdorben natürlich ist. Was Kubin mitunter zeichnerisch gibt, hier ist es geistig wiederzufinden: traurig von verhaltenem Schmerz, ein Wissen um die Dinge der Natur und des Lebens („Man läßt immer im Leben; nur das Leiden ist Wirklichkeit“, S. 248).

Man muß sich hineinlesen in dieses Epos, das breit dahinströmt, zwischen Geburt und Tod — über die Klappen Verfolgung, Haß und Kampf. Hoch über allem aber strahlt das Licht der lehn-erhaltenden Liebe; in mächtigen Akkorden klingt Glono's Dichtung darin aus. Wenn man von „Dichtung“ unter der Prosa der letzten Jahre spricht, dann gehört dieses (schön ausgestattete) Buch (trotz einigen nicht ganz zutreffend übersetzten Ausdrücken) zu jenen, die an erster Stelle genannt werden müssen.

Karl Kurt Wolter.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Bildbilde Wagners auf den Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner freizeigend in prägnante Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klaff der Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Affen und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundgaben, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frank Seik Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Serrnstraße 10

Gefangen ist das Vögelein

Erich Wilke



Chor der Frontkämpfer

Wir sind mit dir gegangen, | Jetzt wollen wir probieren,
wir haben dich gefangen | dich friedsam zu dressieren.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 31



Kinderbildnis

Karl Rickelt

Sommernacht

Von Rudolf Kreuzer

Tüchtig Herz sinnst ein Gedicht.
Langsam kommt der Mond ins Klare.
Wein im Glase schimmert licht
Jugend duftet süß aus deinem Haare.

Überm Laubwerk Nacht und Sterne. —
Silbern tastet deine Hand
Aus dem Dunkel und ganz ferne
Weltet es am Himmelsrand.

Carl Conrad.

AN JESSICA

Heute Morgen nach der Probe, liebe Jessica, hörte ich von Direktor Willmann, daß du bei uns Engagement für den ersten Oktober genommen hast und die große Tournee antizipieren willst. Aus dem „Artisten“ wirst du wissen, daß ich gleichfalls für den Winter und die Tournee engagiert bin. Es wird also unvermeidlich sein, daß wir uns sehr, ringsherum ist alles in Betrieb, stell dir vor, wie ich hier sitze, und vom Felt stehen nur noch die Masken, aber der Vorn stirbt mich nicht, obgleich soeben eine ganze Menge von unseren Schleppern angefahren kommt. Ich sitze hier draußen auf meinen Koffern, und die Wolken sind schon alle weg, wie werden einen schönen Reisetag haben, du auch, und der Vorn kann mich gar nicht stören. Direktor Willmann hat mir erzählt, daß du in D. zu uns kommen wirst, aber vorher muß ich die noch allerlei sagen, bitte, mach jetzt kein Gesicht. Ich erinnere mich noch gut daran, wie es aussieht, wenn du ein „Gesicht“ machst. Die Augen richtest du starr auf einen Punkt der Tischplatte oder was sonst dicht vor dir ist, und die Lider sind so weit nach unten, daß man nichts mehr von den Augen sieht, und du drückst die Lippen fest zusammen, zu ist das Lor, nicht wahr, und du kuschelst auch nicht abstreiten, daß du die Augenbrauen dabei ein wenig nach oben ziehst. Oder willst du das abstreiten? Aber gib es ruhig zu, du machst es mir ganz leicht, daß es gar nicht affektiert wirkt, und dann, was wäre auch Schönes an diesem „Gesicht“, wenn nicht der kleine, liebenswürdige Wink da wäre: „D. bitte, es handelt sich nicht um einen sturen Ernst, es ist auch ein bißchen so was wie Theater dabei!“

Einnmal, ich war sehr überanstrengt, sprach ich zu spät von Bobbys Rücken (Bobby liegt hinter den Wohnwagen, eine große Zeltplane über ihm, es sieht wie ein graues Gebirge aus; er ist tot), so da sprach ich zu spät von seinen Rücken herunter, und war noch in der Luft, als du abspinnst, und so konnte ich dich nicht auffangen und verpasste den ganzen Besuch, aber das Publikum klappte doch sehr anständig, ich glaub, es war in Brüssel, es hatte wohl gar nichts gemerkt, und wir mußten noch mal raus, und vorbeugen uns. Bobby stand zwischen uns, und ich sah unter seinem Ärmel hindurch nach dir, aber es war noch das Managengesicht, sehr strahlend, und als wie in der Garderobe waren, sah ich sofort, daß du dein „Gesicht“ machtest. Du saßst vor deinem Spiegel und blüdest auf eine Dose mit rosa Puver, die dich vor dir stand, und Jessica, weißt du noch, was ich du tat, damit das „Gesicht“ weging?

Aber ich bitte dich um alles in der Welt nimm es richtig auf, wenn ich dich jetzt daran erinnere, denn es ist richtig gemeint. Wenn du sagst, daß ich matt, halbtot, wankelmütig war, ja, leichtsinnig, dann hast du recht, ich hab das alles inzwischen bezahlen müssen, auf Heller und Pfennig, aber, nicht wahr, Jessica, laß meiner Eitelkeit das kleine Verzeihen und sag, daß ich niemals geschmacklos war. Ich meine es richtig,

wenn ich dich an diese Stunde in deiner Garderobe erinnere, damals, an den Abend vor vier Jahren, in Brüssel (ich weiß jetzt bestimmt, daß es Brüssel war), und an dem alles anfing, was ich jetzt nicht weglassen will, sondern bekräftigen.

Ich weiß, daß ich so zu dir sprechen darf, ich habe mich oft bei Kollegen nach dir erkundigt, ich weiß, wie du lebstest. Du hättest dich natürlich durch gar nichts stören lassen, aber trotzdem, jawohl, trotzdem, und obgleich du glaubtest, es sei vollständig aus und erledigt, lebstest du so. Und nun fragst du dich: wozu schreibt er das alles? Was will er?

Ich hätte dir wahrscheinlich nicht geschrieben, wenn Bobby nicht heute Nacht gestorben wäre. Sagte ich schon, daß er tot ist? Obgleich ich dir diesen Brief in den drei Jahren, seit wir auseinander sind, jeden Tag mindestens einmal in Gedanken geschrieben habe, megens beim Kasieren, und abends, wenn ich in meinem Stuhle saß, und sie mich zurecht machten für die Manège, und jedesmal an ihm ergänz und verbessert, wenn ich Bobby oder überhaupt sonst einen Elefanten sah, bedauerte es doch eines besonderen Anlasses, mein Gert, wie trägt wie oft sind, oder ist es Angst? Ich habe drei Jahre lang gedacht, du würdest über diesen Brief lachen.

Als wir gestern Abend aus unserem Café kamen, wir hatten nach der Vorstellung noch ein wenig dagelassen, die drei Bartolles und ich, man muß über den freien Platz gehn, es liegt allerhand Abfall da herum, du weißt, und über die Brücke, unten die vielen Dampfster am Duai mit Lichtern, da stand vor dem Seiteneingang, wo es zu den Ställen geht, ein Wagen und es kam gerade jemand aus dem Portal heraus und noch jemand in einem weißen Kittel, und die beiden Männer sprachen leise miteinander, und dann stieg der eine in den Wagen und fuhr davon, aber wir sahen, daß der Mann in dem weißen Kittel der Dompteur Ullweber war, und wir fragten ihn: „Was ist los?“ und er sagte: „Bobby geht ein. Der Herr war gerade da. Es ist hoffnungslos.“ Die drei Bartolles interessierten sich nicht besonders für Bobby, er hatte in ihrem Leben keine Rolle gespielt, und gingen zu ihrem Wagen, aber ich ging mit Ullweber nach den Ställen. Er ist jung, ihn interessiert eine Sache nur so lange, wie sie in schönster Ordnung ist, und er hatte sich in letzter Zeit auch sehr viel mit der jungen Team befaßt, die ausgeglichen ein schlägt. Also blieb Ullweber vor dem Eingang zum Elefantentisch stehen und sagte, daß er es nicht ansehen könnte. Ich glaube das nicht, die Angelegenheit interessierte ihn einfach nicht mehr, er war fertig damit. So ging ich allein hinein. Ganz am Ende brannte eine Laterne, und der alte Wärter Folsberg (du erinnerst dich an ihn, er hat einen Bart, grau wie englischer Schellfisch) saß auf einer Kiste und sah immer nach dem dunklen Gebirge hin, das sich auf und ab bewegte, und aus dem ein stufweises Erhöhen drang. Wir saßen über eine Stunde so. Bobby bewegte sich noch immer. Seine Atemzüge waren langsam, an-



Dorfallee

Franz Doll

gestreckt und leuchtend. Vojteberg fing an zu erzählen, wie Bobby noch klein gewesen war, kaum einen Meter hoch, und wie er beim Verladen einmal auf der Schrägrampe ausglitt und beinahe in das Wasser gefallen war, bei der zweiten Südamerikanischen Tournee, tatsächlich beinahe ins Wasser, und wie später einmal einer der Elefanten mit dem Rüssel den Schlüssel zu fassen bekommen hatte, mit dem die Hufeisen (linker Vorderfuß und rechter Hinterfuß, du kennst das, Jessica) angeschossen werden, und die Elefanten gaben den Schlüssel weiter, und plötzlich war der Schlüssel weg. Vojteberg sah sich alle Elefanten an, sie standen ganz ruhig, Bobby besonders ruhig und unbewegt auf seinen vier Tempelfaulenbeinen, „das hartnäckigste Gesicht von der Welt hat er gemacht“, sagte Vojteberg mit seiner rauhen, ausgeleierten Stimme (Elefanten haben harte Ohren. Hast du auch harte Ohren? Frage ich nur die Feder vergeblich stumpf?), ja, und als Bobby am Abend in die Manege geführt wurde, man hatte zum Glück noch einen zweiten Schlüssel, stellte sich heraus, daß Bobby die ganze Zeit mit einem Bein auf dem Schlüssel gestanden hatte. Er hatte ihn einfach auf den Boden gelegt und ein Bein darauf gestellt.

Gegen drei Uhr fing Bobby an, mit dem Kopf gegen den Boden zu schlagen, immer wieder, und seine Ohren und sein Rüssel waren schlaff dabei, wie aus Tuch, und es war ein schreckliches Geräusch (man hatte ihm nichts geben können, weißt du, es gehört viel dazu, bis ein Elefant flicht, man hofft auch immer noch auf ein Wunder), und alle Elefanten wurden noch und sahen nach ihm hin, und Vojteberg erzählte

gerade davon, wie Bobby einmal seine Latsche verschluckt hat. Erinnerst du dich? Es war in Sujak, wir waren nach der Vorstellung noch einmal zu Bobby gegangen, ob ihm nichts fehle, du hattest die Latsche auf einen Balken gelegt, und wir sahen gerade noch, wie Bobby sie sich mit dem Rüssel ins Maul hob, mit allem darin, Puderdose, Kappentisch, Spiegel und einer Glasche kölnisch Wasser. Und jetzt schlug er fortwährend mit dem Kopf gegen den Boden, und der Rüssel flog dabei schon ganz leblos auf und nieder, wie eine Peitschenschnur, der Rüssel, hinter dem ich so oft nach dir gesehen habe, wenn unsere Nummer fertig war, und das Publikum klatschte und wir standen und uns verbogenen, Bobby zwischen uns. Und was war das oft für ein Applaus! Und wieviel Mimen für dich!

Was, Jessica, muß das sein, wenn man nichts vergessen kann, nicht die geringste Einzelheit, und man jeden Tag daran denken muß, jahrelang, und es einfach nicht weggibt? Dann muß doch etwas dazwischen sein, nicht wahr, Jessica, und ist vielleicht immer noch da? Ich weiß nur, daß es so nicht weitergehen kann.

Alle Elefanten waren noch und sahen nach Bobby hin, wie er starb, auch die junge Jemna. Sie ist ein wundervoller Elefant, Illwobert hat ganz Recht daran, sich so viel mit ihr zu beschäftigen, und ich habe heute Muegen mit Direktor Willmann darüber gesprochen. Er fände es ungeheuer, wenn wir, du und ich, unsere alte Elefantenummer wieder einrichten könnten. Wir würden dann, du kannst dir denken, ganz andere Verträge erzielen. Du siehst, daß dein Junge ganz vernünftig (wollst du



Parkweg

Paul Seglieth

nie mehr Junge zu mir fagen?) geworden ist, o ja, er weiß schon, daß gerade das zierlichste und großartige Gebäude den festesten Grund nötig hat (Jemms Rücken ist schon hübsch breit und sehr fest), und gerne will ich mich auch dem Ablichen fügen, damit alles verbrieft und staatlich beglaubigt wird, denn ich habe gesehen, daß es nötig ist, und schaden kann es nie. Ist das nicht alles, was du damals wünschtest, Jessica? Und hast du vielleicht — das sind aber schwere Fragen, wie? — vielleicht drehals so gelebt, weil du wüßtest und immer schon wüßtest, daß ich heute diesen Brief schreiben würde? Mänter finde ich diesen Gedanken eitel, aber heute Nacht, als ich auf der Kiste saß und zusah, wie Bobby starb, kam es mir für einen Augenblick wieder so vor, als könnte es doch sein. Du bist oft ein dufchen hellsehend, Jessica.

Dann aber wurden die vier Säulenbeine von Bobby sehr lang, sie hatten vorher im Vergleich zu dem großen, gedummen Körper gar nicht so lang ausgesehen, aber jetzt, als ich wieder hinsah, waren sie lang ausgestreckt, nach oben, und furchtbar steif, alle vier. Es ist etwas Besonderes, Jessica, ein so großes Tier sterben zu sehen, man kann es sich gar nicht vorstellen, es hat bis noch vier Uhr gedauert, und immer noch war Bewegung in dem Körper, dem hochgezöhlten Fleischberg, unter der dicken Haut, aber die Augen schon ganz tot, es waren wohl nur die Nerven.

Man kann so viel versäumen, Jessica! Die Mäntel vom Bett sind schon umgelegt, und allerlei Leute laufen da hinten um Bobby herum, sie haben die Zeltplane weggezogen und jetzt sind sie dabei, einen Flaschenzug aufzustellen, auf drei Balken, einen sehr stabilen Flaschenzug. Ich möchte wissen, wo man ihn hintransportieren will. Mein Zug geht in 32 Minuten. Ich bin eine Stunde vor dir in D., und ich schäke diesen Brief durch einen Boten in dein Hotel. Ich möchte dich gerne zur Probe abbolen, morgen Vormittag, darf ich? Du kannst ganz ruhig sein, ich werde nicht von diesen Thema reden, drehals hab' ich die ja geschrieben. Du kannst, wenn du willst, über alles mögliche mit mir reden und mich monatelang beobachten, aber bitte, nicht allzu lange, damit ich nicht alt und grau darüber werde und ganz und gar unansehnlich.

Es ist komisch, ich hab' dir diesen Brief doch drei Jahre lang jeden Tag mindestens einmal in Gedanken geschrieben, aber jetzt kommt ich gar nicht zum Schluß. Ich hab' wohl immer an ihm herumgeschrieben, und es ist eigentlich ein endloser Brief. Sie haben Bobby schon einen halben Meter hoch gewunden, er sieht blaugrau aus in der Sonne, was er wohl wiegt?

Liebe Jessica, laß' uns nichts versäumen!

Das fröhliche Schiff

Von Maltz A. Schrecklinger

Balthasar Schwarzenbarth, oder einfach Baldi nannten ihn die Leute, war mein Großvater und außerdem Kapitan und Besitzer des Laffschiffs „Schöne Margaret“, das er etwa alle zwei Monate an der oberen Mosel wohl weisse Kalbsfleine lud und dann stromab flusserte in den Rhein, manchmal bis nach Holland hin. Wenn er zurückkam im Schlepptau des „Weinzen Heinrich“, dann hatte er seinen Kahn vollgeladen mit merkwürdigen Geschichten und seltsamen Abenteuern, die ihm auf seiner Reise begegnet waren. Bei Nickel Menches, wo die Bauern ihr Bier tranken, saß er, während sein Schiff unten am Fluß nur Lust in seinen Bausen nahm, am Stinende des langen Zisches und breitete seine Geschichten aus wie ein bester barocke Dichter:

Ja Treutrecht habe er einen lebenden Salzhering gefaßt und ihn mit viel Geduld gezähmt, so daß das Tier ihm aus der Hand saß. Die Geschichte sei gewiß wahr und es sei schade, daß er den Hering hier nicht herumbringen könne zum Benneis. Aber er habe in Koblenz, als er in die Mosel bog, das Steuer zu sehr rechts gehalten und der Hering, der gerade aus dem Vaußfeld der „Schönen Margaret“ frische Lust schöpfte, habe die Balance verloren, sei ins Wasser gefallen und elend ertrunken. Er, Baldi Schwarzenbarth, habe ihn noch schreien gehört, ohne ihn helfen zu können, da seine Hände das Rudern nicht im Stich lassen konnten. — Die Bauern lachten, daß man tief in ihre Nachen sah und ihre Schwertbärte und die dicken Rameaspel nur so blühten.

Christian Breitingen, der Pfarrer, war nicht gut zu sprechen auf Baldi, weil des Sonntags, wenn es zum Hochamt läutete, bei Nickel Menches die Enke voll Bauern war, denen Baldi erzählte, wie er die Wälder der Frau des Kaisers von China, der damals gerade in Holland war, aus dem Rheine fischte. Die Kaiserin hatte ihre große Wochenwäsche am Ufer zum Trocknen ausgelegt. Den Wellen, die in Holland fast so hoch schlugen wie ein Haus, wenn der Wind nur einigermaßen wehte, diesen Wellen war es ein leichtes, die zarten Unterhosen der Kaiserin fortzuschwemmen. Der Kaiser wollte ihm zur Belohnung, als er die Wälder aufsuchte, sein Schiff voll Holländer Käse und Fleischbier laden, aber Baldi ließ sich nur den Orden, den er jetzt da an seiner Brust trägt, anheften.

Geldherat waren die Geschichten, die Baldi erzählte und die Bauern verführten des Sonntags die Messe, die Christian Breitingen hielt und der darum Baldi's Feind war. Es konnte nichts helfen, wenn der Pfarrer mit Wäde angestrichen auf seine Kanzel stieg und mit den Händen, in denen er den gerechten Joren trug, auf das rote Campstelter schlug und so seinen Worten die Schwere gab: Die Bauern lächelten besser, die Geschichten der Bibel, die er ihnen erzählte, zu hören und zu lesen, zumal sie den Verzug hätten, wolle zu sein, während die

Lügen Balthasar Schwarzenbarths durchsichtig seien wie Glas.

Mutter dem Pfarrer, dessen Joren Baldi leicht trug wie das Wasser seinen Kahn, hatte er noch einen zweiten Feind, Jakob Efinger, den Besitzer des Laffkahn „St. Ursula und ihre Gefährtinnen“. In ihrer Feindschaft war der heilige Nikolaus schuld, der oberhalb Ehren auf halber Uferhöhe unter einem überdachten Häuschen auf seinen Bischofsstab gestützt stand und mit hellen Augen auf den umgebürdigen Strom blickte, der an dieser Stelle sich gar wild anstellte und die Kähne manchmal an die spizen Gelsköpfe wirft, die unter den hüpfenden Wellen lauern. Sankt Nikolaus aber steht am Ufer und wenn die Schiffer ihm zu Füßen eine Kerze anzünden, wenn sie vorbeifahren, dann admet er, daß ihnen kein Leid widerfährt.

Baldi Schwarzenbarth, der den heiligen Nikolaus als Vorgesetzten des Pfarrers Christian Breitingen ansah, pflegte seine Kerze anzubrennen, nachdem ihn dieser beim Namen aus der Kanzel genannt. Er richtete es so ein, daß er kurz nach Jakob Efinger vom Ufer fuß und auf dessen Wasserpar stromab flusserte. Der heilige Nikolaus, der genieserisch die Augen schloß und den Duft der Kerze schnüffelte, die ihm Jakob Efinger geweiht hatte, merkte nicht, daß auch Baldi unter dessen durchsichtige, während er schwelgend seine geweihte Mahlzeit hielt. Jakob Efinger jedoch nahm Baldi die Sache sehr übel und als er merkte, daß Baldi seine Tochter Margaret freien wollte, da bot er dieser Dreifachen an, wenn sie den Festbeutel auch nur mit einem Auge ansehe. Dabei rollte er seine Handfläche auf, die so groß war wie ein Bett und wippte sie auf und ab, als ob er schon einen Anlauf nehmen wolle zu der Dreifachen.

Um die Traubenlese des Jahres, in dem der Wein so gut war, daß sogar die Espaken, die von den Beeren pickten, betrunken waren, wurde Jakob Efinger doch der Schwiegervater Baldi's, ob er wollte oder nicht. Denn die hübsche Margaret hatte die Sache in ihre

festen Hände genommen und zu einem fröhlichen Ende gebracht, dem der Pfarrer Christian Breitingen den Segen nicht verjagte.

Die Reise hatte begonnen wie jedesmal vor dem: Jakob Efinger war vorgefahren und hatte dem hl. Nikolaus die Kerze angezündet. Hinterher schwamm Baldi, den es nicht kümmerte, daß jener am Ende seines Schiffs stand und über das Wasser hinüber die dicken Käse flusschwam. Sein Herz war blank vor Freude wie das Wasser, das an den Bauchseiten seines Kahnes abrannte. Er stand am Steuer und seine Echsenhüte flatterte wie die Fahne, die er hochgezogen hatte, hinüber zur Margaret, deren roter Rock vor ihm leuchtete. Abends, wenn die Frösche im Schilf vor Liebe sangen, daß sie schier plätschen, saß Baldi vorn auf der Schiffsnase und piffte hinüber zur Margaret, die am Ende des Kahnes saß und zuhörte. Die Spur, die von ihrem Kahn ausging, leuchtete in der Dämme und nach Baldi's Schiff hin wurde sie breit und sah aus wie ein goldener Teppich, auf dem er thronete wie ein König. Wenn er piffte und dazu mit dem Halsgipschen schnurrte, dann war es, als ob ein fremder Vogel länge und man merkte ordentlich, wie ihn das Herz vor Liebe bebt.

An einem blauen Vormittag, als Margaret in dem Nachen wusch, der an den großen Kahn angehängt hinterhergeschwamm, sprang auch Baldi in seinen Nachen. Der Knecht langte ihm einen Topf mit Farbe und nun begann er sein Schiff zu streichen. Er fuhr rundum und abends leuchtete der Kahn bis zur Wasserlinie rot wie der Rock der Margaret. Die Hand im Nachen und benutzte ihre hohle Hand als Fernrohr, durch das sie sah, wie Baldi jetzt nach vorne ruderte und dort das Brett löste, das noch sein Vater vor Jahren angelegt und auf das er mit aufmerksamer Hand den Namen des Schiffes „Die Königin von Saba“ aufgemalt hatte. Baldi nagelte nun mit schnellen Hammererschlägen ein neues Brett an, auf dem ein neuer Name leuchtete. Margaret bog sich weit vor, daß sie fast ins Wasser fiel und sie wurde rot wie ihr Rock, als sie den neuen Namen las: „Schöne Margaret“. Nun war das Schiff zur Hochzeit gerüstet und Margaret wusste, daß Baldi nur noch auf sie wartete. Sie saß in dem Nachen und dachte lächelnd, daß das Glück auf einem roten Schiff hinter ihr schwämme und daß es nun an der Zeit sei, hinüberzufahren. Baldi saß wieder auf der Schiffsnase und piffte leise. Ein kleiner Wind trug die leichten Melodien hinüber zu ihr und legte sie ihr um den Hals wie eine Kette, mit der er sie schmücken wollte. Margaret stand plötzlich auf und band den Nachen los. Dann setzte sie sich auf die Bank, legte die Hände vor sich in den Schoß und sah unverwandt auf Baldi's Schiff. Erst taugte der Rieselstrom des großen Kahnes ihres Vaters den leichten Nachen hinter sich her, dann aber deckte er sich einige Male und stand fast still auf den hüpfenden Wellen, so daß Baldi immer näher kam. Er stand ausgerichtet und hielt eine lange Fadenfänge in den Händen, mit der er den Nachen, als er nahe war, packte und heranzog. Dann griff er mit finstern Händen nach der Margaret und schwang sie zu sich hinauf auf das Schiff.



Holzschnitt

G. York



Auf Sizilien

Walter Engels

Mittag

Das Disteldickicht dröhnt von Hummelglocken,
Berauschte Falterstürme wogen bunt.
Es zirpt im Laub ein silbernes Frohlocken.
Leis aus den Fluren tönt der Mittagsmund.

Die Blüten wollen sich in Duft verschäumen.
Aus dunklem Busche äugt das Pansgesicht.
Das Sonnenrad hält still in hohen Räumen.
Unsterblich flammt die Erde nun im Licht.

Hermann Sendelbach.

Aphorismen

Viele finden nur deshalb keine Erklärung für ihr Unglück, weil sie die Schuld nicht bei sich selber suchen.

Ein Leben voll Freude ist meist ein Leben ohne Inhalt.

Manches Leben wurde durch einen großen Schmerz davon bewahrt, in Dade und Inhaltslosigkeit zu versinken.

Menschen, die „sich fühlen“, glauben meist, Selbstgefühl zu haben.

Nie ist eine Frau durch Wissen oder Können so berührt geworden wie durch die Liebe eines großen Mannes.

Je mehr Kluges sich über eine Sache sagen läßt, um so mehr Dummes läßt sich auch darüber sagen.

Nicht selten werden Probleme, mit denen sich Tausende ununterbrochen beschäftigen, von einem gelöst, der sich nie damit beschäftigt.

F. D. Woreken

HISTORISCHE MINIATUREN

Bismarck und der Zichorienkaffee

Fürst Bismarck war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Bohnenkaffees, freilich nur in bester Qualität und ohne jeden Zusatz.

Auch während des Krieges 1870/71, als die deutschen Truppen in Frankreich kämpften, wollte der große Staatsmann seinem Lieblingsgetränk nicht entsagen. Eines Tages nun befand er sich in einem französischen Dorf, wo er das einzige Wirtshaus des Ortes aufsuchte, um sich ein Frühstück zu beschaffen und zu diesem Zwecke den Wirt rufen ließ.

„Haben Sie Zichorie hier?“ fragte er den Eigentümer.

„Ja, Ein, Gnaden“, entgegnete der Mann.

„Dann bringen Sie mir alle Zichorie, die Sie im Hause haben, her!“

Der Franzose verschwand und kam bald mit einem großen Gefäß voll des Gewürzstoffs zurück.

„Ist das sicher auch alles, was du hast?“ fragte Bismarck noch einmal zur Sicherheit.

„Gewiß, Durchlaucht; ich habe kein Stückchen mehr davon im Hause!“

„Dann ist es gut“, versetzte der Reichsfürst, indem er vorsichtigerweise das gefüllte Gefäß an sich heranzog, „dann machen Sie mir sofort eine große Portion echten Bohnenkaffee!“

Nicht fragen!

Ein Weltreisender besuchte, als er durch Spanien kam, hier ein Benediktinerkloster. Er überbrachte so gute Empfehlungsbriefe, daß er zum Essen eingeladen wurde. Als die Mahlzeit beendet war, zog er seine Zigarrentasche heraus und fragte: „Euer Gewürden haben doch nichts dagegen, daß ich rauche?“ — „Ich kann es Ihnen leider nicht erlauben“, antwortete der Abt. „Das Rauchen im Refektorium verstößt gegen die Ordensregeln.“ Überrascht deutete der Reisende auf verschiedene Zigarrenstummel, die herumlagen. „Und woher stammen die?“ — „Mit milden Wächeln jagte der Abt: „Von den Reisenden, die nicht fragten!“

Das ist zuviel!

Bei Friedrich dem Großen wurde ein Mann angezeigt, weil er Gott, Seine Majestät und den Magistrat gelästert hatte. Der König entschied folgendermaßen: „Daß der Mann Gott gelästert, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert, vergehe ich ihm; daß er aber einen hochheiligen Magistrat gelästert, dafür soll er zwei Stunden nach Spandau kommen!“

Alt und jung

Einen schon sehr bejahrten Landpfarrer wurde ein Kandidat beigegeben. Das paßte dem Alten gar nicht, und er empfing den Jungen nicht gerade freundlich. Gleich am ersten Tage examinierte er ihn aus seinen veralteten Kompendien und legte ihm spitzfindige Fragen aus vergriffenen Scholastikern vor. Sein Adjunktus gestand offen, derlei sei ihm ganz fremd. „Ei, ei!“ sagte der Pfarrer, „da haben Sie aber noch sehr viel nachzuholen. Es bleibt ein wahres Sprichwort:

Man wird so alt wie eine Kuh

Und lernt doch alle Tage zu!“

„Das will ich nicht bestreiten“, erwiderte der Kandidat. „Aber es bleibt auch wahr:

Man wird so alt oft wie ein Esel

Und bleibt zeitlebens ein Dickschädel!“

Unglückliche Nachahmung

Einen vornehmen Herrn beachte sein Diener am Neujahrsmorgen wie gewöhnlich zwei Wacholderzweige vor das Bett.

„Ergzellenz“, sagte er, „ich bringe Ihnen hier das irdische Licht, aber ich wünsche von Herzen, daß Ihnen der Himmel das ewige leuchten lassen möge.“

Seine Ergzellenz bedankte sich für den schönen sinnigen Spruch und schenkte dem Gratulanten einen Dukaten.

Darauf kam der Diensteiger, dem der Diener draußen schon sein Glück erzählt hatte und sprach:

„Ergzellenz, ich mache Ihnen hier das irdische Feuer an, aber ich wünsche von Herzen, daß Ihnen der Himmel das ewige anzufachen nicht vergessen möge!“

Der Chronist verschweigt, ob auch dieser Gratulant so splendid belohnt worden ist.

Kritik in Versen

Ein junger Dichter schrieb einmal ein Trauerspiel, welches gar nicht gefiel; ein Rezensent schrieb eine bissige Kritik darüber. Den eingebildeten Dichter verdroß dies sehr und er forderte den Rezensenten auf, auch Verse zu machen, was seiner Ansicht nach sehr schwer war.

Der Kritiker ließ sich nicht lange bitten und machte folgendes Epigramm:

„Dein Stück hat kurz und lange Teile;
Kurz ist die Kunst und lang die Weile.“



Reiterskizze

H. Wolf-München

Hausdurchsuchung in Rußland

Von H. Jessi

Eine Petersburger Dame erzählte uns ihr Erlebnis:

Auf eine Hausdurchsuchung waren wir schon längst vorbereitet.

Nicht, daß wir etwa schuldbehaftet gewesen wären, sondern aus dem einfachen Grunde, weil bereits bei allen unseren Bekannten Hausdurchsuchungen vorgenommen worden waren, — und wir doch auch nicht schlechter sind als jene.

Wir mußten lange warten und wir wurden direkt schon ungeduldig. Da Hausdurchsuchungen bei uns zumeist bei Nacht vorgenommen werden, führten wir einen „Nachtdienst“ ein. In der einen Nacht wachte mein Mann, in der nächsten die Tante, in der dritten ich. Denn es wäre doch unangenehm gewesen, wenn niemand die erscheinenden nächsten Gäste empfangen und unterhalten hätte, bis sich die anderen angeliefert haben.

Endlich kamen sie im Auto vorgefahren. Mit dem Chauffeur waren es acht Personen.

Sie leuchteten uns mit der Laterne ins Gesicht.

„Haben Sie einen Wappenstein?“

„Nein.“

„Waram nicht?“

„Weil ich keine Waffen besitze und mit dem Wappenstein allein ist einem nicht viel gedient.“

Sie überlegten, — die Antwort befriedigte sie offenbar.

Dann begannen sie in der Wohnung zu suchen. Mein Mann hatte seine goldene Uhr im Mund, die Tante einen Brillanten im Nasenloch, — alles, wie im vorhinigen besprochen.

Die Männer suchten, belospitzten die Hände mit den Gneisbroteln, stachen mit den Bajonetten in die Stühle. In der Kammer zerrten sie unter dem Kasten ein ganzes Bündel alter Zeitungen hervor, wühlten darin herum und fanden in der einen das Bildnis Kerenkys vor.

„Aha, das wollten wir nur! Sie werden alle erschossen!“

Wie standen wir erscharrt da und schwiegen. Man hörte, wie die Uhr im Munde meines Mannes tickte und die Tante durch ihren Brillanten schmaute.

Möglich vernahmen wir, wie sich zwei Männer, die im Kasten gesucht hatten, stritten.

„Ich habe es zuerst gefunden!“

„Nein, ich... Ich habe es gefühlt.“

„Ach was, gefühlt... Ich habe es gerochen.“

„Was gunkst du. Nimm es heraus, dann werden wir ja sehen!“

Wie waren haltlos vor Schrecken. Was mochten sie dort wohl gefunden haben?

Möglich sahen wir, wie sie eine kleine Flasche hervorgriffen und mit beiden Händen darnach griffen.

„Brennspritze!“

Die anderen traten heran und lächelten.

„Wir werden Sie heute nicht arretieren“, sagten sie, „sondern erst in einigen Tagen.“

Sie nahmen unsere silbernen Löffel mit und jubelten davon.

Einige Tage später wurden wir schließlich zum Verhör beordert. Die Vorladung war von einem gewissen „Gawrellant“ unterzeichnet.

Dieser Name schien uns sehr bekannt. „Hat nicht der Bräutigam von Genja, unserer früheren Köchin, Gawrellant geheißt?“ fragte die Tante.

Nun erinnerten auch wir uns. Ist es denn aber möglich, daß dieser stets betrunzene Ekel, der Vorsitzender einer wichtigen Kommission sein sollte?

Wie weiß! Hätten wir doch Genja nur nicht davongejagt!

Genja war aber derauf zerstreut, daß sie einmal die Suppe statt aus Pferdefleisch, aus Lantos hat gekocht hat.

„Was wird nun mit uns geschehen?“

... Wir gingen zum Verhör.

Ich wurde als erste vergrufen. Angstlich erhob ich meinen Blick.

Er war es! Gawrellant!

Großartig saß er da und rauchte!

„Warum haben Sie das Bildnis des Kerenkys, dieses Kontrazions...“

Er wurde rot, unsicher, dann begann er wieder:

„Dieses Kontrazionsbüro! Hm, he...!“

Ich hatte Angst, er würde nun seine Mut, dieses schwere Wort nicht aussprechen zu können, aus uns auslassen.

„Dieses Kontrazionsbüro!“ (Gott sei Dank, es war draußen.)

Vergehen Sie, Genosse, wenn ich Sie zu unterbreiten wage. Die Sache verhält sich folgendermaßen: unsere gewesene Köchin Genja sammelte diese Zeitungen, ehe sie sie fortwarf. Ja, sie war eine ausgezeichnete, selten gute Köchin.

Er sah mich ungläubig an, dann sagte er plötzlich:

„Sie können beruhigt sein, Genossin, das Ganze ist ein Mißverständnis und wird für Sie keine weiteren Folgen haben. Was aber Ihre Löffel anbelangt, muß ich Ihnen sagen, daß wir erschoffenen Leuten keine Sachen zurücklassen. Wozu braucht ein Erschoffener Silberlöffel?“

„Aber bitte, natürlich brauche ich keine

Löffel. Ich wollte sie schon längst für die Notleidenden opfern.“

Als wir nach Hause kamen, hatte der Hauswart unsere Einrichtung schon in seine Wohnung getragen; niemand hatte damit gerechnet, daß wir heil zurückkehren würden.

(Aus dem Russischen übertragen von Oreste Neufeld.)

Wien bleibt Wien

Erst ein Häuslein Menschen an der Kärntnerstraßenkreuzung.

Aufmerksam beobachtet sie den Verkehrs-schumann, ergötzen sich an dem abwechselnd rot und grün aufleuchtenden Licht der Verkehrsampel und eine ländlich gekleidete Frau sagt zu ihrem Begleiter:

„Was ist denn daselbst mit'n roten und mit'n grünen Licht?“

„No — des is ganz einfach!“ erklärt der Mann, „bald's wein rot is, is hint'n aa rot und auf der Seiten is grün... Verstehst?“

„Des fass' ich...“

„No alsoam...“ Bald's aber wein grün is, nachher is hint'n aa grün und auf der Seiten is rot —

„Ah so —“

„No fass' es...“ Medann paß auf... Was's auf der Seiten rot is, miass'n de Wagen, de was von der Seiten kommen, sich'n bleiben — wocher is aber da wein grün und de Wagen, de was von do oba kommen, der deran durchfahr'n... Bald's aber auf der Seiten grün is, nachher deran de Wagen fahr'n, de was ehender hab'n sich'n bleiben miass'n und dann is do wein wieder rot, do deran de, de ehender durchfahr'n der'n hab'n, net durchfahr'n... Und des is a's Zeichen, daß ma übergeh'n kann oder net... Bald's auf der Seiten rot is, nachher is do grün, des heaßt, daß de Wagen, de was von der Seiten kommen, sich'n bleiben miass'n und daß ma umgeh'n kam!... Bald's aber auf der Seiten grün is, is do wein rot, nachher kann de andern umgeh'n is des was übergeh'n über woll'n... Allertweil is ja ein ring'riß, daß de übergeh'n müessen, de was umi woll'n! Ma braucht nur schau'n, ob's auf der Seiten grün is, dann is wein rot — herantagen — wann's wein grün is, nachher is auf der Seiten rot —

„Marandama —“ sagt die Frau verwirrt, „wia soll si denn des a Mensch alles des mitien?“

„Ach, Quatsch!“ meugt sich ein Fremder in das Gespräch, „Grün bedeutet freie Bahn — Rot ist Halt!“

„Oba Here“, schüttelt ein älterer Wiener mitniedrig bedauernd den Kopf, „was reden E denn... Des is so ganz egal ob's grün is oder rot...“ Was a echter Wiener is, der schreit si net um solche G'spinnsteln — der warstschelt si ganz asch durch!“ H. K. B.

Achtung!

Wir suchen die Adresse eines Herrn Ernst August Heidmann, der vor vielen Jahren gelegentlich Mitarbeiter der „Jugend“ war. Da es uns um die Regelung eines für Herrn Heidmann neuerdings angefallenen Honoraranspruchs handelt, bitten wir Herrn Heidmann oder dessen Rechtsnachfolger, sich zu melden beim

Verlag der „Jugend“,
München NO, Herrnstraße 10.

Als die bayerische Erde bebte

Anton Seidl

Unter den zahlreichen Zuschriften an die bayerische Erdbebenwarte befanden sich viele von hohem wissenschaftlichen Wert. Einige davon geben wir nachstehend wieder:



Rentier Bimmerl schreibt: „Der Erdstoß war so heftig, daß meine seit Jahren ins Wanken geratenen ehelichen Beziehungen zu meiner Gattin Kreszenzia neuerdings und plötzlich einen nicht zu unterschätzenden Auftrieb erhielten. Wir grüßen Sie als zwei glücklich Wiedervereinigte. Ihr Bimmerl.“



Kunstmalers Anton Seidl schreibt: „Eben mit dem Entwurf eines Monumentalgemäldes beschäftigt, wurde ich vom Erdstoß überrascht und damit in eine völlig neue und von mir langgesuchte Kunst-richtung mit elementarer Gewalt hineingetrieben. Das Bild ist bereits verkauft. Es lebe das Erdbeben.“



Alteingesessener Hofbräuhausgast schreibt: „Nach langen Jahren erhielt ich an dem Unglückstag endlich einmal wieder eine voll-eingeschenkte Maß. Aber des Menschen Glück ist nur von kurzer Dauer. Gerade als ich zum Krüge greifen wollte, passierte das Erd-beben und machte mit rauher Hand mein Glück zunichte.“



Dr. Eugen Morgenrot schreibt: „Auf einer Dienstreise in die Schwäbische Alb wurde mir das Glück zuteil, den durch das Erdbeben verursachten Einsturz eines protestantischen Kirchturms persönlich mitanzusehen zu dürfen. Mein Bericht über den Vorfall gewann dadurch an Länge und Breite; ein Umstand, der bei den heutigen Honorarverhältnissen gar nicht hoch genug einzuschätzen ist.“

Auto-Bänkefang

Von Ernst Klotz

Illustriert von R. Kriesch

Mag fuhr als Chauffeur die Lagen
Kreuz und quer durch Groß-Berlin,
Minna kam aus Greiz in Sachsen
An und sah und liebte ihn.



Noch sei er ein Junggeselle,
Seufzte er und traf wohl so
Minna an der schwächsten Stelle,
Dab dann aber Gas und flog!



Als man auf dem Standesamt
Wissen wollte, wer denn ei-
gentlich man der angeheiratete
Vater von dem Kinde sei,

Heulte Minna erst vor Kummer,
Weil sie keinen Namen kennt,
Bis sie dann die Lagennummer
„Tausendvierundachtzig“ nennt!



Wer er war und wo er wohnte,
Stand in einer Liste dein.
Minna, die von ihm besöngte,
Trug ihn die Indizie hin.

Mag, der grad die Lage kurbelt,
Hat sich kreidebleich den Schwart-
bart noch oben aufgezwickelt,
Als er des Malheur erfuhr.

Doch trotz seinem innern Grimme
Schien er Kavaliere zu sein,
Und trotz einer innern Stimme
Ziog die Minna leider ein.



Auf der ganzen Fahet, da schielte
Er die Beden böse an.
Zwar das kleine Kindlein spielte
Harmlos am Benzinbahn dran.



Doch vergingen die Minuten
Für die arme Minna nicht,
Pöflich fing sie an zu bluten,
Weil er dauernd nach ihr sticht.

Maß sie leider mehrfach stechen,
Weil es erst danach geht,
Doch die Söhnlein wird sie sähen,
Das noch am Benzinbahn dreht.

Denn das arme Wärschen drehte
Diesen dauernd hin und her.
Als sie nur ganz schwach noch flüchte,
War der ganze Saft schon leer!



Das Benzin hat sehr gestunken,
Mag, der deshalb tübetschaat,
Ist vor Schreck tot umgefunken
Auf das Kind von seiner Brant.



Und so fand man drei Gerippe
Um die Lagameterruhe,
Sah, daß er für seine Sippe
Drei Mark achtzig schon verfuhr!

Wenn wir die Moral betrachten,
Maßt' es Mag wohl so ergeben,
Denn man soll auf Kinder achten,
Daß sie nirgendwo dran drehn!



„Der Sportfischer“



voll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 2.—, jährl. RM. 6.—, Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Ernst Klotz:

Maßkrug im Bräu

(In der Billinger-Weis)

Schweißige Haut erformt dich schwer aus Ton,
Handelmannes Bier verschleißt dich schon.
Dröbnt im Bräu vor mir auf Bartholzstisch,
Hälst im prallen Laß den Labrant feich.
Wenn ich wie ein ddeslich Bier am Duell
Vezgenwischend mir noch eins bestell',
Stellt die schützeweine Kellnerin
Dich wie auf den Dpfertalt hin.
„Guffa!“ jauchzet der Bachanten Ehor.
Unschüßbares Kränzlein mein Haar
Wie im Rürchlein den Cantk Richard schmückt,
Ist mir so ein Schweißgedicht geglückt.
O brünstige, dünstige Dichterqualen!
„Kathl, zahlen! Kathl, zahlen!“

Saphir

Saphir war einmal bei einer ausfließenden Familie zu Gast. Das Gespräch kam auf berühmte Sängerinnen und einer der Gäste erzählte von der gezeierten Elisabeth Maza, die ihren Gatten aus dem Kerker losgerungen habe. Als die Hausfrau bald darauf ans Klavier trat und ein Lied sang, sagte Saphir zu seinem Nachbarn:

„Wie unvorsichtig doch unsere senst so Klage, liebenwürdige Hausfrau ist!“

„Unvorsichtig?“ fragte der Angespochene, „wie?“

„Na erlauben Sie... Wie leicht kann sie ihren Gatten in den Kerker hineinsingen!“

H. K. B.

Talma

Talma, der große französische Schauspieler, den Napoleon I. oft in Privataudienz empfing, war ein leidenschaftlicher Angler. Als er einmal an einem kleinen See in der Bretagne ohne Gelaubnis fischte, tauchte plötzlich ein Gendarm neben ihm auf und schnauzte:

„Mit welchem Recht angeln Sie hier?“

Talma erhob sich würdevoll, sah den Beamten verächtlich von oben bis unten an und sprach dann mit großer Geste:

„Mit dem Recht des genialen Geistes über die kleine Kreatur!“

Der Beamte verbeugte sich erschrocken und stammelte dann im Abgehen: „Entschuldigen Sie bitte, man kann ja schließlich nicht alle neuen Erlebe kennen!“

H. M.



E. H. Meyer-Moxter

„Kinderchen, nachdem es heute gar so heiß ist, werden wir einen Umweg machen und ein bißchen am Schwimmbad vorbeigehen!“

Deshalb

„Der Dichter ist ein zu guter Kretel. Er würde keiner Klinge etwas zu Leide tun.“
 „Ja, weil er viel zu unintelligent ist, eine fangen zu können.“

Paß gut auf

Kind: „Mutter schick mich, ich soll hundert Nähmaschinen kaufen. Aber Sie müssen sie mir vorzählen.“

Hausfrau: „Gewiß, gern. Halt mal deine Hand her. Eins, zwei, drei... wie alt bist du denn schon?“

Kind: „Zehn.“

Hausfrau: „Elf, zwölf, dreizehn, vierzehn... und wie alt ist deine Mutter?“

Kind: „Zweizehndreizehn.“

Hausfrau: „Dreizehndreizehn, vierunddreizehn... und dein Vater, wie alt ist der?“

Kind: „Fünfundfünzig.“

Hausfrau: „Sechsendfünzig, siebenundfünzig, achtundfünzig... Und dein Großvater?“

Kind: „Ich habe keinen mehr. Aber die Großmutter ist schon siebenundneunzig.“

Hausfrau: „Was du nicht faßst! Siebenundneunzig, achtundneunzig, neunundneunzig, hundert. So hier hast du deine hundert Nähmaschinen.“

Abgeblitzt

„Gnädiges Fräulein langweilen sich?“
 „Nein, mein Herr, dazu komme ich gar nicht. Das besorgen schon Eie!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
 von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brechtelichter, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionär des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen Humors begeistern wird. Du durch die prägnanteste Fähigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflagen rasch vergriffen sein wird, wenn sich interessierten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
 Herrnstraße 10

Prüfung

Frage und Antwort praffeln nur so aufeinander, wie erstickender Regen nach großer Hitze. — Der Prüfer: „Was geben Sie zum ersten Feuertopf?“ — „Kaffee, Sahne, Brötchen, Butter, Marmelade, Eier!“ — „Gut. Sie weichen oder hart?“ — „Weich!“ — „Wie lange kocht ein weiches Ei?“ — „Vier Minuten!“ — „Gut. Und drei Eier?“ — „Zwölf Minuten!“

Gespräch nach der Hochzeit

Eie: „Haben eigentlich bei unserer Trauung viele Gäste gewesen?“
 Er: „Gewiß ich beobachtete, nein. Aber wir hatten ja auch fast nur junge Menschen eingeladen.“
 Eie: „Das hat doch nichts damit zu tun!“
 Er: „Oh doch! Die können die ganze Schwere einer solchen Tragödie noch nicht ertragen.“

Er kennt sich

„Wie lange haben eigentlich Ihre Angestellten Urlaub?“
 „Vier Wochen!“
 „Demerwetter, wieviel?“
 „Ja — das heißt, nur vierzehn Tage, aber ich gebe ja auch immer vierzehn Tage in Urlaub!“

Die Zunge

„Nun, lieber Mann, was hat denn der Arzt gesagt zu deinem Leiden?“
 „Er sagte, ich solle eine Erholungsreise antreten!“
 „Hast du ihn denn auch deine Zunge gezeigt?“
 „Nein — aber ich erzählte ihm von deiner!“

Nur

„Viel hätte nicht gefehlt, dann hätte Franzler den Haupttreffer in der Lotterie gemacht!“
 „Was hat denn gefehlt?“
 „Das Geld, sich ein Los zu kaufen!“

Erwachsenen
 für
 die
 Jugend

DIE JUNGEN ANZEIGE

für
 die
 Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildergewerken aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 60 Pfg. die ganze Serie von 170 St. für RM. 6 — franco G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
 MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
 ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
 BERLIN 60 10
 HUNDESTR. 2
 PERINURP, F 1 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 518

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
 mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen.
 Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 60 Pfg. postfrei
 G. HIRTH VERLAG AG.
 München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

ALS BLATT DER KUNST

des Witzes und der Tugend
 ist auf der ganzen Welt
 BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art
 Drucksachen

empfehlen wir
 G. Hirth Verlag AG.
 München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Bild der Erwartung von Originalen fehlt, hat der Bilderhändler Ersatz an den Vierfarbendruck-Blättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, ausstichbare Portraits durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich behüllte Katalog Preis RM. 2.70 zusätzlich (Postkosten) erleichtert die Bestellung.
 G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lesen den Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
 Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
 Dr. Hanns Schneider
 München NW 2
 Karlplatz 64 44

Ein Buch fürs Leben
 ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammeltem Erkenntnis der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden auf RM. 2.80, mäßig 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Auch von der Kavallerie

Als der alte Generalfeldmarschall Graf von Haseler, der als Kavallerieoffizier drei Kriege mitgemacht hatte, im Jahre 1903 in Pension ging, betraufte er wie ein einfacher Bauer seinen Landbesitz. Morgens war es das erste, daß er, mit einer alten Joppe und wetterfester Hose bekleidet, seine Felder inspizierte und nach dem Stand der Saat sah. Auf einem Feldweg begegnete ihm eines Tages ein Kavallerieoffizier, dessen Pferd sehr unruhig war. Der Nachmann Haseler erkannte sofort die Ursache und rief dem Leutnant zu: „Der Quat ist zu eng!“ Der Reiter saß ab und überquerte sich davon, daß der „alte Bauer“ sofort das Richtige getroffen hatte. Er bot ihm, das Pferd zu halten, damit er den Quat lösen könne und meinte dann wohlwollend: „Sie verstehen ja was von Reitpferden! Haben wohl auch bei der Kavallerie gedient?“

„Ja wohl, Herr Leutnant, der habe ich!“

„Dann sind Sie wohl auch befördert worden?“

„Ja wohl, Herr Leutnant!“

„Großartig! — Wachmeister?“

„Ne, Herr Leutnant, Generalfeldmarschall!“

H. M.

Große Münchener Kunstausstellung 1935

(Glaspalastausstellung)

Neue Pinatophet

Salte III Ausstellungspart

Darstellung 29. 11. Oktober

Bereitschende 15. Juni bis 18. August

Geöffnet täglich von 9—18 Uhr

Geöffnet täglich von 10—18 Uhr

Gemeinsame Eintrittskarte 50 Pfg.

Gegensätze

Ein Rittergutsbesitzer machte, gegen seine Gewohnheit, eines Morgens sehr früh einen Spaziergang durch seine Felder und stieß dabei auf den Bienenwälder. Dieser erwiderte sehr, als er seinen Herrn so unerwartet erblickte, denn er hatte gewartet und trug seine Beute bei sich. Am liebsten hätte er sich unmerklich davongemacht, aber das war nicht mehr möglich. Deshalb grüßte er höflich und sagte: „Guten Morgen! Was führt Euer Gnaden schon so früh ins Freie?“ — „Ich will mir nur Appetit für mein Frühstück verschaffen“, antwortete der Rittergutsbesitzer. „Und warum sind Sie schon unterwegs?“ Bei dieser Frage warf er einen argwöhnischen Blick auf die gefüllte Jagdtasche seines Bienenwälders. „Oh, Euer Gnaden!“ erwiderte dieser lächelnd. „Ich wollte mir nur Frühstück für meinen Appetit verschaffen.“

W.

Bieleck



„No oa Wörtl und i schmeiß di naus!“

„So? Und dös nennst du Wirtschaftsbelebung.“

Die Gesellschaft alpiner Bücherfreunde

Mit dem Sitz in München, im Jahre 1928 gegründet, ist eine Art Buchgemeinschaft, die sich die Pflege des alpinen Schrifttums und die planmäßige Herausgabe wertvoller, gediegen gedruckter und geschmackvoll ausgestatteter Bücher aus dem alpinen Stoffgebiet in seinem weiteren Sinn zur Aufgabe gemacht hat. Sie liefert ihren Mitgliedern gegen den niedrigen gehaltenen Jahresbeitrag von 10 RM., der auch in Raten bezahlt werden kann, alljährlich drei bis vier größere alpine Buchwerke ohne weitere Zahlungsverpflichtung.

Die bisherigen Veröffentlichungen und der Plan der Buchausgaben der nächsten Zeit weisen deutlich aus, in welcher Richtung sich die Absichten der Gesellschaft alpiner Bücherfreunde bewegen und in welcher Weise sie praktisch gelöst werden. Mit dem erwarteten Anwachsen des Mitgliederkreises werden auch die Leistungen steigen, nicht nur in der Zahl der jährlich zur Verteilung kommenden Buchgaben, sondern auch in ihrer Ausstattung (reichere Bildbeigaben u. vgl.), ihrem Umfang und, soweit dies von der Ausgabenhöhe abhängig ist, auch in ihrer Art.

Die Gesellschaft alpiner Bücherfreunde ist auch sonst bemüht, die Interessen der Bücherliebhaber unter ihren Mitgliedern zu fördern. Die Einrichtung gelegentlicher geselliger Abende u. vgl. und die Ausgabe einer kleinen Zeitschrift ist für später vorgesehen.

Die rührige Gesellschaft hat seit ihrem Bestehen außerordentlichen Anlauf und eine unerwartet große Gefolgschaft im In- und Auslande gefunden. Sie scheint die besten Aussichten zu sein, die ihre Aufgabe nicht nur in der rein äußerlichen Pflege des alpinen Schrifttums, in der Beschaffung guter und schön ausgestatteter, leicht erwerbbarer Bücher sieht, sondern darüber hinaus in der Vertiefung und Veredelung der allgemeinen Einstellung zum Alpinismus ihr schönstes und größtes Ziel erblickt.

Die Geschäftsstelle der Gesellschaft, München 13, Schellingstraße 41, an die Beitrittsanmeldungen zu richten sind, erteilt jede Auskunft und versendet auf Wunsch die Satzungen und die Werbeschriften.

Eine Münchener Zeitung veröffentlichte vor kurzem folgendes Inserat:

52jähriger reinarischer Arzt

Tannenbergekämpfer, mit Siedlungsobacht, wünschenswerter Kostentumschaft durch handwerkliche, die mit geübten, älteren jungfräulichen jungen, anpassenden, auch für große Arbeit geeigneten, wirtschaftl. Weile, mit breiten Rücken, ohne Öhringe, möglichst ohne Vermögen. Vermittler abgelehnt. Verschwiegenheit zugesichert. Briefe unter A E H 151094 an die ZR. Reichl. 3.

Was uns an dieser vielgestaltigen Forderung ganz besonders gefallt, sind die „breiten Absätze“. Wir hoffen, daß dieselben eine hinreichende Garantie für eine männliche Nachkommenschaft bieten und daß an einem eventuell doch vorhandenen Vermögen die Siedlungsabsicht des alten Tannenbergekämpfers nicht zuschanden werde. Sachen gibts.

Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen des Interesses anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Iert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Iert, Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Eine harte Drohung

August Wilhelm v. Schlegel, der große Schloßpre-Überreifer, durch den uns der englische Dramatiker so vertraut wurde, als wäre er ein deutscher Dichter, hielt an der Universität Bonn, während er dort Professor des Canotit war, von Zeit zu Zeit auch Vorträgen über die neueste deutsche Literatur. Eines Tages hatte sich ein Hund in den Hörsaal eingeschlichen. Als Schlegel ihn bemerkte, unterbrach er sich in seinem Vortrag, stieg vom Katheder herab und suchte das Tier zu fassen, was ihm auch schnell gelang. Eigenhändig warf er es dann zur Tür hinaus. Auf das Katheder zurückgekehrt, sagte er zu seinen Hörern: „So wie diesen Hund, meine Herren, wird es einem jeden von Ihnen gehen, der sich umbringen in die deutsche Literatur einzudringen wagt.“

Logik

Als bald nach der Schlacht bei Velle-Alliance (18. Juni 1815) in einer Gesellschaft jemand aufspritzte: „Es ist zu traurig, daß so viele tapfere Offiziere dort den Tod gefunden haben“, sagte ein Lustigkat mit schneidender Kälte: „Was ist das zu bedauern? Wer vom Degen lebt, muß auch vom Degen sterben!“ Ein anwesender Oberst antwortete ihm darauf: „Sie haben eine recht eigenartige Logik! Dann müßte also auch jeder, der vom Rechte lebt, von Rechte wegen umkommen.“

NÜßlein

Liebe Jugend!

Gerhard und Herbert sind unzertrennlich, bis — Gerhard, der um ein Jahr ältere, in die Schule kommt. Nun ist Herbert viel allein. Das paßt ihm gar nicht. Und öfters macht er seinem Groll auf die „garstige Schule“ Luft. Unmissverständlich äußert er dabei, daß er — nicht in die Schule gehen wolle. Da nimmt ihn einmal sein Vater vor und setzt ihn aneinander, daß es gut und notwendig sei, in die Schule zu gehen, damit man etwas lerne. Er schließt mit den sehr deutlichen Worten: „Und wer nicht in die Schule geht, Herbert, der wird ein Esel.“ Das Vaterwort scheint sichtlich Eindruck auf Herbert gemacht zu haben, er geht zunächst recht still überlegend an seinen Spieltisch zurück. Nach einer Weile aber kommt er zum Vater zurück, stellt sich stramm vor ihn hin und erklärt: „Papi, ich werd' ein Esel!“

*

In einer Dorfschule hält der Schulkat große Revision. Der Lehrer muß alles zeigen: alle Räume, alle Lebensmittel, alle Schränke, alle Bücher und Hefen! Ein kleiner Junge, bei dessen Eltern leider der Gerichtswohlführer öfter einmal eintreten muß, betrachtet den Mann mit der großen Mappe und dem grauen Mantel ebenso aufmerksam, wie das ganze Lin deselben und die Befähigung des Lehrers. Als die Schule zu Ende ist, rennt er aber in einem Galopp nach Hause und ruft, fast atemlos, schon von draußen zur Tür hinein: „Was denkt'n, Vater, hätte war der Gerichtswohlführer in der Schule!“ K. B. W.

*

In einem Aufsatz über die Erschießung Shakespeares durch Zell schrieb ein Schüler die Sätze:

Zell ging nun sofort in die hohle Gasse bei Küßnacht und wartete, bis Gefelle kam. Dort setzte er sich hinter einen Busch, drückte los und Gefelle fiel vom Pferde. K. B. W.



NÜßlein

„Ole, wasiß man bloß nich, det Jartentor immer jut zu vaschließen!“

Offener Brief an das Volk der Tauben

Von Ernst Machek

In Paris, Prag und einigen anderen Städten wurde beschlossen, die Tauben auf humane Art und Weise auszurufen.

Liebe Tauben, es sieht ganz so aus, als ginge es euch an den Kragen. Während ihr, nach alter Sitte, abmangelnd gütend eure aufgebühlten Häute spazieren tragt, nach Pogodnart die Köpfechen vornehmelt und kein schlimmeres Verlangen hegt, als Greßbares zu ergattern, sind eure Freunde von gestern dabei, in mörderischer Absicht ihre Messer zu wehen. Was habt ihr denn mir verbrochen, daß solches geschehen konnte? Solltet ihr euch etwa bloß dadurch unbeliebt gemacht haben, daß ihr euch von den Menschen mißbrauchen ließt zur Verunsicherstellung des — Friedens? Gewiß, Friedenssymbole sind heute nicht übermäßig unumwunden (auch soll ihr bloßer Anblick empfindsamen Naturen unnötige Gewissensbe schwerden verursachen), doch — der Wahrheit die Ehre! — es ist nicht dieser Unfand, der Schuld daran hat, daß man sich eurer zu entledigen trachtet; was euch um der Menschen Gnuß betrogen hat, sind einzig und allein eure — Verdammnisurteile. Wenn ihr nun demgegenüber einwenden solltet, daß alle anderen Lebewesen doch gleichfalls Produzenten in diesem Sinne seien, dann stimmt dies zwar, nur wäre zu berücksichtigen, daß sie, die anderen, für die Deponierung jener gewissen Rückstände meist geeigneter Orte wissen als die Nasen feinerer Heiliger oder die Helmbüste bronzener Feldherren. Und dennoch würde man über eure kleinen Lastlosigkeiten vielleicht hinwegkommen sein, wenn sich nicht ein sogenannter Sachmann gefunden hätte, der mit folgenden Worten eure Todesurteil sprach:

„Die Menschen sind Freunde der Antike, weshalb wir historischen Bauwerken besondern Schutz angedeihen lassen. Doch auch die Tauben scheinen Freunde der Antike, da sie mit Vorliebe just historische Bauwerke bewohnen und — beschnitten. Taubenstano aber reißt sich mit änderer Schärfe in den weichen Sandstein und richtet auf diese Weise ärgeren Schaden an, als der von Frauen und Baugesellen so sehr gefürchtete Zahn der Zeit.“

Da habt ihr's, meine lieben Tauben! Nimmer sollte Greßbolde sed ihr, schamlose Schmutzlinge und hinterlistige Herkörer. In euch vereinigen sich die Tugenden der Mauhroufsgeille, der Schmutzfliege und des Holzwurms, und man kann sich nur wundern, daß solches Rüstzeug euch die Ehre eintrag, zu Symbolen des Friedens auszufernen zu werden. Sollen vielleicht diejenigen, die euch dieser Auszeichnung für würdig hielten, vom Begriff „Friede“ eine ähnliche Vorstellung haben wie ihr vom „Dunkelmäßig?“

Nun, jedenfalls ist es so weit gekommen, daß man es da und dort (in Prag, Paris, Rouen und anderen Städten) satt gekriegt hat, mit euch unter den gleichen Dächern und Türmen weiterhin zusammenzuleben. Wenn ich indes von Messern gesprochen habe, die bereits gewetzt werden, so ist das natürlich nicht wirklich zu nehmen. Wohl will man euch samt und sonders ausschuten, doch soll es — und das wird euch gewiß mit freudiger Genugung erfüllen — eine „Auswertung auf humane Art und Weise“ werden. — Was sagt ihr jetzt? Ist es nicht ein Glück im Unglück, daß eure Gegner einer Epekes angehören, die das Kunststück zuwege bringt, mit Humanität Messer zu wehen?

Zum Schluß aber, liebe Tauben, möchte ich euch noch einen wohl gemeinten Rat geben:

Solltet ihr den Entschluß fassen, den wohl nicht gewordenen Städten den Rücken zu kehren (und es wird euch nichts Vernünftigeres zu tun übrig bleiben), dann erspart es euch, andere Städte aufzusuchen, da die Gefahr besteht, daß euch in diesen früher oder später dasselbe Schicksal ereilt. Bleibt weit, weit fort und sucht euch ein fleckchen Erde, das noch Raum hat für Friedenssymbole: ein Land, wo keine Menschen wohnen.

Einer von diesen war nun so toll ihm zuzurufen: „Sie haben gut reden, General! Sie sitzen auf einem schönen Pferde, aber wir arme Teufel müssen mühsam zu Fuß gehen.“

Bei diesen Worten stieg der Feldherr seelig vom Pferde und bot dem dreiflüssen Krieger freundlich seinen Platz an. Dieser weigerte sich zwar entschieden, aber er mußte doch gehorchen.

Raum aber für den Soldat auf dem Pferde, so ward er durch einen Schuß der Feinde aus dem Gebüsch heruntergeschossen.

„Echt ihr nun“, sagte Eherin zu seinem Soldaten, „der höchste Platz ist immer auch der gefährlichste!“

Er setzte sich wieder auf und tritt weiter.

F. S.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Bildnis Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner innerlich in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonkleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindes bündes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Straus Seib Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonders gefallen finden, da sie sich ganz ausgeglichen zum Vortrag für Dilettanten eignen.

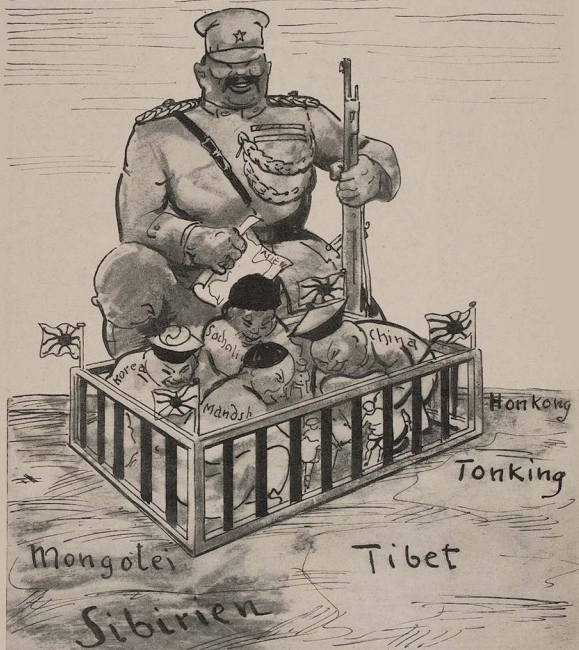
G. Hirth Verlag AG. / München
Sternstraße 10

Der gefährliche Platz

Der berühmte französische General Eherin führte einmal eine seiner Kolonnen einen beschwerlichen und gefährlichen Weg und er ernannte dabei die Soldaten, diese Beschwerlichkeit mit Mut und Standhaftigkeit zu ertragen.

Im fernen Osten

Erich Wilke



„Kinder gehören in einen Laufstall, den man jederzeit vergrößern kann.“



Im Sonntagsstaate

Hans von Bartels †

Man liegt im Gras

*Man liegt im Gras vollkommen weltentkoben.
Die Nase ragt geruhsam träumerisch 'gen oben.
Man riecht den Klee, und was da sonst noch blüht,
man schaut der Wolke nach, die grad vorüber zieht.
Die Wolke kommt mir vor wie eine große ganze
Schaufelpferdherde, mit einem Ringelschwanz.
Allmählich wird die Wolke dann halbiert, entzweit, entdreit
und subtrahiert.*

*Mein Onkel würde sagen: „So wie dieser Wolke
erging es unter Attila dem Hunnenvolke.“
Doch mir persönlich macht die Völkerkunde keinen Spaß,
und Politik paßt nicht ins grüne Gras.
Viel schöner ist's, müßig und barsuß da zu liegen,
und in den Himmel schauen, der so überlebensgroß.
In meinem Haar vermählen sich zwei Fliegen,
die kleinen Biester sind ganz hemmungslos.
Was mögen sich die kleinen Fliegen denken
bei ihrem tollen Liebesbaccchanal?
Ich stir' sie nicht. Warum soll ich sie kränken?
Wer Liebeslust kennt — kennt auch Liebesqual.
Wenn ich sie störte, würd' mein Herz bluten.
Der Lärbeslenz verpufft mit einem mal.
Der Sommer dauert nur ein paar Minuten.
Die Raben singen schon den Herbstchoral.*

Fred Endrikat

Fritz Erhart:

Erzählung um ein sterbendes Haus

Ganz nahe dem großen See, so nah, daß das Geringe selbst der kleinsten Wellen herüberklingt, steht ein Bauernhaus. Nur eine Kiedewiese, die mannshohes Schilf trägt, und ein durchsichtig schmalen Ertrassen Auenwald trennen vom See.

Das Haus ist unbewohnt und zerfällt. Der Garten aber ist bebaut und gepflegt. Er trägt Beeren an hohen Ranken und auf reichen Beeten Gurken, Kräuter und Gemüse. Am Spalier der Sonnenmauer reifen große Birnen. Hinter dem Haus, sanft durchspielt vom Mittagewind, stehen hohe alte Bäume.

Vor dem Haus, wahllos aufeinander gestürzt, bilden Balken und Bauhölzer, alles Trümmer aus diesem Verfall, unvorzusehene Bänke.

Der Himmel, tiefblau noch in der Höhe, ist schwarz umrandet. Noch glüht die Sonne, rot flammen die Blüten der Beeren, ein schwacher Wind bringt keine Kühlung. Die Hitze ermüdet, sie schläfert ein.

Und einschlafend denkt der Wanderer: „Wenn erst der Sturm hochkommt, ob der See muß hier brüllen, er muß drohen und das alte Gehäule, was mag es dann erzählen!“

Denn altes Gehäule hat eine eindringliche Sprache!

Einmal breitete sich hier eine Wiese wie tausend andere und kein Baum stand da, der Schatten spendete. Der Boden war schwer und ungut, das Gras, das aus ihm wuchs, war zäh und sauer. Es ward vom Weidewich verschmäht und nur im Winter angenommen, wenn eine widerlegere Auslese nicht möglich war.

Der Bauer, der auf diesen Boden sein Haus stellte, hieß Hans Etzel. Er war der jüngste Sohn einer vielköpfigen Bauersfamilie. Sein ältester Bruder bekam den Hof im Dorf, den letzten Hof in der Heimat. Die Geschwister zerstreuten sich. Die Männer wuchsen in handwerkliche Berufe, zogen in Städte und entfernte Orte und entfielen sich nach und nach dem Boden, dem sie entstammten. Die Frauen heirateten in andere Höfe und brachten großen Arbeit und Mühsal zahlreiche Kinder zur Welt.

Aber Hans, der jüngste, war Bauer. Ihn freute handwerkliche Betätigung nur in jener Viehhaltung, die zur Instandhaltung eines Hofes unumtöndlich ist. Außerdem aber liebte er die Heimat. Er liebte die nahen Berge, die flache weite Ebene, die sich ihnen entgegenbreitete und er liebte, mehr als alles andere, den See, dessen Farbe und sanftes Atmen er kannte wie seinen eigenen Atem und dessen Ummant, Jagen und Härte seiner eigenen Seele. Dieser war.

Er arbeitete auf dem Hof seines Bruders, bis ihm dieser schließlich, des ewigen Gedenkens müde, die Erbschaft auszahlte, die ihm zustand. Ach, sie war klein und unanständig genug, diese Erbschaft! Ein paar hundert Zaler nur, vielleicht ausreichend, um in einer armen Gegend in einen abgewiesenen Hof einzubeziehen, aber für eigenen Erwerb war sie lächerlich gering.

Doch Hans Etzel hatte einen eisenharten Schädel. Jemandem einbeziehen, um der geduldeten Nothilfe auf einem Weiberhof zu werden, das lag abseits der Linie, auf der er schritt. Und so kaufte er sich, verachtet von seinen Dorfgemeinden, bespöttelt von seinen Altersfreunden, Schilfgelände und veranwohte Wiesen, leeres unnützes Zeug um billiges Geld.

Er wohnte so lange im Dorf, bis er den Boden genügend Trockenheit abgerungen hatte, um ein Haus daraufstellen zu können. Das Haus aber, das er baute, war groß und geräumig. Die schwersten und härtesten Bohlen waren eben gut genug und immer tiefer mussten die Gräben um das Haus gelegt werden, um des andringenden Wassers Herr zu werden.

Und schließlich fand das Haus! Es war wie ein viel zu weiter Kasten, aber es war gebaut von einem, der einen gewaltigen Trost in sich trug und entschlossen war, einen großen Geschlecht weiterzugeben. Als das Haus stand, mußte eine Frau hinein. Aber eine finden, die auf einen solchen Hof werken wollte, war noch schwerer, als ihn aufzubauen. Er ward der verachtete Brautverwerber, bis



Kohlstätten a. d. Schwäb. Alb

Kurt Weinhold-Calw

ihn schließlich dieses Gebettel und Abgewiesenwerden ankeelte und er sich aus einem entlegenen Dorf eine holte, die zu ihm passte.

Sie war lang, bager, zäh, hatte Hände wie Eschafeln und einen Kopf, der dem seinen an Eigenwillen und Härte nichts nachgab. Und keinen Pfennig Geld!

Nun konnte der Kampf beginnen! Und er begann! Der See, der nahe Nachbarschaft nicht dulden wollte, ward sein grimmigster Feind. Jahre um Jahre schüttete er seine Wasser zum Hof, überslutete und verschlammte die Wiesen. Der Wind streute die Samen der Riedgräser auf die unfruchtbar bearbeiteten Felder und verdarb das Futter. Die Sonne brütete Mäciden von Etchlingen aus und bestete sie in Haus und Stall. Sie machten den Abend zur Qual und die Nacht zur Hölle. Sie beunruhigten das Vieh und machten es schlaff.

Das Vieh, mit faurem Gras genährt und vom Ungeziefer gepeinigt, stand auf schwachen Beinen und wurde nichts Rechtes. Es kalbte schwer und unter so furchtbaren Wehen, daß man das Gebrüll bis ins Dorf hören konnte. Und was dann zur Welt kam, das waren keine großen schweren Kälber, sondern kümmerliche, die für die Aufzucht zu schwach und für den Metzger zu mager schienen.

Aber der Bauer gab nicht nach. Er kämpfte um seinen Boden mit harter Verbissenheit. Und er setzte sich durch! Denn schließlich ward aus den Cauerwiesen doch brauchbares Land, schließlich wurden auch die Bäume hinter dem Haus groß und hatten unfruchtlichen Duft. Und schließlich stand kräftiges Vieh im Stall und waren Kinder da, die ebenso hart, ebenso zäh und ebenso eigenwillig waren, wie die Eltern.

Der Kampf endete nie. Aber der Bauer war erharkt und er war ein gleichwertiger Gegner geworden. Als er starb, da hinterließ er den Hof dem ältesten Sohn. Der war hart und erprobte wie er selber, der konnte den Kampf um dieses Stück Erde und liebte ihn. So ging es fort durch die Folge der Geschlechter.

Der Boden wurde besser und ertragreich, aber das Haus erkrankte.

Nun, da sie den Boden nicht mehr verpestet konnten, kämpften die Elemente gegen das Haus. Sie gestraßen das Gebälk, sie schickten stets neue Wasser in die Keller, sie rüttelten am Dach und durchschauerten die Mauern.

Und schließlich trieben sie den letzten Bauern doch aus dem Haus. Der fand im Dorf eine Frau, die er liebte. Die war dem Kampf um ein so unheilbar krankes Haus nicht gewachsen. Und da sie die einzige Tochter eines reichen Bauern war, überließ der junge Bauer das alte Haus seinen Feinden zum Fraß und überließ sie ins Dorf. Die Erde aber, die fruchtbare, sie blieb ihm und sie dankte die jährliche Mähe mit reicher Ernte...

Der Wanderer erwachte. Noch stand die Sonne mittäglich hoch am Himmel. Aber die schwarzen Wolken hatten sich höher gehoben und drohten in schwerer Ballung.

In seiner Nähe, auf einem der Balken, die der Sturzwand aus dem Gefüge griffen hatte, saß der Bauer und blickte durch das regnabende Pohnengranke in die aufliegenden Wolken. Der Wanderer grüßte kurz und ging, ohne ein Gespräch zu suchen. Denn er fühlte, daß der Bauer nun vor seinem Hause sitzen wollte, bis das Gewitter vorüber war. Denn wenn er es auch verlassen hätte, er liebte es doch mit jeder Faser seines Herzens und er war gewöhnt, ihm nahe zu sein, wenn Gefahr drohte. Denn es hatte seine Pflicht getan und es verdiente, daß man in schweren Stunden zu ihm stand.

Das Gewitter aber, das bald darauf losbrach, es schenkte diesmal noch das Haus. Es gerichth Bäume und Streuschuppen, es peitschte den See, daß er sich bäumte, es spielte mit ungeheuren Albernheiten den Spuren des sterbenden Hauses, aber es gerichth es nicht.

Und als der Bauer dann wieder seinem Hof im Dorf zuging, war der Himmel klar und die Luft würzig. Er trug den Hut in der Hand und sah nachdenklich und freundlich über die Felder, die der warme Regen befruchtet hatte.



Im Vaterhaus

Otto Poppel



Landschaft

Adolf Jutz

DIE FLUT

VON REINHOLD EBERLE

Dort ging Jörg Jensein über das steil gewölbte Feld. Sein Gang war schwer und die Schultern hingen ihm einwärts wie nach vorne. Oben den verdämmenden Tag erschien seine Gestalt schmal und überlebensgroß; dann versanken die langen Beine und der schmale Körper Zoll für Zoll hinter dem fallenden Hang.

Frau Ute hatte es mit großen harten Augen gesehen, dieses Schreiten, das kein Ende nehmen wollte, und doch wieder von der düsternen Erde aufgezogen ward, lange ehe weiches Denken von ihr Macht ergriß. Dort war Jörg Jensein gegangen. Ein schmaler krummer Pfad, ein Weg, der von der Niederung zur buckeligen Höhe führte.

Sie lehnte todesmatt am starken Holz des Lozes. Dann trat der Himmel auf sie zu; und durch die Welt lief nur ein krummer Pfad, auf dem Jörg Jensein gegen Westen wanderte. So klein und ausgefüllt war alle Welt.

Jörg Jensein war gestern aus den Staaten heimgekehrt. Mit der unruhigen Erwartung, die jeden in den Damm der Heimatode zwingt. Er kam in das Dorf, in dem die Häuser und die Hütten scheu und schlicht wie vor zehn Jahren an der Straße standen; und wortkarg gab er den Fragern all zu wissen, was denn zu jagen war über die Zeit des Kämpfens und der harten Arbeit in der Fremde. Doch selber freug er kaum; und Mutter Jensein umschloß mit zitterigen Händen die Rechte, die schwer und schwierig in ihrem Schoße lag. In ihrer Stummheit rang die Fremde mit dem Wissen um nahes helles Leid.

Dann war Jörg Jensein vor Frau Ute hingetretten. Sie sah ihn kommen, in der glühenden Nachmittagsstunde; so wie sie ihn jetzt gehen gesehen hatte. Eine Stunde lag dazwischen, eine runde Stunde. Und doch war es ein ganzes Leben.

Er presste seine Mähe in den groben Fingern. Frau Ute sah sie deutlich, diese groben Finger, die sie vor fünfzehn oder zwanzig Jahren behutsam über das glitschige, umgeleide Watt getragen. Oder die mit wüstem Geißel zapfen konnten, wenn einer der Bulen den Mädchen frech und gaslig kam. Diese breiten knochigen Hände, die nichts als trenn und zuverlässig wirken konnten. Sie sah die blenden Haare, in denen der salzige Nachschweiß gewickelt, damals, als sie ihn ihr Wort für's Leben gab. Damals, als sie noch Gertrud Peters hieß.

Es war ein alter Fischereifahrer gewesen; rüstig und mit morschen Pflanzen. Doch Jörg trieb ihn mit kurzen, starken Stößen in die See, bis sich der Himmel wie von ungefahr mit dunklen Wolken allzu rasch verhäng. Und Sturm und Wellen dann ihr Spiel mit diesen morschen Pflanzen trieben. Als keine Stunde mehr zu leben übrig schien, da hatte sie ihm zugehört, ihm, der mercklos den Kahn mit letzten Kräften durch die Brandung zwang, daß sie ihm angehören wolle immerdar. Jörg hatte schmerzlos todesmatt genickt, doch plötzlich ging ein Leuchten über seine sturmgebehten Züge. Er warf sich in die Riemen, daß das Holz sich bog wie schlanker Stahl. So spie das Meer mit weißem Schaum das runde Boot auf Schlick und Schlamm.

Ein Jahr darauf war Jörg hinausgezogen in die Fremde, um dort das Brot zu suchen, das die targe Heimat wehete, und dann Gertrud Peters heimzuholen als sein Weib. Denn sie versprach zu warten, so lange, bis Jörg Jensein käme sie zu fordern.

Und Gertrud Peters wartete. Neun lange volle Jahre. Dann war Claus Ute plötzlich da und warb um sie mit heißen Worten. „Mein Wert, mein Wert!“ sprach sie in wehen Nächten und mit klaffen Lippen immer wieder. Und heimlich fraß an ihrem Herzen Gram und Leid. Neun Jahre! Kein Ende! Ihr Leib war nicht mehr jung. So war Gertrud Peters Claus Utes Weib geworden.

Und jetzt war Jörg Jensein da!

„Was soll man werden, sagte Frau Ute. Es war eigentlich keine Frage, es war nur, weil irgend etwas gesagt werden mußte.

Jörg Jensein hob hilflos die Schultern.

„Ich habe neun Jahre gewartet.“ Er nickte.

„Ich hätte auch noch länger gewartet.“ Schweigen.

„Aber es war da etwas. Neun Jahre! Jörg, die Zeit hat an mir gezehet.“

„Ja, ja“, sagte er nur. Sein Gesicht war hager und verwitert. Die knochigen, harten Hände pressten die Mähe. „Ja, ja.“

„Da wird man anders.“

„Ich bin Jörg Jensein geblieben.“ Schweigen. Drüben zog die Sonne hinab. Es lag Friede über dem Land.

„Ja du! Ich bin ein Weib!“



Die Waldhütte

J. Wegerer

„Der Kampf draußen war schwer.“
 „Und kein Ende!“ Ihr Kopf sank auf die Brust.
 „Ich glaubte daran.“
 „Da habe ich Claus Ute genannt.“ Mit tacbloßen Lippen hatte sie es gesagt. Schweigen. Sie sah Jörg Jensen stehen, gebracht und ohne Worte, wie einen Büßer.
 „Jörg, ich bin an die ... schuldig geworden!“
 Er wechete müde: „Nein, nein, die Zeit! Das ist nun so.“
 „Und du?“
 „Ach ich! Ich gehe wieder ... in die Fremde ...“
 „Jörg, Jörg!“ Es war nur ein Flüstern.
 „In die Fremde!“
 Damit war Jörg Jensen gegangen. Schwerer und müde. Die Sonne berührte die Erde.
 Als Frau Ute gegen Westen aufbrach, ward es Nacht. Sie sah draußen das Dunkel des Meeres. Das Leben rann an ihr vorüber. Sie sah die Menschen, sie sah die herbe Erde des Landes. So nahen sie Abschied von allem.

Das Meer lag wie ein fattes Tier am Strand. Die Welt schien ohne Ende.

Dort vorne hub es an, das Aushören und das Murren, wo fernt das Watt sich grundlos in das Meer verlor. Eintönig sangen die Wasser ihr Lied. Frau Ute ging dem Meere entgegen.

Sie schritt durch Schlamm und Schlick. Ihr Fuß glitt, die Beine waren schwer von Not und Schlamm. „Jörg, Jörg!“ Vor ungezählten Jahren, da trugen starke Arme federnd ihren jungen Leib durch Schlamm und Meeresboden. Damals! Frau Ute schritt mit brennenden, weiten Augen ihrem nahen Heile zu.

Das Meer kroch wie ein fesselndes Brausen heran: Die Flut fraß sich ins Land. Es gluckste und es quirlte unter ihrem Tritt. Sie ging und ging. Das Wasser neckte ihren Fuß; es leckte wider ihren Leib. Frau Ute sah mit klaren Augen in die Nacht. Und es ward hell und froh in ihrem Innern. „Jörg, Jörg!“ Das Wasser nahm die Laimelnde in seinen weichen Arm.

Die Flut kroch gierig höher; und das Meer, es sang sein ewiges Lied. Himmel und Erde woben ineinander.

Es war ein Tag wie am Anfang.

Rossini

Rossini war ein großer Feinschmecker.

Eines Tages traf er im Foyer der italienischen Oper einen wegen seines Reizes berühmten Bankier. Jüngendie harnlose Meinungsverschiedenheit veranlagte Rossini, dem Bankier eine Wette vorzuschlagen und der Einsatz sollte ein mit Trüffeln gefüllter Truthahn sein.

Rossini gewann die Wette, der leckere Truthahn aber ließ auf sich warten.

Nach einigen Wochen erinnerte der Maestro dem Bankier an die verlorene Wette.

„Geduld, Maestro“, sagte der säumige Verlierer, „ich habe von meinen Traiteurs erfahren, daß die Trüffeln um diese Zeit weder die richtige Reife noch das reichenswerte Aroma haben!“

„Lieber Freund“, versetzte Rossini, „lassen Sie sich nur nicht anführen — dieses Gerücht haben die Truthähne ausgepumpt!“

Großer Lobgesang

Lobet den Tag und die Helle, die euch umfassen
 Kommet zu Haus!
 Schaut in den Himmel hinauf:
 Schon ist die Nacht euch vergangen.

Lobet das Wort und die Taten, die durch euch entstanden
 Sehet durch euch
 Lebet das irdische Reich:
 Es ist ewig in euch erstanden.

Lobet die Tugend, die dem Fleisch entwächst in den Himmel
 Lobet den Samen
 Lobet die, die vor euch kamen:
 Aber auch lobet den Himmel.

Lobet von Herzen das gute Gedächtnis der Erde
 Und daß sie immer weiß
 Euer Dasein und Tun:
 Die Erde will, daß ihr da seid!

Lobet die Sonne, die Glut und das Leben!
 Schauet hinan
 Es kommt auf euch an:
 Und ihr müßt ewig leben!

Helmut Huber

Revolution

Man sprach über die französische Revolution. Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs des Großen Bruder, äußerte: „Man mag darüber denken, wie man will; jedenfalls kann niemand leugnen, daß sie über viele Dinge großes Licht verbreitet hat.“ Ein Ordehnmat entgegnete: „Sollte es nicht das Licht einer Feuerbrunst sein, die verwüstet, statt zu leuchten?“

W.

Abendlicher

Garten

Von Gretel Schott

Den ganzen Tag hatte es geregnet, still und andauernd waren die Wasser gleich unaufhaltbaren Tränenströmen aus trübem Himmel gefallen. Aber jetzt, in der kurzen Spanne zwischen Tag und Abend, zeigt sich dort oben zartestes Blau zwischen verstreuten Wolken, die noch das warme Rot des untergegangenen Sonne in sich bergen.

Langsam und fast unmerklich fällt die Dämmerung herein, sie steigt aus den Lüften und verbindet Himmel und Erde zu einer weichen, hellgrauen Welt. Sie legt sich behutsam auf die zierlichen Äste der Bäume, sie greift nach den frischgrünen Tannenzweigen und rückt herab auf das Beet mit den brennenden Blüten des Mahons.

Müde ist der Garten und das kleine Haus, schwer hängen die regennassen Äpfel herab vom dunklen Gitter des Balkons und legen sich gleich schlaftrunkenen Edeln über die Fensterlaugen. Drinnen brennt kein Licht, denn es ist niemand in dem Hause mit dem weit überspringenden, mittelalten Dach. Aber in seinen treuen Wänden wohnen Liebe und Freude und die Erinnerung an viele Augenblicke der Zärtlichkeit.

Wie rasch es nun dunkel wird! Nebel kriechen über die Wege, lösen sich vom Boden und zerfließen im Dämmern. Soeben stand noch der Abendstern über dem Schornstein des Nachbarhauses — jetzt ist er bereits bis zu der Linde hinübergewandert und blickt wie ein stiller Bekämpfer durch eine Blätterlücke im Wipfel.

Es ist so still im Garten. Leuchmend neigt der Holländer

sein Blütenantlitz zur Erde, im Traume verweilt der Jasmin seinen Duft aus zerbrechlichen Kelchen. Und nur selten löst sich ein Regentropfen vom Giebel und springt dumpfknallend auf ein erschrockenes Blatt. Aber von weiterher, von den sumptigen

Waldweiden, ertönt stöhndes, schier rebellisches Frohschgequatsch, über das sich triumphierend der schrille Chorgesang der Fledern erhebt.

Dem Beispiel des Abendsterns sind seine zahllosen Geschwister gefolgt, sie haben sich von allen

Seiten mit lautloser Selbstverständlichkeit eingestellt, nur der Mond ist nicht unter ihnen.

Da — ein Räuschen tut seinen ersten zaghaften Schrei... und eine junge Fledermaus gleitet mit samtenen Egel in die beginnende Nacht.



Ander Mauer

H. Mayrhofer-Passau



Die Schlange

Kubin

Teddy küßt sich ins Glück

Von Wilhelm Lichtenberg

Man muß in der Lage Teddys gewesen sein, um das Unbegreifliche begreifen zu können. Teddy, der einstmals bessere Nächte gesehen hatte, begab sich mit dem letzten Geld, das ihm nach monatelanger Arbeitslosigkeit geblieben war, in seine Lieblingsbar. Es war plötzlich wie ein Kaufschuß, wie ein Launel über ihn gekommen, er sah nicht mehr das morose Grubmüß, das Mittagessen vom nächsten Tag vor sich, und saß mit einem Male, ohne daß er selber wußte, welcher Lausel ihn hieher getrieben hatte, an seinem Lieblingsstischchen in der Bar.

Der Ober, dessen Miene diskret den langen Zeitraum, seit Teddy das letztemal hier gegessen hatte, überbrückte, beachte ohne Bestellung den

bevorzugten Drink des wiedergefundenen Gastes. Und Teddy saß vor seinem blinkenden Kelch, sogat die feinen Zigaretten von ehemals rauchte er wieder, fühlte sich von der diskreten Mäßigkeit angenehm umschmeichelt, und beobachtete, wie sich alles rund um ihn herum abspielte.

Die alten Gäste waren fast völlig verschwunden, neue waren an ihre Stelle getreten; aber das machte nichts weiter aus. Die neuen Gäste unterschieden sich wie die alten, die neuen Schläger erinnerten an die von vorgehern, und an den Frauen merkte man den Unterschied überhaupt nicht.

Nur Teddy fühlte, daß er ein anderes gewesen war! Das Leben hatte ihn gereift, schon gemacht, er stand jetzt über den Dingen, die ihn vorher beinahe sein ganzer Lebensinhalt gewesen waren. Die Umwelt kam ihm mit einem Male so marionettenhaft, fast unwirklich, geistlich vor. Und er konnte das Gefühl nicht loswerden, daß ein kräftiger Wind dieses schattenhafte Treiben umblasen müßte wie eine flackernde Kerze.

Man müßte nur irgend etwas ganz Betrübtes tun... Etwas, was hier niemand erwartet, was ganz überraschend kommt... Und dann als kühler Zuschauer beobachten, was daraus entsteht...

Wenn man zum Beispiel... Er blinnte sich in dem pavillonhaften Raum um, sein Blick blieb an einem gegenüberliegenden Tisch haften. Dort saßen vier Personen... Sehr hübsch, sehr bezaubernd, ganz unbeschreiblich schön... Nach dem ersten Eindruck zu schließen, ein Elternpaar, das wohlbehütete Töchterlein, und als viertes ein junger Mann... Nach dem Blicken, die sich die jungen Leute zueinander: Braut und Bräutigam. Also, wenn man...

Teddy erhob sich plötzlich und ging auf den Tisch der Vier zu. Und ohne ein Wort zu sagen, hob er ganz leicht das Köpfchen der jungen Dame und küßte sie.

Dann blieb er stehen und wartete auf das, was sich jetzt ereignen würde. Er wollte nichts kombinieren, nichts voraussetzen, nur den Gang der nächsten Ereignisse abwarten.

Zuerst schrie das junge Mädchen auf. Selbstverständlich, dachte Teddy, was hätte sie auch sonst tun sollen. Dann sprang der Bräutigam auf Teddy zu. Auch selbstverständlich, dachte er weiter, so ein junger Mensch muß doch ritterlich sein. Das ist doch das wenigste, was man von ihm verlangen kann!

Teddy fühlte den hochgehobenen Arm des jungen Mannes über sich und machte sich unwillkürlich zu entsprechender Abwehr bereit. So weit kam es aber gar nicht. Denn plötzlich fühlte er zwei Arme um sich geschlungen, einen Kuß auf seiner Wange, und eine zärtliche Frauenstimme sagte: „Alter Feig! Da bist du! Warum erschreckst du uns denn so, Feig?“

Teddy hatte nur Gelegenheit, einen kurzen Seitenblick nach der Dame zu werfen und glaubte mit einiger Sicherheit feststellen zu können: es war die Mama... Er zog ihn gleich darauf auf einen Stuhl nieder, den sie rasch herbeigezogen hatte und flüsterte weiter: „Darf ich die Herren bekannt machen? Das hier ist unser Neffe Feig, dessen Lebensloos es ist, immer ein bißchen plötzlich auf den Plan zu treten, und das hier ist der Bräutigam von Mary, den du ja noch nicht kennst, Feig! Er heißt Richi und du kannst ihm sehr herzlich die Hand schütteln, Feig!“

Teddy war so verdußt über diese plötzliche Wendung, daß er tatsächlich Richis Hand ergriß und sie sehr herzlich schüttelte. Richi benahm sich wohl wesentlich zurückhaltender als der neue Vetter, aber er hatte doch ein ganz unbestimmtes Lächeln um den Mund und tat so, als ob er erfreut wäre.

Teddy hätte den Jertum mit einem knappen Satz auflären können. Lat es aber nicht, weil er sich vorgenommen hatte, keine Wendung zu beeinflussen und aus eigenem nicht mehr dazu zu tun, als eben jenen Kuß. Im übrigen hätte er auch keine Zeit gefunden, eine Erklärung abzugeben, denn die Mama ließ ihm keine Zeit dazu. „Wie geht's dir denn, Feig? Wo steckst du die ganze Zeit? Warum läßt du dich bei deiner alten Lante gar nicht mehr blicken? In der Bar muß man dich zufällig treffen? Na, warte! Ich werde mich sicherlich an meinem umgetreuen Lieblingsgenossen rächen! Was macht die Mama? Oh! sie ist gar? Ja! Und hat der Dunkel Theodor? Und...“

Dem Bräutigam Richi schien die Aufrollung sämtlicher Familienverhältnisse Unbehagen zu erzeugen, denn er erhob sich und bat Mary zum Tanz. Mary nahm überglücklich an; denn sie saß da, von einer klamm

wenden Rote übergoßen, flarrte Mama mit großen Augen an und wogte nur heimliche Entsetzlichkeit nach dem Vetter, den sie nicht kannte, von dem sie auch noch niemals etwas gehört hatte...

Kaum aber befanden sich die beiden jungen Leute auf dem Tanzparkett, änderte Mama sofort ihren lärmlichen Ton. „Ihre an sich nicht ganz harmlosen Augen blühen ihn an und ihre Stimme klingt selbst in dem gefährlichsten Kläffchen, fürchterlich! „Sie umverschönen Mensch! Wie können Sie es wagen, an unsrem Tisch herüber zu kommen und unsere Tochter so ohne weiteres zu küssen? Ich kenne Sie gar nicht! Aber gibt Ihnen zu einer solchen Frechheit das Recht?“ — Jetzt mischte sich Papa ein, der weniger geistesgegenwärtig als seine Frau war und deshalb so lange geschwiegen hatte: „Ich werde Sie wegen Ihrer Zudringlichkeit verhaften lassen!“ — Mama wollte dem Gatten erwidern ab: „Um Himmels willen — kein Aufsehen. Hans! Nichts darf nichts merken! Wir müssen mit diesem Frechling jetzt weiter nett sein und tatjächlich so tun, als ob er unser Nefse wäre. Ich hätte diesen Menschen ja gleich dem Wackstosen übergeben. Aber, du weißt, Nixi ist so schrecklich eifersüchtig. Er hätte sich bestimmt eingebildet, dieser Mensch sei ein früherer Liebhaber unserer armen Marc und es hätte eine schreckliche Szene gegeben. Deshalb habe ich ihn geistesgegenwärtig gleich als unseren Nefsen fest begrüßt...“

Mama lächelte ganz plötzlich wieder und legte ihren Arm zärtlich um Teddy. Das ganze Paar kletterte nämlich an den Tisch zurück. Sie wandte sich an Nixi und fragte: „Wie gefällt die unser Nefse Nixi? Ein netter Junge, nicht wahr? Na, du weißt ihn jetzt öfter selbst! Denn er hat mit sieben versprochen, sich nicht mehr so rar zu machen! Sie unterbrecht sich und meinte ein bösenes verwaschenes zu ihrem Hans hinüber: „Was bist du für ein Dödel? Du läßt deinen Nefsen hier sitzen und kümmerst dich gar nicht um ihn? Bestelle doch etwas! Wie wollen doch das Wackstosen mit Nixi ganz gehörig feiern!“

An diesem Abend brauchte Teddy nicht mehr in die Tasche zu greifen. Dödel Hans zahlte alles. Und als man sich am frühen Morgen trennte, küßten ihn alle der Reihe nach: Jureit die Tante, dann der Dödel und selbst Nixi drückte einen streng konventionellen Kuß auf seine Stirn. Nur die kleine Marc küßte Teddy selbst. Und es fand niemand etwas dabei, daß er seine Verlobungstine zum Abschied küßte...

Am nächsten Tag begann für Teddy wieder der graue Alltag. Die Gespielen in der Bar hatte ihn zur Besinnung gebracht. Das Geld, das er gestern bestimmungslos in Drinks, in geizigen Mandeln, in Leinwänden für die Musik, in Guckereibehängen und für ein Zart hatte anlegen wollen, konnte immerhin einer vernünftigeren Bestimmung zugeführt werden. Wenn man eingeteilt damit umging, konnte es noch eine ganze Woche langem. Und eine Woche ist immerhin sieben Tage. Und in sieben Tagen kann sich sehr viel ereignen.

CHINESISCHE SKIZZEN

Von Jaron

Die Brücke

Ein Liebespaar geht über eine Brücke. Von unten hört man dumpfes Wellengerausch. „Ich liebe dich“, sagt er, „und ich will es die beweisen. Verlangt, daß ich von dieser Brücke hinunterspringe und ich will es tun.“

Er antwortet: „Das werde ich nie verlangen; ich habe Angst.“

„Wovor?“

„Ich fürchte, du kommst es wirklich tun...“

Zwei Jahre waren vergangen. Wieder gingen sie über die Brücke. Er sagte: „Weißt du noch, wie wir auf dieser Brücke vor zwei Jahren gesprochen haben?“

„Ja“, sagte sie, „aber auch heute würde ich es von dir nicht verlangen. Ich habe Angst.“

„Weshalb?“

„Ich fürchte, du würdest es nicht tun.“

Das Fest

Der reiche Kaufmann Fischei-Li veranstaltete in seinem Prachtgarten ein großes Fest. Wein floss in Strömen; auf der Straße aber gingen

Es ereignete sich, daß Hans, Marcs Papa, am dritten Tag dieser Woche bei Teddy erschien. Er war sehr bloß, ziemlich verärgert und zitterte ein wenig an den Händen, was er aber mühsam zu verbergen versuchte. Ohne weitere Aufforderung ließ er sich in einen Stuhl fallen und begann: „Ich habe Ihren Namen und Ihre Adresse von Barock erfahren. Mensch, Sie haben eine schöne Beförderung in meiner Familie angerichtet! Wie freuen uns außerordentlich einer Katastrophe, ja, wenn Sie nicht Verunfallt annehmen!“ — Teddy beteuerte, diesmal nicht mehr in Barilinnung: „Oh, ich habe längst Verunfallt angenommen! Und wenn Sie meine Beförderung haben wollen, daß ich Ihre Tochter nie mehr küssen werde...“ Der Mann wurde noch fahrig und noch gequälter: „Aber darum handelt es sich gar nicht mehr! Jetzt ist das Unheil ja schon im Wange! Nixi bricht plötzlich! Er spricht sich noch nicht deutlich aus, aber wir fühlen es, daß er an diesen plötzlichen Vetter Nixi nicht glaubt. Er ist eifersüchtig! Und ich bin überzeugt, daß er Sie jetzt schon sucht und daß er Sie bald gefunden haben wird! Dann muß sich ja der Schwindel auflösen. Und dann...“ Hans sprang plötzlich von seinem Stuhl hoch und schrie Teddy an: „Sie können hier nicht bleiben! Sie müssen aus dieser Stadt fort! Sehr weit fort! Damit wir Nixi sagen können, daß Sie nicht zu erreichen sind!“

Teddy bekam einen schmerzlichen Zug um den Mund: „Wenn Sie eine Abnung hätten, wie gerne ich von hier fort möchte! Heute lieber als morgen. Aber wohin? Es gelingt mir nicht einmal hier, eine Stelle zu finden...“

Marys Papa strahlte vor innerem Glück: „Sie wollen also? Sie sind bereit? Es bindet Sie nichts an diese Stadt?“ — „Nur schlechte Erinnerungen! Aber diese Bindung dürfte wohl zu lösen sein...“ — Der Besuchte sprudelte jetzt hervor: „Geben Sie acht! Ich habe eine Niederlassung in Holländisch-Indien! Und dort hätte ich gerade den Posten eines Filialleiters frei. Eine ausgezeichnete bezahlte Stelle. Ich gebe Ihnen einen Vertrag auf fünf Jahre! Bedingung ist allerdings: daß Sie spätestens übermorgen reisen!“

Teddy antwortete, ohne zu überlegen: „Morgen, morgen schon, verzeihen Sie! Mein Paß ist in Ordnung! Und gepackt habe ich leider sehr rasch.“ — „Schön! Hier haben Sie meine Karte und kommen Sie so gegen Abend in mein Büro. Aber heimlich, bitte, damit Sie Nixi nicht vollständig sieht...“

Generalvoll Witterich — so stand es auf der Karte — verließ Teddy mit stolzer Genugtuung darüber, daß ihm seine Mission so ausgedehnt gelungen war.

Und Teddy hatte auf der Abreisezeit Zeit, darüber nachzudenken, daß es in einer mißlichen Lebenslage immer nur darauf ankomme, etwas zu unternehmen. Tugend etwas. Und sei es auch nur ein höchst unwürdiger Kuß, den man einer willfährigen, aber reizenden jungen Dame auf den Mund drückt...

Kulis vorüber und warfen traurige Blicke in den Garten, wo die Reichen ihr fröhliches Fest feierten. Plötzlich erhob sich einer der Gäste und richtete folgende Worte an den Hausbesitzer:

„Wir feiern hier und sind stolz darauf — Gott aber straft die Stolgen. Wir müssen auch an die armen Leute denken!“

Da richtete sich der Hausbesitzer auf, fröstelte und sagte gerührt: „Du hast recht, treuer Freund. Gedenken wir der Armen!“

Er erhob seinen Becher, schwenkte ihn gegen die traurig vorbeischießenden Kulis und rief mit lauter Stimme:

„Mögen auch die Götter Glück und Reichtum schenken!“

Kunst

Der Maler Jong zeichnete Blumen und Pfirsichbäume, Geier, die Tauben zerfleischen, Falken, die hoch auf den Bergen hausten, brüllende Tiger und heulende Schakale.

Eines Tages fragte ihn jemand:

„Warum malst du nur Blumen und Vögel, Tiere und Ungeheuer, warum malst du keine Menschen?“

Etaunend über die Frage antwortete Jong: „Ich male nur die menschliche Seele.“

KLEOPATRA UND HELENA

Ein Besuch im Studio der Paramount

VON ERNST UIBERALL

Diesmal ist es wieder die griechische, noch die ägyptische Helena, sondern Helena K., die bekannte „Königin der Schönheitspflege“, deren Atelier in Newport, Paris und Los Angeles die Treffpunkte der Millionärgattinnen und -stöchter geworden sind. Und Kleopatra war niemand anderer, als die reizende Claudette Colbert, die während der Proben und Aufnahmen zu ihrem neuesten Großfilm den amerikanischen „Star der Komedien“ im Studio empfing und sich mit ihr gemeinsam auf der Szene photographieren ließ.

Dorothy Bliff, die Reperetrix eines der

größten Film-Magazine, die in Hollywood erscheinen, hatte mit dem Eintritt in das Allerheiligste der Paramount verschafft und so wurde ich Zeuge einer pittoresken Szene:

Eine breite ägyptische Palasttreppe steht in grellem Scheinwerferlicht. Im Hintergrund vor den mächtigen schiefen Mauern langen ebensolgefärbte Paramountgels mit starren, schwarzen Perücken. In beiden Seiten der Treppe, wie Denkmäler aus dunklem Metall stehen riesige „Nubier“, dargestellt von den größten und ebennmäßigsten Negeren, die in der Kompanie der Paramount aufzutreiben

waren. Sie werden gut bezahlt und haben die Aufgabe, stundenlang reglos auf ihre Waffe gestützt dazustehen, die Wände und Türe in Person, und sie verzehren auch keine Nüsse, während rund um sie Scheinwerferblitze jucken und Ansteherkommandos ertönen.

Am Kopf der Treppe ruht ein mächtiger Leopard. Schläfrig blinzelnd betrachtet er seine Umgebung. Von den Millionen Menschen, die diesen Film in allen Ländern der Erde sehen werden, mag kaum einer ahnen, daß knapp neben dem Raubtier, durch eine Vorhangsstülpe verdeckt, die Dampfschiffe steht, die es an einer stählernen Kette hält, in der einen Hand die Peitsche, in der anderen die Pistole. Sie ist vom Hals bis zu den Füssen in Leder gekleidet und wacht gespannt auf jede Bewegung des Tieres.

Nun sammeln sich die Scheinwerferstrahlen in der Mitte der Freitreppe. Im Prunkgewand der ägyptischen Königin, ein Diadem auf den dunklen Haaren, steht dort — nicht der Star selbst, sondern eine kleine blassblasse Statistin, die in der gleichen Stellung so lange zu verharren hat, bis die Kamera eingestellt und jedes Detail des farbenprächtigen Hintergrundes genau festgelegt ist. Dieses „Stellmodell“ („stand-in-model“) muß eben so groß und schlank ausfallen wie der Star, den sie in dieser anstrengenden Prozedur zu vertreten hat, sie muß den gleichen Haarchnitt tragen und dieselbe Silhouette ergeben. Sie hat nicht ein Wort zu sprechen oder zu spielen, sondern bloß stundenlang reglos dazustehen, ohne die geringste Hoffnung, jemals auf der Leinwand gesehen zu werden. Wenn das Bild dann richtig „gestellt“ und jede Einzelheit in den Notizbüchern festgehalten ist, tritt der Star an ihren Platz und die Szene wird gedreht. —

Gerade gegenüber der Palasttreppe erhebt sich eine mächtige Plattform, auf der einige Männer in Arbeitsanzügen einen ungeheuren Apparat bedienen, der wie ein Minenwerfer die farbenreiche Szene bedeckt: Die Kameralastivier steht ein breitschultriger Mensch, der mit lauter Stimme durch ein Sprachrohr Befehle gibt: Cecil B. de Mille, der Diktator des Studios, Regisseur zahlloser Großfilme mit prunkvollen historischen Massenaufzügen.

In Hollywood geht es immer wie ein Lauffeuer heran, wenn de Mille einen neuen Film zu drehen beginnt. Hunderte der schönsten Mädchen aus aller Welt, die mit großen Träumen hierher kamen und nun irgendwo hinter Leinwänden stehen, lassen ihre Arbeit liegen und melden sich im Büro der Paramount. Sie wissen: Cecil B. de Mille dreht wieder und das bedeutet einen ungeheuren Bedarf an Komparissen! Sie brauchen nicht spielen zu können, aber sie müssen schön sein!



Mädchen am Fenster

Erich Wilke

Die Kaufleute in Hollywood und Los Angeles, in Long Beach und Pasadena fürchten diesen Tag. Aber es läßt sich nicht vermeiden, wenn die Aufnahmen für einen neuen Öreofil beginnen und dann sind die hübschen jungen Verkäuferinnen auch nicht mehr zurückzubalten.

De Mille ist ein tüchtiger Regisseur, der es versteht, mit den vielen namenlosen Statisten und, was noch viel schwerer ist, mit den vornehmsten Stars auszuweichen. Dorothea Blyth teilt mir leise mit, daß er nur schimpft und schreit, wenn er Besuche im Atelier weiß. Dann spielt er den Paramorbas, um auf seine Gäste Eindruck zu machen.

Nun ist das Bild gestellt und die Statistin auf der Treppe verläßt ihren Platz. Claudette Colbert, die auf einem Korbstuhl unweit der Kamera die Vorbereitungen beobachtet hat, steigt langsam die Tufen hinauf und stellt sich für die Aufnahme zurecht.

Wählich wird im Hintergrunde der gewaltigen Mieschalle eine Bewegung bemerkbar. Ein Mann steigt auf die Plattform und spricht mit de Mille. Dieser unterbricht die Arbeiten und geht nun selbst der Dame entgegen, die von einigen Angestellten herangeführt wird. Unter den Gästen nennt einer ihren Namen: Helena K., die Königin der Schönheitspflege! Was führt sie in das Filmatelier?

Wir bleiben nicht lange im Unklaren. Sie wird Claudette Colbert vorgestellt, dann tritt der Regisseur mit den beiden Damen die Palasttreppe, ein Statist bringt eine geschliffene Glasschale herbei, aus der Frau Helena K. mit einer übertriebenen Geste der Filmschauspielerin einen imaginären Schönheitsstrunk anbietet. Das Bild wird festgehalten, die Dame, der Star und der Regisseur bleiben einen Moment lang in der gleichen Stellung. Bismarck flamm auf, der Leopard knurrt ein wenig, die Neges grinsen, dann ist das Intermezzo vorbei. Man sagt einige bössliche Worte und Helena K. verläßt mit zufriedener Miene das Atelier.

De Mille bestiegt die Plattform und die Aufnahme geht weiter. Er weiß, daß gleichzeitig im Büro der Filmgesellschaft ein Check deponiert wird, der die Unterschrift einer bekannten Schönheitskünstlerin trägt.

Am nächsten Tag sieht man das Bild in allen großen Zeitungen Kaliforniens: „Kleopatra und Helena“. Darunter: „Auch die großen Stars der Paramount benützen nur die Salben und Elgier der Helena K.!!“

Ein Gemütsensch

„Ich habe die Absicht, mir eine Villa zu kaufen!“

„Wann denn?“

„Das kann ich noch nicht genau sagen! Meine Tante hat erst seit zwei Tagen Grippe!“

Größenwahn

„Ist denn Müllers Frau wirklich so böse, weil er sie immer seine Kantine nennt?“

„Ach, wehe! Das tut er nur, damit man ihn für Erstbesitzer hält!“



Bäuerin

F. M. Niedermair

Kindermund

Kurt ist mit den Eltern zum ersten Male auf dem Lande.

„Siehst du“, erklärt die Mutter, „das ist eine Kuh!“

„Und was hat sie denn am Kopfe?“

„Hörner!“

Da brüllt die Kuh gerade.

„Mutti“, fragt Klein-Kurt interessiert, „mit welchem Horn hat sie denn eben gebrüllt?“

Die Wiege

„Wo ist denn eigentlich Ihre Wiege gestanden?“

„Auf dem Dachboden —, die letzten dreißig Jahre!“

Bei der Wahrsagerin

„Die Finken Ihrer Hand verraten eine baldige neuerliche Heirat!“

„Mir scheint, Sie sind keine Heil-, sondern eine Schwa t z seherin!“

Frauen!

Ich bin Arzt an einem Krankenhaus einer mitteldeutschen Stadt.

Kürzlich wird eine Frau eingeliefert, die durch grobblöde Mißhandlung ihres Mannes übel zugerichtet ist. Ich betrachte die nicht unbedeutenden Verletzungen und frage:

„Mit welchem Gegenstand hat denn Ihr Mann Sie so mißhandelt? Oder sind das nur Schläge mit der Hand?“

Da geht ein Leuchten über ihr Gesicht, und sie strahlt mich an: „Ja — — —!“

Kollegen

„Was sind Sie eigentlich vom Beruf?“

„Weinhändler!“

„Ach, da sind wir ja Kollegen!“

„Sind Sie denn auch Weinhändler?“

„Nein, Zauberkünstler!“

Tschechisches

Jedermann, der eine Zeit seines Lebens in einem staatlichen Amt zugebracht hat, weiß, daß es Dienstfische gibt, die zu behandeln gar wirksamsten peinlich ist. Es gibt Alten, deren Kleidung ein hohes Maß von Laiz, Diskretion und Geschäftlichkeit erfordert, worüber nicht jeder verfügt, — und überdes gibt es noch Alten, die überhaupt nicht der freudigsten erledigt werden können; Alten, die dem unglücklichen Beamten unlösliche Rätsel aufgeben und jene Situation heraufbeschwören, die am besten mit der Redensart: „Wie manns macht ist's schlecht!“ charakterisiert wird.

Was tut man da? — Einfach liegen lassen!

Out! Das geht eine gewisse Zeit! Aber das ist keine endgültige Lösung! Und gerade an solche Alten pflegen sich die vorergrauten Behörden immer zu erinnern!

Dem tschechischen Staatsbeamten eröffnet das gütige Schicksal in solchen Fällen einen unfehlbaren Ausweg, um den ihn seine deutschen Kollegen mit Recht beneiden können!

Was tut der tschechische Staatsbeamte also in solchen Fällen?

Er nimmt den unangenehmen Akt und schickt ihn unter irgendeinem Vorwand in die Elowtsch!

Niemals wieder kommt das unheimliche Schicksal zum Vorschein!

R. R.

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitschneider, der geistreiche und temperamentvolle Konferencier des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergeschichten in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich interessierten Leute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Zweierlei

In einer Gesellschaft beim Fünften Kanis sprach man über Rubens. Jemand sagte: „Die Kennnisse dieses berühmten Malers auf allen Gebieten waren so groß, daß die niederländische Regierung ihn zu ihrem Gesandten ernannte.“ — „Was? Ein Maler Gesandter?“ — „Ja, das ist eine Dame erkannt.“ — „Oh, dann war er gewiss ein Gesandter, der sich nebenbei zu seinem Vergnügen mit der Malerei beschäftigte!“ — „Nein, gnädige Frau“, antwortete ein Kammerherr, „er war ein Maler, der sich nebenbei zu seinem Vergnügen mit der Diplomatie beschäftigte.“

Freundinnen

„Alpa hat Fröh ein Eteldschin gegeben!“
„Ja — aber er hat sich nicht eingestellt!“

Aus einem Brief

„Liebe Mutter, ich schreibe dir recht langsam, weil ich weiß, daß du nicht schnell lesen kannst!“

Bei der Untersuchung

„Und Sie schon einmal geimpft worden?“
„Ja, Herr Doktor! Schon dreimal!“
„Gegen was?“
„Gegen meinen Willen!“

Erfindung

„Mein Mann ist jetzt nicht zu sprechen; er arbeitet eben an einer Erfindung!“
„Ist das nicht eine Erfindung von Ihnen?“

Vorsicht geboten!

Anwalt (zu einem Zeugen): „Kennen Sie den Kläger persönlich?“
Zeuge: „Ja, wohl.“
Anwalt: „Sieht er im Rufe der Wahrsamkeit?“
Zeuge: „Das ist schwer zu sagen, Herr Doktor. Er verfaßt die Väterungsberichte des Meteorologischen Instituts.“

Weiter

Richter: „Wie alt sind Sie?“
Ältliches Fräulein: „Ich zähle achtundzwanzig Jahre.“
Richter: „Zählen Sie möglichst schnell weiter, damit wir keine Zeit verlieren.“

Bruchst
Din

DIE PLINNE ANZEIGE

Der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach
Bilderwiedergaben aus der „Jugend“
infern wir 20 Stk. für 90 Stk. die ganze
Serie von 170 Stk. für RM. 4.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHÜSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN SO 10
RUBENSTR. 80
PERNUM, P. 7 JANNOWITZ BARMEL-STR. 818

EXAKTA

KLEINBL
REFLEX



Auswechselbare Optik bis 1:2-Schließ-
verschluß 1/1000 1/2 Sek. Selbstauslöser
HARZ KAMERAWERK — DRESEN STRIESEN 528

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Plz. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lesen des Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischer Verlag — Verlag
Dr. Hans Schneider
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mil-
lionen von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

ALS BLATT DER KUNST

des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesamt-
wissenschaftlichen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden um
RM. 2.85 zusätzlich 40 Plz. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

PARISER MODELLE

Von Hans Riebau

„Herr Jonathan“, meldet die Stenotypistin.
„Bitte“, sagt Rechtsanwalt Dr. Nöwger.

Herr Jonathan, Inhaber des Modelfolios Jonathan & Co., betritt das Zimmer. „Ich komme in zwei Angelegenheiten“, lächelte er, „die jedoch, wie sagen Sie als Jurist, tatsächlich miteinander verbunden sind.“

„Hm, hm“, nickt Dr. Nöwger.

„Ihre Frau Gemahlin“, fächelt Jonathan fort, „hat sich gestern in meinem Salon ein Pariser Modell angezogen. Ein schwarz und rot gewürfeltes Commodekleid, unten gelb gerändert, oben mit Kristallperlen besetzt — ein Gedicht, sage ich Ihnen. Es ist nicht ganz billig, natürlich. Können Pariser Modelle billig sein, Herr Doktor?“

„Nein“, sagt Dr. Nöwger, „und weil sie nicht billig sein können, kann ich sie nicht bezahlen.“

„Doch“, lächelt Jonathan, dieses Pariser Modell, das Ihre Frau Gemahlin so gut gefallen hat, das ist eigentlich ein bishieriges blaß geworden ist, können Sie bezahlen! Es kostet 420 Mark.“

„Ausgeschlossen!“ ruft Dr. Nöwger.

„Hören Sie weiter“, flüstert Jonathan. „Es kostet 420 Mark. Daran ist nicht zu rütteln. Aber, wenn sie das Kleid kaufen, übertrage ich Ihnen einen sensationellen Strafprozeß. Und die 420 Mark können wir dann verrechnen.“

„Und wenn ich nicht kaufe?“ fragt Dr. Nöwger.

„Dann“, zuckt Jonathan die Achsel. „Dann müßte ich mich nach einem Anwalt umsehen, der sich mehr als Sie auf die Gefordernisse des Geschäftsverkehrs eingestellt hat.“

Dr. Nöwger denkt nach. Er denkt an seine kleine Frau, er denkt an die teure Baronin, und er denkt daran, daß dem Ruf eines Anwaltes nichts Besseres sein kann, als ein Strafprozeß.

„Also gut“, sagt er schließlich, „ich verneine das Pariser Modell. Und um was für einen Prozeß handelt es sich?“

„Das ist eine unangenehme Sache“, kratzt sich Jonathan den Kopf. „Sie sollen mich verteidigen. Der Staatsanwalt ist hinter mich her, weil ich systematisch billige Konfektionskleider als Pariser Modelle verkauft habe.“

Liebe Jugend!

Nicht unternehmungslustig als zweckmäßig hatte ich beschossen, gleich das erste Semester meines pöbelologischen Studiums in Paris zu absolvieren.

Weniger als notwendig nur mit dem Schulfranzösisch eines humanistischen Gymnasiums ausgerüstet, befand ich mich am Morgen nach meiner Ankunft in der Einestadt auf dem Wege zu dem Postamt meines Wohnbezirks im Quartier Latin.

Die Schalterbeamtinnen waren, wie fast überall in Paris, weiblichen Geschlechts, ältere würdige Matronen und auch Jungfrauen, alle aber wunderbar zurechtgerichtet, lakziert, geschminkt und gepudert.

Meine war blutjung und ein herzglühender Augenwischschlag traf mich, als sie ihre Zigarette fortlegte, um sich dem einzigen Kunden dieser geruchlosen Mittagsstunde zuzuwenden.

Ich hatte mir mit Hilfe meiner beiden Älftutwörterbücher, die ich rechts und links in der Weste trug, einen mühsamen Satz zusammengestellt, der eine Frage nach dem Eintreffen einer Postanweisung bedeuten sollte.

Statt aller Antwort blendete mich ein erneuert längerer warmer Augenwischschlag und dem weichen Lächeln hinter den kuferten Lippen entschlüpfte nichts als ein zartes: „Da!“

Ich erwiderte bis unter die Haarwurzeln, feberhaft suchte mein Gehirn nach einer zum stimmenden Postabbel. „O, l'accord!“ flüsterte ich schließlich.

Ein verständnisloses Lächeln ihrerseits und dann ein umgeblinder: „Alors Monsieur! D'où? De quel pays est-ce que vous attendez un mandat — un poste!“

(D'où = von wo, woher.)

*

Zu Großmutter's Geburtstag soll Klein Annchen ihr etwa zu diesem Tag eingeladene Sprößchen auffassen. Als sie nun im Kreise der Gratulanten steht, hat sie vor Angst und Schächterneis alles vergessen. Da meint die Mutti tröstend, sie möge nur irgendein Verslein aus ihrem Bilderbuche herlesen, worauf Klein Annchen, zur Großmutter gewandt, prompt sagt: „Du armes Schwärzchen, du tust mir leid, du lebst ja doch nur kurze Zeit.“

Der erste...

Vom Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Krefeld vermißt geschlagen, kam der Graf von Et. Gernain, der Oberbefehlshaber der französischen Truppen, Hals über Kopf fliehend, nach Buns.

Verstört ließ er den Bürgermeister des Städtchens rufen und fragte ihn, ob schon viele Flüchtlinge seiner Armee durchgekommen seien.

„Nein, gnädigster Herr“, entgegnete der Bürgermeister mit einem tiefen Bückling. — „Sie sind der erste!“ H. K. B.



Gründungs-
für die Kunst!

War? Die alte -
Kamera. Parat hat die beim
Kauf der neuen in Zah-
lung genommen. Ja,
was kostet und nach die

zu Parat-Kunde ist hat
wirklich mehr sein Leben,
denn Sie erhalten ko-
stenlos ein über 200
Seiten stark Buch „Photo-
Studio“ R. 1. Photo-
Fotografie, Umlauf-
kosten u. m. Zeitschrift
Nürnberg'scher Photo-
Trichter“ kostenlos.

Nürnberg - A. N. W. 1
Der Welt größtes
Photo-Spezialhaus

Maçon



Maçon

„Mei Toni is jetzt a bei da Krafft durch Freude!“
„O mei, das Grischperl — ja, kann er's denn a macha?“

Bei etwaigen Bestellungen bittet man er die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

1935 / JUGEND Nr. 32

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Bild Wagners
auf den Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu Can Remo aufgezichnet zur Ehrenrettung
einer verkannten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Berrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Eine neue SONDERNUMMER DER „JUGEND“

„RADSPORT“

erscheint am 8. September 1935

Vorstellungen

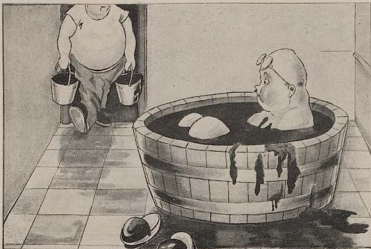
In einer kleinen thüringischen Residenz hatte der Kaiser die Gewohn-
heit, wenigstens einmal im Jahre die angesehensten Bürger dieser kleinen
Stadt, einschließlich der Hoflieferanten, Gutsbesitzer, Handwerker
usw. leistung zu einem Konzert oder einer Theatervorstellung einzu-
laden. Und so erhielt auch der Hofpfermeister Lehmann die ihm zu-
sichende Einladung. Aber Lehmann ist zu bescheiden, selbst zu gehen.
So schickt er denn seine Frau. Die macht sich mit ihrem altniedersäch-
sischen „Schwarzjedenen“ so gut zurecht als sie kann und wirkt darin nun
allerdings etwas altniedersächsisch-vernunftlos. So sucht sie sich im
Hochgefühl der Würde, die ihr die Einladung verleiht, in dem Saale,
der noch fast leer ist, als sie ihn betritt, die erste Stuhlreihe aus, die
sonst nur für die Hofkammer reserviert ist. Nicht lange danach kommt
eine Hofdame, beschaut sich die altniedersächsische Erscheinung, muß nach
genauer Prüfung zu dem Ergebnis gekommen sein, daß es sich um eine
vielleicht etwas veraltete alte Dame der Hofgesellschaft handelt und
stellt sich ihr nach einer Verbeugung vor: „Frau von Lepper-Laisitz“.
Worauf die vornehme Erscheinung erwidert: „Frau vom Lepper
Lehmann“.

Der Emigrant

Otto Hermann



„Ohne das Dritte Reich wäre ich niemals beim Zirkus gelandet.“
„Daraus resultiert auch mein Vorwurf gegen das Dritte Reich.“



Das Moorbad

„Verflucht, jetzt habe ich ganz vergessen, mir die Füße zu waschen.“

BÜCHER

Thomas Wolfe: „Schau heimwärts, Engel!“ Roman. (Verlag Rohwolt, Berlin.)

Dieser Roman, der in Amerika bei seinem Erscheinen ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte und wenig später die gesamte angelsächsische Welt entzückte (hier ist, was uns fehlt! sagte Hugh Walpole), — dieser Roman einer merkwürdigen Familie ist in der Tat eine tief erstaunliche, feine Erscheinung im literarischen Amerika der Gegenwart, unter vielen epischen Produkten eines — allerdings hochstehenden — dichterischen Neorealismus eine wahre realistische Dichtung, frei von Lyriken, rein erzählend, was selten ist in dieser Zeit. Also weder mit Lewis noch Hergesheimer, nicht einmal mit dem stillen, feinen Anderson zu vergleichen, denn was dort zu einer schwebenden, leicht berührenden Atmosphäre sich verdichtet, wird hier zu greifbarer, ungemühter Lebendigkeit von dämonischer Gewalt. Die zwiespältige Leidenschaft des Genies treibt die Worte gleichsam aus der Urmasse hervor wie flüssigen Stahl, alles steht hart und klar und ist doch in glühendem Fluß, — von hier ins Innere vorzudringen, zu den Triebkräften, ist ein gefährliches Unterfangen; hier ist nicht die kühle Luft der Ratio und nicht die wühltemperierte des Geschmacks, hier ist der Kern so glühend, wie das Innere der Erde (höchstwahrscheinlich) ist, — der ganze, unenträtselbare Chock des Lebens. Wie ein behexter Meteor, gebannt in engen Zirkel, herumfährt in ihm mit Schwefel- und prasselndem Licht, magisch erhellend, so peitscht Wolfe seine Visionen im Kreise der Familie Gant umher, man fühlt sich versucht zu sagen: Gespenstisch invertiert. — Nie las man etwas in dieser Art!

Carl Conrad

Friedrich Winterholler: „Laudon, Wanderer und General“. (L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1934.)

Aus der schicksalsstrahligen, von Schlachtenlärm erfüllten Zeit siebenjährigen Ringens, aus den mörderischen Kämpfen mit einem ebenbürtigen, siegesgewohnten Feind, wächst die Gestalt dieses österreichischen Generals und Heerführers Ernst Gideon Laudon zu heroischem Maße empor. Vom Siege nicht berauscht, von Niederlagen nicht gebeugt, in entsagungsvollem Verzicht auf eigenes Wohl das ganze Leben für die Größe seiner Berufung opferwillig einsetzend, wird Laudon zum Sinnbild wahren Soldatentums. In den letzten Tiefen dieses soldatisch heroischen Wesens zu schürfen, das Gefühl nur als höchste Steigerung des Lebensgefühls empfindet, hat der Verfasser mit kaum übertrefflicher Meisterschaft verstanden. Und meistens ist auch die Sprache, die mit ihrem ehlernen Klang jenen heldischen Geist färbbar macht, der über die Zeit eines siebenjährigen, das deutsche Schicksal gestaltenden Krieges lag.

A. Wisbeck

Lest
die
Jugend

Neu! DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzstellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Auslichter bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Verständnisloser Stammtisch

Um die Jahrhundertwende war das Verlebratsch der Berliner Schaupisier die „Hütte“ in der Taubentrafik, wo es fast jeden Abend hoch berging. Zu den regelmäßigen Stammgästen und zu den ausdauernden Gebote der berühmten Tragödie Matkowsky. — Eines Abends erschien er zum Zehnten friedlich im Saal. — Was das zu bedeuten habe, meinten seine Kollegen. Ob er noch zu einer Privatgesellschaft eingeladen wäre oder ein Feind besuchend wolle? „Aber nein“, erwiderte Matkowsky. Er habe nur die Absicht, hier mit seinen Freunden richtig zu trinken. — Eine Verständigung über die Frage war immer noch nicht gelungen. — Warum er denn in einem so feierlichen Anzug zum Stammtisch komme?

Matkowsky erwiderte ganz verwundert: „Aber, Herrschaften, ich gehe doch auf Urlaub und muß mich morgen vormittag offiziell vom Intendanten verabschieden!“

Man meinte, bis dahin wäre doch immer noch Zeit gewesen, den Saal anzugehen.

Matkowsky war aufdringlich verblüfft und erklärte kopfschüttelnd und ganz naiv: „Aber ich werde doch wegen dieses lächerlichen Saals nicht erst noch einmal nach Hause gehen!“

H. M.

Der Zusammenstoß

Hampe hat seinen Führerschein gemacht. Montags Dienstadt fährt er aus und einen Mann an.

„Vieles Mann, hier haben Sie zehn Mark. Ledere habe ich gar nichts weiter bei mir. Geben Sie mir Ihre Adresse, ich schicke Ihnen dann noch was!“

„Was? Meinen Sie, ich lasse mich von Ihnen auf Katenabzug überfahren?“

Der gewissenhafte Maler

Anton Leidl



Der richtige Maler sät zur Leinölgewinnung seinen Flachssamen selbst.



Vom Mittelmeer holt er sich den Mastix.



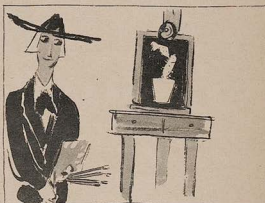
In den Höhlen der Apenninen wählt er seinen Farbkörper,



den er natürlich selbst verreibt!



Die eigenhändige Grundierung schützt vor Enttäuschungen . . .



und so kommt das herrliche Werk zustande, das Jahrtausende überdauert.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 33



Bernried am Starnberger See

M. Hahn

Carl Conrad:

Der Tempel, zu dem wir nicht kamen

Nachts ging der Berg weiter hinauf, braun und kahl, und links war der Abhang. Unten lag man das dicke Gebüsch und ganz in der Ferne die Küste. Der Weg war schmal und sehr schlecht. Der schwarze Chauffeur fuhr einfach darauf los, und jedesmal, wenn das alte Mietauto durch ein Loch fuhr, hüpfen wir alle auf unseren Ecken hoch, der Schwarze auch, aber es schien ihm Spaß zu machen. Er trug einen weißen Chauffeurmantel. Als wir einfügten, hatten wir seine nackten Beine gesehen. Er trat mit nackten Füßen auf die Pedale. Auf dem Kopf trug er eine Melone, in seinen Ohren hingen dicke blante Messingringe, wie von Garbänenflangen. Der Kapitän saß neben ihm. Er drehte sich nach uns um.

„In vier Stunden sind wir da“, sagte er. „Eine halbe Stunde Rast rechnet ich ein. In einer Stunde haben wir den Tempel und den Teich und die heiligen Hüter gesehen. Um acht sind wir wieder an Bord.“

„Ich war lieber bei meiner Frau geblieben“, sagte ich.

„Der Arzt hat mir versichert, daß Ihre Frau in ein oder zwei Tagen wieder vollständig gesund ist“, sagte der Kapitän und drehte sich um. Dem hinten lag man, daß er sich sehr schlecht hielt. Ich fühlte, wie Fräulein von der Meren ihre Hand auf meinen Arm legte. Es war mir unangenehm.

„Meine Schwester wird Ihre Frau ebenso liebevoll pflegen, wie Sie. Der Kapitän hat vollständig recht. Sie haben vierzehn Tage lang an ihrem Bett gesessen. Schließlich brechen Sie noch selbst zusammen. Sie haben Zerstreuung nötig. Dieser Ausflug ist doch herrlich.“ Sie wachte zwischen jedem Satz eine Pause, und in den Pausen sah sie geradeaus. Aber wenn sie wieder sprach, blies sie mich an. Ich sah immer geradeaus, und sie ließ meinen Arm los.

Als wir fast oben waren, und aus der anderen Seite des Tales schon den nackten gelben Hügel sehen konnten, auf dem der Tempel Malujsie lag, begann unser Motor zu klopfen, und dann setzte er aus. Der Schwarze sprang aus dem Wagen, sagte irgend etwas, was ich nicht verstand, und klappte die Haube auf. Wir flogen auch alle aus und blickten über die Schultern des Schwarzen nach dem Motor. Der Schwarze drückte ein paar mal auf die Bergasernadel, dann begann er zu kurbeln. Wir traten beiseite und beobachteten nach dem Motor, ob er anspringen wollte, und schließlich gingen wir noch ein Stück den Weg hinauf, um eine Stelle zu suchen, von wo man den Tempel sehen konnte. Der Schwarze schrie, wir bestanden uns um, der Wagen rollte nach rückwärts, die Vorderräder stellten sich schief, der Schwarze fuhr mit noch die Kurbel in der Hand, der Kapitän und ich liefen hin, aber wir konnten die Benzin nicht mehr fassen, der Wagen war schon mit einem Rad über dem Abgrund, und dann sauste er hinab. Wir blickten ihm nach, wie er fiel, und bevor er unten aufschlug, war er schon in Flammen. Das Knattern und Zischen drang bis zu uns herauf. Die Flammen stiegen sehr und schnell durch den schwarzen Daaal. Zulezt war nur noch wenig Daaal und ein Berg von schwarzem Etwas da. Ich drehte mich nach dem Chauffeur um. Er kniete, die Kurbel immer noch in den Händen, und fließ andauernd mit dem Kopf gegen die Erde. Der Kapitän rief ihm in seiner Sprache etwas zu, und er antwortete. Ich sah den Kapitän an. Sein großes, ediges Gesicht war unter dem weißen Helm bläulich angelaufen.

„Ich frage ihn, ob sein Unternehmer versichert sei“, sagte der Kapitän, „aber ich kann es ihm nicht begreiflich machen. Es ist mir jetzt auch zu lästig. Ich werde allein gehen.“

„Der Proviant ist verbrannt“, sagte ich. „Sie kennen die Gegend besser als ich. Sie wissen genau, was hier alles einem Mann passieren kann, der allein ist.“

Wie standen alle drei auf dem Weg herum und der Schwarze kniete noch immer und jammete und schlug seinen Kopf gegen die Erde.

„Der Kapitän will allein gehen“, sagte ich zu Fräulein von der Meren, „zu Fuß und allein.“

„Wirklich? Wird er es schaffen?“ Sie zitterte, aber jetzt versuchte sie zu lächeln. Ich drehte mich von ihr weg und nahm den Kapitän beim Arm.

„Sie werden doch nicht im Ernst glauben, Kapitän“, sagte ich leise, „daß das irgendwas mit Glück oder Unglück zu tun hat, wenn Sie nicht zu dem Tempel kommen?“

„Nein“, sagte er und riß seine Augen unmäßig auf. „Glaube ich auch gar nicht. Aber ich war in jedem Jahr hier. Nur im letzten nicht. Da hatte ich direkte Order nach Emden. Sie werden es bloßsinnig finden, aber es ist so, die ganzen Jahre ging alles gut, im letzten Jahr ist mir das passiert — Sie wissen ja. Wenn ein Kapitän, den das Schiff unter den Füßen weggerannt ist, noch im Dienst bleibt, das ist schon ein Wunder, nicht wahr, ein tolles Wunder? Aber wenn noch das geringste passiert, bin ich erledigt. Haben Sie schon von der Duplicität gehört?“

„Ja“, sagte ich, „aber ich glaube nicht daran.“

„Sie könnten mit Fräulein von der Meren zur Plantage Van gehen. Der Schwarze führt Sie hin. Dann ruhen Sie in Gelissee an und schicken mir ein Auto zum Tempel. Ich fahre morgen früh mit dem Auto zurück.“

„Sie könnten nicht der Mitternacht beim Tempel sein“, sagte ich. „Sie wissen das zweite Unglück mit Orvalt herbei.“

„Was das brannte! Das vergiß! Ich nicht!“ sagte Fräulein von der Meren. „Was es nicht graulich?“

„Gut“, sagte der Kapitän, „gehen wir zur Plantage Van.“

Der Schwarze ging voraus, Fräulein von der Meren ging zwischen dem Kapitän und mir und hatte sich bei uns ein. Sie war klein und mager, und in ihrer engen Gekröße und den Dreieckssofen sah sie noch magerer aus. Der Schwarze murmelte vor sich hin, und der Kapitän rief ihm etwas zu, was sehr energiegelang. Aber der Schwarze murmelte weiter. Dann drehte er sich im Gehen gegen uns und zeigte mit seiner großen schwarzen blauen Hand auf Fräulein von der Meren und rief sehr laut irgend etwas und wiederholte es immer. Dabei hatte er die dicke Haut über seiner Stirn in Falten gezogen. Der Kapitän schrie ihn an und hob die Faust. Der Schwarze drehte sich um, aber er murmelte noch den ganzen Weg über.

„Was soll er?“ fragte Fräulein von der Meren.

„Er sagt, die weiße Frau ist schuld, sie hat den Manzeppa nicht angefaßt, bevor sie eingeflogen ist.“ Fräulein von der Meren lachte und ließ sich für einen Augenblick in unseren Armen hängen. Der Kapitän und ich hatten, bevor wir einflogen, den kleinen Manzeppa, eine dicke, goldgrüne Puppe aus Jellulod, die mit Draht am Stewer befestigt gewesen war, mit einem Finger berührt. Ich hatte mir nichts dabei gedacht und tat es nur, weil es der Kapitän auch tat; ich wollte mich anpassen, aber Fräulein von der Meren hatte das alles ignoriert und war einfach so eingeflogen. Wir gingen den Weg hinab und dann auf einem schmalen Pfad durch das Tal, und dann mußten wir alle hintereinander gehen, der Schwarze zuerst, dann der Kapitän, und Fräulein von der Meren ging hinter mir und hielt mich mit einem langen Grabschalm im Nacken.

„Kapitän“, sagte ich, „ich möchte wissen, wie es meiner Frau jetzt geht.“



Aus Bagdad

Blasius Spreng

„Ihre Frau geht es gut“, sagte er, und wir gingen weiter in der Hitze. Mir war übel vor Durst. Dann sagte der Kapitän plötzlich: „Schade. Ich hätte es auch Ihnen gerne gezeigt. Der Tempel ist wirklich sehenswert. Es kommen nicht viel Fremde dahin“. Wir gingen drei Stunden so weiter, und sprachen nicht mehr, und ich dachte, ich müßte umfallen, aber die Beine gingen immer mechanisch weiter, und wir freuten uns, als die Hunde kamen. Sie waren dick gemästet. Die Schwarzen auf den Plantagen essen diese Hunde sehr gern. Die Hunde bellten und liefen im Geschrapp neben uns her, und dann kamen die kleinen, junagepflanzten Kokospalmen, aber sie waren zu klein, sie gaben noch keinen Schatten. Wir mußten uns sehr beeilen, denn die Dunkelheit kommt hier plötzlich, und als die großen Palmen begannen, legten wir uns in den Schatten, aber nach kaum einer halben Stunde sagte der Kapitän, daß wir weiter müßten, und schließlich fanden wir den Plantagenweg und gingen die Feldbahngeleise entlang. Als wir die helle Veranda sahen, begann die Dämmerung. Auf der Veranda sah ein Mann in einem weißen Feinanzug, ein Gewehr neben sich, er rief: „Halt! Stehen bleiben!“

Der Kapitän rief „Hallo!“, nahm seinen Helm ab und winkte damit. Der Mann in dem weißen Feinanzug lachte so laut, daß wir es hören konnten, und dann stieg er die Veranda herab und kam auf uns zu.

„Ich dachte, die Schwarzen schlüpfen schon wieder herum“, sagte er, „sie sind augenblicklich ein bißchen unruhig. Ich hab ihnen verboten müssen, näher als 200 Meter an das Haus heranzukommen.“ Er freute sich offensichtlich, fremde Weiße zu sehen, mit denen er reden konnte. Wir gingen alle auf die Veranda, der Kapitän telephonierte zum Schiff. Er bestellte das Auto auf sechs Uhr und ließ jemanden zum Schiff schicken und meiner Frau Nachricht geben, daß ich erst am andern Tag komme, damit sie sich nicht ängstige.

Die Frau des Plantagenbesizers kam auch heraus, eine große, schlante Engländerin, und der Sohn, der rot wurde, als er Fräulein van der Meren die Hand gab. Nach dem Essen gab es sogar Whisky-Cocktail. Die Familie war sehr vergnügt, auch Fräulein van der Meren sprach viel und erzählte von unserem Unfall, aber der Kapitän und ich sagten nichts. Von dem Unfall brachte Fräulein van der Meren das Gespräch auf die Duplizität. Der Farmer sagte, daß die Duplizität sich nicht nur an eine Sorte von Unglück, sondern auch mit Vorliebe an eine bestimmte Person hefte, und er erzählte von einem Lokomotivführer der Whit-Star-Linie, der bei einem Zusammenstoß glücklich davontkam und ein halbes Jahr später auf der gleichen Strecke bei einer Entgleisung unter die Maschine geriet und zerquetscht wurde.

Gegen elf Uhr, als uns der Sohn auf unsere Zimmer führen wollte, vernahmten wir den schwarzen Chauffeur. Er hatte seinen weißen Mantel, die Melone und die Kurbel aus der Diele zurückgelassen. Er war glücklich.

Der Kapitän und ich schliefen in gleichen Zimmer, Fräulein van der Merens Zimmer lag nebenan. Mein Bett fühlte sich feucht an, vor den Fensternecken summierten die Mücken, und bunte Käfer stießen immer wieder klickend gegen das Dachglas, ich hatte ein Gefühl, als ob ich Fieber hätte, der Kapitän neben mir atmete schwer, aber dann schlief ich doch ein und hörte im Traum, wie meine Frau meinen Namen rief, und zuletzt hörte ich einen Schuß und wurde wach. Ich hörte Fräulein van der Meren nebenan einmal ganz kurz und schnell schreien, und dann klopfte sie gegen die Wand. Ich stand auf. Als ich die Tür zum Korridor öffnete, schrie auch der Kapitän und fuhr im Bett hoch. Draußen wurde wieder geschossen.

„Varden“, sagte der Kapitän, „ich hatte einen gräßlichen Traum. Der „Eplendour of Scerringa“ brannte im Hafen. Die Passagiere liefen auf



Der Pflüger

R. Büchtinger

Deck herum wie die Ameisen, und dann schlugen die Flammen plötzlich bis über die Brüste. Herzoggott! Er sprang aus dem Bett und trat ans Fenster. Ich ging auf den Korridor und klopfte an Fräulein van der Merens Tür. Als ich „herein“ hörte, ging ich hinein. Sie saß in Becheshofen und Hend auf dem Bett.

„Warum ist der Kapitän nicht gekommen?“, sagte sie.

„Er schlief noch, als Sie schrien. Was wollen Sie?“

„Es ist geschossen worden. — Ich wusste, daß Sie kommen würden.“

Sie warf den Kopf zurück, aber die Haare hingen ihr immer noch übers Gesicht. Im Dämmerlicht sah sie nicht mehr so mager aus.

„Sagen Sie mal, warum haben Sie mich nicht an Bord gelassen?“, sagte ich. „Möchten Sie mir das nicht sagen? Ich wollte nicht mit, das wissen Sie ja, und plötzlich hat sich Ihre Schwester bereit erklärt, meine Frau zu pflegen, und Sie haben alles so eingebracht, daß ich mitgehen mußte.“

„... mitgehen mußte“, äßte sie nach und lachte. Ich drehte mich um und ging aus dem Zimmer. Der Kapitän stand noch immer am Fenster.

„Es ist nichts zu sehen“, sagte er, wahrscheinlich beschleichen sie wieder das Haus.“ Es klopfte an die Tür, und Fräulein van der Meren kam herein.

„Ich halte es nicht aus“, sagte sie. Wir setzten uns auf die Betten und rauchten.

„Man muß doch etwas gegen sein Schicksal tun können“, sagte der Kapitän.

Ich fühlte, daß Fräulein van der Meren meine Hand berührte. Ihre Hand war trocken und heiß, und ich zuckte zusammen und zog meine Hand weg.

„Man kann gar nichts tun“, sagte Fräulein van der Meren.

„Man versucht alles“, sagte der Kapitän. „Wenn es darauf ankommt, versucht man alles. Dann kommt ein Hindernis. Und damit fängt es an.“

Als es hell wurde, gingen wir hinunter. Die Engländerin saß schon beim Frühstück.

„Mein Mann und mein Eohn lassen sich entschuldigen“, sagte sie, „sie halten eine große Unterjagung ab. Die Schwarzen haben heute nacht geschossen. Sie müssen sich auf irgendeine Weise Waffen verschafft haben. Sehen Sie.“ Sie zeigte auf die Lampe, die in der Mitte der Diele hing. Die weiße Glaskugel war zerplittert. Es hingen nur einige Echerben in der Fassung. Eine Fensterscheibe war auch durchgeschossen. Ich sah den Kapitän an, und gleichzeitig hatte auch er seine Augen auf mich gerichtet. Ich besah mir sein Gesicht, es war nicht mehr blau, aber so weiß wie die Eplitter der zerflossenen Lampe.

Das Auto kam mit zwei Stunden Verspätung. Der Chauffeur war wieder ein Schwarzer, und er fuhr sehr schnell. Er trug nur eine kurze weiße Keinenhose, und ich sah, wie die Schwereifstreifen seinen Rücken herabließen.

Als wir die breite Estrasse hinabsuhren, die durch Gellisse und zum Hafen führt, und auf beiden Seiten die weißen Gebäute so grell in der Mittagssonne, und die bunten Marquissen der Läden, hörten wir hinter uns die Eirenen der Feuerwehre. Unser Chauffeur fuhr an den Bordstein und hielt. Drei Feuerwehrevagen fuhrn sehr schnell an uns vorüber und danach zwei große graue Camitätsautos mit den roten Kreuzen. Der Kapitän sprach auf und winkte und schrie: „Was ist los?“, aber die Fahrer gaben keine Antwort, und dann waren die Wagen schon unten an der Biquina, wo es zum Hafen geht, und verschwanden. Der Hafen liegt hinter den großen Lagerungsgebäuden, und wir konnten ihn noch nicht sehen. Der Schwarze fuhrbelte den Motor wieder an, wir fuhrn weiter, mußten aber wieder an den Bordstein, denn es kamen noch zwei Feuerwehrevagen, dicht befehle, Helm an Helm, und dann kamen auch noch sechs oder sieben Camitätsöwagen, alle hintereinander. Der Kapitän schrie wieder: „Was ist los?“ Ein Camitätsler bogte sich heraus und rief: „Abzug!“

Ich hielt dem Kapitän meine Zigaretten hin. Er nahm eine, und dabei sah ich, daß seine Hand auch blau war. Seit dem Unfall hatte er ein schwaches Herz. Wir fuhren um die Biegung und da lag vor uns im Hofen das Schiff, alle Passagiere standen an Bord und sahen der Feuerwehrlösung zu, auch am Kai standen Leute, und die ganze Feuerwehre war in zwei Gliedern angetreten. Als uns die Barke an Bord brachte, sahen wir, daß das Feuerwehroloot unter Dampf stand. Auf dem Holländer deuben waren auch alle Passagiere an Bord und sahen zu. Als wie an dem „Splendour of Ceyraing“ kamen, sah ich alle Passagiere an der Kelling stehen, ich konnte jeden erkennen, aber meine Frau war nicht dabei. Das andere Fräulein von der Meeren empfing uns am Kalltrepp. Sie war üppig, aufgeschwemmt, und hatte ein rundes Gesicht und dicke weiche Lippen, die sie auffällig rot färbte.

„Wo ist meine Frau?“, fragte ich.

„Nicht hier“, sagte sie und zog die Oberlippe hoch. Sie konnte nicht lachen, sie zog immer nur die Oberlippe über die Zähne. Es sah sehr schief aus, wie bei einem Pferd.

„Auf der Mole“, sagte sie, „spazieren“. Dabei spielte sie mit ihrem Sonnenschirm. Ich lief die Treppe hinauf zu unserer Kabine. Ich lief durch den langen Gang an den vielen Türen vorbei. In mir drehte sich alles. Meine Haut fühlte sich wie aus Blech an. Aber die Kabine war leer. Als ich wieder die Treppe hinaufstieg, standen die beiden Fräulein

von der Meeren oben an der Treppe und blickten herab. Die kleine, Moagere kicherte.

„Warum glauben Sie uns nicht?“, sagte die andere. „Ihre reizende Frau Gemablin ist auf der Mole.“ Als ich an das Kalltrepp kam, stieg der Kapitän gerade mit dem Ersten die Treppe zur Brücke hinauf. Er trug seine Dienstmütze, rauchte eine Zigarre, und benahm sich etwas distanziert. „Heute abend um acht gehn wir in See“, rief er mir zu und stieg dann eilig weiter die Treppe hinauf. Der Erste trug eine Altemnappe unter dem Arm. Ich ließ mich wieder an Land bringen, und als ich ein Stück die Mole hinabgegangen war, sah ich, daß Josefime mit entgegenging. Sie sah viel besser aus als gestern, ihr Gesicht hatte schon wieder etwas Farbe, und sie ging mit sicheren Schritten.

„Ich bin wieder gesund“, sagte sie und drückte meine Hand sehr fest. Ich sollte fühlen, daß sie wieder stark war.

„Warst du mit Fräulein von der Meeren aufstehend?“

„Es ist gut, daß du wieder hier bist. Sie ist zu übertrieben. Immer am Bett sitzen, immer „armes liebes Kind“ sagen, immer die Hand halten, immer das Gesicht streichen, immer morgens und abends küssen mit ihrem angemalten Mund.“ — „Es ist gut, daß du wieder hier bist.“

„Um acht gehn wir in See“, sagte ich. Wir gingen noch ein Stück auf der Mole weiter, und dann kehrten wir um und sahen uns die Feuerwehrlösung an.

DAS GESPENST

VON CORDERO UND MARTINA

Vord Percy Pippertley war in großer Verlegenheit: Etan, das alte Gespenst des Schlosses, hatte das Heiltüch gesegnet. Ihm hatte Etan inselge seines vorge-

Bahnhof führt. Schließlich ein Gespenst, angeblich Richard Löwenberg, das jeden Freitag von Mitternacht bis zwei Uhr morgens sein Umwesen treibt.“

„Ein Gespenst? Ein regelrechtes Gespenst?“ rief Baron Groschossig begeistert.

„Hätte ich sonst das Haus während der Ferien voll Gäste?“

schrittenen Alters in letzter Zeit nicht mehr über seine frühere Gelegenheitsverfügung. Es war ihm unmöglich geworden, auf den Fensterbrettern zu erscheinen, und er hatte seine atombastischen Verrenkungen auf dem Dachstuhl schon lange und endgültig aufgegeben. Doch hatte er im Winter noch einfache nächtliche Wanderungen durch die Gänge des Hauses, im Sommer durch die Anlagen des Parkes unternommen, war also immerhin ein annehmbares Gespenst gewesen, das die größte Angenehmkeitskraft des Schlosses bildete.

Das Schloß an und für sich war nicht viel wert. Gerade wenige Tage vorher, als Vord Percy es Baron Arthur Groschossig zum Kauf angeboten, hatte dieser lachend erwidert: „Was soll ich denn mit dem alten Kasten beginnen? Vergeßen Sie den Ausdruck, aber ich liebe es, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen.“

„Sie mögen ja recht haben, lieber Baron, aber das alte Schloß besitzt verschiedene Sehenwürdigkeiten, für die man ein paar tausend Pfund schon zahlen kann.“

„Was für Sehenwürdigkeiten?“ fragte der junge Baron neugierig.

„Vor allem eine geheime Treppe mit geheimen Zugängen in alle Gemächer des Westflügels. Dann einen unterirdischen Gang, breit wie eine Fahrstraße, der vom Schloß zum



Rübezahl

H. Kiwitz

Baron Groschossig beschloß ohne weiteres, sich die Sache anzusehen. Bei dieser Gelegenheit würde er der reizenden Lady Percy Pippertley den letzten Traktat der Londoner Calons erzählen. Und dann vielleicht über den Ankauf des Schlosses verhandeln.

Und gerade wenige Stunden vor Ankauf dieses ersten Käufers hatte es das unglückselige Gespenst für angemessen erachtet, das Heiltüch zu segnen! Bekanntlich ist es auch bei der heutigen Arbeitslosigkeit nicht leicht, ein Gespenst von einem Augenblick zum anderen zu erzeugen. Es mußte ja ein ausgewähltes Gespenst sein, das die Umgestaltungsform der guten Gesellschaft kannte und insstande war, wiederum durch die Gänge eines Schlosses aus dem vierzehnten Jahrhundert zu wandern.

Lange zerbrach sich Vord Percy vergebens den Kopf, bis ihn endlich eine Erleuchtung kam. Er klingelte.

Tält, sein alter Kammerdiener, eilte dienstbeflissen herbei.

„Kommen Sie her, Tält. Lassen Sie sich ansehen. Drehen Sie sich um... Nein. Sie haben einen zu großen Bauch. Und ohnmächtig sind Sie auch. Ein Gespenst darf nicht pusten wie eine Lokomotive.“

„Nein, Sie.“

„Was beginnen wir also: Woher nehmen wir einen neuen Etan, der inslande wäre, wiederum als Richard

Hörsberg aufzutreten? Nur ich und Sie wissen um diese Geschichte...

„Wenn mir Eure Lordschafft eine Frage gestattet...“

„Nun?“

„Wann kommt der Herr Baron?“

„Heute um fünf Uhr nachmittag.“

„Und er wird natürlich im Schloß übernachten?“

„Selbstverständlich! Er will ja das Gespenst sehen!“

„Wenn ich Eurer Lordschafft einen Rat geben darf...“

„Legen Sie schon einmal los, Tilt!“

„Warum könnte nicht Eure Lordschafft als Gespenst auftreten? Eure Lordschafft ist noch jung, besitzt alle physischen Eigenschaften...“

„Jah?“

„Warum nicht? Eure Lordschafft hatte oft Gelegenheit, Stans nächtlicher Bettklaidung beizuwohnen, und ich würde Eurer Lordschafft behäuflich sein...“

„Hm... Jah bin von Ihrem Vorschlag nicht besonders entzückt, Tilt... Und wenn der Gast, von Schreck befallen, nach mir verlangen sollte?“

„Jah werde Eure Lordschafft im Badezimmer erwarten und das Gespenst in einem Nu in einen Mann verwandeln, der eben aus dem Bett gestiegen ist.“

„Und Lady Bettys?“

„Wird nichts merken, wenn Eure Lordschafft heute abend über Zahnschmerzen klagen wird... Da wird Lady Betty es... nicht wagen, Eure Lordschafft zu stören...“

„In der Tat...“ murmelte Lord Percy und dachte wehnütig, daß seine junge Frau schon längst die Gewohnheit aufgegeben hatte, ihn in der Nacht zu... stören. „Aber der Gedanke, daß ein Pippetley so tief sinkt... Alle meine Ahnen werden sich heute nacht in ihren Särgen umdrehen... Und wenn Tante Dorothea das erfährt...“

„Niemand wird etwas erfahren, Sir...“

„Es sei denn, Tilt. Nach Verkauf des Schlosses werden wir sofort nach Amerika ziehen und das Andenken an diese Schmach in England zurücklassen...“

„Eure Lordschafft sollte die Arme umfassen gehen...“

„Leicht gesagt! Mit diesem verdammten Laten, das mich an jeder freien Bewegung hindert... Und mit diesem Schellengürtel, der mir die Hüften einschnürt... Können Sie ihn nicht ein wenig lockern?“

„Nein, denn er könnte hinabgleiten.“

„Also lassen Sie noch einmal zusammentun, was ich alles tun muß. Dann wollen wir uns ein wenig Mut antrinken.“

„Schlag ein Uhr wird Eure Lordschafft den Gang entlang schweben und am Fenster, das Ausblick auf den Park gewährt, innehalten und einige Sekunden dort verweilen, so daß auch Emily, der Kammerdiener des Barons, der mit Mary, Lady Bettys Stubenmädchen ein Stelldichein beim Springbrunnen hat, das Gespenst zu Gesicht bekommt.“

„Die Lust wird ihm schon vergehen, bei Mondschein im Park herumzustögen!“

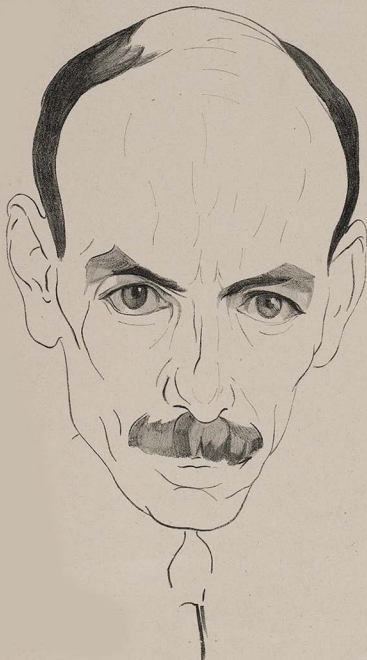
„Dann wird sich Eure Lordschafft zum Zimmer des Barons begeben, dessen Tür unversperrt ist. Dort muß sich Eure Lordschafft leicht in den Hüften wiegen, um die Schellen erklingen zu lassen, dann in das Zimmer treten, hysterisch aufschreien und mit lauten Schellenglocken verschwinden. Auf dem Gang ist dann der Ruf der Eule nachzuahmen.“

„Auch das noch?“

„Es ist der übliche Abschluß...“

„Es sei denn, ich werde den Schellenglocken becher bis zur Neige leeren... Aber jetzt noch ein Glas Whisky...“

Als eine ferne Lärmhölle die erste Stunde verkündete, setzte sich das Gespenst in Bewegung. Aber es war ein mehr als angeheitertes Gespenst, das wankend und sich an den Wän-



Herrenbildnis

Lore Masius

den stehend den Gang entlang dahinschlurte. An dem Fenster an der Parkseite blieb es vor-scheiternmäßig stehen und hob die Arme. Dabei wackelte es das Gleichgewicht und sank in einen dort befindlichen Stuhl. Da dieser sehr bequem war, beschloß das Gespenst, ein wenig zu rasten, ließ den Kopf auf die Brust fallen und schlief ein...

Ein gelender Schrei weckte es.

Lord Percy öffnete die Augen und sah seine Frau, die aus dem Zimmer des Barons kam und schreiend in ihr Zimmer flüchtete. Gleich darauf zeigte sich der Baron, der, als er das wild umherstreichende Gespenst sah, mit einem Regenschirm bewaffnet mutig auf den Spuk zuging. Da raffte Lord Percy sein Hinab- wallendes Kissen zusammen, flüchtete in der entgegengesetzten Richtung und entzog sich den Blicken des Barons...

Am nächsten Tag schloß Baron Großgrosch den Kaufvertrag ab, ohne über den Preis des Schlosses zu feilschen.

(Berechtigte Übersetzung
von Carl Georg Heger.)

Liebe Jugend

Der Weinatijische Schulrat C. war ein gar gefrenger Herr, der besonders auch auf seine schulteilliche Würde dadurch hielt, daß er überall seinen Titel wahrte und in den Schulen immer mit „Herr Schulrat!“ angeredet werden wollte. Und wenn es Schüler, die er fragte, bei ihrer Antwort vergaßen, da war höchste Ungnade für den Lehrer in Aussicht. Darum war allen Kindern fest eingepreßt, wenn der Schulrat käme und sie fragte, ja nicht die Anrede „Herr Schulrat!“ zu vergessen. Und so wendeten die Kinder, um den Bestrengen nur recht zu befriedigen, die Anrede „Herr Schulrat!“ lieber einmal mehr als weniger an. Und darum geschah es einstmals also.

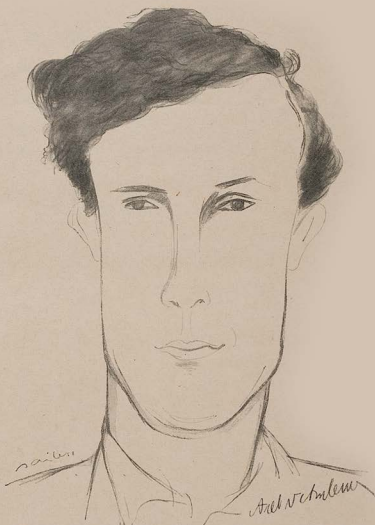
Der Lehrer hat die Geschichte vom Sünden-fall behandelt, der Schulrat kommt und will sich dabei davon überzeugen, ob auch bei dem Strafenfitt Gottes, das über die Sünden Adam und Eva und den Verführer gesprochen wurde, die Kinder ganz bei der Sache gewesen sind und sich die strafenden Worte eingepreßt haben.

Und er fragte: „Wie sprach Gott zu Adam?“

Und ein Junge, der es besonders gut machen will, antwortet: „Verflucht sei der Aker um dreinestullen, Herr Schulrat. Dornen und Disteln soll er die tragen, Herr Schulrat. Im Schwelge deines Angestichts sollst du dein Brot essen, Herr Schulrat. Du sollst wieder zu Erde werden, davon du genommen bist, Herr Schulrat. Denn du bist Erde und sollst wieder Erde werden, Herr Schulrat!“

Mit der leisen Andeutung, daß es so oft nicht nötig ist, fragt der so „Bestrafte“ weiter: „Und wie sprach Gott zum Weibe?“

Und er wird befehrt: „Mit Schmerzen sollst



Der Schauspieler Axel v. Ambesser

Anton Sailer

du Kinder gebären, Herr Schulrat.“

Abwehrend gibt er das Zeichen, daß ihm diese Auskunft genügt, er fragt, um den seltsamen Eindruck zu verwickeln: „Und wie sprach Gott zur Schlange?“

Und sofort wird ihm die Auskunft: „Auf deinem Bauche sollst du kriechen, und Erde essen dein Leben lang, Herr Schulrat!“

Er hat nach dieser Auskunft verächtelt, sich weiter zu erkundigen.

B. W. K.

Ein ganz Höflicher

Nichter: „Eine der großen Noheiten, die Sie sich Ihrer Frau gegenüber zuschulden kommen lassen, ist, daß Sie fast drei Jahre nicht mit ihr gesprochen haben. Zeißt das zu?“

Chemann: „Vollkommen, Herr Nichter.“

Nichter (donnend): „Und warum sprachen Sie nicht mit ihr?“

Chemann: „Weil ich sie nicht unterbrechen wollte.“

Lest die Jugend!



Hört Ihr Herr'n

und sehr auch sagen... Männer verurteilen bei sozial. Schwäche d. weiblich. anerkannte Kalindrüsen-Hormon-Präparat **RASPUSAN** (100 Zähl. RM. 3.50, Braun + F. d. Wagn. Verh. + L. d. Frau). An allen **Knochen**! Hat durch neue. Fortschritte. bewirkt u. als **Regel-Zerapreparat** hervor. bewirkt. Wirkung. der Natur. d. Krip. verleiht. die Kraft mit **Genesung** die. im **verfallenen** **Wochen** eine **Zeit** von 21 **Tagen**. Keine **unver. Nebenw.** **Arztbr.** **Witb.** **Wochen.** **Berlin-Charlbg.** 2. **Stad 103**



Emil Krieger

Vorige
1933.
Skizze

Das Märchen von den künstlichen Träumen

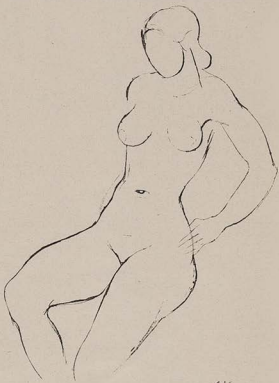
Von F. M. Reifferscheidt

J irgendwo in Amerika gelang es einem Apotheker, ein Medikament herzustellen, das auf das Traumleben einwirkt. Zuerst handelte es sich lediglich um die Möglichkeit, durch Einnehmen dieses Pulvers im allgemeinen angenehme Träume zu haben. Aber der Erfinder war von der üblichen Hartnäckigkeit solcher Leute und wenn dann noch Glück hängt, pflügt sich das bekanntlich zu reutieren. Das Pulverchen, das bisher nur in einer kleinen Provinzapotheke von einem dabei vielfach gwinkehenden Proviseur an wenige wissende Stammkunden verabfolgt wurde, kam von einem bestimmten Zeitpunkt an in verschiedenartigen Packungen heraus und auch mit entsprechend unterschiedendem Aufdruck, also zum Beispiel eine gelbe Packung mit dem Kennwort „Cereale“, eine rote mit „Vibrocereale“, eine blaue mit „plöglischer Wohlstand“ und so weiter. Der Erfinder und zunächst noch sehr bescheidenen Habitus war also eine nicht unwichtige Differenzierung seines Erzeugnisses geglückt. Er begriff das auch vollumfänglich und beschloß bei sich, die erforderlichen Schritte zu tun, um seinen Handel auf größere Grundlage zu stellen.

Eines Abends vor dem Schlafengehen nahm er eines der neuesten Pulver mit dem Aufdruck „Weg zum Erfolg“ und schon am nächsten Morgen saß er dann im Pullman-Car des Expresszugs nach New York. Sein erster Besuch bei dem zuständigen Regierungsdepartement mißlang; man erklärte ihm, daß man keine Zeit hätte, sich mit seinem Sparren zu beschäftigen. Der zweite Gang zu der weltbekannten Erfindungs-Kommission des A. O. war leider ebenfalls vergeblich. Die Gentlemen wollten ihre guten Dollars auso Spiel setzen für gute Erfindungen, nicht aber für ausgereprobte Kinderreien. So kam schließlich Nummer 3 an die Reihe, die dritte der im Traum „Weg zum Erfolg“ angegebenen Chancen. Mr. Peng, der Kanonenkönig, hörte sich die Sache aufmerksam an, ließ

dann während der folgenden Nacht fünf Herren seines leitenden Personals verschiedenartig träumen und nahm, als ihn der volle Erfolg dieser Prozedur immer noch nicht ganz überzeugt hatte, für das nächstfolgende Mittagsgehlächchen höchstpersönlich das Traumpulver „Weg zur Freude“. Er erwachte schweißgetrieft schon nach einer knappen halben Stunde und unterschrieb dann in Gegenwart des schlammig herbeigeholten Erfinders den Vertrag, der ihn zu dessen stillen Teilhaber machte. Eine Bedingung stellte Mr. Peng, auf die man mit einem gleichgültigen Achselzucken einging: Ein sofort einzurichtendes Laboratorium sollte zum nächstmöglichen Termin eine neue Sorte „Die Herren des Krieges“ freieren und wenn das geschafft, dann müßte diese Sorte immer 30 Prozent der Gesamtverzeugung ausmachen. „Was wollen Sie, meine Herren“, ratiionierte der Erfinder dann am heftigsten Eistanmisch, „wenn die Regierung ins Geschäft gegangen wäre, dann hätte sie sicherlich auch eine Extravurst haben wollen und für mich kommt das ja auf das gleiche hinaus!“

Wie zutreffend seine Vermutungen waren, zeigte sich, als die neue erweiterte Grundlage der Traumfabrikation aufzubauen war und der Logeumstich die statliche Durchschnittshöhe von 35 Millionen Packungen erreicht hatte. Jetzt wandten die Beamten der einschlägigen Behörde der neuen Industrie mit einem Male mehr Interesse zu als wünschenswert war. Die Parteien benachteiligten sich der Angelegenheit und erbiiterte Preissetzungen „Für und Wider“ stellten den Kunsttraum in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Schließlich wurde ein radikalrevolutionäres Mitglied des Senats, ein alter routinierter Bunsbrotbäcker, dem auch die politischen Gegner den Cauderstand in dieser Materie nicht absprechen konnten, mit der Überwachung der Traumverzeugung beauftragt. Alten Herkommen folgend richtete er eine Spezialkommission ein und entwarf dann unter unabweisbarem Aufsehen Mr. Peng, den Kanonenkönig, als heilichsten Geldgeber des Unternehmens. Das nun erfolgende Verbot einer Quotenbindung zugunsten des Peng'schen Spezialtraums „Die Herren des Krieges“ hatte auch richtig eingesehen allen Erwartungen ein spontanes Erstarken der Wehe-



Skizze

Emil Krieger



Anton Leidl

Die Hitze

Anton Leidl

gefinnung bei sämtlichen Schichten der Bevölkerung zur Folge. Die Menschen befriedigten ihr diebeszügliches Bedürfnis fortan nicht mehr im Schlaf, sondern wandten sich eben wieder der Wirklichkeit zu. Mr. Peng wurde in die Enge getrieben und war dann gar nicht allzu unglücklich, sein Aktienpaket an die Regierung abtreten zu müssen, zumal ihn ja die Steigerung seines Umsatzes in Kanonen und Granaten für den vermeintlichen Fehlschlag sehr erheblich entschädigte.

Das war überhaupt eine recht turbulente Zeit für das eigentlich noch

blutjunge Trauungsgeschäft. Da präsielte zunächst ein Bündel von Verböten auf das Geschäftsbüro herunter. Das Traumpulver „Liebeserlebnis“ sollte künftig auf Wunsch einer Eitelkeitsstige nur mehr an Volljährige in gezeigtem Alter verkauft werden und eine eben erst neu geschaffene Sorte, die sich aber bereits beispiellos gut eingeführt hatte, nämlich der Kunsttraum „bekömmliche Eitigung“ fiel einem Einspruch der Lebensmitteldetailisten zum Opfer, die sich dabei auf den Rückgang ihres Umsatzes beriefen.

(Fortsetzung S. 527)



Wir sprechen nur französisch . . .

Das war damals, als ich mich als Flügel in Südungarn aufhielt. An einen Samstag, früh am Morgen, sagte Hauptmann Karoly Hona zu mir:

„Ich bin heute abend bei einer überaus feinen Gesellschaft in Budapest eingeladen. Ich nehme dich mit; du sollst sehen, wie vornehm es bei uns zugehen kann!“

Nun hätte ich den Abend lieber mit einer kleinen schwarzen Ungarin verbracht, bei der es zwar nicht vornehm, aber um so herzlicher zu werden versprach. Aber da sich nun einmal der Hauptmann in den Kopf gesetzt hatte, mich das Feinste vom Feinen zu zeigen, mußte ich einwilligen. Früh am Nachmittag kamen wir in Budapest an. Hona zeigte mir rasch einige Museen, ein Strandbad an der Donau, ein paar Kaffeehäuser, in denen schwächende Jäger stundenlang ihre Beigen auf die gleiche Art weinen ließen.

Um zehn Uhr abends warteten wir uns in Gala. Hauptmann Hona sagte:

„Ja, daß ich nicht vergesse! Bei der Gesellschaft der Baronin Eari Jotobos wird natürlich nur französisch gesprochen. Du sprichst doch französisch!“

„Wie ein junger Hund!“ erwiderte ich.

„Spielt keine Rolle! Hör einfach zu und seiß Kaviar, sauf Cekt!“

Wir kamen in das vornehme Haus der Baronin. Der Diener wies uns in den ersten Stock; dort empfing uns ein anderer Diener, der unsere Namen in der Saal tief.

„Ich kann kein Wort französisch!“ flüsterte ich dem Hauptmann zu.

„Du kannst französisch!“ sagte er und führte mich zur Baronin Eari Jotobos, die vornehm auf einen Polstersessel saß.

Der Hauptmann stellte mich vor. Die Baronin sagte:

„Oh, monsieur, je suis — — —“

Das andere verstand ich nicht. Sie nickte, ich lächelte. Ich jagte bisweilen einige Worte, wie „Oui“ oder „Tres bien“. Als mich die Baronin fragend ansah und dazu etwas in einer Sprache sagte, die wahrscheinlich französisch war, nickte ich. Sie lachte mich an. Der Hauptmann lachte und sagte seinerseits

einige französische Worte. Dann zog er mich zur Seite.

„Bist du verrückt? Wie kannst du nickten?“

„Was hat sie gefragt?“

„Ob du in Budapest nettere Gesellschaft gefunden hast als hier!“

Verständlich, tatsächlich! Aber warum reden die Leute hier französisch? Sie sollen ungarisch reden. Das heißt, sie redeten überhaupt sehr wenig, sie lächelten, nickten, riefen sich die Hände, deuteten mit den Fingern, mit den Achseln, mit den Füßen, kniffen die Augen auf und zu; kurz: sie benahmten sich bald wie Chamme.

Endlich ging man zu Tisch. Neben mir saß Margot Letyo, eine nette, kleine Budapesterin. Dann kam ihr Mann Candor. Man sah der Kleinen an, daß sie gerne geplaudert hätte. Sie richtete einige französische Worte an mich; ich



kann nicht französisch, aber ich spürte, daß das Französisch der kleinen Margot entsetzlich war. Da flüsterte ich ihr ungarisch zu. Sie erbleichte und flüsterte:

„Um Gotteswillen, nur nicht ungarisch reden! Die Baronin wäre tief gekränkt!“

Da legte ich heimlich meine Hand auf die ihre; denn ihr Mann fraß soeben wie ein ausgehungertes Kamel. Er fraß bestimmt nur aus Verzweiflung. Da rief die Baronin, natürlich französisch:

„Agi Broedel wird uns jetzt ein Pied singen!“

„Bravo!“ sagte Antal Fekete; denn er glaubte, daß Agi einen Apachenanzug anziehen würde.

Alexander Jaldos wollte Salz haben; er verlangte französisch Pfeffer; Michael Keszmeri richtete ihm Zucker. Beide lachten und die Baronin machte ein spitzes Gesicht.

Dann hielt die Baronin Certe. Die Atine, niemand plauderte mit ihr, alle gingen vorüber, neigten den Kopf, lachten, stichen sich den Schwarmbart und räusperten sich. Die Baronin trat auf mich zu und sagte wieder etwas. Auf jeden Fall schüttelte er den Kopf. Der Hauptmann zog mich fort.

„Schrecklich, wie kannst du den Kopf schütteln, wenn dich die Baronin fragt, ob du mit ihr tanzen willst!“

„Ich dachte, sie frage, ob ich mich langweile!“

Wir kamen an zwei Herren vorüber, die ungarisch miteinander sprachen. Kaum erblick-

ten sie uns, als sie französisch zu reden begannen; das heißt, sie redeten mit den Händen.

„Das ist schrecklich“, sagte ich, „wer hat denn nur der Baronin den Gedanken gegeben, die Leute so zu quälen!“

Wir stießen auf die Letyos. Eben sagte Candor etwas Französisches zu Margot. Sie griff in das Handtäschchen und gab ihm den Lippstift. Er fluchte. Sie griff nochmals hinein und gab ihm ihr Taschentuch. Da schrie er ungarisch:

„Der Hausterschlüssel brauche ich, Margot!“

Die Baronin hörte es und erbleichte. Alle fielen vorwurfsvoll und schadenfroh den armen Candor Letyo an. Da trat ich auf die Baronin zu und sagte laut und ungarisch:

„Baronin, an meiner Aussprache bemerken Sie, daß ich kein Ungar bin. Damit Sie wissen, was ich bin: ich bin ein Franzose! Aber ich bin nach dem schönen Ungarn gekommen, um die schöne ungarische Sprache zu lernen. Was habe ich davon, wenn hier alle das schönste Französisch reden? Ich möchte ungarisch reden hören. Ich als Franzose wäre glücklich, wenn Sie, Frau Baronin, erlaubten, daß man dem fremden Gast zuliebe ungarisch spricht!“

Ein Aufstehen ging durch den Saal. . . Und es wurde ein wirklich netter Abend. Ich glaube, daß sogar die Baronin erleichtert aufgetaucht hat. Margot Letyo tat es jedenfalls; sie war mir so dankbar, daß ich sogar die kleine Schwärze in Südungarn verließ.

R. Horrer



Die Virginia

Besser so

Nichter: „Sie haben Patrit angeklagt, auf Sie geschossen zu haben. Wie kann es, daß dieser gute Schütze Sie nicht traf?“

Mäger: „Ich war mir noch rechtzeitig auf den Boden.“

Nichter: „Das überascht mich. Man hat Sie mit als einem außergewöhnlich unerschrockenen Mann geschildert.“

Mäger: „Ehre schwebelhaft. Aber in diesem Falle dachte ich, es ist besser fünf Minuten ein Feigling als fürs ganze Leben tot.“

Der Strahlenforscher

Großmutter Pampf litt seit einiger Zeit an Schlaflosigkeit. In Klammern: Sie hatte es der Familie wohlweislich verschwiegen, daß sie sich in den letzten Wochen fast allabendlich ganz feißiges, noch warmes Brot vom Bäcker geholt und es heimlich und mit Heißhunger verschlungen hatte. Für warmes Brot ließ Großmutter Pampf ihr Leben — sie kam nicht auf den Gedanken, daß sie deshalb vielleicht auch ihren Schlaf lassen mußte...

Frau Pampf verfuhr, das Leben der Schwiegermutter auf den nächstliegenden Wege zu kurieren. Sie schickte 1.23 Mark in Briefmarken an die Redaktion ihrer Modezeitsung und erschien bald darauf als Frau P. in M. in deren Rubrik „In menschlichen Nöten“. Frieda M. in Leipzig-GutsMuths antwortete: „Bemerkte Juchstade habe ich als junges Mädchen auch empfunden. Seit ich aber meinen lieben Vatten kennenlernte und gar seit unser Kennenlernen, unser Kleiner Paul, auf der Welt ist, schlafe ich wieder ausgezeichnet und bin ein glückliches Menschenkind...“ Frau Pampf schob es sichtlich ins Gebirn: Sie hatte ja vergessen, in die „Menschlichen Nöte“ Großmutter Alts einzurufen und hatte ferner vergessen, mitzuteilen, daß Großmutter bereits eine solche war. Herr Pampf lachte höhn, als er von dem Kennenlernen las — dann

hatte nicht einmal so unecht gehabt: Pampf sprach hochdeutsch wie alle heiligen Nikolaus, er trug einen schattenpendenden Vollbart und eine Rute in der Hand. Großmutter wurde es bei seinem Anblick unbehaglich schweißig — und Pampfiegel wurde denn auch, nachdem man ihn den Fall vorgetragen hatte, sofort der alten Frau habhaft: Sie mußte sich auf einen Stuhl setzen und Herr Pampf mußte seinen Ehrgeiz vom Finger streifen, der, an einem Haupthaar des Herrn Pampfiegel ausgehängt, über Großmutterns Hand in kreisförmige Schwingungen geriet. Herr Pampfiegel stellte mit jachlichem Ernst fest, daß die Frau Amalie, verwitwete Pampf, weiblichen Geschlechtes sei. Herr Pampf sah sich in Kreise seiner einschüchterten Familie triumphiierend um! —



FOTO-ECKE

Sprache der Wolken

Landschaftliche Stimmungern sind eng gebunden an die Atmosphäre, an die Gestalt des Himmels. Haben Sie nicht einmal während einer Mustande irgendwo im Gras geteilt und den Himmel beobachtet? Wenn an ihm groteske Wolkengebilde dahierzogen, dann kann man lange so liegen. Ohne müde zu werden...

Ganz richtig, daß es unser Bestreben ist, solche Wolkengebilde mit der Landschaft im fotografischen Bilde festzubilden. Gerade dieses kommt sehr oft der bedeutende Wert zu, das landschaftliche Gespräch durch ihre Form weiter zu betonen und zum Ausdruck zu bringen. Indem wir den Kameradruk entsprechend wählen, aus höher oder tiefer Perspektive fotografieren, ist uns bewußt die Möglichkeit gegeben, eine aus der Vielseitigkeit eines Wolkenhimmels zur Landschaft passende Form auszuwählen und an die richtige Stelle des Bildes zu setzen. Oft ist der Wolkenhimmel allein für sich schon so interessant, daß wir im Bilde den Horizont weit nach unten legen können. Dann wird die Erde gleichsam nur angedeutet. Und indem der Wolkenhimmel eines weiten Raums einnimmt, wird ihm dadurch formal das Schwelende und Beschwingte beigegeben.

Die Frage nach den technischen Voraussetzungen kam in Bezug auf die Darstellung von Wolken immer wieder gehört werden. Bedingung zum Gelingen solcher Aufnahmen sind richtiges Negativmaterial, Filter und harmonische Entwicklung.

Die besten Ergebnisse erhalten wir mit orthochromatischem Film (also dem Panchrom mit gedrückter Rotempfindlichkeit). Hier ergibt es sogar schon ohne Filter, Wolken abzubilden. Das ist wichtig für Momentaufnahmen, wo ein Filter wegen der Verlängerung der Belichtungszeit unangebracht wäre. Seht uns zum Belichten hinreichend Zeit zur Verfügung, so sollten wir unbedingt noch ein helles Gelbfilmfilter mit heranziehen. Wolkenmerkmale, das Gelbfilmfilter bringt bei diesem Aufnahmestoff keine Vorteile. Das Gelbfilmfilter darf aber auch bei hochorthochromatischem Material benutzt werden, so daß wir heute praktisch mit einem Filter auskommen.

Das helle Gelbfilmfilter vermittelt richtige Tonwerte. Die Wolken werden so erfaßt, wie wir sie empfinden. Selbst die zartesten Tonwertstufen aus dem Himmel gelangen zur Abbildung, wobei eine nicht zu kräftige Entwicklungs Voraussetzung ist. Gelegentlich wird es uns darauf ankommen, die Wolken etwas übertrieben abzubilden, um bestimmte landschaftliche Stimmungswerte zur Betonung zu bringen. Gewisse Vorsicht ist dabei am Platz. Denn Überbelichtung wirkt leicht aufdringlich. Und dann ist es mit der Natürlichkeit vorbei. Sind wir also im Zweifel, so ist es besser, wir fertigen neben der übertriebenen noch eine normale Aufnahme, um eventuell die geeignete Aufnahme auswählen zu können. Da heute bei mittlerem und kleinem Bildformat der Materialverbrauch billiger ist, ist es in solchen Fall Doppel-aufnahmen keine Rolle. Andersseits sind Verleichts-aufnahmen immer lehrreich.

Zur übertriebenen Darstellung nehmen wir das mittlere Gelbfilmfilter. Während das helle im allgemeinen eine doppelte Verlängerung der Belichtungszeit mit sich bringt, veranlaßt das mittlere dreifache Belichtungszeit. Diese Faktoren gelten sowohl für orthochromatisches als auch für hochorthochromatisches Film.

Bei der Entwicklung ist zarte Abstufung der Tonwerte anzustreben. Lieber kochen oder vergrößen wir nachher auf einem kräftigen Papier, als durch Harten im Negativ eine Verleichts-Entwicklung zu erzielen. Die Entwicklungsmittel: Emulsion 1:3, Rodinal 1:30, Glyzyl 1:5 u. a. haben sich gut bewährt, um einen reichen Tonumfang und eine nicht zu kräftige Deckung der Lichter zu bewerkstelligen.



von Julius Maçon

aber schreit er mit dem Gefühl männlicher Überlegenheit schlaflos davon und schreibt unter „Postfach 202“ einen Brief an den Strahlenforscher Professor Pampfiegel. Herr Pampf hatte es immer heimlich mit der Wissenschaft.

Am nächsten Vormittag klingelte es bereits um zehn Uhr an der Pampfiegels Wohnung. Der siebenjährige Feißl öffnete und klangte mit dem Jubelruf: „Der heilige Nikolaus ist da!“ auf die verammelten Familie. Herr Pampf schmeckte zunächst den Feißl ein — wegen der ungewöhnlichen Benennung —, dann ließ er Herrn Professor Pampfiegel ein. Feißl

Pampfiegel verbat sich jedoch zunächst alle Ovationen und begehrte, in Großmutterns Schlafzimmer geführt zu werden. Frau Pampfs Proteste betrafen „früher Morgenstunden“ und „noch nicht aufgeräumt haben“ scheiterten an seiner wissenschaftlichen Unerschlichkeit — die Worte „Nacht“ und „animalische Natur“ brachten auch die sonst so redlich behende Hausfrau zum Schweigen, und die fünfköpfige Familie betrat Großmutterns Schlafzimmer. Hier man trat erstmalig die Rute in Aktion — Feißl äugte immer noch misstrauisch nach ihr! — die übrigen folgten Pampfiegels Manipulationen mit dem gesammelten Ernst. Den man sonst nur aufbringt, wenn ein Mann in der Feststoppel unter Trommelwirbel etwas Lebensgefährliches produziert. Und es kam ja auch aufs Gleiche heraus: Nach minutenlangem, düsterem Schwärmen verkündete der Professor, dieses Schlafzimmer sei tatsächlich in höchstem Grade lebensgefährlich: denn just unter Großmutterns Bett befände sich eine denbringende Wasserader. Der folgende Augenblick war furchtbar: Großmutter tat einen erschreckten Guck, das Ehepaar Pampf schaute sich an und das sechsjährige Töchterchen Paula tauchte mit dem Ausruf: „Ja, was der Feißl spannt!“ unter Großmutterns Bett und enteilte erobert mit einem Gefäß...! Aus der falsche Nikolaus löschte mit säuerlicher Würde und betonte, diese Angelegenheit wäre wissenschaftlich belanglos. Warum die Rute jetzt aus einmal nicht mehr auszusagen, erklärte er den unverständlichen Vätern nicht. (Forts. S. 224)

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reich illustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Die weiteren Feststellungen Pampels waren vernichtend. Die ganze Pampelsche Wohnung war — bis in ihre verschwiegensten Ecken — von einem Netz todbringender unterirdischer Strahlen durchzogen. Pampels folgten dem Mann mit der wild ausschlagenden Rute in finsternen Schwestern und drückenden Schuldbeuissagen: Sie fühlten sich alle dafür mitverantwortlich, daß ihre sämtlichen Verfassungen — in kraßem Widerspruch zu den wissenschaftlichen Strahlengesetzen — in einem derart verhassten Hause hienast das Heißste geeignet hatten.

Der traurige Marsch endete im Kartoffelkeller. Hier hob Pampelsgel, erlöst aufatmend, die Rute und verkündete, dies sei der einzige gesunde Platz im ganzen Hause. Zugleich entnahm er seiner Tasche ein Quittungsformular, steckte mit nachlässiger Nichtachtung die 20 Mark ein, die Vater Pampel ihm im Kerkergang feuchend zugeföhrt und überreichte Frau Pampel senior eine Kette aus klauen Glasperlen, die — wie der Professor veräußerte — genau nach ihren individuellen und astrologischen Verhältnissen gearbeitet sei und die innerlich einen Schutz gegen jegliche unterirdische Gefahren böte. Die alte Frau wollte in ihrer Bekümmernis gerade etwas von den warmen Breiten gestehen, als Pampel mit der vorlauten Bemerkung „Mei — da hermit schlägt uns ja die Großmama aus!“ das

*Drucksm
Tin*

DIE JUNGE ANZEIGE

*„Der
Jugend“*

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bilderrückzeichnungen aus der „Jugend“ liefert wir 20 Stk. für 90 Pfg., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnsstr. 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnsstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUF: P 1 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunsthändler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wanddecoration verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnsstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder der
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnsstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbwerke von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den preisgünstigsten billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, zusätzlich Portofreie durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70, zusätzlich Portofreie) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnsstr. 10

Lesen den Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanno Schindler
München NW 2
Karlsruhe 44

Ein Buch fürs Leben ist: **KREMPELHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Originalen gebunden nur RM. 2.85 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnsstr. 10



Am Meer

Es hat sie vor einer halben Stunde kennen gelernt und man schwämmen sie hinaus zu den Klippen.

Ganz still und einsam ist es dort, weit und breit ist kein Boot zu sehen und nur weit, ganz weit draußen, fliebt ein weißes Segel, einem ruhenden Faltel gleich, am Horizont.

Sinnend sitzt sie auf den muschelüberwachsenen Felsen, ihre Augen, grün wie das stille Wasser in den kleinen Buchten, träumen in die Unendlichkeit und er schwärmt vom lockenden Spiel der Wellen und von einem fernem Eiland, das ein Paradies sein könnte.

„Fühlen Sie diese Stille ringsum?“ hebt er den Blick zu ihr empor. „Sie macht uns raunischlos —“

Mit einem raschen Ruck hebt sie den Kopf, schaut ihn einen kurzen Herzschlag lang verloren an und sagt müde:

„Menschenskind — wie lang wollen Sie noch quatschen?... Mir scheint, Sie haben keine Ahnung vom Tempo dieser Zeit!“

H. K. B.

Der Pedant: „Hör mal, Fritz, das letzte Mal war's aber viel netter!“ — „Jaaa! — Da hatten wir aber auch das Glück mit der Autopanne!“

Ertaubenslautem Durchbruch und dafür abermals eine heftige väterliche Watschen bezog. Doch mußte die ganze Familie dem Fritz innerlich wiederum recht geben, wenn sie die ungesund blaßgrünen Reime an den Kartoffeln betastete. Nein, das war keine Schlafstätte für eine beliebige Dame...

Ein Ausbruch aber kam in das betäubte Pampel-Häufchen, als das Familienhaupt sich mit dem Ausruf: „Herr Professor — Sie haben ja vergessen, mit mein Eh'ring wiederzugeben“ nach rückwärts ins Dunkel wandte, und also auch das erschollte Dunkel Professor Pimmetogels würdevolles Bild nicht zeigte. Kein Zweifel: Herr Pimmetogel war nach Hause gegangen — ins Postfach 202. In diesem Augenblick bekam der Fritz von dem rot anlauernden Papa seine dritte und befristete Watschen — und keiner wußte warum!

H. Ungert.

Schlesisches Nebenbei

Paul Hendels gibt im Breslauer Ufa-Palast für „Gerien vom Jäh“ Autogramme. Kommt ein junger Mann, läßt sich seine Karte unterschreiben und stottert vorlegen:

„Ich wollt' Sie dann noch etwas fragen, Herr Hendels.“

„Bitte sehr.“

„Also, wenn in Berlin ein Schauspieler stirbt, gehen dann die anderen zu seiner Beerdigung?“

Hendels, etwas verwundert: „Aber ja.“

Der Wissbegierige, nach erneutem Einmen: „Ich meinte nur, wegen der großen Entfernungen in Berlin...“

— 9 —

Kopf Langer hatte in Bruthen das Pech, beim Betreten der Bühne nach Schluß der Vorstellung in das zugedachte Drehstiel zu fallen. Er verstaubte sich dabei etwas den Fuß, hielt aber dennoch bei der Pendelfahrt zwischen Gleichnis und Bruthen tapfer mit. Schließlich machte sich diese Anstrengung im Bruthener Hotel doch bemerkbar. Er ließ sich eine Serviette geben und umwickelte den Fuß.

Als sie auf ihr Zimmer gehen will, bietet ihr ein Hotelangestellter galant den Arm. Er führt sie sorgsam in den Hofeinstieg, geleitet sie

über die Lücken des Einwecklaufs und liefert sie vor ihrer Zimmertür ab.

Mitleidsvoll sieht er sie an und tröstet teilnehmend:

„Ja, ja, die Ost.“

— 9 —

(„Film-Kurier“ 11. 12. 34.)

Ein Aufwaschen

Hausfrau: „Um zu wissen, ob der Kuchen gar ist, stecken Sie ein Messer hinein, Marie. Kommt es sauber heraus, so ist der Kuchen fertig.“

Marie: „Und soll ich die anderen Messer dann auch hineinstecken?“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Betrieb

„Scheinbar leidet zur Zeit deine ganze Familie an Zahnschmerzen!“

„Das kann man wohl sagen! Das Baby bekommt die ersten Zähne, mein Junge die zweiten und meine Frau die dritten!“

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feierzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer
von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Gerüch-
tums zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat hier im Jahre 1931
zu dem Remo aufgezogen zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Große Münchener Kunstausstellung 1935
(Glaspalastausstellung)

Neue Pinakothek Halle III Ausstellungsort
Dauerh. 29. 12. Juni bis 1. Oktober
Öffnet täglich von 9—18 Uhr
Besondere Eintrittskarte 50 Pfg.

W. Busch



Kraftvergeudung

„I glaub allerweil, der Hias spinn! Der jodelt den ganzen
Tag und dabei san gar koame Fremal'n da!“

Belohnte Mannhaftigkeit

Von Ferdinand Silbereisen

Marshall Daendels, welcher in den französisch-holländischen
Zeiten Gouverneur von Java war und mit fester Hand und großer
Kraft die Zügel der Regierung in der Hand hielt und durch seinen wahr-
haft eisernen Willen auch Ausserordentliches vollbrachte, war, wie sich
das begriffen läßt, wenig beliebt, ja vielfach gefürchtet und gehaßt.
Eines Tages war eine Gesellschaft von Offizieren bei einem gemein-
samen Mahle versammelt.

Als man die Gesundheit des Gouverneurs anbrachte, weigerte sich ein
älterer Hauptmann, dieselbe mitzutrinken, weil er von denselben zurück-
gekehrt werde und er ihm dabei nicht freundlich gesinnt sei. Oberhäupter
gibt es überall. Ein solcher ritt zur Stunde, da das Gastmahl vorüber
war, zu Daendels und hinterbringt ihm das Vorkommnis. Am anderen
Tage ladet der Gouverneur den Hauptmann zur Tafel und er muß der
Einladung selbstverständlich Folge leisten. Gegen das Ende der Tafel
beingt der Adjutant des Marshalls dessen Gesundheit aus. Alle An-
wesenden erheben sich und stoßen an — nur der Hauptmann bleibt hart-
näckig sitzen und macht es wie tags zuvor. Vergeblich winken ihm seine
Freunde zu.

Er bleibt ruhig sitzen, als ginge das Gesundheitstrinken ihn nicht das
mindeste an. Da springt Daendels auf, zieht seine Pistole und ruft
ihm zu:

„Mit dieser Pistole hätte ich Euch erschossen, wenn Ihr feige genug
gewesen wäret, Eurer Überzeugung weichen zu werden. Ihr seid ein
Mann von Überzeugungs und Mut. Hier meine Hand! Ich erneure
Euch hiermit auf der Stelle vor Euren Kameraden zum Major!“

Als Entschädigung für diese Verluste ist es zu betrachten, daß die Unterhaltungsindustrie nach Überwindung untereinander derart große Bestellungen anmeldete, daß sogar neue Fabrikgebäude aufgeführt werden mußten, um ihnen gerecht werden zu können. Es handelte sich dabei um eine wirklich hervorragende Leistung des Laboratoriums, um den "Wachtraum", Unterhaltung und angenehme Zerstreuung". Die Unternehmer von Presse, Theater und Film verstanden es, ihre sehr ungünstig gewordene Marktsituation dadurch wieder einzumengen in Ordnung zu bringen, daß sie jedem Abonnenten einer Zeitung ebenso wie jedem Käufer eines Kino- oder Theaterbilletts eine Sonderpackung des sensationellen Wachtraums kostenlos zur Verfügung stellten. Wenn sich der Konsument ihrer Ware auch in Zukunft nicht richtig annahm, dann war es eben seine eigene Schuld, denn die neue Beigabe sollte unter Garantie jene Wirkung hervorufen, von denen böswillige Kritiker behaupteten, daß sie sich früher einmal ohne Einnahme von Medikamenten eingestellt hätten. Aber wie dem auch sei, fest steht, daß bald schon die Radiogesellschaften diesem klugen Beispiele folgten, indem sie nun ihre Kundchaft ebenfalls gratis mit einer weiteren Reizschöpfung des Traumfornas belieferten, und zwar mit der Sorte "Paradiesische Ruhe".

Jetzt wäre auch noch ein Wort über den Erfinder selbst zu sprechen. Leider kann man nicht melden, daß es ihm ebenso glücklich ergangen ist wie dem von ihm ins Leben gerufenen Trüß. Überdies kam er vor allem Verhandlungen und Diskutieren mit Behörden und Intellektuellen, mit Freund und Feind kaum mehr dazu, seinen eigentlichen Beruf auszuüben, also selbst zu erfinden, und wurde darüber alt, dick und müde. Und dem allen einmal ein Ende zu machen, erkannte er sich auf der 3. Jahresversammlung der Aktionäre zum Geniechef und ließ sich dann in Kalifornien eine Villa bauen, wie man sie sich prächtigere und komfortablere auch nicht für eine Doppelpackung "Das Heim, das sich jedermann wünscht" träumen lassen konnte. Im übrigen gewährt ihm eine Spezialsorte seines Traumpulvers, die nur für ihn persönlich hergestellt wurde, für den Rest seines Lebens die in der Wirklichkeit verloren gegangene Illusion eines zwar erfolgreichen, aber hoffnungslosen Schaffens am eigenen Werke.

Neu!

DEINE KAMERA**GEHT GELD VERDIENEN**

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertvolles Adressenmaterial, wo viele Ausstellungen bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den "Foto-Amateur":

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will. von Gerhard Hirth. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Hirth. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

**Redaktionelle Notiz:**

Wir werden von der Witwe des Künstlers darauf aufmerksam gemacht, daß das in Nr. 21/1935 der „Jugend“ zum Abdruck gebrachte Bild „Geschwister“ nicht von Hans Thoma, sondern von Professor Otto Greiner-Rom stammt.

Mutterliebe

Freundin: „Dein Mann hat ja einen ganz fürchterlichen Schnupfen! Ich verstehe nicht, daß du den Arzt nicht kommen läßt.“

Junge Mutter: „Ach, ich möchte noch bis morgen warten. Baby hat immer so viel Spaß dran, wenn er niest.“

Unbekannt

Lehrer: „Jemand hinterließ ein Testament, worin er seinen drei Söhnen 250.000 Mark vermacht, die so geteilt werden sollten, daß der älteste doppelt soviel bekam wie jeder der beiden anderen. Wieviel hat jeder bekommen?“

Schüler: „Ich weiß nicht, ich kenne die Leute nicht.“

Mißverständnis

„Ja“, meinte der Arzt als er den schwächlichen Mann eingehend untersucht hatte, „Ihre ständigen Beschwerden rühren, wie die medizinische Wissenschaft der letzten Jahre festgelegt hat, von einer jähren, hartnäckigen und böseartigen Mitröse her...“ Da unterbrach ihn der Patient ängstlich-bewundernd: „Pst, pst, Herr Doktor, meine Frau sitzt ja daneben im Wartezimmer!“



Gratulantinnen

Erwin v. Kreibitz

In Verlegenheit

Erich Wilke



„Bittschön, wo gehts denn hier zum Ammersee?“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 34



Die Schwestern

Leo Putz

Zu einer Toccata mit Fuge von Bach

Von Hermann Hesse

Urschweigen starrt... Es waltet Finsternis...
Da bricht ein Strahl aus zackigem Wolkenrill,
Greift Weltentiefen aus dem blinden Nichtsein,
Baut Räume auf, durchschreibt mit Licht die Nacht,
Läßt Grat und Gipfel ahnen, Hang und Schacht,
Läßt Lüfte locker blau, läßt Erde dicht sein.

Es spaltet schöpferisch zu Tat und Krieg
Der Strahl entzwei das Dunkle, keimend Trachtige:
Aufglänzt entzündet die erschrockne Welt;
Es wandelt sich, wohin die Lichtsaat fällt,
Es ordnet sich und tönt die Prachtige
Dem Leben Lob, dem Schöpfer Lichte Sieg.

Und weiter schwingt sich, gottwärts rückbezogen,
Und drängt durch aller Kreatur Getriebe
Dem Vater Geiste zu der große Drang,
Er wird zu Tat und Wort, zu Sprache, Bild, Gesang,
Wölbt Bau um Bau zu Domes Siegesbogen,
Ist Trieb und Geist, ist Kampf und Glück, ist Liebe.

FEUER IM DORF

Eine Thüringer Dorfgeschichte

VON TONI SCHWABE

Die festgestemmte Glocke in der Stadtmühle riß heute den ganzen Tag an. Die Mühle war gleichzeitig Bäckerei und die Mäller, der diese beiden Geschäfte betrieb, galt für blödsinnig reich und reichlich blödsinnig.

„Hau Sie noch frische Einnahmen? Der Herrchen?“

„Ich hätte gern drei Amerikaner!“

„Nassen Kuchen gibts heute wohl nicht?“

Das war der anständige Anlaß, hier ins Haus zu kommen.

Und dann hab das eigentliche Gespräch an:

„Mer darf Ihnen wohl gratulieren, Herr Heidenreich? Mer hat so was gehört, wie Sie Ihr Glück gemacht haben!“ Der Müller steckte die Hände in die Taschen und grinste.

„Na ja — so ä bisshen haben wir ja nun unser Schäfchen ins Trockne gebracht. Meine Frau spricht heute früh vor mich: „Heim“

spricht sie, is haben mir aber genug an satt. Mehr is nich nötig.“

Bei uns, da wächst ja das Geld wie Heu“, spricht sie.

Sprech ich: „Bist du vielleicht nährlich geworden, meine Güte?“

Ich wollte mich nur so ä bisshen orientieren.

Spricht sie: „Na hast denn du noch nich in die Gewinnliste gemerkt?“

Na, da sin mir doch mit en Haupttreffer rausgekommen.“

„Na ja — un ich sag Eies doch — meine Alte hatte recht!“

„Co äh Glück, Herr Heidenreich! Na, ich gratuliere auch vielmals.“

Un was machen Sie denn nun mit dem vielen Gede?“

„Das is es ja eben — mich schwelt's, wenn ich nur daran denke! Das gibt wider nur Arbeit, wenn mer das soll anlegen!“

„Das beste Ge bauen sich en Heischen!“

„En Heischen? Aber mer han doch schon ä Haus.“

„Ich meinte so eine Privatvilla.“

„Hä?“

„Privatvilla sprech ich. Un geben hier den Kram in andre Hände.“

„Ja, was soll ich denn dann mache — den ganzen Tag?“

„Kartoffeln baun, Herr Heidenreich, das wird Ihnen glück!“

„Kartoffeln? Warum Kartoffeln?“

„Er aßte dumm, und die Leute im Laden fingen alle an zu kühnen und verhalten herauszuplagen.“

Jeder, außer Herr Müller selbst, verstand die Anspielung auf das Sprichwort vom dümmsten Bauern, der die größten Kartoffeln hat.

Herr Heidenreich baute sich ein „Heischen“, eine Privatvilla. Ein anderer Müller zog in die Mühle, und Herr Heidenreich konnte ihn vom Fenster seines Erkerzimmers zusehen, was alles er den Tag über vornahm. Es waren seine eigenen bisherigen Betätigungen. Nüchlich verfolgte er sie aus der Ferne. Er hatte sich etwa einen Fernstecher zu seinen Zweck angeschafft.

In den Garten wurde ungeheuer viel Dünger eingegraben, und alles, was Herr Heidenreich pflanzte, gedieh. Die Kinder gingen lästern am Gartengraben vorbei und spähten nach den schönen Erdbeeren und den Früchten an Laub.

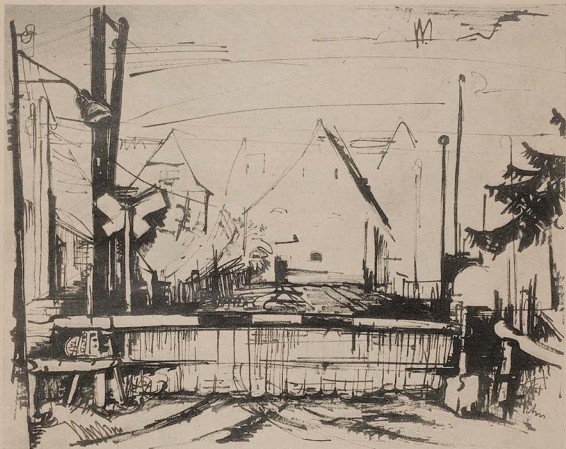
„Willst eine Erdbeere“, sagte Herr Heidenreich und hielt eine große dicke Frucht am Etzel hoch.

„Jee“, sagten die Kinder mit glänzenden Augen.

„Das kennt ich mer denke!“, sagte Herr Heidenreich.

Und „schwapp“, da hatte er die Erdbeere selbst verzehrt. Nur um einen Spatz mit den Kindern zu machen, und weil er sich langweilte kam er eben auf Espäße.

Es war ein heißer Sommertag und die Gewitterwolken türmten sich mit gelbbraunen Rändern immer wieder zusammen, um dann vor einem leichten Wind immer wieder zu zerfließen.



Bahnübergang

R. H. Nachbauer

„Heiß ist!“, sagte Herr Heidenreich. Er hatte das schon zwanzig oder auch fünfzigmal gesagt, antwortete seine Frau jedesmal.

„Hm! Ist auch wohl!“, antwortete seine Frau jedesmal.

Sie saßen in ihrer Villa.

„Wie wäre denn, Mänschen, wir machten einmal näher nach Wasdorf? Hier unsere Bratwürste dort beim Herrn Fleischermeister Gäulein, der isst die Bratwürste drüben hat?“, „Leichte kommt mir das einmal!“

Plötzlich sagte er: „Wärsie was, Mänschen? Zuviel Glücke is auch nich gut! Da gerät mir in die Langeweile!“

„Ich kams auch bald nich mehr abhalten!“, meinte sie.

Dann machten sie sich fertig für Wasdorf.

Die Kinder spielten im kühlen Fluß — vom Baumeister „Diele“ gehen siehen.

„Wellern mit, ihr gute Beiden?“

„Dah — ne!“, sagten die Zwillinge. — Da langweilen wir uns nur!“

„Eigentlich haben unsere Zwillinge recht!“, sagte der Müller. Er sah wohlwollend auf ihre runden Köpfe, von denen die Ohren wie Henkel abstanden und die Pausbacken aus von rückwärts noch zu sehen waren.

„Na da fromm, Mä!“, forderte er dann seine Frau auf. Aber als die sich bei ihm einhaken wollte, wehrte er ab: „Bloß keine Wippen! Das wäre mir zu warm!“

Da trottete sie gehorsam nebenher. Einen Brutel hatte sie mit für alle Fälle. Man weiß nie...

Der Weg erst zwischen den Häusern der Königsreue Straße und dann zwischen Feldern war unendlich schön.

Der Müller zog immer wieder das große Taschentuch und trocknete sich ab. Die Frau schwigte nur so resigniert vor sich hin, ohne abzutrocknen. Sie roch wie ein Markise. Die Straße war weiß. Aufreizend weiß und staubig. Aus dem letzten Bau von gelben Wolken grollte es.

Vor Ausbruch des Gewitters waren sie in Wasdorf.

Dort gab es Bratwürste, für die Herr Gäulein schon immer berühmt war, denn er verstand die seltene Kunst des richtigen Würzens. In den delikaten Bratwürsten tranken sie helles Wasdorf.

Die Hitze hatte durstig gemacht, die Bratwürste hielten den Durst dauernd wach. Heidenreich machten es wie die alten Deutschen, die „immer noch Eins“ tranken.

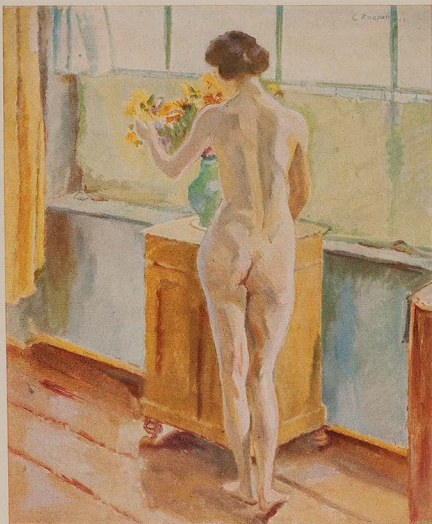
Die Linden im Biergarten dufteten und warfen ihre Blüten über den Tisch.

Da kamen schwere, plätschende Regentropfen einzeln — dann schneller. Dazu murrendes, gurrendes Rollen. Das Gewitter war ausgebrochen. Heidenreich mußten in den Saal flüchten. Fenster und Türen wurden geschlossen. Man schwigte von innen, und draußen tobte das Gewitter in unbändigen Übermaß. Blitz und Donner fielen zugleich. Ab und zu neben dem peitschenden Rausen des Regens und dem Gebüll des Donners das hellstimmende Geknatter des Einschlagens.

„Das — kam aus unserer Gegend!“, sagte Herr Heidenreich bei einem wahrhaftigen Blitz, der wie eine Traufe aus Feuer vom Himmel zur Erde schloß.

„Das hat eingeschlagen! Aber fest!“, sagte Herr Gäulein.

„Das war bei uns!“, sagte Frau Heidenreich und stand drehend auf.



Akt mit Blumen

C. Knapen

„Unfinn! Mutter! Seß dich wider, das war nicht bei uns! Mir ham Glücke!“, beruhigte sie der Müller.

„Ich denk auch immer so“, sagte Frau Gäulein, „wenn irgend was Straußliches los ist — gleich muß ich denken: das ist bei uns! Ich habe überhaupt so eine Phantasie! Den wegen meiner Phantasie, da hätte ich Dichterin werden können!“

Zum Beispiel, wenn ich so allein hinten Ladentisch gestanden habe, dann mußte ich mir vorstellen — da kommt auf einmal einer rein, und ich bin alleine, und der hypnotisiert mich. Der starrt mich immer an mit solchen Augen — und dann geht er an die Ladentasse — und ich kann mich nicht rühren. Weil ich doch hypnotisiert bin. Und dann nimmt er alles Geld heraus und ich muß es zulassen!“

„Na mal!“, sagt Herr Gäulein, ich glaube wirklich, ich habe eine Dichterin als Frau!“

Frau Gäulein wurde rot und lachte. Dabei bekam sie hübsche Grübelchen in die Backen.

„Da hinten hab ich auch ein Glöckli gemacht!“, murmelte sie und wies mit dem Daumen hinter sich nach den Toiletten.

„Ei lieber gar! Na was denn da?“, fragte Herr Heidenreich angetzt.

„Na — wie man sich da verhalten soll, das hab ich so ä bißchen in Verse gebracht!“

Drei beugen in Gelächter aus. — Die vierte lachte nicht mit. Sie saß steil aufgerichtet und hatte einen völlig abwesenden Blick.

„Na — was ist mit dir los meine Alte?“ sagte Herr Heidenreich.

„Ich will nach Hause! Komm, Heini, mer machen is hämm!“ sagte sie.

„Warum? Es regnet doch noch!“

„Aber mir is so was — mir is so komisch — ich mechte hämm!“

Sie machten sich auf den Weg. Von Wagdorf herunter ist es gut eine halbe Stunde zu gehen. Je mehr sie nach Hause kamen, desto aufdringlicher begegnete ihnen Brandgeruch.

„Da hats eingeschlagen un hat gebrannt!“, sagte der Müller.

„Nu eben!“, sagte die Frau — „das is es ja!“

„Was redst denn du, Mäuschen!“

„Das hat bei uns eingeschlagen!“, sagte sie.

Dort um die Wende mußte man hinunter sehen können zu ihrem Haus. Sie liefen beide, stummen — atemlos —

Jetzt hatte die Angst auch den Mann gepackt.

Da — jetzt haben sie das Haus —! Aus dem Dachstuhl schwebte Rauch. Unendlich konnte man auch den Wasserstrahl erkennen, den die kleine, schwarz wärmelnde Wölbmannschaft von unten her auf den Dachstuhl gerichtet hielt. Der Dachstuhl selbst war halb eingestürzt. Da mußte man wohl recht spät erst auf den Brand aufmerksam geworden sein.

„Die Kinder!“, gluckte es unterdrückt aus Frau Hedenerichs heraus. „Die Kinder!“, blökte ängstlich der Müller nach.

Sie rammten beide vertekend auf ihr Haus zu. Viele Leute standen drum herum. Alle die, die früher Amerikaner und Herienden bei ihnen gekauft hatten. Sie fragten nichts, sie jagten nichts, sie wichen nur ängstlich zurück, wie Wellen, die vom Strand abgleiten. Nun war das Ehepaar angekommen. Hilflos sah sich der Müller um, verlor die Frau. Keiner sprach sie an. Und sie fragten keinen.

Näher konnten sie nicht heran ans Haus. Die Wölbmannschaft schloß eine Kette gegen die Brandstelle.

Eine lange schwankende Feuerleiter lehnte am Dachstuhl. Vorsichtig erklimmte sie ein Feuerwehmann. Er hatte eine Rauchmaske um, und Wasserstrahlen begleiteten seinen Weg. Er verschwand durch das Fenster. Ein tödliches Warten lag auf allen Gesichtern.

Die Müllersleute wußten, worauf man wartete.

Da war kein Sprechen nötig.

Und nach dieser reglosen Pause, in der keiner der Anwesenden ein Glied gerührt hatte, erschien mit langsamem, schweren Bewegungen der Feuerwehmann wieder im Fenster. Er trug etwas über die Schulter gelegt.

Die Wassererschlände richteten einmütig ihren Strahl auf den Mann und seine Last.

Unten wurde das Sprunggloch ausgebreitet.

Da warf der Mann seine Last hinab, die er nicht mehr halten konnte, denn sie glühte und sengte ihn.

Es war der Eine der beiden Zwillinge.

Die Kinder waren bei der Schwitterschwüle eingeklappt. Sie lagen zusammen eben in ihrer Dachstube, als der Witz nebenan in den Bodenraum einschlug. Auf dem Boden waren brennbare Stoffe aufgespeichert, wohl auch etwas Heu. Die Kinder wachten trotz des schmetternden Donners nicht auf. Schlafend waren sie vom eindringenden Rauch erfüllt, noch ehe die Flamme sie ergriß.

SIEG DER SCHÜCHTERNHEIT

Von Wilhelm Woldin

Als das Schicksal den ersten entscheidenden Angriff auf Mr. Herbert Magwells Minderwertigkeitskomplex unternahm — das gigantische Exemplar dieser Gattung, das ein sonst passibler, sommerprofiger, junger Mann von fünfzigjährig Jahren je mit sich durchs Leben schleppte, handelte es schnell und schmerzlos wie ein guter Zahnarzt bei einer Extraktion. Was um so anerkannter ist, wenn man bedenkt, daß es hierbei keine besseren Hilfsmittel zur Verfügung hatte als eine Boje, ein Segelboot und den Atlantischen Ozean.

Auf der Boje saß Mr. Herbert Magwell, in muskelt Betrachungen über seinen Minderwertigkeitskomplex vertieft.

In dem Segelboot saß ein junges Mädchen, das nicht minder muskelt Betrachtungen über die Vermeidbarkeit von Zusammenstoßen zwischen Segelbooten und Bojen anstellte.

Das Resultat dieses negativen Denkprozesses zweier junger Leute war, daß wenige Sekunden später der Atlantische Ozean mit einer mächtigen Geyserfontäne über Mr. Herbert Magwell aufschien. In nächsten Augenblick fühlte dieser schüchterne junge Mann ein strapandendes Ervosen neben sich, padte es geistesgegenwärtig, und als er wieder aufschwamm, hielt er das schönste Mädchen der Welt in den Armen.

„Betrübe!“ sagte das schönste Mädchen der Welt und nahm Mr. Magwell neugierig in Augenschein. „Kommen Sie sich jetzt nicht über die Held einer Kurzgeschichte in einem Magazin vor?“

Nun ist es ein Naturgesetz, daß alle jungen Männer irgendwann einmal das schönste Mädchen der Welt in ihren Armen halten und wir können nicht umhin, die Weisheit eines Schicksals zu bewundern, das Mr. Magwell am Anfang beschied hatte, was anderen erst am Ende einer langwierigen Prozedur zuteil wird.

Mr. Magwell war intelligent genug, um den unendlichen Vorteil seiner Lage zu erkennen. Aber ehe er etwas Passendes tun oder sagen konnte, trotz eifertig der Minderwertigkeitskomplex aus den Tiefen seiner Seele hervor und überzog sein Antlitz mit einer holden Bäte.

„Können Sie nicht schwimmen?“ sprach eine rauhe und unfreundliche fremde Stimme aus Mr. Magwells Mund.

Das schönste Mädchen der Welt sah Mr. Magwell an und machte keine Anstalten, sich aus einer Lage zu befreien, an der es Gefallen zu finden schien.

„Natürlich kann ich schwimmen“, sagte er lachend. „Sie hätten den klassischen Rechtsprung sehen sollen, mit dem ich aus dem Boot herausstieg, als die Boje rammte!“

„Wenn Sie schwimmen können, dann wollen Sie bitte freundlich... oh... schwimmen“, stammelte die fremde, unfreundliche Stimme aus Mr. Magwells Mund. „Ich wünsche Sie keinesfalls aufzuhalten.“

„D!“ sagte das Mädchen verwundert. „Sie sind aber ein merkwürdiger Fisch!“ Und mit einem aalartigen Ruck entglitt es Mr. Magwells Armen und schwamm mit langausgedehnten Gliedern auf das Segelboot zu, das herrenlos aus dem Wind trieb. Elastisch schwang es sich an Bord, eractif energisch das Steuer und gleich darauf schoß der Segler grazios im offene Meer hinaus, Mr. Magwell im selbstzerstörenden Kampf mit seinem Minderwertigkeitskomplex zurücklassend.

Von diesem Augenblick an war es um Mr. Magwells Seelenruhe geschehen. Wohl hatte er seine extreme Schüchternheit schon immer

als störend empfunden, aber er hatte sich im Laufe der Zeit an sie gewöhnt, wie man sich an die Einrichtung eines möblierten Zimmers gewöhnt, um sie schließlich geradezu als lieb und vertraut zu empfinden. Aber das war zu viel! Nir, nie wieder würde ihm das Schicksal die unerschöpflich Gefälligkeit erweisen, ihm ein Mädchen direkt in die Arme zu werfen, noch dazu am Meer, fern von störenden Beobachtern. Und eine andere Möglichkeit, mit dem schönen Geschlecht in Beziehungen zu treten, gab es für Magwell in Anbetracht seiner massigen Schüchternheit überhaupt nicht! Jahrzehntlang konnte er künftighin auf Bojen herumreisen, ohne daß sich etwas Derartiges wieder ereignen würde. Einmal in zehn Jahren geschah es vielleicht auf der ganzen Welt, daß ein wunderbares junges Mädchen eine Boje rammte, auf der ein junger Mann saß, und ausgerechnet in dessen Arme fiel. Das nächste Mal war dieses einzigartige Ereignis wahrscheinlich auf einen ganz anderen Teil der Erde fälltig... vielleicht in der Südsee, dachte Mr. Magwell verzweifelt.

Geküht und liebeskraft schlich er in den nächsten Tagen in Castelflacco-See herum. Dreimal sah er das Mädchen am Strand, aber so oft er es begegnete, flüsterete ihm sein Minderwertigkeitskomplex zu, daß es Aufdringlichkeit sei, sich ihr ohne Aufforderung zu nähern, und seine Bäge nahmen unwillkürlich einen Ausdruck abweisender Gleichgültigkeit an. Dabei wußte Mr. Magwell genau, daß er in entscheidenden Momenten seinen Mann stellen würde. Ereignisse, bei denen es sich ereignete, ob ein Mann ein Mann ist, waren notwendig, um Mr. Magwells verborgene Kühnheit und Geistesgegenwärtigkeit zutage zu

(Fortsetzung S. 536)



Altmühltal

C. O. Müller

Ernte

Von Josef Marx

Schwül ist die Luft. Die Schwalbe fliegt
Dicht an den Boden hingeduckt.
Im Winde stäubt das Feld. Schon zuckt
Ein roter Blig. Und draußen liegt
Die Ernte.

Da spannt das Volk sich ein und wirkt
Zusammen ohne Unterschied,
Herr gilt wie Knecht. Ein jeder zieht,
Kämpft männiglich sich durch und birgt
Die Ernte.

Das Wetter schießt mit Schlossen los. —
Der Brand fällt in ein nacktes Land.
Doch sieh, im sichern Unterstand,
Wallt wie noch nie so riesengroß
Die Ernte.

Milder Sommer

Von Heinz Rusch

Es hüllt Ermatten schon das Auge ein.
Doch angetastet biegt sich Zweig um Zweig,
Die Luft des Sommers, mild und segensreich,
Hat den Geruch von Brot und süßem Wein.

Das Sonnenlicht entschläft im Blau.
Wie Laubgewölke der Schatten gute Stunde
Fällt und erweckt den Atem meinem Munde.
Die Lippen schmecken Wasser, Lied und Tau.

So geht der Tag und trägt das stille Joch
Und hat das Lächeln der Minuten noch
In das Gefäß des Abends eingefüllt.

Und dies ist viel: daß alles nicht vergeht,
Wenn schon der Traum den Schläfer überweht,
Im Heu der Wiesen, mütterlich und mild.

Das wachsende Brot

Von Heinrich Schmidt

Die Frau eines Tagelöhners erwartete ihr erstes Kindlein. „Ach“, sprach sie zu ihrem Mann, „wie sind arm, und unser tägliches Brot ist schmal, werden wir das Kindlein auch ernähren können?“

Als das Erstgeborene aber in der Wiege lag, hatten es die Eltern so lieb, daß sie ihre Kraft wachsen fühlten. Und siehe da, es wuchs auch das Brot unter ihren Händen sichtbar um ein Teil.

Und wieder erwartete die Frau ein Kindlein und sorgte sich ob ihrer Armut. Da sie aber das Neugeborene beglückt in den Armen hielt, wollte sie es nimmer müssen, und die Liebe der Eltern war so groß, daß sich das Brot unter ihren Händen abermals um ein Teil mehrte.

Und gleiches geschah auch beim dritten Kinde.

„Ist's nicht ein Wunder“, sprach die Frau, „anfanglich glaubten wir kaum ein Kind ernähren zu können. Leben jetzt nicht ihrer drei und sind wehlauf?“

Als sie nun zum viertenmal mit einem Kinde ging, weinte sie und sagte: „Was soll nun werden, reicht unser Brot doch nur, um drei Mäulchen zu sättigen.“

Kam aber, daß das Kind den ersten Ehre getan, wußten sich die Eltern nicht zu fassen vor Freude, und das Brot wuchs zum vierten Male unter ihren Händen um ein Teil.

Und alle wurden groß und nie mangelte es an dem Notwendigsten.

„Wie ist das Wunder nur zu deuten?“ fragten sich staunend die Eltern. Doch wie sie auch dachten, sie konnten das Geheimnis ihrer Liebe nicht in Worte fassen, obwohl ihre Herzen davon überfließen.

Zwei Histröchen

Eine peinliche Antwort

Als der Dichter Gleim (1719–1803) einmal bei dem Demodokant von Spiegel zu einer Tischgesellschaft geladen war, wurde über ein Porträt gesprochen, das er gerade von sich und seinem Freunde, dem Philosophen Jacobi, machen ließ. Ein anwesender Offizier fragte: „Gewiß lassen Sie sich in Lebensgröße malen?“ — „Nein“, antwortete Gleim. „Das ist für die Ritter, damit man ihre Poren sieht. Bei uns ist der Kopf die Hauptsache.“ W.

Eine piffige Revanche

Friedrich der Große schenkte in einer scherzhaften Laune seinem Oberstallmeister Schwerin eine Tabakdose, auf deren Deckel ein Affe gemalt war. Schwerin ließ dieses Bild entfernen und von einem minderbegabten Künstler in die Umrahmung das Porträt seines Königs malen. Bei einer Lafelrunde spielte er so auffällig mit dieser Dose, daß Friedrichs Blick darauf fallen mußte. Freulich sagte er: „Die Dose scheint ihm ja gut zu gefallen!“ Schwerin antwortete: „Alles aus den Händen Eurer Majestät ist mir teuer. Diese Dose um so mehr, als sie das Bild dessen trägt, den vor allem mein Herz verehrt.“ Der ahnungslose König war sprachlos über diese „Freiheit“ und streckte die Hand nach der Dose aus, um dann gleich in lautes Lachen auszubrechen. „Ein feiner Einfall!“ sagte er. „Er macht ihm alle Ehre! Aber das Porträt taugt nichts. Hier haben Sie ein besseres!“ Damit überreichte er ihm seine eigene mit Brillanten besetzte Lieblingsdose. W.



Landschaft

A. Seidl



Schleppschiffe am Donaukanal

H. Mayrhofer-Passau

fördern. Aber es war sinnlos, darauf zu warten, daß ein Mädchen in Capelisse-on-Sea in eine dramatische Situation mit Räubern, Bränden, oder gar einer Epidemie verwickelt wurde. So mußte Mr. Maywell nach für ihn wirklichen komplizierten Mitteln suchen.

Das komplizierteste von allen war gewiss, dem Mädchen am Strand „Guten Morgen!“ zu sagen und ein Gespräch zu beginnen. Lieber hätte sich Mr. Maywell, bloß mit einem Federmesser bewaffnet, in einen geistlichen Kampf mit zwei Wöwen, einer Brillenschlange und einem Alligator einlassen. Weniger kompliziert war es schon, sich ein Segelboot zu mieten und auf eine zufällige Begegnung am Meer zu hoffen. Mr. Maywell wählte diesen letzten Weg und nach acht Tagen geduldigen Kreuzens verlor sich glücklich ein ins Wasser hängendes Lau in den Anker des Bootes, mit dem das Mädchen nicht minder unermüdlich die engere Umgebung des Atlantischen Ozeans um Capelisse-on-Sea durchsegelte.

„Hallo!“ rief das Mädchen, das Lau ergreifend und heftig an ihn zerkend. „Sind Sie nicht der Jüngling, den ich vorige Woche verlobt habe?“

„Allerdings“, stammelte Mr. Maywell mit trockener Kehle. „Wenn Sie meinen, daß Sie mich meinen...“

Eine Pause entstand, während der die Boote langsam auseinandertrieben. Mr. Maywell merkte, daß der Blick des Mädchens nicht ohne Interesse auf ihm ruhte. Er erstarrte und schluckte gewaltsam. Er fühlte, daß es nun bloß an ihm lag, das Gespräch geschickt weiterzuführen. Aber in diesem Augenblick mißfiel sich der Minderwertigkeitskomplex in die Konversation und riß sie brutal an sich.

„Haben Sie schon lebende Schildkröten gesehen?“ fragte der Minderwertigkeitskomplex völlig uninteressiert durch das Medium von Mr. Maywells Mundhöhle.

„Was sagten Sie da?“ rief das Mädchen empört.

„Ich habe gefragt, ob Sie schon eine Schildkröte gesehen haben.“

„Nein“, sagte das Mädchen, drehte das Steuer nach Backbord und schoß in die gläserne See hinaus.

Mr. Maywells Verzweiflung kannte keine Grenzen. Zwei Tage zeigte er sich nicht in der Nähe des Meeres. Erst am dritten Tag entschloß er sich und faßte den schwersten Entschluß seines Lebens: er begab sich auf den Strand und ging heldenhafte durch ein Spalier neugieriger Blicke auf das Mädchen zu.

„Guten Morgen!“ sagte er. „Heute scheint die Sonne aber prächtig.“

Das Mädchen maß ihn mit einem kühlen Blick.

„Was hätten Sie eigentlich gefragt, wenn es gehagelt hätte?“ fragte er interessiert.

„Ich denke, ich hätte gesagt: Es hagelt!“ stammelte Mr. Maywell errötend.

„Das habe ich mir gedacht“, sagte das Mädchen und ließ ihn stehen.

Zwei unzusammenhängende Dinge fielen Mr. Maywell in dieser Nacht ein. Einmal, daß seine Freunde ihn immer verflucht hätten: „Du wirst nie eine Frau bekommen, wenn du deine Schüchternheit nicht los wirst!“ — was ihm bisher ziemlich egal gewesen war. Und dann dachte er an jenen großen Redner des Altertums, der gleich ihm ein schüchterner Charakter gewesen war und, im Vertrauen auf seine Verjüngung, mit Steinen im Munde lange Reden an das Meer gehalten hatte, um sich für seine künftige Laufbahn zu trainieren. Warum nicht das Rezept des Demosthenes probieren? dachte Mr. Maywell. Alle Hausmittel nützen häufig mehr als die modernsten Verfahren...

So kam es, daß Mr. Maywell am nächsten Tag weiter als sonst in die Bucht hinauskreuzte. Einige Möven, die neugierig kreischend sein Boot umkreisten, störten ihn bei seinem Vorhaben. Um sich vor ihnen — wie es ihm schien — ironisch fragenden Blicken zu schützen, legte er sich auf den Rücken ins Cockpit und sah in den strahlenden Himmel empor, den einzigen Zeugen des großen Experimentes. Nächste war um ihn, als das flimmernde Blau des Himmels und das rhythmische Pochen der Wellen an die Bordwände. So welstern und friedvoll war es hier draußen am Meer, daß sich wie durch Magie Mr. Maywells Jangse löste, und ein Streifen lang verhaltener Rede ungeschmeint aus seiner Brust hervorbrach.

„Ich liebe Sie!“ sprach Mr. Maywell in den Vorn des Himmels hinein und seine Stimme wurde immer lauter und zuverlässiger. „Ich liebe Sie, seit ich Sie das erste Mal sah. Sie werden das wahrscheinlich nicht bemerkt haben. Ich mache den Eindruck eines arroganten, eitelhaften Kerls, der von niemand Notiz nimmt. Ich weiß das genau. Aber ich bin in Wirklichkeit nicht so. Ich bin nur schüchtern. Schüchterne Leute sind immer arrogant. Ich weiß nicht, woher das kommt. Ich liebe Sie.“

Aufatmend hielt Mr. Maywell inne. Eine Möve flog dicht über ihn hinweg. Das Meer pochte gegen die Bordwand. Und plötzlich sagte eine Stimme irgendwo vom Atlantischen Ozean her:

„Und ich liebe Sie! Aber ich bin auch schüchtern und wage es nicht, einen jungen Mann anzulächeln, wie das andere Mädchen tun. Ich sehe immer zurückhaltend und abweisend aus, ohne es zu wollen. Ich kenne die ganze Zeit am Meer herum, in der Hoffnung, ein Wort von Ihnen zu erhalten. Aber Sie werden das nicht bemerkt haben.“

Ein Augenblick blieb Mr. Maywell völlig erstarrt in seinem Boot liegen. Dann sprach er wie von einer Tarantel gestochen auf und lugte über die Bordwand. Wenige Meter von ihm entfernt trieb ein gewisses Segelboot auf den Wellen und in ihm lag das schönste Mädchen der Welt. Es war ein anderes schönes Mädchen der Welt. Es ist ein weisses Naturgeschick, daß junge Männer immer und immer wieder dem schönsten Mädchen der Welt begegnen, auch wenn sie gerade bei einem anderen schönsten Mädchen der Welt kein Blick gewahrt haben.

„Gütiger Himmel!“ stammelte Mr. Maywell, eine furchtbare Verjüngung niederkämpfend. Das schönste Mädchen der Welt — ein zartes Geschöpf mit vertrautem, weißem blauen Augen — zu fragen, ob es schon einmal einen Zintensisch gesehen habe. „Wie heißen Sie?“

„Dorothy“, sagte das Mädchen errötend. „Und ich heiße Herbert“, sagte Mr. Maywell, gleichfalls errötend.

„Herbert ist mein Lieblingenamel!“ sagte das Mädchen, noch mehr errotend.

„Und Dorothy ist mein Lieblingenamel!“ sagte Mr. Maynell und wurde kreborot...

Mrs. Dorothy Maynell hat später oft ihren vertrauten Freundinnen erzählt, wie taktvoll und mutig ihr Mann um sie geworben habe. „Herbert ist gar nicht so schüchtern als er aussieht“, pflegte sie dann zu sagen. „Ihr hättet ihn reden hören sollen, als wir uns am Meer kennenlernten in der Nacht von Castleiffen-Cay... und dabei hatte ich mich in dem Eggelboot geirrt und war so grenzenlos erschaut, als aus dem Boot Herbert auftauchte und nicht der rotbackige junge Mann, in den ich damals gerade verliebt war!“

Liebe Jugend

„Ihr seid beschuldigt, Herr Huberbauer, Euren Nachbar unter Schimpfworten in den Wald begleitet und ihn dann dort fürchtlich verbauden zu haben. Da seid Ihr entschieden zu weit gegangen!“

„Das stimmt, Herr Präsident, ich hätte ihn eigentlich schon vorher auf der Wiese durchprügeln können.“ F.S.

Das Essen

„Männchen, draussen steht ein Bettler. Soll ich ihm etwas zu essen geben?“

„Aber natürlich, dann kommt er wenigstens nicht wieder!“ F.S.

Schweizerkäse

Willly kommt mit vollständig durchschbertem Anzug nach Haus. „Aber Willly“, ruft die Mutter entsetzt, „wie siehst denn dein neuer Anzug aus?“

Willly (treuherzig): „Ja siehste, Mutter, wie haben Kaufmann gespielt und da war ich der Schweizerkäse!“ F.S.

Zu unmusikalisch

Dame (zur Hofe): „Zum Sie dem Walch den Beißkorb an! Ich will ein wenig singen.“ F.S.

Zerstreutheit

„Warum ist denn eigentlich die Verlobung des Professors zurückgegangen?“

„Ach, der hat seine Braut Rosen zum Geburtstag schicken wollen, hat aber dann vergessen, die Rosen in das Paket zu tun und nur die leere Schachtel gesandt mit der Aufschrift: „Dein Ebenbild!“

Vorsorglich

„Was schneidest du denn da aus der Zeitung?“

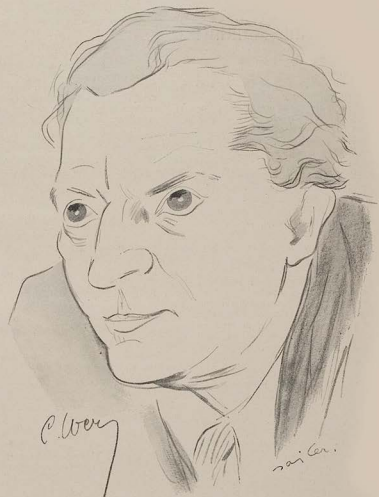
„Nur'n kleiner Bericht über einen Mann, der von seiner Frau geschieden wurde, nachdem sie seine Taschen durchsucht hatte.“

„Und was wolltest du damit anfangen?“

„Den Artikel steck ich in meine Tasche.“

Kleine Bemerkung

Die meisten Eltern, die ihren Kindern „Gut“ wünschen, wünschen ihnen nur Geld.



Der Schauspieler Carl Wery

A. Sailer

Phlegma

In einem Vorstadtbezirk Wiens. Es gab Schneefall, Lanvetter und Kälte. Das schönste Glatteis also.

Ein älterer (cholertischer) Passant tunkt am Gehsteig.

Ein Hausanwaiser schaut ihm interessiert zu: „Dreissens Cabina ne!“

Der Cholertiker: „Da kann man sich ja ein Bein brechen!“

„Geltens dös is a Glatteis!“

„Zum Teufel, ich hätte an Ihrer Stelle einen Besen genommen, den Schnee weggekehrt und Asche gestreut!“

Erdentragig und anerkennend der Hausmeister: „Es, Herr, um Cabina is schoad. Es wern a guata Hausanwaiser worden.“ h. sp.

Späte Erkenntnis

„Hat es Ihnen auf Ihrem letzten Posten gefallen, Mimma?“

„Evident ich bei Ihnen bin, beginnt es mir langsam, dort gefallen zu haben.“ F.S.

Botanik

Professor geht mit seinem Sohn im Park. Mustert dort und da.

Und erklärt.

Kommen an einem auffallend schönen Blumenbeet vorbei.

Lehrer der Pädagogie: „Siehst du, mein Junge, diese Blumen gehören der Familie der Campanula an!“

Knurren hinter ihm der tollische Parkwächter: „Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß wir die Blumen gestohlen haben?!“ h. sp.

Sie hat recht

Er (zu seiner Frau): „Hast du auch schon gehört, daß sich Eheleute im Lauf der Zeit immer ähnlicher werden?“

Sie (freudig): „Ja, schöner werden wir Frauen dabei nicht!“ F.S.

Splitter

Je reicher ein Land ist, um so mehr läuft seine Kunst Gefahr, Geschäft zu werden.

Der Zirkus kommt!

Am Dienstag Morgen verkündeten grellfarbene Plakate allen Bürgern Marivellers die Ankunft des Herrn Francesco Martellini und seiner weltberühmten Histruppe.

Schon am Donnerstag kamen von dem Vorgehen her, über den Col du Ventron, ein paar felsam große Wagen, ein Elefant und vier dunkelhäutige Affrikaner; sie hielten auf dem alten Egerzirkusplatz vor dem Dampfer Tor und warteten...

Zwei Stunden später ritt an der Spitze einer kleinen Kavalkade der weltberühmte Direktor Martellini persönlich durch die Stadt, um Mariveller und seine Bürger, alten Zirkusbrauch gemäß, durch eine feierliche Parade zu ehren...

In großer Gala, die Beuß voll glänzender Medaillen, saß er auf seinem Kappen-Wallach. Ihm folgte die Musik, dann der Elefant, darauf ein rundes Dutzend aufgespukter Pferde, dann die Schaar der Längerinnen und Kunsttänzer, auch zwei Bögen, ein Wagen mit selbstsamen Tieren, noch einige mit Federbüschen geschmückte Kutschkale, schließlich ein kleiner Esel, drei lärmende Clovons, und, auf einem Schimmel, die lange Pfütze in der Hand, der Doersfallmeister.

Seit Menschengedenken war kein Zirkus hier in die kleine abgelegene Stadt gekommen.

So war die Begrüßung allgemein!

Die Leutpe wanderte quer über den Marktplatz, wo sie Bürgermeister Morand, der sich natürlich schnell noch die blau-weiße rote Amtsgarbe umgebunden hatte, einen feierlichen Zuzug darbrachte, für den der Herr Maire mit gnädigem Rächeln huldvoll dankte.

Die Kinder jauchzten über die Spässe der Clovons, die Frauen bewunderten in verhaltener Neugier die kraftvollen Gestalten der Athleten und die Männer konnten sich nicht sattsehen an den so fremdartig gekleideten Tanzmädchen des Zirkus.

Der Herr Bürgermeister aber hatte sich auf den ersten Blick in Enrichetta, die Wörrbändigerin, verliebt.

Sie stand, im rosafarbenen Tricot, auf dem Podest des Raubtierwagens und lächelte ihn an...

Die feierliche Parade hatte kaum geendet, und das Zirkuszelt war noch nicht aufgebaut, als Monsieur Morand auf dem Platz erschien, um mit dem Herrn Direktor über die notwendigen Geschäfte zu verhandeln.

Er wurde herzlich empfangen — nicht von dem Herrn Direktor, sondern von seiner Tochter Enrichetta, die im Halbdunkel des Wagners noch weit bezaubernder wirkte als zu vor und dem verlichten Herrn Maire nun so gar einen Kuß auf ihren schmalen braunen Arm gestattete.

Dem Oberfallmeister Meitoe, der zugegen war, kniff böse die Augen zusammen und zählte unheimlich wie ein gereizter Jaguar.

Enrichetta schickte ihn hinaus zur Kasse mit dem Auftrag, dem Herrn Bürgermeister Morand für heute abend die Loge neben dem Stallgang zu reservieren...

Die geschäftlichen Angelegenheiten wurden infolgedessen nun rasch erledigt, der Zirkus bekam seinen Platz billig, und Monsieur Morand schied mit der Aussicht auf ein Rendezvous, abends, nach der Vorstellung, um elf Uhr, im dritten Wagen links, zweite Tür...

Die Gala/Cher-Lebhaftigkeitsvorstellung des Zirkus Francesco Martellini entsprach allen Erwartungen, auch denen des Herrn Direktors; denn der Zirkus war ausverkauft!

Zum Abschluß, nachdem die Frauen den Athleten und die Männer der Längerinnen genug zugelauscht hatten, ordnete sich der Zirkus wieder zur kleinen Parade: der Herr Bürgermeister empfing abermals das verheißende Rächeln der schönen Enrichetta und von dem eiferfüchtigen Herrn Oberfallmeister wieder einen bösen Blick, aus dem er sich aber nichts machte...

Dann begann Monsieur Morand einen kleinen Spaziergang um die Stadtmauer und stand pünktlich um elf Uhr vor der Wagenburg.

Er zählte: eins, zwei...

Halt! War er nicht gar von der falschen Seite gekommen?

Und was war hier denn überhaupt rechts oder links?

Monsieur Morand tastete sich im Dunkeln wieder zurück. Er stolperte über die Verpannung des Zeltes, er fiel hin. Es gab Lärm, und Herr Morand dachte einen Augenblick an seine vielen Lebensjahre und schaute sich nach seinem bequämligen, weichen Bett...

Da leuchtete ihm eine Windlampe jäh ins Gesicht! Der Doersfallmeister hielt sie in seinen Händen. Er fragte nicht, warum der Herr Bürgermeister von Mariveller nächstens um Zirkuswägen herumkrieche — er war vielmehr sehr höflich, half dem Herrn Maire auf

und wies ganz von allein in das Dunkel der Nacht:

„Numero 3, mon Maire, à gauche! voilà!“

„Numero 3!“ wiederholte er nochmals, lächelte nach seiner Art etwas spöttisch und verschwand faktvoll.

Und Morand ging hinüber.

Eins, zwei, drei...

Eine schnelle Zerrleiste führte in den Wagen. Morand kletterte sich vorsichtig empor. Er griff nach der Klinker, er öffnete leise...

Im Wagen war es warm, dunkel, ganz still...

Morand gedachte des Rächels, das Enrichetta ihm geschickt, er gedachte der Wärme, der jugendlichen Wärme ihres braunen Armes, ihres Körpers...

Er tappte voran, stand vor einer hölzernen Wand. Mithras suchte er nach der Klinker, drückte sie hinunter:

„Enrichetta? ma mignonne! Eh!“

Reifes Atmen antwortete ihm, Morand streckte die Hand vor, er griff in weiches, volles, glattes Haar...

Ein machvolles Gebrüll ließ plötzlich den Wagen erzittern! Ein Ungeheuer fauchte an Morand vorüber, fauchte mit einem Sprang ins Freie.

Morand ward zur Seite geschleudert, er fiel erst gegen die Tür, die mit einem Knall ins Schloß sprang, fiel zu Boden zwischen Stroh, fühlte Eisenklammern...

So viel der Herr Bürgermeister Morand sich auch mühte, die Staltüre von innen zu öffnen, so viel er rüttelte an den Gitterstäben, kein Mensch nahm sich seiner an.

Er hatte eine schlechte Nacht, und darüber konnten am nächsten Morgen ihn nicht die zärtlichsten Blicke, auch nicht ein Kuß der mitleidigen Rächetta hinwegtöten.

Monsieur Morand spürte sein Nischas im rechten Bein, er humpelte enttäuscht nach Hause...

Dort hatte sich schon herumgespröchen, daß wegen eines Versehens des Oberfallmeisters während der Nacht ein gewaltiger Löwe ausgebrochen war. Der Oberfallmeister sei wegen seiner Unzuverlässigkeit sofort entlassen worden, den Löwen jedoch habe man in der Zwischzeit schon wieder eingefangen:

Dank der Tapferkeit des Herrn Bürgermeisters, der persönlich diese Bestie ergreifen und in den Stall gebracht habe...

So erzählten die Einwohner Marivellers...

Der Herr Maire hatte also großes Unheil verhütet! Und es war nicht mehr als recht und billig, daß die Gemeinde aus ihrem Keller ein Käfigen 1921er auswählte, einen alten Rotwein der besten Loge, und Monsieur le Maire zum Geschenk machte.

Am Abend brachte ihm der Gesangsverein ein Ständchen. Und dann spielte der Herr Bürgermeister mit seiner Haushälterin Schachtopf, wie er das all die letzten fünfzehn Jahre schon getan hatte...

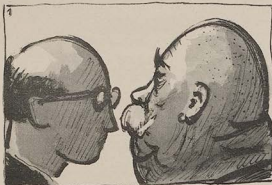


Holzchnitt

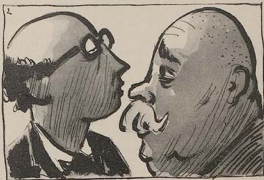
G. York

Kleines Gespräch

A. Leidl



„Was san Sie eigentlich von Beruf, Herr Kräher?“ — „Ich bin Musiker, Herr Dürschtel!“



„So? Ja, wo musizier'n S' denn da?“ — „Im Rundfunk, Herr Dürschtel!“



„Ah? Da hab i aber no' nia was von Ihnen g'hört!“ — „Hm...!“



„Heut' abend um sechs Uhr spiel' ich wieder!“ — „Um sechs? Da is's koa Wunder, daß i Eahna nôt hör'!“



„Aber wieso? Haben Sie um diese Zeit einen schlechten Empfang?“



„Dös nôt! Aber um diese Zeit hob i an guat'n Durscht!“

Gleiches Objekt

"Schaden, dein Auftrag: 'Unser Hund' ist Wert für Wert derselbe wie der von deinem Bruder!"

"Natürlich, Herr Lehrer, er ist ja auch über denselben Hund!" P. S.

Beim Arzt

"Er, also bis jetzt haben Sie täglich sechs Glas Bier getrunken? Da kann ich Ihnen jetzt nur noch die Hälfte erlauben!"

"Herr Doktor, ich glaube, ich habe doch mehr getrunken!"

Der Maßstab

"Mein neues Kostüm muß doch schieflich sein!"

"Weshalb?"

"Alle meine Freundinnen sagen, es wäre entzückend!"

Der Ärmste

"Echon zum zweitenmal in diesem Monat verlangen Sie Bierschüssel! Das geht doch nicht so weiter!"

"Herr Direktor, meine Frau braucht das Geld dringend."

"Darf man fragen, wozu?"

"Sie dürfen schon, Herr Direktor, aber ich nicht!"

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Enndikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Enndikat der einzigartige Brateldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich interessierten Leute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Zuviel verlangt

Stadtverordneter: „Ich komme zu Ihnen, Herr Lehmann, um Sie zu bitten, doch auch etwas für die Verbesserung unseres städtischen Friedhofes beizutragen.“

Herr Lehmann: „Ich? Ich habe doch schon drei Frauen da bestatten lassen!“

Im Zug

„Votte, welche Station hat eben der Schaffner angekündigt?“

„Gar keine! Er hat lediglich geniest!“

„Ach, dann kommt Hagging!“

Am Telefon

„Hier ist Professor Müller, wer dort?“

„Hier ist Kleier!“

„Kleier? Kenne ich nicht! Vielleicht heißen Sie doch anders!“

Ein großer Erfinder

Erster Nachschwärmer: „Nehst du den Mann da vor der Haustür stehen? Das ist Bessler.“

Zweiter Nachschwärmer: „Der berühmte Bessler? Diese traurige Gestalt?“

Erster: „Ja. Der Erfinder der automatischen Doppel-Rüttelauß-Schnellfeuerkanone, des kombinierten Elektro-Hydro-Dynamo, des...“

Zweiter: „Aber warum sieht er so bedämmert aus?“

Erster: „Schweig! Kann er keine Entschuldigungen für sein spätes Nachbaurückkommen finden, die glaubhaft klingen. Seine Frau ist ein Drache.“ Tit. Bils.

Familientrauer

„Nun, wann geht denn die Reise nach Capri los? Sie freuen sich gewiß schon auf die Blaue Grotte?“

„Wird leider nichts draus!“

„Aber warum denn nicht?“

„Meine Schwiegermutter ist gestorben. Nun besteht meine Frau darauf, daß wir in den Schwarzwald reisen.“

Bruchmann
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vortrefflichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergabe aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto. G. HIRTH VERLAG AG., München 2 NO — Herrnstraße 10



20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnstraße 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
KERNKUPF, P. 7 JANOWITZ SAMUEL-STR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Doppellicht-Lumimax

Vergrößerungs-Apparat.

Größere Licht-Intensität. Bessere Entfärbung durch aufklappbaren Reflektor.



Thayer
LUMIMAX
STERNBERGER

DRESDEN
Striesen: 589

Inserieren bringt Gewinn!

1935 / JUGEND Nr. 34

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bildliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Reichshand- und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zusätzlich Portoposten) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

Lesen des Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift. Halbjahrespreis 3 M.

Fischer-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandstuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zusätzlich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

ALS BLATT DER KUNST des Witzes und der Tugend ist auf der ganzen Welt BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesunden Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag. G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.



„Um Gottes willen, Elsbeth — ich glaube, es ist ein Mann im Hause!“
„Wirklich? Ach, wär' das schön!“

Doch zu ähnlich!

Ein Pariser Großkaufmann hatte bei M a n e t sein Porträt bestellt. Als das Bild fertig war, fand der Auftraggeber, es sei nicht ähnlich genug und er erklärte, er würde es nicht abnehmen. Manet schämte und beschloß, sich zu rächen. Er war bereit, auf die Abnahme des Bildes zu verzichten, wenn ihm der Kaufmann schriftlich dokumentierte, daß er nicht der Dargestellte sei. Die Abmahnung kam zustande. In der nächsten Ausstellung hing das Bild an einem hervorragend sichtbaren Platz mit der Unterschrift: „Bildnis eines alten Schiebers“. — Bereits am zweiten Tag war es von anonymen Eide angekauft worden, mit der Bedingung, daß es sofort aus der Ausstellung entfernt würde!
H. M.

Nichts für Esell

Der große Sprachforscher Wilhelm Grimm traf einst einen französischen Studenten, der schon drei Jahre lang in Deutschland lebte und trotzdem kaum ein deutsches Wort sprechen konnte. Grimm fand das unnatürlich und fragte den Studenten, ob er so sprachbegabt wäre. Der Franzose war sehr in seine Ehre gekränkt und erklärte während, er sei gar nicht unbegabt für Sprachen. „Aber ich habe keine Lust, die deutsche Sprache zu erlernen. Sie ist mir widerwärtig! Das ist eine Sprache für Pferde!“

„Sie haben vielleicht recht“, entgegnete Grimm mit überlegener Ruhe. „Und nun begreife ich auch, warum Esel sie nicht erlernen können!“

Die Empfehlung

Als Otto Erich Hartleben mit seinem Schauspiel „Nosenmontag“ seine großen Bühnenerfolge erlebte, kam eines Tages ein junger Schauspieler zu ihm und bat ihn um eine Empfehlung. Hartleben kannte die Talente des Musenfängers, der die Chagencelle eines Offiziersburschen im „Nosenmontag“ gespielt hatte, und gab ihm ein Schreiben folgenden Inhalts mit:

„Ich empfehle Ihnen den Schauspieler X. aufs wärmste. Er ist ein Mann mit Talenten. Er spielt Wilhelm Tell, Hamlet, Caesar, Offiziersburschen, Flöte und Billard. Billard spielt er am besten.“ —
A. e.

Ehe

Zeißt Bauer den Knauser.
„Ja, Knauserchen. Wie schlägt die Ehe an?“
„Prächtig!“
„Karla ist doch ein lieber Kerl?“
„Wieso Karla?“
„Du hast nicht Karla geheiratet?“
„Nein! Ich erfuhr, daß sie monatlich 300 Mark für die Schneidein ausgießt!“
„Na, und?“
„Da habe ich — die Schneidein geheiratet!“
h. sp.

Berufsberatung

Habe das das Abitur gemacht.
Will Medizin studieren.
Freut sich mächtig.
„Was ich alles lernen werde! Biologie, Psychologie, Physiologie...“
Brammt der alte Herr:
„Wie war's, wenn du mit Kochologie, Maßologie und Maßologie beginnen würdest?“
h. sp.

Abwechslung

Jörn geht durch eine Strafe.
Pöblich kriegt er eine Ladung Kirchentorne auf die Glaxe.
Jörn hebt empor:
„Gemeinheil! Werfen Sie immer die Kirchentorne auf die Strafe?“
Das Weib am Feuerbrett:
„Na, nur so lang, bis — die Jweisch n reif san!“
h. sp.

Nachbarn

Baum und Krach sind Nachbarn.
Eines Morgens reißt Baum an Krache Klingel:
„Haben Sie denn heute nacht nicht gehört, wie ich an der Wand geklopft habe?“
Meint Krach gültig:
„Nein, nicht die Spur; macht aber nichts bestes Krachbären, bei uns war auch eine lustige Gefell-schaf!“
h. sp.



Nürnberg-A.N.W. 1
Der Welt größte Photo-Specialhaus

Spiele...

Boguscharow ist das, was man einen Gläckspieler nennt. Wenn er die Karten in die Hand nimmt — gewinnt er auch schon. Beim Rennen aber — beim Rennen hat Boguscharow kein Glück. Beim Rennen verliert er — wie man zu sagen pflegt — seine Hofen.

„Wie kommt es“, fragte ihn unlängst ein Bekannter, „daß Sie beim Kartenspielen immer gewinnen und beim Rennen andauernd verlieren?“

Meint Boguscharow philosophisch:

„Bitte, mein Herr, ist sehr einfach... Pferdchen kann man nicht mischen!“
H. K. B.

Weinhändler

„Hat mein neuer Wein nicht eine herrliche Blume?“
„Ja, aber es ist eine Wasserblume!“

Der Meister

Tiegelmann ist in einem neuen Bureau. Trägt er seine Kollegen:
„Warum nennt Sie denn den Chef immer Meister?“
„Weil er sich nur in der — Beschränkung zeigt!“ ist die Antwort.
F. H.

Umgangen

Der berühmte amerikanische Humorist Mark Twain befand sich in einer größten Abendgesellschaft, als man unter anderem auch auf die Rede über Himmel und Hölle kam. Alle Anwesenden gaben ihre Meinung ab, nur Twain enthielt sich jeder Äußerung, bis endlich eine der Damen fragte:

„Und was meinen Sie, Herr Twain?“

„Und Sie mit nicht böse, Fräulein“, sagte der Schriftsteller, „ich muß meine Ansicht schon verschweigen — ich habe nämlich in beiden Lokalitäten Bekannte“.

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unvoreingenommenen Lichtbild Wagners
auf den Titel, farbigen Innenschildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hundertjährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feinde-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anpruchshoßen Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Wissen Sie schon...

daß der Aberglaube sich im Mittelalter derart auswirkte, daß man
niemals mit einem Fingerring über einen Friedhof oder gar einen Galgen
geflogen ist?

daß der Weg, den ein Dackel (Hundecasse) in seinem Leben mit den
Vorderfüßen zurücklegt, um rund 30 Zentimeter länger ist als die in
der gleichen Zeit von den Hinterbeinen bewältigte Strecke?

daß jüngst zwei Streichhölzer, die längere Zeit in Kammernode gelegen
hatten, kleine Knospen trieben, die an einer gewöhnlichen Reißfläche ent-
zündbar waren?

daß Radiorellen bei 2340 Grad Hölz sich verflüssigen, bei 345 Grad
Kälte aber zu Grammophonplatten verdicken lassen?

daß die Feisuren in Amerika sowohl bei Herren als auch bei Ange-
hörigen des schönen Geschlechtes auf jeden Haarschnitt ein volles Jahr
Garantie geben?

daß ein geflohtenes Fohrerad unmittelbar nach dem Diebstahl meistens
eine ungewöhnlich große Geschwindigkeit entwickelt?

daß Ludwig XIV. eine goldene Schreibstube besaß, die so präzise
arbeitete, daß auch die beiden Glockenschläge, welche die zweite Tages-
stunde ankündigten, in genau gleichen Abstand voneinander ertönten?

daß Brethovens Taubheit hauptsächlich darauf zurückzuführen ist,
daß der Meister in einsamen Stunden allzu oft Konfunktumst durch
Kopfhörer empfangen hat, die zu seiner Zeit noch sehr unvollständig
entwickelt waren?

daß drei sicher aufgesetzte Schläge mit dem Gummiknüppel bei dem
davon Betroffenen soviel Wärmeleorien entwickeln wie ein gutbürger-
liches Mittagessen?

daß eine Stubenfliege mit „sex appeal“ niemals auf den Keim geht?

daß ein ausgewachsener Studienassessor in der Minute 15 bis
20 Atemzüge tut?

daß in einigen Berliner Theatern das Mitbringen von Operngläsern
verboten ist, damit die Inhaber teurer Plätze nicht durch Galerien und
Nudelpfahlschauer mit guten Ferngläsern durch die Kraft dieser optischen
Hilfsmittel überverteilt werden können?

daß der große Zeiger an der Turmuhr der Münchener Frauenkirche
in einer Stunde einen Weg von 360 Grad zurücklegt, während die
Minutenzeiger gewöhnlicher Uhren in der gleichen Zeit sich nur ein-
mal um die eigene Achse drehen?

daß jüngst ein Krankenhaus unter dem verderblichen Einfluß der
gegenwärtigen Gesundheits-Epidemie Werbeprospekte herausgab mit
den Versen:

„Wenn du irgendwo „was“ hast,
Am Kopf, am Bauch — werd' unser Gast:
Wir operieren, pflegen, heilen,
Bei uns kannst du mit Glück verweilen!“

Redaktionelle Notiz:

Eine neue SONDERNUMMER DER „JUGEND“

„RADSPORT“

erscheint am 8. September 1935

Herausgeber: DR. O. GEORG HIRTH, Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNO W. WEISS, RHEINL. für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München.
Verlag: G. HIRTH VERLAG AG, München. Für die Heftausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29 (Hans-J. Trautsmann). – Für die Redaktion
in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasialstrasse 17. – Alle Rechte vorbehalten. – Nachdruck strengstens verboten. – Copyright by O. HIRTH
VERLAG AG, München. – Printed in Germany. – Printed and bound by J. RAFAEL, Wien I, Graben 29. – Entered as second class matter, Postoffice No.
100, New York, N. Y. Manuscripts send to the Redaktion der Zeitschrift, München, Hermannstr. 10. In the Rücksendung: Rücksendung nicht erforderlich.

Ernte=Betrachtung

Erich Wilke

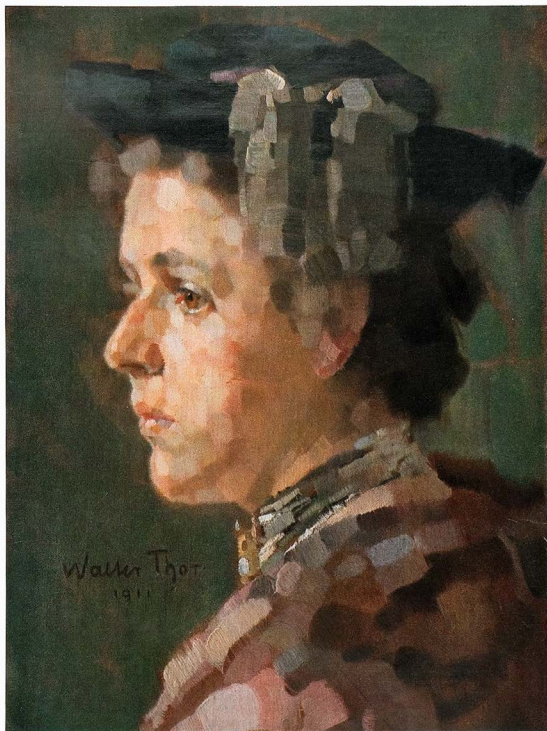


Ma' is scho' ganz auf sich selber ang'wies'n, früher ham uns d' Summafrischler wenigst'n's zug'schaut — aber iatz laffa's alle zum Bad'n!

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 35



Blaugrin

Walter Thor

Ein alter Spruch in einer alten Stadt

Von Otto Mittler-Evenhausen

DER IYRIST MIT SEINEM BVCH,
DER IVD MIT SEINEM GSVCH VND
DAS VNDER DER FRAVEN FIRTVCH
DIE DREV GESCHIRR MACHEN
DIE GANNCZEN WELT IER

So ist zu lesen an einer alten Fassade in der Herrenasse gegenüber dem Rathaus zu Wasserburg am Inn in einer Wandnische, die schließend den Platz eines zugemauerten Fensters einnimmt. Im Laufe der fünf Jahrhunderte, die so auf dem kreuzgewölbten Laubengang und sonstigen hochverzierten Gemäuer des Grundgeschosses steht, wird das nicht die einzige banale Veränderung gewesen sein, der das Haus unterworfen worden ist.

Auch das Schmuckwerk der Fassade ist des öfteren übermalt worden. Das ist der ursprünglichen Schreibweise des Einspruches nicht zum Besten bekommen, und ebenso haben die drei Figuren, die über dem Lert gleichsam als Illustration den Raum füllen, vom Wandel des Zeitgeschmacks allerhand abgetrieft.

Dem Juristen haben sie ein Mäntelchen von kaiserlichem Hermelin und Purpur angezogen. Von blonden Rinderlocken umrahmt, blickt sein rosiges Gesicht mit der Unselbstbeherrschung eines Pölsanengels unter dem roten Barett hervor, und er scheint das Buch in Händen zu halten nicht um die Welt irt zu machen, sondern vielmehr um ihr ein hübsches Gedächtnis daraus vorzuführen. Der Jude, der neben ihm unter dem Eichenast vor dem blauen Himmel steht, hat freundliche Epithälchen unter den verschmigten Augen und ist so jenseitig bekannt wie ein Generaldirektor, der in der Winterjohne von Eankt Moritz unbändige Kräfte gesammelt hat: Spielend wagt er in Händen einen schon äußerlich goldfarbenen Esel, der seiner Größe nach gut und gern einen Zentner vollwertiger Dukaten enthält. Aber an der Frau, die hier unter der deutschen Eiche nicht anders als vornehm unter dem fatalen, alttestamentarischen Apfelbaum den Erbsapfeln zunächst den Eranne einnimmt, an dieser Frau sind die Jahrhunderte vorbeigegangen, ohne ihr zu schaden. Gelassen steht sie da, die Arme unter der Brust verdrückt. Aus dunklen Augen unter den feingekrümmten, etwas schrägen Brauen trifft das ihr Blick von der Seite her, und ohne daß der süße Mund sich dabei verzögert.

Aber die Vorgeschichte des Bildes und des Einspruches ist aus örtlichen Quellen an Wahrheit und an Dichtung nichts Nennenswertes zu erfahren. Somit bleibt die Wahl des historischen Hintergrundes der poetischen Freiheit überlassen, und an historischen Hintergründen fehlt es ja nicht in diesen wunderbaren Städtchen, in dem fast jeder Winkel nicht etwa versleinert, sondern lebendig gebliebene Geschichte ist seit dem Tage des Jahres 1137, da Hallgraf Casilbert III. seinen Wohnsitz auf dem dortigen Eberberghaus überließ und mit Hofe und Gefolge in seine Wasserburg überfiedelte.

Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte sind Gedankenvortrat mehr als genug für den kurzen Weg und Anfang durchs altertümliche, zimmerfeste Brucktor, über die breite Innbrücke und dann

hinauf zum kleinen Hain alter Linden und Eichen auf der Kuppe des grünen Magdalenenberges. Wann wüdest du des Rückblicks jemals satt von diesem weitschauenden Hügel? Zweimal siehst du von hier aus den Inn: Von Mittag kommend schmiegt er sich dicht unter den mauerdurchsetzten, grünen Hang, auf dem die alte Wasserburg wuchet und zwischen zwei breitgestuften Giebelfronten das Kirchlein mit nadelstarkem Turm steht, wie eine mit gerader Länge reglos haltende Bedette der Ewigkeit. Weiter führt der Inn sein grünliches Gletschervasser vorbei an schmalen, flachbedachten, mannigfarbigen Häusern, die mit ihrem lustigen Mischsal von Holzbalkonen und gemauerten Loggien den alten Wäldervog aus Wälschland über den Berner und dann imabwärts genennungen zu haben scheinen, um auf dieser Lände gleichsam angeschwemmt im deutschen Boden neu zu verwurzeln. Hinter und über der nur vom malerischen Innort mit seiner gebleckten Brückenzunge durchbrochenen Häuserfront spannt sich kluftsenkhaft unwahrscheinlich und dennoch packend weitlich das wild zerfressene und held durchgrünte Querband der Eitelwände durch den Sattelturm der Dombirke und durch den Episkopus der Frauenkirche harmonisch geteilt. Jahrelangende lang hat in den viel tausendjährigen Moosnischen des uralten Inngebietes sein „wider Nachfahre“, der Inn, ein kilometerbreites und fast hundert Meter tiefes Dreieckstal und geschäftig, um endlich sich in unsern Tagen dem Obang und Ebsaustift dieses gigantischen Amphitheaters, der schönen Stadt Wasserburg, demüthig zu Füßen zu schmiegen wie die apokalypsische Eschlange dem trümpfenden Weibe. Dort, hinter dem schmalen Höhenrücken, der sich von der Innstadt als einzige Festlandverbindung zum linken Innufer hinzieht, sieht zu dem preitenden Inn. Knapp bevor er den Eitelkreis um die Stadt völlig geschlossen hat, wendet er sich schroff rechts am Mittelnacht zwischen sanftere, bis herab gründerwärdige Hänge hoch er entweichend das schillernde Eschlangehaupt. So vollendet schon ist von hier oben der himmelweite Ausblick auf das leicht gewellt, fruchtbare Land über und hinter den grauen Eitelwänden, so vollkommen scheint, von hier aus gesehen, die ganze Welt...

„Die ganze Welt irt“, schnapen die Eschlange, worde des vorhin gelesenen Spruches wie ein Echohallenden hinein in das laufende Band der Gedanken. Du kommst nicht mehr los und stürzt von neuem jenen Sprüche nach, seinem Ueberbeter, dem Anlaß seines Entstehens.

„Pater est, quem nuptiae demonstrant“ hört zu eine einwige, trockene Stimme. Erstannst blüht du auf. Neben dir auf der Bank sitzt eine bagere Gestalt. Sie ist nicht mit Hermelin und Purpur angetan, sondern trägt eine glatte schwarze Robe. Unter dem schwarzen Barett sind aus dem pergamentfarbigen, saligen Antlitz zwei graue, kurzstielige Augen durch die scharfen Kläfer einer großen Belle auf dich gerichtet. „Es geht nicht an, auf Grund dubioyer Ähnlichkeiten mit einem juponierten adlitz die Giebelstiege eines Kindes vier Jahre nach dessen Geburt anzusehen. Die appellatio des diti Erbreiter, Kaufmannes und Bärers in der landesherlichen Stadt Wasserburg am Inn, ist zu Kosten appellantis abzuweisen. Item ist dem Vater von appellantis





Fränkisches Dorf

Walter Dolch-Amberg

Chefrau Hildegund, die zur Zeit unbekannten Aufenthalts, die Sicherstellung des eingebrachten Frauengutes zugunsten des unmündigen Kindes Ludwig, item die Befugnis zur Erziehung besagten Kindes...

„Prozesse führen ja, aber Geld dazu keinen roten Heller“, das ist eine andere Stimme, lispelnd und mit Kehrlauten durchsetzt. Die lange Gestalt in der schwarzen Robe ist verschwunden. An ihrer Stelle sitzt ein kümmerliches Jüddchen unbefindlichen Alters, im grauen abgetragenen Schiefel, über den absteigenden Doren ein schwarzes Cammetkappchen, einen Wanderstab und ein unsauberes Bündel in den untüchtig fingernden Händen. „Der Herr wird so gütig sein zu erlauben, daß ein armer Jüd sich hier verschnaust. Sie haben mich nicht wollen lassen nächtigen in der Stadt. Und dabei hab' ich mit um schöne, harte Händen gekauft gehabt einen Einlaßschein, daß ich kam kommen nachzufehen bei dem Herrn Grederer nach meinem Geld und den fälligen Zinsen. Au weh, er hat mir nicht bezahlt auf mein Papierchen, sondern wie einen Hund mich gejagt aus seinem Haus. Was heißt seinem Haus? Meinem Haus! Ich geh nach Kling zum Gericht. Man wird doch da sehen und, wenn es sein muß, machen ein Gesetz bis zum gnädigen Herrn Herzog. Au weh! Da kommt mir nachzufragen der Herr Grederer. Er will mir rauben mein Wechselchen. Er will mir antun Unrecht!“

Eilig auf wartenden Füßen entflieht der Geldverleiher über den jenseitigen Gang. Ein vermeintlicher Verfolger läßt sich schwer auf den von ihm verlassenen Platz fallen, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, als wohlhabender Bürger geteilt. Er sieht durchaus nicht

gewalttätig aus, aber versorgt, fester und verdrossen. „Der Jüd hat mir noch geseht!“ knirscht er zwischen den Zähnen. „Jetzt ist alles aus. Ich geh' nicht mehr zurück in mein Haus. Mögen sie's nehmen mit allem was dein ist. Ich schneid' mir den Bettelstab vom nächsten Dusch. Im Osterreichischen drüben müßten sie gegen die Türken. Hätt' zwar besser mit den Kartäunen mitfahren sollen, die sie von Innsbruck gestern nach Wien verschifft haben. Aber nein! E' ist doch richtiger so. Die Junschiffer kennen mich ja alle.“ Trübselig biegt er das Gesicht in den Händen. „Hildegund“, murmelt er tonlos, „hat's müssen so kommen? So schön hat alles begonnen. Mein Haus hatt' ich prächtig umbauen lassen für deinen Einzug. So stolz war ich auf deine junge Ehedame, wenn wir Sonntage sind zur Kirch...“

„Und hast schon damals mit mir geteilt und mir bitterböse Worte gegeben, wenn des Burgvogts Heinz, der doch mein Gesetz ist gewollt von Kindheit auf, nur in Sicht ist gekommen.“ Ganz wie auf dem Bilde steht die Frau hier neben dem Stamm der Eiche vor den blauen Himmeln. Sie spricht halblaut und ohne Erregung. „Kommt es keinem Mann verboten, daß ich ihm gefallen hab', aber mir hast du's vergällt, daß ich mich in allen Ehren darüber konnte freuen. Stolz wollst du auf mich gewesen sein? Nödig, das warst du, und ohn allen Grund! Was hast du mich wegen des Heinz gequält bis zu meiner schweren Stunde und nachher, wie dein Söhnlein die im Arm hat gelegen. Kommt' ich dafür, daß es blonde Mädchen auf dem Kopfe hat gehabt und nicht braunes, glattes Haar wie du?“



Wallfahrt

Hans Metzger

„Hildegund“, flücht der Mann, „sag' mir die Wahrheit!“

„Muß ich dir sie sagen? Weißt sie ja doch! Hast doch um Iherowegen mich aus dem Hause gegrault und den ersten Prozeß geführt gegen meinen Vater. Hast du sie nicht gewußt, die Wahrheit, während du dein Geschäft hast verkommen lassen und dein Haus dem Juden verschrieben? Hast du sie nicht gewußt, als du aus Wut das Fenster hast vermauern lassen, wo ich so gern hinter den Blumenkästen hatt' geessen?“

„Und deinem Heinz den Blumenstrauß und das gestickte Band hinabgeworfen...“

„Als er mit unserem Herrn Herzog und dem gewaltigen Feindespeer ist ins Feld gezogen. Dufst' ich nicht einem jungen Krieger...“

„Die Wahrheit, Hildegund! Die Wahrheit sag' mir!“

„Muß ich dir sie sagen? Hast du sie nicht gewußt, als du mir und die zur Echand auf das vermauerte Fenster das Bild hast lassen malen und den lustigen Vers schreiben? Die drei Geschier machen die ganze Welt irr. Jetzt ist sie irr, deine Welt. Wer hat sie irr gemacht?“

„Und dein Kind, Hildegund! Um deines Kindes willen...“

„Was schiest dich mein Kind? Bei meinen Eltern ist's in guter Hut. Wer will es denn mit Gewalt zum Bastard machen? Wer hat sich dazu den Advokaten zuhilf genommen und sich nicht geschämt, dem Juden...“

„Eauless und tränenlos mit zuckenden Schultern weint der Mann in sich hinein. „Alles vorbei, Hildegund. Ihr habt gesagt. Ich geh' jetzt fort. Der Graf Niklas Calm läßt werden gegen die ungläubigen Türken, die auf Wien rücken. Und wenn ich auch keinen Blumenstrauß habe und kein gesticktes Band von dir...“

„Und was, widerlicher Mann! Was willst du bei den Türken? Sie werden dich erschlagen. Bist du dem Heinz auch darum nötig? Laß ihn sein Waffenhandwerk, weil er kein andres versteht, und bleib bei deinem Handel. Wenn du nur willst und vernünftig bist, kannst du dich leicht wieder hochbringen, uns wieder hochbringen...“

„Hildegund!“

Rote Flammenbündel weist die tiefschwebende Sonne die jetzt in die offen träumenden Augen. Du wendest die schmerzenden ab gegen Mittag und siehst in ferner Reihe die Berggipfel ausleuchten nacheinander, wie die scheidende Sonne von ihnen Abschied nimmt: Wagnmann, Hochkalter, Pöfeter, Steinberge, Kaisergebirge, Karwendel und Wetterstein, und weiter gegen Abend die Allgäuer fast bis an den Bodensee. Und wie dein Blick von dieser weiten Schau zurückkehrt zu der unvergleichlichen Stadt zu deinen Füßen, da siehst du ihr Bild fein und schwarz gezeichnet in verdämmend blassen Farben wie einen zartgezeichneten Stahlbild.

Wie werden der Jude und der Jude, so sind auch der Mann und die Frau jetzt verschwunden. Haben sie sich versöhnt? Ist er gegen die Türken gezogen? Haben sie das Bild überlächeln lassen und hat ein späterer Restaurator es erst wieder aufgefunden? Haben sie es stehen lassen als mahnende Erinnerung an den beängstigten Jüdisch? Hat der Friede zwischen den beiden lang gewährt? Das alles weißt du nie erfahren, brauchst es auch nicht zu erfahren. Denn, daß die Frau noch immer dort steht am Crossplatz zunächst dem Stamm und dich anstarrt mit den dunkeln Augen unter den geschwunden und etwas schrägen Brauen, so von der Seite her. Und du gehst immer wieder hin um zu ergründen, ob ihr süßer Mund die zulächelt.

ZWISCHENSPIEL

VON ERNST HANDSCHUCH

Der Höhenzug, der sich im Westen der Stadt erhebt, lag in weichen, blauen Farben. Schwefelgelb grenzte ihn die untergehende Sonne gegen den in purpurnen Flammen brennenden Himmel ab. Die Laternen in den Straßen waren angezündet, und von der Aller, die am linken Ufer des Flusses entlang sich zieht, blinnte es hell. Leise und von einem schwachen Wind bewegt, floss das Wasser, das schwarz und unergündlich glänzte. Die Weidenbüsche auf dem jenseitigen Ufer neigten ihre Zweige vor der aufkommenden Nacht. Beschovvinnen lagen die Weiden. Geillen zirpten in den hohen Gräsern, und mit eiligen Flügelschlägen flogen Krähen nach ihren Nistplätzen. Gluckend kängelte ein grauer, länglicher Gegenstand auf dem Wasser. Es war ein Koltboot, das ein junger, schlanker Mensch an einer langen Leine hielt. Rücklings lag er im Gras und schaute unverwandt in den Himmel, durch den die ersten Sterne flimmernd brachen. Schon über eine Stunde lag der Jüngling am Ufer. Die Sonne stand hoch über den Bergen, als er das Boot an diese Stelle brachte.

Wo Marie nur blieb? — Ungeduldig zerrte das kleine Fahrzeug an der Leine, und der Sterne wurden es immer mehr am Himmel. Heute nacht wollten sie den Fluß hinauffahren. In jene mächtige Schleiße hinein, die seine Wasser bräunt. Mächtig wächste das Schilf dort, und

der Strom liegt wie ein stiller, verlorener See in der Landschaft. In einer kleinen, verborgenen Bucht werden sie anlegen, das Jelt aufschlagen und den Tag erwarten. — Der Jüngling hörte Schritte und einen leisen Gesang. Er atmete tief und schloß die Augen. Laß und samten ließ es über ihn, D, er brauchte nur ein klein wenig den Atem auszustrecken, um ihren schmalen Leib zu umfassen. Leicht lagte sich eine zarte Hand auf seine Stirn. Golden flog es vor seinen Augen. War die Sonne nicht schon längst untergegangen? — Doch als die Hand ihn weich über das Haar strich, war es mit seiner Verstellung aus. „Marie“, sagte er froh und öffnete die Augen. Es war nicht Marie, die neben ihm kniete und von einem lautlosen Lachen geschüttelt wurde. Johanna war es, ihre jüngste Schwester. Da saß sie, klein und zierlich, und erstickte fast an ihrer Freude. War das nicht eine wohlgelungene Ueberraschung? — Was half es ihm, daß er von neuem die Augen schloß und gar noch die Hände über sie breitete? — Es war Johanna, die gekommen war, und nicht Marie. Sie hatte aufgehört zu lachen. Doch ihre Augen, die um Verzeihung baten, freuten sich noch immer. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter. „Denn“ mal, Jakob“, sagte sie herüber, „der kleine Karl hat nach dem Essen plötzlich Fieber bekommen. Jammern hat er nach Tante Marie verlangt. Und du weißt doch, wie

(Fortsetzung S. 550)

Berauschter Wind

Laut rauscht der Wind im Wald und wühlt und rauscht,
sanft Regen, lüdet, jöhlt und pfeift und lacht,
lärmst wie ein Trunkener um Mitternacht;
mein Herz stockt einen Atem lang und lauscht.

Von G. Schwarz

Zeichnung von
W. P. Schmidt

Ich kenne ihn. Da sprengt er mit Gewalt
das Fenster auf, greift kalt nach mir und schreit:
„Wo ist die Schenke? Hast du Schlössenzeit?
Raufbruder, Saufbold, Freund, wirst du schon alt?“



Magdalene ist ... „Gnügt“, fiel Jakob ihr barsch ins Wort, „Marie hatte also nichts eiligeres zu tun, als hinüberzuqueren und sich zu Karlchen zu setzen, wo sie vermutlich bis morgen früh sitzt. Und dann stellt es sich wieder einmal heraus, daß es mit Karlchen halb so schlimm ist. — Aber ist eigentlich seine Mutter, Marie oder Magdalene? — „Aber Jakob“, hat Johanna und lächelte, „das müßtest du doch wissen.“ — „Laß mich, Johanna, und komme mit ins Boot. Wie fahren heim.“ — „Heim?! — Aber Marie hat doch gesagt, ich solle für sie fahren und Mutter war sofort damit einverstanden. Jakob, der frühe Sonntag, und ich hab' mich so arg gefreut ...“ Ihre Hand lag noch immer auf seiner Schulter. — Es war dunkel geworden. Der gelbe Streifen über dem Höhenrücken war lange Zeit schon erloschen. In vielen Lichtern atmete die Stadt.

Johanna saß vorn. Nur ihr Kopf sah aus der Perlenkette hervor. Still und brav, wie es Jakob ihr befohlen hatte, lag sie im Boot. Jakob saß in einer ledernen Jacke, die ihn bis an den Hals reichte. Mit langsamem, weit aussehendem Schlägen trieb er das Fährzeug in die Nacht. Die Stadt blieb zurück. An der alten Linde fuhren sie vorbei und an den Bootsbauern. Allmählich wechselten die Ufer ihre Landschaft. Links erhob sich ein Dorf, aus dem das Gebrüll der Hunde drang. Vor Reuten dehnten sich endlose Wiesen. Das Dorf verlor sich. Leichte Nebel rollten, standen still in der Mitte des Stromes. — Jakob hielt das Boot hart am Ufer. Die Strömung war dort am schwächsten und der Fluß frei von den grauen Dünsten, so daß die Sterne lautlos in ihn hinabtauchen konnten. Johanna schlief. Tief war sie unter die Schußdecke getrocknet. Der Wind spielte in ihren braunen Haaren. Eine Wildente flog auf und noch eine. Mehr als drei Stunden schon war das kleine Schiffelein unterwegs. Es fuhr in die große Eschleife ein. Die Ufer verschwanden unter dem Schilfrohe. Tausende viele Vögel flogen vor dem Boote auf. Bald lief es in die kleine Bucht ein. Hochwasser mußte das Ufer einst unterpflügt haben, so daß die Graadeste nachgab und in das Wasser brach. Da lag sie nun, umjponnen von Schilf, Dornen, Weidenbüschen und niederen Erlen. — Jakob hatte das Jelt

nahezu aufgeschlagen, als Johanna erwachte. Angstlich tief sie seinen Namen. Aber er war schon am Boot und half ihr heraus. Während sie Zee kochte, bereitete er das Nachtlager. Sie tranken das heiße Getränk und aßen von den Broten, die Johanna mitgebracht. Jakob spielte auf seiner Flöte. Sein Herz war wieder froh. Virelorn klang sein Lied durch die Nacht. Als er ins Jelt kroch, lag Johanna noch wach. Tief saß sie im Schlafsaat. Ihre Augen glänzten. — „Ich habe vorher einen schönen Traum gehabt, Jakob. Im Himmel, glaub' ich, kann es nicht schönere sein. Vielleicht finde ich den Traum wieder, Jakob. — Willst du mit helfen?“ —

Jakob erwachte von einem Kuss, der ihm lang und schwer den Mund nahm. Hat er geträumt? — Doch ein Druck ist von ihm geblieben. Er macht seine Hände frei und tastet in das Dunkel, das um ihn ist. Er berührt Johanna. Sie ist nackt. Jakob erschrickt bis ins Herz. Hart preßt er seinen Rücken an die Erde. Durch einen schmalen Spalt im Jelt sieht er den Himmel, der jetzt blauschwarz ist. Seine Kniele sind trocken. Die Hände sind heiß. Funken fliegen vor seinem Blick. — Er spürt, wie Johanna nach seiner Hand greift und sie an ihre Brust preßt. Ihr Herz klopfte wild. Jögend löst Jakob sich aus dem Schlaf. Ja. Seine Hand liegt noch auf ihrer Brust. Langsam bräut er sich über die Bebede. „Marie“, leucht er, „Marie.“ Vor dem Jelt lodt dünn und zerbrechlich ein Vogel. — Es ist Johanna, die ihr Gesicht schlüpfend in die Decken birgt. Jakob wohnt hinaus in die Nacht. Die Sterne sind blaß geworden. Im Osten ist der Himmel hell und blank.

Verloren treibt ein Boot flussaufwärts. Wo das Schilf dichter wird, bleibt es liegen. Fährtenlumpf kommt die Sonne heraus. Sie sieht Jakob, wie er aufmerklich die Angel hält. — Verlassen steht das Jelt im jungen Morgen. Johanna badet. Das Wasser glitzert in dem frühen Licht. — „Kamst du fische braten?“ ruft Jakob, der mit dem Boot zurückkommt. Silbern schimmert es in seiner Hand. Johanna blüht auf und nicht freudig mit dem Kopf. Und alles ist so, wie es schon immer war.

MINIATUREN

Aus Bismarcks Jugend

Als Bismarck noch Rechtsanwalt war, nahm er eines Tages einen eben Berliner zu Protokoll, der ihn durch seine Unverschämtheit so außer Fassung brachte, daß er aufsprang und ihm zuriel: „Herr, benehmen Sie sich oder ich werfe Sie hinaus!“

Der Stadtgerichtsrat kloppte Bismarck begütigend auf die Schulter und sagte: „Herr Kollege, das Hinauswerfen ist meine Sache.“

Die Vernehmung ging weiter, aber bald erregte sich Bismarck wieder darauf, daß er den Unverschämten andenkerte: „Herr, benehmen Sie sich endlich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“

F. T.

Der Frauenfeind

Mond George, der englische Staatsmann ist als Frauenfeind bekannt. In einer Agitationsrede wettete er in höchst boshafter Weise gegen die Einführung des Frauenwahlrechts. Da unterbrach ihn eine Frauenrechtlerin in äußerster Empörung mit dem Hochspruch: „Wenn Sie mein Mann wären, Ihnen würde ich Gift geben!“ Wenn Sie meine Frau wären“, donnerte Mond George zurück, „würde ich es nehmen!“

F. T.

Goethe — unbekannt

Ein Goetheforscher des vergangenen Jahrhunderts hörte von einem Mütterchen zu Monheimen im Elsaß, daß es noch Friederike von Selenstein gekannt habe. Er suchte die Alte auf und ließ sich von ihrer schönen Gesinnung erzählen: „Nichtes war so ein schönes Kind, alle Welt hat sie gern. Ja, der Goethe, richtig der Goethe“, sagte die Alte, „der hat Nichtes auch so geliebt. Wir glaubten alle, es würde ein Paar aus den Mieden. Aber eines Tages war er auf und davon. Und kein Mensch hat je wieder etwas von ihm gehört!“

F. T.

Mark Twain und die Musik

In einer Gesellschaft saß Mark Twain neben einem bekannten Pianisten: „Es wird Sie als Musiker wahrscheinlich interessieren“, sprach er ihn an, „zu erfahren, daß ich der Musik sehr viel verdanke. Ist mir doch in meiner Jugend durch ein Klavier das Leben gerettet worden! In meinem Heimatort fand eine große Überschwemmung statt. Das Wasser drang in die Häuser ein und stieg bis ins höchste Strohwerk, in das ich mich mit meinem Vater geflüchtet hatte. Dieser setzte sich kurz entschlossen auf eine Kanne und erreichte auf ihr mit Gottes Hilfe das rettende Ufer.“

„Na — und Sie?“

„Ich? — Ich begleitete ihn auf dem Klavier!“

F. T.

Bei der Prüfung

„Herr Kandidat, nennen Sie mir ein Beispiel für Betrug!“

„Es wäre zum Beispiel Betrug, Herr Professor, wenn Sie mich im Examen durchfallen lassen würden.“

„Wieso denn?“

„Ja, denn nach § 371 des Strafgesetzbuches ist es Betrug, wenn jemand die Unwissenheit eines anderen ausnützt, um ihn zu schädigen!“

F. T.

Unmöglichkeit

Voltaire, der sich gerne einreden wollte, daß sein Trauerspiel „Cemirami“, auf das er sich sehr viel einbilde, vom Publikum günstig aufgenommen werden lie, sagte zu Pirron, der ihm prophezeit hatte, es werde bestimmt durchfallen: „Mun ist es also doch nicht ausgefallen worden!“

„Wo denken Sie auch hin?“ erwiderte Pirron factastisch lächelnd darauf, „man kann doch nicht pfeifen, wenn man gähnt!“

F. S.



Landschaft im Grüntal

Alois Seidl

Das Rezept

Amerilas ausgezeichnetster Humorist Mark Twain war der Mittelpunkt einer vergnügten Abendgesellschaft bei einem seiner vielen Freunde. Nach dem Mahle erging man sich in allerlei unisfischen Thematias und auf's Tapet kam eine Schlafwandlerin, von der in letzter Zeit viel die Rede war.

Mark Twain hatte aufmerksam zugehört und meinte in einer Gesprächspause, zu seinem Gastgeber geredet: „Ich weiß ein ausgezeichnetes Mittel gegen Mondsucht und Schlafwandeln. Sie können ein deraartiges Rezept bei jedem Eisenwarenhandeler beziehen.“ Man befräunte Mark Twain, die Vorschrift zu verraten, und schließlich gab der Dichter nach. „Also, meine Damen und Herren“, sagte er, „Sie besorgen sich beim Eisenhandeler eine große Schachtel Reißnägeln und vor der Nacht, ehe Sie schlafen gehen, nehmen Sie einen Löffel voll davon aus der Tüte und bestreuen damit den gefährlichen Raumkreis des Nachtwandlers. Ich garantiere, daß er nicht wiederkommt.“

M. S.

Professor Langenbeck

Zur Zeit seiner Wierksamkeit an der Berliner Universitätsklinik hatte Professor Langenbeck ein dreifaches Erlebnis, das er gern erzählte.

Nach Beendigung einer Vorlesung war es dem lehrbegierigen Hörer gestattet, das soeben theoretisch Vorgetragene praktisch auszuüben. Verhandlungen dieser Art waren kostenlos und es konnte sich ein jeder zur Verfügung stellen. Eines Tages erschien ein robuster Junge aus dem Volke, etwa dreizehnjährig, der über unerträgliches Zahnschmerzen klagte und sich unter diesem Druck hieher begeben hatte.

Ein Assistent nach dem anderen versuchte seine Kunst, der Zahn besaß eine seltene Widerstandskraft. Keinem wollte das schwierige Werk gelingen und man mußte schließlich dazu übergehen, das Zahnfleisch etwas zu lockern, und zwar ohne Betäubungsmittel. Was diese Zahnbehandlung „ohne Betäubung“ auf sich hat, weiß jeder, der sich in der gleichen Lage befunden hatte wie dieser Junge. Er erhob aber auch ein Geschrei, das geradezu ohrenbetäubend war. Es blieb auch nichts weiter übrig, als Professor Langenbeck selbst zu holen. Unter dessen sicherer, grübter

Hand gelang die Operation sofort und der junge Märtyrer war bald erlöset. „Nun, mein Junge“, sagte Professor Langenbeck in seiner bekannten, menschenfreundlichen Art, „bist du nun zufrieden mit uns?“ „Halb und halb, Herr Professor, es kost' ja nicht bei Ihnen, aber es is wech danach.“

Großherzog und Töpfer

In Dobran in Mecklenburg hat es einmal eine Spielband gegeben, die von der zuständigen Behörde konfessioniert war. Der damalige Großherzog gebiete zu denen, die sich gen hin und wieder einmal von der rollenden Kugel schwarz oder rot gefangennehmen ließen. Die launenhafte Göttin des Glückes war ihn aber nicht immer hold, im Gegenteil, eines Tages hatte der alte Herr bemerkenswertes Pech und er verlor ungeheure Summen. Neben ihm stand ein stadtkannter Töpfermeister, der vom gleichen Unglück verfolgt war wie sein Großherzog. Die beiden Unglücksbengel sahen sich an und lächelnd fragte der Großherzog: „Kausje, wat dohn sei mi?“ Da lachte auch der Töpfermeister und erwiderte: „Id sei min Teil föhr zu Hus um nat wadder Töppe und Sie, Herr Großherzog, schreiven mie Stüren ut.“

M. S.

Das Loch

Als König Alphons von Spanien bald nach seinem Regierungsantritt London besuchte, wurde ihm einmal im Theater ein Millionär aus Chicago vorgestellt, der das Gespräch auf die vielen Titel des jungen Monarchen brachte. „Man jagte mir“, äußerte er, „Sie waren Kaiser von Mexiko, Herzog von Glandern, Graf von Prabant, König von Bestindien, Herzog der Philippinen und vieles mehr. Das sind doch lauter Länder, die Frankreich, Holland, Amerika und andere Nationen den Spaniern längst abgenommen haben.“ — „Ganz recht“, antwortete der König. „Deshalb mache ich auch keinen Gebrauch von meinem Titel, Der Große, auf den ich ein Anrecht habe.“ — „Aber weshalb denn nicht?“ — „Ich sage mir, die Größe Spaniens ähnelt zu sehr einem Loch.“ — „Einem Loch? Wie so?“ — „Sie wissen, ein Loch wird um so größer, je mehr von seinen Rändern fortgenommen wird.“

W.



München

G. York

Neue Schuhe

Von Josef Robert Harrer

Eines Morgens erwacht Kaal und sagt zu seiner Frau:

„Mir hat von neuen Schuhen geträumt, mein Engel! Was glaubst du? Soll ich mir diesen Wink des Traumgottes zu Herzen nehmen?“

„Endlich ein praktischer Traum!“ sagt seine Frau und hält mit Mühe ein Gähnen zurück. „Als ich gestern mit dir spazieren ging, schämte ich mich wegen deiner schlechten Schuhe. Kauf dir nur neue Schuhe, aber gib nicht zuviel Geld aus!“

Kaal verspricht, billige Schuhe zu kaufen, und macht sich fertig. Stundenlang geht er durch die Straßen; er studiert die Schuhpreise. Er überlegt, er rechnet und geht wieder weiter. Endlich gelangt er zu einem Schuhladen, in



London

G. York

dessen Schaufenster er ein Paar braune Halbschuhe sieht, die nur neun Mark kosten.

„Wirklich billig!“ denkt Kaal und tritt ein. „Sie haben ein Paar braune Halbschuhe im Schaufenster, die mir gefallen; neun Mark kosten sie!“

Der Verkäufer wägt den Rest eines Butterbrotes hinunter und erwidert:

„Jawohl, Herr Direktor, sehr billige, preiswerte Schuhe!“

Kaal gibt es einen Stich in der Brust; man nennt ihn Direktor. Fast schämt er sich nun, daß er so billige Schuhe kaufen will. Aber er denkt an die Mahnung seiner Frau und meint:

„Man muß eben heutzutage sparen. Früher, ja früher kaufte ich nur teure Schuhe. Aber da teure Schuhe genau so wie billige mit jedem Schritt mehr abgenutzt werden, ist es besser, billige Schuhe zu kaufen.“

Der Verkäufer lächelt verbindlich, kriecht eine hohe Leiter empor und holt eine Schachtel herab. Er entnimmt ihr ein Paar schöne braune Schuhe.

Kaal nickt. Die Schuhe gefallen ihm. Er probiert sie; sie sind zwar ein wenig beengt, aber da Kaal kein ausgesprochener Freund von Hahnenträgen ist, kauft er immer Schuhe, die Nummer 43 haben, obwohl Nummer 43 gerade recht wäre.

„Um neun Mark ganz nette Schuhe!“ Kaal zieht die Briefschuhe.

Der Verkäufer räuspert sich.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, die Schuhe kosten 15 Mark!“

„15 Mark? Sind Sie wahnsinnig geworden? Ich wollte doch die billigen Schuhe um neun Mark haben!“

„Das sind keine Schuhe für einen Direktor! Abgesehen haben wir nur noch das eine Paar im Schaufenster.“

„Geben Sie es mir!“

„Es wird Ihnen nicht passen, Herr Buchhalter!“

„Hörte Kaal recht? Nennt man ihn nicht mehr Direktor? Aber er tut, als merke er das nicht, und sagt:

„Sie schreiben im Schaufenster, daß die Neun-Mark-Schuhe in jeder Größe vorhanden seien. Geben Sie mir also ein Paar Nummer 43!“

„Es ist leider ausgegangen, Herr Kontist!“ Das ist Kaal zuviel! Er schreit:

„Ich bin nicht Ihr Direktor, Ihr Buchhalter, Ihr Kontist! Mein Name ist Kaal. Ich verlange ein Paar Schuhe Nummer 43 um den Preis von neun Mark! Verstanden?“

Und da der Verkäufer bedauernd die Achseln zuckt, sagt Kaal:

„Ich werde Anzüge erlassen. Sie halten den Käufer zum besten! Warum führen Sie nicht im Schaufenster an, daß Nummer 43 nicht mehr zu haben ist?“

„Sie werden doch nicht die Hälfte der Behörden in Anspruch nehmen, Herr Kaal! Das würde Ihnen nur unnötige Laufereien verursachen. Ich werde in unserer Kasse nachsehen lassen. Wir werden bestimmt noch ein Paar Schuhe Nummer 43 um neun Mark auf den Lager haben. Vielleicht bemühen Sie sich in einigen Tagen wieder her!“



Paris

G. York

Kaal ist damit einverstanden.

„In einer Woche komme ich wieder. Aber wenn Sie dann — Ich brauche wohl nicht mehr zu jagen! Guten Tag!“

Die Woche vergeht. Die Schuhe, die Kaal trägt, stürzen in dieser Woche der Auflösung in ihre Bestandteile entgegen. Aber Kaal hat es auf die billigen Neun-Mark-Schuhe abgesehen. Andere Schuhe kauft er nicht, nie und nimmer. Und wenn er bis dahin ohne Schuhe laufen müßte. Poliziisten blühen ihm bereits nach, wenn er auf seinen Fragmenten von Schuhen durch die Straßen schleicht. Seine Frau läßt mehrmals das Wort Scheidung fallen, wenn sie seine Schuhe anblickt. Aber alles das rührt Kaal nicht. Er weiß, daß er diese Woche überleben und daß er dann die billigen neuen Schuhe tragen wird. Ja, auch diese Woche geht zu Ende. Kaal eilt in das Geschäft.

„Nun?“ fragt er atemlos. „Sind die billigen Schuhe um neun Mark doch gefunden worden? Nummer 43!“



Newyork

G. York

Väbelnd nickt der Verkäufer.

„Ja! Kaufen doch Sie, Herr Kaal, vor einer Woche die Türe hinter sich geschlossen hatten, erinnerte ich mich, daß ich doch noch ein Paar Nummer 43 zur Verfügung hatte. Ich wollte Ihnen nachhelfen, doch Sie waren nicht mehr zu sehen!“

„Das ist heute nicht mehr wichtig!“ sagt Kaal. „Man werden die neuen Schuhe eben eine Woche länger benutzt werden können. Nicht wahr?“

„Sie haben recht! Aber in dieser Woche sind die Preise —“

Kaal ballt die Fäuste.

„Was sind die Preise? Herr, Sie glauben wohl, daß ich jetzt nach einer Woche —? Neun Mark! zahle ich. Verstanden!“

Der Verkäufer ist verzweifelt.

„Sie müssen doch verstehen, Herr Kaal, daß —“

„Nichts mit daß und so weiter! Ich zahle neun Mark! Und kein Wort mehr!“

„Aber hören Sie mich doch an, Herr Kaal! Sie wissen, daß die Zeiten — — Kurz, der Preis von neun Mark ist unanständig!“

Das würde Ihnen so passen, mein Herr! Jetzt durchschaue ich Sie ganz! Vor eine Woche wußten Sie sehr genau, daß Sie noch Schuhe Nummer 43 um neun Mark aus dem Lager hatten. Aber Sie schickten mich fort, weil Sie wollten, daß ich zu einer Zeit wiederkomme, da die Preise — — Nein, mein Lieber! Es gibt nur zwei Möglichkeiten! Sie geben mir die Schuhe um neun Mark oder ich mache umherberührend die Anzeige! Ich habe gesprochen! Schluss!“

Der Verkäufer ist längst in einen Stuhl gefallen. Stumm und ergeben nickt er, während Kaal die neuen Schuhe anprobirt. Dann läßt er sich die Reste der alten Schuhe in einen Kasten packen und sagt:

„Hier sind neun Mark! Und in Zukunft schauken Sie sich die Leute besser an, die sich in Ihrem Laden verirren!“

„Wenn Sie mich nur verstehen wollten, Herr Kaal! Die Zeiten sind so schlecht, daß — —“

„Gemein! Ich habe gesagt. Es bleibt bei den neun Mark!“

„Soll es wirklich bei den neun Mark bleiben, Herr Kaal?“ Der Verkäufer farrt ihn an. Kaal lächelt breit.

„Es bleibt bei den neun Mark, mein Herr! Auf mein Wort!“ Und er verläßt den Laden.

„Mich betrügen wollen, mich überverteln!“ sagt er zu sich. Und da er neugierig ist, wie teuer eigentlich die Neun-Mark-Schuhe im Laufe der Woche geworden sind, wirft er einen Blick ins Schaufenster. Mit flatternden Augen liest er:

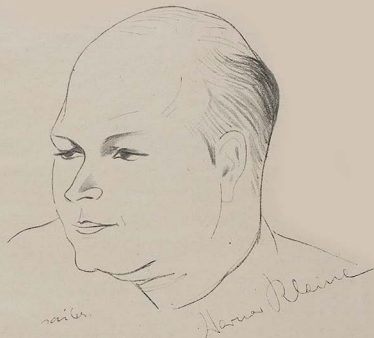
„Die billigen Schuhe! Vor einer Woche noch neun Mark! Heute nur mehr fünf Mark das Paar!“

... Was hat Kaal nun davon, da er doch sein Wert gegeben hat, daß es bei neun Mark bleiben muß?

Lautsprecher

„Papa, woraus wurde denn der erste Lautsprecher gemacht?“

„Aus einer Rippe, mein Kind!“ F. S.



Der Komponist Werner Kleine

A. Sailer

Fremdenverkehr

Ein Fremder, der eine Autodroschke benutzt hat, um ins Hotel zu fahren, fragt den Portier, was der Chauffeur bekommen.

Portier: „Vier Mark, mein Herr!“

Der Fremde gibt dem Portier die vier Mark.

Portier (zum Kellner): „Geben Sie dem Kutscher drei Mark!“

Kellner (zum Kutscher): „Gib dem Kutscher draußen zwei Mark!“

Der Kutscher gibt dem Kutscher 1.50 Mark. Kutscher: „Was, nur die Lage? Nicht einmal ein Trinkgeld? Die Fremden soll alle der Teufel holen!“

Der Baukasten

„Mutti“, bittet der kleine Helmut vor dem Zubettgehen, „wecke mich morgen früh um fünf Uhr!“

„Warum denn so früh, mein Kind?“

„Ich möchte gerne, ehe der Papa dazu kommt, mit meinem Baukasten spielen!“

Der Idiot

Chef: „Wenn ein Kunde Sie nicht versteht, ist es allernachst Ihre Schuld! Ein Mensch, der sich nicht gegenüber jedermann verständlich machen kann, ist ein Idiot! Haben Sie mich verstanden?“

Kommis: „Nein, Herr Chef!“

F. S.

Stenotypistin

„Ich habe einen alten, treuen Buchhalter, der in meinem Dienste ergraut ist.“

„Das ist doch nichts Besonderes. Ich habe eine Stenotypistin, die in meinem Dienste erst braun, dann blond und schließlich rot geworden ist!“

F. S.

Veränderte Situation

„Emil! Was tust du denn da? Du darfst doch nicht auf Wilhelmens Bauch schießen!“

„Wie spielen doch Wilhelm Tell!“

„Ja, aber da schießt man doch nicht auf den Bauch!“

„Natürlich, wo er doch schon den Apfel gegessen hat!“

F. S.

Ansichtssache

In einem Wandergesetz tritt unter anderen Artisten auch ein Messerwerfer auf. Vor der Holzwand steht wie bewegungslos die schöne Hysitentin. Der Messerwerfer greift wiegt sein Messer prägend in der Hand, dann — blitzschnell — faßt ein funkelndes Etwas durch die Luft. Dann sieht das Messer haarscharf, kaum einen Zentimeter in der Holzwand, aber doch neben dem Haupte der schönen Hysitentin. Hochspannung im Publikum und absolutes Schweigen, das Schweigen der großen Emulation. Wieder wiegt prägend greifend sein Messer in der Hand und wieder faßt ein Etalab durch die Luft — diesmal scharf über dem Schilde der schönen Frau. Ruhe — Schweigen, nur eine einzige Stimme läßt sich vernehmen, sie gehört dem Rentier Frosch aus Parna in Cachen an. Er sagt zu seiner Ehe- liebsten: „Wodder denäben!“

M. S.

Der Unterschied

„Kurt, kannst du mir den Unterschied zwischen Vorwitz und Feigheit erklären?“

„Vorwitz ist es, wenn man selber Angst hat; wenn die anderen sich fürchten, ist es Feigheit!“

Der Krieg im Dorf

Von Hans Erman

Zwischen dem Hartmannsweller Kopf und dem Mollenrain, in dem Tal, das sich südlich zur Thau hinzieht, liegt das kleine Dorf. In den Jahren nach dem Krieg war vieles hier wieder aufgebaut worden, was die Gewalt der Geschosse und des Feuers einst zerstört hatte. Die Bürgermeisterei hatte ein neues Haus bekommen, in welchem ein Herr Maire mit Gewichtigkeit und Strenge seines Amtes volltete. Dann hatte man den Turm der Kirche erneuert. Auch ein Schulhaus stand wieder wie früher neben dem kleinen Boten-Kapellchen, das umhergeht die vier Kriegsjahre überdauert hatte.

Ein wenig abseits lag das Gehöft des Josef Grempers. Hier war es, als ob der Krieg noch gestern gewütet hätte. Der Garten lag wüst, und die Stämme der Obstbäume saulten zwischen den Brennnesseln und der üppig blühenden Schafgarbe. Das Haus war nur noch notdürftigste gestützt, und in Dach und Mauer fraßen Moos und Flechten. Umgerüstet war nur der Brunnen, dessen schmaler Wasserlauf im Krieg und Frieden gleichmäßig das Land nistete. Von seinem Trog aus sah man an Hartmannsweller Kopf hinauf einen breiten Streifen ungebauten Feldes, in dem sich Gräben und Einschläge fanden...

Als der Grempers-Josef im November 1918 nach Haus gekommen war, war er mit vier-

undfünfzig Jahren ein magerer, einsamer Mann. Die Frau war tot, seine beiden Söhne in den Karpaten gefallen. Und von den Grempers, die drüben auf der französischen Seite den Krieg mitgemacht hatten, war auch keiner mit dem Leben dazugekommen...

Deshalb ließ Josef alles liegen, wie es war, und mochten Wald und Wirtschaft verkommen...

Deshalb aber geriet er auch in Feindschaft mit dem Maire.

Deshalb kam er auch bald mit dem ganzen Dorf auseinander. Das waren alles Männer, die noch Weiber und Kinder hatten; sie arbeiteten für die Zukunft und konnten für Josef kein Verständnis aufbringen.

Eines Tages hatten Berenshammer auf Josefs Waldstück am Mollenrain Ornatzen gefunden. Das brachte Unruhe und viel Aufregung ins Dorf. Am Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst redeten die Bauern darüber. Es kam den Herrn Maire zu Ohren, und der beschloß die zwangsweise Aufäumung der Gremperschen Waldstücke. Zuerst wurde aber Josef auf die Maire geladen und angelacht, daß er auf seinem Grundstück noch immer Kriegsmunition liegen habe.

„Ich hob' die Dinger nicht hingelegt. Ich nehm' sie auch nicht weg. Meinevorgen sollen sie liegen bis zum nächsten Krieg. Dann braucht Ihr nicht erst neue machen zu lassen!“

Der Herr Maire hatte sich zur Verhandlung die breite blau-weiß-rote Antischärpe umgebunden. Er war jung und von seiner

Würde und Aufgabe, ein Kulturbringer zu sein, bis ins Innerste durchdrungen. In dem vorliegenden Fall glaubte er sehr Widerstand zu setzen, wo doch nur traurige Tatsachen vorlag. Er belegte Josef mit einer Geldstrafe von 2000 Francs.

„Kein Gefeg kenn' ich, daß ich Ornatzen auf meinem eigenen Grund und Boden verschaffen muß, wenn ich sie behalten will“, räumte Josef. Er liebte sein Land doch genau so, wie es nun geworden war. Es war eine grausame Liebe, aber Josef war in ihr glücklich. Der gereinigten Boden, die zersetzten Räume, das verfallene Haus — sie waren die Sinnbilder seines Lebens geworden. An ihnen dachte nichts geändert werden!

So kam es, daß anderen Tages Josef Grempers dem Maire und seinen Arbeitern mit Gewalt den Zutritt wehrte. Er schlug dabei dem Maire mit einem Eisen den Arm blutig.

Dafür hatte Josef sich bald vor dem Gericht zu verantworten. Und obwohl sie dort Mitleid hatten mit einem armen, alten, einsamen Mann, verurteilten sie Josef zu einem Monat Gefängnis.

Nach vier Wochen war Josef wieder im Dorf. Er kam gerade zurück zur Versteigerung seines Anebens. Die Geldstrafe von 2000 Francs und die Gerichtskosten mußten ja doch bezahlt werden. Und weil bares Geld nicht vorhanden war — die Zeiten erzwangen auch bessere Landwirte als Josef — hielt der Fiskus sich an das Haus und an den Wald.

(Fortsetzung S. 556)



Hamburger Hafen

Geo Tyroler

Ein Dienst erfordert den andern

Als sich Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie von Frankreich einmal in Biarritz aufhielten, wohnten sie auch einem ihnen zu Ehren gegebenen Tanzfest der Landesbevölkerung bei. Eugenie bemerzte eine hübsche junge Bäuerin, in deren Gesicht ein nicht weichen der trauriger Zug stand und die jeden Versuch, der sie zum Tanz aufforderte, abwies. Sie näherte sich ihr und fragte sie, warum sie nicht tanze. „Ich bringe es nicht übers Herz“, antwortete das Mädchen. — „Warum nicht?“ — „Ich müßte immer an meinen Jean denken, der in Mexiko kämpft und vielleicht gerade stirbt, während ich tanze!“ Die Kaiserin war von diesen Worten sehr ergriffen und berichtete sie gleich Napoleon. Der Kaiser antwortete nichts und schreite, einem Impulse folgend, auf die Traurige zu und sagte zu ihr: „Wenn dein Jean in Mexiko für mich kämpft, will ich in Biarritz für ihn tanzen. Komm!“ Und zum Erstaunen aller Gäste legte Napoleon den Arm um die junge Bäuerin und tanzte mehrmals mit ihr in die Runde. W.

Ein „kunstverständiger“ Feldherr

Lucius Mummius erblickt, als er Corinth erobert hatte, vom Senat den Befehl, die Stadt zu zerstören, vorher aber die Beute öffentlich zu versteigern. Als er bei dieser Versteigerung hörte, daß ein Beauftragter des Königs Attalus von Pergamon für ein Gemälde von Alcibiades ein märchenhaft hohes Gebot machte, war er überzeugt, daß es gefälscht, weil diesem Bilde irgendeine geheime Zauberkraft inne wohnte und befahl deshalb, es von der Versteigerung auszuschließen. — Derselbe große Feldherr rief einen Soldaten, der eine Marmorsäule von unerschlichem Wert sehr nachlässig behandelte, drohend zu: „Wer etwas zerbricht, muß es neu herstellen lassen!“ W.



Hinter der Bayerischen Landeswetterwarte

Anton Leidl

Mit Josef wollte man überhaupt niemand mehr etwas zu tun haben. Zwar billigten die Bauern nicht das Vergehen des Maier: sie waren ja so gut wie Josef davon überzeugt, daß auf seinem eigenen Boden jeder tun und lassen könne was er wolle.

Aber Josef war im Gefängnis gewesen! Das trennte ihn von allen rechtlichen Männern des Dorfes.

Einsige Tage nach der Rückkehr ins Dorf sah man ihn mit Spaten und Hacke oben am Mollentain in seinem früheren Waldstück arbeiten. Auch der Maier überlegte nicht weiter, was der Conderling Josef dort zu schaffen hatte.

Aber am nächsten Vormittag, als der Herr Maier im Hellkunkel des frühen Morgens die Haustüre aufschloß, um zum Dorf-Geisfeur zu gehen, stolperte er über ein paar eiserne Nollen.

„Versch! Der Herr Maier ist gebeten, die Örenanten hier auf seinem Grundstück zu befestigen!“ — so steht auf einem gelben Karton, von fester Hand geschrieben.

Fünf staltliche Örenanten und zwei Mimen lagen auf dem Hof!

Der Herr Maier verstand nichts von Zeitgündung und von Blindgängern — aber dem Herrn Maier wurde abendschlend eiskalt vor Angst und glanzwar vor Zorn. Das war offener Hohn. Das bedeutete Entehrung und

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitedichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Widergeßlichkeit! Und kein anderer konnte das getan haben als Josef Örenpfer.

Die Eärte eines solchen Dickschädels mußte man brechen!

Ein neues Altkensstück wanderte hinab. Dieses Mal nach Mühlhausen. Die Öreßgebüder wurden gründlich durchgesehen. Der Hohn gegen die Öbergeißel lag offenbar. Zu untersuchen war noch, ob nicht gar politische Öetinde und Hochverrat im Spiele waren...

Lebenslängliches Zuchthaus, Deportation, Erschießung hatte der Maier Josef angedroht. Doch davon machte das Gerücht sich nichts zu

eigen. Von Hochverrat war keine Spur, über den Hohn wollte man hinwegsehen. Man war gnädig gestimmt in Mühlhausen und verurteilte den Örenpfer-Josef nur wegen unerlaubten Besitzes von Örengeißelstücken und einiger damit zusammenhängender Vergehen zu zwei Jahren Öefängnis.

Im Öefängnis fiel Josef mehr und mehr zusammen. Es machte auch keinen besondern Eindruck auf ihn, daß anläßlich einer Öenatsfeier ihm mehr als sechs Monate der Ötrafe erlassen wurden. Er verzichtete freiwillig auf jede Unterstützung und jede Arbeit in Mühlhausen. Er machte sich sofort auf den Weg in sein Dorf.

Es war jetzt Winter. Und der Herr Maier pflegte in dieser Jahreszeit sehr viel später zum Dorfbad zu gehen und sehr viel länger zu schlafen.

An diesem Morgen aber wurde er durch einen dumpfen Knall geweckt. Der Maier ließ so schnell er konnte vor die Haustüre. Im gleichen Augenblick ein zweiter, heftiger Schlag, der Fenster klirren machte. Es kam aus dem Öarten der Maier.

Hier lag der Örenpfer-Josef, tot, von zwei französischen Handgranaten zertrümmert. Und erst als der Maier und die Bauern wieder ins Haus gingen, lagen sie am Öartentor das graufame braune Öbild: „Der Herr ist gebeten, diesmal alles liegen zu lassen“...

Drucksmann
Ein

DIE JUGEND

Der
Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorstehenden Vierfarbendruck nach Bilderwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pfg., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto. G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITT
BERLIN 80 10
KUNSTSTR. 20
FERNRUUF: P. J. JANNOWITZ BUNMEL-NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunsthändler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mühlhausen von Exemplaren als Waschdruck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pfg. Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, zuzüglich Portoposten durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Portoposten) erscheint die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lesen des Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Pachtzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**

Für stille Stunden

Die gewunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwierige Aufgabe

Ein Jutebesitzer engagiert einen jungen Menschen zum Löwenbändiger. Er machte ihm klar, daß dies eine ganz einfache Sache sei, bei der es nur darauf ankomme, den Löwen zu der Überzeugung zu bringen, daß er sich absolut nicht vor ihm fürchte. „Nein, nein“, lehnte der junge Mann ab. „Das geht schon gar nicht. Ich bin eine viel zu eheliche Natur, ich kann mich nicht so vorstellen, daß der Löwe es glaubt.“

M. S.

Zurückgegeben

Frñh Lehmann, Lebensmittel im Großhandel, ist durch Fleiß und Umsicht verhältnismäßig früh ein wohlhabender Mann geworden. Drum fehlt es ihm nicht an Neidern. Einen davon trifft er. „Guten Tag, Herr Lehmann, sagen Sie mal, ich wollte Sie schon immer fragen: nicht wahr, Sie stammen doch aus einem Dorf, haben in Ihrer Jugend Kühe gehütet, nicht wahr, man erzählt sich dies von Ihnen. Es stimmt doch, wie?“

Darauf Herr Lehmann: „Obwohl stimmt es, man hat Ihnen die Wahrheit erzählt. Ich bin sogar sehr froh darüber, über mein „Kühehüten“, wissen Sie: ich habe es nämlich dadurch gelernt, jedes Kindvieh von weitem schon zu erkennen.“

M. S.

Bescheidener Anfang

„Haben Sie schon etwas für Ihr Ziviler-Kostüm zum Gebirglerkostenvereinsfest?“

„Allerdings — die nackte Knie!“ F. S.

Kindermädchen

Das Kindermädchen kam heulend nach Hause: „Onädige Frau, ich habe Elli im Park verloren!“

„Warum haben Sie denn nicht mit einem Polizeiführer gesprochen?“

„Das habe ich getan und deswegen habe ich sie ja verloren!“ F. S.

Das Fieber

Der Arzt war gegangen. Professor Kuballe blieb allein, klingelte der Wirtschaftlerin und sagte: „Liebe Anna, eben sagt mir der Doktor, ich würde gegen Abend wieder fiebern. Wenn ich es vergessen sollte, bitte erinnern Sie mich!“

F. S.

Die gute alte Zeit

Student: Wir wollen unser Stammtischlokaler herbei verlagern — haben Sie einen genügend großen Tisch?“

Wirt: „Sehen Sie sich mal diesen an — unter dem können bequem fünfzehn Personen liegen.“



Der Empfangschef in Urlaub

„Jetzt mach doch endlich ein vergnügtes Gesicht, Edgar!“
„Ach was! Ich will meinen Urlaub gründlich genießen!“

Beachten Sie bitte unsere Anzeigen!

Das Taschentuch

Meine Freundin vom Lande kam, wie alljährlich, zu Einkäufen nach Berlin. Wie gingen eines Abends ins Kino zum „Singing foot“ und der „sonny boy“ erschütterte auch sie. Sie vergaß Streifen von Zeilen. Nach dem ersten Akt bot ich ihr an Stelle ihres vollständig durchdrungenen Taschentuches mein Reservestück an, worauf sie unter Schluchzen hervorbrachte: „Ach, laß nur, der zweite Akt geht auch noch rein!“ F. S.

Der Fahrstuhl

Eine alte Dame aus der Provinz kommt in die Großstadt. Sie fragt in einem Hotel nach einem Zimmer. Dienstfertig führt sie der Empfangschef durch die Halle und öffnet eine Tür.

„Was, fünf Mark soll ich für diese Kammer bezahlen, und auf diesen kleinen, harten Sofa soll man schlafen? Rufen Sie mir sofort den Herrn Direktor!“

„Aber gnädige Frau“, stammelte der Empfangschef, „das ist doch der Fahrstuhl!“ F. S.

Die rauchenden Vögel

Die Handl, der dienstbare Geist bei dem gutmütigen Herrn Geheimrat Gerson, fragt diesen, ob sie ein Stündchen in den Stadtpark gehen dürfe, da jängen die Vögel jetzt so schön, und das erinnere sie so sehr an ihre Heimat.

„Ja ja“, meinte der Geheimrat, „so geh halt... nimm aber für deine Vögel nicht wieder so viele von... meinen Zigaretten mit!“ F. S.

Variante

„Wie haben sich denn die Moorbäder bei Ihrem Husten verhalten?“
„Hervorragend! Das Moor hat seine Schule längst getan... und ich kam gehen!“ F. S.

**Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!**

Redaktionelle Notiz:

Eine neue SONDERNUMMER DER „JUGEND“

„RADSPORT“

erscheint am 8. September 1935

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klafsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seix Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderer Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag AG. / München
Herrnstraße 10



Fischerfrauen

Georg Tyroller

Ein kühn'er Jüngling

Als ein junger Marquis, der in Spanien mit Karl II. zusammen-
gezogen worden war, nach Frankreich zurückkehrte, fragte Ludwig XIV.
ihn: „War der König von Spanien nicht sehr betrieblt, als Sie ihn
verließen?“ Zerklos antwortete der Jüngling: „Nein, Sire! König
haben kein Gefühl für Freundschaft.“ W.

Wrangels Orthographie

Während des Dänischen Krieges 1864 wurde dem Kriegsminister
von Koon durch einen Hauptmann ein Brief vom „ollen Wrangel“
überbracht, der ihn so sehr in Verlegenheit versetzte, daß er gleich da-
mit zum König ging. In dem Schreiben stand, der Überbringer sei
der feigste Offizier der preussischen Armee, er verlange für ihn
einen hohen Orden als Auszeichnung. „Was soll man davon halten?“
fragte Koon kopfschüttelnd seinen obersten Kriegsherrn. „Ach dieser
suchte beim Lesen des Briefes. Möglicherweise laut heraus.“ „Ja, ja,
Wrangels Orthographie muß man kennen!“ rief er aus. „Er meint
je...igste — fähigste — Offizier!“ W.

Der große Gelehrte

Richard Bentley, der berühmte Theologe an der Universität
Cambridge (1662—1742), der zu seiner Zeit für den scharfsinnigsten
Erklärer schwieriger Stellen der alten Klassiker galt, blieb, obgleich
sein Entfaltungsgang ein sehr vielseitiger gewesen war, doch immer
im gesellschaftlichen Leben sehr unsicher und unbeholfen. Als er einmal
in Paris zu einer großen Abendgesellschaft eingeladen war, wurde er
beim Anblick der vielen Gäste, die er nicht erwartet hatte, so bestürzt,
daß er fluchtartig wieder davonlief. Lachend fragte jemand die Witze:
„Wer war denn dieser königliche König?“ — „Ob der Herr ist sehr
gelehrt!“ antwortete sie mit gutmütigen Spott. „Er weiß ganz genau,
wie ein Esel auf Griechisch und Hebräisch heißt, aber leider weiß er
nicht, wie man darauf sitzen muß.“ W.

Berichterstattung

Aus einem Gendarmen-Bericht:

„Der Gelegenheitsarbeiter K. randalierte
heute in betrunkenem Zustande in der Kirch-
straße. Er schlug in einem dortigen Geschäft
eine Schelwe und hierauf den Weg zum Bahn-
hof ein.“

Schwachen Männern

„Schwache
Männern
sind die,
die in der
Welt nicht
etwas aus-
richten können.“



Schiedsspruch

Zu einem Friedensrichter in Paris kam ein Ehepaar, um sich nach zehnjähriger Ehe scheiden zu lassen. Nachdem die Formalien erledigt waren, fragte der Richter: „Haben Sie Kinder?“ „Ja“, sagte der Ehemann, „diese Kinder sind ja gerade die Ursache zu unserem Zerwürfnis. Wir haben drei Kinder, davon möchte ich zwei haben, doch meine Frau hat denselben Wunsch.“

Nachdem der Richter eine Weile überlegt hatte, was hier zu tun sei, sprach er: „Wollen Sie sich beide meinem Urteilspruch unterwerfen?“

„Ja“, sagten beide Eheleute.

„Nun, dann, schlage ich also vor, Sie warten in gemeinsamer Ehe noch ein Jahr. Sie werden vermutlich dann ein viertes Kind haben, alsdann kommen Sie wieder zu mir und die Ehe wird dann auf die einfachste Art geschieden.“ Beide Eheleute unterwarfen sich diesem Richterpruch. Nach Ablauf eines Jahres wartete der Richter auf das Erscheinen des Ehepaares. Niemand kam, auch nicht im zweiten Jahre. Durch Zufall jedoch traf eines Tages der Richter den Ehemann. Dieser war sichtlich verlegen, als ihn der Richter ansprach: „Nun, wie steht es mit der Scheidung?“ Sie sind ja nicht gekommen.“ „Ja“, meinte dieser, „die Sache ist wieder in einem schwierigen Stadium, wir haben jetzt fünf Kinder.“ „Was Sie sagen“, lächelte der kluge Richter, „ja, da ist nichts weiter zu machen, als daß wir wiederum ein weiteres Jahr warten müssen.“ Und grüßend ging er weiter.

M.S.

(Zu obigem Bild)

Das gute Kind

„Marie, den nächsten Sommer bring ich die Büchsenmilch mit, dann brauchst dich nicht mehr so plag'n!“

Bräutigame

„Stillte hat mir diese Woche dreimal ihren Bräutigam vorge stellt!“

„Ist sie denn so vergesslich?“

„Nein, es war jedesmal ein anderer!“ F.S.

Die Sonate

„Du scheinst ganz erschöpft zu sein, Lante Hann?“

„Und wie? Wenn ich diese Sonate gespielt habe, bin ich immer halbtot.“

„Ach, Lante, dann spiel' sie doch bitte noch einmal!“ F.S.

Bereicherung

Der Kranke war ein interessanter Fall.

Der Chirurg meinte:

„Ihre Operation wird die Wissenschaft bereichern.“

Der Kranke lachte:

„Mir egal. Ich bin in der Krankenkasse.“

Fatal

Der eitle Gatte: „Finden Sie nicht auch, daß meine Frau eine ganz herrliche Stimme hat?“

Der schwerhörige Nachbar:

„Wie meinen Sie?“

Gatte (lauter): „Finden Sie nicht auch, daß meine Frau eine ganz herrliche Stimme hat?“

„Versieh kein Wort! Dieses schreckliche Frauenzimmer da am Flügel schreit ja, als säge sie eine mitten durch!“

Les
die
Jugend

Neu!

DEINE KAMERA GENT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten und bringt Ihnen vor allem wertiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

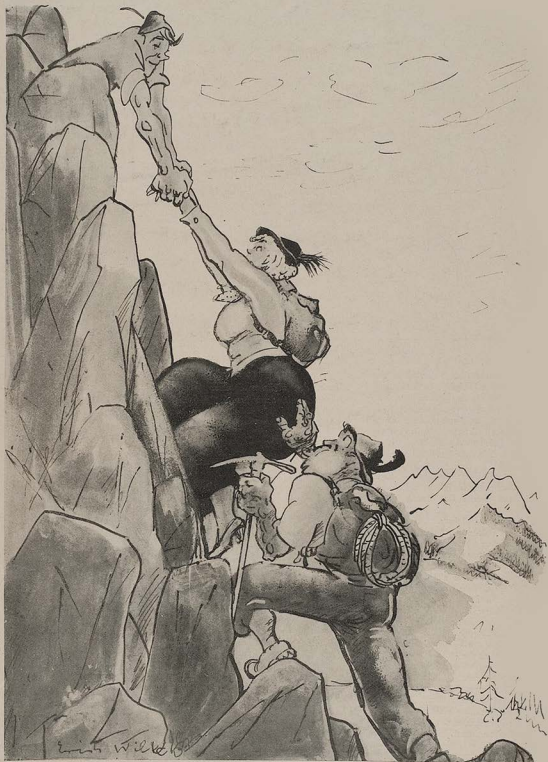
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Azenten in: Bloemendaal, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Hau-Ruck!

Erich Wilke



„Mein Gott, das ist ja entsetzlich! Wäre ich nur unten geblieben!“ — „Aber warum denn? A bisserl a Vergnüg'n muuß doch der Mensch hab'n!“



Bauernmädchen

Walter Thor

Der Opferstein

Von Georg Schwarz

Der Fund

Abend für Abend, wenn der blaue Rauch aus dem Kamin seiner Hütte wickelte, trat Grieb, der Korblechter, vor die Tür, ließ an den Bach, stand auf dem Dett und schaute trübsinnig auf die weißen, trockenen Wäden und Kiesel — und wünschte sich Wasser.

Wenn er so stand und sann, drang ihm jedesmal der Geruch gedrehten Ziegenkäses in die Nase, seines Nachtmahles, das er schon seit Jahren zum Teufel wünschte.

Eines Abends, er ging langsam und in Sinnen auf seine Hütte zurück, stolperte er und fiel auf die Nase.

Er erhob sich, schimpfte, tastete in der Halbdunkelheit den Grund ab — und geriet an einen Stein von absonderlicher Form.

Das machte ihn neugierig.

Er schlich in seine Gerätekammer, griff in der Dunkelheit nach Hacke und Spaten, zündete seine Handlaterne an und leuchtete die Stelle ab, wo der Stein lag.

Ein mäßig großer Block mit glatten Flächen, ein Quader, steckte fest in der Erde und ließ sich nicht ohne Mühe herausmachen. Während er um Werke war, wurde er von seiner Frau zum Nachtmahl gerufen. Er gab ihr mit deutlichen Worten zu verstehen, daß er noch Zeit genug habe, den angebauten Ziegenkäse hinunterzuwürgen, sie möge ihn jetzt nicht bei der Arbeit stören.

Die Frau war der Meinung, Grieb zöge wieder, wie so oft, Wassergraben durch die Wiese, um den himmlischen Regen abzufangen, wenn er einmal falle, und antwortete ihm mit einem gutmütigen Gelächter.

Nach einer Weile gab der Stein nach, er war von beachtlicher Länge, und Grieb umschloß ihn und richtete ihn auf.

Absteigend stellte er an seiner Kopfseite eine schüsselförmige Vertiefung fest, über die er sich Gedanken machte.

Weil ihn jetzt aber seine Frau zum zweitenmal ins Haus rief, ließ er den Stein stehen, wo er stand — und ging in seine Hütte.

Der Herr Pfarrer

Am andern Tag bekam Grieb und seine Frau Besuch vom Pfarrer. Das geschah jedes Jahr einmal. Der Seelenhirt sparte sich diesen sauren Gang immer auf einen der schönsten, blauen Sommerstage auf, wenn sie genug lange Zeit unterwegs und Härte dann den Besuch in Griebs zwiger Kränkel entsprechend ab.

So traf es sich, daß der Pfarrer erst gegen Spätnachmittag im Waldwinkel ankam, als Grieb mit seiner Hausarbeit, der Korblechtere, fertig war und sich vor dem Hause mit seinem seltenen Gebrauchszund beschäftigte.

„Das ist ein Opferstein“, sagte der gebildete Mann, als ihn Grieb nach der Begrüßung auf seinen Stein aufmerksam machte.

„Die kleine Mulde, die er oben aufweist“, sagte der geistliche Herr, „dient zur Aufnahme der Opfer, als da betrachtet wurden die Früchte des Feldes und des Gartens nach dem Gebrauch der vormaligen Besitzergreifer unseres Landes, der heidnischen Römer.“

Grieb hörte aufmerksam zu und veranlaßte dadurch den Pfarrer zu einer kleinen Rede.

„Wenn sich die Herren Römer“, sagte der Geistliche, „etwas Besonderen von ihren Göttern erbeten wollten, sei es Gesundheit, Fruchtbarkeit, besten Ertrag des Bodens, Wasser von unten oder Regen vom Himmel, dann brachten sie Ceres, der fruchtspendenden Göttin, besser

gesagt, Flora, der die Erde schmückenden, ein Väteropfer dar. Das heißt: sie opferten ihr etwas vom Ertrag ihrer Felder und Gärten.“

So sprach der geistliche Herr — und Grieb ließ der gemächlichen Rede die schnelle Frage nachfolgen, ob es denn auch etwas nemlich habe. Der Pfarrer sah ihn verdutzt an und antwortete: Oben, der Unschickliche, der von den Heiden, die ihn noch nicht genügend erkannten, in zahlreichen Bildern und steinernen Götzen angebetet worden sei, habe die Bitten der Menschen dennoch gehört und ihnen nach Gebühr geantwortet, was sie begehrt hätten.

Grieb war mit dieser Antwort zufrieden und ging mit dem Pfarrer in die Hütte, wo Artel, seine Frau, mit einer Schüssel saurer Milch aufwartete, die der Pfarrer zu schälen wachte.

Als die Rede noch einmal auf den Opferstein kommen wollte, lenkte der Pfarrer schnell ab, nannte den Fund in abfälligen Ton eine Herenwaischüssel, dankte für die Bewirtung, segnete Haus und Bewohner und verabschiedete sich.

Die Beschwörung

Seit dem Besuch des Pfarrers war Grieb nachdenklich.

Ob stand er vor dem Stein in schweren Gedanken und schien etwas vorzuziehen. Er ging umher wie ein Geist, unruhig und ängstlich. Endlich besprach er sich mit seiner Frau. Er sagte ihr, daß er den Besuch machen wolle, Wasser aus der Erde zu zaubern mit Hilfe des Opfersteins.

Helfe es oder helfe es nicht, er sei sich klar darüber, daß die Beschwörung wenigstens keinen Schaden anrichten könne.

Artel wendete ein, es müßten vielleicht Vögel angelockt werden, wenn sie das Wort des Pfarrers recht verstanden habe, und riet ihm, der Vorkühlschaber je ein Vaterunser zu beten vor und nach der Beschwörung.

Grieb wartete den nächsten Markttag ab.

Als seine Frau mit den neuen Körben das Haus verlassen hatte, trat er in großer Eile Zwiebelen, Krautblätter, Kartoffeln und anderes Gezeug zusammen und legte es in die Herenschüssel.

Dann steckte er das Opfer mit einem brennenden Strohbesen in Brand. Es gab einen dicken, graugrünen Rauch, der in Bögen und Schloffen höher und höher stieg und das ganze Waldtal vernebelte.

Grieb sprach ein Vaterunser, während ihm der Rauch in der Kehle kratzte. Da emobte er auf einer Seite des Steines eine Inschrift, aus lateinischen Buchstaben, die er nach seiner Gewohnheit laut und langsam zu lesen begann. Als ihm der Quaden das Lesen erschwerte, wich er einige Schritte zurück und sah gerade, wie ein schwarzhaariger, nackter, teuflähnlicher Kerl mit Besenfüßen und Hörnern über den Bach sprang und geradewegs auf ihn zuhielt.

Er sperrte den Mund auf vor Schrecken. Das Entsetzen präbte ihn an. Der besenfüßige Kerl stand schon dicht vor ihm und grinste ihm ins Gesicht.

„Was bist du für ein Teufel?“ fuhr ihn Grieb heftig an, „und was willst du?“

„Was willst du?“ äßte ihn der andere nach.

Grieb begann sich nicht lange. „Wasser“, sagte er, „eine Kuh in den Stall, Wasser und eine Kuh. Verstehst du?“

Der Schwarzhaarige nickte, öffnete seine rotenuligen Lippen und wickerte wie ein Pferd.

Grob fühlte sich verstanden, überwand seine Scheu und lud den Fremdling durch Obkärden in sein Haus ein.

Der Gaun

Bevor der Backsüßige eintat, stampfte er mit den Hufen dermal auf die Schwelle. Grob ging voraus und schlug Feuer.

Der aufstammende Schein der Lampe auf dem Tisch entzündete den Gaun, lächelnd trat er näher und brängte alle Gegenstände in der Stube. Gefchrocken beordete er auf. Die tickende Uhr machte ihm Angst. Nachs griff Grob nach dem Verpendel und brachte sie zum Stehen.

Man setzte sich auf die Bank, und Grob holte den vollen Mostkrug aus der Wandnische. — Du wirst noch reden lernen, darbt er, der Most hebt die Junge — und schenkte ein. Der Gast hob sein Glas und lerte es auf einen Zug. Grob schenkte ein und überlegte. Da fiel ihm die Kreide ein.

Er stand auf und malte mit großer Mähe eine Kuh an die Stubenwand, Kräuter, Blumen, Gras und ein sprudelndes Bach kamen von selbst hinzu. Er wollte noch ein paar Kleinigkeiten anbringen, als ihn der Gast unterbrach. vor Freude stampfte und zum Zeichen des Verständnisses in ein lautes Mähgebrüll ausbrach.

Grob war halbwegs zufrieden. Er malte noch einen Felsen und eine Quelle an die Tür — und ahnte das Geräusch des draußigen Wassers nach. Auch der Mostkrug kam ihm zu Hilfe, er hielt ihn mit einer Hand in die Luft und ließ die goldgelbe Quelle in den Becher springen.

Der Gaun ließ merken, daß er begriß.

Man war dem Verständnis nahe, als die Haustür aufging und Nettel mit dem Fußen vom Markt zurückkam.

Mit einem Sprung war Grob am Kleiderbaken, erwischte einen blauen Schurz und band ihn dem erschauerten Gaun um die Lende.

Nettel war nicht allzufehr erschrocken, als sie den Gehörten erblickte, sie hatte Schlimmeres erwartet.

Während sie den Marktfleck auf die Bank am Ofen niederlegte, betrachtete sie den Gast und fand, daß er manche Ähnlichkeit habe mit dem Teufel, wie er in Fabeln und auf Bilderbogen abgebildet war. Grobs Speßköpfe setzte sich auf seines Vaters Schenkel und schaute dem Gast unermüdet auf die Nase.

Als Nettel ihren Korb ausgekratzt hatte, ging sie in die Küche. Nach einiger Zeit brachte sie Teller, Messer und Gabeln und deckte auf. Den Gehörten ließ sie nicht Stiefkind sein. Er bekam sein Teil wie die andern, ein Gluck dampfender Wurst und ein paar Köpfel Grundbiersalat.

Nach dem Essen geißelte der Frau ein verzehliches Ungeschick, sie fing laut an, das Vaterunser zu beten. Da runde der Gaun ängstlich, fing zu treten an, als stünde er auf glühendem Eisen — und machte eine abweichende Gebärde.



Der Baum

H. Mayrhofer-Passau

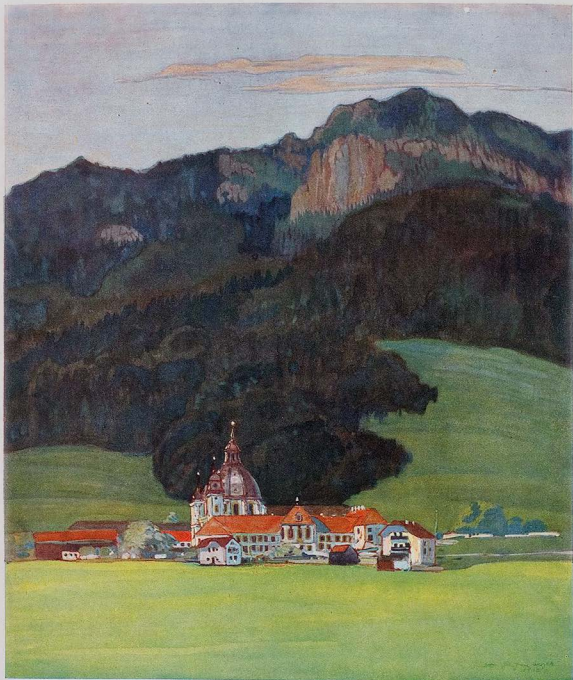
Ehe man wachte, warum er das tat, war er durch die Tür, aus dem Haus, in die Dunkelheit entpfungen.

Der Raub der Nymphen

Ein Finger klopfte ans Fenster, die Bege meldete laut im Stall — und Grob erwachte. Er schlüpfte in die Hose und lagte durchs Fenster. Draußen stand der Gaun und gab ihn zu verstehen, er möge sich fertig machen und ihn folgen.

Nettel rief ihrem Mann nach: „Wenn du merkst, daß er der Böse ist, dann reiß dich von ihm los! Dann wollen wir lieber in der Armut bleiben!“

Als Grob aus dem Haus trat, stürzte er beinahe über seine eigene Nase, die wie nützlich um den gehörten Mann herumtanzte und meldete, als hätte sie einen Verwandten zu beglücken.



Ettal bei Oberammergau

Otto Geigenberger

Der Baute folgte dem Waldgeist. Sie sprangen über den Bach und drangen in das niedere Gehölz ein. Im Weiterschreiten verwandelte sich vor Grobs Augen der ihm wohlbekannte Wald.

Sie gelangten auf eine kleine, runde Wiese, und Grobs Augen wurden vor Staunen groß. Er sah einen Mann mit einem Pferdeleib von Apfelschimmelfarbe, der mit einem nackten Mädchen an einer Quelle saß und

spielte. Die Stimme des Mädchens kicherte wie sprudelndes Wasser.

Von Zeit zu Zeit entfloß sie dem unbefohlenen Pferdennann, er versorgte sie, sie ließ sich von ihm haßchen, warf sich ihm über den Rücken und ließ sich willig von ihm dahintreiben.

Auf einmal ermüdete der Pferdeleibige, sank an der Quelle nieder und schlief.

Da sprang der Faun mit ein paar Eichen in die Wiese, sagte das Mädchen um den Leib, hielt ihm den Mund zu und ließ mit ihm in den Schatz des Waldes zurück. Als er seinen Raub vor dem Bauern niederlegte, verbarg sich der hinter einer beschämten Fichte.

Grob hielt er mit den guten Eichen.

Aber die Nymphe entsetzte den Bauer hinter seinen Baum und suchte ihn zu haufen. Ein lustiges Gangspiel zwischen den Bäumen begann, über das sich niemand mehr freute als der Faun, der darüber in ein lautes Bedauern ausbrach. Zuweilen gab er dem Bauern zu verstehen, er möge sich in den Wald zurückziehen. Grob fing an zu laufen. Während folgte ihm die Nymphe.

Nach kurzer Jagd befand sich der Bauer auf einem hohen Felsen, erkannte unter sich das schmale, verstrickte Tal, darin seine Hütte stand — und gab sich der Nymphe gesungen.

Sie setzte sich beiseiden zu ihm auf den Stein und wartete auf den nachziehenden Faun.

Der Wasserfall

Grob war verwirrt vom Anblick des schönen Mädchens, geriet aber bald in einen Zustand des Entsetzens, als der Felsen, auf dem er lag, leise zu zittern begann, als ruge sich die Erde, und ein Geräusch vom fallenden Wasser, sichtbarer Dampf und Nebel über und unter ihm die satte Luft erfüllte.

Er neigte sich über den Rand und erblickte unter dem Felsen einen Wasserfall, ein silbernes Zeichen in der Luft, das einen zierlichen Bogen zur Erde beschrieb. Er hörte ein seltsames Rauschen und sah, wie der Strahl in der Tiefe verschluckt.

Von diesem Augenblick an gab es für Grob keine Nymphe mehr, er schwang sich über den Fels, schlug sich durch die Gebüsche und folgte dem schlängelnden Lauf des jungen Baches, bis er zu seiner Quelle feststellen konnte, daß er sich mitten hinein in seine dürren Wiesen ergoß.

Schon füllten sich die vielen kleinen Gräben, die er mühselig ausgehoben hatte, mit glitzerndem Silber, das aus den Felsen troff. Er wartete im nassen Gras, sank ins Wasser bis über die Knie und sang an, wie ein Wilder zu schreien und seiner Frau zu rufen. Nettel sah ihn kommen und trat vor das Haus.

Er zeigte ihr den Wasserfall und schwang sich dreimal im Kreis. Den kleinen Michel setzte er sich auf die Schulter, daß er das Wunder erblicken konnte.

„Ist wird unser Gras wachsen“, jubelte Grob. Klein-Michel spitzte die Ohren, vernahm das Geräusch des raschenden Wassers und sagte: „Vater, ich höre schon, wie es wächst!“

Gastfreundschaft

Eine Kuh wederte auf Grobs Wiese und fraß frisches, blumiges Gras. Im Grobs Haus roch es nicht mehr nach gebratenem Ziegenkäse, sondern nach Rahmbutter, Milch und Rahm.

Nettel ging zweimal in der Woche auf den Markt und verkaufte dort, was die drei nicht aufessen konnten.

Grob arbeitete wie ein Held und legte vor dem Haus einen kleinen Garten an.

Wie es drebte im Wald, beim Felsen, ausstieg, kümmerte ihn so lange nicht, bis eines Tages wieder der Faun vor ihm stand, und Grob erschrak wie einer, der ein böses Gewissen hat.

Woll er nicht wissen, was er mit ihm reden sollte, lud er den Gast in seine Stube ein. Nettel hatte eine gute Milchsuppe gemacht, und so setzte man sich zum Essen. Bevor sie anfielen, gab Grob seiner Frau einen Wink, die dreimal das Gebet zu unterlassen.

Sie löschten ihre Suppe und vertuschen sich gut.

Nach dem Essen gab der Gehörnte Klein-Michel zu verstehen, daß er ihm etwas mitgebracht habe. Man verständigte sich durch Zeichen. Klein-Michel mußte die Augen schließen, wenn ihn der Faun sein Geschenk in die Hand legte. Michel schloß die Augen und öffnete vorsichtig die Hand.

Auf einmal tat er einen kleinen Schrei. Auf seiner Hand saß ein großer schwarzer Hirschkäfer.

Michel fand schnell Gefallen an dem gelesenen Tierchen, und der Faun zeigte ihm, wie man es zu Kunstflücken, kleinen Zieh- und Tragartefakten ohne Schwierigkeiten abrichten konnte.

Sie spannten den Käfer vor eine Schachtel und ließen ihn über kleine Hindernisse laufen. Wenn das Tier müde wurde, gaben sie ihm grüne Blätter zu fressen, die der Faun vorzuleichtweise mitgebracht hatte.

Bis in den Abend blieb der seltsame Gast im Haus.

Gegenseitiger Besuch

Mit der Zeit plagte den Bauer der Vorwitz doch, zu erfahren, ob die Nymphe noch auf dem Felsen läge. Ohne Wissen seiner Frau machte er sich auf den Weg dahin. Er fand sie singend und plätschernd am Rand eines Gumpens sitzen. Als er erwartete sie ihn schon längst. Grob wollte sich eigentlich bedanken für die gute Gabe des Wassers, die sie in das Tal gebracht hatte, und fing es recht ungeschickt an. Er vernahm sich mehrere Male vor ihr tief bis auf die Kehle. In der Meinung, er wolle ihr nach den Füßen greifen, sprang sie aber mit einem hellen Aufschrei in den Gumpen und machte ihn naß. Danach streckte ihr Grob seine ungeschickte Rechte entgegen, was sie so verstand, als wolle er sie wieder aus dem Wasser herausziehen, wegen sie sich wehrte, indem sie ihn bespuckte. Unglücklich fand Grob vor dem Gumpen und mußte ihr Gelächter über sich ergehen lassen.

Troßdem gefiel sie ihm, weil sie ein hübsches Weib war, von jener schlanken, geschmeidigen Art, wie sie ein Bauer auf dem Lande nicht allzuoft vor Gesicht bekommt.

Das hübsche Beinahe wurde nur vorzeitig gestört durch das Dazukommen des Fauns, vor dem sich der Bauer verbarg und das Glück hatte, unangesehen zu entkommen.

Als Grob wieder in seine heimliche Hütte trat, mußte er sich von seiner Frau erzählen lassen, daß der Faun unterdessen auf seine Weise bei Nettel einen Besuch gemacht hatte, der von ähnlichem Vorwitz zeugte wie der des Bauern der Nymphe gegenüber.

Aber die Frau hatte ein Grausen und Befremden vor dem halb nackten, behaarten Faun nicht überwinden können.

Die Rache des Zentauren

Eines Morgens erschaueten die zufriedenen Leute in ihrer Hütte an einem lauten Geheul. Es kam von der Richtung des Felsens. Grob sprang vor das Haus und sah den pferdeleibigen Mann in heftigem Kampf mit dem Faun auf der Wiese.

Da gab es keine lange Überlegung für ihn, er huschte in seine Gerätekammer, nahm eine schwere Hacke und rüdt gegen den Feind. Der Pferdeleibige lachte laut schallend, als er den Bauer mit der Streitmacht antreffen sah.

Mit einem kräftigen Huftritt schleuderte er den Faun auf die Erde und stellte sich dem Bauer entgegen.

Grob merkte, daß er dem Untier nicht gewachsen war und schleuderte ihn seine Hacke an den Kopf. Aufbäume sich der Pferdeleibige wie ein wildgewordenes Ross, schäumte und schmaus, setzte sich in Bewegung und beachte den Bauer in harte Bedrängnis. Grob mußte fliehen, der Zentaur war ihm nicht auf den Fersen. Als er die Tür seiner Hütte erreicht hatte, hatte Grob keine Zeit mehr, den Nettel vorzuschieben.

Pollernd drang der Verfolger nach.

Ein Hufschlag zerstückte den Ofen, ein anderer machte Trümmer aus Tisch, Bank und Lampe, hornblättrige Gänse zertrennten die beiden Fenster.

Stampfend und schauend drehte sich der Pferdeleibige in der engen Stube um. Grob hatte sich vertrieben.

Vor dem Haus lag der angeschwungene Opferstein.

Die unförmigen roten Häute des Zentauren hoben ihn in die Luft und schleuderten ihn auf das leichtgebaute Dach der Hütte.

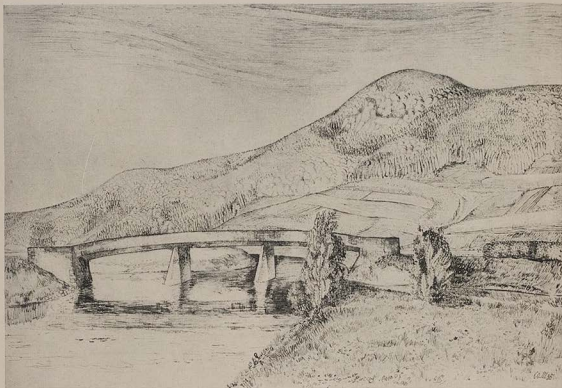
Mit Donnerkrach und Gepolter zertrennte der Stein die brüchigen Balken, durchschlug den Dachboden und landete in der halbverwüsteten Stube.

Schimpfend und um sich spuckend verließ der Zentaur das Tal, die Pedrositen trachten aus ihrem Unterschlupf.

Grob kam als erster zu sich. Mit Schrecken horchte er in die Luft. Es war so still wie noch nie.

Der Wasserfall rauchte nicht mehr.

Der Silberbogen sprang nicht mehr aus dem Felsen. Grob ließ an den



Brücke an der Altmühl

C. O. Müller

Bach. Er war verkommen. Die Steine waren noch naß, kleine Pfützen erinnerten an seine sprudelnde Herrlichkeit. Still graste die Kuh auf der Wiese und schien von alledem nichts gemerkt zu haben.

Pan

Ein helles Geshrei durchzuckte die Stille. Der Faun kam gepeitscht und deutete auf den Felsen. Dort sah man den Leib der Nymphe durch die Luft taumeln, der Zentaur warf sie im Zorn gegen Baum und Felsen. Einen wilden Schreien schrie die Götter aus, rief den Bauer mit sich am Rockärmel, und beide ertkamen die Anhöhe.

Der Zentaur hatte die Nymphe gefügt gemacht, sie über die Schulter geworfen und war mit ihr in das Dunkel des Waldes entzogen.

Als die beiden auf dem Felsen standen, sahen sie nur noch das tierische Hinterteil ihres Feindes zwischen den Stämmen verschwinden. Ohne Hören machte sich der Faun an die Verfolgung. Von Zeit zu Zeit stieß er einen schrillen Hilferuf aus, als rufe er seinem Gott.

„Pan!“ rief er laut, und tausendfach echote der Wald. „Pan. Pan. Pan.“ Die Bäume, die Felsen und Tiere wurden wach von seinem Ruf. Die Quellen im Wald tauchten auf, zischten schäumend über Moos und Gestein. Die Vögel flatterten kampfbereit, aus dem Schloß gezeichnet, über den Gipfeln.

Sie standen vor der Wiese, wo der Zentaur sich seines Raubes erfreute. Und der Faun rief mit inbrünstiger Stimme zu Pan, seinem Gott. Da wurde die Wiese von einer schwarzen Wolke beschattet.

Der Zentaur bäumte sich auf. Sein riesiger Leib erhob sich und stand auf den Hinterfüßen. Drohend erhob sein Menschenkörper die Faust gegen den finstern Gott, der in der Wolke herniederkam.

Ein Donner sprach aus der Wolke, ein blutroter Blitz traf den Widerpfosten, mit dem Flammenpfahl in der Brust sprengte er quer über die Wiese und stürzte kraftlos in sich zusammen.

Laut jammernd entfloß die Nymphe, ihre Klage verhallte wie ihres Gelächters im Wald. Die schwarze Wolke vergoß ihr Wasser. Grau wurde der Himmel und unerträglich tropfte sein Trümmen.

Als Grob seine Hütte widergefunden hatte, lebte nur noch ein Gedanke in ihm: der Wasserfall.

Er schaute hinauf zum Felsen.

Der silberne Bogen stand wieder in der Luft. Als die Sonne wiederkehrte, steckte sich der Tag einen siebenjährigen Kamm in sein naßgraues Haar.

Echloß

Grob spürte keine Lust mehr, auf den Felsen zu gehen. Der Gehörte ließ sich manchmal noch von der Ferne sehen. Eines Tages, in der Dämmerung, kam er zum letztenmal. Grob blinzelte durchs Fenster und glaubte zu sehen, daß er den Opferstein, der im Felde lag, auf die Schulter nahm — und sehen damit entwich, als trüge er einen Höllengäuber fort.

Herbstliches Lied

Der Sommer karg die Frucht,
Herbst hat sie ausgeleert;
Wald kommt die Zeit,
Wo man nach warmen Hütten sucht.

Der Wind geht im Weist
Und ruft die Kühle wach,
Die Ästern atmen schwach,
Der Vogel friert im Nest.

Und zögernd, Tag um Tag,
Entgleiten wir dem Traum:
Der Abend hängt im Raum
Wie unterm Scheitendach.

Heinz Rusch

Bayerisches, ungeschminkt

VON FLORIAN SEIDL

Das Dorf liegt so ziemlich in der Mitte zwischen München und Jägersfeld

1.

Eine junge Lehrerin kommt. Sie stammt aus der Stadt, heißt Lotte Dottenweid und ist bisher nur vornehm gewesen. Bayerischerweise fällt es ihr nicht leicht, sich einzugewöhnen. Eines Tages will sie sich Döfchen kaufen. Es gibt ja in dem Dorf sonst auch nichts, was sie erhandeln könnte! Beim Schmidt sollen sie Apfel und Birnen haben. Fräulein Dottenweid macht sich also schon, — allem Ungeheuer zum Trotz legt sie Gewicht darauf, auch in dieser Verbannung kennen zu lassen, daß sie im Grunde etwas Besseres ist und nicht hierher gehört, — tritt auf die Straße und geht zwischen Kirche und Wirtshaus hindurch. Dort steht ein Granderwagen. Das ist eine Art Baumwagen, wenn auch nicht gerade ziehende Jägerne drin hausen müssen. Aber so etwas Ähnliches werden die Leute wohl sein. Fräulein Lotte jedenfalls sieht mit Abscheu ein paar schmutzige Kinder und einige unwerdliche Frauenpersonen in der Nähe des Wagens. Sie biegt nach rechts ab und geht die Straße hinab zum Schindl. Aber Döfchen bekommt sie keine. Nein, die Leute haben nichts, nicht einen Apfel und Fräulein Dottenweid muß leer abziehen. —

Es sagt sich, daß am andern Tag der alte Schmidt im Schulhaus zu tun hat, und da sieht er das Fräulein wieder und erkennt, wer sie ist. Da ist es ihm denn peinlich, daß sie gestern abgewiesen wurde, und er fühlt sich sogar veranlaßt, sich ein bißchen zu entschuldigen. Was aber sagt der Gute? Er nicht die fernestehende und so sagt: „Was, Sie san des neie Schulzein! Des wenn man gestern gewußt hätten, da hätten ma scho an Döfchen habet. Mir ham halt g'mocht, Sie san ja a bergläufene Wagenstuck!“

Fräulein Dottenweid soll nicht begeistert gewesen sein. Sie hatte sich doch eigens so schön hergerichtet, aber was versteht schon so ein Bauernmache davon. Und — „Schicksal“, das ist nicht einmal im Bayerischen eine Schmeichelei.

2.

Der Kampf Georg ist „Pfarrercheling“. Während der Ferien kommt er heim und macht sich in angemessener Weise nützlich. Der Kirchendiener nämlich, der unter der Leitung des Lehrers steht, scheint ihm nicht auf der Höhe zu stehen, auf der er sich befinden sollte. Da nun der Kampf sich für viel musikalischer hält als der Lehrer ist, so veranstaltet er jedesmal einige Chorphören und nimmt in ihnen die alten bekannten, seit Jahrzehnten gesungenen Messen wieder durch. Sein Bemühen ist ja nicht durchwegs sinnlos, denn es ist wahr, oft genug schenkt der Chor an den Sonntagen jümmereich um.

Diese Proben müssen am Abend sein; früher

haben die Leute keine Zeit. Das hat nun seine gefährliche Seite. Denn der Heimweg zu den verstreut liegenden Höfen geht durch die nächsten Felder und stelenweise sogar durch den Wald. Man weiß aber, welche Versuchungen dabei ein christliches Gemüt anfechten können. So ermahnt denn der Georg die jungen Leute, die ihm zwar noch nicht in Döfchen gegeben sind, für die er sich jedoch trotzdem verantwortlich fühlt, jedesmal am Schluß der Probe zu stilschem Heimweg. Er scheint aber der Kraft seiner Worte selbst nicht recht zu trauen, es ist ja auch so, daß ein Großteil der Chormitglieder mit ihm, dem Kampf, die Schulbank gedrückt hat und vielleicht deswegen doch nicht die rechte Hochachtung aufzubringen vermag. Darum schleicht er ihnen nach und wenn ein Paar leicht in den Büschen verschwunden will, dann haust er hin und, ja es kommt sogar vor, daß er sie unart ausliefert. Das mag nun für den Kampf eine Befriedigung sein, nicht aber für die andern.

Einnmal nun ist ein Bursch während in die Höhe gefahren, hat geschluckt und ist auf den Kampf los. Der ist schleunigst davon. Doch der Bursch ist ihm nach und hat dabei gewaltige Drehungen in die Nacht hinein nach dem fliehenden geschleudert, von Geschlagen und dergleichen unangenehmen Dingen. Als sie eine Zeitlang so gelaufen waren, hat sich der

Kampf ermannet, ist stehen geblieben und hat fest gesagt: „Wie du willst! Ich werde dich nur darauf aufmerkmen, daß ich bereits die niederen Weiden empfangen habe, daß also eine Mißhandlung meiner Person erhöhet Strafmäß nach sich zieht.“

Und der Bursch? Der hat wohl noch gräßlich geschluckt, hat aber dann doch nicht mehr den rechten Mut aufgebracht.

3.

Wohl wie man beinahe gewöhntes Gebiet betreten hätten, wollen wir schon vollends hinein-tapfen.

Der Herr Pfarrer zeigt keinerlei Kampfscheu. Kommt es nun daher? Die Bauern jedenfalls waren mit ihm nicht zufrieden. Sie behaupten, er halte jeden Sonntag die gleiche Predigt, und einmal haben sie sich deshalb beschwert. Wenn sie sich die ganze Woche über plagen, dann, dachten sie, könne es der Pfarrer wenigstens einmal in der Woche, nämlich am Sonntag.

Nun soll es so gewesen sein: Die Bauern schrieben an das Ordinariat und wunden aufgefördert, an dem und dem Tag hinzukommen. Der Pfarrer erhielt gleichfalls eine Aufforderung und so trafen sich vor dem Bischof der Pfarrer und der Abgeordnete aus dem Dorf.

„Was muß ich hören“, sagt der Bischof streng. „Sie sollen jeden Sonntag die gleiche Predigt halten?“

Der Pfarrer sieht auf seine Leute, sagt den einen, den Moar streng ins Auge und fragt: „Moar, was hab ich am letzten Sonntag gepredigt?“

Der Angeredete erschrickt, wie ihn der Pfarrer so ansieht und sagt: „Am Sonntag“, stockt, sagt: „Ja, am Sonntag, von.“ wiederholt noch einmal: „Von...“ und ist nicht imstande mehr herauszubringen.

„Von?“ fragt der Pfarrer scharf, doch der andere weiß es nicht.

„Bischöfliche Gnaden“, sagt da der Pfarrer sanft und recht bekümmert, „nun wollte ich am nächsten Sonntag endlich eine neue Predigt halten, jetzt weiß der die alte noch nicht und nun muß ich sie noch einmal wiederholen.“

Das Dorf liegt so ziemlich in der Mitte zwischen München und Jägersfeld und es ist gut sein dort.

Aphorismen

Die meisten, die sparsam zu sein glauben, sind geizig.

Oft trägt Klüften weiter als Ehrelen.

Freundschaft ohne Discretion ist meist von kurzen Bestand.



Vignette

T. Trepte

Der Wetterbaum

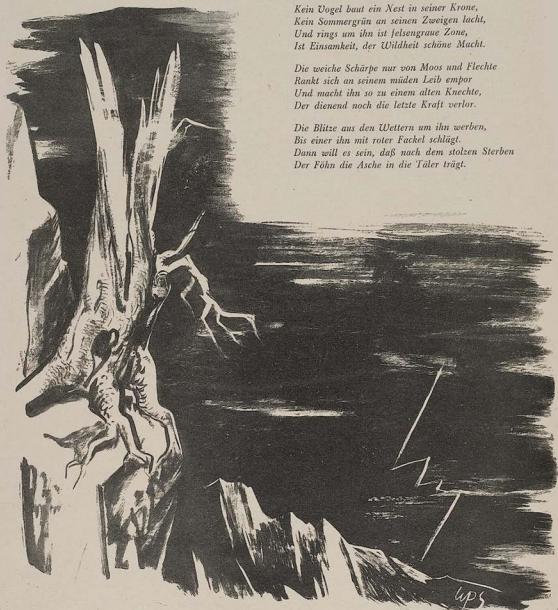
Von Wolfgang Trousin-Linhart

Bild von Werner Paul Schmitt

Kein Vogel baut ein Nest in seiner Krone,
Kein Sommergrün an seinen Zweigen lacht,
Und rings um ihn ist felsengraue Zone,
Ist Einsamkeit, der Wildheit schöne Macht.

Die weiche Schärpe nur von Moos und Flechte
Rankt sich an seinem müden Leib empor
Und macht ihn so zu einem alten Knechte,
Der dienend noch die letzte Kraft verlor.

Die Blitze aus den Wittern um ihn werben,
Bis einer ihn mit roter Fackel schlägt.
Dann will es sein, daß nach dem stolzen Sterben
Der Föhn die Asche in die Taler trägt.



Symbolischer Weg

Als Hans von Marées noch unbekannt war, hatte er in Rom ein Atelier oben am Pincio, hingegen lag seine Wohnung unten am Fluß. Gleichzeitig lebte in Rom der Moderner G., eine zeitgebundene Persönlichkeit, damals sehr erfolgreich, der, gerade umgekehrt, unten am Fluß ein luxuriöses Atelier hatte und oben am Pincio wohnte.

Die beiden Maler, die einander offiziell nicht kannten, begegneten sich fast täglich unterwegs, wenn sie an ihre Arbeitsstätten gingen: G. hin-

unter zum Fluß, Marées nach oben. Eines Tages wurden sie bei irgendeiner Veranstaltung miteinander bekannt gemacht.

„Ach, ich kenne Sie schon, Herr von Marées“, meinte von oben herab und etwas penetrant lautstark der Maler G. „Wir treffen uns ja immer, wenn wir in unsere Ateliers gehen.“

„Ja“, sagte Marées, „ich komme hinauf und Sie kommen herunter!“

H. M.

HISTORISCHE MINIATUREN

Der Freche

Einst wurde in Berlin ein Schmähschreiben auf Friedrich dem Großen verbreitet, daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, eine hohe Belohnung für Entdeckung des Verfassers aussetze.

Bald darauf wurde ihm ein Offizier gemeldet, der lange schon um eine Pension gebeten habe. Als der Offizier nun vor Friedrich hintret, um seine Bitte vorzubringen, rief ihm dieser zu, daß er seine Bitte noch immer nicht erfüllen könne.

Der Offizier blieb stehen und sagte, daß er noch etwas vorbringen möchte, und zwar ist er in der angenehmen Lage, den Verfasser der Schmähschreiben bekanntzugeben.

„Ah, das ist brav! Wer ist der Freche?“ „Ei!“ versetzte der Offizier gelassen, „ich bin es!“

Der König ließ den Verbrecher sofort verhaften und abführen.

„Wo bleibt aber die versprochene Belohnung, mein König? Ich wollte damit meine Frau und Kinder vom Hungertode retten“, rief er noch dem König zu, als man ihn wegführte.

„Die Belohnung soll deine Familie erhalten, du aber gehst sofort nach Spandau.“ Schick in Eile einige Jägers an den Kommandanten der Festung und gab den mündlichen Befehl, man möge dem Gefangenen zuerst ein gutes Mahl vorsetzen lassen und nachher erst den Brief öffnen.

Im Spandau angekommen, wurde dem Offizier ein herrliches Mahl vorgesetzt, da man annahm, daß dieses auf lange Zeit das letzte gute Essen sein werde. Dem Armen wollten die Speisen aber gar nicht munden, da ihm sein ungewisses Schicksal zu sehr am Herzen lag. Endlich wurde der geheimnisvolle Brief geöffnet und der Kommandant liest mit lauter Stimme: „Der Offizier wurde von mir zum Kommandanten von Spandau ernannt. Seine Gattin und Kinder sind schon nach dort hin unterwegs. Der bisherige Kommandant hat sich nach Potsdam zu verfügen, wo anderweitig für ihn gesorgt wird. Friedrich.“

Der Eitle

Ein Offizier erzählte dem König Friedrich dem Großen, daß er einen Soldaten in seinem Regimente habe, der aus Eitelkeit ein Ueberband aushängen, ohne eine Uhr zu besitzen. Friedrich wollte den Mann beschämen und befahl, ihn in die Nähe des Schloßes zu Wache zu kommandieren.

Als nun der Soldat ohne Uhr, wohl aber mit Kette, auf und ab marschierte, ging Friedrich vorüber und fragte: „Wieviel Uhr hast du, Freund?“ Meinte Uhr ist stehen geblieben.“

Der Soldat zögerte und wollte eine Entschuldigung stottern.

„Nun, will er seine Uhr heranziehen?“ rief Friedrich mit barscher Stimme.

Da zog der Zitternde sein Ueberband heraus und statt einer Uhr hing eine Flintenflur daran. Friedrich fing an hellauf zu lachen, aber schnell gestoppt sagte der Soldat:

„Diese Kugel zeigt mir zwar keine Stunden an, wohl aber meine Pflicht, den Augenblick für meinen König zu sterben.“

Im Zukunft trug der Soldat eine mit Diamanten besetzte Uhr des Königs.

Der Hundsfoß

Friedrich der Große hatte die Gewohnheit, wenn er abends sich entkleidet hatte und sich zu Ruhe legen wollte, daß er sich von seinem Kammerdiener ein Abendkleid vorlesen ließ. Dem Vorlesenden hörte er mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu. Als einst ein neu eingetretener Kammerdiener das Abendgebet das erstmal vorlas, glaubte er, es der Ehrfurcht gegen den König schuldig zu sein, die Worte: „Der Herr segne Dich“, so wie solche im Gebete standen, abändern zu müssen und sagte: „Der Herr segne Eure königliche Majestät.“

„Was heißt er da?“ rief der König. Der Vorleser wurde bestürzt, und in der Meinung, dem Monarchen noch nicht genug Ehre gegeben zu haben, sagte er nun: „Der Herr segne Allerhöchste Ihre königliche Majestät.“

Hierüber geriet der König in heftigen Zorn und rief: „Will er mir das Gebet verhungern? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfoß wie er!“

Der Invalide

Es war im Jahre 1833, als in Potsdam ein alter, mit dem Kreuze geschmückter und mit Narben bedeckter Soldat vor dem Schlosse dem König, der eben ausfahren wollte, eine Petition überreichen wollte. Der König kam, die Diener wiesen aber den Soldaten zurück, weil seine Majestät keine Zeit habe, ihn anzuhören. Der Invalide, der immer zurückgedrängt wurde, wurde endlich ungeduldig und rief nun mit lauter Stimme: „Im Jahre 1813 hier! es immer nur: ‚Derwärs!‘ Jetzt ruft das Bedientenpad überall: ‚Zurück, zurück!‘ — Das wirkt und der König winkte den Soldaten näher und nahm ihm die Petition aus der Hand.“

Der Vergessene

Der Chevalier von Grammont, ein Vorfahr des bekannten Ministers Napoleons III., war von dem Hofe Ludwigs XIV. verwiesen worden, weil er es gewagt hatte, dem Königin v. Houdancourt, der Favoritin des Königs, den Hof zu machen. Grammont ging nach London und wurde hier bald ein Vorkämpfer des Königs und seiner Umgebung. Unter den Hofdamen der Königin glänzte besonders Miß Hamilton, eine der reichsten und schönsten Töchter Englands. Der Chevalier verlobte sich mit ihr und beide schienen glücklich zu sein, er als vielbenetzter und vom Glücke begünstigter Bewerber eines der begabtesten und reichsten Mädchen Albions, sie als die Braut des elegantesten Kavaliers am Hofe. Dem leichtlebigen Franzosen aber wurde nach einigen Monaten die selbstgeschmiedete Fessel lästlich; es war ihm daher hochwillkommen, als Ludwig XIV. ihn zurückrief. Ohne sich von seiner Braut zu verabschieden, reiste er ab, um dem Rufe des Königs Folge zu leisten. Aber der Bräutigam der verlassenen Geliebten, der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Anton Hamilton, reiste ihm in Begleitung eines Freundes nach und holte ihn in Dover in dem Momente ein, als er sich zur Fahrt über den Kanal einschiffen wollte. „Herr Chevalier“, rief Anton Hamilton dem Franzosen zu, „haben Sie in London nichts vergessen?“ Dabei ließ er aus seiner Brusttasche in nicht miszuverstehender Weise den Lauf einer Pistole hervorstechen. „Vergessen Sie“, erwiderte nicht ohne Verlegenheit Grammont, „ich vergaß, Ihre Schwester zu befragen. Nehren wir uns, damit ich das Verhängnis nachholen kann.“ — Sie befanden den bereitgestellten Wagen und zwei Tage später war der Chevalier Miß Hamiltons Gatte, der bald darauf zum zweiten Male, diesmal in Begleitung seiner Frau, die Reise nach Paris antat...

Aus Ämtern

Der gehorhamst unterzeichnete Gemeindevorsteher ersucht in Betreff der militärdiensttauglichen Freie in bisheriger Gemeinde Fehlanzeige, daß die Gemeinde aus lauter Dankschaft besteht.“

„Die Gemeindeverwaltung W. bringt dem Kgl. Bezirksamte die untertänigste und gehorhamste Anzeige, daß unter den sämtlichen Gemeindevorständen der Gemeinde W. die Mault- und Klauenfische ausgebrochen ist. Welches bezieht die Gemeindeverwaltung W. 16. Sept. 1863.“

„... Auch machte die von tiefem Schmerz gebeunete Anzeige, dass unser 22 Jahre langer Förster an der Kurzsichtigkeit seines Herrn plötzlich gestorben ist und nach zwei Stunden sofort tot war, da ihn der Herr Forst unmerklichweise angeschossen hat. Der so schwere Oetreffene hinterläßt die Witwe von fünf unversorgten Kindern, wovon das älteste bestimmt ist, seinem Jagdberrn einst in gleicher Weise zu dienen.“ —

„Hundepette betreffend. Es wurde unterm 14. Juni l. J. vom Kgl. Bezirksamte die Verordnung erlassen und in Kreisblatt und Amtsblätter ausgeschrieben und verordnet, daß von an sechs Wochen lang die Hundepetite Maultische tragen müssen oder sie müssen eingesperrt werden, was zur Darnachachtung bekanntgegeben wird. Auch müssen sie an der Schwanz geweiß werden, wenn man damit ausgeht. 16. September 1863.“

Allmutter Erde

Anton Loh



Voll ist die Scheuer, voll das Gaus,
Allmutter Erde, ruh' dich aus:
Korn, Wein, Obst und jungen Wein,
wir brachten alles gut herein.

Von Komme, was da Kommen mag,
des Winters Pein und harte Plag,
voll ist die Truhe, voll der Schenk,
Allmutter Erde, habe Dank!

Feine Sitten

Es wird Goethes Gedichte „Der Sänger“ gelesen. Einige nicht sogleich verständliche Stellen sollen erklärt werden. Eine Schülerin winselt das von der Stelle: „Die Ritter schauten mutig drein und in den Schoß der Schönen.“ Nachdem der Lehrer zur Erklärung aufgefordert hat, stellt das ein Mädchen, das sich dazu gemeldet hat, so dar: „Die Ritter, die bei Hofe waren, schauten mutig in den Saal hinein und auch auf den Sänger, und sie hatten die Damen dabei in ihrem Schoße sitzen.“ K. R. W.

Gute Augen

Ena: „Wie kommst du auf den Gedanken, daß Karl bis über die Ohren in dich verliebt ist? Hat er die etwas gesagt?“

Dora: „Nein. Aber du hättest sehen sollen, wie er mich anguckte, wenn ich nicht hinsah!“

Nächstesmal

„Ich sah eben, daß Sie hinter der Pults meine Tochter küßten! Was haben Sie mir nun zu sagen?“

„Diesmal noch nichts. Aber nächstesmal werde ich sagen: passen Sie besser auf Ihre Tochter auf!“

Zerstreutheit

Kunde: „Aber, Mann, was geben Sie mir denn da? Was ist ja dieses Wasser!“

Milchhändler: „Oh, Verzeihung! Ich habe vergessen, die Milch hinzuzugießen.“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bretzeldichter, der geistreiche und temperamentsvolle Konfessioner des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die prosaischen Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG, München

Herrnstraße 10

Allerdings

„Professor Pollogott tut mir aber leid!“

„Wieso denn?“

„Nun, sein ganzes Leben hat er darauf verwendet, zehn Sprachen zu lernen und nun kommt er — bei seiner Frau gar nicht zu Wort!“

Ach so!

„Mein guter Vater wird nicht denn bemerkt kommen, noch eine zweite Familie zu ernähren.“

„Was? Hat er sich auf Abenteuer eingelassen?“

„Das nicht. Ich will heiraten.“

In Schottland

Ein junger Barde fand bei einem schottischen Farmer Arbeit. „Sie werden in der Scheune schlafen“, sagte sein Brotherr. „Und morgen früh um 4 Uhr erwarte ich Sie auf dem Felde.“ — „Gut“, sagte der Barde. Aber er verschlief am anderen Morgen die Zeit und kam erst um ein halb fünf Uhr zur Arbeit. Der Farmer stand auf seinem Spaten gekniet da und geizte ihn an: „Wo haben Sie sich denn den ganzen Vormittag herumgetrieben?“

Reingefallen

Eie: „Hast du den Brief, den ich dir vorhin mitgab, in den Kasten gesteckt?“

Ei: „Aber natürlich, Schatz.“

Eie: „Kann ich die ganz bestimmt glauben?“

Ei: „Gewiß doch! Ich habe ihn nicht an der Hand gelassen, bis ich ihn in den Kasten warf.“

Eie: „So auf dich kann man sich verlassen! Ich habe dir gar keinen Brief mitgegeben.“

Liebesleid

Es waren einmal zwei Blumen

Die neigten genander ihre Haupt

Und sandten sich zarte Küßchen.

Doch leider wachte kein Küßchen.

So blieben sie unbeliebt.

Buchstaben
in
der
Jugend

DIE PLUM ANZEIGE

der
Jugend

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderverfahren aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pfg. die ganze Serie v. 165 St. für M. 6.40 inkl. Porto. G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

EXAKTA



DRESDEN SPIESSEN 589



20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

SCHÖNE BILDER an den Wänden machen die Räume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den ersten billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg. je nach Größe, vortrefflich Portfolios durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postspesen) erleichtert die Bestellung. G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN 30 16
HUNDELSTR. 30
FERNRUF. P. T. JANNOWITZ SAMUEL-NR. 016



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lesen den Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 9 M.

Fischereisport — Verlag
Dr. Hanns Schuchmann
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wanddruck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pfg. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstraße 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden auf RM. 2.85 zuzüglich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Generalfeldmarschall Graf Moltke reist inkognito

Von F. O. H. Schulz

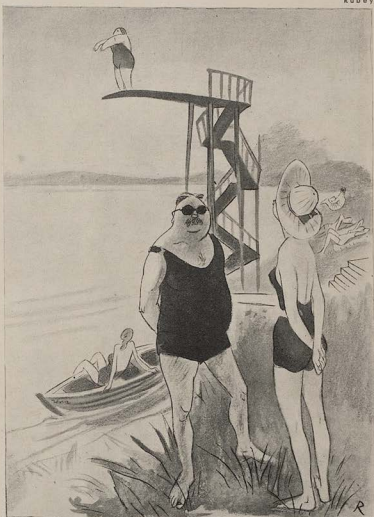
Am 20. Juli 1881 erhielt der Leutnant Helmut von Moltke von seinem Onkel, dem Feldmarschall Graf Helmut Moltke, die Auforderung, zehn Tage Urlaub zu nehmen und mit ihm eine Reise in das Latza-Gebirge zu machen. Einige Tage später waren Dntel und Nefse bereits unterwegs. Der Nefse hatte gerade noch Zeit gehabt, einige Henden und ein Paar Strümpfe zusammenzupacken, die in einen kleinen Handkoffer des Feldmarschalls wanderten. Mehr Gepäck durfte nicht mitgenommen werden. Der Dntel Helmut war fest entschlossen, inkognito zu reisen.

Am ersten Tage ging es bis Ratibor. Das Köfcherchen wurde in einem kleinen Hotelzimmer, das zur Übernachtung gewährt werden war, abgestellt. Dntel und Nefse gingen inkognito auf die Straße, um sich die Wunder Ratibors im Schein der Abendsonne einmal anzuschauen. Im Handumdrehen hatte sich die Anwesenheit des Fürsten von Königgrätz und Sedan im Städtchen herumgesprochen, und als der Feldmarschall den Rückweg ins Hotel antreten wollte, kam ihm der Bürgermeister mit Frau und vierzig Binde entgegen und bat um die Ehre, ihn bis zum Hotel begleiten zu dürfen.

Als der Feldmarschall am nächsten Morgen unerkannt abreisen wollte, fand er auf dem Bahnhof eine Volksversammlung vor, und die Eisenbahnverwaltung hatte einen Salomwagen für ihn einstellen lassen. Alle Bahnbeamten waren bis zur österreichischen Grenze bereits telegraphisch auf das Nähen des berühmten Fahrgastes aufmerksam gemacht worden. Und damit nicht genug: Auch die österreichische Bahnverwaltung war benachrichtigt worden und ließ den Salomwagen durch österreichisches Gebiet weitergehen. Überall wurde der Feldmarschall zu seinem großen Bedauern bewundert und angestaunt.

In Ratibor verließen Dntel und Nefse die Fester Bahn und fuhren nach Pevrad, wo übernachtet werden sollte. Da aber der Abend schon war und zahlreiche Landwagen am Bahnhof bereitstanden, um teilhabende Anstimmungen weiter in die Höhe Latza hineinzutragen, setzte sich Dntel Helmut mit seinem Nefsen in eins der Gefährte, um nach dem Badert Schmelz weiterzufahren, wo einige Tage Station gemacht werden sollte. Seinem erkrankten Nefsen begründete er die Reiseplanänderung folgendermaßen: „Wir haben den Vorteil, daß wir ganz inkognito ankommen.“

Wenigstens halb zehn Uhr kam man wirklich inkognito in Schmelz an. Die Folgen des Unerkennens machten sich für den bisjehigen Feldmarschall in der mannigfaltigsten Weise bemerkbar. Auf der ersten Nachschau nach einem Zimmer hieß es, daß Zimmer wahrscheinlich nicht mehr frei seien. Der Hoteldirektor winkte ab, nachdem er gehört hatte, daß die beiden Herren nur wenige Tage in Schmelz bleiben wollten. In zwei anderen Häusern wurden die beiden großen Herren mit dem



„Drehen Sie sich mal um! Ihre Frau wird gleich springen. Oder können Sie nichts Aufregendes sehen?“
„Doch — grade deswegen drehe ich mich nicht um.“

Keinen Koffer ebenfalls abzugeben. Endlich bekamen sie ein kellerartiges kleines Gemach mit einem Bett, das für den Dntel viel zu kurz und mit einem Sofa, das für den Nefsen viel zu hart war. Der Feldmarschall schämte: „Das soll nun das erste Bad Latzans sein... eine schrecklich unhygienische Nation!“

Als der Feldmarschall seinem Joren Onkel geleistet hatte, stellte er fest, daß sein Magen nach Speise verlangte. Dntel und Nefse gingen in ein benachbartes Speisehaus. Aber Gäste und Personal dieses Hauses waren um ein Lomboldspiel versammelt. Die Kellner standen mit Lottokarten herum und kinnerten sich nicht um neu ankommende Gäste. Erst nachdem der Nefse Helmut gewaltigen Lärm geschlagen hatte, wurde ein Badhuhn aufgetragen, welches bis auf die absolut ungenießbaren Knochen verzehrt wurde. Mehr war an Speise in diesem Hause nicht zu erreichen.

Nachdem sich am folgenden Tage die Lage für die beiden Moltses noch mehr verschlechtert hatte, fasste Dntel Helmut den Entschluß, Schmelz zu verlassen. Das betrubte den Nefsen sehr. Denn er hatte sich fest vorgenommen, den sogenannten polnischen Namen der hohen Latza zu bestigen. Da half nur eine Krugelst, um den erbitterten Dntel zu einer Verlängerung des Aufenthalts zu bewegen.

Als beide am Vorabend der von Dntel angeordneten Abreise zum Abendessen ins Speisehaus gingen, blieb der Nefse etwas zurück und fragte einen Kellner, ob er nicht den Grafen Molts hätte hinein- gehen sehen. Die nun eintretende Wendung verzeihst der Nefse in

(Fortsetzung S. 175)

**Schwachen
Männern**

„Jugendliche
Männern, die
nicht u. folgend
Geräten: Vertriebt
das Heilmittel 211“

BÜCHER

Heitere Bücher

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, daß dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeführt zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Eine neue SONDERNUMMER DER „JUGEND“

„RADSPORT“

erscheint am 8. September 1935

Peter Bamm: „Die kleine Weltlaterne“. 255 S. Deutsche Verlags-
Anstalt, Stuttgart 1935.

Peter Bamm, bekannt durch seine in großen Zeitungen all-
wöchentlich erscheinenden Glossen zur Zeit, hat die gelungensten,
bestformulierten und gütigsten dieser Arbeiten aus den Jahren
1923—35 zu einem Buche zusammengestellt. Wie Diogenes möchte
er mit seiner Laterne in Menschliches-Allzumenschliches hinein-
leuchten: wahrhaftig, in manchen Stellen, in denen die Einfälle
köstlich dicht stehen, haben wir einen ebenso klugen wie fröhlichen
Alltagsphilosophen vor uns, dessen geistvollen Plaudereien wir uns
nicht ohne Gewinn hingeben; insonderheit geben uns seine an
vielen Stellen angebrachten Glossen zur männlichen und weiblichen
Psyche zu denken: sie sind nicht weniger witzig als treffend. Daß
einige der wohlgeordneten Betrachtungen im bloßen Journalismus
stecken blieben: wen nimmt das ernsthaft wunder?

Hermann Graedener: „Der Esel“. Sancho Pansas letztes Aben-
teuer. 103 S. Paul Zsolnay-Verlag, Wien 1935.

Wie zwei Bettelmönche mit Sancho Pansa verlustig dastehen-
dem Esel einen Schabernack treiben, so daß der treue Spielgeselle
des seligen Don Quichotte glauben muß, sein guter alter Graner
sei in einen Mönch und aus diesem wieder in einen Esel ver-
wandelt worden; wie Sancho Pansa daraufhin für den Geplrellen
gehalten wird, gerade durch diesen Mönchstreich aber selber die
letzte Güte und Demut vor aller Kreatur findet, so daß man ihm
allerorts für einen Heiligen halten muß — diese ebenso ammutige
wie nachdenkliche Anekdote hat Graedener aus dem Geiste seines
großen Vorbildes erfunden und packend niedergeschrieben: ein
reifes, liebenswürdiges Buch.

Ludwig Manfred Lommel: „Paul Neugebauer aus Runxendorf“.
295 S. Hans Müller-Verlag, Leipzig 1935.

Des Komikers L. M. Lommel durch den Funk wohlbekannte
lustige Figur ist hier in die zweidimensionale Welt eines sehr
leichten Romanes gepreßt worden, der zwar nicht mit einem
„schlesischen Eulenspiegel“ beackern macht, wie es der Untertitel
verspricht, sondern höchstens mit einem lausablich-aufgeweckten
Gesellen, der geschieht in solche Situationen geführt wird, in denen
er — koste es, was es wolle! — komisch wirken muß.

E. M. Delafeld: „Ich und meine lieben Mitmenschen“. 224 S.
Universitäts-Verlag, Berlin 1935.

Das Tagebuch einer englischen Provinzdame, die vorzüglich ihre
Blumen liebt, ihre Kinder und — mit Abstand — auch ihren Gatten.
Sie ist ein Durchschnittsmensch, hat jedoch einen sehr kritischen
Blick für ihre Umwelt und weiß ihr Alltagsschicksal, das ihr Tage-
buch ungezwungen festhält, auf eine Art zu glossieren, die der
Komik nicht entbehrt; leider wird das Spielertum nur lächerlich
gemacht, nicht aber von innen her überwunden.

Fritz Knöller: „Lebenserinnerungen eines drohthaarigen Foxes“.
231 S. Verlag Holle & Co., Berlin 1935.

So bewegt und abenteuerlich der Lebensweg dieses kecken,
raufmütigen musterten und sehr kritisch eingestellten Foxes auch ist:
seine Geschichte wird mit viel Redseligkeit vorgelesen und oft
weniger witzig und überraschend als albern und flach. Strafre,
zuchtvolle Komposition hätte den teilweise reizvoll satirischen
Einfällen des sicherlich unterhaltsamen Buches zu einer unmittel-
baren Wirksamkeit verholfen.

Karl Ude

Gottfried Köwle: „Das Jahr der Kindheit“. Frundsberg-Verlag,
Berlin.

In die vier Gezeiten des Jahres glücklich eingeteilt, von Neujahr
bis Silvester, erzählt Köwle Geschichten und Eindrücke aus seiner
Kindheit im fränkischen Dorf. Anspruchlos, in guter Sprache
geschriebene Erzählungen, die sich in ihrer Schlichtheit vortrefflich
für Schülereblicher eignen (das ist keine Herabsetzung — im
Gegenteil). Vorbildlich seine Tierbeobachtungen, mit Bienen,
Ameisen, Hunden, Pferden und Vögeln; am besten wohl die „dank-
würdigen Ereignisse“ („Der alte Schöpfer“, „Der hohle Baum“), da
hier mehr Spannung als zur bloßen Schilderung alltäglichen
Geschehens hinzukommt. Wenn bei dem Ganzen vielleicht etwas
zu kurz wekommt, so ist es der Humor; der Blick des Knaben
Köwle sieht für seine Jugend allzu ernst. Nicht zuletzt wird aber
auch der schöne Satz des Buches dem Liebhaber dichterischer
Erzählungen viel Freude bereiten. K. K. Wolter



„Na, na, mehr Haltung, Verehrtester! Sind Sie froh, daß Sie nicht wie ich eine seltsame Last zu tragen brauchen.“

Zur Genesung

Eine Klasse führt am Krematorium vorbei. Und Viezel erläutern den anderen: „Das ist das Sanatorium, meine Tante ist hier auch verbrannt worden!“

K. B. W.

Der Wolkenkratzer

Gast zum Hotelwirt: „Ich möchte gern ein Zimmer haben! Wie find denn die Preise?“

Hotelwirt: „8 Mark im ersten Stock, 6 Mark im zweiten und 4 Mark im dritten!“

Gast: „Danke, da gehe ich lieber nach — Newyork!“

Aus der Schule

Lehrer: „Wann sind die Tage am längsten?“

Schüler: „Ende des Monats!“
Lehrer: „So, so! Bei euch also auch!“

Boshaft

„Meinen Aufschrei habe ich nur meinem Geist zu verdanken!“
„Ja, du gehörst eben zu den vielen, die mit wenig angefangen haben!“

Unanständig

„Nein, ich finde, mit Max kann man nicht verkehren. Der kennt nur unanständige Lieder.“

„Was... und die singt er dir etwa vor?“

„Nein, aber er pfeift sie an dauernd!“
F. S.

Kurze Rechnung

Bücher war der Feder nicht sonderlich gewogen. Eines Tages wurde er von oben herab aufgefordert, die Verwendung von 100 000 Talern näher zu begründen. Sein Bericht lautete: „Einnahme 100 000 Taler, Ausgabe 100 000 Taler. Wer dies nicht glaubt, ist ein Schurke, damit Punktum.“

Gerechtigkeit

Als der unglückliche König Karl I. von England auf Befehl des Parlaments ins Gefängnis geführt wurde, sagte er unterwegs zu seinen Begleitern: „Ich glaube niemandem von meinen Handlungen Rechenschaft ablegen zu müssen, als Gott allein.“

„Unsere Absicht ist es gerade“, entgegnete einer der Räuber, „Sie zu ihm zu schicken, damit Sie ihn Rechenschaft geben können.“

Schottisches —

Allzuschottisches

Von Jon Klug

Drei Freunde saßen beisammen. Ein Franzose, ein Italiener und ein Schotte. Der letztere wurde von den anderen wegen des Geizes seiner Landesteile verhöhnt. Der Schotte blieb ruhig, doch plötzlich sagte er:

„Wir wollen einmal sehen, wer von uns den besten Schottentisch machen kann?“

(Fortsetzung von Seite 573)

einem Brief an seine junge Frau u. a. folgendermaßen:

„Bei? Der Graf Molke? Der Feldmarschall? Der berühmte — oh!“ Und von Mund zu Mund ging die Kunde. Auf einmal waren alle Kellner geschäftig und aufmerksamer, auf einmal stürzte der Wirt herbei und wies uns Plätze an, auf einmal hieß es: was befehlen Ergelzen? Ich werde eigens für Euch Onoden drehen lassen, bitte Ergelzen, hier Platz zu nehmen, hier ist ein gepolsterter Stuhl, hier geht es nicht... Da fand plötzlich hinter jedem Stuhl ein Kellner, ihn zurecht zu rücken.“ Dunkel Schmutz flüsterte seinem Neffen zu: „Es muß mich doch jemand erkannt haben.“

Der Trug des Dinkels war gebrochen. Der Neffe konnte am nächsten Tage den polnischen Kamm befeigen. Dann ging es wieder nach Deutschland zurück. Aber inkognito ist der Feldmarschall Graf Molke seitdem nicht mehr gewiß.

Splitter

Mit anderen Zungen sprechen, ist leichter als mit anderen Hirn denken.

Ein Mensch, der nie seine Ansicht ändert, hat nie nachgedacht.

„Abgemacht!“ sagten die beiden und gleich darauf begann der Franzose:

„Ich habe einen Schotten gekannt, den es verdorrt, daß sein Hut durch das viele Gefährten abgenutzt wurde. Er meldete sich deshalb freiwillig zum Militär, um nun bloß salutieren zu müssen.“

„Und ich“, erzählte der Italiener, „habe einen Schotten ge-

kannt, der eine zuckerranke Frau geheiratet hat, die er oft er Kaffee trank zwischen durch küste, um Zucker zu sparen.“

Der Schotte schryw:

„Nun, Mac, wann kommt dein Biß?“

„Ich selbst“, sagte der Schotte, „kann euch keinen erzählen, aber ich werde eure an ein Bißblatt verkaufen...“

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen interessanten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerthen, und bringt Ihnen vor allem wichtige Adressen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Der neue Kurs

(In Rußland proklamierte Stalin einen Jahresplan der „Ästhetik“)

Erich Wilke



Um den Mißstand der Kinderverwahrlosung zu beheben, läßt die Sowjetregierung zunächst einmal Kämmе verabreichen.

Jugend

Nº 37

München
1935

Sonder-
nummer
„Radsport“

Pr. 60^h



LOB DES RADSPORTS

Seit jenem Tag, da die „Karlsruher Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 1. August 1817 meldete, daß „der Forstmeister Freiherr Karl von Drois, welcher nach glaubwürdigen Zeugnissen, schon Donnerstag, den 12. Juli des Jahres mit der neuesten Gattung seiner von ihm erfundenen Fahrradmaschine ohne Pferde von Mannheim bis an das Schwetzingener Relaishaus und wieder zurück, also gegen vier Poststunden Weges in einer kleinen Zeit gefahren ist, neuerdings mit der nämlichen Maschine den streilen, zwei Stunden betragenden Gebirgsweg von Gernsbach nach Baden in ungefähr einer Stunde zurückgelegt habe“ ... seit diesem Tag sind nunmehr fast zwölf Jahrzehnte verfloßen und die Erfindung des braven Freiherrn von Drois hat sich allen Anfechtungen zum Trotz zum populärsten aller Verkehrsmittel entwickelt. Noch im Jahre 1874, also zu einer Zeit, da die technischen Energien des zwanzigsten Jahrhunderts sich bereits eine Vortragsstellung zu erobern beginnen, konnte man im damals weit verbreiteten „Illustrirten Conversations-Lexikon“ von Otto Spamer, Leipzig, lesen, daß zwar in den letzten Jahren der alte Scherz des zweirädrigen Velocipedes von Frankreich aus noch einmal aufgetaucht sei, doch auch diese Form schon wieder auf dem besten Weg sich befinden, vergessen zu werden“. Wie jede wirklich bedeutende Erfindung, wurde auch die des badißchen Forstmeisters viele Jahre hindurch als eine Ausgeburt der Phantasie rundweg abgethan. Es gab Professoren, die sich darüber einig waren, daß ein Mensch aus diesen und jenen Gefehesgründen niemals in der Lage sei, sein Körpergewicht so zu verteilen, daß ein Umklippen der Maschine zu vermeiden wäre. Andere wieder erklärten den Sport als solchen für ein ebenso lebensgefährliches als sittemwidriges Unterfangen, den man mit aller Macht bezeugen müsse, falls die Jugend, die Zukunft des Landes, nicht in Schmach und Verderben fallen sollte. Freiherr von Drois erwirkte sich durch seine Erfindung zwar den Titel eines „Professors der Mechanik“, ging aber gleich darauf seiner eigentlichen Ämter verlustig und sank mit seiner Maschine zur Sportfigur eines kleinädtlichen Bürgerpöbels herab. Achtzig Jahre mußte es dauern, bis die Bedeutung des Fahrrads und des Radsports endlich Anerkennung fand. Um die Jahrehundertwende geschah es, daß die Industrie eine Reihe von Modellen auf den Markt bringen konnte, die zu einer künftighin ersten Betrachtung des Zweirades Anlaß gaben. Noch war man sich über hundert physikalische Wirtlichkeiten nicht soweit im Klaren, um den ganzen Mechanismus des Fahrrades in seiner sinnvollsten Form anzuwenden. Da gab es eine Fülle von überflüssigen Kurbeln und Stangen,



Drahtverflechtungen und dimensionalen Schweißlichteilen, bis endlich durch die Erkenntnis gewisser statischer Gefühmsfähigkeiten und nicht zuletzt durch die Normung der Einzelteile jener Top von Fahrrad sich herausbildete, den wir heute als abgeschloßen und musterfähig bezeichnen können. Es müssen kühne Pioniere gewesen sein, jene Männer, von denen wir heute in alten vergilbten Zeitungen lesen, daß sie „der Gefahr nicht achtend, das eiserne Ross bestiegen, um auf diesem zum Staunen und Ergehen gahlreicher Passanten, auf- und davon zureiten“. Während heute, da das Gleichgewichtsbewußtsein zu einer generationellen Erbschaft geworden ist, jedes Kind die Kunst des Radfahrens innerhalb weniger Stunden erlernt, scheint diese Technik in den achtziger Jahren noch mit den größten Komplikationen verbunden gewesen zu sein. So schreibt der „Cammler“ in Nr. 53 vom Jahre 1888 „Was die Technik des Radfahrens betrifft, so stellt sich dieselbe dem Auge des Laien viel einfacher dar, als sie es in Wirklichkeit ist. Der Erneuernde nimmt nicht hinter der Maschine Stellung, wiegt diese, die Lenkstange erfassend, ein wenig nach rechts, setzt den linken Fuß auf den sogenannten Aufstieg und schiebt dort mehrmalig Abdrücken des rechten Beines das Rad in Vau, um sich sodann auf dem Aufstieg in Balance zu stellen“. Dieser wunderlichen Erklärung folgt dann noch eine Fülle von Rezepten, die heute allseits keine Gültigkeit mehr besitzen, ohne daß sich am Vorgehen als solchen auch nur das Geringste geändert hätte. Für den Menschen von heute ist das Fahrrad so unentbehrlich wie ein gutes Paar Stiefel. Wir betrachten es nicht mehr als einen Luxusartikel, sondern als eine Selbstverständlichkeit, in der sich das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Wir lieben das Rad, als ein stinkes und sicheres Fortbewegungsmittel, als ein Gerät, das uns wie kein anderes dieser Art vielerlei Genüsse und Vorteile bietet. Ohne uns — bei vernünftiger Pflege — zu überanstrengen, stählt der Radsport den Körper, erhält uns stets „auf dem Laufenden“, verhindert Koffbildung auf Muskeln und Sehnen, gibt den Lungen die frische Luft des Waldes und den Augen einen unendlichen Reichtum an Bildern und Eindrücken, wenn wir — zu einer größtenteils Radtour gerufen — die Gegend verlassen und uns früh am Morgen auf den Weg machen, um auf den prachtvollen Etappen Deutschlands dahinschlüpfen in wunderbarer Bagatellmanne. Die modernen Maschinen, durchkonstruiert bis in die letzten Details, bieten alle Garantien für ein absolut sicheres und durch keinerlei Reparaturen gefährdetes Fortkommen. Dabei sind wir nicht an die großen Verkehrswege gebunden, können halten und rasen, wo es uns gefällt und beliebt und erleben die ganze Poese des Landschaftslebens in einer immerhin fortgeschrittenen und den Bedürfnissen des Jahrhunderts angepaßten Form. Der unge-



Radsport z. Z. Ramses

J. Dietz

ohne Aufsehung, daß die Fahrradindustrie mit ihren Abverkaufenden von Arbeitern der Entwicklung des Radsports zu danken ist, rechristertigt das „Lob des Fahrrads“ auch nach der wirtschaftspolitischen Seite hin, eine Tatsache, die allein genügen müßte, um der einst viel belächelten Periode des Fortschrittses Freireuen von Drais ein ehernes Denkmal zu setzen.

Von Radfahrern und vom Radfahren

Von Anton Säiler

Also gewiss: eine Censation bildet heute das Fahrrad nicht mehr! Vorbei sind die aufregenden Balancakte eines Hochrades, verschwunden sind die anstößigen Landen-Pärchen. Die Ballon- oder Zeppelinnägen des Radsportklubs, die netzlichen Knieschoten aus Samt und mit Schnallenabschluß, sowie der ästhetische Anblick eines Damen-„Madel-Madel-Corps“ — das alles wird nimmer wiederkehren!

Trotzdem übt der Radfahrer auch jetzt noch eine durchaus besondere Art der Fortbewegung aus. Nicht wahr — er geht nicht zu Fuß, er bemüht weder die Bahn noch ein Auto; aber nein, nichts von alledem, er fährt eben Rad! Geändert hat sich nur, daß er damit alles andere als allein ist, denn Laufende, Millionen von Menschen handeln ebenso. Und es ist auch ohne weiteres klar, daß ein Instrument, das mit denselben Mitteln der natürlichen Fortbewegung des Menschen — der Arbeit der Beine nämlich, den vorwärtsstrebenden Füßen derselben unterstützt und sogar vervielfacht — eine ungeheure Verbreitung und Beliebtheit finden mußte. Noch dazu, da es durchaus nicht einen besonders dazu veranlagten Körper bedingt. Nein! Jeder, alle können sich seiner bedienen! Und da der Preis erschwinglich ist, da überdies so ein Fahrrad beinahe überall, von breiten Straßen bis zu Waldpfaden, gleichermaßen zu benützen ist, ist es nicht das Verrecht einiger Weniger geblieben. Außerdem, wie spielend leicht ist es zu handhaben! Nur ein kurzes Studium, die Balance zu halten, ist nötig, das ist aber auch alles! Unvergänglich wird übrigens wohl jedem die Censation bleiben, die sich am Endpunkt des Fahrerlernens einstellt. Wenn die Straße unter einen, sich plötz-

lich gleich einem rollenden Band bewegt, einfach wegrutscht; langsam zuerst und dann in rasender Eile, indes man selbst stillstehen glaubt, das ist ein verblüffender und zugleich einmaliger Eindruck. Nie mehr wird er in dieser Gärte wiederkommen — denn man hat mit ihm fahren gelernt. Radfahren, weßgemerkt!

Es gibt Virtuosen auf diesem Gebiet! War nicht zu sprechen von Variété-Radtruppen, sind manchmal die Sehnen der Fahrer selbst wie aus Stahl; und von Ehrgeiz erfüllt, von Ruhmsucht getrieben, heben sie sich weit aus der Masse ihrer radfahrenden Zeitgenossen. Sie werden zu „Oliganten“ der Landstraße, der Sechsbahn. Neben ihnen gibt es aber noch andere „Spezialisten“. Diese gedeihen vor allem da, wo Hindernisse Gelegenheit und Anreiz bieten,

(Fortsetzung S. 580)

LOB DES FAHRRADES

Sapphische Ode

Wohlthat den Augen bist du und Wohlthat der Nase:
Niemals umbrodeln stinkend dich giftige Gase,
Die aus des Autos protzig sich blühenden Blechen
Hinterrücks brechen.

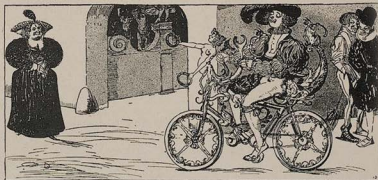
Immerdar stehst du dienstbereit da mit den schlanken
Durchsichtig hohlen, stählern verlässlichen Flanken,
Immer gewärtig, selbst über Gräben und Schwellen
Federnd zu schnellen.

Keinerlei Schaden machst du und keinerlei Kosten.
Ob man dich reinigt, ob man dich schmählich läßt rosten,
Unwertig ist dir, läßt man dich noch so versauen,
Sicher zu trauen.

Immer genügsam bist du, und gibt so ein Schuft dir
Nicht einmal Öl, so genügt auch zur Not etwas Lust dir,
Um zwar mit Quietschen, aber mit reichlichem Wollen
Weiterzurollen.

Fahrrad du treues, redliches! Du bist kein Trugzeug!
Nein! Für kein Auto bist du mir feil, für kein Flugzeug!
Lachet, ihr Spötter! Wundert euch, vornehme Tadler!
Ich bleib' ein Radler!

Otto Mittler



Radsport um 1600

Julius Dietz

Suni, Brachmond, Linding



Anno Tobak

Arpad Schmidhammer

sich zum Meister auszubilden — in der Stadt. Das Furchtbare hierbei ist, daß sie nur auf Kosten eines Opfers ihre Kunst produzieren. Haarbarz saufen sie an die vorbei, rollen tüchtig und lautlos heran, und die böse Lust läßt sie sogar im letzten Augenblick erst ertelnde Pfiffe ausstoßen, oder die gellend um die Ohren klingeln. Obwohl die Reaktionen eines dergestalt erschreckten Menschen nicht voraus zu bestimmen sind, tun sie es. Der eine springt quer, oder vor, ein anderer fährt jäh zurück — eine höhnische Lache fliegt gleich einer Duschke um ihn, indes der radfahrende Kobold nach verwagener Kurve bereits neuen Taten entgegenbraust. Es gibt noch andere. Solche, die in voller Fahrt unförmige Lasten und Pakete mitzuführen inslande sind; oder die, die sich durch die tosenden Studel der Ausbisse schlängeln, freihändig beimache, lässig im Sattel, und vor derbenden Rädern und Köhlern noch über die Ausbisse eines Fußballkampfes streiten — oh! viele Dutzende Abarten kann man beobachten. Sie alle fallen kurzzeitig unter die Rubrik „Verkehrsfünder“ — und früher oder später entgehen sie ihrem Schicksal nicht. Auch nicht die kleine Spezies von ihnen, die man als die „romantischen Verkehrsfünder“ bezeichnen möchte. Es sind jene, die des Nachts, statt vorgerückter Batterie, einen bunten Lampen mit brennender Kerze darin an die Ventilation hängen. Der Anblick dieser Schwärmer, die ihrer harmlosen Schwärmerlei des Alpbals, ist derart reizend, daß man ein gutes Wort für sie einlegen möchte. Diesen Ausdruck kindlicher

Freude an dem Zauber eines Windlichtes; diesen leuchtstärkartigen Bemühen, in das steinere Dicht der Stadt den Glanz leinen Abenteuer zu bringen, müßte doch mit etwas Wohlwollen begnügt werden? Doch nein!! Wer Rad fährt, reißt sich damit augenblicklich dem alles beherrschenden Meloch „Verkehr“ ein, und hat sich somit dessen ehernen Gesetzen zu unterwerfen!

Doch ist dies etwa ein Grund, nicht radzufahren? Kaum — die Vorteile sind, da eine durch Schnelligkeit ersparte Zeit von uns als glatter Gewinn betrachtet wird, einfach zu groß! Die Popularität des Radfahrens hat aber auch noch tiefere Gründe! Braucht es doch, neben aller Anpruchslosigkeit, denselben lebenswichtigen Stoff wie der Mensch, nämlich Luft! Seine sonst so jachliche Existenz verlangt, wenn sie gut funktionieren soll, Luft in die Reifen gepumpt. Dieses Aufpumpen bedeutet einen kleinen Schöpfungsprozess und bei aller Mühe wird kein Radfahrer, nach prägender Fingerdruck, ob der Prallheit der Reifen eine gewiss naive und stolze Freude verbergen können. Weniger geschätzt wird indes jenes zischende Geräusch, mit dem die Luft daraus plötzlich entweicht. Solches Unheil wird durch einen auf dem Weg liegenden Stein, oder Nagel erzeugt. Daß es meistens dann eintritt, wenn man es besonders eilig hat, oder keine Möglichkeit besteht, den Schaden gleich zu beheben, gehört (ob, teuflisches Spiel stets um ungebender, unkontrollierbarer Verbannung!) mit zur Lücke des Objekts. Von dem Warten dieser

Kräfte jedoch abgesehen, muß gesagt werden, daß die berühmte „Handvoll Nägel“ auf der Straße bedeutend seltener geworden ist. Das Fahrrad ist in unserer Zeit das tägliche Brot, das „Hausbrot“ des Verkehrs schlechthin; es gibt zuweilen, die seine Vorteile schätzen und auch nicht einbeziehen können, und so genießt es eine dementsprechende Würdigung und Rücksichtnahme. Allerdings gibt es auch weniger rücksichtsvolle Menschen — das sind die Fahrrad-diebe. Ihre Tätigkeit ist abscheulich. Da lehnt so ein Stahlrost an einer Hauswand, an einem Baum, geduldig auf seinen Herrn wartend — doch gehorsam trägt es auch den Fremden, den Dieb, der sich in seinen Sattel schwingt...

Schließlich sei noch der Radfabrikanten gedacht, denn ungewisselhaft bringen dieselben (das Mundertum außer Acht gelassen) eine essentialische Belebung des Straßenbildes überhaupt. Nicht immer, aber sehr oft, vermittelt ihre Tätigkeit des Voraltrens nämlich den Anblick schöner wohlgeformter Beine! Von deren Besitzern erklären zwei Kategorien. Die erste fährt unbekümmert, dafür aber meistens sehr rasch, dahin — und die zweite ist ständig bemüht, den Rost hochzuziehen. Ein Versuch, der infolge zwangsläufiger Bewegung dauernd zunichte gemacht wird, und gerade deshalb sehr oft sogar eine gewisse schmerzliche intellektuelle Veranlassung läßt. Daß beide von Zuschauern teils mit Argernis, teils mit Begnügen beobachtet werden, erscheint in jedem Falle verständlich — dürfte aber bereits zu einer „Betrachtung der Fußgänger“ gehören!



Fünf Dichter und ein Rad

Literarische Travestie von Arnold Weiß-Rüthel

Aus den „Sonetten des beweglichen Lebens“

(à la Rilke)

Wo sich der Straße silberweißes Fließen
erheiternd regt als spiegelnder Asphalt,
spürst du des Fortschritts reinste Wohlgestalt
in Leib und Seele und in deinen Füßen.

Stark ist der Glieder tretende Gewalt,
die der Bewegung Zauber froh genießen,
und wo am Hang die schönsten Blumen sprießen,
sagt jede deiner inn'ren Stimmen: Halt!

So kannst du rüstig diese Welt erfassen,
vom Atem Gottes wunderbar berührt,
ein Kind des Waldes und der glatten Straßen.

Doch die das Rad und seinen Fährmann hassen —
sind jene, die vom Autowahn verführt
gefühllos zwischen weichen Polstern prassen.



Radsport

(à la Ringelnatz)

Er hatte noch das Hochrad miterlebt —
und dann in diesem wunderkühnen Sport,
der Herz und Hintern fördert und erhebt
jedweden europäischen Rekord,
und sich die Knochen
zwanzigmal gebrochen,
er aber hatte nie gezittert und gebeht!
Stets saß er stolz, als Mitglied des Vereines
„Gemütlichkeit“ in seines Rosses Sattel —
ein sportbemühter Fahrradkuttel dattel
durchfuhr er Deutschland flink bewegten Beines.
Wie sein „All Heil“ als Jubelschrei der Seele
hell durch den Eichwald brauste,
werd' ich nie vergessen, ...
wenn er aus kulturellen Interessen
durch deutsche Berge, deutsche Täler sauste,
ein frohes Lied in seiner gold'nen Kehle.
Er war ein Mann,
dem vierzig Ehrenpreise
in Form von Bechern in den Schoß gefallen,
der selbst im Dauerrun der Jubelreise ...
in seines Vollbarts bestem Manneswallen ...
noch sechsundneunzig Kilometer fuhr:
hin und retour!
Auf seinem Grabstein ist noch heut zu lesen,
er sei ein echter Pionier gewesen,
mit weichem Herzen, rauhem Hinterteil,
All Heil!

Das Radeln

(à la Wilhelm Busch)

Das Radeln ist als Kunstverbreiten
zunächst ein fortgezeichnetes Schweden
in jenen prätentösen Regionen,
wo keinerlei Gefühle weichen
von Nüchternheit oder Herzenregung —
und dies zugunsten der Bewegung.
Es reizt ein Teufel auf das Pedal,
uns jählings den Laternenpfahl —
gleichsam auch Sehnsucht nach Erbarmen —
mit allen Gliedern zu umarmen.
Es ist oft schwer, in solchen Fällen
sich dümmer als man ist, zu stellen,
besonders, wenn man spöttelnd brandet
im nächsten Straßengraben landet.
Doch plötzlich wirkt die Offenbarung
und konzentriert sich zur Erfahrung,
und ehe uns der Mut verläßt,
ist man auch glücklich sattelfest.
In diesem Sinne überwindet
der Mensch die Schwerkraft, die ihn bindet,
und konstruiert sich zwecks Erbauung
flugs eine neue Weltanschauung.

Ein Mensch...

(à la Eugen Roth)

Ein Mensch, der auf das Radeln flucht
und deshalb zu beweisen sucht,
daß dieser Sport aus vielen Gründen,
Zeit hätte, endlich zu verschwinden,
bekommt von wem, der anders denkt,
ein nagelneues Rad geschenkt.
Ein solcher Umstand stimmt gewöhnlich
den Menschen milde und versöhnlich,
denn jetzt entdeckt er ganz unplötzlich,
daß Radeln schön ist und ergötzlich.
Ein Mensch jedoch mit viel Charakter
benimmt sich hier als abgeschmackter
grundsätzlicher Prinzipienreiter:
verkauft das Fahrrad und schimpft weiter!



Fahrt in Nacht

(à la Billinger)

Dorfstraße mählig im Mondwein sich zieht,
glühroter Mohn am Wegrand blüht,
bierschwer herverkünd, berauscht und bezecht,
ein Schatten — zur Magd fährt der Knecht.
Lämpchen aufzinkert mit karglichem Licht,
wie im Waldmoor ein Jervisch, ein Wächlein, ein Wicht,
durch die Raubnacht hinpollernd, berauscht und bezecht,
zur Magd fährt der Knecht.
Kauz das Käuslein im Wald,
denkt der Haber knecht, gar bald
bin ich dort, wo zwei Arme in stämmiger Oier
schon verlangen nach mir.
Glöckchen hell himmelt, kapellenfern, rein,
goldmundig lauft, wie das Heimeken am Rain —
Bierverbrauch wartet, ... berauscht und bezecht,
zur Magd fährt der Knecht.

Hoch das Zweirad

Wenn das Radeln ein Graus,
Der verzieh' sich hinaus
Und verflüchte sich, vor's zu spät ist,
Weil ein Gymnus ertönt,
Dass die Bude redet, und,
Der zum Lob und zum Preis für das Rad ist,
Denn die Physiognomie
Einer Zeit hat noch nie,
Wie das Fährer, geprägt ein Gesicht,
Dahin zielt sich gewiss
Anpasslicher Schmiss
Für ein Lobgedicht auf das Bienele,
Das die Seele erfrischt
Und die Sorgen vermischt
und die Glieder geschmeidig und stark macht,
Und so reißt die Wang'
Und die Beine so lang
Und so widerstandsfähig das Mark macht,
Und so hungrig den Mund
Und so durstig den Schlund,
Dass er niemals beim Becher genug kriegt,
Und den Kopf so geschreit
Und den Thorax so bereit,
Dass er Luft auch beim eiligsten Flug kriegt,
Und so reinlich das Blut
Und so schnellig den Mut
Und die Muskeln so stählen und plastisch,
Und den Herzschlag forciert
Und die Atmung perfekt
Und die Lunge so weit und elastisch,
Und das Auge erquickt,
Das mit Wonne erblickt,
Wie die sonnige Erde so schön ist,
Und dem Öhre genehm,
Weil sein Gang so bequem
Und so frei von Gellir und Gedröhn ist,
Das die Erde durchfliegt,
Wie der Vogel sich wagt,
Schier so schnell wie 'ne Lokomoti' ist,
D'rauf den schnellen Abfall
Nann besorgen, wer will,
wenn er bußlig vielleicht und auch schief ist,
Das ermüdet nie ist
Und nicht säuft und nicht frisst,
Und nicht ein- und nicht durchs- und nicht
kramen geht,



Radlerin um 1900

Das den Reiter nicht schlägt
Und es lammfremm erträgt,
Wenn er noch so brutal mit ihm umgeht,
Das geduldig sich zeigt,
Wenn's der Schwerste bestreut,
Das mit Füßen getreten, gekniffen wird,
Das nicht wehert, nicht gröbt,
Wenn's nur manchmal geht
Und wie Hamlet' gestärkt mit Lust wird,

Das man hält überall,
Ohne Stren, ohne Stall,
Das man über vier Treppen hinaufträgt,
Das nicht dampft und nicht schwigt,
Wenn's den Mann, der drauf sitzt,
Noch so lange in rasendem Lauf trägt,
Das die Jungfrau reget,
Die am Piano bis jetzt
Nur die Obern der Mittelwelt ruiniert hat
Und gesungen dabei
Und mit Brandmalelei,
was sie irgend erwischte, beschnitten hat,
Das den Jüngling entführt,
Der sich sonst nicht gerührt
Und gelebt wie ein Tapir im Sumpf hat,
Das ihn wegzieht vom Boß
Und von Skat und Zard
Und besorgt, dass er Waden im Strumpf hat,
Das in reiferer Zeit
Auch den Mann noch erfreut,
Dass zu früh er nicht grünlich und kahl wird,
Das ihn stamm hält und leicht
Und das Zippelein scheucht,
Dass nicht steif und mard' sein Pedal wird,
Das auf lustige Art
Die Matrone bewahrt,
Dass sie lang 'ne gefällige Frau sei,
Und nicht wolk im Gesicht
Und zu fettlich nicht,
Und zu früh an der Schläfe nicht grau sei,
Das dem Kind vor dem Kreis
Manche Wonne wohl weis,
Die das Leben bisher ihm versagt hat,
Das dem Mann, der belebt,
Seinen Schmeckbauch vertreibt,
Der ihn mächtig entstellt und geplagt hat,
Das die Neurothemie
Und die Apoplexie
Und beim Weibergeschlecht Anämie heilt,
Und die Melancholie
Und die Hypochondrie,
Die auf anderen Wege fast nie heilt,
Das beim Herd sich bewährt,
Wie der Leutnant jetzt fährt,
Wie der Mann, der die Meldung zum Oros
bringt,
Das den Briefboten freut,
Der viel schneller uns heut

Seine Briefe und doppelt so froh bringt,
 Das auf doppeltem Eiß
 So geschwind wie der Blitz
 Die Verliebten auf einjammern Pfad fährt,
 Das manch eh'liches Paar
 Auch zum Heile schon war,
 Weil die Schwiegermama ja nicht Rad fährt,
 Das landaus und landein
 Manden frohen Verein
 Jeden Sonntag zu schweißigen Speert lockt,
 Das den Hämorrhoidar,
 Der das gänbliche Jahr
 Const im Lehnstuhl geistes, noch fortlockt,
 Das 'nen neuen Beruf
 Manchem Pechvogel schuf,
 Der im Leben einmal Havarie litt,
 Und im Fahrjaal fest lebt,
 Wie man aufsteigt und fährt,
 Und nicht fällt und an Kopf nicht und Knie litt',
 Das dem Professional
 Auf der Rennbahn gar schnell
 Zum Erwerb und zum Ruhme zugleich wird,



Das Gebiete erschließt,
 Wo der Kapitalist
 Und der fleißige Lehnknecht reich wird,
 Das der Doktor benötigt,
 Der kein Ante besitzt
 Und den Danksagen fern und dem Bahnzug,
 Das die Wehmuter führt,
 Wenn ein Weibchen verspürt,
 Daß der Storch mit dem Baby im Anzug,
 Das für johlischen Stand
 Und in jeglichem Land
 Und in jeglicher Lage ein Schatz ist —
 Na, ich denke, Ihr seht,
 Seid Ihr noch so verdeckt,
 Daß ein Lied auf dies Fahrzeug am Platz ist!
 Darum hebet den Krug
 Und zu mächtigem Zug
 Setzt ihn an, bis geleert das Gefäß ist,
 Und ein donnernd „All Heil!“,
 Das man hört eine Meil',
 Bringt dem Rad, das erfunden von Drais ist!
 (Biedermeier [mit ei] der Sanguiniker)

FAHRRAD-GESCHICHTEN

Als mein guter Vater eines Tages nach Hause kam und mit freivollem Vödeln erklärte, er habe sich jetzt ein Fahrrad gekauft, schlug meine brave Mutter die Hände über ihrem Kopf zusammen und sagte: „Um Gottes willen, Mama ...!“ Damals hieß das Fahrrad noch gar nicht „Fahrrad“, sondern „Bicycle“ oder „Veloziped“, denn wir Deutschen brauchen ja bekanntlich immer eine geraume Weile, bis wir eine deutsche Sache bei ihrem richtigen Namen nennen. Jahrelang galt das Fahrrad als eine ausgesprochen englische Erfindung ... alle Erfindungen galten damals als englisch oder amerikanisch ... und dabei war es doch der badijsche Hofmeister Karl von Drais, dem wir dieses praktische Instrument zu verdanken haben.

Aber wie dem auch sei ... als meine gute Mutter hörte, daß mein Vater sich ein „Bicycle“ angeschafft habe, sagte sie also: „Um Gottes willen!“ ... denn ohnwegweislich dachte sie dabei an jenes merkwürdige Gerät, das der in unserer nächsten Nachbarschaft wohnende Karussellbesitzer Fridolin König an den Sonntagvormittagen einer staunenden Öffentlichkeit vorzuführen pflegte ... ein seltsames, halbbrecherisches Gerät, bestehend aus einem ungeheuren Schwungrad — gut zwei Meter im Durchmesser — mit verwickelten Drahtspeichen und einer reizenden Röhre als Anhängel, das in einer kühn geschwungenen Rohrgabel hinter dem riesenhaften Vordermann einerschwingelnde und seiner niedlichen Kleinheit wegen allgemein für das Kind des Hauptrades gehalten wurde; denn die Menschen, die dieses Ungewöhnliche noch mitleiden, waren naive Naturen, die von Technik und ihren Wundern so gut wie gar nichts verstanden und deshalb jede Neuidat auf diesem Gebiet in irgendeine allegorische Beziehung zu ihrem eigenen — menschlichen — Dasein brachten. An dieses „Hochrad“ dachte also meine Mutter zuerst, als sie von meines Vaters vorweggenommener Entschlüsse Kenntnis erhielt. Als das Rad aber dann ankam — sauber eingewickelt in blaues Postpapier — staunten wir, nach Entfernung der Hülle, allesamt sehr über das gänzlich andere Aussehen dieser Maschine — in Vergleich zu der unseres Nachbarn. Mein Vater erklärte, daß dieses Vehikel ein völlig neues Modell sei, daß es auf der Weltausstellung zu Chicago dreimal den ersten Preis errungen habe, daß man damit überall hinsahen könne und daß es überhaupt mit zu den großartigsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts gehöre. Meine Ehrfurcht vor diesem Gegenstand und seinem Besitzer kannte infolgedessen keine Grenzen; ich erzählte allen, die es noch nicht wußten, daß mein Vater ein Fahrrad besitze, das auf der Weltausstellung zu Chicago usw. ... ja, als einer meiner Spielkameraden



Der Dichter Ludwig Ganghofer als Radfahrer

raden gar die schändliche Behauptung aufstellte, sein Vater besäße gleichfalls ein derartiges Instrument, nur habe dasselbe nicht drei, sondern zehn erste Preise davongetragen. . . . forderte ich den Hönling zu einem hitzigen Zweikampf heraus und wir verriegelten uns tagelang gründlich. Währenddessen erlebte meine arme Mutter einen Schrecken nach dem anderen. Denn der Umstand, daß Radfahren auch gelernt sein wollte, brachte mir den Vater mehrmals vorzeitig an den Rand des Grabes. Unter Assistenz jenes Karussellbesizers, der als einziger in unserer Gegend über die notwendigen pädagogischen Eigenschaften in bezug auf die Kunst des Radfahrens verfügte, kullerte mein Vater auf seinem preisgekrönten Birole von einem Randstein zum anderen; bald hing er wie angewachsen an einem Pfahl der städtischen Straßbenleuchtung, bald lag er platt wie ein geprellter Frosch vielerlang auf dem Pflaster, während das Birole sich selbständig machte und unbemannt gegen den nächstbesten Gartenzaun knallte; dann wieder galoppierten beide — Vater und Rad — einem antiken Fabelwesen gleich, in eine Horde gaffender Passanten, während der Lehrer — Herr König — schmunzelnd und schweigend hinter dieser Attraktion herjagte und größeres Unheil zu verhüten suchte.

Meine Mutter, die vom Balkon des Hauses dieser Vorstellung zusah, erlitt einen Ohnmachtanfall nach dem anderen; weinend legte sie an Hand schäbster Vergleiche die Unmöglichkeit solchen Beginners dar. . . . Aber wie so vieles, was der Mensch in seiner Einsamkeit nicht begreifen kann, spottete auch dieses Ereignis jeder laienhaften Verherjage — und eines Tages radelte mein Vater aufrecht und stolz durch die

Landchaft, klingelte heftig wie die Feuerwehre, schnitt lebensgefährliche Kurven und Bögen und verzurachte durch solches Gebahren ein allgemeines Staunen und Kopfschütteln.

Von diesem Zeitpunkt an hatte das Fahrrad seine Schrecken verloren. Schon zwei Monate später gab es in unserer Straße nicht weniger als acht Männer — lauter ehrbare Familienväter — die, angereizt durch meines Vaters Versuch, gleichfalls auf Fahrrädern durch das Leben eilten, Laternenpfähle umklammerten und Gartenzäune demolirten. . . . bis sie eben eines Tages auch aufrecht und stolz den Beweis dafür erbrachten, daß die Erfindung des braven Kreiherrn von Drais eine durchaus epochemachende war. Und so trat allmählich Veruhigung ein in der Gegend; sie dauerte zwar nicht lange. . . . denn als die Gattin des Ledergeschäftsinhabers Knorr auf die sträßliche Pörr kam, ebenfalls ein Rad zu besteigen, erntete sie damit alles andere eher als Bewunderung. . . . aber es würde zu weit führen, wollte ich versuchen, den Sturm der Entrüstung, der dieses Unterfangen hervorrief, in Worten wiederzugeben. Höchst, daß besagte Dame sich damals den Respekt ihrer Geschlechtsangehörigen auf Jahre verscherte. Bis die Zeit in ihrer milden, verschönliden Art alle die moralischen Vorurtheile, die man damals gegen eine solche Person weiblichen Geschlechts zu erheben pflegte, wieder ausstrich — und das Radfahren nicht mehr als ein Ausdruck diabolischen Lebenswillens galt, sondern einfach als eine überaus bequeme Manier der Beförderung des menschlichen Korpus von A nach B.

WeiB-Rüthel



Radfahrwetter

Nun sind die Straßen wieder trocken
Und frisch beschottert das Geseis;
Nun läßt der Mensch das Fußpöden,
Der radeln kann, und mit Froßpöden,
Oder mit 'Herr, Herr von Drais!

Bedächtig späht er nach dem Rade,
Ob nichts verrostet und verlampt,
Er macht es blank mit Fußpöden
Und stramm wird für die Promenade
Auch der Pneumatik volkgepumpt.

Was krumm war, das wird grad gebogen,
Die Lagen werden frisch geölt,
Die Spindeln werden gezogen
Und dann wird rasch davongeflogen
Und jubelnd wird „Allheil!“ gebrüllt!

Man sieht die Mägdlein drauß, die schlanken,
Verüberflieh'n auf schmalen Pfad,
Sieht ähngende Matronen schwanke —
Denn Hülfe suchen auch die Kranten
Von ihrem Zustand auf dem Rad.

Die lieben Sportkollegen wimmeln
Wie Mäusen in einem warmen Nest,
Das ist ein Gausen, Daischen, Bummeln —
Man kann ihn nicht genug beschwimmeln,
Den wunderbäuschen Radfahrersport!

(aus einem alten Jahrgang
der „Jugend“)

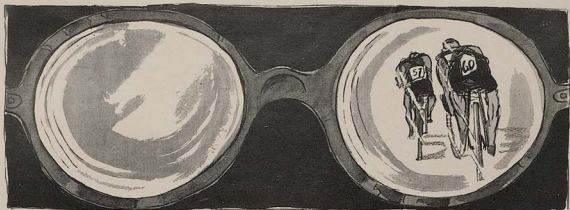
Wer niemals noch als Nadelstretter
Wie toll die grüne Welt durchfuhr,
Trotz des Passantenwolks Gekier —
Von wahren Erdenglück versteht er
Auch nicht die Abnung einer Spur!

Wer aber, Mut im Herzen hegend,
Mit jedem Tag ein gutes Stück
Durchmisst von einer netten Gegend,
Elastisch sein Pedal bewegend —
O, der genießt ein Primoglück!

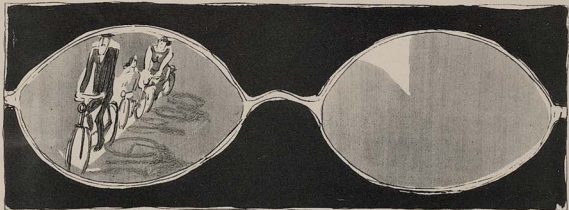
Und wenn ich so auf Gummireifen
Hinführe, gleich dem Windesweh'n,
Kann ich die Leute nicht begreifen,
Die heute noch sich d'rauf versteifen,
Nach alter Art zu Fuß zu geh'n!

Radfahrer!

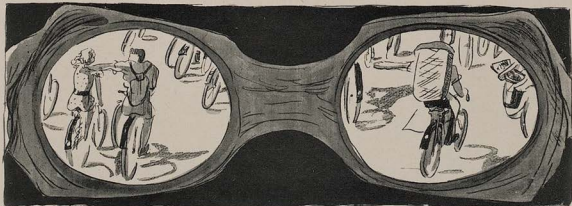
A. Leidi



Durch die Brille des Fußgängers: „Immer müssen sie sausen, wie die Narren...!“



Durch die Brille des Radfahrers: „Das Schönste, was es auf der Welt gibt.“



Durch die Brille des Autofahrers: „Die größten Völlidioten, die es gibt, diese Radfahrer!“



Bauer

A. Vollmar

KLOSTER IM OSTEN

Von Konrad Seiffert

Das Kloster im Osten liegt zwischen Wald und Wasser. Der Weg zu ihm führt durch die Unendlichkeit der Wälder, über die vielen Bäche, an den Ufern der Seen entlang.

Einer dieser Bäche ist vertrocknet, es ist nie Wasser in ihm, im Winter nicht einmal, und im Frühling, zur Zeit der Schneeschmelze, wenn das ganze Land, alle Täler und alle Niederungen weit überschwemmt sind, verschluckt das Raß in diesem Bach, es fließt nicht, es steht kurze Zeit da, und dann verschwindet es, niemand weiß, wohin es verschwindet, und es hat noch niemand danach gefragt. Verlorenes Wasser heißt dieser Bach. Eine Brücke führt hinüber, sie ist schon, ihr hölzernes Geländer ist immer brüchig und wackelig. Einmal hatten sie ihr ein neues Geländer gemacht aus Klöppeln Balken, und einen Tag später fuhr ein Zugwagen dagegen und fürzte von der Brücke in das Bachbett, die Leute kamen mit dem Schreckten davon, aber das Geländer an der einen Seite war hier. Es wurde nicht noch einmal erneuert, es hing dort schräg nach unten, zerbrochen und zerplittert, so oft ich vorbeikam. Ich kam nicht oft vorbei. Und auf der andern Seite froh der Schwamm in das neue Geländer und fraß es auf. Es war immer mehr, wenn man sein Holz anfing, und dann fiel ein Stück nach dem andern von ihm ab.

Aber dieses Verlorene Wasser muß man gehen, um zum Kloster zu kommen. Der Weg ist schlecht. Der Wald ist dicht und düster. Es ist kein Mensch in diesem Wald. Manchmal bellen Hunde irgendwo. Und oft es Nacht, dann sagt die dein Weggenosse schon, das sei die Meute des Wilden Jägers, und er ermahnt

dich, nicht zu sprechen, wenn der auf dem Weg vor die etwa aufstehen sollte. Das Wasser in den Seen ist trüb und schwarz, das Schilf steht ganz still und starr an den Ufern hinter dem Erlen, die, verkrüppelt, erkranken und vom Wetter gebleicht zum Teil, als Dickicht die Seen umfämen.

Es liegt kein Dorf am Weg zum Kloster. Und wenn du auf eine Lichtung kommst, die der Weg durchschneidet, dann atmest du ein wenig auf. Es wächst auf diesen Lichtungen in den Wäldern ein dünner Regen, eine leichte Geste, und die Leute bringt nicht viel mehr herein, als der Bauer da als Saat hinwarf. Aber er wirft immer wieder Saat auf diese Lichtungen und heißt immer wieder.

Vor dir, mitten überm Weg, hinter den letzten hohen Bäumen, glänzen die die beiden goldenen Kreuze auf den höchsten Türmen der Klosterkirche entgegen, wenn die Sonne über den Wäldern liegt. Du siehst diese Goldkreuze lange bevor du am Ziel bist, denn der Weg ist ganz gerade, und es will dir scheinen, als lege das Kloster unter dir, als sei der Weg doch.

Dann tauchen die ersten Eichen und Hülsen des kleinen Dorfes auf, das kein Kloster liegt. Das Dorf hat keinen Namen. Ich komme von Kloster oder ich gehe nach Kloster, sagen die Leute, wenn sie vom Dorf sprechen. Manche sagen: Ich komme von Jordan, oder ich gehe nach Jordan. Aber auch das ist kein rechter Dorfname. Die Dörfer in unserer Gegend heißen alle ganz anders. Und „Jordan“ ist ein Stück vom Namen des alten Klosters. Der Name des Klosters ist im Lauf der Jahrhunderte verlorengegangen. Es war ein langer

lateinischer Name. Nun ist noch das eine Wort von ihm übriggeblieben: Paradies. Und dann: Jordan. Vielleicht haben die Mönche den Fluß, der am Kloster vorbeifließt, den Jordan genannt. Niemand weiß es mehr. Vielleicht haben sie am Jordan die heidnischen Elaven getauft, die Anwohner der endlosen Ebene, die kriegerischen Polanen, nachdem vorher, in der großen Wanderung der Völker, die germanischen Heier und Burgundionen die Wälder und die Ufer der Seen räumten und nach Westen und Süden abzogen. Eine Wassermühle ist im Dorf, es ist die Klostermühle. Aber sie gehört dem Kloster nicht mehr, sie ist Eigentum einer alten Bauernfamilie. Und der Fischer heißt der Klosterfischer, und der See hinter dem Kloster ist der Klostersee.

Es waren Jüterjensermönche, die ins Land kamen und zwischen See und Campi das Kloster bauten. Sie tauschten nicht nur. Sie redeten den Urwald, sie bauten Ställe und Scheunen, sie beackerten die nassen Felder. Sie wollten hier ein Paradies schaffen, der Heiligen Jungfrau zur Ehre. Und nun ist noch ein Wort übriggeblieben: Paradies.

Aber niemand denkt an ein Paradies, wenn er den Namen des Klosters anspricht. Und es ist auch kein Paradies. Auch heute noch ist der Wald dicht und düster. Das Laub, das von den Eichen und Buchen fällt, vermodert in ihm, es riecht immer nach Fäulnis und Tod, ein Dampf steht zwischen den uralten Bäumen, du bekommst Kopfschmerzen, wenn du dich lange im Wald aufhältst. Das Wasser riecht nach Moder, die Fische schmecken nach Moder und das Bier, das in der Klosterbrauerei gebraut wird. Die Häuser stehen geduckt und klein an der Klostermauer, die schief ist, die an vielen Stellen zerbröckelt.

Es gibt keine Mönche mehr im Kloster. Man hat ein Lehrerseminar daraus gemacht. Auf dem Klosterhof, unter den alten Kastanien und Eichen, turnen die jungen Leute. Die weiten, weissen Gänge, die hohen Hallen des großen Gebäudes sind voll vom Lachen der Jugend oder voll von jener Stille, die in den alten Klöstern heimlich ist, auch heute noch, auch im Osten.

Das Kloster hat keinen Stil. Vieles sieht romanisch aus. Aber es sind auch Spitzbögen da und schlankte Pfeiler, barocke, veränderte Ecker und Einsie, und ein gutes steiles Dach, dessen Ziegel in der Sonne klinken. Die alten Bäume umwallen das Kloster, sie hüllen es ein, mit seine beiden Türme ragen über die Baumkrone. Es wohnen Dohlen und Falken in den Türmen. Es führt jetzt keine Treppe mehr bis zu ihren Spizen. Am Abend flattern Fledermäuse in Scharen aus den Türmen und aus dem andern alten Gemäuern.

Unter der Klosterkirche sind die endlosen, niedrigen Gewölbe und Gänge, in denen die Särge der Äbte, der Priore und der Brüder stehen, die hier starben, oder die bei der Verteidigung des Klosters gegen die Heiden fielen. Manche dieser Särge sind mit Gold- oder Kupfernägeln verziert, manche sind reich geschnitten, die meisten sind glatt und einfach und schwarz, viele sind zerfallen, in den Winkeln liegen Knochen und Schädels übereinander.

(Fortsetzung S. 589)

DER GRAPHOLOGE

Von Waldemar

Der bekannte Graphologe erhielt eines Tages das folgende Schreiben:

„Geehrter Herr!

Ihre Anzeige in der „Tägl. Wab.“ entnehme ich, daß Sie auf Grund einer Handschrift den Charakter und die Anlagen des Schreibers zu beurteilen vermögen.

In der Anlage sende ich Ihnen die Offerte zweier Herren, die sich um die fröherverordnete Stelle eines Kassiers in meinem Unternehmen bewerben. Da die Person, die einen solchen Vertrauensposten bekleidet, ständig mit bedeutenden Summen zu tun hat, muß ich bei meiner Wahl äußerst vorsichtig sein. Ich bitte Sie daher, mir angeben zu wollen, ob einer der beiden Kandidanten sich für diesen verantwortungsvollen Posten eignet.

Hochachtungsvoll

Karl Waller.“

„Sehr geehrter Herr Waller!

Ihren Auftrag gemäß überfende ich Ihnen anbei die gewünschten Analysen.

Eiets zu Ihren Diensten zeichne ich hochachtungsvoll

Unserlich, Graphologe.“

Diesem Brief lagen zwei Blätter bei. Auf dem Kopf des ersten stand fein säuberlich: K. Dren — der Name des einen Kandidanten. Und darunter die Analyse:

„Ein verlässlicher Charakter, pflichtbewußt und von praktischer Denkart. Ein Mann der Arbeit, offenbar sehr verträglich, ausdauernd und beherrschend...“

Die Analyse der Handschrift des anderen Bewerbers, Hochgeyer mit Namen, lautete:

„Der Schreiber dieser Zeilen spielt gerne den vornehmen Cavalier, ist vertrauensselig, oberflächlich. Liebt heitere Gesellschaft, Tanz und Spiel. Verschwindet leicht beeinflußbar und leichtsinnig...“

Einige Tage später erwiderte der Graphologe die Gutachten, die er in der vergangenen Woche ausgearbeitet hatte und erkannte zu seiner Bestürzung, daß ihm ein fataler Irrtum unterlaufen war. Er hatte die Analyse der Schrift Drenens auf das Blatt Hochgeyers geschrieben — und umgekehrt.

Selbstverständlich wollte er sofort den Kandidanten Waller seinen Fehler mitteilen — aber so sehr er auch suchte, er konnte dessen Brief nicht mehr finden und die Adresse hatte er vollkommen vergessen.

Das war vor etwa einem halben Jahr geschehen.

Gersten erhielt der Graphologe folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Sie werden sich entsinnen, daß ich Sie vor geraumer Zeit um zwei Schreibequalitäten bat. Ich habe den mir von Ihnen empfohlenen Herrn Drenen in meinem Betrieb angestellt und bin mit ihm und seiner Arbeit in der Tat höchst zufrieden. Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen für Ihre bereuerten Analysen, die mich vor großen Schäden bewahrten, meinen warmsten Dank auszusprechen.

Der Kassier Hochgeyer, den Sie so abfällig beurteilten, wurde vor einiger Zeit von Blocher & Co., einer Konfektionsfirma, aufgenommen und ist vor drei Tagen mit der ganzen Geschäftsfamilie ins Ausland geflüchtet.

Zum Dank für Ihre vortrefflichen Dienste, die ich in meinem Bekanntenkreis weiterempfehlen werde, und als Zeichen meiner Ehrfurcht vor Ihrer Wissenschaft erlaube ich mir, meinem Brief zur Ergänzung Ihres bescheidenen Honorars 200.— Schilling beizulegen.

Ich werde mich im Bedarfsfalle gerne wieder an Sie wenden und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung Ihr

Karl Waller.“

Die Probe

Ein Geschäftler wollte einen jährigen Knaben auf die Probe stellen und sagte zu ihm:

„Wenn du mir sagen kannst wo der liebe Gott ist, werde ich dir einen Apfel geben.“

Worauf der aufgeweckte Knabe entgegnete:

„Wenn Sie mir sagen können, wo der liebe Gott nicht ist, werde ich Ihnen ein ganzes Schock Äpfel geben!“

G. R.

TEMPISSIMO

Von Fred Endrikat

Eine Weinbergschnecke

und eine gewöhnliche Wald- und Wiesen- und Wiesenschnecke bogen am Kurfürstendamm in die Ecke.

Das war kurz vor Ostern. Sie wollten zum Zoo, und am 4. Sonntag nach Advent waren sie da.

Sie galeppierten im Sturmschritt durch das offene Tier, und kamen sich dabei wie Nacmi persönlich vor.

Die Gasse grüßte chertbietig mit einem tiefen Diener.

Sehn sie, — das ist das verfluchte Tempo der Berliner.

Friedrich und der Deserteur

Vor der Schlacht bei Austerlitz, als es mit Friedrichs Kriegsglück so schlecht bestellt war, daß kein Mensch mehr an einen günstigen Ausgang des Krieges glaubte, lag der König in einer sumpfigen Gegend auf dem Stroh und schlief. Seine Grenadiere hatten ein Feuer entzündet, an dem sie sich wärmten. Plötzlich wachte einer von ihnen, mit Namen Spener, den König, indem er rief:

„Friedrich!“ (Die Grenadiere seiner Garde durften ihn duzen und ihn beim Vornamen nennen) „schau her, da bringen sie einen deiner Grenadiere, der desertiert war, gefangen zurück!“

„Warum bist du eigentlich davongelaufen und hast deinen König verlassen?“ fragte Friedrich den Gefangenen.

„Weil es schlecht mit dir steht. — Da wollte ich mein Glück anderswo versuchen.“

„Du hast recht“, meinte der König, „aber weißt du was? Diesen Feldzug kannst du noch mitmachen; wenn es danach nicht besser um mich bestellt ist, so verspreche ich dir: ich laufe mit dir davon!“

G. R.



TRIUMPH
TRIUMPH WERKE NÜRNBERG A.G.

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Empfehlung

Hausfrau: „Warum würden Sie von Ihrer vorjagen Herrschaft entlassen?“

Die Wirtin: „Ich hatte vergessen, die Kinder zu waschen.“

Die Kinder (einstimmig): „D Mutter, nimm die!“

Wiedersehen nach Jahren

Erste Dame: „D, ich bin entzückt, Sie endlich einmal wiederzusehen! Und verändert haben Sie sich gar nicht.“

Zweite Dame: „Sie auch nicht. Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen?“

Erste Dame: „Eher ist es länger als zehn Jahre her.“

Zweite Dame: „D, dann hätten Sie mich doch mal besuchen können!“

Erste Dame: „Bedenken Sie doch, wie schlecht das Wetter war!“

Ein Dämpfer

Besucher (neugierig): „Wenn mich ein Ihre Frau, Herr Professor?“

Künstler: „Mei Verstand.“

Besucher: „Ah, Sie malen Miniaturen?“

Kinder

„D, Frau Sekretär, haben Sie aber viel Wäsche!“

„Nicht wahr, Mama, und was wie erst noch im Verhau haben!“

*Bruchmann
Vier*

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vortrefflichem Vierfarbdruck nach Bilderserien aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie v. 103 St. für M. 6.40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.,
München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupten nach Charles Elsen sind im unterzeichneten Verlag in einer vortrefflichen ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.,
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN GRÜNDERTUM
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE BERLIN SO 16
RUNDSTR. 20

PERNRUP, P. T. JANNOWITZ SAMMEL, NR. 216

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.,
München, Herrstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis RM. 2.70 zusätzlich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

**ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“**

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung
jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.,
München, Herrstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zusätzlich Postportos durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zusätzlich Postportos) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Lesen des Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischerei-Import - Verlag
Dr. Hanns Schneider
München NW 2
Karlsruhe 44

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Alter zu bis zur Gegenwart, 40 Seiten in Glasleinen gebunden auf RM. 2.85 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

geschicktest. Es ist niemand mehr da, der die Namen der Toten sagen könnte. Sie liegen in Weiden neben- und übereinander, man kann nicht erkennen, wer von ihnen ein großer Streiter für die heilige Sache, wer ein stiller Bräuter in der Einsamkeit der wogenden Wälder, wer ein guter und fleißiger Arbeiter im Weinberg des Herrn oder auf den Rodungen des Klosters war. Viele der Gräber sind ruhmlos übergraben. Die Luft in den Gräbern hat die Körper mummifiziert, es ist hier unten ganz trocken, trotzdem das Kloster mitten im Sumpf und wässrigen Sumpf und Eest steht, es ist, als ob da ein Wunder gescheh. Wenn du hinstehst, ist in die Erde, mußt du eine Kerze mitnehmen. Ihr Licht flackert wild. Die Schatten tanzen hastig. Es riecht bei den Särgen wie nach Weihrauch und Zinnseimung zu gleich. Und ich kam mich rühren, daß harte Männer schon bald am Eingang feier machen und die schmale Treppe zur Kalküle wieder hinaufsteigen, ohne sich viel umzusehen.

Es gibt nur wenige Klöster noch bei uns im Osten. Sie sind alle zerbrochen, der Wald fraß sie wieder auf, ob der Bauer führt jetzt den Pflug über sie hin. Nicht eines dieser Klöster im Osten hat einen Namen, den jeder kennt. Es gibt kein Penten, kein Wandstein, kein Mandelbaum. Es gibt kein Zeugnis, keine hochragenden Türme und Mauern, keine Klostergräber, keine hochberühmten Klöster, an denen hochberühmte Männer schuiften und malten. Das Land ist flach, und der Wald ist weit, und die Melancholie der Ebene geht auch über Klöster hin.

Dieses Kloster im Osten, von dessen Namen nur noch das Wort „Paradies“ übrigblieb, ist eines der wenigen, die noch stehen. Aber es fragt niemand danach. Es liegt abseits von der großen Straße, die von Berlin nach Posen und Warschau führt. Es vertritt sich kein Maler dorthin, es weißt auch nicht viel zu malen, ich weiß es nicht. Es gibt keine Geschichte des Klosters. Aber ich glaube, daß dies eine willige Gleichheit ist, ein aufregendes Abenteuer.

Ausgezeichnet

Photograph: „Also jenseits bitte ein heiteres Gesicht! Denken Sie an etwas Angenehmes; zum Beispiel an Ihre Frau.“

Kunde: „Ich wurde vor acht Tagen geschieden.“

Photograph: „Ausgezeichnet! Denken Sie daran.“

Aphorismen

Echon mancher glaubte seine Persönlichkeit entdeckt zu haben, nachdem man ihn auf seine Unarten aufmerksam gemacht hatte.

Der Ehrgeizige, der nicht aufbauen kann, will zerstören.

Wer zu überreden vermag, versteht meist nicht zu überzeugen.

Der beschränkte Geist fragt an, der umfassende Geist spricht frei.

Kleine Blütenlese aus der Korrespondenz eines Wohlfahrtsamtes

Nach dem Kriege soll sie eine Weile wegen gewesen sein vom Munde, da sie glaubte ihr Lebensofen, das sie in Abwesenheit des Mannes, der im Felde war, trieb, weiter führen zu können.

Ich ersuche sie freundlichst wiederholt als Bezuggeberin, daß die Möbel gründlich angefaßt werden müssen und nicht meinen Sohn belästigen auf Unrecht. Die Möbel sind nicht von mir gekauft, sondern wird auf Eid bestimmt, daß die Möbel von meiner Frau abfinden.

Sobald die Zeiten besser sind, beabsichtigen die Kinder, zu heiraten, sonst ist nichts Anständiges zu berichten.

Die Familie besteht aus fünf Köpfen. Es sind auch Wagnen vorhanden, sämtliche sind tuberkulös.



Besonders der Umland, daß meine Schwiegermutter gestorben ist, erhebt dieingende Abhilfe.

Dieses Zimmer ist nicht nur gesundheits-schädlich, es untergräbt auch die guten Eiten meines achtjährigen Jungen.

Herr Verleger ich muß Ihnen jetzt ein Ultimatum stellen, wenn Sie nicht binnen drei Tagen mich befriedigen, muß ich mich an die Öffentlichkeit wenden. Frau X.

Von seit vier Monaten verheiratet und meine Frau ist in anderen Umständen. Ich frage nun, muß das sein?

Selbiger Herr benötigt zwei Zimmer mit seiner Frau und kann selbige nicht abgeben.

Ich habe Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren und dieses ist auf Feuersicherheit zu untersuchen.

Eine Kardinalfrage ist auch die Abortanlage. Er ist baufällig, wenn ich mich auf ihn setze, bin ich mit Lebensgefahr verbunden.

Der Mann ist als Notmeister bei der Bahn, die Frau ist in den Wechseljahren.

Wiener Wochenschau

Ede Ring- und Körnerstraße, dort, wo der Fremdenverkehr sozusagen gegen die Hotelmauern brandet, laufen die Menschen zusammen und umdrehen, neugierig die Hülle reißend, einen breitbeinigen Herrn, der sich gelassen eine Zigarette anstekt, und einen schwächlichen Menschen, der sich das Kinn hält und zwischen durch furchtelich seufzt, ob er noch alle Zähne im Munde hat.

„Was war denn?“

„Hau E' es net g'seg'n?“

„Na!“

„O schmiert hat er ebn anel!“

„Der Klane den Grosen?“

„Na — der Grosen den Klau!“

„Jo warum denn?“

„Wahrscheinlich ham's g'stritten!“

„Recht hat er g'habt!“

„Wer hat recht g'habt?... E's halten E' de Weichen... Wie können E' sagen, daß er recht g'habt hat, wann E' net amol wissen, was da g'scheh'n is!“

„E's wissen E' jo an net, E's Ofriess, E's!“

„Wer is denn scho Jona Ofriess?... Eder halten E' vielleicht in der Jaagarstra, der was den Klau Herrn g'ablag'n hot?“

„A Jaagarstra is er?“

„Natürlich — des facht ma ebn jo an...“

Es geht es erregt hin und her, die Gemüter erhitzen sich, bis endlich ein Wachmann erscheint und den Endverhalt auflöst.

Der kleine Mann ist, reich um die Ecke liegend, mit einem Amerikaner zusammengeknallt, der in aller Gemütslichkeit herbeigekommen. Einmalig: „Paradise jag'n können E' wenigstens E', wann E' scho d' Augen wackelt hab'n!“, für eine Belohnung aussteigt und mit einem Kinnbaken ritterlich austritt.

„Mädchen“, sagt der Wachmann, „dann wär ja alles aufgelöst!“, salutierte vor dem sich entfernenden Amerikaner, zieht seinen Bleistift und herrscht den Knodwatzschlagern an „via haßen E'?“

„Aber — aber — Herr Wachmann“, murmelt der Mann mit den wackelnden Zähnen, „warum well'n E' mit dem aufschreiben?... E's is'n Jona... Den Herrn hätten E' aufschreiben müssen — de Waschen hob i kriegt —“

„J wass, was i s' wann hab in so an Fall“, erwidert der Wachmann streng, „wegen Ihrer Waschen kam i'n Fremdenverkehrs net steh'n!“

H. K. B.

Löwenjagd

„Na, haben Sie auf Ihre Löwenjagd Glück gehabt?“

„Ja — es ist mir keiner begegnet!“

Jeden Abend
Chlorodont
Jeden Morgen

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1933
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seanz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Brennstraße 10

Schwere Kunst

Als der berühmte Geigenwieluose Joseph Joachim Konzertmeister in
Hannover war, wollte er gern Schlittschuhlaufen lernen und bat den
Bahnhofsgärtner Dillmeyer, ihn in dieser Kunst zu unterrichten. Als das An-
schaffen der Schlittschuhe befristet war, sagte sein Lehrenmeister:

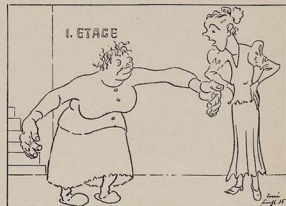
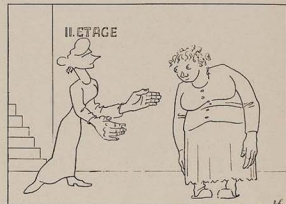
„So, Herr Joachim, nun stellen Sie sich auf die Schlittschuhe, so —
— und nun schneifen Sie das eine Bein nach rechts und das andere
nach links und laufen immer geradeaus.“

Joachim folgte der Weisung und saß im nächsten Augenblick auf dem
Eise.

„Ja, ja“, meinte Dillmeyer, „so leicht wie Geigen spielen ist das
nicht!“ G. R.

Das Gerücht

Toni Bichi



Redaktionelle Notiz!

Das forbige Innenblatt in Nr. 24 der „Jugend“
ist nicht wie irrümlich angegeben von Karl
Haider †, sondern von Toni Stadler †.
Redaktion der „Jugend“

Schwachen Männern

Werden
ausgegeben
bei u. Verleger
Gertman-Verlag
100 Reichenshall 211

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Sind Ihre fotografischen Aufnahmen sehr interessant? Wollen Sie das nicht ausnutzen? Auf der ganzen Welt gibt es Abenteuereisen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ setzt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und zeigt Ihnen vor allem wichtige Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert, Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert, Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



BÜCHER

Medtilde Lidnowsky: „Deloide“. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Die Geschichte einer Ehe, unglücklich endend, durch den Krieg zerschlagen, aber doch ungemein glaubwürdig und echt. Das Grauen der Vergänglichkeit alles Schönen weht aus dem Schluß dieses Schicksals, das nach der Liebelichkeit der vorangehenden Schilderungen eines südlichen, beschwingten Lebens um so tiefer ergreift. Jenes, fast schon bis zum Überdruß behandelte Romanproblem von der „unverstandenen“ Frau wird hier psychologisch fein und ungewöhnlich menschlich dargestellt — wie überhaupt in diesem Buch das Menschliche alle problematischen Fragen überträgt. In sicherer Entwicklung und kultiviertem Stil, ohne dabei gekünstelt „literarisch“ zu sein, schildert die Verfasserin die Gesangsätze zwischen einer liebebedürftigen, natürlichen Frau und ihrem kühlen, weltgewandten Ehemann; liebevolle Mütterlichkeit und frauliche Güte helfen der ungelieblichen Deloide über manches Leid hinweg, bis der Krieg dem allen ein Ende setzt. Wenn auch die ganze Handlung naturgemäß vom Standpunkt der Frau dargestellt und betrachtet wird, so gibt das Buch doch auch den männlichen Leser mangelnder Freude und hinterläßt einen nachdenklichen Eindruck. K. K. W.

Michael Strich: „Das Kurhaus Bayern im Zeitalter Ludwigs XIV. und die europäischen Mächte“. Verlag der Kommission für bayer. Landesgeschichte, München.

In zwei umfangreichen Bänden (951 Seiten) veröffentlicht der bekannte Geschichtsschreiber Forschungen, die an Arbeit mehr als zwei Jahrzehnte in Anspruch nahmen. Sein Werk ist nicht nur für den politisch Geschulten von außerordentlichem Interesse, was der Verfasser an unbekannten Tatsachen entdeckte, die Kulturbilder hofischen Lebens jener Zeit, die er besonders liebevoll und spannend zu schildern weiß, geben seinem Buch allgemeine Bedeutung. Das Leben Herzogs Maximilian Philipp von Bayern, von dem man bislang kaum mehr als den Namen kannte, füllt den ersten Band. Die Beziehungen Bayerns zu den anderen Staaten vor der Administration dieses Herzogs schildert der zweite Band. Es ist eine der glücklichsten Zeiten, die München als Residenz erblickte. Daß damals hier bewußt nationale Verbände gegen Separatisten geschlossen wurden und eine deutsche nationale Erhebung gegen Frankreich (anläßlich des Falls von Straßburg) lediglich an dem Versagen des Wiener Hofes scheiterte, läßt erstant aufstehen. Diplomaten wie d'Estrees, Pufendorf, Marquis de Grois und der bestechliche Kanzler Schmid, werden zu lebendigen Gestalten. Und nicht zuletzt ergreift das Geschick der unglücklichen Kurprinzessin Maria Christine, die der Dauphin heiratete und die politisch eine viel wesentlichere Rolle spielte als ihre unbekanntere Liselotte von der Pfalz. K. K. W.

Hans Reimann: „Motorbunzel durch den Orient“. Müller & Kiepenheuer, Verlag, Berlin.

Aus Reimanns geplanter Indien-Autoreise (die in Mesopotamien ihren östlichsten Punkt erreichte) wurde nun dieser Buchbericht. Unterhaltungs, flüssig, mitunter sogar spannend — wie eben eine derartige Reportage sein kann —, aber mit einem großen Fehler behaftet: Reiseeindrücke als verallgemeinerndes „So ist es!“ auszusprechen. Es geht nicht an, ein zufälliges Erlebnis als Dogma für die Eigentümlichkeit eines Landes oder seiner Bewohner aufzustellen. Ich kenne selbst Serbien und Griechenland ziemlich genau, Reimanns Schilderungen irren sehr oft. Ich las die Abschnitte über Bulgarien einem Sofoten vor (dessen sachliches Urteil ich schätze) — ein mitleidiges Lächeln ob solcher Trugschlüsse war die Antwort. Ein Türke war gleicher Meinung. — Nein! So dient man nicht der Kunde von den Ländern, die man bereist. Zumal, wenn man derart bestechend für den gläubigen Leser zu schreiben will. Gründlichkeit ist Voraussetzung zu jeder Art von Belehrung. Unterhaltungskunst ist Glosse. „Unterwegs“, in solch anekdotenhafter Fassung gefälliger Reiseerlebnisse, begreift der Wert der Aufmachung mit den orientierenden Kartenskizzen. K. K. W.

Olto Mohr: „Löwenjagd am Kilimandscharo“. Grethlein & Co. Nachf., Leipzig.

Eine sachliche Reiseportage von einer Ostafrika-Löwenjagd, die laut Prospekt vom Reisebüro zusammengestellt und auf denkbar bequeme Weise durchgeführt wurde. Von wilder Romantik bleibt bei derartiger organisierter Unternehmung natürlich kaum eine Spur. (In Kenya allein werden jährlich für 1,5 Millionen Mark Jagdscheine ausgestellt.) Die fast alle im Aussterben begriffenen Tiere gehörten überhaupt nur mit der Kamera geschossen.

Mohr schreibt erlebnisbeeindruckt, im Aufsatztstil mit Oberlehrer-Anweisungen (daß er einen Tropenhelm als notwendig vorschreibt, läßt den erfahrenen Afrikaner lächeln). Die drei großen Abschnitte hätten einer Unterteilung bedurft (selbige Erinnerung an Schneck „Auf ferner Insel!“). Immerhin veranschaulicht das Buch die gegenwärtigen Verhältnisse in der alten Kolonie und bietet dem Neuling manches Wissenswerte. Die Aufmachung ist denkbar gut, die Illustrationen leider weniger und allzu gestellt; man ist durch herrliche Expeditionsfilme mit Lichtbildern verwöhnt. Welcher Verlag schickt einmal einen Dichter nach Ostafrika? K. K. W.

Cherry Kearton: „Mein Hund Simba“. J. Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart.

„Die Abenteuer eines Foxterriers“, der von seinem Herrn aus einem Londoner Tierasyl gekauft und hinüber nach Afrika genommen wird. Anspruchlos im Stilistischen — ein Jugendbuch —, schildert K. mangelnder an sich nette Abenteuer, die nur etwas zusammenhanglos aneinandergereiht sind. Ein „Reise-Journalist“ schreibt hier (man bekommt gleich zu hören, wo er schon überall war in der Welt), es fehlt das „Dichtersche“, die Verliebtheit, wie man sie bei Londons Hundengeschichten findet. Der Ostafrika-Feldzug im Weltkrieg wird lediglich gestreift; schade um diesen Stoff. Auch die Übersetzung läßt mitunter etwas weniger nachlässig sein können (z. B. in Ausdrücken wie „Kinopparat“). An einer Stelle föhlt man sich wirklich belustigt, bei der Schilderung Janes, des Pavians. Die Ausstattung ist gut und preiswert. K. K. Wolter

ADLER

3 GANG

steigt leicht
spart Kraft
fährt schnell

1. GANG
2. GANG
3. GANG

ADLERWERKE VON HENRICH ELEYER ACTINGESSELLSCHAFT FRANKFURT A. M.

Radlertraum

Erich Wilke

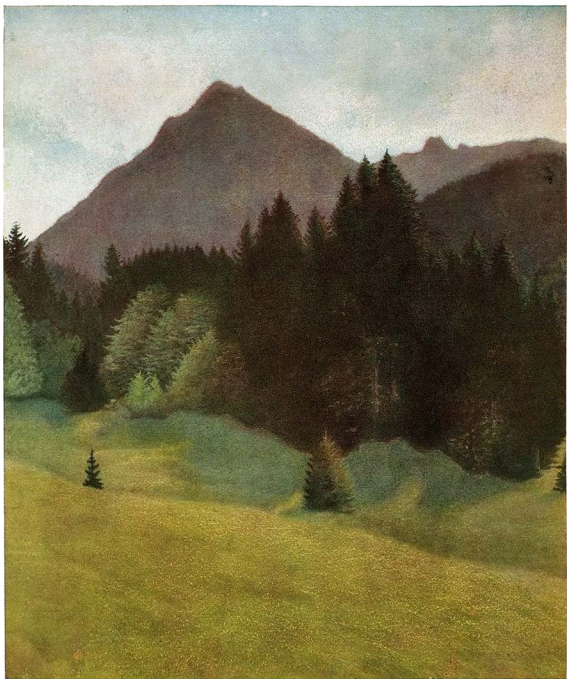


„Wie wir soeben hören, wird beim Bau der neuen Reichsradfahrwege ein alter Wunschtraum aller Radfahrer seine Erfüllung finden: Der rollende Asphaltteppich zur mühelosen Überwindung von Geländesteigungen.“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 38



Im Sommer

O. Brinkmann

Stunde im Mittag

Von Heinz Rusch

Rief im Hof der Brunnenmund?
Leiser werden unsre Schritte,
Aber aus des Hauses Mitte
Schlägt die Stunde, voll und rund.

Oben Zaun greift schon der schlanken
Sonnenblume gelber Kranz,
Unter Strahlenfeuerklang
Ihre rauhen Blätter schwanen.

Doch die Bäume, die ermattet
In den Straßen stehn, sind stumm,
Denn sie ahnen rätselhaft, warum
Diese Stunde sie so stark umschattet.

Und es fällt aus ihren Einsamkeiten
Auch ein Tropfen süß in unser Blut,
Da Gott selber in den Wipfeln ruht,
Müde von den lichtdurchströmten Zeiten.

Der Pferdeschinder

Von Gerhart Pohl

Im wolkenlosen Blau des Himmels hängt die Sonne über der stoppeligen Weite der Dorfsebene. Staubsaft ist die Luft; Insekten tanzen in ihren Kreisen; reglos stehen die Windmühlen im Gelände und die Kirchtürme am Rande der Dörfer. Kein Rauch und kein Laut. Nur das „Hü!“ eines Knaben wird zuweilen hörbar und hernach das Knarren des Centragewagens, das Klirren der Radschellen, das Schreien der Pferde.

Der Knabe, Ulrich, leitet die fraißejahrenen Wallache von Hause zu Hause; dann steht er mit gesenktem Kopf, die Leine in schlaffen Händen. Die ungewohnte Arbeit in der Sommerhitze hat den Elfsjährigen erschöpft. Unterdessen wirft der alte Knecht die Gärten in die Arme des Rutschers Stöße, der sie sauber auf dem Wagen schiebt.

Ulrichs Bruder, der neunjährige Werner, liegt rüchlings auf der heißen Höhe des Wagens und starrt den Schwalben nach, die über dem Aker ihre Kurven ziehen.

Endlich schreit der kleine Stöße „Halt, halt, halt“, klettert vom Wagen und kommt mit knickrigen Schritten auf den Knaben zu. Auf des Rutschers Stößen und an braunen Gerätschaften schliefen sich der Schweiß. Stöße nimmt die Schelmische ab, wischt das Wasser vom Oberband, zieht ein Schwammfläschchen aus der Tasche und nimmt einen gluckenden Schluck. Der alte Knecht hat sich unterdessen in den Schattenkegel der nahen Mühle gezogen. Die Pferde stehen mit gesenkten Köpfen. Ulrich hat sich an den Kain gesetzt und die Arme um die Knie geschlungen. Werner liegt in unsichtbarer Reglosigkeit auf dem getünchten Stroh. Kein Wort wird laut.

Da preßt der kleine Stöße „Verfluchtes Geschinde!“ aus seiner Kehle. Dabei nimmt er Leine und Peitsche auf und zerrt die Wallache aus dösenden Erschlaffung. Das Handpferd springt an, doch der „Dicke“ rührt sich nicht. Stöße krächzt trocken „Jäh! Jäh!“ Und als die

beiden schweren Wallache kurz anspringen und zurückstammeln, ohne daß der Wagen sich rührt, schlägt Stöße die Peitsche über ihre breiten Rücken, zerrt die Leine und schlägt wieder zu. Und die Pferde springen wieder und wieder an... Schon steigt das Handpferd rüchelnd mit den Vorderbeinen auf, Gesäße und Achsen quieschen, die Räder beginnen sich langsam aus dem Erdreich zu heben, da macht der „Dicke“ einen stolpernden Durchsprung, daß die Krümme flaut, und beide Pferde stehen wieder schaukelnd und mit fliegenden Klauen. Ihre Kräfte sind für diesen Tag verbraucht; auch der kleine Stöße scheint am Ende seiner Kraft zu sein. Eingesenkt steht er da, Jügel und Peitsche in hängenden Händen; unverständliche Flüche dringen durch seinen verfluchten Bart.

Da brennt sein Zorn jäh wie eine Stichflamme auf. Er wirft die Leine hin, packt den Peitschenstiel fester; ein torkeliger Sprung, und er hält den Jügel, am Maulte des Handpferdes gepackt. Nun reißt er das Gespann herum, fuchelt mit dem Stielen vor den Augen der Tiere, und dann schlägt er hin über ihre Köpfe, gegen Schenkel und Ecken. Die Wallache bäumen sich; Stöße reißt sie schmerzhaften Geißeln zurück, und dann hagen die Schläge des Rasenden auf die erschöpften Pferde. Ulrich ist aufgesprungen und schreit nach einer Sekunde der Mahnung: „Stöße!“ Werner starrt mit weit aufgerissenen Augen vom Wagen herunter und bettelt laut: „Nicht doch, Herr Stöße! Nicht wehmen, Stöße!“ Auch der alte Knecht hat sich erhoben und ruft von fern: „Halt, halt, halt!“

In diesem Augenblick kommen ein Paar weiße Lüttner den Feldweg hinaufgepreßt. Auf dem Rutschbock des braunen Wagens sitzt Josef, der Bruder des kleinen Stöße, und hinten steht der Vater der beiden Knaben, der Obstbesitzer Videmann. Seine große Gestalt ist vorgerichtet, eine Hand hält das Geländer des Bodis, die andere fuchelt gefalt durch die Luft. Ein langgedehntes „Haalt!“, und Josef jügelt die Lüttner



Höhenzüge

H. Mayrhofer-Passau

mit einem Ruck. Der Vater der Knaben steigt auf den Teufel; unter seinem Gewicht neigt sich der Wagen im Gefeder. „Was treiben Sie da, Sie Gaule!“ schreit Lüdemann. — „o sind 'n paar tückische Luder, Herr!“ entschuldigt sich der kleine Etelbe. „Ach was, tückisch! Mäde sind die Tiere!“ sagt Lüdemann ziemlich ruhig und geht auf die Pferde zu. Da sieht er, das Handpferd hat eine blutige Schramme an der Stirn, und ein Auge des „Dicken“ ist verschwollen, und die Glanme des Jorns brennt in ihm hoch. Sein Gesicht wird dunkelrot, die Adern der Stirn schwellen an, sein Atem beginnt zu fliegen. So geht er mit geballten Fäusten, den brennen Nacken gesenkt, auf Etelbe zu. Der wißt sich vor Verlegenheit sein Gesicht mit den Händen.

Ein Stoß vor die Brust, und Etelbe fliegt an den nahen Rain. „Das laß ich mir nicht gefallen, Herr!“ krächzt der kleine Mann und springt auf. „Was lassen Sie sich nicht gefallen, Sie Pferdeschinder, Sie Tierquäler, infamer!“ brüllt der Vater der Knaben, hebt die Peitsche auf und schlägt, in die Glanme seines Jorns gehüllt, auf Etelbe ein, bis der wimmernd zusammensinkt.

Ulrich hält seine kleinen Fäuste geballt; sein Gesicht ist gerötet; die Augen glänzen wie im Fieber. Werner steht reglos auf dem Erntewagen, den Mund weit geöffnet, eine Hand gehoben, wie ein Standbild des Schreckens auf ragendem Fels. Josef, der Bruder des Geschickten, sitzt in stummer Nahe auf seinem Pock. Der alte Knecht stützt sich auf die Gabel und kratzt seinen Hintertopf.

Inzwischen ist der kleine Etelbe aufgesprungen und dem Outobere an die Kehle. Der haut ihm von oben herunter die Faust auf den Schädel. Etelbe läßt los, torzelt ein paar Schritte, schlägt hin, und Lüdemann haut erneut auf ihn los.

Da gellt ein Schrei. Werner ist mit einem Satz von der Höhe des Wagens herabgesprungen und lautlos zusammengefaßt. Einen Augenblick später fliezt er zu seinem Vater. „Vater! Liebes, gutes Vater! Zu ihm nichts mehr! Ich hab 'so Angst!“ Dabei umschlingt das Kind die braunen Lederarmen des Vaters. Der will ihn losstoßen, aber Werner klammert sich fest, wie ein Verirrter an eine Weide, und schlägt und schreit und bettelt, von Grauen geschüttelt und ohne Maß, bis der Vater die Peitsche mit einem Ruck hinwegwirft und selbst stöhnend

sein stöhnendes Kind aufhebt. Ulrich hat dabei gestanden, die Fäuste noch immer geballt, und seine Augen brennen vor Stolz auf seinen Vater.

Dann werden die Knaben nach Hause geschickt. Sie gehen die lange Schauer des Rains entlang. Werner weint still für sich und hält die Hand des Vaters. Der sieht auf ihn herab, sieht das verlebte, schlafgelbe Haar und das schmutzige Gesicht, und er denkt: 's ist doch eigentlich noch ein Kind, das Wernerle, und er sagt aus Stolz und Trost und Angst: „Unser Vater ist doch ein Held!“ Aber Werner antwortet: „Ich hab ja solche Angst vor seiner Wut!“ Ach, er hat Angst, denkt der Bruder; er ist noch ein Baby! Das reizt ihn zum Widerspruch: „Vater ist ein bulliger Mann, bald so tapfer wie der Hagen von der Nibelungen!“ — „Wenn der kleine Etelbe nu aber tot wär!“...“ erwidert Werner leise.

„Das wär ihm recht, dem Pferdeschinder!“

„Da kann Vater aber in den Kasten, und dann haften sie ihn den Kopf ab!“

Ulrich ist stehen geblieben und lacht schrill. Ihrem Vater den Kopf abhacken, das sei „glatter Quatsch“, und wie zur Betätigung erzählt er von einem Räuber, der Vater bei einer Wogenfahrt in Galizien überfallen habe; dem habe er mit dem Knüttelstock den Kopf eingeschlagen; das Gericht habe Vater angeklagt, aber die Richter hätten gesagt, der Herr Lüdemann habe das gut gemacht und brauche nicht in den Kasten. „Unser Vater ist eben ein Held!“

Dazu bemerkt Werner, indem er eine Träne aus dem Auge wischt: „Aber Etelbe ist doch kein Räuber!“ — „Ein Tierquäler ist er, ein Pferdeschinder!“ antwortet Ulrich wütend, „er hat unsre Pferde gehauen, dafür hat Vater ihn gehaut!“ — „Ich wollt jetzt zu Hause, zu Mutter!“ und Werner weint leise vor sich hin. Ulrich schreit „Mutter!“ und zerrt ihn an der Hand.

Unterdesen ist ein qualmiges Wolkennass aufgestiegen. Aus seiner Schwärze fährt gelbbau der Bliz in die grüne Stille der Wälder am Horizont. Aus der Ferne murrer der Donner. Bald flutschen große Tropfen in die heißen Gesichter der Knaben.

Hand in Hand rennen sie über die gemähten Felder und erreichen den Outobes, als das Unwetter zu toben beginnt.



Bayerische Seelandschaft

William Ritter

Meersburg am Bodensee

Von Lia Frick

Ich lebe an einer breiten, niederen Steinmauer. Meine Augen trinken sich satt, berauschen sich an der Sommerfülle, die rings in Farben und Düften um mich wegt. Der Bodensee ist ein riesiges Lächeln, in dem weiße Schiffe dünne, dunklere Adern pflügen. Unten am Ufer hat sich ein schönes Strandbad hingebreitet, die lustig bunten Sonnenschirme auf der Liegewiese leuchten wie Pilze im Moos.

Weinberge klettern von allen Seiten heran. Die Gärten quellen über von wunderbarer Rosenpracht, die Blutrot in den Sommer verströmt. Ein Füllhorn und Düften erfüllt die Luft, Röser und Flügelgeier taumelt trunken umher. In weidenden Fräulein töben die Gäfte zu süßer Reife.

In die verschwenderrische, südlich amittende Fülle liegen kleine Fachwerkhäuschen eingebettet, liebe alte Lore, die mit ihren Bogen malesische Ausschnitte aus engen Gläsern umrahmen. Da hängt einladend ein Wirtshauschild mit einem Bären zwischen blühenden Oleanderbäumen, eine bunte Madonna überm Torbogen lächelt fromm und zufräden auf die rote Lampe zu ihren Füßen. Weinreben ranken um Ecker mit Buschschnecken, blumenumkränzt ist sogar der Brunnen, aus dem geruchsam eine Kuh ihren Vespertrunk schlürft.

Eine molte Mühle, die älteste Deutschlands, überwacht uns mit ihrem unwahrscheinlich großen Wasserrad, das sich wirklich noch dreht. Es ist wie im Märchen. Eine große, schmutzende Kugel liegt auf der Schwelle. Sie hat nicht viel zu bewachen hier, ich will auch nur einen Blick ins Innere der Mühle tun, aus der mit der süßliche Geruch alten, rauchfahigen Holzes entgegenschlägt.

Von der Höhe herab aber lockt die älteste Burg Deutschlands man doch zu einer Beschäftigung.

Aber tiefen Graben, in den viel Grün sich verschönlisch schmiegt, führt die mächtige Zugbrücke. Im Vorplatz — heute würden wie „Diele“ sagen — hängen noch die alten, ledernen Feuerlöschseimer, stehen neben einem schönen, belaggeschmückten Kreuzstift noch umscholene Kanonen aus verfloßener Zeit. Wer damals den Burgfrieden stürzte, dem wurde die rechte Hand abgehakt, so befehrt uns treuherzig-nach ein altes Bild an der Wand.

Prunt und Kostbarkeiten hat die alte Truchburg der Merovingen nicht aufzuweisen. Aber mit ihren düsternen Wachssteinen und Rüstkammern, ihrer Waffenschmiede, dem unterirdischen Gang zum See hin und dem unheimlichen Turmwehler, in dem man die Gefangenen langsam verhungern ließ, mit uralten Waffen und Geräten, macht sie uns die damalige Zeit lebendig. So eindrucklich, daß ich mich mit heimlichem Grausen vergegenwärtige, wie im Festhaal die fürstlichen Bischöfe schenaußen und tranken, während unmittelbar daneben, einige Klöster tiefer, ein lebendiges Skelett den schaurigen Kalender seiner letzten Hungertage in den Fels ritzte.

Trotz der barbarischen Güten war man fromm damals. In der Kapelle und im Kirchturm sind noch viele alte Heiligenbilder und Figuren, Schreinen und Kirchengeräte erhalten. Einem Felsen im Burgrabenbe entpfeigt ein Brunnen, von dem die Sage erzählt, daß einstmals Wein hier geflossen sei. In die Notkapelle flüchtete man zu Zeiten der Be-

lagerungen, von denen keine einzige die fliegenden Mauern aus Fingerringenblöcken eintreten konnte.

Die Geschichte von tausend und einigen hundert Jahren spielt sich in dieser Burg. Kriegsergebenen Dingen paaren sich auch lässlich poetische, da Amette von Droste-Hülshoff hier lebte, dichtete und — starb. Inmitten des Dotes haben Freunde ihrer Muse ihr ein Denkmal gesetzt und von der Höhe herab greift das kleine Fingerringhäusl, das allerlei Erinnerern an Deutschlands große Dichterin wünschelt.

Wahrscheinlich, man kann auf lebende Enddichtungen gehen in Meersburg. Ich kann mir vorstellen, daß ein Maler, der hierherkommt, nicht

weiß, wo er beginnen soll, so sehr locken von allen Seiten die Motive. Da ist der Fernblick vom „Kängele“ über den schimmernden See hin bis zu den Gletschern der Schweizer Berge, da ist ein bemaltes Haus „zum Krippele“, da ist die berausende Farbenhymne der Gärten, das Halbente, die Kirchgasse mit ihren patzen Fachwerkhäusern, da ist so vieles, was unser Auge entzückt — — —

Süßlich üppige Landschaft und alte, reizvolle Bauweise sind an diesem friedlichen See eine Ehe eingegangen, so bejlegend, daß jeder der vorbestimmt, staunend innehält. Und wenn er sich, schwer genug, losgerungen hat, nimmt er ein Kleines des Gedenkens mit, das er nimmer missen möchte.

Nähe des Herbstes

Von Rudolf Kreutzer

Der Sommer ist so müd geworden
Und leise senkt er die schweren Lider.
Tiefher schon neigt sich am Zaun
Der Sonnenblume goldenes Antlitz.

Immer folgt den Schritten des Wandrers
Dunkler Flug der Vögel, die fernhin ziehn
In der kühlen Bläue des Himmels
Und seine Augen trinken die purpurne Schwermut
Verfallender Gärten.

Auf braunem Hügel weidet die Herde.
Der Hirte dort, der einsam sinnt
Und es neigen sich über ihn
Die schwarzen Früchte des alten Holenders.

Wenn es Abend wird
Versinken die Wälder im blauen Rauch, rollt silbern der Tau
Endet der Zug der Rehe am Sterneneiher.

Nachts, unter hohen Bäumen
Schenken wir schwarzen Wein aus schwankenden Flaschen.
Goldnen glänzen Früchte im Laub. In deine silberne Hand
Neigt du sinnend das Haupt unter herbstlichen Sternen.

KUNST UND LEBEN

Von Wolfgang Federau

Herr Meurer sitzt im Café, an einem der vielen runden Marmortischchen, hat auf dem Stuhl neben sich einen Stapel Zeitschriften und Tageszeitungen, blättert, liest, nimmt ab und an einen Schluck von dem langsam erkaltenden Kaffee, kauft ein Raucherzeug vor sich hin aus seiner Zigarettenschale und sieht sich wohl. Ja, ganz zufrieden ist er in diesem Augenblick, und ob er nun auch bereits mehr als zehn Jahre hier im Norden Deutschlands wohnt, es ist doch zuviel edles Wiener Blut in ihm, als daß er von seinen heimatlichen Überbohrheiten völlig hätte lassen können.

Er hat Zeit, viel Zeit heute. Und er beschränkt sich nicht darauf, nur mal hier und da eine kleine Notiz, einen Witz oder ein paar Sätze zu überfliegen, wie ein wohlgenährtes Fohlen, das aus dem vorgeordneten Futter mit der schönsten, goldglänzenden Körner herauspickt. Sondern er läßt mit Andacht und Eifer, ja, mit einer gewissen Methode, und gerade die Methode, die er jetzt vor hat, die hat's ihm

besonders angetan. „Diese Engländer“, denkt er, „verdammte Fein haben die es raus, mit ein paar Zeilen, mit einigen wenigen Strichen Duft und Zauber der Landschaft, des Milieus vor uns hinzustellen. Und von Anfang an gleich so zu packen und zu seßeln, daß man's nicht fertig kriegt...“

Ehe aber Herr Meurer diesen Gedanken ganz zu Ende spinnen kann, schlägt eine Stimme an sein Ohr, eine weibliche Stimme, eine Mädchenstimme, „ja guten Tag, Herr Meurer. Welch' lustiger Zufall, Sie hier zu treffen.“

„Beate“, sagte der Angeredete aufblickend und wie rot vor unversellter Freude über diese Begegnung. Wirklich froh, ja beinahe stolz ist er darüber, dieses hübsche, reizende Mädchen, das da schlank, jung und übermäßig neben seinem Tisch steht, so vertraulich beim Vornamen anreden zu können. Schauen die anderen nicht schon her nach seinem Platz, neidisch und beneidend zugleich?

Beate läßt sich nicht lange bitten, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Er bestellt ihr Kaffee und Apfelsaftchen mit Schlagobner, von dem er weiß, daß sie ihn gern isst, und sie ziert sich nicht. Er freut sich zu sehen, wie es ihr schmeckt, und plaudert mit ihr sorglos, angeregt über dies und jenes, und wohlgefällig wie ein Kater in der Sonne dehnt er sich im Widerschein ihrer warmen, jugendlichen Schöne und Gesicht.

„Machen wir noch einen kleinen Spaziergang?“ fragt Beate, da sie fertig ist und sieht ihr Gegenüber zuversichtlich und verheißungsvoll an. „Das heißt, wenn Sie Zeit haben natürlich!“ setzte sie dann noch hinzu.

Zeit haben? Herr Meurer weist sich in die Brust. Schon eine solche Frage tut ihm weh. Natürlich hat er Zeit, ewig lange, sie möge ganz über ihn verfügen.

„Na — na“ wendet Beate lachend ab und ist dennoch offensichtlich froh über die Verliebtheit, die ihr aus Herrn Meurers Augen, aus seinem ganzen Gebaren so unverkennbar ent-

gegenwärtig. Denn schließlich, sie ist ein junges Mädchen, sie weiß, daß sie hübsch ist, und es ist angenehm zu sehen, daß auch andere es wissen.

Gemeinsam brechen sie auf, und draußen, im Licht dieses strahlenden, sonnigen Herbstnachmittags, nehmen sie ihre Gespräche wieder auf. Erzählt Beate von den vielen kleinen Nichtigkeiten, die sie beschäftigen — aber in so begau- bender Weise, wie dies eben nur ein junges Mädchen kann.

Herr Meurer hört dem sanften, wohlklingen- den Gespräch dieser Worte zu.

Aber mählich, wie sie langsam durch den Park dahinschlendern, dessen alte, hohe Bäume schon brennendes, buntes Laub unter dem klaren Blau des Herbsthimmels breiten, mählich also versinkt die glückliche Stimmung, welche die unerwartete Begegnung in ihm aus- löste. Er wird sich der Ursache dieses Un- schmerzes nicht recht bewußt. Spürt nur eine

innere Unruhe, einen heimlich drängenden Wunsch: „Wenn sie doch bloß einmal Ruhe geben, nur mal ein bißchen still sein möchte.“ Jemand etwas quält ihn — er weiß, er möchte über etwas nachdenken, aber er kommt nicht dazu. Denn dieses Mädchen hier, so anspruchs- los es ist in seinem Geplauder, verlangt doch, daß er hinhört, daß er ihre seine ganze Aufmerk- samkeit widmet.

Herr Meurer mustert seine Begleiterin von der Seite. Er findet sie jetzt längst nicht mehr so hübsch wie noch vor einer halben Stunde. Ihr Mund ist ein wenig zu voll, ihre Ecken zu niedrig, und die Oberlippe ist etwas kurz. Man sieht die Zähne, und wenn sie auch wun- der schöne, blendend weiße Zähne hat, ist es doch nicht nötig, daß man sie immer sieht, daß sie diese Zähne so aufdringlich zur Schau trägt. Als ginge sie Kellner für irgendeine Zahn- polst.

„Nur ist sie denn nicht, daß dies lästig wird,

auf die Dauer?“ denkt Herr Meurer. Immer- zu denkt er es. So oft, daß Beate es schließ- lich doch merkt, daß sie fühlt, wie er wert- gehalten wird von Minute zu Minute, wie sie gegen eine Wand spricht, die beständig ein hohles, leeres Echo gibt und kaum das.

„Nun aber muß ich mich verabschieden — ist fürchte wirklich, ich habe Sie über Gebühr gelangweilt und Ihre kostbare Zeit mehr in Anspruch genommen, als ich verantworten kann“, sagt Beate plötzlich, sehr hübsch, aber mit hochmütig in den Nacken geworfenen Kopf.

„Aber nein, wirklich nicht“, entgegnet Herr Meurer höflich. Ohne verbunden zu können, daß dieser Widerspruch lau ausfällt und seine Tonart beinahe beleidigend ist.

Er begleitet sie noch bis zur nächsten Straßenkreuzung. Sammelt beim Abschied noch etwas von bringenden Geschichten und ist doch überzeugt, daß das Mädchen nichts glaubt von diesen Geschichten, und mit Recht es nicht glaubt. Und da er allein ist, atmet er befreit auf, ohne einen Blick der mit jedernden Schrit- ten Davongehenden nachzufassen.

Aber was tut das, jetzt, wo er doch weiß, warum er so unruhig war die letzte halbe Stunde. Und was ihn, was sein Unterbewußt- sein beschäftigte all die Zeit. Daß es die Ge- schichte war, diese spannende Geschichte von dem englischen Autor, die er im Café ange- fangen hatte und bei der er von dem Mädchen so unerwartet unterbrochen wurde.

Er ist sehr neugierig auf den Schluß. Aber ein Blick auf die Uhr überzeugt ihn, daß es heute zu spät sei, das Lokal nochmals aufzu- suchen. Und daß er die Fortsetzung der Lektüre auf den nächsten Nachmittag verschoben müsse.

An diesem nächsten Nachmittag ist er schon früh im Café. Aber vergeblich bemüht er sich, die Zeitung mit jener Geschichte zu finden. Immer nervöser wird er bei dieser Suche, ruft schließlich den Ober: „Ach“, sagt der achsel- zuckend, die Zeitungen — die werden jeden Morgen ausgetauscht.“

Herr Meurer erschrickt förmlich. Hierauf war er nicht gefaßt. Er greift nach der Tasche, drückt dem Bedienten eine Mark in die Hand. Das Geldstück macht den Ober willig — mit fliegenden Rockschößen jagt er davon und kehrt gar nicht viel später triumphierend mit einem ganzen Stapel Zeitungen zurück.

Drei Tassen Kaffee muß Herr Meurer trinken, ehe er endlich sich bis zu seiner Ge- schichte durchgearbeitet hat. Noch einmal über- fliegt er den Anfang, dann lehnt er sich behag- lich zurück, um mit Genug das Ende in sich aufzunehmen.

Aber merkwürdig: der Schluß beeindruckt ihn nicht. „Ein Allereventschaft“, denkt Herr Meurer enttäuscht. „Und eigentlich auch eine Allereventschaft. Der Aufregung und der Nähe nicht wert.“

Er hat noch nicht hundert Schritte getan, da begegnet er Beate. An der Seite eines jungen Herrn.

„Wie schön sie ist — wie wunderschön“, denkt Herr Meurer. Und grüßt mit über- triebener Schwärmerei, mit einem Anflug von Vertraulichkeit, auf die er ein Recht zu haben glaubt, nach allen.



Die Lichtung

Franz Doell

Das Mädchen sieht ihn mit kühlem Blick an, dankt kaum sichtbar, gleitet an der Seite ihres Begleiters vorüber.

Ja, sie geht an Herrn Meurer vorüber.

8. Juli 1842

Ein in München lebender Gelehrter kündigte im Zusammenhang mit der am 8. Juli 1842 stattfindenden Sonnenfinsternis den Untergang der Welt an und schickte darüber eine umfangreiche Abhandlung, deren Drucklegung aber von der Zensur verboten wurde.

König Ludwig I. hörte von der Prophezeiung, ließ sich das Manuskript vorlegen und schickte eigenhändig darauf:

„Kann gedruckt werden; jedoch erst im Jahre 1843.“
H. K. B.

Keine Angst

Fräulein Emerentia Sturzschneider, der einzige Sommergast in dem weltverlassenen Gehirgshaus, entdeckte, als sie eben ihre spizen Knospen zur Ruhe legen will, daß die Tür kein Schloß hat.

Für ihre jahrzehntelang gehütete Unsicherheit das Allerschlimmste befürchtend, schlägt Fräulein Emerentia Krach und erklärt dem herbeieilenden Wirt, daß sie unter solchen Umständen kein Auge schließen könne.

„Ah gar —“ staunt der Wirt, „jo mei — zu was brauchst du denn a Schloß?... Bei uns werd mir net a Schloß!“

„Es könnte aber sein —“ hipelt Fräulein Emerentia ängstlich, „es könnte aber sein, daß sich jemand in der Tür irt — und — und ich habe schon so mancherlei von Dorfbarbschen gelesen — die — die —“

„A heile!“ sagt der Wirt beruhigend, „nur kein Angst nit, zu Euhna kimmt Fechner ein!“

„Wenn aber doch!“ schaudert Fräulein Emerentia, „wenn aber doch —?“

„Na dann —“ meint der Wirt, „dann drachst du a Schwind 's Nacht an — und nachher is er glei wieder drauß!“
H. K. B.



Frankischer Bauer

Walter Dolch - Amberg

DIE TSETSE

EINE GESCHICHTE AUS DER KOLONIE

Von Walter Porfisch

Auf der endlichen Rückfahrt zur einsigen Kolonie traf Albert Zell an Bord des kleinen Afrikaampfers zwei ihm bekannte Farmer.

„Wie müßen“, schlug Matter vor, „zuerst zusammenbleiben, um eine Farm wieder in Schuß zu setzen. Dann wird immer der, dem wir gehöfen haben, den anderen beiden beibringen.“

Wirklich, jenseits der belgischen Verwaltungsgrenze sah es schlimmer aus! Fünfzig Kilometer südwestlich von Usambara gelang es den drei Männern endlich, jenes der einsigen Farm von Zell vorgelagerte Eingeborenenort zu entdecken. Einige alte Männer und Frauen erkannten ihren einsigen Schutzherren wieder. Sie hielten laute Freudenrufe aus, warfen sich ihm zu Füßen, küßten seine Knie und stämmten endlose Trauergefänge an.

Frauen traten dem breitschultrigen Fünfundvierziger in die Augen, als er seine Ansiedlung besichtigte. Verrostet war das Wellblechdach, vermodert das Holz. Ungewisser aller Art nistete in den Winkeln und Bohlen der Gebäude. Die Farm begann ein neuer Uwald zu werden.

„Ein halbes Menschenalter später“, murmelte Jessen, der älteste, „emüssen wir wie Vögelchen von vorn beginnen. Woher aber nehmen wir Arbeiter?“

„Sie schliefen die erste Nacht in den mitgebrachten Hängematten. Am Morgen wurden sie von jubelnden Eingeborenen geweckt.“

„Schiff!“ schrien sie. „Schiff auf dem See. Bringt schöne Kisten, Herr, bringt alles, was kann helfen!“

Ja, Werkzeuge, einige Nahrungsmittel und Kleidungsstücke wurden gelandet und im Blockhaus des Dorfes untergestellt. Mit Verzweiflung in den Augen musterte Zell die Einwohner des Dorfes. Selbst die alten Weiber drängten heran, und es blieb nichts anderes übrig, er mußte auch sie nehmen. Wer noch gerade auf seinen Beinen stand, wurde dem Arbeitstrupp eingegliedert.

Ein halbes Jahr später saßen die drei Männer im Dunkel des tropischen Abends auf der Veranda des neu geschaffenen Hauses.

„Hättet du geglaubt, daß wir mit diesem Menschenmaterial die Farm wieder hochbringen würden?“ wollte Matter wissen.

„Oglaubi!“ Grußte hab' ich! Noch eine Woche, Matter, dann geht's zu deiner Farm. Köster aus Hamburg wird morgen oder übermorgen eintreffen und während meiner Abwesenheit die Farm überwachn.“



Anton Leidl

Selbstbildnis

Am Morgen warteten die drei Weißen vergeblich auf die Ankunft ihrer Arbeitstruppe. Sie schickten Nali, die Dienerin, zum Dorf. Mit erschrockener Miene kehrte die kleine Schönheit zurück.

„Weiße Männer vom Kongo im Dorf. Wollen Arbeiter holen...“

Wortlos griff Zell nach Revolvergürtel und Reispfeife. Die Freunde

folgten ihm schweigend. Vor dem Blockhaus standen ein halbes Dutzend weißer Männer. Einer von ihnen, der Sekretär des Distriktschefs, verlas eine Verfügung, nach welcher jeder kräftige Eingeborene die Pflicht habe, am Kongo gegen gute Verpflegung und Bezahlung Arbeit zu nehmen.

„Etzup!“ sagte Zell halblaut. „Bisher galt es im Mandatsgebiet als Brauch, die Gesetze der europäischen Höflichkeit zu achten, den anständigen Menschen kurzen Besuch zu machen. Mir wäre es Pflicht gewesen, dem Hebeisträger beratend und helfend zur Seite zu stehen. Nun aber bin ich Herr über alle Leute, welche einen Arbeitsvertrag mit mir geschlossen haben — über die anderen können Sie verfügen. Leute!“ rief er den Eingeborenen zu. „Wer auf der Farm arbeitet, tritt hierher! Die anderen bleiben dort!“

Mehr als das halbe Dorf, was überhaupt noch oder schon über ein wenig Kraft verfügte, verließ den von dem Belgier angewiesenen Platz. Cäpungale und flapperdige Greise blieben stehen.

„Wie wären nachher von selbst zu Ihnen gekommen“, sagte der Belgier erbozt, „nun Sie uns aber der Mühe erweisen, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß niemand hier ein Recht hat. So Belgien, dessen Abgesandter ich bin...“

... und welches als Mandatarmacht die Pflicht hat, Jugend und Alter des Eingeborenen gleichweise zu schützen!“ sagte Mitter kalt. „Die Arbeit am Kongo hält kein Mann unter sieben und keine über vierzig länger als ein Vierteljahr aus. Dort drüben herrschen löse Gesetze. Sie wissen es und Sie dürfen jetzt keine Arbeiter anwerben. Kommen Sie wieder, wenn Ihre Ärzte der Gräbe Herr geworden sind. Vergessen Sie nicht, daß die englische Verwaltungsgesetze uns erreichbar ist und eine bewerkstelligte Bewässerung ebenso Ihre Herzen laide wie Ihnen selbst in Ihrer Karriere Peinlichkeiten bereiten würde. Marisch, Leute, an die Arbeit!“

Mit heftigen Murren marschierten die Karbagen davon zu den Feldern und Gehögen. Die nachtsformierten Fremden starrten fassungslos auf den Distriktssekretär. Der wurde abwechselnd bleich und rot, wandte sich dann aber grüßlos ab und ging als erster zum Motorboot an den Ufer.

„Dumme Esche!“ grollte Jessen. „Hätest du kein paar deiner Leute geben sollen, um gut mit ihm auseinander zu kommen!“

Meine Leute — in die Höhle am Kongo, in den sicheren Tod schicken? Vielleicht hätte er sich mit zehn beunamt, nächste Woche aber wieder zehn angefordert. Ich schäme meinen Namen ins Gebiet der gelben Pest!“

Am nächsten Morgen trat ein frischer blonder Kerl auf die Veranda, Köster aus Hamburg. In seiner Gesellschaft befand sich eine Frau — jung, nicht weniger lebensfrühend als er.

„Dr. Efriede Wälsch!“ rief Köster vor. „Wie sind im fünften oder sechsten Grade verwandt und Efriede war schon immer für das Abenteuer. Nach ihrer Approbation hatte sie keinen anderen Wunsch, als Tropenarzt zu werden. Bist du es ja allerdings zu tun gehen, und meine reichlich besorgte Mutter ließ sich nur trösten, weil ich mir gleich den fischgebackenen Medizinmann, wenn auch eine Frau, mitgenommen habe.“

„Eien Sie mir willkommen, Fräulein Doktor!“ Zell und die beiden Freunde drückten ihr die Hand. „Herzlich, daß Sie unsere Einsamkeit verschönen wollen. Nur um eines bitte ich Sie — Sie kennen das Leben unter Eingeborenen noch nicht. Im ersten Tage, da es Ihnen leid tut, je hierher gekommen zu sein, sprechen Sie es aus. Meine höchsten Versicherungen ermöglichen es mir, Sie innerhalb einer Woche wieder an die Außenwelt zur Rückkehr in die Heimat abzuliefern. Wollen Sie mir darauf die Hand geben?“

Dr. Wälschens Händedruck war mutig.

„Versprechen will ich's Ihnen, Chef!“ sagte sie mit neckischen Augen. „Aber ich bin nämlich schrecklich faul, wenn ich eine Aufgabe übernommen habe, und wir haben hier draußen wohl genug zu tun.“

„Ja“, nickte Mitter, und man sah ihm an, wie der junge weibliche Doktor ihm gefiel, „wie sind hier auf Vorposten. Umgeben von allen Gefahren, denen Vorposten nun einmal ausgesetzt sind...“

Matters und Jessens Karren konnten unter etwas günstigeren Verhältnissen wieder aufgebaut werden, da von Zells Cielung aus nach und nach viele Hilfsmittel für die „nur“ dreißig und vierzig Kilometer entfernt liegenden Cielungen freigegeben werden konnten und das nächste halbe Jahr nicht in die Regenzeit fiel. Auf Zells Plantage kam Köster gut mit den Eingeborenen aus, und die aus dem Hinterlande herbeigekommen Waren trafen immer zahlreicher ein. Etwas wirkte daher die Nachricht vom Ausbruch der Schlafkrankheit. Die beiden Freunde versicherten ihm Jessozt, ohne ihn fertig werden zu können und beachten ihm eilfältig auf den Reiseweg.

Auf der Plantage fand er reges Leben. Karbige Frauen hantierten in den Schuppen mit Riesenspielen voller Algenleim und bestellten alle Arbeitsgänge mit Klischee. Am Feuer kommandierte Köster die Männer beim Abholzen des Buchens. Eacheud reichte er dem Chef die Hand, fröhlich trat Dr. Wälsch hin.

„Ist noch ja in ernüchternder Stimmung!“ fluchte Zell. „Wo sind die Kranken?“

„Keine da!“ erklärte Dr. Wälsch spitzbübisch. Köster nahm ihn am Kock und führte ihn etwas abseits.

„Vorbringen ist besser, als nachträglich reiten, nicht wahr? Und vor allem dreht es sich um den Regierungsekretär. Er wird morgen erscheinen.“

„Wie soll ich das verstehen? Hat er die Schlafkrankheit?“

„Er will Arbeiter holen. Sie sind da oben am Kongo eingetragenen der Malaria Herr geworden, also können Sie ihm Hilfskräfte nicht verweigern. Unten am Langanjita aber, in den von Gott und aller Welt seit der Ausweisung der Deutschen verlassen Gebieten, quälen die Karbagen sich schrecklich mit der Schlafkrankheit. Nun, wir spielen dem Menschenräuber ein bißchen Schlafkrankheit vor.“

Dr. Wälsch war aber herangeraten. „Köster, Herr Zell hat einen eigenen Nachschichtdienst aufgezogen...“ meinte die Ärztin.

„Der Dienst arbeitet draußlos!“ erklärte Köster. „Die Trommeln...“

„Wie aber können Sie die Signale verstehen, welche von den Eingeborenen nachts durch die Wälder getrommelt werden?“

„Na, habe mit den Stämmen, die mit uns Handel treiben, bestimmte Zeichen verabredet. Eines dieser Zeichen kündete die Abreise des Regierungsmannes zu uns an. Er wird menschlicher Voraussicht nach morgen hier sein.“

Tatsächlich, auch Zell vernahm am Abend auf der Veranda die Zeichen. Er spielte mit Köster eine Partie Schach, während Dr. Wälsch in einer zwei Jahre alten Zeitungsblätter. Köster stand auf, um noch einen Rundgang um die Ansiedlung zu machen. Die Ärztin wollte sich ihm anschließen.

„Bitte, leisten Sie mir etwas Gesellschaft!“ hielt der Farmer sie am Arm zurück. „Nach einem halben Jahre unter Männern und Schwarzen dürfen Sie mir die Freude Ihres Abtritts nicht rauben...“

„Wirklich nicht!“ nickte auch Köster. „Was hätten wir uns auch zu erzählen, Efriede. Wo wie alle Tage zusammen gearbeitet haben!“

Gleich darauf verschwand sein Schatten zwischen Buchweizen. Zum ersten Male in Zells Gegenwart hatte Köster die Frau Efriede genannt. Aber in ihm wühlte eine solche Heftigkeit des Empfindens, daß er sprechen mußte.

„Nun, Chef, nach haben Sie bei Ihren Freunden erlebt? Aus Ihren Berichten ging hervor, daß jene es leichter haben, als wir hier!“

Ihre Stimme kam wie ein Hauch der alten Heimat zu ihm — jener kühlen und schönen Heimat, die ein Mann nicht vergißt.

„Ja“, meinte er. „Die Verhältnisse sind ein wenig angenehmer. Die Belgier haben bei den wilden quarten Leuten etwas weniger Glück mit der Menschenverleppung gehabt.“

„Ihre Berichte klangen jedenfalls vielversprechend.“

„Ein Mann, der zum zweitenmal in seinem Leben hier unten den Kampf mit dem Schicksal auf sich nimmt, wird nicht so leicht durch irgendeine Schwierigkeit entmutigt werden, Doktor! Doch was reden wir hier zusammen! Sie wissen genau so gut wie ich, Efriede Wälsch, approbierte Ärztin und schrecklich schändliche Frau, daß es mir um etwas anderes geht. Ich habe Köster geben lassen, um mit Ihnen zu sprechen!“

„Und warum darf Köster unser Gespräch nicht kennen?“

„Ich habe nur keine Lust, mir eine Absage unter mehr als vier Augen zu holen.“

„Und Sie sicher, eine Absage zu bekommen?“

Ihre Augen schimmerten auf der Mitte des Zwielichtes zwischen dem Schein der unter dem Verandauch im Tropenwind leise schaukelnden Lampe und der verfinsterten letzten sagen Hells des Himmels wie zwei Unifiken des Rätschaffens. Eine mächtige Kraft zwang ihn, ihre Hände zu pressen.

„Efriede!“ sagte er stoßhaft. „Wollen Sie die Frau eines Farmers hier werden? Kurz: meine Frau? In der kurzen Zeit ist der Besitz wieder recht ansehnlich geworden, und wenn ich ihn bis zu meinem Ver-

einstigen Ende halten kann — vermutlich sind mir noch fünfzehn Jahre der Arbeit gewöhnt — würden Sie die Herrin sein.“

„Ich habe nicht gesagt...“ verfuhr sie ihn zu unterbrechen.
Er sprach befreit weiter.

„Und ich, Dr. med., nun, ich bin nichts anderes als ein Mann. Aber ich habe mir immer gewünscht, einer jener wenigen Männer zu sein, deren Gemeinschaft ein Leben lang hält. Von dem, was die zivilisierte Welt als Liebe bezeichnet, hatte ich niemals eine Ahnung. Ich glaubte, ehelich gesagt, überhaupt nicht daran. Ehe Sie kamen. Aber...“ plötzlich ließ er ihre Hände frei, „da habe ich Ihnen beinahe noch getan. Verzeihen Sie mir. Ich sehe es Ihren Augen an, Fräulein Wilhelm — der Glaube, hoffen zu dürfen, hat mich getäuscht. Vielleicht haben Sie sogar Recht. Ich fange in einigen Jahren an, ein alter Mann zu werden...“

Er ließ sich in einen Stuhl fallen und geschöpft etwas Whisky in das vor ihm stehende Glas.

Ein ihm unerklärliches Lächeln huschte um den Mund der jungen Frau.

„Ein alter Mann?“ sagte sie, und ihre sonst hebe Stimme hatte einen beinahe zärtlichen Tonfall. „Glauben Sie das doch nicht, ich sehe erscheinen mir eher wie ein großer und kühner Junge, denn ein Junge, der an alle Gefahren gleichmütig herangeht, aber sein eigenes Herz überhaupt nicht in der Gewalt hat. Ich will offen sein: kurz vor Ihrem Kommen hat mir Köster ebenfalls einen Antrag gemacht...“

„Er ist der jüngere von uns. Und ein Prachtmensch.“

„Beides stimmt, Zell — und beides wird vielleicht gegen ihn sprechen. Es war meine Absicht, mein Leben ganz allein zu gestalten. Hier habe ich eingekehrt, daß kein Mensch auf der Welt sein Schicksal allein gestalten kann. Wir sind immer nur in Gemeinschaft mit anderen denkbar. Das ändert meine Absicht. Ob ich mich an einen von Ihnen beiden anschließen kann, weiß ich noch nicht. Geben Sie mir Zeit! Und man wollen wie nicht mehr davon sprechen. Dort hinten blinkt Kösters Taschenlampe auf.“

Am Morgen kam der Verwaltungsbeamte mit zwei Offizieren der Kolonialarmee und ein Schreiber. Das Dorf blieb lauslos, nur einige alte Leute arbeiteten unter Kösters Anweisung weiter beim Roden des Busches, in dem die Zerstüßlinge ihre Brutstätten errichteten.

Der Belgier war überrascht, Zell im Schatten der Veranda auf einem Eisenstuhl zu finden, bewegungslos.

„Hallohi!“ rief der Belgier. „Kann ich Monsieur Zell sprechen?“

„Bitte...“, antwortete Dr. Wilhelm. „Nur treten Sie nicht zu nahe heran.“

Der Beamte stellte sich und seine Begleiter vor und erfuhr, wen er vor sich hatte. Er spielte sofort den Weltmann.

„Freut mich, Fräulein Doktor, Sie kennen! Habe schon in der Stadt gehört, wie sagenreich sich Ihre Tätigkeit ausgewirkt hat. Nun wird Monsieur mit wohl ein paar Leute abgeben können.“

„Sie wissen nichts? Überall an den Ufern des Tses ist die Schlafkrankheit ausgebrochen. Sie sehen doch, daß auf den Feldern nicht gearbeitet wird. Auch Herr Zell hat das Unglück gehabt...“

Die Herren wichen unwillkürlich zurück.

„Oh, parden...“, der Belgier wurde noch höflicher. „Das war mir nicht bekannt, Mademoiselle! Docteur! Allerdings ist es Ihrerseits Pflichtverständnis, die Bedrohede nicht verläugnet zu haben. Nun, nun...“, die Ärtin hatte eine befürzte Mine aufgesetzt. „Es ist hier mit gegeben. Sie werden einen Bericht verfassen und nicht zu erwähnen vertragen, in welcher hervorragenden Weise Sie die Bekämpfung des Unglücks übernommen haben.“

„Ich lehne ausdrücklich! Darf ich Ihnen, meine Herren, wenigstens eine kleine Entschädigung reichen lassen?“

Doktor Elfride hatte bereits in die Hände geklopft und der Eingeborenen Weisung gegeben, den Whisky zu schicken, als Zell — während die Herren Platz nahmen — ein leichtes Krabbeln am Hals spürte. Er biß die Zähne zusammen. Nur jetzt nicht bewegen. Er hatte es übernommen, die Komödie zu Ende zu spielen, um die Farm zu retten! Gerade in diesen Monaten konnte er eines Mannes Amt unterbreiten. Ein stehender Schmerz am Hals qualte ihn. Mit einer aus Umarmenfläche grenzenden Selbstbeherrschung zwang er sich, nicht die kleinste Bewegung zu machen. Nur ein scharfer Beobachter hätte am völligen Sinken seiner Augenbrauen sehen müssen, daß der apathische ruhende Kranke mit einer größtlichen Schmerzverhinderung kämpfte.

Eine halbe Stunde später gingen die Belgier wieder. Sie beflegten sofort das Boot und fuhren, erfüllt von Ehrfurcht, zurück.

Aber das weitere Schicksal der drei mutigen Deutschen auf der Farm Zell und das Schicksal des Dorfes am Zangapito-See berichtet ein Brief, der einige Monate später in der Heimat eintrifft. Sein Verfasser ist der junge Köster.

... immer wieder mutet es uns unbeschreiblich an, welche Kraft Zell im Bewusstsein, durch den Esch der Zerstüßlinge dem sicheren Tod ausgeliefert zu werden, in sich gegen die Auslösung des Lebenswillens zur Anordnung brachte. Er wollte im Angesicht der Regierungsoberherren die Flüge nicht verschanden. Er hat das Opfer seines Lebens bei vollen Bewusstsein und mit eindeutiger Absicht gebracht. Das macht ihn aus zum unvergesslichen Vorbild. Auch zuletzt er nicht seine Überführung ins belgische Tropenkrankenhaus. Der Anblick der jüdischen Schwärze eines Schlaftranken und die Vernichtung seiner Geisteskräfte ist kein schmerz, erklärte er bereits nach wenigen Tagen. „Ich will mich in diesem Zustand nicht meinen Begnern ausliefern — diesen Räubern unserer Arbeit! Niemals sprach er von den neuen Herren über unsere einsamen Kolonien anders. Für unsere Schwarzgen bei aber ist mein langjamer Tod eine Lehre und eine Warnung. Sie werden endlich die Gesundheitsvorschriften beachten. Ich bitte Sie: von dem Tage an, da Sie die Gewissheit haben, daß ich verloren bin, geben Sie mir das liebste Gift. Ersparen Sie mir wenigstens den Wahnsinn und sich selbst und Köster den elsthaften Anblick einer solchen gräßlichen Zerstörung...“

„Sie werden durchkommen, Chef!“ versicherte ihm Elfride mit Überzeugung. „Ich werde alles anstellen, Sie zu retten — und dann, wenn Sie wieder auf Ihren gesunden Beinen stehen, müssen Sie eine zündende Reise mit mir machen, damit wir uns ordentlich verheiraten können.“

„Wenn ich leben werde...“, flüsterte er mit schwerer werdender Stimme, „werdende ich die Kraft dazu Ihrem Glauben! Aber dann werde ich nicht mehr so vernünftig sein, Köster im Wege zu stehen. Ich liebe Sie sehr, Elfride, und die Erfüllung meines Lebens wären Sie geworden. Aber das Leben vieler Menschen bleibt ohne die letzte Erfüllung. Ich werde nicht dulden, daß Sie sich der Liebe eines alternden Mannes opfern. Und wenn ich nicht wieder aufkomme, nehme ich die Werte Ihres Herzens als das schönste Geschenk meines jüdischen Daseins mit in die Ewigkeit...“

Die Eingeborenen kamen jeden Morgen und jeden Abend vor die Veranda, um ihren sterbenden Herrn, den einsamen wachen Herrn, den sie gekannt hatten, zu sehen. Sie brachten heilkräftige Kräuter, Blüten, Früchte, sie brachten Gebete, heilische und heidnische. In einer Nacht gab ihm Elfride die letzte Moerpumpenprege...

Ja, die Belgier sandten ein paar höhere Beamte zur Bekämpfung Zells herüber. Sie hatten einen in weiter Ferne hausenden Missionar verständig. Er hatte noch die ganze folgende Woche im Dorf zu tun, die christlichen unter den Eingeborenen, die zwei Jahrzehnte lang seinen Seelsorger gewesen hatten, zu trauen, zu taufen und Grabsstätten zu weihen. Wenige Minuten vor seiner Abreise erstellte er uns den Gegen — nach Zells Wunsch. Der Distriktssekretär ging neben mir, als wir Zell in den sterbenden Boden gebettet hatten — seinen Boden! Der glatte Boden, den er in vielen Jahren erbitterten Kampfes erobert und fruchtbar gemacht hatte!

„Wie konnte es nur geschehen?“ wollte der Belgier wissen. „Kann der Eingeborene das daran glauben müssen — und dieser Mann. Seine Farm — Vererbung, die Ihre! — war immer die beste im ganzen Distrikt. Ein Meisterstück der Siedlungsplanung. Die Ziele unserer Kolonialarbeit sind eben seinen Auffassungen entgegengesetzt. Das war sein Unglück.“

„Dere das Ihre!“ sagte ich. „Hätten Sie, vielmehr Ihre Verwaltungsschritte, von ihm gelernt, wäre viel Unglück vermieden worden. Zu Tausenden sind die aus diesem Gebiet zum Kongo transportierten Eingeborenen dem Fieber erlegen...“

„Als wenn es auf die Eingeborenen ankäme!“ riefte er die Ärtin.

„Dne fe wird es nie eine Kolonie geben!“ antwortete ich. „Sie habt auch diesen Mann auf dem Gewissen! Er blühte arsch, verstand mich nicht. „Ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen!“ fuhr ich fort, und ich erzählte ihm alles. Er drückte mir nachher wertlos die Hand und sagte:

(Schluß S. 607)

Alte Weinschenke

Von Georg Schwarz

Bild und Initial von Rubey



Im Schilde prangt ein güldner Engel,
doch nicht der Wächter mit dem Schwert,
mit einem schlanken Lilienstengel
ist friedlich seine Hand bewehrt.
Die Sims und Fenster sind mit Reben
und Blumenranken bunt umbaut,
und Schwalbennester überkleben
die Wand, bemörtelt und ergraut.

Die Stuben ruhn im braunen Dunkel
des Eichenholzes ernst und alt,
und Weines stießender Karfunkel
glänzt in der Kelche Hiergestalt.
Die guten, biedereren Gestalten
um ihrer Tische weiten Kreis
vergessen Alter, Gram und Falten
und reden sich am Weine heiß. —

Bei frohgestimmten Fröhlichkeiten
entschwindet unbemerkt die Zeit,
und ihrem zauberhaften Schreiten
gibt tickend nur die Uhr Geleit.
In diesem Frieden, dieser Stille
flärt sich die Seele wie der Wein:
Sind beide ohne Stich und Grille,
dann können sie bekömmlich sein.



Ernst Machek

WIESO ES KOMMT ...

Wieso es kommt, daß die fesselhafte Ansicht vorherrscht, die politische Spannung in Europa wäre vor allem eine Folge des Umstandes, daß kein Staat sich finde, der mit dem Absichten als erster beginnen wolle? — Das kommt wohl daher, daß die wenigsten wissen, daß sich ein solcher Staat bereits gefunden hat. Dieser Staat heißt San Marino, hat 15.000 Einwohner und ein sitzendes Herr von vierzig Mann, das nun auf zehn Mann herabgesetzt werden soll. Die Artillerie wird von dieser Abschlußaufgabe allerdings nicht betroffen; sie besteht nämlich bloß aus einer einzigen Kanone, die zum Abschießen von Fremden schüssen darf.

Wieso es kommt, daß sich immer wieder Leute finden, die an der Post allabendlich zu bemängeln haben? — Das kommt wohl daher, daß die wenigsten wissen, welche unerhörten Anforderungen die Post mitunter gerecht werden muß. Die amerikanische Postverwaltung, zum Beispiel, hatte kürzlich Marken mit dem Bild des Südpolarforschers Nord herausgegeben, worauf der klingende Wunsch geäußert wurde, daß mit diesen Marken frankierten Sendungen auch denselben Weg gehen zu lassen, den derjenige ging, dessen Bildnis die Marken tragen. Abnehmend von der Überzeugung ausgehend, daß ein Wunsch noch selten so berücksichtigt war

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Erdikrat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Erdikrat ist der einzigartige Breitschüler, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionar des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die eigenartige Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, werden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

wie dieser, schickte die Post die Briefe und einen eigenen Beamten per Flugzeug in das Nord-Lager in der Antarktis, dort wurden die Briefe feierlich abgestempelt (was einige Tage in Anspruch nahm), und als dies geschehen war, brachte man die Briefe wieder zurück nach New York, um sie den Rezipienten zu zufallen.

Wieso es kommt, daß einzelnen Epigenleistungen die ihnen gebührende Anerkennung als Rekord verweigert bleibt? — Das kommt wohl daher, daß sich mitunter sogenannte Hochstapler in die Sache einmischen. Dieser

Lage, zum Beispiel, meldete der Finger Polierbericht, daß am Pöhlberg ein Hilfsarbeiter wegen Fälschung angehalten wurde. Bei der Verifizierung des Mannes, der einen Lebensumfang von nahezu zweieinhalb Metern hatte, stellte sich heraus, daß er unter seinem Knoch und in der Hufe 300 leere Flaschen, 180 Tabakpfeifen, 30 Messer, 30 Gläser, 15 Gabeln, 10 Gabeln und drei Kilogramm Altpapier, lauter wertvolle Gegenstände im Gesamtgewicht von etwa vierzig Kilogramm, geschleppt hatte. Dreihundert Flaschen mit sich spazieren zu führen, das ist unzweifelhaft ein Rekord, wenn auch diese Tatsache in dem betreffenden Polizeibericht lediglich mit den Worten gekennzeichnet ist: „Der Mann wird auf seinen Geisteszustand untersucht werden.“ Bei welcher Gelegenheit bemerkt sei, daß kürzlich ein höherer Draufgänger einen Rekord im — Biertrinken dadurch aufzustellen vermochte, daß er innerhalb dreißig Tagen 500 (fünfhundert!) Liter Bier hinter die Binde goß. Merkwürdig, daß der Bericht über diesen Rekord keineswegs mit den Worten schloß: „Der Mann wird auf seinen Geisteszustand untersucht werden.“

Wieso es kommen kann, daß eine Partei auf die Zufstellung einer Geldsendung vergebens wartet? — Antwort auf diese Frage gab der Postfachknecht Kienner, der dieser Lage unter Auflage des Verbrechens der Antwortuntrennung, begangen durch Unterschlagung von zwei-

(Fortsetzung S. 605)

Bruchmann
Din

Die Jugend ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN
Im vorzüglichem Verlagsdruck nach Bildvervielfachung aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

Doppellicht-Lumimax
Vergrößerungs-Apparat.



Größere Licht-Intensität. Bessere Entlüftung durch aufklappbaren Reflektor.

Thayer
DRESDEN
Striesen 589

Insertieren bringt Gewinn!



20 verschiedene Kunstpostkarten
für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
PERNUM, # 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 318



Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Verlags-Kunstbildern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, zuzüglich Portomais durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 3.70 zuzüglich Portomais) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Leset des Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pochschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlsplatz 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wanddruck verbreiteten Verlagsdrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: **KREMPELHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart, 450 Seiten in Ganzleinen gebunden um RM. 2.85 zuzüglich 60 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwierig

Es ist schon eine Reihe von Jahren her. In einem entlegenen Dörfchen bekommt der Dorfgerichtliche eine recht lange Liste, in die er verschiedene Angaben zu statistischen Zwecken eintragen soll. Nachdem er mehrere Spalten ausgefüllt hat, findet er die Rubrik „Nischlöcher“ bzw. „Beckenstellen.“ Er kuckt, denkt nach, glaubt, einen Druckfehler vor sich zu haben, schüttelt den Kopf und schreibt endlich, während er leichtert aufatmet: „Siehe Geelenzähl!“

Vorsehung

„Sie waren mit dem neuen Pfarrer auf der Jagd? Wie bekommen er sich denn?“

„Oh, Hochwürden schloß vom Herbar. Aber die Vorsehung war mit dem Hasen.“

Sein Wunsch

Nächter, während einer Verhandlung in den Saal schreien: „Der nächste, der jetzt noch einen Ton sagt, den lasse ich an die feilsche Luft befördern!“

Der Angeklagte: „Beavo!“

Empfehlung

Herr Chef, die Firma Klug & Co. will über unseren feilschen Buchhalter, den Huber, eine Auskunft haben. Was soll ich antworten?“

„Sagen Sie, er ist ein Tagesdieb, ein Gauner, ein Betrüger, und er hat alles, was er kann bei uns gelernt.“

Auskunft

„Was geht denn bei Maier's im ersten Stock vor?“

„Ich glaube, sie schlagen sich gerade die Sommerreise nach Italien aus dem Kopf!“

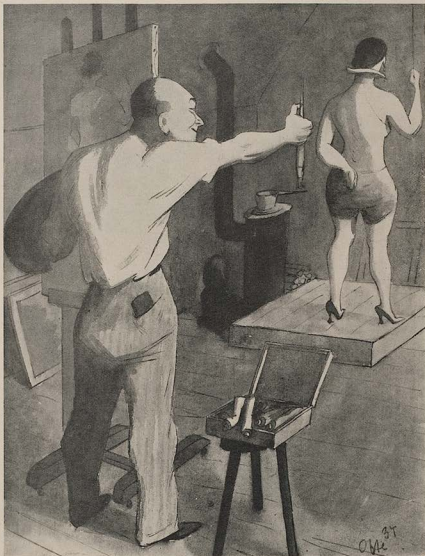
(Schluß von Seite 604)

tausend Schilling, vor dem Wiener Schöffengericht stand. Aufgefordert, sich zu rechtfertigen, erklärte der Mann, daß es nicht seine, sondern Gade der Polizeiverwaltung sei, sich zu verteidigen, welche Behauptung er durch die unbedingte überzeugende Argumentation zu unterstützen vermochte: „Ich bin ein Käufer, und einem Käufer soll man kein Geld anvertrauen!“

Zurückgeben

Er: „Als ich dich heiratete glaubte ich nicht, daß du so dünn seist.“

Sie: „Du hättest es schon daran merken müssen, daß ich dich nahm.“



„Ein wundervolles Modell! Da braucht man nur akademisch ranterzumalen — der seelische Ausdruck kommt von selber.“

Nur dann

Reisender: „Guten Sie, Schaffner, kann ich auf der nächsten Station aussteigen und ein Glas Bier trinken?“

Schaffner: „Aber natürlich, mein Herr! Das heißt, nur, falls Sie nicht mit diesem Zuge weiterfahren wollen.“

Nachtgespräch

Sie: „Gestern nachmittags bist du fortgegangen, um dir das Haar schneiden zu lassen, und jetzt kommst du nach Hause! Weißt du, daß es vier Uhr nachts ist?“

Er: „Ja, ich weiß. Dieser Esel von Freier

hatte mir das Haar so kurz geschnitten, daß ich mich nicht heimtraute, es so nicht wieder etwas gewachsen war.“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feierlich in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Als Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonkleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Aften und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind abschließend geändert — den
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeführt zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Ernst Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für freie Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspuckelnden Reimereien werden vor
allen in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnend zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München Herrnstraße 10

BÜCHER

Wolfgang Weyrauch: „Der Main“. Eine Legende. Rowohlt-Verlag, Berlin.

Wenn mir plötzlich Zauberkraft verliehen wäre, alle Leser dieser
Rezension zugleich auch zum Lesen von Wolfgang Weyrauchs
Main-Legende zu verführen — ich würde keinen Augenblick zögern,
von diesem Zauber Gebrauch zu machen. Gewiß wüßten, wie das
nicht allzu selten sein soll, die Verführten dem Verfasser Dank,
denn hier geht es um eines der wenigen ganz rein und unein-
geschränkt dichterischen Bücher dieses Jahres, einen glänzen-
den Lobgesang auf die dämonischen Gewalten und magischen
Segnungen des Main von unerhörter Intensität des Lebensgefühls
und des Ausdrucks. Die Substanz hätte für ein halbes Dutzend
Bücher gereicht; man bedauert fast, daß der junge Dichter sich in
diesem Werk so verschwenderisch verhalten hat. In den
hallenden Einlagen und Vorsprüchen, deren Klang einen tagelang
im Ohr bleibt, wird die Urkraft der deutschen Sprache frei wie
selten; hier ist das Wunder der modernen Romantik ohne jene
sprachliche Antiquiertheit, mit der sie gewöhnlich aufzutreten
pflegt! Ganze Passagen greifen allein ihrer reinen, organischen
Schönheit wegen unmittelbar ans Herz und scheinen seinen Schlag
für Sekunden anzuhalten wie das Pendel einer Uhr. Wer sie las,
ist nicht mehr der Gleiche — das ist die zauberhafte Verwandlungs-
kraft und höhere Bedeutung dieser Main-Legende von Wolfgang
Weyrauch. Carl Conrad

Joseph Hergesheimer: „Der Steinbaum“. Roman. Rowohlt-Verlag,
Berlin.

Die eigenartige Technik dieses großen Kentucky-Romans, der
eine Entwicklung von rund 100 Jahren und das Schicksal einer
Familie in mehreren Generationen und in ihm den ewigen Triumph
der Mächte des Blutes gestaltet, steht in unüßlichem organischen
Zusammenhang mit der Besonderheit des Stils, der in seinem Ur-
sprung zweifellos bis auf Bret Harte und O'Herry zurückgeht, den
Michael sehr geistreich als den „drahtlosen“ charakterisierte, da
er zugunsten einer irrationalen, magischen Logik darauf verzichtet,
seine Elemente auf den „Draht“ einer alltäglichen, landläufigen
Logik aufzuziehen, und von dem, wenn gleichzeitig die Existenz
der englischen Sprache in solcher Urteile erfährt wird, wie es bei-
spielsweise bei seinem Meister Ernest Hemingway geschieht, eine
suggestive, unentrinnbare Wirkung ausstrahlt. Es zeugt von grobem,
nahezu unfaßlichem Nichtverstehen dieser natürlichen Zusammen-
hänge, zu sagen, daß jene besondere Technik den Roman „zer-
kleinert“ habe, nein, im Gegenteil, es wäre gar nicht anders möglich
gewesen, auf rund 400 Seiten einen derartig gewaltigen Stoff zu
händigen. Nur der Verzicht auf die langweiligen, ereignislosen
Übergänge ermöglichte die letzte künstlerische Konzentration. Und
außerdem kann sich diese Form, deren sich übrigens auch Dos
Passos und Van Veughten in ihren soziologischen Gegenwarts-
gemälden bedienten, auf keinen Geringeren als Dickens berufen.
Daß dieser sonst formal so konservative und vorsichtige Erzähler,
sobald es sich um die Bewältigung eines komplexen Stoffes wie
„London-Paris“ handelte, auf die gleiche Form kommen mußte,
beweist ihre Naturnotwendigkeit und organische Richtigkeit. Carl Conrad

„Unfreiwilliger Humor.“ Gesammelt und verlegt von Ernst Hei-
meran (München N 23). 94 Seiten, 2 Bildnisse. Leinen RM. 2.—.

Daß gerade beim Humor die ungewollte Wirkung bedeutend
mehr erheilt als jeder beabsichtigte Witz, beweist die vor-
liegende köstliche Sammlung. Wohlgeordnet findet man da „Am-
tliches“, „Kindermund“, „Anzeigen“ und — am herrlichsten —
„Selbstlügen“, alles original und originell, ohne alte Bekannte und
(selbstlicherweise) ohne jeden Kommentar, wirklich etwas für
nachdenkliche Lächer! Obendrein erfreuen Kempferiana und Gal-
lettiana, dazu einiges Verbalhorn — drei Namen, die zu Be-
griffen wurden. Die — auch äußerlich, spürbar liebevolle Auf-
machung in Einband, Satz und Druck rechtfertigt die Tatsache
einer 10. Auflage in zwei Monaten. Wenn du dir vorgenommen
hast, etwas „furchtbar Ernstes“ zu tun, dann lies schnell, mit einem
Blick, einige dieser unwillkürlichen Perlen, die auch alle „furchtbar
ernst“ gemeint waren... K. K. Wolter

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt unserer Sondernummer

RADSPORT

zeichnete Rudolf Kriesch.

**Schwachen
München**

werden schenke
Kasseler-Nach-
druck u. f. f. f. f. f.
Gemeinnützige
GmbH München 211

(Schl. v. S. 602)

„Sie werden von mir hören!“

Dieses ein Wort eines Mannes, der immer ein Feind Jells war, hat
das Dorf am Tanganjika-See gerettet. Und dieses Wort wäre nie
gesprochen worden ohne unsern Helden tragischen Tod! Drei Tage
später brachte das Motorboot uns die Urkunde: die Plantage werde
künftig in unter besonderem Schutz der Distriktsbehörde stehen und —
ausgenommen Kriegsfall oder anderes Unglück — könne alle heran-
wachsenden Männer, sofern diese freien Willens bleiben wollen, in ihren
Dienst nehmen. Sie sehen, Jell ist nicht sinnlos, nicht unnötig gestorben.
Er gab der Plantage nicht nur alle seine Kraft, er gab ihr auch sein
Leben, um sie endgültig, im tiefsten Frieden, zurückzuerobern...

FOTO-ECKE

Waldaufnahmen

Zum deutschen Menschen gehört der deutsche Wald. Jeder von uns fühlt sich innerlich zu ihm hingezogen. Doch steht zu dieser Verbundenheit die Zahl der guten Waldaufnahmen in keinem rechten Verhältnis. Zweifellos tun sich hier technische und bildmäßige Schwierigkeiten auf, die sich aber überbrücken lassen.

Es kommt darauf an, welche Motive wir auswählen. Der Wald stellt eine Integrierung vieler Einzelelemente dar, wir haben die Aufgabe, diese Einzelelemente zu isolieren und möglichst klar zur Darstellung zu bringen. Dies ist das ganze Geheimnis!

Wir müssen uns also stets immer wieder sagen: Beschränkung üben! Das Spiel des Lichtes, das in leuchtenden Flecken hier und da auf den Waldboden fällt, oder die Stämme der schlanken Fichten in ihrer festen Strukturierung sind uns wertvolles Gestaltungsmittel. Doch wo Licht ist, da ist auch Schatten — und im Wald besonders dunkler Schatten. So entstehen starke Lichtgegensätze, die eine sorgfältige Durcharbeitung verlangen. Wir müssen auf die dunkelsten Partien des Motivs belichten und vor allem richtig entwickeln. Um die Lichtgegensätze auszugleichen, empfiehlt sich die Verwendung von Rodinal in Verdünnung 1:30. Damit erhalten wir einen ausgezeichneten Ausgleichentwickler. Das Aufnahmefilmmaterial muß natürlich höchstorthochromatisch sein, weil ja vor allem grüne Farben vorherrschen. Z. B. der Ischrom- oder Pernox-Film garantieren unter gleichzeitiger Verwendung einer hellen Gelbscheibe stimmungsmäßig ausgezeichnete Wiedergaben, da all die vielen kleinen Tonwertunterschiede im Grün wirklichkeitsgetreu erfaßt werden.

Ich deutete bereits an, daß es auf möglichst einfache Darstellung ankommt. Keinesfalls ist es notwendig, daß immer eine ganze Fichte von oben bis unten aufs Bild kommt. Oft gibt ein kleiner Ausschnitt, der z. B. das Lichtspiel auf dem Erdboden und dahinter einige Baumstämme zeigt, bedeutend mehr. Unter Umständen stellt ein Waldbach ein wichtiges gestalterisches Element dar, das eine Linienführung ins Bild bringt, die dem Ganzen eine einheitliche Richtung verleiht. Um bei spielerischen Gebirgsbächen das muntere Spiel des Wassers weissenacht darzustellen, darf nicht zu kurz und nicht zu lange belichtet werden. Die richtige Zeit dürfte zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ Sekunde liegen. Zu lange Belichtung macht Wasser teigig, zu kurze gläsern.

Daneben gibt auch gefälltes Holz mancherlei abwechslungsreiche Bilder, die wieder einen ganz anderen Charakter bekommen. Allerdings wird hier schon von uns eine gewisse Auswahl verlangt, die eine bestimmte dominierende Linienführung deutlich werden läßt. Seitliche Beleuchtung ist am meisten zu empfehlen. Steht die Sonne im Rücken, so ergibt das meist flache Bilder.

Und zum Schluß noch ein paar Worte über Kleinmotive. Am bekanntesten sind Pilze, aber die wohl daher an dieser Stelle nichts wiederholt zu werden braucht. Aber daneben bieten sich noch andere solcher reizvollen Waldbewohner dar — man muß sie nur sehen können. Ein paar Gräser in der Sonne, blühender Fingerhut, überhaupt Waldblumen aller Art sind verlockend. Tannenzapfen, die auf dem Erdboden liegen, geben ein modernes Stillleben. Und schließlich: etwas ganz Besonderes sind Farbaufnahmen. Gerade wegen der zarten Abtönungen bietet uns der Wald für farbige Darstellung mit der schönsten Motive.



Der Herr von gestern

„Hup, ist mir schlecht! Und keiner ist mehr da, der so etwas ulkig findet.“

Lest
die
Jugend

Neu!
DEINE KAMERA
GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt züht es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo zumeist Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt.

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernsten Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendaal, Budapest, Hildes, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Schluß der Komödie

Erich Wilke



„Hilfe, Hilfe, ich versinke — —!“

Klio: „Ja, mein Lieber, jetzt merkst du, daß alles Theater war.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 39



Kinderporträt

K. E. Olszewski

DER BERG

I.

Kurz vor dem Morgen und mit einem Schritte
war in die Ebene der Berg getreten,
stand unerschütterlich und war die Mitte,
nach der voll Demut alle Felder spähten.
Dann breitete mit greisenhaften Händen
er Acker saltig über seinen Knien,
warf dunkle Wälder um die schweren Lenden,
umkantete die Brust mit schroffen Wänden,
schlang um den Hals die silbergrauen Flechten
und zwang die Wolken, um sein Haupt zu ziehn.
Dann ruhte er und schwieg. Nur in den Nächten
sprach rauschend er mit dem vertrauten Stern.
Die Lande aber drängten sich um ihn
und dienten ihm als ihrem großen Herrn.

II.

Im Tale nannten sie ihn den Verschwiegene,
da er mit seinem straffen, nie erstiegenen
Gewand sich unvermittelt über sie erhob
und sich gebärdete als ob er schlief;
denn unbewegt bestand er die Gezeiten.
Vom Blitz bezüngelt und verhascht vom Eis
stieg steinern er in seiner Jahre Kreise
und ließ sie achlos wieder von sich gleiten.
Und keine Kunde kam von ihm zur Tiefe
als Wind, der schroff aus seinen Schründen schob.
Doch im Verborgenen stärkten sich die Kräfte:
ruhlos wuchs Kraft in seiner Planken Wall,
bis dem Verband der Salze und der Säfte
durchsichtig klar entrieste der Kristall.

Wolfram Brockmaier

BERGGEHEIMNIS

Von Franz Friedrich Oberhauser

Zwei Männer stiegen über einen Grat. Der eine war Bartl, der Bergführer, und der andere sein Gast, ein Herr Rentken.

Es war Nacht. Gefahren umlauerten die beiden, die Gefahren der offenen Spalten, der heimlichen Schwinden und der wilden Abhänge. Es war keine alltägliche Bergwanderung, das empfand Bartl schon längst. Dieser Herr Rentken war ein merkwürdiger Mensch. Das ergab sich aus verschiedenen Beobachtungen. Aber er gehorchte den Anordnungen des Führers. Wenn auch wortlos und schweigsam und schließlich, was ging es Bartl an, welche Ziele der Fremde verfolgte. Er hatte ihn gedungen, den Lohn ausbezahlt und mit wenigen, unsicheren Worten seinen Wunsch mitgeteilt über den endlosen Grat zu steigen, auf die andere Seite des Massivs.

Es waren Stunden vergangen. Das Seil verband die Männer. Eine kleine Laterne schwanke und gab ein mickriges Licht. Kein einziger Windstoß erhob sich, um durch diese Nacht zu pfeifen. Die Sterne hatten sich nicht vorgebeugt, es weiterleuchtete irgendwo, Gleich-

mäßig ging es weiter. Bartl wollte schon einmalde eine Frage an den Fremden richten, aber er vermid es im letzten Augenblick wieder.

Die schwarzen, eisernen Haken der Bergseile hingen über dem Gestein.

Plötzlich sagte Rentken: „Wo liegt hier die Welt? Ist sie schon verloren gegangen?“

Bartl erschrock fast vor dieser innerwarteten, milden und matten Rede. Statt einer Antwort, sagte er: „Wie steigen ab!“

„Es ist so still ringsum. Hier schläft der Tod.“

„Sie täuschen sich, hier wacht der Tod! Er lauert den Menschen auf. Haben Sie Angst? Wär besser gewesen, Sie wären unten geblieben, im Tal, in der Niederung, wosin Sie gehören...“

Nach einer Weile der andern: „Unten... unten... es ist nicht wahr, wie sind nicht feig, wir trotzen der Gefahr, wir können stark sein, unsere Kraft erproben...“

Die Berg können uns gefangen nehmen... Manchmal... Sie sind müde... Ich habe Sie gewarnt! Denken Sie an nichts anderes,

als an den Weg! Atmen Sie ruhig, passen Sie auf! Der Wind fällt von der Nordwand. Bald wird es eiskalt werden!“

Der Wind war scharf geworden. Ein Schauer fiel über die hohe Wand. Dünne Eiskörner warf es über die Berge. Manchmal tollte ein Stein ab. Der Weg neigte sich etwas. Langsam ging es weiter. Die Finsternis wurde dichter, die rote Blume der Laterne schwanke heller und beleuchtete das Seil, das die beiden verband.

„Wann... wann... sind wir in der Hütte...“ hörte Bartl den Fremden fragen.

„Bald schon noch dauern. Es kommt ein gefährlicher Abstieg. Sie müssen die Nerven behalten!“

Er hörte das stärkere Atem Rentkens.

Ein Wetter schon aufzusiegen.

„Wir können nicht rasten. Wir müssen jetzt weiter!“ sagte Bartl.

„Müssen...?“

„Ja. Müssen. Die Gefahr hier betonen sind härter auf Kampf und Sieg gestellt... Welchen Sie zurück?“



Waldwiese

Franz Doll

„Zurück?“ kam wieder die Stimme, und sie war jetzt ganz klein geworden. Aber ehe Bartl noch ein Wort hören konnte, spannte sich das Seil und plötzlich riß es ihn zu Boden. Noch im Fallen fuhren Bartls Hände über das Geseil nach einem Halt. Eine scharfe Kante riß ihm den Handrücken auf. Er fühlte es wehren und langsam über die Haut laufen. Aber die Finger hatten einen Halt gefaßt, wie große Haken ragten zwei Steinbrocken hervor. „Wo sind Sie? Was ist geschehen?“ rief der Führer.

Nach einer Weile erst hörte er den leichten Aufschrei. Dann war es still. Es war finstern, keine Handbreit war zu sehen. Herr Renten war abgestürzt! Bartl spürte es am Seil. Renten schwang draußen über dem Abgrund. Bartl überlegte. Es gab nichts anderes, als zu warten. Auf das Licht, auf den Morgen. Würde es der Fremde aushalten?

„Bleiben Sie ruhig, Herr Renten! Hören Sie?“ rief er hinab. „Keine unnützen Bemühungen!“

„Ja!“ kam die Stimme zurück von unten herauf. Es war eine jämmerliche, entsetzte Stimme.

Bartl tastete vor. Die Füße hatten festen Halt. Aber er konnte es nicht wagen, sich vom Boden zu lösen. Er mußte ruhig bleiben. Und warten. Warten! Gut! Warten!... Wenn es auf ihn allein ankäme. Aber der da unten, der hängt in der Luft! Wieder tastete die Hand Bartls vor. Jetzt fand sie einen Steinbrocken. Langsam hob sie ihn auf und warf ihn hinaus. Er hörte. Nichts... Doch... nach einer Weile hörte er ihn aufschlagen. Das war eine Schlucht, dort vor ihm. Vielleicht der Echgrund...

„Herr Renten...“ fing der Führer wieder an, „tasten Sie vor, Sie müssen doch eine Wand vor sich haben!“

„Nein!“ kam es von unten zurück. „Nichts... nichts...“

„Wenn Sie die Füße heben... Herr Renten und behalten Sie Mut...“

Er konnte sich nicht fügen. Der Stein war unflüchtig, wenn er zu bröckeln begann, fliegen beide ab, stürzen in den Abgrund. Und so schwarz war diese Nacht! Und jeden Laut wandelte sie. Tief klangen heraus, gespensterhaft für ihn, den Stadtmenschen, der tapfer sein wollte, der seine Kraft erproben wollte.

Ein unsinniges Beginnen war es! Wahnhall!

„Bartl!“ kam jetzt die Stimme von unten herauf, eine frische, unangenehme Stimme. „Bartl... ich muß Ihnen etwas sagen... Lachen Sie nicht... über mich... ich kann noch reden, aber das Seil nimmt mir den Atem... dieses Seil...“

„Vertrauen Sie dem Seil, Renten, es ist das einzige, das uns am Leben hält...“

„Dieses Seil, Bartl... dieses Seil, das mir den Atem nimmt, die Luft, die Brust schmerzt... schneiden Sie es durch... Bartl...“

„Sind Sie wahnsinnig geworden? Es wird ein neuer Tag kommen, und wir werden uns befreien, Renten...“

„Ich will nichts hören! dachte Bartl weiter. Und er sagte es dem Fremden, er sagt es laut und hart: „Reden Sie nicht! Schweigen Sie! Ich will nichts hören...“

„Sie — müssen, Bartl... Sie müssen...“ „Es geht mich nichts an... Renten, gar nichts...“

„Ich bin nicht feige, ich will es nicht sein... Ich habe keine Angst. Das Schicksal hat es so gewollt. Ich muß reden... Es ist nicht so



In Litauen

K. Hapko

schlimm... für Sie. Es will mich nur klein machen... ich werde dann wieder Kraft haben... Es will mich nur klein machen, so klein, wie ich eben bin... Ich habe Familie, Bartl, Kinder... viel Vergnügen... zu gut gelebt, verstehen Sie... Wenn mir etwas geschieht, wird es sie mitreißen, alle... sie sind unfähig auf eigenen Füßen zu stehen, ich habe mich aus der Hand gegeben... wenn es einmal beginnt, kann man schwer ob davon... Ich habe Angst vor mir, weil ich zu schwach bin... dem Leben gegenüber. Und deshalb wollte ich mich prüfen... Nachen Sie nicht darüber, ich wollte mich prüfen, ob ich es ertragen könnte, einen Weg finden, aus meiner Freiheit heraus...

Bartl hörte ein Lachen. Himmel, dachte er, sah, er wird verrückt! Er redet dummes Zeug... was ging das alles ihn an?

Der Sturm erhob sich. Die beiden Männer mußten schweigen, im Donnern des Sturmes verlor die Worte. Aber dennoch schrie unten Rentens weiter. Nur einzelne Worte hörte Bartl... „Och!...“... auch kein Gefäß zur Straße dafür... keine Handhab... schon abgeführt... Schneiden Sie das Seil durch... ich will nicht mehr... ich komm...“

Bartl gab keine Antwort mehr. Er biß die Lippen zusammen. Aber soviel Menschenkram,

soviel Menschenlast, dort, wo man sie gar nicht vermutete. Er hatte schon viel mitgemacht und viel gesehen, aber dies da... diese Nacht... Wenn nur der Sturm nachlassen würde, wenn es nur endlich Tag werden würde... Bartl fühlte, wie der andere am Seil zog, oder war es die schwere Last? Schwang es den Körper hinaus und ließ es ihn an die Wand? Und dann... dann...

Eine ganze Weile überlegte Bartl, aber er fand keinen Ausweg. Der Mann dort unten, dieser Mensch, den das Schicksal jetzt in die Not des Lebens hefte, was sollte er mit diesem Menschen anfangen? Ein Bittgebet überkam ihn. Er tastete wieder vor, ob es nicht doch möglich war, irgendeine Rettung, irgendeine Befreiung...

Aber dort... weit draußen... dieser seine aufstrebende Eiche! Das war der neue Tag, der junge Tag, dieses unwirkliche zarte Elber, dieses Licht, tastend und ungewiß! „Es sagt, Rentens! Hören Sie?“

Keine Antwort mehr.

Noch einmal tief es Bartl hinauf. Immer noch steht der Sturm an den Wänden vorbei. Nicht mehr so schlimm wie zuvor, aber immer noch wild genug, um die Worte von den Lippen zu reißen. Der Himmel erwachte. Immer stärker kam das Licht aus der Finsternis. Wie langsam es ging und dennoch, wie rasch. Mit

über die dünnen Gesteine, über die fernen Wände, hob die Gipfel in das Glühende. Und dann stand die Welt in guter Nacht.

Jetzt sah Bartl über das Gestein. Vorn war ein Weis, dann noch einer. Langsam hob er sich vor. Und plötzlich ließ das Seil nach. Knackte ein. blieb auf dem Hang liegen. Hatte der Körper unten sich losgeschnitten? War er abgeführt? Immer weiter hob er sich jetzt vor. Da war der Abgrund. Bartl konnte jetzt hinschauen. Und dort unten...

Dort unten lag ein breites Felsenband, kaum drei Hand breit unter den Füßen des Abgeführten. Und auf diesen rettenden Felsenstreifen lebte jetzt Rentens. Bartl stieg ab zu ihm.

„Wir haben Glück gehabt, Rentens,“ sagte er voll einer unfassbaren Erleichterung. „Die Berge haben mit uns gespielt!“

Aber Herr Rentens gab keine Antwort. Er sah zwischen halbgeschlossenen Lidern gleichgültig vor sich hin. Er ließ sich von Bartl neuerdings sichern und dann zur Hütte bringen. Dort gab er ihm Stärkung. Rentens schweigte noch immer, eine unfähige Nacht zwang ihn nieder. Das irdische Schicksal, das grausame Erlebnis bedrückte ihn. Er sah nur mit langsam erwachenden Augen vor sich hin. Bartl war es, als hätte diese Nacht seine Zeichen in dieses Gesicht geschrieben. Als wäre der Blick dieses Menschen ein anderer geworden.

„Beruhigen Sie sich doch!“ sagte Bartl, „es ist ja alles in schönster Ordnung, und zum drittenmal wiederholte er den Satz vom Glück, das sie in dieser Nacht hatten.“

Endlich fand sich Menten wieder.

Er sah auf.

„Vielleicht für Sie, Bartl...“ sagte er noch immer müde und mit der Stimme eines Besessenen, „vielleicht für Sie, Bartl... Aber dieser seltsame, fahlen Sie, dieser Strich, der mich — ohne daß ich es ahnte und wusste —, gefoltert hatte, der ist wie eine Warnung... Wie eine Warnung des Schicksals!“

Gedanken um ein Telefon

Man berichtet uns, daß in früheren Zeiten nach dem Tode einer Liebe ein gebrochenes Herz und ein Pächter händelnderer Beise zurückzubleiben pflegten. Herzen brechen heute nicht mehr und Liebe werden nicht gelöst. Alles, was von einer Liebe übrig bleibt, ist die Tatsache, daß man bestimmte Grammophonplatten eine Weile lang nicht mehr hören kann, ohne Herzweh zu leiden. Dem nichts kann so herzerweichend traurig sein und so durchdringend verlaßbar machen, wie eine lustige Melodie, der das Parfüm einer Erinnerung anhaftet. Ja — und dann noch das Telefon. Telefon, kleiner, dämlicher Feind des Vergessensbrenns und der gelassenen Resignation, da fließt du, harmlos und fastlich anzuheben und taust, als ginge dich die ganze Sache nichts an. Und doch hast du monatlang so fleißig geklingelt, so entscheidende Dinge gefragt, gerufen, gedankt, gebettelt, gedankt — um halb helen früh, um zwei late nachts, mittags oder beim Nachtmaße, unvermerkt mit den süßen, kirschroten langen Klingeln des Fernrufes. Du hast nie gehört, Telefon, solange du unruhig warst, aber du machst mich endlich nervös, seit du stumm bist.

„Hat niemand angerufen?“ — „Nein, niemand!“ — „Hat noch jemand angerufen?“ — „Ja, die Schneiderin, sie läßt fragen...“

„Der es läutet und das Herz geht los, wie ein so schief eingetupelter Wagen: „Ja — hallo — wer dort?““

„Hier Pollster & Co. Wie hätten eine Kollektion besonders preiswerter Orientteppiche anzubieten.“ — Und nach dieser absurden Mitteilung schweigt das Telefon wieder drei Tage lang.

Das sind so seine Gemeinheiten. Das schlummert aber ist die dumme Verführung seiner Musik. Vielleicht muß man mir hinüber, den Hörer abnehmen: „B 17 2 24 — ich bin es — ich, Peter, bitte, nicht wahr, es ist doch alles wieder wie früher war?“

Und während man den Hörer aufhebt, weiß man schon, daß es Unsum ist, Meinens.

Ja — und nach 14 Tagen wird es besser, und nach einem Monat erscheint man nicht mehr, wenn es klingelt und nach einem Jahr schlägt jemand: „Bitte wissen Sie vielleicht zufällig die Telefonnummer von Herr X?“

Und siehe, du weißt diese tausendmal angerufene Nummer nicht mehr... Die Telefonnummer vergessen — das ist das Ende einer großen, aber zeitgemäßen Leidenschaft.

A. O.

Erich Kunter:

DAS UNABÄNDERLICHE

Im Jahre 1928 wurde im Höhenloßichen ein Mann namens Heinz Jungkurtz von dem Landjäger Kilian Bleiche erschossen. Der Oberte war, wie sich bald herausstellte, das Opfer eines Jertums geworden. Die tragische Begebenheit mit ihrer Vorgeschichte gehört zu jenen seltsamen Weichenfällen, die sich folgerichtig und natürlich nicht auflären lassen. Und wer eine Erklärung haben will, muß sich in die unkontrollierbaren, unwissenschaftlichen Bezirke begeben, in denen man den überflüssigen und geheimnisvollen Zusammenhängen, den unerforschlichen Gesetzen des Menschenschicksals, nachspürt.

Heinz Jungkurtz hätte als ältester Sohn des reichen Großgrundbesitzers ein geföhretes, sorgenfreies Leben führen und darüber hinaus auch zu großer innerer Freiheit und Unabhängigkeit gelangen können. Seine Eltern waren großzügige, forschrichtlich gesinnte Leute, die mit Liebe und Verständnis die Kinderheit des Kindes behüteten und dem heranwachsenden Jüngling als Kameraden zur Seite standen. Um so größer war ihr Kummer, als sie je länger je mehr merkten, daß ihr Ältester an einer unerklärlich tückischen nervösen Erkrankung litt, die sein Gemüt nach und nach völlig umdüsterte.

Der junge Mann, intelligent und begabt, trat nach erfolgreichem Studium in das Unternehmen des Vaters als Betriebsingenieur ein. Dort arbeitete er pflüchtig und mit stillen Ernst. Ernst aber lebte er zurückgezogen und menschenfern; immer lag eine Wolke von Schwermut auf seiner Stirn.

Eine Mutter, der die Verschlossenheit und das gramvolle Einsamkeit ihres Sögenfindes nachgerade unenträglich wurde, zwang ihn eines Tages, als sie allein mit ihm zu Hause war, zu einer Aussprache. „Sag mir, lieber Junge“, drang sie in ihn, „was dich bedrückt und belastet. Sieh, Vater und ich grämen uns so sehr. Wir wollen dir helfen, mit allem, was wir haben, nur sag, was du hast!“

Der Sohn fand aus seiner inneren Fein und Verwirrung nicht zu ihr. „Sie müßt euch drin finden, Mutter!“ sagte er düster grübelnd, „wie auch ich mich in das Unabänderliche fügen muß. Mein Schicksal droht dunkel. Ich weiß nicht, was es ist. Was mir fehlt? Nichts! Ich könnte dir tatsächlich nicht das Geringste berichten; ich finde selber keine Erklärung für mein fonderbares Verhalten. Es ist schon so, daß man sich auch künftig mit den Schlagworten: „Gemütskrankheit“, „fide Jde“ zur Kennzeichnung meines Zustandes begnügen muß.“

Die Mutter sah ihn mit tränenüberfülltem Antlitz stehend und fragend an: „Hein, hast du mir wirklich nichts anzuvertrauen?“

Der Sohn wandte sich gewandt ab und suchte die Achseln. „Es ist nicht dies und nicht das, Mutter. Nur das eine: ich habe Angst!“

Fast schreiend wiederholte er: „Ich habe Angst. Angst, die darum so furchtbar ist, weil ich nicht weiß, wovon. Vor etwas Unfassbarem, Unheimlichem. Vor einem Verhängnis, das wie eine schwere Wolke über mir liegt, wo ich

gehe und stehe, und das mich meines Lebens nicht jeoh werden läßt.“ — — —

Diese Unterredung zwischen Mutter und Sohn hatte wenigstens zur Folge, daß Heinz von da an ein wenig aus sich herausging und dem Wunsch der Mutter, die Gesellschaft von Menschen nicht zu meiden, nachkam. Er erschien jetzt bisweilen in den kleinen Abendgesellschaften, die sein Vater gab. An diesen Abenden wurde vornehmlich musiziert. Seine Jungkurtz und Edla Brandt, die Tochter des Bewohners einer Nachbarvilla, spielten vierhändig und bildeten im übrigen mit den beiden Brüdern Jungkurtz ein Quartett, das künstlerisch fortzietete.

An einem solchen Abend trat Heinz unvermittelt dicht an die Spielenden heran und ließ seine Blicke unverwandt über Edla Brandt gleiten. Diese Bewegung wurde von vielen Anwesenden bemerkt. Dr. Helbing, ein Arzt, benagte sich zu dem Gastgeber hinüber und sagte: „Glauben Sie mir, Jungkurtz, eine Heirat würde Ihrem Sohn von seiner Schwermut heilen!“

Die paar Worte des Arztes wirkten auf Jungkurtz wie eine Offenbarung. Sie wurden in den folgenden Wochen für ihn und seine Frau die Zauberformel, die das Heil und die Wandlung bringen mußte.

Mit ebenfalls feingefühl wie Beharrlichkeit suchte die Mutter ihren Sohn beizubringen, daß ihm nur eine liebende Frau fehle, damit er sein inneres Gleichgewicht bekomme. Heinz wechelte zuerst entsetzt ab. „Wie kann ich noch einen zweiten Menschen ins Unglück bringen und mit mir ins Verderben ziehen! Nein, nein! Ich bin ein Geschädigter! Mit mir ist keine Gemeinschaft!“

Als aber seine Mutter nach zwei Monaten andeutete, daß auf der anderen Seite Neigung zu einer Ehe bestünde, trat Heinz dem Plan zwar zögernd, aber weniger widerstrebend näher. Liebe? Ja, ihm leuchtete ein, daß sie die einzige Medizin wäre, die ihm vielleicht würde helfen können. Und zu Edla fühlte er sich hingezogen.

So stand der Lebenswandeljahre vor einer entscheidenden Wende seines Schicksals, als sich jeder mehrwöchige Zwischenfall ereignete, der für ihn so folgenreich werden sollte.

Eines Tages drang ein Landstreicher in die Küche der Villa Jungkurtz ein und verlangte unter Drohungen von der Köchin Lebensmittel. Die Alte erob ein furchtbares Getöse und der Strolch ergriff die Flucht. Im Vorgarten aber kam ihm bereits ein Schußmann mit mehreren Leuten entgegen. Der Einbrecher zog sich ins Haus zurück, hefte durch die Zimmer und stand auf einmal vor Heinz, der sich am Tisch zu einem Jählich niederknien hatte. Einer vom andern bedrückt, machte sich zum Kampf bereit. Die lauernde Läre warfen sich die beiden.

Da geschah das Entfame. Die Spannung in den beiden Gegnern löste sich allmählich; der Strolch wich zurück. Heinz aber lehnte bleich und an allen Gliedern bebend an der Tischkante. „Geben Sie mir das da“ bettelte der Land-

streichet. Heinz nickte mit dem Kopf. Der andere stopfte sich die Taschen mit Brot und Fleisch voll. Darauf verzehr Heinz den zerlumpten Buziken durch einen rückwärtigen Ausgang zur Flucht. Nach zwei Minuten kam der Schußmann; sah, daß sein Bild weiter geflohen war und begab sich sofort wieder auf die Verfolgung.

Einer der Befolger berichtete dem Oberstallmeier: „Er ist der vielgeachtete Einbrecher Heinz, der sich in die Berge geflüchtet hat. Wälder und Berge sind von Polizeimannschaften umstellt. Der Ring wird immer enger um den

Verbrecher gezogen, und die ganze Gegend wird systematisch nach ihm durchsucht. Nun geht er auf Mäandern aus und sucht manchmal ver zweifelt den eigenen Gürtel zu durchbrechen. Dabei scheut er vor Gewalttaten nicht zurück. In den letzten vierzehn Tagen hat er fünf Polizisten und Landjäger über den Haufen geschossen. Aber das wissen Sie ja selber aus den Zeitungen!“

In dieser Nacht kam ein neuer Anfall jener entsetzlichen krankhaften Angst über Heinz Jungtuch. Die Qual wurde unerträglich. Er

erhob sich vor dem Morgenrauschen, zog einen alten Anzug an, nahm einen einfachen Esel zur Hand und schallte den Nachsack um; entschloß sich, mehrere Tage hindurch ohne Ziel und Programm zu wandern.

Die alten fixen Ideen reizten ihn. Dazu kam das noch nachwirkende Entsetzen, das die Begegnung mit dem Verbrecher in ihm hervorgerufen hatte. Dieser Mann war wie das verheißene Verhängnis vor ihm aufgetaucht. In einem Moment hellheißer Verwandlung hatte Heinz gefühlt, daß diese Begegnung schicksalhaft mit dem Unabänderlichen seines dunklen Lebensweges zusammenhing.

Auf der Landstraße aber wurde ihm etwas leichter zu Mut. „Ich muß mir wieder mal für mich allein sein“, sprach er zu sich selbst. „Dann fällt der Esel ganz von selber von mir ab.“

Küßig schritt er dahin. Dreißig, vierzig Kilometer legte er zurück. Spät am Abend kehrte er in ein schlecht beleuchtetes Dorfwirtshaus ein.

Die Kneipe war überfüllt mit Gästen. In der hintersten Ecke fand Heinz ein Plätschen, bestellte Bier, Brot und Wurst.

Die Bauern und Bürger redeten erregt miteinander. Am großen runden Tisch saß der Landjäger, auf dessen Rede die halbe Gaststube hörte.

Heinz Jungtuch merkte bald, um was das Gespräch sich drehte: um den Mördersbanditen, der die Gegend unsicher machte. Er merkte ferner, daß alle Anwesenden von flackernder Nervosität befallen waren, welche wahrscheinlich die von ständiger Lebensgefahr bedrohten Landjäger und Polizisten auf die Leute übertragen hatten. Die Lust im Lokal schien wie mit Explosionsstoff geladen zu sein.

In dieser Lust lag das, wonach die überhörsen und überreizten Gemüter wie nach einem Ventil suchten. In dieser Lust lag auch das Gerücht, das unsinnig und ohne erkennbaren Anlaß plötzlich da war und von Tisch zu Tisch weitergetragen wurde: „Da hinten sitzt er! Erhebt ihn doch an! Kein Zweifel, er ist es!“

Und einer: „Ich kenne ihn genau und schwöre, daß er es ist. Bei dem Zusammenstoß zwischen Heiß und den Polizisten in Murrstade war ich ja dabei!“ Und das Gerücht schwellte an: „Vorwärts! Er schießt immer gleich blind drauflos!“

Die bösen Blicke und das gefährliche Gerücht umbrandeten den Tisch, an dem Heinz Jungtuch saß. Und die Angst war plötzlich wieder da, riesengroß, herbeileuchtend, wie ein drohender Alpdruck. Verwirrt erhob sich der Unglückliche und taumelte dem Ausgang zu. Da stellte der Landjäger sich ihm in den Weg. „Hören Sie mir Ihre Papiere!“ befahl er barsch.

Heinz Jungtuch machte eine hilflose, angstvolle Bewegung, die mißverstanden wurde. „Hände hoch!“ brüllte der Verdammte und riß die Waffe empor. „Stehenbleiben!“

Aber der Blutverdrückte, der nicht mehr wußte, was er tat, stürzte davon. Wenige Schritte nur, dann fiel er zu Boden. Rasan Wende, der Landjäger, hatte geschossen und ihn unglücklich zu Tode getroffen.



HERZDREI

Auf dem Schild steht in braunen Buchstaben: „Café Herzdrei“. Und daneben prangt auf gelbem Untergrund die Spielkarte. Das Kaffeehaus besteht aus zwei rauchgeschwärmten Räumen und aus der Küche. Es ist ein altmodisches Dorfkaffeehaus, vor dem jeden Tag um zwei Uhr der nach Mailand fahrende Postautobus hält.

Die auf dem Schild abgebildete Spielkarte ist wie ein Symbol, eine Anspielung. Herzdrei: Frau Amalia, Herr Benigno und Carlotta. Carlotta ist die Köchin. Sechzig Jahre, ein mit Pergamenthaut überzogenes Knochengestütz, schiefe Augen. Eine alte Jungfer. Ihre einzige Leidenschaft war und ist die, den Kaffee künftgerecht zu kochen. Die Küche ist ihr Reich. Alte Kaffeetöpfe, riesengroße Schalen, altmodische Löffeln. Der Kaffee kocht auf dem Kohlenbeud. Carlotta taucht den Böffel in den hochfliegenden Schaum, nimmt den Topf in abgemessenen Hockschritten vom Feuer. Sie zittert. Man könnte glauben, daß sie einem magischen Ritus obliegt. Sie sieht aus wie eine Herzdrei, die ein furchtbares Gift braut... Herr Benigno, der Eigentümer des Kaffeehauses, spielt Bassgeige. Er ist ein grünliches, immer schlecht gelauntes und angefluchtetes Männchen. Wenn ihn aber ein Bass bittet, etwas zu spielen, so verändert er sich jäh, wird ein Engel. Er umarmt sein Instrument mit Hingebung. Er hat eine besondere Vorliebe für Trauermärsche. Auf gewisse tiefe Töne, die aus dem Keller der Musik herauszufließen scheinen, ist er geradezu stolz... Amalia, seine Gattin, ist eine hübsche, blonde fünfundsiebzigjährige Frau, empfindsam und rundlich. Sie sitzt hinter der Theke und hält die Kassia. Sie hat eine Menge Ringe an den Fingern und lange Ohrschmünge. Trägt etwas altmodische Kleider, die zu ihrer Gestalt passen. Sie seufzt. Blickt zur Decke, zerstreut, träumerisch. Wenn aber der Lehrer, ein brünetter junger Mann, das Kaffeehaus betritt, hat Amalia nur mehr Augen für ihn. Jeden Donnerstag fährt der Lehrer nach Mailand. Und jeden Mittwochabend bekommt Frau Amalia furchtbare Zahnschmerzen. Wenn sie sich dann am Nachmittag des nächsten Tages nach Mailand begibt, zum Zahnarzt, trifft sie sich im Autobus mit dem Lehrer...

Der köstliche Friede wird eines Frühlings gestört. Im Dorf verbreitet sich die Kunde, daß Anfang Mai gerade gegenüber dem Café Herzdrei ein anderes Kaffeehaus eröffnet wird. Und eines Tages wird gegenüber Benignos altem Schild ein neues, dreieckiges aufgehängt, das mit blauen Buchstaben auf rotem Untergrund die Inschrift „Bar des 20. Jahrhunderts“ hinausposaunt. Das neue Kaffeehaus eröffnet seine Pforten. Darin waltet ein älterer Mann und eine junge, brünette, lebhaft, hyperfeschle und hypermoderne Frau. Ein zwanzigstes Jahrhundert.

Herr Benigno urteilt mit Kennernäse: „Zweifelhafte Leute. Wer sind sie? Woher kommen sie? Sie werden verhungern. Einen solchen Kaffee, wie unsere Carlotta ihn braut, werden die niemals zustande bringen!“ Frau Amalia bemerkt ruhig und unverwundlich: „Ich bin überzeugt, daß die beiden nicht einmal Mann und Frau sind. Er hat sie sicherlich in Mailand engagiert, um die Wögel ins Haus zu locken...“ Carlotta steht in der Tür und lauscht auf das Gerede der Expreßmaschine. Sie weiß nicht, ob sie lachen oder sich ärgern soll.

Die ersten, gelegenen Gäste bleiben Benigno treu. Aber die Jugend erklärt sich einmütig zugunsten des „20. Jahrhunderts“. Anfang Juni, Gewitter, Hagel, Blise, die Luft ist mit Elektrizität geladen. Amalia kehrt aus Mailand mit langem Gesicht und roten Augen heim. Der Lehrer kommt nicht immer nach dem Mittag und Abendessen, um Carlottas berühmten Kaffee zu trinken, aber hin und wieder geht er doch in die gegenüberliegende Bar, um einen Expreßkaffee zu nippen. Und Frau Amalia begriff, daß alles der Mode unterliegt, daß die Zeiten der Seufzer und des Honigs vorbei sind, daß die jungen Leute heutzutage den Pfeffer dem Zucker vorziehen, kurz und gut, daß man mit der neuen Zeit Schritt halten muß, wenn man nicht auf den Müllhaufen geworfen werden soll. Eines Abends sagt sie zu ihrem Mann:

„Lieber Benigno, wenn wir unser Lokal nicht rasch ins Leben setzen, werden wir allmählich alle unsere Gäste verlieren. Man muß mit der



Studio

Ernst Liebermann

Zeit gehen. Vor allem sollten wir den Namen unseres Kaffeehauses ändern. Herzdrei, das zieht nicht mehr. Dann müssen wir eine Expreßmaschine, eine Registrierkasse und einen Lautsprecher anschaffen. Zwischen unserem Kaffeehaus und der verdammten Bar drüben besteht derselbe Unterschied wie zwischen mir und jenen unverwundlichen Mädel... Ich bin doch hübscher, nicht wahr? Aber wenn die heutigen Männer zwischen einer Frau wählen sollen, wie ich eine bin, und der dort... Du verstehst doch?“

Die Kaffeemaschine, der Lautsprecher und die Registrierkasse werden auf Abzahlung gekauft. Wände und Decken der beiden Räume werden mit blauen Tapeten bekleidet, Theke, Tische und Stühle werden blau gestrichen. Auf dem Schild strahlen in großen Buchstaben die Worte „Café Fortschritt“. An der Registrierkasse sitzt eine erneuerte, modernisierte Frau Amalia: geschminkte Lippen und Augen, schmaltisierte Brauen, platinblondes Haar. Keine Ringe, keine Armbänder mehr, son-



Bauernhof

Walter Dolch-Amberg

den nur eine Nadel mit einem blutroten Rubin, die heute hier, morgen dort angefleckt wird und einem gewissen Jemand sagen soll: „Ich bin launisch! Wenn du nicht endlich einmal aufhörst, mit dem Mäd'el drüben zu scherzen, bin auch ich in's Lande, meinen Geschmach zu ändern!“ Der hübsche Lehrer versteht die Sprache der Nadel und kehrt reumütig zurück. Es ist Juli. Die Felder glühen. Die Luft ist siedendheiß. Die Pötte entbrennt von neuem heißer denn je. Frau Amalia hat sich ein silbernes, herausforderndes Lachen angewöhnt, das alle fünf Minuten zwischen dem Hischen der Kaffeemaschine und dem Klängeln der Registrierkasse ertönt. Den Ellenbogen auf die Theke gestützt, plaudert der Lehrer leise mit Frau Amalia.

„Viktoria! Das „Café Jovisbrunn“ schlägt die „Bar des 20. Jahrhunderts“. Frau Amalia triumphiert. Nur Herr Benigno wird noch grüner, noch verbitterter. Er hat seine geliebte Vahingie in eine Ecke verbannen müssen. Der Lautsprecher hat von dem Kaffeehaus Besitz ergriffen. Der arme Benigno, der Freude beraubt, seine Trauermärsche zum besten geben zu können, sieht wie ein untröstlicher Wüster aus, der sich ansieht, seiner Liebe in das Grab zu folgen... Und Carlotta? Für sie war die Modernisierung des Kaffeehauses eine Katastrophe, ein Erdbeben. Nach einem Monat ist sie sich noch nicht recht bewußt, was geschehen ist. Man hat ihr eine weiße Schärze vorgeschunden und ihr beigebracht, wie die Kaffeemaschine zu bedienen ist. Sie arbeitet wie ein Automat. Sie füllt das Sieb mit gemahltem Kaffee, hält die Metallhaube drauf, stellt die Tasse unter, dreht am Hebel. Aber ihre

schiefen Augen starren in die Ferne, wo sie ein verlorenes Paradies sieht, in dem es nur Kaffeetöpfe gibt, die auf Kohlenbrennen brodeln. Die steigt der Schaum hoch, es ist der richtige Augenblick, um den Köpfel einzutauchen und den Kaffeetopf vom Feuer zu nehmen...

„Hallo, Carlotta!“ ruft ein Gast. „Träumen Sie? Die Tasse ist schon voll! Drehen Sie doch den Hahn ab!“

Carlotta zuckt zusammen, kehrt in die Wirklichkeit zurück. Sie schiebt die Espresso-Maschine vor sich. Und hat das Empfinden, eine andere geworden zu sein. Haischen ihr und ihrer neuen Umgebung ist ein Schleier der Bewunderung gespannt. Ein Schleier, der von Tag zu Tag dünner, durchsichtiger wird. Und eines Morgens erwacht Carlotta mit dem festen Entschluß, die einzige Leidenschaft ihres Lebens mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Frau Amalia, die um neun Uhr noch im Schlafrock vor dem Toilettenpiegel sitzt und sich die Lippen nachzieht, sieht mit einem Male die alte Carlotta eintreten. Die Tür hinter sich zuziehend und mit drohend geballten Fäusten auf sich zukommend.

„Gnädige Frau, ich halte es nicht mehr aus! Ich will den Kaffee wieder im Topf brocken, nicht auf der Maschine! Haben Sie verstanden? Ich will meine Heide und Topfe wieder zurück. Ich räume Ihnen eine Frist von acht Tagen ein. Und wenn Sie sich nicht entschließen sollten, werde ich mit Herrn Benigno sprechen. Wenn er die Geschichte mit dem Lehrer, dem Zahnarzt, dem Schneidern und den Zahnten im Autobus erfährt, über die das ganze Dorf auf seine Kosten

lacht, so gibt es Tote! Und ich werde nicht schweigen. Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit. Dann verrate ich alles! Alles!"

Frau Amalia lacht heulend: „Was fällt Ihnen ein, Carlotta? Der Lehrer? Was für ein Lehrer? Ich muß lachen! Fahrten im Autobus? Der Zahnarzt? Die Schneiderin? Ein Käse! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“

Geschäft schließt sie sich die Lippen, läßt den Schlafrock über die Stuhllehne fallen, pudert sich Hals und Schultern, berudert sich im Spiegel und lacht wieder auf.

„Nachen Sie nur“, zischt Carlotta, die schon die Hand auf der Kante hat, „was ich gesagt hab“, hab' ich gesagt. Ich gedulde mich noch acht Tage. Dann verrate ich Herrn Benigno alles. Dann werden Sie das Käse! von der Schneiderin, dem Zahnarzt und dem Lehrer schon auflösen!“

* * *

Ende August. Im ganzen Dorf spricht man nur von der Bar des 20. Jahrhunderts, deren Tür geschlossen bleibt. Auch die Fenster der beiden Zimmer im ersten Stock, in denen der Eigentümer der Bar mit seiner lustigen Frau wohnt, sind geschlossen. Jemand hat an die Tür geklopft, aber vergebens. Da erscheint eines Morgens ein Gerächselvollzieher, der im Café Fortschritt Erkundigungen einholt. Endlich einmal hat Herr Benigno Grund, fröhlich zu sein:

„Hatte ich nicht recht, daß es zwei Betrüger waren? Durchgebrannt sind sie! Nichts war bezahlt. Weder die Expressmaschine, noch die Möbel, weder der Kaffee, noch die Schneepflüge! Alles gegen Wechsel gekauft! Und in Nacht und Nebel sind sie durchgegangen! So gar die Namen, die sie hier angegeben haben, waren falsch!“

Einzelne kehren die untreuen Gäste in Benignos Kaffeehaus zurück. Er ist zu allen herzlich. Nur Frau Amalia schweigt, in einen qualvollen Gedanken versunken. Seit Tagen hat sie kein Auge geschlossen.

Endlich rafft sie sich eines Abends zu einem heldenhaften Entschluß auf. „Was meinst du, Benigno“, jagt sie zu ihrem Mann, „wäre es

nicht besser, wenn wir jetzt, da wir ohnehin keine Konkurrenz mehr haben, die drückende Last der durch achtzehn Monate zu entrichtenden Teilzahlungen loswerden? Man stellt die Expressmaschine, die Registrierkasse und den Kautspreeher einfach zurück. Wir verlieren die Anzahlung und die erste Rate, haben aber keinen Pfennig mehr zu zahlen. Die Musik kommt ja zu bestreiten. Und willst du vielleicht Carlottas Kaffee mit diesem maschinell bereiteten Geheiß vergleichen? Wenn wir unseren Gästen weiterhin eine solche Schwärmerie bieten, wird noch jemand ein altnordisches Kaffeehaus eröffnen, und niemand wird mehr zu uns kommen!“

Expressmaschine, Registrierkasse und Kautspreeher verschwinden. Und allmählich nimmt Frau Amalias Haar wieder eine natürlich blonde Farbe an, das Rot ihrer Lippen wird immer blasser, ihre Brauen düstern. Eine Glatze, die erlöst, ein Gewitter, das sich legt. Oktober. Herbst. Kälte zu den lieben alten Gewohnheiten. Frau Amalia trägt nicht mehr die Nadel mit dem blutroten Rubin, lacht nicht mehr so herausfordernd. Sie hat drei Ringe an den Fingern. Heute morgen ist sie in einem olivgrünen Wollkleid erschienen, das ein wenig altnordisch anmutet. Sie verschönt sich mit den Anwesenheit und Obgehörigkeit. Bist auf den Lehrer, der Carlottas unbetrefflichen Kaffee trinkt.

Donnerstag. Drei Uhr nachmittags. In der Küche steht Carlotta, den Kaffee in der Hand, über den Kaffeetopf gebeugt, der gerade zu bedielen beginnt. Herr Benigno hat seine Bagasse hervorgeholt und spielt aus voller Seele seinen Lieblingstauernmarsch. Frau Amalia hat sich mit jugendlicher Begeisterung auf den Autobus geschwungen, der vor dem Kaffeehaus stehen geblieben ist. Der Motor rattert, die Bagasse brummt, der große Kaffeetopf bedielt. Einen Augenblick lang verschmälten die drei Töne zu einem einzigen tiefen Klang. Es sind drei Leidenschaftlichen, drei Leben, drei Herzen, die einstimmig darüber frohlocken, daß jedes sein Ziel erreicht und bearbeitet hat: eine Bagasse, einen Kaffeetopf, einen Lehrer.

(Berechnete Übersetzung von Carl Georg Asperger.)



Alte Glashütte

Anton Leidl



Katzengrundin

Schäfer-Ast

MINIATUREN

Womit?

Ein Herr trifft mitten auf der Brücke auf zwei kleinere Jungen, von denen einer, jämmerlich heulend, in das Wasser blidt, während der andere lebhaft auf ihn einredet. Da muß irgend etwas geschehen sein, deswegen fragt der Herr den Weinenen: „Was ist denn hier los?“ Und der Kleine schluchzt: „Diana hat meine Bemme ins Wasser geschmissen!“ „Cool!“ jagt der Herr und fragt ernst weiter: „Mit Absicht?“ „Ne“, heult der Kleine, „mit Käse.“ K.B.W.

Nicht immer!

Ein neuer Schüler kommt in die Klasse. Der Lehrer, ihn streng von oben bis unten mustend, fragt nach seinem Namen. Er bringt ihn endlich stotternd heraus. „Du stotterst wohl?“ fragt der Lehrer weiter. „J... j... je... ja!“ antwortet der Schüler. „Glotterst du immer?“ fragt der Lehrer, den der Fall zu interessieren beginnt. „N... n... ne... ne... ne!“ „Cool!“ meint der Lehrer nachdenklich dazwischen, während der Junge fortfährt: „W... bl... bloß, w... w... wie... wenn ich... er... reden tu!“ K.B.W.

Wir zwei könnten...!

Eine heftige Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau. Still und stumm hat sich das kleine fünfjährige Söhnchen in eine Ecke der Stube zurückgezogen. Die Mutter behält die Oberhand mit dem Worte. Nachdem Vater seinen Trumpf ausgespielt hat: „Ich könnte wirklich ein ruhiges Leben führen, wenn ich dich nicht kennengelernt hätte!“ kam er sich vor dem niedergehenden Unwetter nur ganz still in eine Sofaecke drücken und muß alles über sich ergehen lassen. Es dauert lange, ehe die Frau zu Ende ist und mit einem mächtigen Zuplauder der Tür das Zimmer verläßt. Größte Stille in der Stube. Vater sitzt nachdenklich in seiner Ecke, auch der Kleine ruht kaum zu atmen. Endlich aber rappelt sich der Geringfügige doch hoch, schlüpfet leise zum Vater und legt vertraulich die Hand auf sein Knie. Da schaut ihn Vater erwartungsvoll an, Gesicht, das der Kleine freudig begimmt: „Nicht wahr, Vater, wenn wir Mutter nicht kennengelernt hätten, könnten wir ein ruhiges Leben führen?“ K.B.W.

Dank den alten Jungfern

Ein berühmter englischer Schriftsteller stellte einmal die überraschende Behauptung auf, England verdanke seinen gesunden Menschenhals den alten Jungfern. — Auf die Frage nach den Gründen zu dieser ungläublichen Theorie, antwortete er: „Die Kraft zieht der Engländer aus seinen vortrefflichen Dohsenfleisch. Der Dohse gedeiht am besten, wenn er roten Klei frist. Der rote Klei braucht, wie Sie wissen, zur Bebrückung Insekten, besonders Hummeln. Der größte Feind der Hummel aber ist die Feldmaus. Wer aber frist die Feldmaus? Die Katze. Der größte Freund der Katze ist indes die alte Jungfer. Also verdanken wir unsere Kraft den alten Jungfern. Quod erat demonstrandum!“

Der Choral

Wie fast alles in der ehemaligen Kaiserlichen Marine vorbildlich war so hatte man auch für die Seeförderung der Besatzungen bestes gesorgt. Jedes der aus acht Schiffen bestehenden Geschwader hatte einen Priester, der abwechselnd Commando auf den einzelnen Schiffen Gottesdienst abhielt. Die Begleitung des Gesanges besorgten auf den Admirals- oder Flaggschiffen die staatlichen Geschwaderkapellen, während sich die übrigen Schiffe mit Bordmitteln aus dem eigenen Personal Musikkapellen bedienten, die dann auch jeweils vor dem Gottesdienst den vorgesehenen Choral einüben mußten.

Diese „Admiralskapellen“ waren auf den einzelnen Schiffen einem Leutnant unterstellt, der für ihre Weiterbildung zu sorgen hatte und neben seinen sonstigen Ehrenämtern die Bezeichnung „Musikkapellmeister“ führte, meist, weil er von Musik möglichst wenig verstand.

Eines schönen Commandos im Sommer lag das 8te Geschwader im Rikier Hafen. Es war wunderschönes Wetter und Mittagszeit, Offiziere und Mannschaften beim Essen. Wachhabender Offizier an Deck war zufällig der „Musikkapellmeister“, der — da absolut nichts los war, begahlig in der Sonne döste. Plötzlich fällt ihm ein: „Hörst du! Wir haben ja morgen Gottesdienst und die Kapelle hat den Choral noch nicht geübt. Der Priester hat überhaupt noch nicht mitgeteilt, was er singen lassen will!“

Der Priester wohnte auf dem Flaggschiff und der Signalwecker im Hafen wurde mit Winkflaggen erledigt.

Der wachhabende Leutnant ruft also einen Signalmaaten und befiehlt:

„Machen Sie einen Winkspruch an's Flaggschiff!“

„Wachhabender Offizier an Geschwaderpriester: Welchen Choral beabsichtigen Sie morgen bei uns singen zu lassen?“

Der Winkspruch wird gemacht. Gleich darauf ist es 1/2 Uhr und damit Abkündigung des Offiziers und des Signalpersonals. Der bisherige wachhabende Offizier freut sich auf die Futtertöpfe, macht die Wachübergabe an seinen Nachfolger möglichst schnell und summarisch und vergißt dabei zu überlegen, daß eine Antwort des Geschwaderpriesters zu erwarten ist. Desgleichen das Signalpersonal.

Der neue wachhabende Leutnant, der mit der Musik und den morgigen Gottesdienst nicht das Geringste zu tun hat, döst ebenfalls in der Sonne und denkt, na, was eben so ein junger Leutnant auf Wache denkt: Nichts.

Da kommt ein Signalmaat des neuen Signalpersonals und es entspinnt sich folgender Dialog:

Signalmaat: „Winkspruch vom Flaggschiff: Geschwaderpriester an wachhabenden Offizier: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!“

Leutnant: „??? — Was ist das? — Nochmal!“

Signalmaat: „Winkspruch vom Flaggschiff: Geschwaderpriester an wachhabenden Offizier: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte.“

Leutnant (kopfschüttelnd): „Kommischer Mann! — Machen Sie zurück!“

„Wachhabender Offizier an Geschwaderpriester: „Das kann ich Ihnen momentan nicht sagen. Außerdem müssen Sie als Priester das viel besser beurteilen können!“ K.

FOTO-SEITE

„Sie“ geht mit

Wochenend und Sonnenschein und — selbstverständlich! — „sie“. Denn wenn „sie“ nicht dabei wäre, würde der großzügige Sonnabend-Sonntag-Ausflug bzw. der bescheidene Sonntag-Nachmittag-Spaziergang nur eine halbe Sache sein. „Sie“ gehört eben mit dazu, Verschönert das Leben und hält Erinnerungen fest. „Sie“: Ihre Majestät, die Kamera!

Und so werden über's Wochenende zahllose solcher schwarzen Kästen durch Parks und Anlagen getragen oder geschleppt, unternehmen Eisenbahnfahrten — ins Blaue und ins Grüne, Hoffnungen und Ideale reisen mit. Oft sehr große sogar.

Und was wird geknipst? Nach Temperament und Interessen ganz verschieden. Man könnte eine richtige Psychologie des fotografischen Motivs aufstellen. Überspringen wir das heute und gehen wir weiter. Zum Motiv selbst. Denn wir wollen ja etwas lernen.

Doch eines sei gesagt: Allzu große Spezialisierung führt zum Erblinden. Eine Gefahr, die überall besteht. Die gewaltige Fülle der Möglichkeiten bleibt ungenutzt, und das Fotoalbum wird langweilig. Weil jede Abwechslung fehlt. Und einer der wichtigsten Inhalte des Fotografierens bliebe verdeckt: wir würden uns festlegen, würden versteuern. Versteuern gegenüber dem Reichtum der Welt.

Drum fotografieren Sie alles das, was Sie sehen. Treffen Sie eine ästhetische Auswahl, nicht aber eine inhaltliche allein. Denken Sie nicht, dieses und jenes sei zu schwierig. Nur Mut! Dann haben Sie auch Erfolg.

Wie reich ist im Grunde das Wochenende? Ohne daß Sie in einer schnittigen Limousine weite Fahrten unternehmen müßten. Sie brauchen ja gar nicht in die angeblich „schönere“ Fremde zu reisen. Bleiben Sie auch nur ein wenig der Heimat treu. Mit offenen Augen und wirklicher Liebe. Dann werden Sie auch dort mit Ihrer Kamera Freude finden.

Ganz gleich, wohin Sie also fahren oder laufen, eines der wichtigsten Motive bleiben wir selbst: Der Mensch. Gehen Sie mit Freunden und Bekannten, so wird man Sie sogar darum bitten und vielleicht zu einer der üblichen Gruppenaufnahmen — verführen. Denn sonst entstehen solche Bilder, wo man sich irgendwie und — wo aufbaut und mit feindosiertem Lächeln auf das des Verschlusses wartet. Und man merkt es den Bildern an, wie sehr sie gestellt und gekünstelt sind, ihnen etwas fehlt. Nämlich: Die Wirklichkeit. Denn das dort auf den Bildern sind ja keine Menschen, sondern leblose Massen. Erstarrt und erkaltet. Solche Fotos entstehen, wenn Sie Ihr Präkoken Braut vor eine Birke aufstellen und ihr klarmachen, daß für Ihren Typ das Lächeln der Greta Garbo (Jawohl: Ihr letzter Film hat bewiesen, daß sie lächeln kann!) gerade richtig sei. Oder wenn Sie Onkel Hans und Tante Berta in traumhafter Versunkenheit am Ententeich im Park fotografieren. Glauben Sie, daß Ihre Modelle so in Wirklichkeit sind?

Doch sicher nicht. Aber weshalb knippen Sie dann so?

Wir wollen bedenken: Heute ist das Aufnahmepersonal derart hochempfindlich, daß selbst bei schlechten Lichtverhältnissen kürzeste Belichtungszeiten möglich sind. Mittlere Lichtstärken reichen sogar aus, um Schnappschüsse aus der Bewegung zu machen. Wir benötigen kein Stativ mehr, sondern fotografieren aus freier Hand. So ist es möglich, dem Motiv zu folgen und stets aufnahmebereit zu sein. Auf Filter können wir ganz verzichten. Denn wenn wir mit orthopanchromatischen Emulsionen arbeiten, haben wir nahezu völlig tonwertrichtige Wiedergabe. So fällt jede nachträgliche Verringerung der Altkennempfindlichkeit fort. Verschluss auf $1/100$ oder $1/200$ Sekunde, Blende auf 5,6 oder 8, das ist für Aufnahmen im Sonnenlicht der Normalfall. Darauf können wir uns für gewöhnlich verlassen.

Die Kamera gehört nicht in die Tasche. Denn so wird sie nie im rechten Augenblick zur Hand sein. Stets aufnahmebereit sollen wir sie mit uns tragen. Bei der Spiegelreflex ist das besonders einfach. Da klappen wir nur den Lichtschutz auf und haben stets das leuchtend helle Mattscheibenbild vor uns. Doch auch mit der Klappkamera läßt es sich erfolgreich arbeiten, wenn wir sie geöffnet und auf ca. 6–8 Meter eingestellt mit uns führen. Hängen wir uns die Kamera um, so haben wir beide Hände frei.

Die Landschaftsfotografie soll neue Wege gehen. Warum immer wieder die Ansicht, wie wir sie bei jedem Papierhändler für fünf Pfennig als Postkarte kaufen können?

Wir müssen das Stimmungsmäßige, das Charakteristische in unsere Fotos tragen. Die Landschaft ist kein starrs Gerüst, sondern hat reiches Leben. Man muß es nur sehen und fühlen. Auch im Schwarz-Weiß-Bild kommen diese Elemente zum Ausdruck, wenn wir sie durch die Formsprache der Natur offenbar werden lassen. Das will besagen, daß wir nicht durch weite Panorama-Aufnahmen die Stimmungsmäßigen Inhalte geben können, sondern daß wir einzelne Werte darstellen. Als Großaufnahme!

Ein einziger Baum, ein einziges Stück Wald sind oft schon Motiv genug — um ein Beispiel zu nennen.

Voraussetzung für solche Aufnahmen ist tonwertrichtige Wiedergabe. Helles Gelbgrünlicher und orthopanchromatische Emulsion geben Gewähr für richtige Übertragung der Farben in Grautöne. Reichliche Belichtung wird wichtig, um den vollen Reichtum der Tonwerte zu erfassen. Denn gerade die feinen Tonunterschiede sind die Träger der Stimmung, auf die es also besonders ankommt.

Weiter sei empfohlen: Auch auf Kleinigkeiten achten. Dinge, die viele nicht sehen, weil sie uns täglich begegnen, selbstverständlich geworden sind. Wir gehen vorüber, ohne besonders darauf zu achten.

Hier läßt sich noch manches entdecken oder besser: bewußt machen. Ohne daß wir gleich an großangelegte Aufnahmen zu denken brauchen. Sondern mehr als fotografische Skizze, als Spiel mit Lichtwerten, Formen und Linien. Dafür als Beispiel:

Selbstverständlichkeiten, die wir überall antreffen, sind z. B. Zäune und Gitter. Fotografisch interessant werden sie, wenn die Sonne scheint und prächtige Schatten auf das Straßenpflaster wirft: Ornamente aus Licht und Schatten. Oder wenn wir hinauswachen, dann vor die Tore der Stadt, dann mag ein Weg, sich als Linie durch Felder und Wiesen dahinziehend, als vollwertiges Studienobjekt gelten. Indem wir den Weg ins Bild hineinführen lassen und am Horizonte etwa die Stadt zeigen, ergibt sich ein geschlossenes Ganzes. Hier dient der Weg als Weiser, der unser Auge zu einem Ziele leitet. Ganz so, wie es der Wirklichkeit entspricht. Oder denken Sie an ein paar Feldblumen, die draußen am Weg stehen. Oft schlechthin als Unkraut bezeichnet, können sie doch in ihrer Form wertvoll und schön sein. Hier ist die Grenze der Nützlichkeitsprinzipien, wo allein das Ästhetische Wertmesser wird. Wir müssen heraus aus materieller Vereinigenommenheit und die Dinge an sich sehen. Ohne Vorurteil.

Wir nehmen heute unsere Kamera nicht allein mit, um Erinnerungen zu schaffen oder „aus Mode“. Die Kamera führt uns zu neuem Schauen. Und all das Gestalten und Schaffen, das notwendig damit verbunden ist, bringt einen wertvollen Ausgleich zum Alltag. Wir verwirklichen eigene Ideen und sehen den Erfolg unseres Tuns. Es entsteht etwas, und das schon allein schafft Freude.

Gerhard Isert



Licht und Schatten

Gerhard Isert

Der verkaufte Ausweis

Der Gemeindevorsteher einer Dufthof-Verbesse-
rte in dem Arbeitsbuch eines Mädchens,
das bei einem Wandviertel dient, den amtlichen
Bemerkung: „Dient als Legitimation“ dahin, daß
er wirklich daruntersteht: „Dient nicht als
Legitimation, dient als Stallmähne“.

Schwierigkeit

Auf einem Anreizkammerlender wendet sich eine
Dame der ersten Klasse an den Kapitän: „Ich
möchte gern eine Frage an Sie richten, Herr
Kapitän... Wie finden Sie nur den Weg hier
durch den unerseligen Damm?“

„Ich richte mich einfach nach dem Kompaß.
Die Nadel zeigt stets nach Norden.“
„Der auch... aber wenn Sie nach Süden
wollen?“

Harmonische Ehe

„Was gedenken gnädige Frau diesen Ehemann
mehr anzufangen?“

„Ich mache eine Reise um die Welt.“
„Und Sie Herr Gemahl?“
„Der auch... aber nach der anderen Seite!“

Der Freitag

„Würden Sie am Freitag eine Reise an-
treten?“

„Unter keinen Umständen!“
„Wie kann man nur so abergläubig sein?“
„Abergläubig?... Nicht im geringsten, ich
trage mein Gehalt immer erst am Sonn-
abend!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Bretzeldichter, der geist-
reiche und temperamentsvolle Konfessioner des deut-
schen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger
Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in
einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die
lustige Arche“ alle Freunde eines wackeligen deutschen
Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische
Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage
rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten
heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Man muß sich zu helfen wissen

Der Drucker fängt anfangs mit dem Zim-
mer des Redakteurs und schreibt: „Johnsen, der
Ramboldner ist eben telegraphisch begnadigt
worden. Und wir haben die ausfallende Dar-
stellung, wie er geknallt wurde, mit Illustrationen
im heutigen Blatt, das schon im
Druck ist!“

„Beruhigen Sie sich nur“, antwortete der
Redakteur kaltblütig, „wir sehen einfach in
Zeitdruck darüber: „Johnsen begnadigt. Aus-
führlicher Bericht über das, was ihm bevor-
steht!“

Wie immer

„War der Herr Professor auch bei der Hoch-
zeit seiner Tochter vergesslich und treulose?“

„Nein! Denn ich weiß nur so konnte es ihm
passieren, daß er bei der Tafel seinen Eschwein-
schwein in längerer Rede beschuldigt hatte,
daß er sich zu dem Feile aus seinem entfernt
gelegenen Wohnort herbeigekommen habe.“

Die Sachverständigen

Fräulein: „Warum müssen denn bei dem
großen Weinstillierungsprozeß die Sachver-
ständigen von auswärtig kommen... hier an der
Gibt es doch gewiß auch gutunterrichtete und
zuverlässige Weinkenner?“

Einheimischer: „Gewiß, da haben wir eine
ganze Menge... die sind aber alle untaugliche
Kloge!“

Der Lindenbaum

Das Liebespaar steht abends im Garten
unter der blühenden Linde. Da wird sie em-
sional und seufzt: „Ach, Liebstes, wenn ich
stirbe, mußt du mich auch unter einem Linden-
baum begraben, ja?“

„Aber natürlich, Liebling, mit dem größten
Begrüßung!“ verabschiedete er zärtlich.

Schreckliche Krankheit

„Denken Sie sich, Neß, mein Mann hat
heute die Prostata bekommen!“

„Schrecklich, über den gnädigen Herrn
kommt doch alles!“

Die „Jugend“ ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Verlagsdruck nach
Bildwiedergaben aus der „Jugend“
liefers wir 20 Stk. für 90 Pfg., die ganze
Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vorzüglichem aus-
gestellten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. HIRTH Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Insinieren bringt Gewinn!

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUUF, P. 1 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 916

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lest den

Sportfischer

die vorzüglichem aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischer-Verlag
Dr. Hans Schneider
München NW 2
K. F. 12.24.44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstillter-Katalog d. r. „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mi-
llionen von Exemplaren als Wand-Schmuck ver-
breiteten Verlagsdrucke. Preis RM. 2.70 zu-
sätzlich 30 Pfg. für Porto. Bestellungen durch den
Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach resen-
sationellen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart, 450 Seiten in Gaszellein gebunden
RM. 2.35 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Die Ehe

Konstanz Fieber, eine berühmte Naïve eines Theaters in Amerika, verfasste folgende Vermählungsanzeige: „Allen Freunden und Bekannten die Mitteilung, daß ich demnächst in einer neuen von mir noch nie probierten Rolle auftreten werde. Das Stück heißt Die Ehe, mein Partner darin ist Herr Wilkens. Von ihm hängt es ab, ob das Stück ein Lustspiel oder ein Trauerspiel wird. Eine Postkarte wird es aber gewiß nicht, denn erstens ist es uns beiden furchtbar ernst und zweitens gibt es in der Ehe überhaupt nichts zu lachen!“

Rubey



„Finden Sie nicht, daß meine neuen Weine eine herrliche Blume haben?“
„Doch — eine Wasserblume.“

Lied der Tonnenmänner

Wir kommen zweimal die Woche
und leeren die Tonnen aus.
Wir bringen die kostbare Ladung
als Dünger ins Land hinaus.

Wir duften nicht fein und sind dreckig,
davon ist wohl niemand entzückt,
doch ohne uns wären schon viele
im eigenen Unrat erstickt.

Wir sehen mit eigenen Augen,
daß ewig ein Wunder geschieht,
daß alles, was auch gestorben,
von neuem grünet und blüht.

Wir sind die Kreislaufbeamten —
ein Sinnbild der großen Welt:
Damit nichts verloren gehe,
sind wir von der Stadt bestellt.

Altpreussische Anekdote

Ein preussischer Offizier, Haudagen vom alten Schlag, der noch unter Friedrich dem Großen gedient und sich dann in den Freiheitskriegen ausgezeichnet hatte, wurde von Friedrich Wilhelm III. zum Kommandanten einer kleinen Garnison in der Ulstermark ernannt. Hier führte das brave Kaubchen ein gerechtes, aber strenges Regiment.

Vor allem mußte die Truppe fleißig beten, die Garnisonkirche besuchten und das Abendmahl einnehmen. Daß sich unter den Soldaten auch einige Katholiken befanden, fielen dem Schnauzbart nicht weiter an; der Passus von wegen Gleichheitszwang in den Bestimmungen der Heeresleitung war ihm unbekannt.

Aber nun kam doch eines Tages der katholische Fürstbischof hinter die Ecke, und von da an gab es keine Ruhe mehr. Ein Kaplan besuchte die kleine Garnison und machte der Frau des Kommandanten, die selber Katholikin war, den Standpunkt klar. Sie wandte sich an den nächsten in der Reihe, ihren Mann, und machte ihn die Hölle heiß. Der alte Bäckermeister schäumte, und es mußte so oder so zu einer Explosion kommen.

Eines Sonntags, das Regiment — Protestanten und Katholiken — stand schon wieder abmarschbereit auf dem Kasernenhof und in der Ferne streich der Herr Kaplan umher, um seiner Eache durch persönliche Gegenwart einen gewissen Rückhalt zu verleihen, da schritt sporenlitend der Schnauzbart aus der Kaserne, stellte sich breitbeinig vor seinem Regiment auf und brüllte: „Janzes Regiment in Jarmisonfische! Welcher von die breeden Jötter is mich janz einmal vor meinen Reim! Abmarschieren!“

Schwachen Männern
gibt wichtige
Ratschläge
über die
Sexualhygiene
Dr. med. Dr. phil.
Karl Heinrich Müller

VERSICHERUNGEN
ALLER ART
Landes-Verwaltungsstelle Bayern
MÜNCHEN / KAULBACHSTRASSE 89 / FERNSPRECHER 32899/31174

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Bild Wagner's
auf den Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Alken und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Frans Seib Sumor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reinerzelen werden vor
allen in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag AG. / München
Berrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

In unserer Sondernummer „RADSPORT“
ist uns auf Seite 579 das Mißgeschick unter-
laufen, den Namen unseres langjährigen und
hochgeschätzten Mitarbeiters Prof. Julius Diez
mit tz zu schreiben, anstatt mit einem einfachen z.
Die Redaktion der „Jugend“.

Ein schwerer Junge

Nußlein



I



II



III

NL 5935

BÜCHER

Otto Flake: „Anselm und Verena“. S. Fischer-Verlag, Berlin.

In diesem Roman, der in den Jahren 1802–04 spielt, setzt der Autor seine mit „Die junge Monthville“ begonnene „Bädische Chronik“ fort, obne daß die Handlung als solche ein Kennntnis des vorangegangenen Romanwerkes zur Voraussetzung machte. Der weiche traumhafte Welt der Romantik, wie wir sie aus den Werken des Brentano, der Bettina und Gündertode kennen und lieben gelernt haben, tritt uns hier – von Flake mit köstlicher Einfühlungs-gabe dargestellt – aus den persönlichen Beziehungen zweier liebens-würdigen Menschen entgegen und bietet den ganzen Reiz einer Epoche, die von der markanten Silhouette des großen Kosen überschattet wird; hierdurch erfährt die innere Haltung des schönen Buchs eine starke nationale Betonung – in des Wortes bestem Sinn. In dieser Hinsicht ist das Buch keine wehmütige Reue, sondern ein Dokument, das die deutsche westliche Geschichte und als solches gerade der heutigen Jugend zu empfehlen. Was eine Oberfläche von allzu dogmatischen und dog-matisierenden Produkten unserer Gegenwartsliteratur nicht ver-mag, ist hier in didaktischer Form, voller Güte und Einsicht auf das Beste gelöst und zersetzt.

AUR.

Arnold Ulitz: „Stationen der Liebe.“ Wolfgang Krüger Verlag, Berlin.

Der Dichter erzählt in leicht dahinfließender, herzlicher Sprache von den Leiden eines Mannes, der sich auf die Suche nach einer Lebensgefährtin begeben hat und der sich dabei niemals durch Außerblicklichkeit beeinflussen läßt, sondern einzig und allein auf seine innere Stimme hört. Immer wieder glaubt, liebt und hofft er aufs Neue . . . und immer wieder entzieht ihm das Schicksal voller Hohn sein Ideal, um ihm dann endlich, als er schon auf dem Wege ist, ein resignierter Sonderling zu werden, die Frau zuzuführen, die er sich liebt und liebt. Der Leser lernt, sich hinein in die Seele eines schwerblütigen deutschen Menschen, der gut und sauber ist und von einer fast selbstquälerischen Aufrichtigkeit. — Ein ernstes, bewegtes Buch, das man gerne auch ein zweites- und drittesmal liest. G. S.



HÖRT IHR HERR'N

als Tafel-Sach-Heil. ... **Wann** verwenden bei vorr. all. Schindl
d. mifflend. anerkannte **Keimdrüsen-Hormon-Präparat** **RASPUAN**
(100 Test. 1 ml. 3-8, braun + d. 20-30 mg. Preis 1 d. 30.-) **an allen**
Hypothesen! Auf Grund neuer Forschungsergebnisse hergestellt
als Sexual-Therapeutikum bewirkt, d. erhöht. Verlang. d. Mann
u. Verleste Fruchtbarkeit mit Prostatitis, Blies, im verfallenen
Doppelbrieff ohne Wif. ca. 24 St. Forto. Keine unerb. Nebenw.
Friedr. Wilh. Apotheke, Berlin-Charlota, 2. Wlad

Aus wirren Zeiten

Im 42. Band (1929) der Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins wird der Versuch gemacht, die von Heimmelshausen im 4. Band seines „Eimpfizzismus“ erwähnten Ortschaften am Rhein genauer zu bezeichnen. Die Vorgebenheiten schildert der Verfasser des Aufsatzes u. a. folgendermaßen:

Nach längerem wütenden Ringen, das keinem der beiden einen nennenswerten Vorteil bringt, läßt sich Simplicius, das es Abend ist, und er „bis an die Kitzung (Kinzig) weder Hund noch Katze, viel weniger einen Menschen antreffen würde“, sich von seinem Gegner, der sich jetzt als Olivier, dem Simplicius von Magdeburg her bekannt, entpuppt, überreden, mit ihm „in ein klein abgelegenes Tagelöhner-Häuslein“ zu gehen, wo sie von Oliviers Quartierwirt, einem Bauern, mit einem Kalbsbraten von Waldkirch bewirtet werden, der jede Woche zweimal Freiburg besucht, wohin er Weib und Kinder geflüchtet, „und ihm von dort aus sowohl die Virtualia als Kraut und Lot (d. i. Pulver und Blei) zubringe.“

Da diese geradezu beispiellose Leistung eines Kalbsbratens in der Kulturgeschichte bis heute sonst nirgendwo verzeichnet steht, möchten wir sie wenigstens hier festhalten.

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA
GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotofhandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Die Herrscherin

Dame (in der Toilette zu ihrer Nachbarin): „Sie wollen die Frau da drüben kennenlernen? ... Das ist Frau Meino, eine sehr intelligente und energische Frau, sie beherrscht drei Sprachen und ihren Mann!“

Gut weggekommen

Rechtsanwälte (nach der Verteidigung zu seinem Klienten, der zum Tode verurteilt wurde): „Nun, Sie sind noch gut weggekommen! Mein Kollege verteidigte gestern einen ähnlichen Fall, da bekam der Klient Todesstrafe und noch zehn Jahre Zuchthaus dazu!“

Amerika

„Warum sind Sie nach Amerika gekommen?“

„Um mir auf eheliche Weise mein Brod zu verdienen!“

„Das ist gut . . . da werden Sie wenig Konkurrenz finden!“

Beiderseitig

Hausfrau, die unterarmet nach Hause kommt und ihr Dienstmädchen bei einem tiefen Zug aus der Weinflasche antrifft: „Na, wissen Sie, Martha, ich bin überrascht!“

„Und ich erst, wo ich doch glaubte, gnädige Frau blieben bis zum Abend fort!“

Das Jubiläum

Angestellter: „Herr Direktor, ich komme zum Jubiläum herzlich Glück zu wünschen!“

„Doch, doch! Heute sind es 25 Jahre, daß

ich bei Ihnen bin!"

Abessinien — Ausverkauft!

Erich Wilke



„Es ist leider nichts mehr zu haben, meine Herren! Nur noch ein einziger Kaktus —
den kann sich holen wer will.“



Venezianerin

Italo Bras

DENKT DURCH GOGITIN

VON H. KLOCKENBUSCH

Der große Schlag war gelungen. — Professor Reveller hatte in mühevoller Forschungsarbeit das Ziel erreicht, dessen Erreichung er seit Jahrzehnten als seine Lebensaufgabe betrachtet hatte. Jetzt endlich konnte er mit den Waffen der Wissenschaft den vernichtenden Schlag führen gegen die — Dummheit. Es würde keine Dummköpfe und Dummgeister mehr geben, sondern nur noch Menschen von einer Denkfähigkeit und geistigen Potenz, wie sie in ähnlicher Intensität nur bei vereinzelten großen Denkern festgestellt worden war. Revellers Betrachtungen über die Auswirkungen seiner grandiosen Entdeckung auf allen Wissensgebieten, vor allem in der Technik, führten ihn zu der Überzeugung, daß ein nie gekannter wirtschaftlicher und kultureller Aufstieg der Menschheit unmittelbar bevorstehe. Das goldene Zeitalter war kein Langbild phantasiebegabter Weltverbesserer mehr. Es erfüllt ihn mit begreiflichem Stolz, daß das Schicksal sich seiner bescheidenen Person bedient hatte, um diesen Triumph der Wissenschaft herbeizuführen.

Über die herkömmliche Auffassung der Physiologen von den körperlichen Voraussetzungen eines reibungslosen Ablaufs der geistigen Funktionen war Professor Reveller von jeher überzeugt gewesen und er hatte darüber gelaßt, daß man mit der Entdeckung der Hirndrüsen oder gar der Broca'schen Windung das Geheimnis gelüftet zu haben glaube. Für ihn hatte es von vornherein festgestanden, daß es im menschlichen Organismus Stoffe geben müßte, von deren Vorhandensein alles abhängt. Bildete der Körper diese Stoffe nicht in genügender Menge, so war Beschränktheit oder in kraassen Fällen Kretinismus die unausweichliche Folge. Das war sonnenklar. Und es war ihm nicht nur gelungen, das Rätsel dieser Dummheit zu lösen, sondern er vermochte sie auch auf künstlichen Wege herzustellen. Jetzt handelte es sich nur noch um die Frage, in welcher Form seine Entdeckung zu verwerten wäre, damit sie der Menschheit auch wirklich zum Segen gereiche.

Zunächst aber benutzte Reveller seinen alten treuen Diener Simpson zu einem Versuch, der für ihn gewissermaßen eine offizielle Bestätigung seiner Ideen, einen endgültigen Abschluß seiner Forschungen auf diesem Spezialgebiet darstellte. Simpson litt an chronischer Schlaflosigkeit und so konnte ihn Reveller mehrere Tage hindurch statt eines Schlafpulvers sein Geheimmittel geben. Dann ließ er ihn eine Aufgabe rechnen, zu deren schriftlicher Lösung Reveller unter Zuhilfenahme seines neuartigen Gogitinsystems 22 Minuten benötigte. Da

Simpson in der unglaublichen Zeit von drei Minuten die richtige Lösung bis auf 19 Dezimalstellen im Kopf richtig fand, durfte der Versuch unbedenklich als in vollem Umfange gelungen bezeichnet werden.

Dann gelang es Reveller, den zunächst ein wenig skeptischen Finanzmagnaten William E. Morris von der Genialität seiner Entdeckung zu überzeugen. Man einigte sich auf eine Kiefensumme. Fast wären allerdings die Verhandlungen im letzten Augenblick doch noch gescheitert. Der Millionär nämlich wollte Revellers Mittel erwerben, um es nur für seinen Sohn Edgar zu verwenden, der weder das Pulver, noch sonst etwas Tauschbares besitzen konnte und durch seine grenzenlose Dummheit berufen schien, den Ruf des Hauses Morris zu untergraben. Reveller aber bestand darauf, daß das Mittel von Morris in Tablettenform fabrikmäßig hergestellt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht werde. Ihm kam es ja nicht auf Ruhm und Anerkennung und noch viel weniger auf das Geld an, sondern in erster Linie auf den Fortschritt der Menschheit auf dem Wege zu höher unerreichbar scheinenden Zielen. Über diese Lebensart lächelte Morris müde, aber der Vertrag kam zustande.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte Morris seinen Kellarschloß organisiert. Er hatte das Mittel nach dem Vorschlage Professor Revellers Gogitin genannt und dieses Wort war mit einem Schlage allgegenwärtig. Vorgesprecher schienen es gellend über den Broadway und in Kiefenleuchtbuchstaben sprang es aus

dem Munde des nächsten Himmels. Im Kino, beim Feiern, in der Untergrund, überall beherrschte sich dieser Cosh in ermattete Schiene: „Denkt durch GOGITIN! COGITIN ist der Weg zum Erfolg!“ —

Mit dem Giede, das er von Morris erhalten hatte, rief Reveller eine Stiftung ins Leben. Die Zinsen dieses Millionärkapitals sollten dazu verwendet werden, Unbemittelten die Erwerbung von GOGITIN zu ermöglichen. Dann vergrub sich Reveller wieder in die Stille seines Laboratoriums, denn es hatte noch eine Menge von Problemen der Lösung. Eines Tages überraschte ihn sein Diener Simpson mit der Mitteilung, er müsse seinen Dienst kündigen. Er habe eine Abhandlung über den „Einfluß des Klimas auf das menschliche Gedächtnis“ geschrieben und die Universität Littleton habe ihn wegen dieser bahnbrechenden Arbeit nicht nur zum Ehrendoktor ernannt, sondern ihn auch zum Vorsitzenden einer neuorganisierenden wissenschaftlichen Gesellschaft berufen. Er glaube nicht, daß es ihm möglich sein werde, den Beruf eines Laboratoriumsleiters weiterhin nebenbei auszuüben.

In Revellers Herz beherrschte sich ein Stachel. Littleton war die einzige Universität in den Staaten, die ihn den Ehrendoktor vorzuziehen hatte. Aber wie ist das nur möglich?“ staunte er. „Meines Wissens haben Sie sich mit solchen Dingen doch nie beschäftigt!“ Dann aber dämmerte eine Ahnung auf. „Gegen Sie, Simpson!“ fragte er, „neben Sie noch immer das Schlafmittel, das ich Ihnen wiederholt gegeben habe?“

DIE TREPPE

Von Heinz Rusch

Geduldig, Tag um Tag,
Trägt sie den harten Schritt,
Sie hört den Stundenschlag
Tief drinnen im Gemach
Und führt das Tagewerk mit.

Aus Holz gemacht und Stein,
Gerade oder krumm,
Sie sagt nicht ja noch nein,
Sie bleibt zu jedem Sein
Und allen Taten stumm.

Sie leitet dich hinaus
Und holt dich spät zurück;
Schon tritt die Nacht ins Haus.
Nun lösch die Lampe aus
Und meide ihren Blick.

„Allerdings, Herr Professor. Es ist vorzüglich und ich könnte jetzt schlafen, aber wenn ich das Schlafpulver genommen habe, kommen nie immer so merkwürdige Gedanken, die mich nicht ruhen lassen. Ich bringe jetzt meine Nächte damit zu, diese Gedanken niederzuschreiben.“

Dieser Vorschlag stimmte Professor Reveller sehr nachdenklich. — Er engagierte einen neuen Diener und es war ihm recht unangenehm, daß er diesen erst mit seinen Gewohnheiten vertraut machen mußte. So brachte er ihn gleich am ersten Tage die Zeitung ins Laboratorium. „Dawton“, sagte Reveller mit leichtem Lächeln, „merken Sie sich ein für alle Mal: Ich lese grundsätzlich keine Zeitungen!“ — Als Dawton gegangen war, las er die Zeitung doch und fand eine Notiz darin, die ihn interessierte. Eine Meldung aus einer Stadt in Minnesota. Dort hatte ein Schüler, der sonst als sehr ungebildet gegolten hatte, in der Mathematik einen Lehrjahrs bewiesen, der bis dahin für unüber-

hat gehalten werden war. Der Lehrer hatte dem Schüler seinen Kathederplatz eingeräumt und seinerseits auf dem Plage des Schülers dessen Vortrag gelauscht.

Für Reveller konnte es keinen Zweifel unterliegen, daß der Junge COGITIN zu sich genommen haben müsse. Schwere Bedenken stiegen auf, ob er richtig gehandelt hatte, als er seine Entdeckung vorbehaltlos an W. G. Morris verkauft hatte.

Dann besuchte ihn ein Bekannter, der Schriftsteller Paddington. „Ich bin gescheit!“ erklärte ihm Herr Paddington. Mein Haus ist belagert von Verlegern, die das alleinige Verlagsrecht an meinen Werken erwerben wollen. Denken Sie sich, ich nehme seit einiger Zeit COGITIN — Sie werden es kaum kennen —, und ich habe, durch dieses Mittel angeregt, einen Roman geschrieben, der mir selbst weit weniger gefiel als meine vorher geschriebenen Bücher. Und nun findet ausgerechnet dieses Buch einen solchen Anklang. Versprechen Sie das?“

Reveller lächelte trübe und gab zu, daß er das auch nicht verstehe. In der Folge erfuhr er allerlei Dinge, die ihn mit schwerer Beforgnis erfüllten. Bei einer Verhandlung gegen einen so gut wie überführten Gangster hatte der Angeklagte im Gerichtssaal einen Glasröhrchen einige Tabletten entnommen und diese verschluckt. Die Befürchtung, er habe Gift genommen, erwies sich als unbegründet. Hingegen hatte er plötzlich begonnen, eine Verteidigungsrede zu halten, durch die alle Argumente der Anklage erschüttert wurden. Die scharfsinnigsten Beweise der Richter hatte er zu widerlegen gewußt, so daß man ihn freisprechen mußte.

Dann traf Reveller ein harter Schlag. Er mußte es erleben, daß seine eigenen Kinder sich unbewußt gegen ihn benahmen. Das Schlimmste dabei war, daß sie recht hatten und ihm laßige Fehler in seinen Erziehungsmaßnahmen glatt nachweisen konnten. Wie hatte er auch nur COGITIN-Tabletten offen auf dem Schreibtisch liegen lassen können? — Es mußte etwas geschehen, um das Unheil abzuwenden, das er kommen sah.

Also verzehrte Reveller den noch vorräthigen Bestand an COGITIN und dachte angestrengt nach. Es lag klar auf der Hand, daß eine wohlthätige Anwendung seines Mittels zu Unmöglichkeiten führen mußte. Denn die Intelligenz konnte doch nur von Wert sein, wo sie der Dummheit gegenüberstand. Man mußte ein neues Mittel finden, das nur bei von Natur aus geistig veranlagten Menschen wirkte. Bei den Versuchen, dieses Nebenform zu finden, erfand Reveller einen neuen Sprengstoff, mit dem veralteten Noborit und Krokitt ziemlich harmlose Pulver waren. Er stellte jedoch vor diesem Stoff verächtlicher nur so viel her, als nötig war, um die COGITIN-Werte in die Luft zu sprengen. — — —

Gleichzeitig mit den Berichten über die furchtbare Explosionskatastrophe, der die Gabelt von W. G. Morris zum Opfer gefallen war, meldeten die Zeitungen, daß John D. Reveller, der bekannte und verdienstvolle Gelehrte, spurlos verschwunden sei.



Alte Kapelle

Walter Dolch

TRECKELTIED

VON M. MÜLLER-GRAHLERT

Ist kenn ein Lied, dat klingt so feut
Un is doch so vull Traan
Un is doch so vull Trurigkeit
Un heimlich Dodesahnen.

Wenn mit de schöne Commettied
De Bögel von uns scheiden,
Denn klingt dat Lied, dat feute Lied,
Up alle Wijsch' un Weiden.

In Wellenbrand un Wagenreus,
In Baum- un Blüddersallen,
In Kraumenheide un Steingebüs
Hört du dat Lied denn schallen.

Un dorch de Nebel, dacht un gries,
Dat still in'n Schummen treden,
Da flüstert dat so sacht un lies
Un vill din' Echnjucht weeten.

De Echnjucht, grot un unbegimmt, —
Wann? — Du kammst i' nich kennen,
Un Trurigkeit di överkümmt,
Worum? — Du deist i' nich kennen.

Di is dat Herz so swer, so wiet,
Un dine Traan gläden,
As wi de schöne Commettied
Up ewig von di scheiden.

As würdest du nie un nimmermehr
De Treckeltied werresohn'n, —
As wullt ut dine Seel von hier
In fremde Hünen tein'n.

Dat is dat Lied, dat feute Lied,
Vull Trurigkeit un Traan'n,
Wann in de Lied, de Treckeltied,
De Freuden von uns gahn'n.



Lesendes Mädchen

Eugen Spiro

Jeder Mann hat elf Taschen

Aus dem Russischen von M. Teffi

Ersuchen wir einmal von den Taschen und Täschchen in den Männeranzügen! Wissen Sie, wieviele Männertaschen es auf der Welt gibt? Wenn Sie es nicht wissen, dann multiplizieren Sie die Anzahl sämtlicher Männer der Welt mit elf. Denn jeder, auch der bescheidenste Mann verfügt über mindestens elf Taschen. Die Bewohner Zentralafrikas natürlich darf man nicht einbeziehen, aus dem einfachen Grunde, weil es bei ihnen praktisch unmöglich wäre, auch nur den winzigsten Taschen schlag einzuschneiden.

Ein jeder also besitzt elf Taschen. Eine Unzahl geradezu, aber wahrscheinlich das Ergebnis absoluter Notwendigkeit.

In der oberen linken Westtasche steckt die Uhr. In der korrespondierenden rechten ist die Uhrkette verankert. Co!

Nun, und was befindet sich wohl in der rechten unteren Westtasche? Eine alte Briefmarke. Und in der linken das Schlüsseldchen der Heimtasche, und zwei Kopeten.

Hinten, in der sogenannten Revolvertasche steckt ein verpacktes Wechselblankett. Und in irgendeinem der restlichen Hosenfächer klinkert die Geldbörse. In welcher Tasche aber sie sich gerade befindet, das weiß ihr Besitzer nie und klopft daher, wenn es ans Zahlen geht, aufmerksam horchend an sich herum, bis er es schließlich irgendwo klumpen hört. Manchmal klinkert es auch wirklich, aber das ist dann nicht die Börse, sondern eine verirrte Kopeke und ein Schlüssel. Die Enttäuschung ist groß, und das Auskultieren nimmt seinen fieberhaften Fortgang.

Die Geldbörse bei den Männern ist meist schäbig, klein und zerrissen. Dem Mann ist das peinlich und er verdeckt sie vor fremden Augen mit der Handfläche. Die Börse selbst birgt meist nur Reste ertöteter Währungsungen und zu Klumpchen geballte Postbeschlagnahmen längst abgesandter Sendungen. Das Geld aber befindet sich gewöhnlich ganz wo anders.

Elegante Portemonnaies findet man nur bei

zweideutigen Existenzen, Don Juans, Schiebern und Etrebern. Bei anständigen Menschen sieht eine Börse so aus, wie ich sie beschreibe.

Was sich in den übrigen fünf Taschen abspielt ist schwer zu erründen. Darauf kommt man immer nur bei Gelegenheit.

„Unlängst habe ich einen königlichen Brief bekommen... Wo habe ich ihn nur hingesteckt?“

Jetzt heißt es suchen.

Aus allen Taschen wandern wichtige Papiere ans Tageslicht. Sie sind alle dreierlei wichtig, daß man sie unmöglich zu Hause am Tisch liegen lassen kann. Man muß sie bei sich tragen und sie jedesmal, wenn man sich umkleidet, aus einem Anzug in den anderen übersiedeln.

„Was ist denn das für ein Brief?... Eigenwünsche?... Ach, vom Herrn Pfarrer!“

...Keine Ahnung, wie der hieher kommt!

Echließlich ist das ja egal. Ein Kuvert? ... Was für ein Kuvert? ... Merkwürdig! Stellen Sie sich vor, dieses Kuvert trage ich seit acht Jahren bei mir herum! Lassen Sie es weiter drin! Und was ist denn das? Ach ja, das habe ich voriges Jahr abzuenden vergessen. Lassen Sie es weiter in der Tasche. Und

das hier? Das ist die Bestätigung des Telegrammes, mit dem ich Sie begeben habe! Hm... und das da...? Laute Postbestätigungen... hm, hm... vor neun Jahren...“ Die halb vermoderten Zettelchen fliegen auf den Boden. Der Mann kriecht unter den Tisch, sammelt sie fein säuberlich und verkauft sie

bequem wieder in seinen elf Taschen. Wie schade, daß nirgends mehr Platz für eine zusätzliche Tasche ist. Denn ich habe beobachtet, daß es gerade für den einen Beif, den man sucht, an Platz gemangelt haben muß. Sonst müßte er sich doch unbedingt finden!
Deutsch von Richter-Sineokov.

MINIATUREN

Erneuerer

Wilhelm Jordan, ein sehr bemühter und sehr von sich überzeugter Dichter der Jahrhundertwende, beabsichtigte nicht mehr und nicht weniger, als die großen Werke der deutschen Sprache durch Neudichtungen zu übertreffen. Auch das Nibelungenlied, das er als „traurige Trümmer, kaum noch betretbar“ bezeichnete, hielt seinem Anspruch nicht stand. Durch sein heute mit Recht schon vergessenes Werk „Die Nibelunge“ wollte er das große Heldenepos übertreffen und ersetzen.

Es war um diese Zeit, als er seine Nibelungen-Neudichtung gegen das große ursprüngliche Werk propagierte, als vor seinem Hause Straßenarbeiter sich anschaften, das Pflaster zu erneuern. Jordan war empört über den Lärm, riß das Fenster seines Arbeitszimmers auf und schrie den Arbeitern zu:

„Zum Teufel, was treibt ihr denn da?“

„Wir machen die Straße neu“, wurde ihm entgegnet.

„Aber wozu? Das alte Pflaster war doch ganz gut!“

„Herr Jordan“, erwiderte treuherrlich einer der Arbeiter, die alten Nibelungen waren auch noch ganz gut!“
H. M.

Die Prüfung

Ein junger Herrmann legte seine Steuernmannsprüfung ab und wurde von einem Mitglied der Kommission, einem seit Generationen gefürchteten alten „Käptn“, wie eine Zitrone ausgepresst...

„Was würden Sie tun, junger Mann, wenn plötzlich in Steuerboord ein starker Sturm aufkame: das Schiff stampft und rollt, schwere Brecher donnern gegen die Bordwand...“

„Ich würde einen Anker auswerfen.“

„Schön. Und wenn nun gleichzeitig achtern ein Sturm losbräche, mit fixem Segelgang, Windstärke zwölf...“

„Dann würde ich einen zweiten Anker auswerfen.“

Der Alte ließ nicht locker:

„Angenommen, es käme ein dritter Sturm hinzu, diesmal in Backboord, der euch wie Käfer in einer Eschachtel herumschüttelt — was würden Sie dann tun, junger Mann?“

„Einen dritten Anker auswerfen.“

Da bleibt dem Alten doch einen Augenblick buchstäblich die Spucke weg. „Mensch“, ruuert er und schielt mißtrauisch zum Prüfling hinüber, „wo zum Teufel kriegen Sie denn Ihre Anker alle her?!“
„Verzeihung — wo Sie Ihre Stürme herkriegen, Käptn...“

Südliche Nacht

Der Mond erweckt das Meer zu heiteren Träumen,
Auf Wellen tastet sich sein Licht heran;
Der Wind stößt unsere Gartenpforte an,
Dringt ein und buhlt mit den Zitronenbäumen.

Scheu spielt ein Licht auch schon um unser Haus,
Huscht in die Bucht hinab auf dunkler Stufe,
Verzückte Seufzer sterben dort und Rufe,
Auf Kieseln löschen weiße Leiber aus.



Ernst Liebermann

Der Sieger

In Boston (U.S.A.) fand kürzlich ein Wettbewerf im Ertrinken, Stopfen und Nähen statt. Gemessen wurde die Geschwindigkeit. An dem Wettbewerf nahmen Hunderte von Frauen teil und auch... ein einziger Mann. Die Geschwindigkeit, die erzielt wurden, sollen ganz ungeschwätzt gewesen sein; aber als Sieger ging aus dem seltsamen Wettbewerf der Mann hervor.

Und die Folge?

Am nächsten Tage hatte der Mann Waschkörbe voll von Heiratsanträgen. l.

Die besten Detektive der Welt

Die Polizei von San Francisco hat eine interessante Erklärung abgegeben. Sie hat ermittelt, daß die „besten Detektive der Welt“ die reinblütigen Indianer sind.

Das einzige, was sie nicht herausfinden können, ist: wo das Eigentum ihrer Väter geblieben ist. l.

Der Star und das Gulasch

Ein neues italienisches Lustspiel heißt „Das Gulasch“. Ein Theaterdirektor führt es seit einem Jahr, von Stagione zu Stagione reisend, allabendlich auf. Das Gulasch aber hat die unglückliche Hauptdarstellerin, Carla Rosetti, allabendlich nicht weniger als dreimal zu vertilgen: es kommt in dem Stück dreimal vor. Man kann sich denken, was den ständig wachsenden Erfolg des Stückes macht...

Wenn Carla auftritt und das erste Gulasch des Abends serviert wird, biegt sich das Theater bereits vor Lachen, und man ruft auf die Bühne: „Nur Mut, Carla! Gulasch ist gesund!“

Carla ist im glücklichen Besitz eines dreißigjährigen Vertrages. Sie hat vor kurzem Klage eingereicht, daß wenigstens zwischen durch einmal ein anderes Stück gespielt werden sollte. Aber der pfiffige Direktor weiß sich allen Klagen geschickt zu entziehen, indem er rechtzeitig von Ort zu Ort reist.

Neulich, als die Truppe in Vogen spielte, besuchte Carla ein deutscher Bevollmächtigter und tröstete sie: „Halte durch, Carla! Denke immer daran: du bist die Kanone deiner Truppe!“

Da brach Carla zusammen und schluchzte: „Ja, die Gulaschkanne!“

Gibts ja gar nicht!

Die Brüder Paul und Kurt sind einige Wochen der Ferien bei Verwandten auf dem Lande gewesen. Zurückgekehrt, können sie gar nicht genug davon erzählen, wie schön es gewesen ist, was sie alles im Bauernhof und auf dem Felde erlebt haben, und was es alles zu essen und zu trinken gegeben hat: frische Milch und Schinken haben ihnen besonders imponiert. Und denkt sich, erzählt Paul weiter, „vorige Woche hat der Onkel sogar ein Schwein geschlachtet, das war so groß — und er macht eine desoßzügliche Handbewegung — wie du, Vater!“ Aber Kurt ist die Überbetonung doch zu groß und er wendet ein: „Ach, Paul, so ein großes Schwein wie Vater gibts ja gar nicht!“ K. B. W.

Allerdings

„Angestlagter, schämen Sie sich nicht, einem harmlosen Menschen derartig hineinzuzeigen?“
„Versuchen Sie es, Herr Richter, ob Ihnen ein geschüttelter Mensch auf so einen Blödsinn hineinfällt!“ H. K. B.

Kennst du das Land

Venedig.
Der Baporetto Terrovio — Markusplatz, ist überfüllt.
Ein Karabiniere läßt seinen Blick über das Gedränge gleiten und schaut auf Zucht und Ordnung.
Wöchlich wird ein Herr nuovo, tastet seine Taschen ab, wird schreckensbleich und schreit auf.

„Meine Brieftasche! Man hat mir meine Brieftasche gestohlen!“

Und in seiner Verzweiflung, immer noch in den Taschen wühlend, wendet er sich an den Karabiniere.

„Mein Herr — vor einer Minute hab ich sie noch gehabt, meine Brieftasche, — und jetzt ist sie weg — gestohlen —“

Einer der Passagiere spielt hilfsbereit den Dolmetsch, der Karabiniere läßt sich den Vorfall erklären, strickt würdevoll seine weißen Handschuhe glatt, stellt sich in Positur und sagt voll hilfsbereiter Freundlichkeit:

„Chi è stato, Signore?“

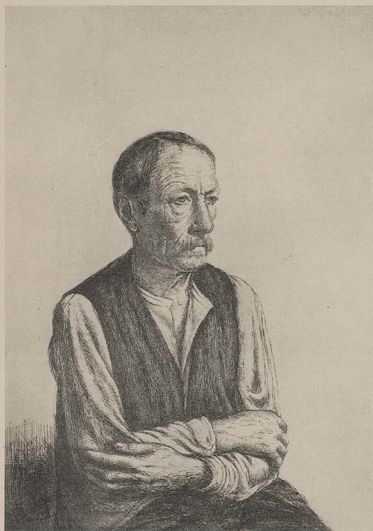
„Wie meinen Sie?“ fragt der Bestohlene ratlos, „wie meinen Sie?“

Und der lebenswürdige Dolmetsch erklärt: „Frage, Herr, der Signore Karabiniere oben gewählt zu wissen, wer at Ihnen gestohlen der Tasche!“ H. K. B.

Das letzte Geschütz

Kundin (die unter der vielen ihr gelegten Tischwäusche nichts Passendes gefunden hat): „Haben Sie denn nichts anderes?“
Verkäufer: „Gewiß, gnädige Frau. Hier ist noch etwas ganz Neues. Bei diesem Muster läuft die Kante am Rande herum, und das Zentrum ist in der Mitte.“

Kundin: „O, wie apart! Ja, davon nehme ich ein Dutzend.“



Mein Vater

Franz Doll

Im Standesamt

(Ehe in Sowjetrußland)

Von Werin

Jwan Bortschot hat mir einen Heiratsantrag gemacht und da sind wir zusammen aufs Standesamt gegangen, um die Ehe registrieren zu lassen. Mir ist die ganze Geschichte eigentlich riesig unangenehm — ein Ukrainer ist er, und dann dieser höfliche Junge, aber daran läßt sich nichts ändern und ich gehe tapfer mit.

Im Registrierbüro dauert es immer einige Zeit bis man drankommt. In langer Reihe warten die Pärchen. Plötzlich schaut mein Bräutigam auf die Braut neben uns, klopft sie auf die Schulter: „Ganka! Ganka!“ Und sofort weist sich diese Ganka meinem Bräutigam an die Brust.

„Endlich habe ich dich gefunden, mein Schatz!“ schreit sie. Er ist auch ganz glücklich, fasst sie bei der Hand, sie aber redet in einem fort auf ihn ein:

„Ich habe schon vier Burchen deinetwegen einen Korb gegeben, hierher nach Moskau bin ich dich suchen gekommen. Und was ist denn das für ein Fräulein mit dir?“

„Das?“ sagt Bortschot, „Zum Registrieren! Wie man mir erzählt hat, daß du schon längst geheiratet hast, habe ich mich gedacht: Hol alles der Teufel! Jetzt werde auch ich heiraten. Aber wer ist denn mit dir da, was ist das für ein Keil?“ Ganz bleich ist mein Bortschot geworden.

Sofort fängt Ganka zu weinen an: „Ein Schuft ist das! Überredet hat er mich, der Hund!“

Ich sehe schon, es kommt zu einem Ekandal, da mache ich mich lieber gleich davon. Der Bräutigam der Ganka geht hinter mir her. Einen netten blauen Anzug hat er an. Schwarze Augen...

„So etwas Unangenehmes“, sagt er zu mir. „Ein mehrwürdiges Mädchen ist das. Hat gar kein Verständnis für meine Lage. Jetzt habe ich mir eine Weinstube eingerichtet, alles ist bereit. Wie soll ich da ohne Frau auskommen?“

„Auch ich bin schlecht daran“, sage ich. „Gerade habe ich meine Stellung verloren. Was soll ich jetzt im Winter anfangen?“

Da betrachtet Gankas Bräutigam aufmerksam meine neuen Lackschuhe — und macht mir auf der Stelle einen regelrechten Heiratsantrag.

„Wahrscheinlich“, denke ich mir, „ist das schon mein Schicksal, daß ich heute heiraten muß.“

Und so gehen wir wieder zum Registrieramt zurück. Der Ukrainer und seine Ganka haben schon unterschrieben. Und er sagt zu mir:

„Nichts für ungut! Kränken wollte ich dich nicht...“

Mein Bräutigam aber mißt ihn von oben bis unten und sagt:

„Meine Braut haben Sie nicht zu duzen! Verstanden!“



Bildnis

Otto Baumann

Tropenklima

Als Monnets von ihrer Tropenreise zurückgekehrt waren, erzählten sie ihren Bekannten Wunderdinge aus jener feuchthabenden Zone.

„Also, meine Damen und Herren, Sie werden vielleicht der Meinung sein, wie machen Ihnen etwas vor, aber es ist eine Tatsache, daß das feuchtheiße Klima dort die Pflanzen- und Tierwelt zu besonderer Entwicklung anregt. Glauben Sie uns, wir haben dort Karstoffeln gesehen, die waren so groß wie bei uns die Kürbisse — und Erbsen, die waren so groß fast wie bei uns die Hühnerer. Das ist keine Übertreibung, meine Herrschaften, sondern wirklich und wahrhaftig wahr. Käfer laufen dort herum so groß wie Mäuse und so weiter!“

„Ja“ sagte Frau Kibulein nachdenklich, „das kann schon stimmen. Ich kann das aus eigener Erfahrung bestätigen. Sie kennen doch alle meinen Bruder. Leider, daß dieser Mensch mein Bruder ist. Und Sie werden sich auch daran erinnern, daß er schon einmal

so eine Art Delirium tremens hatte und daß ihm schon öfters weiße Mäuse erschienen sind. Na ja, was soll ich von diesem Menschen schon viel erzählen! Vor einem halben Jahre reiste er ins Ausland. Na, und seit einigen Wochen ist er in Sam und von dort schrieb er, daß er schon weiße Elefanten gesehen habe!“

Sündenfall

Schulinspektor: „Nun sage mal, Anna Müller, welche Sünde hat Adam begangen?“

Die kleine Anna: „Er aß von der verbotenen Frucht, die Eva ihm gegeben hatte.“

Schulinspektor: „Und wie wurde Adam bestraft?“

Die kleine Anna: „Er mußte Eva heiraten.“

Nicht viel Worte

Er: „Hast du mit Papa gesprochen?“

Er: „Ja.“

Er: „Und was sagte er?“

Er: „Nichts. Dein Vater ist ein Mann der Tat!“

UNTERSTÄNDE

Dass der ehemalige zaristische Unterleutnant Serge Donacha vom Armeekommissariat der Sowjetunion zum Sachverständigen für den Bau von frontalen Befestigungsanlagen ernannt wurde, hat seinen guten und tiefen Grund. Ihn zu erfahren ist nicht nur deshalb interessant, weil man dadurch einen Einblick in das überaus raffinierte und durch und durch unbestechliche System der Kräfteverteilung im neuen Russland gewinnt, sondern auch der Erkenntnis wegen, dass der moralische Individualismus sich noch am leichtesten in das Kollektiv ethischer Belange einreihen lässt, vorausgesetzt, dass es sich dabei um eine Person handelt, von der Bedeutung des ehemaligen zaristischen Unterleutnants Serge Donacha!

Serge Donacha war während des Krieges Kommandant einer kleinen Pionierabteilung, deren Aufgabe darin bestand, häufiglich vorhandene Unterstände in einen kriegsorientierten Zustand zu versetzen — und neue Unterstände zu errichten. Hauptächlich galt diese Sorge für solche Unterstände, die ein beträchtliches Stück hinter der Front lagen und den aus der Schlacht kommenden Truppen als Ruhequartier dienten; für ihre Instandhaltung zu sorgen war Serge Donachas militärische Sendung.

Er erfüllte dieselbe mit der bewunderungswürdigen Ruhe und Sicherheit eines Menschen, der sich bewusst ist des Umstands, daß von der Pflichterfüllung eines jeden Einzelnen die Sache des Vaterlandes abhängt; wie er überhaupt alles, was man ihm anvertraute, mit der blauäugigen Treuefertigkeit eines beaven Soldaten so gewissenhaft in seine großbläsigen Hände nahm, daß man sich auf den Erfolg des Unternehmens einfach gründlich verlassen konnte. Nun war es damals Einte, daß die russische Front einer fändigen Bewegung unterworfen war, daß fortwährend Truppenverhebungen stattfanden und die Zahl der in den Unterständen kampierenden Mannschaften sich mit jedem Tage vergrößerte. Serge Donacha mußte zu seinem Bedauern feststellen, daß die neu hinzukommenden Soldaten die fatale Örgenlosigkeit hatten, einen Grossteil der in den Unterständen vorhandenen Holzverbalgungen von den Pfosten zu lösen und als Brennmaterial zu verwenden. Serge wußte natürlich, daß dies als eine Folgeerscheinung der Kälte anzusehen war und nahm es den Leuten nicht übel, daß sie den rauen Örgen des Krieges entsprechend so wenig Respekt aufbrachten für seiner Hände Werk. Aber so müde er diese Umstände auch beurteilte, konnte er doch nicht umhin, festzustellen, daß die Zahl seiner Arbeitskräfte bei weitem nicht ausreichte, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Infolgedessen machte Serge Donacha eine Eingabe an den Stab.

Der überlegte man sich zunächst einmal die Angelegenheit äußerst gründlich und es dauerte deshalb eine geraume Weile, bis man einen glücklichen Ausweg gefunden hatte. Schließlich wurde ein provisorisches Örgel ausgearbeitet, darin man das Praktische mit dem Angenehmen verband und nach Verlauf eines halben Jahres erhielt der Unterleutnant Serge Donacha seine Direktiven:

„Da Arbeitskräfte von seiten der Militärverwaltung im Augenblick nicht gestellt werden können, erteilt hiermit der Befehl, daß künftighin die Instandhaltung zu dem Bau von Unterständen hinter der Front mit herangezogen wird. Dies geschieht in der Weise, daß Personen, die nach der von den Stabkommandanten festgesetzten Polizeistunde noch auf der Straße angetroffen werden, 24 Stunden lang in den Dienst der Armierung zu stellen sind. Wie diese Maßnahmen praktisch durchzuführen sind, ist ersichtlich aus Anlage 0/6. No. 4533 öH.“

Serge Donacha studierte das Alles sehr genau.

Er gab nichts zu, daß der Stab da ein Kolumbusproblem von nicht geringer Bedeutung einwarf; frei blieb hatte.

Er traute dem Stabe schon manches zu, aber das übertraf seine Erwartungen. In den Städten und Städten hinter der Front, im Stabengebiet zwischen Pust und Elenin, verkündeten bald darauf Mauernankündigungen: daß aus strategischen Örgenden die Polizeistunde künftighin auf Punkt 6 Uhr abends festgesetzt sei, und daß sich niemand unterstellen möge, diesem Befehl zuwiderzuhandeln. Jedermann, der nach dem

festgesetzten Zeitpunkt noch auf der Straße angetroffen werde, sei nach den Bestimmungen des Obersten Stabes sofort zu verhaften und zu einer vierundzwanzigstündigen Arbeitsleistung — Bau von Befestigungsanlagen — heranzuziehen! Die Bauarbeiten würden übrigens nach dem Index der zur Zeit gültigen Hilfsdiensttarife entlohnt.

Das stand groß und breit an allen Backsteinmauern und Zäunen.

Der erste, der das Pech hatte, dem Befehl des Stabkommandanten zu trotzen, war der Katastrophenbeachte Jager Judentisch, der die Ehre „Zum Knie“ sechs Minuten nach acht Uhr verließ — und in der siebenten Minute bereits verhaftet war.

Judentisch betief sich auf seine Uhr, die genau nach dem Moskauer Objektarium, ... er wollte auch ein bißchen und hat seine Örgen, sie möchten ihm doch noch Zeit lassen für ein paar tröstliche Worte an seine Lieben. Aber die Behörden ... wie Behörden eben sind ... achtete nicht auf Judentisches Örgen, sondern transportierte ihn kurzweilig „nach vorne“!

Vierundzwanzig Stunden lang hörte man in der Stadt nichts von dem Unglücklichen. Im „Knie“ saßen seine Antekollegen und näheren Freunde niedergeschlagen und traurig vor ihrem Kiewitz und verurteilten Örgeschlächter.

Oben, als der Adjunkt Pal Lebodin einmal tief aufseufzte und gleich darauf sagen wollte: „jetzt ist er womöglich schon tot ...“ ...ging die Zäre auf und der Katastrophenbeachte Jager Judentisch trat zum Erschlennen und zur Freude aller gesund und wohlbehalten in das Lokal. Nun kam aber ein Leben in die Gesellschaft! Wie es ihm gegangen sei ... an der Front ...? Ob er das Sperfeuer geböt habe ...? Ob ...!

Jeder wollte etwas anderes wissen — und der Adjunkt Pal Lebodin, der aus Prinzip nicht an einen glücklichen Ausgang fremdortiger Affären glaubte, tief emphatisch: „Und da bist democh entkommen!“

Jetzt erzählte Judentisch, daß er durchaus nicht entkommen sei, weil es einfach gar nichts zu entinnen gegeben habe. Im Örgenell, ...man habe ihn lediglich „nach vorne“ transportiert, wo nicht das geringste geschehen sei mit Sperfeuer und dergleichen, ... aber während des Transports habe er unblösig gebetet. Vorne angekommen, habe man ihn in einen Unterstand geführt, der recht behaglich eingerichtet gewesen sei ... mit Büchern und Rippischen. ... am Tisch saß ein Unterleutnant, Serge Donacha mit Namen, ein sehr freundlicher Herr ... und trank Tee. Der Camorax lechte lustig, und der Leutnant fragte höflich: „Daf ich Sie bitten, wider Judentisch, ein Glas Tee mit mir zu trinken?“ Da habe er wider Tee gefrist und Tee getrunken. Hernach hatten sie geraucht, ... prima Tobak ... und Karten gespielt und sich überhaupt ausgezeichnet unterhalten. Darüber sei es Morgen geworden, da habe man sich ein wenig schlafen gelegt. Spät am Nachmittag kam dann der Leutnant Donacha und sagte: „So, Jager Judentisch, jetzt unterschreiben Sie, bitte, das Papierchen da — und dann können Sie heimgehen zu Ihren Frauen.“

Da habe er also unterschrieben und sei gegangen.

Man war ein wenig enttäuscht über diesen einfachen Verlauf der Örgeschichte.

Was er denn da unterschreiben habe ...?

Nichts weiter. Nur eine kleine Befestigung, daß er, der Katastrophenbeachte Jager Judentisch, vierundzwanzig Stunden lang am Bau von Unterständen mitgeholfen — und dafür den Betrag von zwei Rubel neun Kopeken dankend in Empfang genommen habe. Fertig nichts.

Und das Geld ...? wollten die anderen wissen.

Ja, ... das Geld.

Geld habe er zwar keine erhalten, aber dafür hätte man ja auch gar nicht gebaut, sondern Tee getrunken und Karten gespielt. Örgen dieses Argument war schwer etwas einzuwenden.

Von diesem höflichen Augenblick an hatte für die Bewohner der Städte und Städten hinter der Front im Stabengebiet zwischen Pust und Elenin die Joangearbeit im Armierungsterrain durchaus nichts Belästigendes mehr.

Serge Donacha behnte seine Operationsbasis — als es hinter der Front nicht mehr zu tun gab — allmählich tief in das Land hinein aus. Als die Revolution anfang, befand er sich gerade an der Peripherie von Moskau und überlegte häufig, wie man auch die Bewohner dieser Stadt zum Bau von Unterständen ...

Aber da wurde gerade die Republik angekündigt und Serge Donacha Sachverständiger für frontale Befestigungsanlagen im Armeekommissariat.

Der Individualist

Anton Leidl



„Wissen möcht i, wo die Leut dös Geld herhab'n, daß s' gar a so viel trinka können.“



„Grad saufa teans — oa Maß nach der andern.....“



..... bis s' nimmer steh können, die Leut.“



„Und unseroans muaß si derwerkeln vor lauter Nahrungssorgen.“

Gut angelegt

„Ich kann Ihnen verraten“, sagte Winkler, der Stahlrüttelmann, der sich in kaum zwanzig Jahren zu einem der reichsten Männer Amerikas heraufgearbeitet hatte, „als ich als junger Mensch nach New York kam, hatte ich einen einzigen Dollar in der Tasche. Ich übertreibe nicht!“

„Und wie haben Sie den Dollar angelegt?“ fragte der Zweifler vor gespannt.

„Er reichte gerade zu einem Legekamm nach Haus — um mehr Geld...“, sagte Winkler schlicht und drehte genießerisch die Fingerringe zwischen den Lippen...

Die Antwort

Nach zehn Jahren kamen sie zum erstenmal wieder zusammen. Huber und Hedepreim, die einst freundschaftliche Junggesellenzeiten miteinander verlebten hatten.

„Gut mal, Max“, fragte Huber, „bist du eigentlich deine Klammern von damals geherichtet, oder suchst du immer noch selbst und stopfst deine Strümpfe eigenhändig?“

„Ja“, sagt Hedepreim...

Widerspruch

„Was, Sie wollen ins Innere Afrikas auswandern? Haben Sie auch bedacht, wie leicht Sie da unkommen können?“

„Was schadet das, so lange ich nur meinen Lebensunterhalt erwerben kann.“

Kirschenschlaf

Pfarrer: „Es hat mich sehr geföhrt und beileidet, daß Ihr Mann letzten Sonntag während der Predigt ausfiel und die Kirche verließ.“

Frau: „Das ist sein altes Veden, Herr Pfarrer. Nehmen Sie es ihm bitte nicht übel. Er steht oft mitten im Schloß plötzlich auf und nachwandelt.“

Abschied

Er: „Du gehst fort? Nun, meinetwegen.“

Wie: „Wann kommst du denn wieder?“

Er: „Gut. Aber kommen nicht später.“

Kritik

Künstler: „Ehnen Sie hier mein neuestes Bild. Es ist das beste, welches ich bis jetzt gemalt habe.“

Besucher: „Ich würde an Ihre Stelle trotzdem nicht den Mut verlieren.“

Wann denn?

„Na, Frau Schulte, haben Sie sich im Theater gut unterhalten?“

„Wann sollte ich denn? Wohl in den zehn Minuten Pause?“

Aus einem Roman:

„Als Ella das Buch von ihrer Freundin zurückverlangte, hat dieselbe dasselbe derselben sofort gegeben.“

Geschichte aus Alibayern

Da ist irgendwo im Bayerschen ein Dorf, pfarrer, der macht seine Predigt immer hübsch langsam, und der Lehrer in der Pfarrei, der vegelt so schön faad. Die Bauern verdrückt das schon lang und der Obervertrier brummt, weil er an den Sonn- und Feiertagen so lange mit den Anzapfen warten muß. Der Wirtin aber sind schon einige Male die Würste im Kessel verjetteten, weil der Pfarrer eben gar nicht zu Ende kommen konnte mit seiner Predigt.

Hell, was helfen mag! Eines schönen Morgens flattert dem Herrn Pfarrer eine Karte durch die Post ins Haus, auf der steht geschrieben:

Du und der oa
ers müßstis schneller tea.
Eenst bist du und der oa
am Sonntag alloa!

Die Böttcher

„Die Böttcher sind doch ausnehmend kluge Leute!“

„Wie?“

„Die stellen faßlich dar, was sie reichlich überlegt haben!“

Standgericht

Von Dionys Lippa

Es soll Leute geben, die an einem Krieg verdienen! Es läßt sich nur schwer feststellen, wieweit dieses Gericht auf Wahrheit beruht. Tatsache ist nur, daß im letzten Kriege gegen Japan der chinesischen Armee von einigen patriotischen Großkaufleuten zum größten Teil verlorene Plunder geliefert wurde: Gewehre, mit denen man alle möglichen Scherze machen, aber nur nicht schlafen konnte, Uniformen, die sich beim bloßen Anfaßen in ihre sämtlichen Bestandteile auflösten, schließlich Eiserl, die zwar fest und kernig waren, aber sogar von einer Armee Ellipsenamer wegen ihrer bescheiden Größe zurückgewiesen werden waren.

Die Regierung drohte nachlässigen Lieferanten mit harten Strafen. Es half nichts...

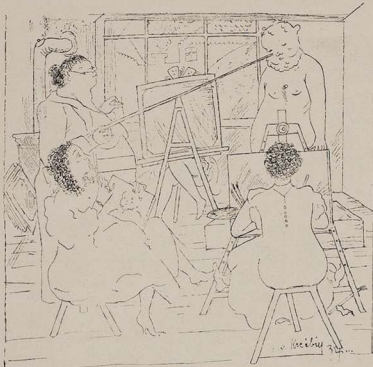
Schließlich wurde vom obersten Armeekommando der Beschluß gefaßt, solche Kriegsgewinner vor ein Standgericht zu stellen.

Der Kantonnier Kaufmann Hi-Chen-Li hatte der Armee des Generals Co-Lan minderwertige Lieferungen zugestellt. Man faßte ihn und er kam vor ein Kriegsgericht, das ihn kurzerhand zum Tod durch den Galgen verurteilte.

Im Morgengrauen des nächsten Tages schon wurde Hi-Chen-Li aus dem Gefängnis geholt und auf die Richtstätte geschleppt. Ein kurzes Gebet gestattete man ihm und dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals.

Dann fuhr er den Verurteilten von der Leiter. Entsetzt wandten sich die Umstehenden ab. Der Körper baumelte in der Luft und dann — dann riß mit einem Male der Strick und Hi-Chen-Li fiel mit einem lauten Schrei zur Erde...

Man forschte nach und stellte fest, daß der Strick von dem Kriegslieferanten Hi-Chen-Li geliefert worden war!





„Mei Kloane is heuer scho wieder siten blieben in der Schul.“
 „O mei — dös macht nix; wenns nur später amal net siten bleibt.“

Erschwinglich für jeden

Eine Geschichte vom hochwürdigen Herrn Reverend James Howell aus San Antonio, irgendwo in den Südstaaten. Erzählt nach dem Bericht der Kansas City Post.

An einem Sonntagvormittag wies der Reverend, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, neue Gehirnschädel einzuführen, seinen Küfter an, im Anschluß an die Predigt eine diesbezügliche kurze Mitteilung an die Gemeinde vom Stempel zu lassen.

Der Küfter hatte indessen seinerseits erst einiges Geschäftliche über den nächsten Taufgottesdienst zu vermelden, gab also gleich nach Schluß der Predigt bekannt: es möchten alle diejenigen Gemeindeglieder, deren Neugeborene die Taufe empfangen sollten, dies möglichst bald dem Pfarramt zu wissen tun.

Der gute Reverend, von dem übrigens noch gesagt werden muß, daß er infolge hohen Alters jeder Stockauf war, fiel ihm von der Kanzel herunter ins Wort (in der Meinung, daß der Küfter sich an das Besprochene gehalten und seinen finsternen Blick über die neuneinzuführenden Väterbücher gesagt habe):

„Für diejenigen, die noch keine haben, möchte ich hinzufügen, daß bei mir im Pfarrhaus, täglich zwischen drei und vier Uhr, welche zu haben sind: die gewöhnlichen, kleinen zu 15 Cents, die besseren, mit roten Rücken, zu 25 Cents das Stück.“

Die Besetzung

Der Anwalt Härte die große Schachspielerei über die Formalitäten ihres Erscheinens vor dem Schiedsgericht auf. Mit kühlen, freundlichen Interesse hörte sie zu, trat vor den Spiegel, um ihre Frisur in Ordnung zu bringen und fragte so nebenbei:

„Wer spielt eigentlich den Richter?“

Diplomatisch

Tante zum kleinen Neffen: „Willst du nicht ein Stückchen Torten?“

„Danke, Tante!“

„Was, du ißt keine Torten?“

„Doch, aber nur große Stücke!“

Eine ganze Kasse mit englischen Pfundnoten,

das wäre im Krieg eine feine Sache gewesen. Und der Simmerl hätte beinahe eine solche erwischt. Beinahe, denn hernach war's doch etwas anderes.

Genaueres darüber steht im lustigen Kriegstagebuch von Josef Pestenhofner

Der Drahtenhau

das nur Mk. 1,30 kostet und durch den Verlag der „Welt am Sonntag“ München, Herrnstr. 6-8 erhältlich ist.

Liebe Jugend

Vor kurzer Zeit erkrankte in einem kleinen Ort der Schmied an einer Krankheit, die der Barbier des Ortes als „kaltes Fieber“ bezeichnete. Der ländliche Heilkünstler sah sogleich in seinem von den Vätern ererbten Arzneibuch nach und verordnete nacheinander alle dort angegebenen Mittel, aber keines schlug an. Der Schmied wurde vielmehr kränker und kränker und lag in seiner Stube mitleidlos und schwach von der ihm anbefohlenen Diät. Da — zur Mittagszeit — trug seine Frau eine große Schüssel dampfender Specktlöse durch die Stube, und er bekam einen Heißhunger nach diesem seinen Lieblingsgericht, als eine ganze Anzahl der leckeren Llöse und — wurde gesund. Der Barbier hörte von der Heilung und trug in sein Arzneibuch sofort ein als neues Mittel gegen kaltes Fieber: Specktlöse. Nach einiger Zeit erkrankte der Schmied des Ortes an derselben Krankheit wie der Schmied, und der Barbier verordnete ihm gleich das bei letzterem so wirksame Heilmittel. Der arme Schmied aß jedoch Specktlöse, als er vermochte, — und starb. Der Barbier war von dem unerwarteten Ausgang sehr betroffen, faßte sich aber bald und schrieb in sein Arzneibuch bei den Mitteln gegen kaltes Fieber hinter dem Worte „Specktlöse“ als Anmerkung das weise Urteil:

„Den Schmieden hüß's, die Schmiedet steben dran!“

Shaw-Anekdoten

Der berühmte englische Tiermaler Sir Edwin Landseer war einmal Gast bei Shaw, der ihn mit den Worten begrüßte: „Es freut mich, Sie bei mir zu sehen. Ich bin nämlich ein großer Tierfreund.“

Bei einer Gesellschaft trat auf Shaw ein junger Mann zu: „Gefallen Sie, verehrter Meister, mein Name ist Tropenwanne.“

Der Dichter sah den Jüngling einige Zeit an und meinte dann bedauernd: „Da kann man nichts daran ändern.“

E einmal wurde Shaw gefragt, was er von einer bekannten Schachspielerin halte. Er erwiderte: „Das Alter ist das einzige, was ich an ihr hochschätze.“

Auf einer Gesellschaft beistellte sich ein noch junger Gast seiner vielen Kenntnisse auf jedem Gebiete. Shaw fragte schließlich: „Wo haben Sie sich denn Ihr Wissen erworben?“ — „Alles durch eigene Arbeit. Ich möchte jaft sagen, daß ich der Baumeister meines Wissens bin!“ Bernard Shaw antwortete mit einem feinen Vächeln: „Es scheint, daß damals die ganze Londoner Polizeigast auf Urlaub war.“

Schweigen geboten

Ein Herr ging ungeduldig auf dem Bahnsteig auf und ab. Schließlich fragte er einen vorbeiziehenden Jungen: „E-i-fog mal, w-wieviel du w-wohl, w-w-wieviel B-Breis-p-pötung der Zug hat?“ Der Junge schaute nur und gab keine Antwort. Der Herr ärgerte sich zusehends und flötete etwas über vorbeiziehende Züge in sich hinein. Der Junge entfernte sich. Ein Fremder, der die einseitige Unterhaltung beobachtet hatte, fragte ihn, warum er nicht geantwortet habe. „W-w-wer'd m-m-mich häuten! D-d-die häut mit eine t-t-rantergehaun!“ erwiderte der Junge.

Vom Regen in die Traufe

„Sieh doch diese verschrobene Person da drüben in der Loge! Wer mag das sein?“
„Das ist meine Schwester.“
„Aber, Mensch, ich meine doch die neben ihr.“
„Das ist meine Frau.“

Etwas reichlich

„Der Herr da drüben ist der reichste Mann in der Stadt. Als er vor zehn Jahren hierher kam, hatte er kein Geld auf dem Leber, und jetzt hat er Millionen.“
„Aber die kann er doch unmöglich alle auftragen!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitedichter, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionar des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Der Ordnungsliebende

Der Watte: „Nach meinem Tode werde ich mich verbrennen lassen!“

Wattin: „Ja, das könnte die so passen, fortgehen und — die Asche liegen lassen!“

Der Glückliche

„Meine Frau hat heute nichts von einem Auto geträumt!“

„Du Glücklicher, die meine träumt sogar bei Tage davon!“

Nervosität

„Wie gefällt die denn dein neuer Kollege?“
„Sehr gut, aber fürchterlich nervös ist er!“

„Wie so denn?“

„Kann kommt er in der Früh ins Büro, fängt er seinen — zu arbeiten an!“

Das ist immer so

„Sind Sie gefahren noch vor Anbruch des Tages nach Hause gekommen?“

„Klar! Der Sturm bricht bei uns immer erst los, wenn ich nach Hause komme.“

Sein System

Beim reichen Grundbesitzer sprach ein Vertreter vor, der den Allen zu überreden suchte, seine Epararchie der Kirche als der nahen Kreisstadt anzuvertrauen. Leider erfolglos, — eindeutig gab ihm Gründe zu verstehen, daß er die bewährte Methode seiner Väter immer noch für die solideste Art der Geldanlage halte: sein Epararchat bleibe daheim in Strauß, und damit basta!

„Aber Grundsatz“, wandte der Vertreter ein, „auf die Art können Sie ja die ganzen Zinsen ein!“

Darauf der Bauer, mit unendlich überlegenen Schmunzeln:

„Ne — dafür leg ich doch immer eine Kleinigkeit extra zurück...“

Bruchmann
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 St. für M. 6.40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10

EXAKTA

KLEINER
REFLEX



Auswechselbare Optik bis 1:2. Schärfe, versch. 1:1000 12 Sek. Selbstauslöser
THAGOR KAMERA-DRUCK-DRUCKEN STILLEN 1:2



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — HUM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN SO 15
BUNDESSTR. 89
FERNRUUF: P 7 JANNOWITZ, SAMUEL, NR. 816

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstraße 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Künstler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbdrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnstraße 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Les das Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Pacht-schrift.
Halbpreispreis 3 M.

Fischerreport - Verlag
Dr. Hanns Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Cassinien gebunden für RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Es haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Inserieren bringt Gewinn!



„Herr Kammer Sänger, es ist höchste Zeit, wir müssen anfangen.“
 „Das Publikum soll warten, bis ich fertig bin.“
 „Publikum ist leider keins da, Herr Kammer Sänger.“

FOTO-ECKE

Vigutol kritisch geprüft

Für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten: Vigutol ist ein neuer Entwickler der Leonar-Werke, der für die Amateur-Fotografie ganz besondere Bedeutung haben dürfte. Deshalb mag ihm hier ein besonderer Abschnitt gewidmet werden. Denn Vigutol eröffnet ganz neue Arbeitsmöglichkeiten, die das Positivverfahren wesentlich erleichtern. Vigutol kommt in Patronenform pulverförmig in den Handel. Jede Packung enthält zwei Entwickler, die mit den Buchstaben A und B gekennzeichnet sind. Sie werden getrennt aufgelöst und ebenso verarbeitet.

Entwickler A ist ein gewöhnlicher Positiv-Entwickler, wie wir ihn sonst zur Erzielung blauschwarzer Bildtöne benutzen. Darin liegt nichts Besonderes. Entwickler B aber hat es in sich. Er dient als Ergänzungssubstanz zu A, arbeitet außerordentlich kräftig auf die dunklen Bildpartien, ohne dabei die Lichter merkbar anzugreifen. Aus diesen Eigenschaften folgen ohne weiteres wichtige Neuerungen für das Positivverfahren.

Sind Sie beim Vergrößern Ihrer Auf-

nahmen nicht schon zuweilen im Zweifel gewesen, welche Papiergradation Sie wählen sollten? Meist greifen wir in solchen Fällen unter Garantie erst mindestens einmal zum falschen Papier, und müssen so manches Blatt in den Papierkorb wandern lassen. Mit wehmütigem Blick auf unsere Brieftasche. — Diese Unsicherheit hört jetzt auf. Für die Vigutol-Methode wählen wir grundsätzlich ein weiches Papier, entwickeln es in A vor, bis die Lichter richtige Deckung und Durchzeichnung erfahren haben, worauf dann in B die Schwärzung der Schatten folgt. Je nach der Dauer der Behandlung in A haben wir es ganz bewußt in der Hand, auf den Kontrast im Positiv einzuwirken. Kurze Vorentwicklung ergibt kräftige, längere Vorbehandlung liefert zarter abgestufte Bilder.

Oder sind Sie nicht schon im Zweifel gewesen, welche Belichtungszeit Sie wählen sollten? Ganz gewiß ist der Probestreifen ein Behelf. Aber dieses Verfahren kostet Zeit und muß immer wiederholt werden, da die Dichte der Negative schwankt und die Kraft des Entwicklers mit Gebrauch nachläßt. Bei der Arbeit mit Vigutol wird in solchen Fällen grundsätzlich zu lange belichtet. Die Vorentwicklung in A dehnen wir bis zur Durchzeichnung der Lichter aus,

und vertiefen darauf die schwarzen Partien, die Schatten. Wir merken die Überbelichtung ja an der Geschwindigkeit, mit der das Bild in A erscheint. Haben wir richtig belichtet, so werden wir natürlich in A zu Ende entwickeln und höchstens nur zum Schluß kurz in B nachbehandeln, um dem Bilde eine letzte Brillanz zu geben.

Wir sahen bereits beim ersten Fall, daß Vigutol die Gradation des Papiers steigert. Wenn wir nun so flau Negative haben, daß selbst das härteste Papier nicht mehr ausreicht, dann gibt die Vigutol-Methode eine letzte Anpassungsmöglichkeit. Wir verwenden eben ein extrahartes Papier, das in A vor- und in B durchentwickelt wird. Auch stark abgelagerte Papiere, die leicht flau arbeiten und zur Bildung eines Grauschleiers neigen, lassen sich in gewisser Weise durch die Vigutol-Methode „regenerieren“.

Wir können also den Kontrastumfang des Positivs graduell weitgehend der Bildstimmung anpassen und gelangen auf diese Weise ohne viele Versuche schnell zu einem ansprechenden Bilde. Wir empfehlen, das Verfahren einmal auszuprobieren. Zumal für die letzte Zeit, wo Sie sich doch besonders dem Vergrößern widmen werden oder vorhaben, sich einen Vergrößerungsapparat anzuschaffen.

Gerade jetzt Gegenlicht-Aufnahmen!

Warum? — Well die Sonne durch ihren tiefen Stand herrliche Licht- und Schattenwirkungen hervorruft, die gerade erst im Gegenlicht so recht zur Geltung kommen. Das Bild wird erfüllt mit Glitzern und Leuchten. Nur darauf achten, daß unser Objektiv beschattet ist. Denn sonst können störende Lichtreflexe entstehen, die auf der Emulsion abgebildet werden. Der beste Schutz ist eine gute Gegenlichtblende, die der Fotohändler für jede Kamera hat.

Auch wenn es regnet draußen knippen. Regen kann mit seinen Spiegelungen und Reflexen herrliche Stimmungswerte schaffen. Vorbedingung ist lediglich panchromatischer Film (oder natürlich auch Platte) und nicht zu zarte Entwicklung.

Dieses und jenes

Ultralin S-F

ist ein neuer Entwickler des Tetenal-Fotowerkes in Berlin. Ultralin ist sozusagen ein Super-Feinkornentwickler. Es arbeitet mit neuen, bisher in der Fotografie nicht gebrauchten Substanzen. Vorteile: Überbelichtung ist nicht erforderlich. Der Entwickler holt die Einzelheiten in den Schattenpartien sehr gut heraus. Ultralin arbeitet selbst in kalkhaltigem Wasser niederschlagsfrei. Zusatz von Desensibilisatoren ist möglich.

Ultralin ist als automatischer Zeitentwickler gedacht. Jeder Packung liegt eine Entwicklungsdauer-Tabelle bei, der man genau die erforderlichen Zeiten für die verschiedensten Fabrikate bis zu sechs-maliger Verwendung des gleichen Entwicklers entnehmen kann. Eine Patung Ultralin liefert 600 cm gebrauchsfertigen Entwickler.

Dunkelkammerlampe 9x12

Eine preiswerte Dunkelkammerlampe stellt die Kodak her. Sie ist sauber gearbeitet, lichtstark und hat gute Lüftung. Preis RM. 12,75.

**Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!**

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hochbetagte Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hatz und Klatzch des Feindes zusammengetragen haben, sondern was Affen und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Erinnerung einer verlebten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Heinz Feib Humor in Versen

Ein Vortragebuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. BIRTH Verlag AG. / München
Brennstadt 10

DER LICHTBILD-AMATEUR

Pilze vor der Kamera

Um Pilze zu fotografieren, brauchen wir nicht Botaniker oder gar Pilz-Spezialist zu sein. Es kommt dabei gar nicht darauf an zu wissen, wie die einzelnen Pilze heißen — sei es mit deutschem oder lateinischem Namen. Hauptsache bleibt für uns, daß die Pilze interessant aussehen durch ihre Form, ihr Auftreten und ihre Farbe.

Oder gehen Sie etwa achtlos an diesen lustigen kleinen Männlein vorbei, wenn Sie über Sonntag einen Waldspaziergang unternehmen? Das ist wohl kaum anzunehmen. Denn sie haben etwas Anziehendes. Ohne daß wir sie gleich in einen großen Beutel tun, um uns daraus eine billige und schmackhafte Mahlzeit herzustellen.

Das Grab

Dumpter Erdmüllfang durchwühlte das Dorf der Brennanger. Hatte doch der gewaltige Pilelefant der heiligen Erde — die Brennanger wies abstrusen als einzige afrikanischer Eingeborenenstamm Elefantensfleisch — das Jüdische geirret.

Am folgenden Morgen, bei Sonnenaufgang, verließen wir die Stadt.

Da, kaum fünfzig Schritt von der letzten Hütte entfernt, lag der tote Koloß, eine riesige, graue Masse. Und nicht weit davon kannten zwei Negerkuben.

Sie weinten bitterlich.

„Habt ihr das Tier also fürchtbar geliebt?“ fragte teilnehmend einer von uns.

„Geliebt...?“ wiederholte der größte und schüttelte den Kopf, „geliebt nicht, ... aber“ — und damit begannen beide von neuem zu schluchzen — „... wir müssen ... müssen sein Grab schaukeln...!“

Werner Schmidt-Pretoria

Was liegt da näher, als daß wir Fototeute unsere Kamera mitnehmen, um Pilze zu fotografieren. Das ist ja auch einmal etwas wirklich Besonderes, und wenn unsere Aufnahmen gelingen, können wir sie mit Stolz den anderen zeigen.

Sie haben natürlich ganz recht, wenn Sie jetzt meinen, daß das Fotografieren von Pilzen eben doch nicht immer so ganz einfach ist. Es gibt da die verschiedensten Dinge zu beachten. Fangen wir bei der Kamera an.

Der Amateur mit Mattscheibenkamera, die doppelten Bodenausgang hat, ist natürlich am besten dran. Er kann nicht an die Pilze herangehen, denn sein Kameraauszug gestattet ihm ja Großaufnahmen. Doch auch der andere mit Rollfilmapparat oder Spiegelreflex ist unserem Aufnahmegebiet voll gewachsen. Nur eine kleine Zusatzanschaffung ist notwendig, nämlich eine Vorstellscheibe, welche die Brennweite der Kamera verkürzt. Solche Vorstellscheiben kommen z. B. unter dem Namen Proxar oder Focar in den Handel. Wenn wir sie aufsetzen, können wir bis zu 30 cm an das Motiv herangehen. Und das reicht natürlich vollständig aus.

Stativ ist selbstverständlich notwendig. Unsere Pilze gedeihen nur selten im schönen Sonnenschein. Meist suchen sie sich ein schattiges Plätzchen im Walde aus oder wachsen irgendwo in einer dunklen Ecke. Wir sind also auf Zeitaufnahmen angewiesen, die außerdem vorher sorgfältig eingestellt sein müssen, damit der Pilz oder die Pilzgruppe auch richtig scharf wiedergegeben wird.

Ein gestalterischer Hinweis unter biologischen Gesichtspunkten: Meist wachsen die Pilze dort, wo sie für unsere Kamera ungünstig stehen. Andererseits werden wir selten eine Gruppe finden, die uns in ihrer Anordnung befriedigt. Wenn wir in solchen Fällen nicht ohne belästigte Emulsionen wieder heimkehren wollen, müssen wir uns zu helfen wissen, indem wir uns die Pilze dort hinplanzen, wo wir sie brauchen. Doch gewisse Vorschläge ist dabei am Platze. Nicht etwa, weil wir nahe an einer Vergiftung vorbeimarschieren, wenn wir einen nicht im Kochbuch stehenden Pilz anfassen — denn das ist nicht halb so schlimm —, sondern weil es darauf ankommt, daß wir unseren Pilz unbeschädigt und möglichst frisch aussehend dorthin transportieren, wo wir ihn erneut einpflanzen wollen.

Also nur am Stiel anfassen, und auch dort möglichst weit unten. Als neuen Wohnort müssen wir dem Pilz eine solche Stelle beschaffen, die ihm auch wirklich natürlich entspricht. Fotografisch ist dabei ein einigermaßen ruhiger Hintergrund, etwa ein Baumstamm, von Bedeutung, von dem sich der Pilz auch gut abheben soll. Zum Einpflanzen bohren wir mit einem Stock in den Erdboden ein kleines Loch, in das der Pilz gesteckt wird. Der Erdboden wird dabei selbstverständlich irgendwie beschädigt. Damit das nun nachher auf dem Bilde unsichtbar bleibt, decken wir die betreffende Stelle nach der Einpflanzung wieder schön mit Tannennadeln, Laub und Moos zu, so daß unsere Pilzfamilie recht natürlich und ganz selbstverständlich wirkt. Beim Zusammenbauen einer Pilzgruppe müssen wir auf zwanglose Natürlichkeit achten. Wer seine Pilze wie die Soldaten der Reile nach aufmarschieren läßt, wird bestimmt nachher beim Zeigen der fertigen Bilder ertappt. Ganz davon zu schweigen, daß solche Bilder auch nicht gut wirken.

Somit als Fazit: Haben Sie irgendwo einmal Gelegenheit, Pilze zu finden, und führen Sie gerade die Kamera mit sich, dann lohnt es schon, dort einen Augenblick haltzumachen. Zermaln wir solche Motive nur während ein paar Wochen im Jahre haben, gilt —

**Schwachen
Männern**

haben Schwache
Männern
nicht u. fehlend
Seraphin-Vertrieb
Bad Reichenhaller



„Was sagt eigentlich Ihre Frau, wenn Sie immer so spät vom Wirtshaus heimgehen?“
 „Ich bin nicht verheiratet.“
 „Weshalb gehen Sie dann immer erst so spät heim?“

Alles?

Zwei größere Schuljungen, Max und Emil, treffen sich. Nachdem sie alles Mögliche berichtet haben, wie das so gewöhnlichen großen Jungen üblich ist, kommt auch die Rede aufs Essen. Da war folgendes Zwiesgespräch zu vernehmen:

Max: „Mir kann heute was ganz besonderes gegofft n.“

Emil: „Eew? Was ganz besonders? Was denn?“

Max: „Eauverbraten mit Appelgombodd.“

Emil: „Das is doch nicht bei fonderd!“

Max: „D doch! Vom Pferd!“

Emil: „Vom Pferd?“

Max: „Ja! Alles vom Pferd?“

Emil, flammend: „Alles vom Pferd? Doch das Gombodd?“

K. B. W.

Praktisch

„Wie find Sie eigentlich mit dem neuen Arzt zufrieden?“
 „Ech! Der verbietet mir alle die Dinge, die ich sowieso nicht mag!“

Bitter

Dame: „In einer Hühnch, Herr Kelling, habe ich den gleichen Geschmack wie Sie.“
 Kelling (geschmeckend): „Und in welcher, gnädiges Fräulein?“
 Dame: „Ich höre Sie gern reden.“

Guter Rat

„Du schiffst schlecht aus, mein Freund! Was ist denn mit dir los?“
 „Oh, ich hatte eine schwere Grippe. Ich kann kaum sprechen.“
 „Na, dann freich“ doch nicht. Oh! wie ein vernünftiger Mensch!“

Auf einem Empfang

Erste Dame: „Wer mag der schlank blonde Herr da sein? Vorhin ging er mit nicht von

den Herzen, und seit Sie hier sind, scheint er mich gar nicht mehr zu kennen. Ich verstehe das nicht.“

Zweite Dame: „D, ich verstehe es. Es ist mein Mann.“

Schöne Aussichten

Freiheitskämpfer: „Und welche Ansichten wünschen Sie für den Grabstein Ihres Gatten?“

Bäuer: „Schreiben Sie: Ruhe in Frieden — bis wir uns wiedersehen.“

Mime und Marshall

Fabe Ruth, der beliebte Baseballspieler, trat vor ein paar Jahren in Baltimore in einer Operette auf. Eines Abends stürzt der Insigent ausgereicht in seine Garderobe und berichtet: General Goch sei im Theater und wünsche ihn kennenzulernen.

Ruth ist entsetzt:

„Du meine Güte — was sag ich ihm bloß?“ fragt er seinen Partner Wellington Goch, „ich habe keine Klasse Ahnung, wovon man mit solch großen Lieren spricht...!“

Der gewandtere Goch lächelt überlegen:

„Ech einfach — du gibst ihm die Hand und erzählst ihm, was die gerade einfällt...“

„Na schon“, sagt Ruth beklommen.

Und als nach Schluß der Vorstellung der Marshall seine Garderobe betritt, begrüßt ihn Ruth — unter dem imponierenden Eindruck der strahlenden Uniform — respektvoll und eröffnet das Gespräch in leichten Plauderton mit der Frage:

„Waren Sie im Krieg?“

Herbst wird's

Treffen sich zwei Herren auf der Straße.

„Gruß Sie Gott, Herr Direktor, daß man Sie wieder einmal sieht!“

„Ja — ich bin erst vorgestern zurückgekommen!“

„Was Sie sagen!“

„Ja — ja — Aber was soll ich Ihnen viel erzählen — unerquidliche Sache — nichts als Langeweile — miserable Kost — schlechte Gesellschaft...“

„Was Sie sagen!“ ... Und ich habe geglaubt — Sie waren bedingt verurteilt!“ H. K. B.

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertvolles Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 15 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verleger. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für das Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE PHOTOGRAPHIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Biomedan, Budapest, Maila, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Wiesenbummel

Erich Wilke

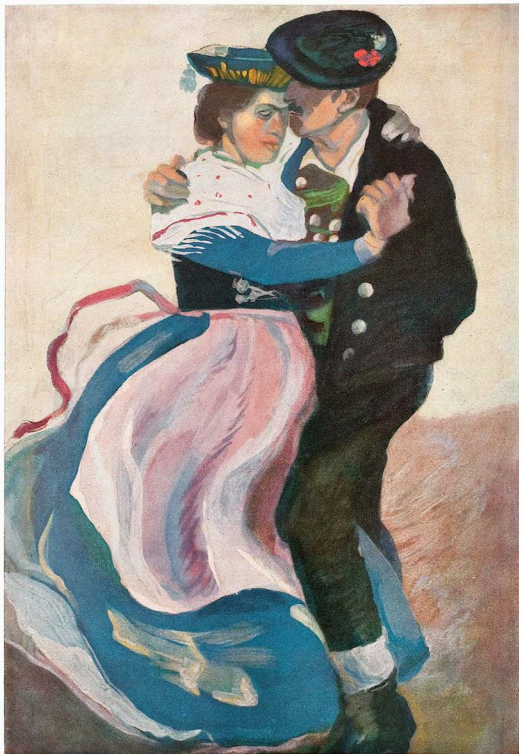


„D' Hauptsach is, daß ma auf sein Geldbeutel obacht gibt, sonst kannt leicht sein, daß man einem Taschendieb zum Opfer fällt“.

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 41



Kirchweihanz

Curt Ullrich



Aufgeht's!

Herta Bileck

DAS SCHIESSBUDENFRÄULEIN

Ein Erlebnis vom Münchner Oktoberfest

Von Ernst Hofmeister

Mitten im Münchener Oktoberfest wurde sie geboren...

Ihre Gesicht war nichts als ein schreiender Jahrmarsch. Kinderlustballone stiegen in ihm auf. Die Ohren schaukelten, der Mund war der gesprengene Vorhang einer Kautschukbahn und die Augen glühten hüpfenden Zartartikeln.

Alles in ihrem Antlitz schien nur zehn Pfennig zu kosten...! Ihr Vater war der Befehlsträger, weil er jeden Monat durch Postanweisung zwanzig Mark überbrachte.

Auf dem Wege zur Suppenschule schrien ihre Kinder nach: „Aisch, du hast ja net amal an Bata...!“

„Da täusch' s' Euch... vielleicht hab' i' no' mehra als ihr...!“ lachte sie zurück und ihre Dampfwindbäckchen zerplatzten vor Prohlerci. Wenn die Mütter ihren Namen „Franzi...!“ in den Hinterhof hinaufschrien, klang es — als fiel ein gefältschtes Markstück aufs Pflaster.

Im Kurzwarengeschäft Reim & Co. trömmelte sie den Fälar Schützenmarsch auf die leeren Pappschachteln. Und dann war sie auch literarisch. Auf Fragen der Kundschaft zitierte sie stets die Antwort des Obig von Verlässlingen...

Und der Ehe warf die Franzi und die Invalidenkarte wieder der Mutter in die Arme.

Sie besaß jetzt nur noch eine Protektion an Frau Zilli Klein. Die hatte draußen auf dem Oktoberfest den Schießstand „Diana“ aufgebaut. Ihr Pufen roogte im fröhlichen Lärm über die Kasse hin und beschattete das Kleingeld.

Franzi wurde als fünftes Schießbudenfräulein mit allen einschlägigen Nesten und Pflichten in die Knallbude eingereiht. Die vier übrigen Damen bewachten ihre Jugendwelt wie Ventilatoren. Franzi bekam die Schellen mit

dem Krokodil, das Eischkahl und den Papagei zugeordnet.

Auf diese Schellen wollte niemand schießen. Und die vier Damen kicherten und ließen ihre Kreide ohne Beifall herumlaufen. Frau Klein stellte ihre Pupillen in einen schiefen Winkel zu Franzi hin und ihre Nasenpitze zitterte.

Da vergrößerte Franzi ihren Busenanschnitt und das Gesicht zog auch bei ihren Schellen an.

Nach acht Tagen ward ihr von Frau Klein als Anerkennung auch die „Waldau“ überlassen, die als die beste Schelle galt und die der Besiherin das Mahagonibüfett einbrachte.

Bis spät in die Nacht hinein flogen hinter Franzi Rücken die blechernen Tiere getroffen zu Boden. Und am Fallen hörte sie, ob der Papagei, das Krokodil, s' Eischkahl oder schon wieder die Waldau geschossen wurde.

Sie putzte jeden Morgen ihre Türe eigenhändig mit Sodawasser ab, gab ihnen Namen, so klingend wie Christbaumglocken, und ihrem Verlobtinger, der „Wildsau“, verlieh sie ihren eigenen Mädchenamen: „Fränz“...

Und immerzu, wie aus einem tropfenden Ausgussrohr, kam der Ausruf von ihren Himbeerlippen: „Bistch, bistchen der Herr Doktor einmahl... Herr Barren, probieren der Herr Barren drei Schuß auf meine Wildsau!... Herr Graf werd'n Glück haben... Drei Schuß zwanzig Fennig, Herr Graf!... Der Treffpunkt der jagenden Hocharistokratie ist hier!... Wer macht wo a Jood für zwanzig Fennig mit?... Ja, Herr Graf?...“

Sie schrie und schick... Herbstliche Sonne beamte... Bißte flutete in Schwaden... Staub kreiste... Fränz nicht, von Mädchen... übersehennim, in die stützenden Arme hinein... Automatisch ergelien die Lippen: „Herr Graf! Schießen der Herr Graf?...“

Das Wogen des ganzen Münchener Oktoberfestes ging mit allen Zauber träumend auf sie über.

Blut floss in ihre Stien... Um und um vertrunken sich Töne und Farben... „Schießen... der... Herr... Graf?... Herr Graaaa!...“ Und solange fernte sie Mund den „Heren Grafen“ — bis ganz plötzlich ein wirklicher Graf auf ihren Pfah am Schießstand zuschritt.

Er schoß und schoß. Fragte nicht nach dem Preis... Fränz steckte Kapfel um Kapfel in den Stufen...

Das war ein ganz echter Graf. So, wie er auf Visitenkarten und Todesanzeigen gedruckt ist...

Lauter als alle anderen schoß dieser Herr. Und doch kam der Knall in ihre Ohren als fallender Gummiball.

Und jeder Schuß ein Treffer... Zuweilen traf er drei Schießen. Er schoß um die Ecke...!

Sie hörte sein klares Blut fließen... Blau wie der Fluß in den „Donauwellen“... Er saß an seinem Ufer, am Ufer des Herrn Grafen und badete die Füße in dem Wellenschlag.

Jetzt schoß auch sein Blut... Schoß wie ein Gewehr... Alles war geladen. Und die „Wildsau“ stürzte ewig zu Boden. Er zielte nach ihrem Herzen wie in einem Schwundevonan.

Dann hob er das Schießbudenfensterlein mit dem Schwung eines Unteroffiziershändels über die Barriere —

Die übrigen vier Damen liefen vor Neid ihre Stufen in das Glas fallen, wo sie sich von selbst entladen.

Und Fränz federete mit dem ganz echten Grafen durch das Gebrumm der Oktoberfestwiese ins Geriort der Stadt... In eine American-Bar. Die Tapete war gekümm, wie die Schürze der Schießbudenbesitzerin.

Es roch nach dem Gegerentel von Abjuplappen, Juchepfläßen und Küchenabfällen. Champous prickelte ihr aus aufblühenden Kelchen in die Nasenlöcher. Der Herr Graf ließ einen Gettrübel vor ihre Füße stellen. Der Propfen kratzte ein Loch in die bronzierte Decke des Raumes. Augenblicklich dachte sie bei diesem Krach an ihre Schießbude zurück und glaubte — die „Wildsau“ sei wieder getroffen worden.



— „Jesumariaumdissej — !“ Da lief durch die weinroten Portale der Bar von der Oktoberfestwiese her ihr ganzes blechernes Gerier...! Das Lichtgl, der Papagai, das Krotodill und — hintenach die Wildsau, die unter den Lischen die Cerviaten aufsaß...

„Um Goodwillen...! Jetzt kommen die Camwieder aus wo' daher...! Die Bierche wodelten mit den Schuofien.“

Der Herr Graf bestellte sofort Ekt und die Ober lächelten. Und so oft der adlige Herr „Fränz“ lispelte, ispanz die Wildsau, die den gleichen Namen führte, auf seinen Schoß. Er bestellte ihr italienischen Salat, russische Eier und ein Glas Camos.

Fränz wurde eifersüchtig. „Laß doch d's Wildsau geh'...! Jetzt haßt doch nicht, Herr Graf...!“

Der Papagai war inzwischen der Büfett-dame ins wasserfestigstapetord gebleichte Haar gesponen. Und das Krotodill hatte eine echte Krotodillderartige ershaut und begann darin zu brüten...! Oben, am sechzehnmarmigen Kronleuchter turnte das Lichtgl und knachte, wie sonst ausgestopft über bürgerlichen Kanapies, Blühbirnen auf.

Die Gäste sprangen aus den Clubsejeln. Kreischten auf...! Kannten als entgleiste Rangiermaschinen gegeneinander...! Der Niccolo lief zur nächsten Polizeiwache... „Kaus mit der Biercheri...!“ Aber der Wachtmeister bedauerte... Die Vorsehrist lautete mir „Das Mithringen von Hund en ist verboten —“

Erst die Jazz-Band vermochte mit heimatischen Klängen die erotische Fauna auf das europäische Höchstmaß zu befrühen.

Als der Graf eine goldene Sprungdeckelube zog, ging der Naxau von vorne an. Jedes Tier wollte die Höhe der Karate sehen. „Hundeviecher, verfluchte...!“ brüllte Fränz, obwohl zuvor schon polizeilich festgestellt wurde, daß es keine Hunde sind.

„Herr Graf, jetzt müßig ma's derschick'n...!“

Der Idel blingelte.

„Depp, dappert...! Für was hab'n ma' denn die Schappensackchen...?“ Und das Schießbudenfensterlein begann, Setzgebände um Setzgebände zu entloeren und die Stupfel flogen wie aus allen Schießbuden der Festwiese durch die American-Bar.

Alle Gäste beteiligten sich auf Rechnung des Grafen. Und ein zweites Oktoberfest mit strömendem Champous flutete zwischen den Stuhlbeinen hin und her...

Lichtgl, Papagai, Krotodill und Wildsau flogen gleich Papierkugeln von einer Wand zur anderen...

Schuß um Schuß kratzte aus den sprudelnden Flaschen. Dazu servierten die Ober Rechnung um Rechnung —

Und dem Herrn Grafen tropfen die Augen. Sein Blutdruck überstieg alle Vollblühigkeit und kreiste wie auf einer Achterbahn...

Da — Franzias Trommelfelle waren vor dem Zerplatzen... Der Graf explodierte vor ihren Augen zu Hackfleisch, zu Semmelbrösel, zu nassen Staub... Es war ihr, als sei das Oktoberfest zu einer Kanonade übergegangen...



Landschaft

Georg Schwarz

Es patschte vor ihrem Perlmutteranliß...
Dem der Ruf aus proletarischer Ferne folgte:
„Co...! Da haßt a Trumm Watschen. Was
muasst denn du schlafa, daß die d' Cerna in
Maa'n abfischeint...?“

Als Gewitter aufgebaunt, stand die Boden:

besüßerin von der Festwiese, Frau Zilli Klein,
vor Franzl und spuckte in die Hand. „Da —
tut a dei' Wildsau wieder auf d' Höß...! Da
is a Herr, der möcht' schloß'n...“

Und vor der Franzl stand der Skonom
Platscherer aus Miesbach und legte auf die

„Wildsau“ an.

Und im Augenblick des Knalls war der
letzte gräßliche Traumfelsen aus ihrem In-
wendigen anstodiert — — Und nur das
Allerwelts Münchener Oktoberfest pulste ver-
ebend durch ihre erweiterten Herzkammern...

Das Lebber

Rudolf Virchow, der berühmte medizinische Forscher, hatte einmal
einen russischen Studenten, der das medizinische Staatsexamen machen
wollte, zu prüfen. An dem Modell eines menschlichen Brustkorbes
zeigte der Examinator auf eine bestimmte Stelle und fragte: „Was
ist das?“

„Das — das Lebber, Herr Professor.“

Virchow machte ein vernichtendes Gesicht:

„Bringen Sie solche Sachen nicht in Umlauf, Herr Kandidat!
Erstens heißt es nicht das Lebber, sondern die Leber; zweitens sagt
man nicht die Lebber, sondern die Leber und drittens ist es nicht die
Leber, sondern die Lunge!“

H.M.

DIE NACHT AM BREITSTEIN

Anmerkungen zum Logbuch des „Hamak“

Von *Türks Paulum*

Es ist schon, daß gewisse unbedeutsame Teile der Natur abgeschrieben sind, zum Beispiel die Bären, die Eumpe und die Stromschnellen. Und die Natur lieben zu können, muß man sie erst ziemlich weitgehend ausgeschaltet haben. Darum billigen wir es auch, als wir bei der Steinmühle oberhalb Bodenwerder ein Denkmal für Senator Meyer stehen haben, von dem das Volk sagt, er habe die Weierschiffahrt erfunden.

Die Paddler lieben die Natur so, wie wir die Einsamkeit lieben. Kultur und Gesellschaft haben ja schon den Fehler, daß sie meistens nicht ohne Geld zu haben sind, so daß man also durch seine kurze Sommerreise zu Natur und Einsamkeit ein wenig sparen kann. Die Paddler sparen bis zum Abend. Dann haben sie von Natur und Einsamkeit genug und suchen den unbebauten Zeltpfad auf, wo sie dichter beisammen liegen als je sonst. Das Zeltlager hat seine Vorzüge. Man kann Spirit und Salz bergen. Es leben auch gewöhnlich keine jenseitigen Etieren darin, wie draußen auf den Weiden.

Aber meine Frau und ich haben eine wirkliche und echte, eine überdurchschnittlich tiefe Liebe zur Natur und Einsamkeit. Sie ist bei uns mehr als das Bedürfnis des Städters, sich vom Trubel der Woche zu erholen — es ist nun einmal unsere seismisch verankerte Anlage, wenn ich bitten darf!

Wir bleiben dann wirklich allein in der Natur und meiden die vereinlichten Zeltpfade. Wir sprachen höchstens mit Bauern, Anglern und Pustorensknechten — aber Bären begegneten uns eben nicht, denn es war ja an der Werra und der Weser. Soweit uns Eumpe und Stromschnellen begegneten, waren sie keine Reste von Uenatur, sondern Entgleisungen der Kultur. Unsere Wildwasserfaste verdanken wir einer abgegriffenen Straße, die den Strom beengte. Nachdem wir unsere zahlreichen Hundertmarkcheine im Mondschein getrocknet hatten, fuhren wir lieber oberhalb des Wasserspiegels weiter.

Ein Fuchs — viel dunkelroter Mohr — ein paar Raubvögel im Aufwind der Westböden — Glühwürmchen — Feueralamander — das waren jene Sonntagsgaben von Natur, die man als höchstes Unkraut gelten läßt. Aber wir sind auch mittelgroßen Mengen von der andern Seite Natur begnügt, die man besser mitausgerottet hätte. Daß man noch nichts mit dem Wetter angefangen hat! — Es ist wirklich das Schlimmste.

Es geht doch nicht, daß harmlose, naturliebende Paddler ohne vorangegangene Verhandlungen schwere Gewitter auf den Kopf bekommen, Gewitter mit eisigen Gewinden und mit Hagel, und anschließend noch achtundvierzig Stunden Dauereis! Es geht aber auch nicht, sondern ist tüchtig, zu Tode erschöpfte Paddler, die zwei Nächte im Mansbergelände geistert haben, wo Kanonen

und Maschinengewehre sich ausprechen oder schwere Panzerpontons mit entsprechenden Aufstellmotoren stromauf- und -abgieten — es ist tüchtig, sage ich, solchen Paddlern, die nun endlich völlige Ruhe und Einsamkeit in der geliebten Natur genießen zu haben glauben, ein grelles und wildes Hochglücklichter an die eben gespannte Leinwand zu schmeißen!

An einen Rekruten

Arnold Weiß-Rüthel

Nun halt dich grade, Krel,
und mach uns keine Schand!
Kopf hoch, Brust raus,
trock Brillen und Ohren!
Wenn alles gut geht,
steht du morgen feiß
schon dolchbewasnet
im Soldatenlande,
pour la patrie!

Nicht lang gefadet,
rinn in die Kommede!
Ein rechter Mann,
ein Dichter oder nicht,
macht da kein misdrächtiges Gesicht,
wenn ihm des Lebens
raube Kampfmethode
ein bißchen Hoffart
aus der Krone bricht.

Stech stramm — und dem
an jene Herrn Kollegen,
die Schwert und Feder
wechselweis geführt;
wer die Courage, wenn es blüht, verliert,
soll auch nicht billig
seinen Rangem pflegen,
denn Schreit gefast
und nicht mehr räsoniert.

Stech deinen Kant
getroß in den Lernisler,
lies Glauwisch
und Deller Ellencon,
dann bleibst du auch als Kriegsmann —
Müßesohn
und deinen Berfen
unterläßt kein trister,
vom Dellschmerz angegriffener Jammer-
ton.

Leb wohl, adieu!
Wir sehn uns nächstens wieder,
dann bist du braun
und riechst nach Lust und Wind,
hast Schneid und Mannen,
dazu ein dralles Kind
und einen ganzen Knack voll Pieder,
die herabsticht dich
und nicht von Pappe sind!

Ich frage die Verantwortlichen: warum sind die Kröten am Breitstein noch nicht abgeschrieben? Könnten sie nicht um Mitternacht verschlimmen, wie gewisse andere Madanaparat? Genügt es denn nicht, wenn sie bei Tage brüllen — und möglicherweise bei gutem Wetter? Die Gegend ist bei Nacht doch romantisch genug! Wegen schlechten Wetters war uns ja auch der Genuß entgangen — oder wir waren dem Genuß entgangen, das Weisfeld von der höchsten Spitze des Breitsteins ins Tal trompeten zu hören!

Dafür begannen nun also die Kröten zu brüllen. Sie gluckten, knurrten, bellten, meckerten und blöckten aus Leibeskräften. Sie sangen das schöne, uralte Lied: „Kroaats, kroaats, verdeckter ...“ Wenn sie das schon früher, zu der Zeit getan haben, wo der liebe Herr die Landknoten erschuf, dann kann man begreifen, warum er zwei Dörfer in der Nähe mit den Namen „Albagen“ und „Meinbreagen“ strafe! Aber vielleicht meckern die Kröten noch gar nicht so lange — vielleicht erst seit der Zeit, wo ein gewisser Baron in dieser Gegend die furchtbaren Abenteuer erzählte. Mündhaufen sich er.

Das Krötengeheul war Natur. Wir konnten es in der Eile nicht ausrotten und auch nicht adressieren. Aber wir konnten es uns jedenfalls erklären. Meine Frau als Naturwissenschaftlerin belehrte mich über die Quarte vorrichtungen, und ich nahm noch den Eigenbarren zu Hilfe. Dadurch machten wir uns zu Herren der Kriegslage. Wir haben nachher auch wirklich ganz gut geschlafen, obwohl ihre lieblichen Lieber fort und fort erschollen — nachher, als die andere Sache vorbei war. Denn es geschah noch eine andere Sache in dieser Nacht unter dem Breitstein!

Die Kröten hatten wir also vorläufig verdrängt — schließlich natürlich — und hatten sie sogar vor dem Schlafengehen noch ein wenig gemerkt, ihnen etwas vorgelesen und -gequert und sie zu höchster Wut und Leistung angespornt. Dann lachten wir unserseits die „verdammtten Geelen“ aus — diesen Ausdruck gebrauchte ich in einem Zurs — zogen uns ins Bett zurück und zierten alles dicht, um keinen kalblühtigen Besuch aus dem Höllenpflanz zu bekommen. Beim Gehen unserer neuen Glückseligkeit trugen wir das Nötige ins Logbuch ein und erschöpfen dann auf Ger- und Landlache das Gelände unserer morgen bevorstehenden Unternehmungen.

Da kloppte es leise ans Zelt. Wir waren sicher, meilenweit vom nächsten Dorf entfernt zu sein, und hielten es für unmöglich, daß sich jemand hier herangehen könnte. Wir antworteten nicht. Als es aber gleich darauf noch einmal kloppte, gaben wir den Glauben an eine Zäufung auf, und ich rief:

„Ist da jemand?“

Es blieb still. Natürlich.



Waldsteig

Franz Doll

Dann klopfte es wieder. Es klopfte nun schon zum drittenmal auf dieselbe besondere Weise: „d-d-d“ — fünf rasch aufeinanderfolgende Schläge und ein etwas verzögerter, etwas härterer sechster Schlag. Ein Signal? Ein verabschiedetes Klopfzeichen? — Und wichtiger: Freund oder Feind? —

Ein Freund hätte auf meinen Ruf geantwortet! — Ein Feind... — was denn für ein Feind?! Höchstens doch ein Gelegenheitsdieb, der erproben wollte, ob das Zelt vielleicht verlassen stünde. Und so einer hätte ja nach dem ersten Anruf nicht weitere geklopft! Trotzdem, ich rief noch einmal und froh mit der Taschenlampe hinaus.

Es war niemand da. Natürlich. Aber während ich die Gegend abenduckte, klopfte es wieder, diesmal mit einem hölzernen Klang, ellig und dringlich: „d-d-d“.

Ich sahste nach den Spannseilen, ob sie sich vielleicht in der Fruchtigkeit zusammengezogen

und in den Holzstößen nachreuschten. Es taute stark, das fühlte ich, wie ich auf allen Vieren herumkroch. Es war nur unwahrscheinlich, daß dieses Nachgeben und Rutschen im Holz mit so regelmäßigen Geräuschen verbunden war. Immerhin — es gibt ja noch mehr Sachen, die rutschen und die sich zusammenziehen und die sich spannen und verzerrern und die schaukeln oder schwanzen und klappen und ticken können...

Ich teilte meine Frau den Gedanken von den Spannern mit: „Es ist kein Mensch!“ sagte ich, „also ist es nichts Gefährliches! — Es ist unwahrscheinlich, daß meine Erklärung zufällig gerade das Richtige trifft, aber es wird etwas Ähnliches sein, und darum können wir ruhig einschlafen.“

Als in diesem Augenblick wieder einmal das Krötenplätschern aufbrachte, habe ich doch zusammen — es kam mir anzüglich vor.

„Habe ich etwas Unvernünftiges gesagt?“ fragte ich, und meine Frau erwiderte:

„Nein, etwas sehr Vernünftiges, etwas leider nur Vernünftiges! Denn Vernunft und Einschlafen haben nicht viel miteinander zu tun!“

Sie hatte recht. Wir konnten nicht einschlafen. Wir konnten keineswegs einschlafen.

— Solange der Krötenpflösch johlte, hielten wir uns wütend die Ohren zu. — Verstummen die Kröten, dann lauschten wir angepaßt, ob es nicht bald wieder klopfen wollte. — Das süße Lärmen einer ferneren Schotenmücke konnte uns nicht trösten. — Wenn es aber klopfte...

Es klopfte von hinten und vorne ans Zelt, es klang neuerdings sogar von unten herauf, besonders laut — teils hölzernen, teils metallisch und teils wie auf pralltem Trommelfell. Wir hörten alles genau, und unsere Gedanken liefen aufgestört durcheinander, um der grundlosen Furcht Herr zu werden, die langsam heraufwuchs...

Einen kleinen, hilflosen Gedanken griff ich mir aus dem Wirrwort in meinem Kopf und hielt ihn mir vor die Augen: fernes Schnellfeuer!

Fernes Schnellfeuer? — „d-d-d-d“ — klopfte es deutlich unter meinem Kopfbündel, „d-d-d-d“ — pochte es unverkennbar oben am Zelt, „d-d-d-d“ — hämmerte es aufgebracht im Bambus des Zeltstabes. Aber ich versuchte, mir fernes Schnellfeuer vorzustellen; ich wollte mich erinnern, in einer Zeitung gelesen zu haben, daß weiter oben, bei Laufenföde und Beverungen, Nachtlagerungen sein sollten. Ich bewies mir endlich meinen Mut und froh noch einmal aus dem Schloßack und aus dem Zelt, um in die Ferne zu laufen.

„d-d-d-d“ — das war an der linken Zeltwand, und nirgends sonst!

„d-d-d-d“ — mit neuer Klangfarbe — war das an unserm Boot? Aber es war nicht genau festzustellen, die Kröten legten los: „Kedekedek...“

Ich lag wieder. Ich mochte meiner Frau nicht sagen, woran ich jetzt dachte. Die Einsamkeit wuchs mir über den Kopf...

„Ach Boot! Wir müssen ja noch die Kilometer für unsern Ausstieg zählen!“ sagte meine Frau plötzlich.

„Natürlich!“ sagte ich, wenn es mir auch überfordern kam. Ich machte das Licht an. Ich war froh, eine Beschäftigung zu haben.

„Das ist der Vogler“ — der Vogelweid, wo Herr Heinrich geessen hat!“ zeigte meine Frau auf der Landkarte.

„Da werden wir uns hinsetzen und warten, bis jemand kommt und schwenkt die Fälschen bunt...“

O, wie munter plauderten wir, wenn es auch Mühe kostete!

„Wagte du übrigens, warum die Kröten lachen?“

„Ja?“ machte meine Frau.

„Weil sie wahrscheinlich mitangehen haben, wie Mäusenhausen sich am Jopf aus dem Eumpf zog!“ — Ich versuchte, das alte Gespräch fortzusetzen.

„Ja!“ machte meine Frau.

„Dieses Abenteuer ist nämlich ganz gewiß

war. Nachweislich! Paff auf: Wenn er sich nicht aus dem Sumpf gezogen hätte, dann wäre er verfunken und ertrunken! Da er die Geschichte aber selber bei lebendigem Leibe erzählt hat, muß sie wahr sein!

„Dddd—d“ Kloppte es.

Wie hörten nicht darauf. Wie riefen uns gegenständig Mündchenaugen schüchtern auf, die wir beide wußten. Aber hier, in der Gegend seines Wirtens — auf geschäftlichen Boden — Grund genug, sie einmal zu repetieren! In so romantischer Umgebung!

„Ist er nicht hier in der Nähe begrabten?“

„Ja, und nun klopft er hier am Zelt herum!“

„Es, wie immer scherzen wir! Wir waren doch bei Lüne, oho! — Es war ja auch in ganzen ein heiterer Betrieb hier!“

Mündchanka Kloppte gerade wieder. Dann schrie die Pflaß auf. Wie schweben so lange.

Als es vorüber war, sprachen wir ganz kühl und lustig von Klopfgestirnen. Klopfgestir, was ist denn schon dabei? Es haben schon verschiedene Menschen Klopfgestir gehört. Klopfgestir tun einem nichts zuleide. Klopfgestir haben allen Grund, sich anständig und rücksichtsvoll zu benehmen. Schließlich werden sie ja ein Anliegen haben — meistens haben sie irgendein Anliegen, sonst würden sie sich ja gar nicht die Mühe machen, in einem harmlosen, naturfahenden Zelt herumzuklopfen. Es soll nämlich sehr anstrengend sein...

„Norraaks — forraaaks — beedecktef“ jahten die teuflischen Kröten.

Ich zweifelte, ob es Lachen war, verzweifelter Lachen, oder heulendes Gellend und hilfloses Jammellappen? — Wenn nur diese Kröten nicht gewesen wären! Klopfgestir sind dagegen eine ganz vernünftige und suberzine Angelegenheit. Wenn mich zu Hause ein Klopfgestir anriefe, würde ich mich gehet fühlen. Aber hier war ja nun allerdings wirklich nicht der Ort und die Gelegenheit dafür.

„Dddd—d“ Kloppte es hinter meinem Kopf. Was bedeutete es? Wenn es nach dem ABC ging, mußte es 3 heißen. Es konnte mitalischerweise auch 12345, also E heißen und dann 1, also A. Drittens konnte es ein Morzeichen sein, und von Morzeichen habe ich keine Ahnung.

„Was für ein unständliches und hoffnungsloses Verfahren für Geister!“ sagte meine Frau, „warum flüster sie nicht einfach?“

Ich konnte ihr das alles erklären, denn auf diesem Gebiet habe ich viel gelernt.

„Paff auf!“ sagte ich, „zu einem vernünftigen Gedankenaustausch gehört auf der menschlichen Seite ein Medium in France, das weißt du doch. Auf der Geisterseite muß aber auch noch ein Geiste da sein. Das ist so eine Art Conferencier und Dolmetscher. Der Geiste ist es, der durch den Mund des Mediums spricht — das Medium weiß natürlich nichts davon. Der Geiste kann aber auch manchmal andere Geister, mit denen man zu plaudern wünscht, also legendarische Kaiser, Könige oder tote Tanten heranziehen, Nachrichten von ihnen übermitteln oder sie selber vor dem Mikrophon zum Reden bringen. — Einmal wollte jemand den Geiste von Lenin befragen...“

„Dddd—d“ Kloppte es, aber was ging uns denn eigentlich das Klopfen an?!

...beiswören. Nein, so war es gar nicht. Er wollte seine Frau an den Apparat bitten lassen — da rief der Geiste plötzlich mit der Erregung eines Funtanajagers: „Geben nach sich ein Geiste — ein sehr flacker Geiste — er will sprechen...“ und dann kam gar nichts mehr. Vielmehr doch: das Medium versief in beständige Krämpfe und der Wirt machte sich auf eine schwere Gardienpredigt gefaßt. Aber der Sitzungsleiter forderte den starken Geist in strengster Zone auf, sich zu legitimieren — und da stammelte das Medium anständig: V—e—n—i—n. Mebe brachte es nicht heraus. Lenin hatte offenbar noch nicht den Knägel für Geiste gelesen und verstand sich nicht auf den Umgang mit Medien! Vielleicht...“ sagte ich sinnend hinzu, „lag es auch an der russischen Sprache, an der sich das Medium Zunge und Gaumen verrenkte...“

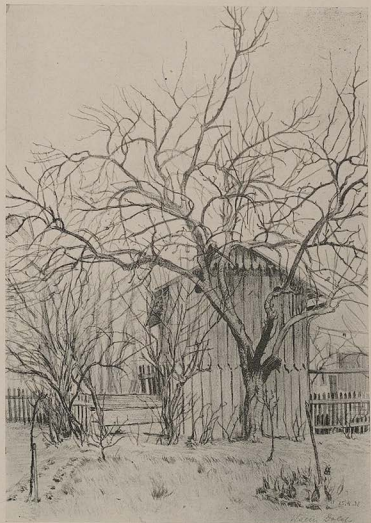
Meine Frau bewunderte meine Kenntnisse. „Ja, du weißt einmal ein guter Geiste!“ sagte sie. Die Kröten lachten laut. Wir lachten mit und machten das Licht aus.

Wirklich schien meine Frau einzuschlafen, obgleich die fadenfaden Wäcker in der Pfäße noch immer kratelten. Ich atmete tief und langsam, aber ich hatte noch nicht vor, zu schlafen. Ich fühlte die Pfäße, und ich mit dem Klopfgestir zu verständigen und ihre Beschaftigung entgegenzunehmen.

Eigentlich spricht man zu Geistern aller Art mit lauter Stimme, aber ich wollte diese Sache allein mit ihnen abmachen, ohne meine Frau zu wecken. Ich beschloß, so deutlich und so bestig wie möglich zu denken. Zuerst mußte der Schlüssel verabschiedet oder bestätigt werden, der Jedem oder, nach dem geklopft werden sollte.

„Das Abe!“ dachte ich sehr energig, „da a Abe! Das Abe!“

„Dddd—d“ ging es gleich wieder an.



Garten im Herbst

Walter Dolch

„Ich habe verstanden. Weiter!“ dachte ich kurz und prägnant.

„Du atmest ja gar nicht!“ sagte meine Frau.

Die Geister schwiegen.

Die Kröten brüllten vor Lachen.

Ich atmete.

Es wurde totenstill.

Die leisen Klufe der Glockenmücke machten alles noch schwächer und undurchsichtlicher.

Dann kam etwas:

„D-d-d-d-d“ machte es unter meinem Kopf.

„Das heißt d!“ flüsterte ich besser zu meiner Frau hinüber. „Es sind wirklich Klopfgeister!“

— Bisher heißt es entweder so oder end! — Vielleicht auch noch oder so! — und ich versuchte vergebens, einen Sinn in dieses Buchstabieren zu bringen.

„Wellch sollst du in einen FD-Zug steigen?“ sagte meine Frau.

„Still!“ hauchte ich. Ich wartete auf die Fortsetzung, die Kröten jubelten in den höchsten Tönen, nichts klopfte.

„Zim!“ teilte meine Frau. „Klopfgeister gibt es doch nur in alten Häusern! Wo ihre Elekette eingemauert sind!“

„Wer weiß?“ sagte ich leise, „vielleicht ist jemand hier ertrunken oder im Kampf bei den Kröten versunken oder am Waldrand verscharrt!“

„Quatsch!“ sagte meine Frau sehr laut und deutlich.

„Du glaubst festeste an den Kugelhieb, weil du ihn selber gesehen hast. Erlaube mir also bitte auch, daß ich versuchsweise die Möglichkeit des Vorhandenseins von Klopfgeistern einräume...“

„D-d-d-d-d, d-d-d-d-d, d-d-d-d-d“ klopfte es.

„D-d-d-d“ kam eine leise Fortsetzung.

„Du hast sie mißverstanden — nun fangen sie von vorne an!“ sagte meine Frau.

„Wenn du gar keine Angst hast“, sagte ich, „dann hast du wohl auch nichts dagegen einzuwenden, wenn ich sie jetzt auffordere, sich auf eine andere Weise bemerkbar zu machen?“

„Mir ist es recht!“ antwortete sie, „ich bin sehr gespannt!“

Mein eigener Vorschlag reute mich schon. Es gibt nämlich Geister, die einem über das Gesicht streichen wie ein kühles Handtuch. Es gibt welche, die fahren einem durch den Mund in die Seele. Es ist weiter nichts Unheimliches dabei, aber es kann einem spießig werden... Ehe ich mich auf solche Sachen einließ, machte ich doch Licht und zündete mir eine Zigarette an — — — und dann, als gerade alles so schön still war, sagte ich Mut und sagte langsam und deutlich:

„Wer da klopft — können wir dich nicht körperlich vor uns sehen?“

„Zeit wann darf man denn wildstreunde Tote?“ flüsterte meine Frau — aber dann schrie sie doch...

Auf der Streichholzschachtel, die ich in der Hand hielt, saß ein hellbrauner Käfer, nicht größer als ein Ohrweim. Und während ich die Schachtel vor lauter Entsetzen nicht loslassen konnte, zuckte der hintere Teil seines stark eingekerbten Rückens und schlug mit erstaunlicher Wucht rhythmisch sechsmal auf das Holz.

Die Kröten haben uns noch einmal furchtbar ausgelacht, aber meine Frau hat gesagt, mit dem Auffinden dieses Käfers wäre nichts gegen Klopfgeister bewiesen. Es wäre sogar möglich, daß ein Geist sich eines solchen Wesens bedient hätte, um sich auf natürliche Weise bemerkbar zu machen.

Einer von den Käfern hat sich übrigens in unser Kaktusboot verirrt und ist dort gestorben. Seine Leiche ruht in einer Urne auf meinem Nachtschisch. Vielleicht ist es Napoleon oder Lantz Cäcilie?

Die schlechte Erziehung

„Ich weiß nicht, die jetzige Generation hat gar keine Erziehung mehr?“

„Wieso kommst du zu dieser Anschauung?“

„Wenn ich Auto fahre, sprechen mich so viele Schulleute an, aber keiner stellt sich vor!“

Kritik

„Was imponiert dir an meinen Büchern am meisten?“

„Einerseits, daß sie gekauft und scheinbar sogar gelesen werden!“

Reue

Widel hat geheiratet. Eine goldene Uhr. Wid erwischt, gibt klein bei, gesteht alles und kommt vor den Richter.

„Sehen Sie ein, was Sie sich da eingebrocht haben...?“ versucht ihm der Richter ins Gewissen zu reden. „Ich muß Sie glatt verurteilen... das Gesetz gibt mir keine andere Möglichkeit... Sie werden also ins Gefängnis wandern...“ Sie verlieren Ihre Unbeachtlichkeit... Sie verlieren Ihren guten Namen... Ihre Familie wird sich von Ihnen mit Abscheu wenden... Sie werden vorbestraft sein... Sie werden keine neue Anstellung finden können... und alles wegen dieser unfeligen Uhr!“

„Ja, ja...“ seufzt Widel herzerweichend, „und dabei geht sie mich mal richtig!“ S. T.

Ihr Recht

Hell hat geheiratet.

Vor einem Jahre.

Hell betrachtet sein Hemd.

„Hier fehlt immer noch der Knopf, Frau —“

„Den anzunähen bin ich nicht verpflichtet!“

„Wieso?“

„Der war schon locker, als wir heirateten!“



„Diese Aussicht ist durch nichts zu übertreffen.“
„Sie wird lediglich getrübt durch den Umstand, daß ich meine Streichhölzer vergessen habe.“



Perpetuum mobile

Toni Bichi

Wie zeige ich meine Bildung

Von Wilhelm Lichtenberg

Nicht wahr, wenn ich kostbare Gemälde habe, tapeziere ich meine Wohnung mit ihnen und jeder, der zu mir kommt, sieht sie auf den ersten Blick? Er weiß sofort, daß ich Sammler und Kenner bin. Meine Ringe stecke ich reihenweise an alle zehn Finger und jeder, dem ich die Hand gebe, sieht, daß ich Edelmann bin. Meine Kleider kann ich fünfmal täglich wechseln und alle, die mit begangen, sehen sofort, daß ich in der Lage bin... Meine Antiquitäten stelle ich in die Vitrine und jeder sieht, daß ich einen feinkultivierten Geschmack besitze.

Was aber mache ich mit meiner Bildung? Wo? Wie zeige ich sie? Wie stoße ich die Menschen darauf, daß ich nicht nur Bilder, Edmund und Altkler, sondern auch Bildung erworben habe?

Kann ich meine Bildung an die Wand hängen? Kann ich sie an die Finger stecken oder durchs Ohrklappchen ziehen? Nein.

Trotzdem gibt es natürlich auch eine Möglichkeit, seine Bildung bei allen passierenden Gelegenheiten zu zeigen. Es sei zur Nachahmung empfohlen.

Zum Beispiel im Theater. Im Theater haben bekanntlich nur die Chakspisler zu reden. Aber flüstern — wie? — flüstern kann ich doch! Und ob! Sagen wir, es wird ein Chakspisler gespielt. Allos! Da kann ich doch meinem Nachbar — während Dabbel von gelber Eisernacht auf der Bühne raht — die Dellen ins Ohr flüstern, aus denen Chakspisler schöpft? Oder nicht? Und ich kann sogar so flüstern, daß es alle Umstehenden hören. Ich kann etwas von Verd Bacon fallen lassen, und daß es gar nicht so ausmacht, ist, ob Chakspisleres gesammelte Werke auch wirklich von Chakspisler sind, und von Chakspisler kann ich auch etwas erwähnen, und daß der Vater Chakspisleres John geheißen habe, wie weiß das so bald von meinen Nachbarn im Theater?

Aber auch im Konzert und in der Oper muß man seine Bildung nicht in der Garderobe abgeben. Schließlich kann man seine Frau, während die „Neunte“ gespielt wird, recht gut einen kleinen Vortrag über die Ergänzungsstücke halten und auseinanderlegen, wie sie zerlegt werden. Oder wenn Krüger schmettert, kann man seinen Hintermann sehr gut über Stellung in der Musikologie präzisieren. Und während Mozartsche Preludien aus dem Orchesterraum heraufschallen, kann man innerlich einiges über Aittereder, Bündel und Eckharder laut werden lassen. Obgleich, es wird immer einige Unzufriedene geben, die sich über Des-

arriges empören. Aber ihnen sagt man kurz und bündig: „Gell ich viel, leicht meine musikalische Bildung als Bismarck tragen?“

Und wenn von Literatur gesprochen wird, interessieren mich die bekannten Dichter überhaupt nicht. Gott, den Schiller kennt jeder Schullehrer heute schon! Und die Goethe-Forscher verkaufen bereits heiße Maronen auf der Straße. Meine Köchin hat mir unlängst einen Vortrag über Oberst Hauptmann gehalten. Habe ich mir dazu literarische Wissen erworben, um mit Schullehrern, Maronenverkäufern und Köchinnen zu konflieren? Ich spreche von den Frühromantikern. Ha! Die sitzen mir wie ein gutgeschmittener Stiel, Frühromantiker sind Raviat für's Volk. Oder ich gebe noch weiter und rede mir die ganz Alten ins Knopfloch: Homer, Hesiodos, Euripides, Herodot, Dantes, Sokrates, Plato, Aristoteles, Demosthenes, Cicero, Virgil, Horaz, Seneca und Epikur. Da kann meine Köchin nicht mehr mit! Und überhaupt die wenigsten. Mit Dantes kann ich die Gelehrtesten in Verlegenheit bringen. Jede Wette! Und wozu hätte ich meine Bildung anders, als meine lieben Männenchen ständig in Verlegenheit zu bringen?

Aber auch das Zitieren will mit einem gewissen Raffinement geübt sein. „Der Cierste ist am mächtigsten allein“ sagt heutzutage schon ein jeder. Damit imponiert man keinem Menschen mehr. „Ich aber zitiere Nevalls — aus Duellenangabe. Da reifen die Leute die Augen auf! oder ich registriere ein paar Verse aus Lomparte Coslos „Beisicht Jerusalem“ in der Originalsprache. (In der Originalsprache, bitte!) Wohingegen ich keinen, der seine Bildung zeigen will, raten kann, „lasciate ogni speranza“ zu sagen; das zitiert heute schon jeder beste Gedichtversteher. Nabindranath Tagore im Sanskrit allerdings willt noch immer. Und sehr schöne Werke sind mit Vi-Tai-Po im ältesten Chinesisch zu erzielen. Überhaupt macht sich Chinesisch immer sehr gut. Und selbst Konfuzius kann man noch hier und da zitieren, ohne gemächlich zu werden.

Auch in der alltäglichen Konversation hat man noch immer Gelegenheiten, seine schwer erworbene Bildung leuchten zu lassen. Wenn man zum Beispiel recht häufig „a priori“ sagt, ganz recht, ob's paßt oder nicht. Oder „divinatorisch“. Verstehen die wenigsten und bewundern alle. „Cosmologisch“ ist auch sehr deformativ. Eine besondere Plantele bietet das Wort „Velleität“. „Velleitätlich“ hingegen sagt ihnen jeder bessere Bismarckversteher. Man vermeide es deshalb. Aber wenn man von Verbrechern sagt, sie seien jenuatisch-atavistisch-hereditär belastet, wird man selbst im Zeitalter der Psychoanalyse noch immer gehörig angestrichen.

Sehr effektiv ist es auch, die deutsche Sprache so im höchsten von eben herab zu behandeln. Es macht immer Eindruck, wenn der wahrhaft Gebildete behauptet: „Die Deutschen können das nur sehr plump ausdrücken. Aber der Franzose sagt sehr fein...“ Was der Franzose sagt, ist dann ganz egal, Hauptsache bleibt, daß man es nicht deutsch sagt.

Will man aber sehr imponieren, dann hält man einen kleinen Vortrag über den großen japanischen Philosophen Mankipuri. Aber man kann auch etwas von den indischen Weisen Gedighi Band erzählen. Oder vom indischen Dichter aus dem zweiten Jahrtausend, Bid N'Dient. Die gibt's zwar gar nicht wirklich. Aber das macht nichts. Die Leute werden wegen aller im Konversationslexikon nachgeschlagen und Mankipuri und Gedighi Band und Bid N'Dient suchen. Und übereinstimmend werden sie sagen: „Dommerwetter! Es etwas von Bildung! Er kennt Namen, die nicht einmal im Lexikon stehen!“

Sein Wunsch

Kürzlich habe ich dienstlich an einem kleinen Amtsgericht in der Provinz zu tun. Der Vorstand dieses Gerichtes, der zugleich Strafrichter ist, hatte eben einen in das Amtsgerichtsgefängnis eingeliefert zu verurteilen, weshalb an der verfallenen Zure seines Amtsinhabers ein kleiner Pappletten mit der Aufschrift „Zur Zeit im Gefängnis“ hing.

Da ich mit dem Amtsverstand zu sprechen hatte, machte ich einen kleinen Spaziergang im Ort und lebte dann wieder ins Angehörige zurück. Der kleine Pappletten hing noch immer an der Zure. Ein Individuum aber, das wahrscheinlich auf unheimliche Weise mit dem Herrn Strafrichter einmal in Berührung kam, hatte auf dem Pappletten noch die Worte angebracht: „Hoffentlich auf recht lange“.

Das Attentat

Dieser Tage traf ich meinen Freund D., den Humerviten, dessen lustige Geschichten rasch die Kunde durch alle humoristischen Zeitschriften eroberten.

Nachdem ich saß er im Kaffeehaus, fröhlich gegenwärtig den Kopf in die Hand und starrte verzweifelt vor sich hin.

„Gut, daß du kommst!“ riefte er mir die Hand, „mit mir ist's aus!“

„Was soll das wieder?“ lachte ich. „Er las mich traurig bekümmert an.“

„Dach nicht... Wovon ich in Zukunft leben soll — ich habe keine Ahnung!“

„Aber — aber —“, entgegnete ich verdutzt, „bist du krank?“

„Nein!“ sagte er, „Nein... Wollte Gott, ich wäre es, dann würde ich wenigstens — aber hör mich an... Vor drei Wochen las ich eine Abhandlung über den Humur. In diesem Buch stand, daß der Witz eine erbliche Aufregung gegen übermäßige, bedrückende Hemmungen ist, daß er Quellen der Lust erschließt, die sonst verpönt, in der humoristisch sublimierten Form aber erlaubt sind... Man könnte, sagt der Verfasser weiter, den Humur gewissermaßen als einen Gnadenakt des Himmels (Aber: Ich) auffassen, dieses Aber: Ich, das gleichsam eine höhere Bewusstseins-Einstellung bildet, die am bewußtesten Ich eine oft unerwartet rigoreuse Kritik übt, und vermuten, daß es sich dabei um einen geistlichen Ausgleichversuch zwischen miteinander ringenden, quantitativ annähernd gleichstarken Triebregungen handelt!“

Er hielt erschöpft inne.

„Na und?“ fragte ich verblüfft, „was hat das mit deiner trübseligen Laune zu tun?“

„Das fragst du noch?“ versetzte er zitternd vor Empörung, „das Buch hat mit ganz bestimmt irgendein beobachteter Kontrast in die Hände gespielt: Denn seit ich weiß, woher die Quellen des Humors sprudeln, fällt mir nichts mehr ein!“

H. K. B.

Parfümerie Viennois

In einem Parfümeriegeschäft der inneren Stadt, so zwischen Ring und Stephansplatz, läßt sich eine vollste Dame, das goldgerandete Vorgehen zwischen den fleischigen Fingern, alle Wohlgerüche Arabiens vorführen.

Der Tag ist schwül, die Dame schwitzt und der Verkäufer, geduldig wie ein weiches Kissen, läßt, lächelnd, stundenlang Dienst am Kunden.

„Bitte, gnädige Frau“, preist er das wunderbarste Parfüm an, „vielleicht Jovite... Jovite ist augenblicklich sehr en vogue... ein angenehmes Parfüm.“

„Es kostet?“

„Zwanzigzwanzig Schilling, gnädige Frau!“

„Zwanzigzwanzig Schilling... Und was können Sie mir sonst noch empfehlen?... Du lieber Gott, ist das heute ein heißer Tag... Schrecklich... Ein intensiveres Parfüm, Sie verstehen.“

„Bitte sehr, gnädige Frau, das Allerneueste... Maisjeu — ein Duft des fernsten Ostens.“

„Hm — zu mild.“

— oder L'heure bleue... L'heure bleue ist ein individuelles Parfüm, äußerst gelungene Duftkomposition.“

„Kann man's versuchen?“

„Gewiß, gnädige Frau, bitte.“, zieht der Verkäufer launiggeduldig den Glasflögel aus dem Probefläschchen, — ich glaube, dieses Parfüm wird Ihren Wünschen entsprechen.“

„Edwacht.“ — schnuppt die Dame mit weitgeöffneten Nüstern.

„Ich kann es der gnädigen Frau wärmstens empfehlen...“ rasiert der Verkäufer seine letzten Kräfte zusammen, „alle unsere Kundinnen kaufen L'heure bleue!“

„Was kostet das Fläschen?“ fragt die Dame immer noch schnuppend.

„Zwanzigzwanzig Schilling!“

„Zwanzigzwanzig Schilling!“ seufzt die Dame, „alles zu teuer, viel zu teuer... Haben Sie nicht Eaucleres und Vallieres?“

Da schaut sich der verzweifelte Verkäufer im Laden um, schüttelt den Kopf und leise, ganz leise flüstert er der Dame zu:

„Gnädige Frau, wenn Sie mir folgen, gehen Sie hinten, das kommt billiger!“

H. K. B.

Liebe

Sie zum Bräutigam: „Dank! die nur, Papa mußte leider in Anzuleib gehen!“

Er: „Habe ich nicht immer gesagt, er würde schon ein Mittel finden, uns zu trennen!“

Trauer

Maud ist der Mann gestorben.

Maud trauert zwei Jahre.

„Er haben sehr lange um Ihren Mann getrauert, Maud!“

Maud nicht:

„Ja. Das schwarze Kleid hat sich abgesetzt, wie ich getragen.“ j. h. r.

Aufwand

Der Beamte brennt:

„Ihre Steuererklärung steht in keinem Verhältnis zu Ihrem Einkommen. Wir wissen genau, daß Sie sich voriges Jahr einen neuen Wagen gekauft haben. Wir wissen ferner, daß Sie sich ein Wohnhaus bauen ließen und damit einen der mannhaftesten Architekten beauftragten. Wir wissen, daß Sie sich aus Hamburg tausend Zigaretten, aus Bingen dreitausend Flaschen Wein kommen ließen. Wir wissen...“

Der Steuerzahler lächelte:

„Wissen Sie auch, ob ich das alles auch bezahlt habe?“ j. h. r.

Splitter

Gerade wenn man am längsten schwant, werden von zwei Wegen man gehen soll, ist es meist ganz gleichgültig, weil beide falsch sind.

Ein erstes Werk schafft das Talent, nachdem es eingesehen hat, daß es kein Genie ist.

W. Schmidt



„Da schau, Müller hat seiner Frau ein Auto gekauft.“
„Der Ganner — vor drei Wochen hat er sie in die Lebensversicherung aufnehmen lassen.“

Wortspiel der Woche

Was Schwärzhörner sind, wissen wir. Sie kamen zusammen mit dem Kindjunt.

Jetzt sind wir wieder einen Schritt weiter: man richtet das Gesicht ein. Wer will, kann es mieten. Wie haben Bedenken gegen diesen Fortschritt der Technik.

Was wird durch ihn erreicht werden? — Daß es bei uns, zum erstenmal seit langer Zeit, wieder Schwärzhörner gibt. hat

Bliss in die Zukunft

Sie hatten sich schon verlobt.

„All deinen Kummer will ich nun mit dir teilen“, flüsterte sie zärtlich.

„Aber Kleines — ich hab doch gar keinen Kummer...“

„Das sehen“, gab sie zu, „aber ich meine doch: wenn wir verheiratet sind...“

Das Schlimmste

„Bist du“, fragte ich teilnahmsvoll, „Sie blühen so traumig — was haben Sie denn?“

Worauf sie sich ein paar richtige Tränen abwuschte und zornig erklärte:

„Dieses Elend von Paul... nicht nur, daß er mir das Leben verpfuscht und mich um alle meine Illusionen gebracht hat — er hat mir auch den ganzen schönen Abend verderben!“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitschneider, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionist der deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“, alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Blattschuß

Prig kommt von der Jagd zurück und prahlt: „Heute habe ich einen fabelhaften Blattschuß gemacht!“

„Woß auf einen Reibbo?“ will Prag wissen.

„Ach weder! Auf ein Blatt am Baum!“

Unbeweglich

„Kaiser soll ja ein sehr bewegtes Leben hinter sich haben!“

„Im Gegenteil! Er ist doch die meiste Zeit gerissen!“

Im Gasthaus

„Herr Ober, gibt es bei Ihnen Wildenten?“
„Leider nicht, mein Herr. Aber wie könnten ja eine zahme für Sie wild machen!“

Die Probe

„Mit der Zigarette, die ich eben die Zigarette gab, ein Versuch von dir?“

„Ich weiß nicht; ich habe die Zigarette noch nicht geraucht!“

Das Plagiat

Angeblick hatten eine Lunte aus der Provinz zu Debusch. Grete führte sie in die Gemäldegalerie und zeigte ihr, was man gefehen haben muß...

„Siehst du“, erklärte sie, „dort drüben hängt das berühmte ‚Angelus‘ von Millet...“

„Das ist ja allerhand“, empfand sie die alte Dame. „Hat auch doch dieser unterschätzte Mensch das Bild auf dem Altar, der seit zwanzig Jahren in meiner Küche hängt, glatt abgelaufen!“

Der Grund

Ein Mann steht im Teich und ruft nach Hilfe. Kennen ein Einbeinischer und meint: „Was, Sie können noch im Wasser stehen, hier soll es ja drei Meter tief sein!“ — „Haben Sie eine Ahnung“, antwortet der andere, „ich fische doch auf dem — das meines Antons!“

Im Jugend
Zin

Die Jugend

„Der Jungend“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildwiedergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 155 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN SO 10
BURGSTR. 30
FERNRUF: P T JANNOWITZ SAMMEL-NR. 5116

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunsthändler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zusätzlich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder direkt beim unterzeichneten Verlag.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgearbeiteten Ausgabe zum Preis von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

ALS BLATT DER KUNST

des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung
Jeder Art
Drucksachen

empfehlen wir
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Glück für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz in den Vierfarb-Kunstpostkarten der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf. und 90 Pf. je nach Größe, zusätzlich Portoposten durch den Kunsthandel zu den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zusätzlich Portoposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lesen des Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 9 M.

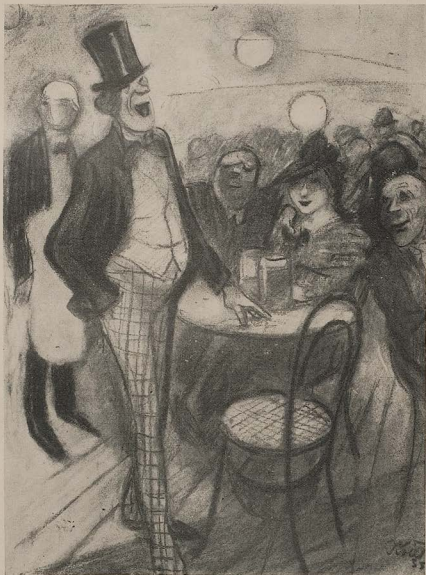
Fischerhalspost-Verlag
Dr. Hans Schneider
München KW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben

ist: **KREMPELHUBER**

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 480 Seiten in Ganzleinen gebunden auf RM. 2.85 zusätzlich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



Der Volkssänger

Rudolf Kriesch

NEUE BÜCHER

Fotografieren mit Infrarot

6.—7. Tausend, von Gerhard Isert, G. Hirth Verlag AG, München 2 NO.

Das bekannte Infrarotbuch mit der höchsten Auflage. Daß sein Inhalt alle für Amateur- und Wissenschaftler vorkommenden Fragen behandelt, ist allgemein bekannt. Zu erwähnen bliebe, daß diese Neuauflage vor allem auch die letzten Forschungen und das neue Agfa-Aufnahmefilmmaterial bringt. Der Bildschmuck ist verbessert und erweitert, der Textteil auf rotem Papier gedruckt. Also auch äußerlich stellt das Buch etwas Besonderes dar. Sie erhalten es durch jede Foto- und Buchhandlung für RM. 1.40.

Das Lumimax-Buch

von Gerhard Isert, G. Hirth Verlag AG, München 2 NO. Preis RM. 1.75.

Daß der Lumimax ein vorzüglicher Vergrößerungsapparat ist und weite Verbreitung gefunden hat, weiß jeder. Jetzt liegt endlich zu diesem Gerät ein Spezialbuch vor, das nicht nur eine Beschreibung des Gerätes, sondern eine umfassende Darbietung der modernen Vergrößerungstechnik überhaupt mit reichem Bildschmuck bringt. Das Buch sollte jeder lesen, der sich für die kommende Saison einen Vergrößerungsapparat kaufen will oder schon selbst vergrößert. Die Ausführungen über die gestalterischen Fragen des Vergrößerers in diesem Buche sind als klassisch zu bezeichnen.

Konsequenz

Piffig wird von einem Auto niedergegessen.

Piffig ist empört.

Rennt zum Kadi.

„Aut Aussage des Verkehrs-polizisten“, sagt der Richter, „sind Sie selbst der Schuld-tragende...“ Sie sind in das Auto hängengerannt!“

„Entschuldigen, Herr Richter“, empört sich Piffig, „ich bin ein prominenter Fußgänger und halte mich an die Verkehrsverordnungen! Die Dame, die das Auto lenkte, winkte mit dem linken Winker, da mußte ich doch annehmen, daß sie rechts einbiegen wird —“

„Väberlich“, unterbricht ihn der Richter, „wenn die Dame, die als vorsichtige Fahrerin bekannt ist, den linken Winker betätigt, heißt das, sie will links einbiegen, das weiß jedes Kind.“

„Schaut Piffig den Richter mitleidig an.“

„Herr Richter, man sieht, daß Sie nicht verheiratet sind!“

H. K. B.

Der Unterschied

Edison wurde von einem seiner Urknecht gefragt, ob er wirklich die erste Sprechanlage gebaut habe.

„Nein, mein Kind“, sagte beiseiden der Alte und lächelte in sich hinein, „die hat unser Herrgott selber gemacht. Ich habe nur die erste gebaut, die man abstellen kann...“

Verteidigung

Verteidiger: „Meine Herren Geschworenen! Der Angeklagte ist gefundig, er behauptet gestohlen zu haben, aber sagen Sie doch selbst, kann man einen so heruntergekommenen Individuum auch wirklich Glauben schenken?“

Enttäuschung

Egon: „Angenehmen, Daga, wir beide standeten ganz allein an einer einsamen Insel, welcher Gedanke würde dich trotz allen Unglücks doch glücklich machen?“

Daga: „Der Gedanke, daß ich schwimmen kann.“

**Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!**

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feierlich in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt bayerische Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Altes und Verstehtes von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser handelten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seanz Seib Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Birth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Die Brillantnadel

Der Dichter Joachim Ringelnatz erzählte am Stammtisch: Da sitze
ich nuschel rauchend auf der Schwabacherstraße und befehle mir belaglich
das bunte Geheimnis einzunähen. Da teilt ein Herr an mich heran mit
der Bitte um Feuer. Unser beider Zigarettenspitzen berühren sich. Der
Herr dankt, und wir geben in verschwiegenen Nibungen auseinander.
Gleich darauf höre ich silberne Schritte hinter mir. Wieder steht der Mann
da, diesmal rot vor Aufregung, und faucht: „Sie haben mir eben meine
Brillantnadel gestohlen.“ Da ich ihn verständnislos anstarre, brüllt er
weiter: „Um Sie bloß nicht so, Sie, mein Feind, haben vorhin haben
Sie mir die Nadel aus der Krawatte gezogen.“

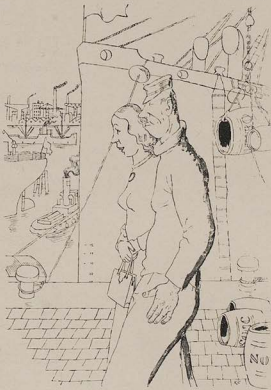
„Was habe ich? Bei Ihnen piept's wohl! Machen Sie ja, daß Sie
weiter kommen!“ kolkere ich nun meinesins los. Trotz meinem Protest
muß ich mit dem andern zur Wache. Der Weg dahin ist wie ein Episch
rattenlaufen zwischen den Menschen auf der Straße und an den Fenstern.
Ich platze vor Wut. Auf der Wache setzt sich der Tumult fort. Mein
Gegner behauptet, die Nadel kurz zuvor noch an seiner Krawatte
gefühlt zu haben. Man visitiert mich. Natürlich ohne Erfolg. „Er
wird sie unterwegs heimlich weggeworfen haben, der Schuft“, kreischt
der andere. Da hat der Wachbediente eine Erläuterung und löst in
der Wohnung des Anklägers telefonisch anfragen, ob dieser die Nadel
eindeutlich liegen gelassen habe. Und richtig — was sagt ihr? — es
kommt der Beisetz, die vermisste Nadel befindet sich unverändert auf dem
Nachttisch. Laufend Entschuldigungen sammelnd, wolt nun der blöde
Kerl zwanzig Mark heraus. Enttäuscht lehne ich ab. Er bietet fünfzig
Mark. Ich verziehe. Die Bezahlung war zu groß. Jedoch er will
durchaus wieder gut machen und hält mir hundert Mark hin. Hundert
Mark, liebe Freunde, sind viel Geld. Mir war großes Unrecht geschehen
und eine Entschädigung war in der Tat nicht mehr als recht und billig.
Ich fühle, daß ich an der Grenze meiner Widerstandskraft angelangt bin
und will nach kurzem inneren Kampfe schon nach dem Schein greifen,
als —

Hier machte der Erzähler eine Pause und guckte tiefstimmig in sein
Glas.

„Als —? Na was denn?“ drängten die Zuhörer, kribbelig vor Neu-
gierde.

„Ja, als — der Becker auf der Konsole schmurt, und mit
meinem Nachmittagsstraum auch dem schönen Gleichnis ein jähes Ende
bereitet. Prost!“

Frick



„Wenn der Führer mal bestimmen wollte, daß die Matrosen
ihre Mädchen mit an Bord nehmen dürfen, hätte er viele
Mädchenherzen gewonnen!“

„Und sämtliche Matrosenherzen verloren.“



„Sehen Sie, Fräulein, der Umstand, daß fast alle Frauen rauchen, hat mir das Heiraten erleichtert.“

„Ja, man ahnt gar nicht, was man der Zigarettenindustrie alles zu verdanken hat.“

FOTO-ECKE

Muß ein blauer Himmel langweilig wirken?

Noch allzuweit ist die Meinung verbreitet, daß zur stimmungsmäßigen Landschaftsfotografie unbedingt ein Himmel mit prächtigen Wolkenballen gehöre, ein klarer und blauer Himmel aber nüchterne Bilder ohne Seele bedinge.

Diese Auffassung muß unbedingt als ein Überbleibsel längst vergangener Zeiten gewertet werden, zu denen die technische Entwicklung der Fotografie noch nicht ihren heutigen Standpunkt erreicht hatte. Damals kam der blaue Himmel in der Tat gleichförmig und hell — ohne Leben. Das lag an der fehlenden oder zumindest sehr geringen Farbenempfindlichkeit, und so nimmt es nicht wunder, wenn der blaue Himmel bei einer nicht hinreichend sensiblen Emulsion kreidig und ohne Stimmung abgebildet wird.

Heute ist diese Scheu unberechtigt. Unser Auge freut sich zwar am schönen Blau des Himmels, nimmt also einen Farbreiz als Empfindungsmoment. Diesen vermag die gewöhnliche fotografische Aufnahme nicht zu erfassen. Es darf jedoch nicht vergessen bleiben, daß neben dem Farbreiz auch noch ein stimmungsmäßiges Moment wirksam ist. Es spricht durch feinste und zarteste Tonunterschiede. Denn der blaue Himmel ist nicht überall gleichmäßig blau gefärbt. Nach dem Horizont zu wird er heller und geht langsam und oft kaum merklich ins Gelb und Rot über. Und gerade dieser langsame Übergang ist so schön, daß er allein auch für das Schwarz-Weiß-Bild Motiv sein kann.

Ein rein blauer Himmel ist nicht langweilig, wenn wir ihn technisch treffend darstellen. Die Mittel dazu sind einfach. Orthopanchromatischer Film (z. B. Isopan) und helles oder mittleres Gelbgrünfilter, mehr brauchen wir nicht. Selbstverständlich ist reichliche Belichtung wichtig. Nicht, weil sonst der Himmel falsch käme, sondern weil Staffage, grüne Wiesen und was sonst noch

mehr auf dem Bilde ist, leicht Unterbelichtung erfährt, wenn wir uns allein nach dem Himmel richten. Dabei ist natürlich anderseits eine gewisse Überbelichtung des Him-

mels in Kauf zu nehmen, die sich aber ohne weiteres in einem gut ausgleichenden Entwickler wie Emafoll, Mikrol u. a. unwirksam machen läßt, so daß wir den Himmel in seinen feinsten Abstufungen erhalten, wie wir ihn empfinden.

Der rein blaue Himmel ist nicht langweilig. Allein auf die Technik kommt es an! Und die Voraussetzungen dazu sind so einfach, daß sie jeder beherrschen kann.

Gl-t.

Bantes Allerlei

Fotografieren mit Infrarot ist heute keine Angelegenheit einiger weniger mehr, sondern jetzt sollte sich einmal jeder mit diesem interessanten Gebiet befassen. Unter obigem Titel erscheint das bekannte Buch von Gerhard Isert bereits als 6. bis 7. Tausend. Es stellt das Infrarot-Buch der höchsten Auflage dar. Wer es bis zum 31. August vorbestellt, erhält es zum Subskriptionspreis von 90 Pf. Später wird es RM. 1.40 kosten. Verlag: G. Hirth AG, München 2 NO.

Reproduktionsaufnahmen lassen sich auch mit jedem Vergrößerungsgerät herstellen. Man geht so vor: Zunächst wird in gewöhnlicher Weise nach irgendeinem Negativ ein Bild auf einem weißen Blatt Papier in der Größe der zu reproduzierenden Vorlage entworfen. Danach gelangt die Vorlage an die Stelle des projizierten Bildes, und das Negativ wird durch eine Reproduktionsplatte bzw. -film ersetzt. Indem wir die Vorlage beleuchten, erfolgt gleichzeitig die Belichtung. Eine Dunkelkammer ist natürlich notwendig.

200 Preise stehen bei dem nächsten in der „Jugend“ veröffentlichten Fotowettbewerb zur Verfügung. Das sei tüchtigen Foto-Amateuren schon heute verraten!

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pf.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Höchste Lust

Anton Leidl

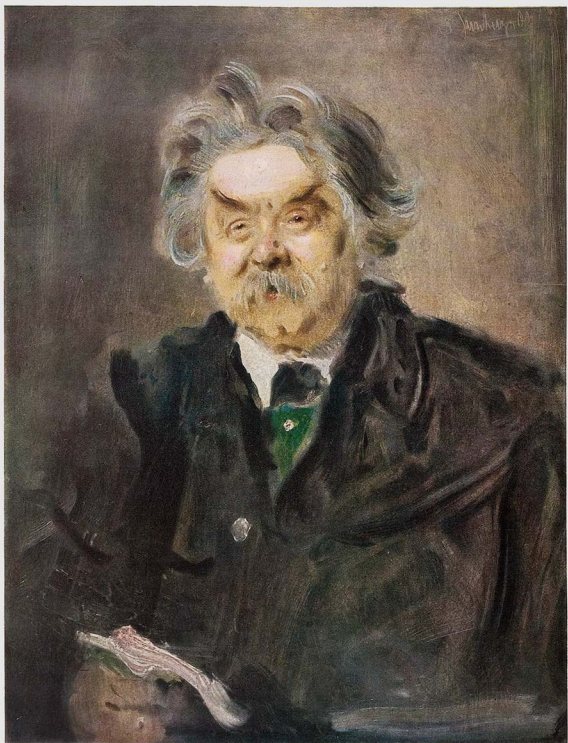


„So, jetzt kaf i ma no an Aff'n und die Viecherei ist ferti.“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 42



Porträt Bildhauer Brädl

Leo Samberger

Der Fuchsenkrieg

Aus den Papieren eines alten Pfarrers nacherzählt

Von Otto Müller

Meistmals schon war ich willens, die Dentrüßlichkeiten meines Lebens aufzuzeichnen, dem Gedächtnis zur Stütze und der Nachwelt zur Kunde. Etwas aber verließ mich wider der Mut, wenn ich bei mir bedachte, daß in Ansehung meiner geringen Person solches Vorhaben mit Recht hoffärtig könnte angesehen werden. Die Bürde meines Amtes, die Sorge um Weib und Kind, um Haus und Hof — sie ließen mir auch wenig geruhsame Stunden, in denen jene Ansehung sich hätte wiederholen mögen. So bin ich durch Gottes Gnade fünfundsiebzig Jahre alt geworden und durch die Güte meines Landesherren mit Ehrensold meiner Pfarre entbunden. Mein gutes Weib habe ich vor fünf Jahren begraben. Meine Kinder leben im Lande verstreut. Sie haben selber allereits Kinder und Kindeskinde und bedürfen meiner nicht mehr. Jetzt hab' ich der Mühe überreichlich, und nun steigt der alte Wunsch wieder in mir auf.

Ihm nachzugeben fühle ich mich besonders bewegt durch einen Brief, den ich gestern erhielt und der mir meldet, daß mein lieber und werter Freund, der Herr Kammergerichtsrat Christian Kose zu Dresden, sein Leben in die Hand des Schöpfers zurückgelegt hat. Er schenke ihm den ewigen Frieden! Wie lange wird es dauern, bis auch meine Stunde schlägt? Kose war fast auf den Tag mein Altersgenosse. Wie ich jetzt seiner gedenke, ist es mir, als spräche ich mit dem Heimgangenen von der fernem Zukunft, wie wir oft in seinem oder meinem Hause getan seit damals, da wir gemeinsam die hohe Schule zu Jena besuchten, er der Jurisprudenz, der Vortragsfähigkeit ich besäßen.

Das war in jenen Tagen des Jahres 1644, da nach Gottes Ratsschluss der Schwede Torstensohn über den Leib des zuckenden Deutschen Reiches blutige Striemen zog von Schleswig bis hinab nach Böhmen und wieder hinauf von Mähren bis nach Holslein. Allenhalben in deutschen Landen erscholl da bei Tag die Kriegstrommel, leuchteten bei Nacht die brennenden Schiffe dem Jäger der Landesknechte. Komme es in so beschaffenem Zeitläufte Wunder nehmen, daß die Studenten, die auf den hohen Schulen der Wissenschaft sich hätten befähigen sollen, in hellen Hausen dem Kalbsfell nachsaamen, oft auch misamt ihren Lehrern? Aber auch die nicht den Weibetaleb nahmen, bekümmerten sich gar wenig um die Weisheit, die bei Professoren und Magistern schlecht genug für gutes Geld wäre zu haben gewesen. Da der Franzos und der Spanier, der Schwede und der Kroat im Lande heerzten, tat der Studiosus es allen Dingen zuvor im Kaufen und Kaufen, Lästern und Lästern, Flederbusch, Retschier, Edelrotter, Schärpe, geschäftiges Wams und weite Huderhosen, hinter den Ohren ein graulicher Zopf voll Unschlitt und Ungezieser, dazu ein langer Kaufsack oder gar noch Schiefsgewehr — das war des Studenten Staats- und Kirchenhabit, und ihm galt als liebste akademische Freiheit, hinter jeann, der ihm nicht nach dem Maale redete, mit der Schöpferei herzutrollen. Wie der Gedacht dem Bauern am Genick faß, ihn plünderte und trillte, so tujunierete der honorarie Fuchs, auch Schwertfisch, den jungen Fuchsen, auch Penal oder Baan genannt. Er gebrauchte ihn zu jedweder niedrigen Verächtlichkeit, er nahm ihm alle Habe und ließ ihm nichts als die Hoffnung, im nächsten oder übernächsten Jahre an kommenden Fuchsen sich schadlos zu halten.

Als ich im Herbstmonde des Jahres 1643 aus dem Hause meines Vaters, der kurz vorher eine Landpfarre im Thüringischen erhalten hatte, nach Jena wanderte, sah ich das wüste Studententreiben jenseit an der Elmbühle vor der Stadt. Dort hatten die Weiber der Landmannschaften schier die ganze Straße mit Fässen, Tischen und Bänken verarmelt und geperrt, um jeden neuen Studiosus, der etwa einträfe, sogleich für ihren Bund zu teilen und seinen Geldbeutel von innen zu beschauen. Angstan wie ich zuvor geschildert, saßen ihrer dort wohl ein halbes Schwad, hatten etliche Charakteranten bei sich, saßen und jungen Kunds in geulich falschen Tönen. Da ich für die Wanderschaft einen leinenen Kittel übergezogen hatte, auch kein Gewaffnen trug, sondern nur einen dicken Stricken, ward ich von ihnen für einen fahrenden Handvertragsgeffellen für Onoten gehalten. Sie ließen mich also passieren und riefen mir nur anlässige Schimpfworte nach, die mich nicht sonderlich kränkten.

Am Stadttore hielt mich die Wache an, um mein Weiber und Wehln zu erspähen. Während des Aufnahmehalten ward ich eines feischen Jünglings gewahr, der ähnlich gekleidet wie ich, mit seinem hünenhaften Wuchse, dem braunen Krawatsband und den lustigen braunen Augen mir ausnehmend wohlgefiel. Wir lächelten einander zu und dann rief er mich an: „Holla, Gesell! Du bist, wie's scheint, den Schwappphäben dort hinten ähnlich durch die Fänge gewischt wie ich. Mich soll der und jener, wenn nicht unter deinem Kittel ein Herz für die Mufen schlägt. Hab ich's erraten und ist die's recht, dann hier meine Hand! Wir wollen zusammenhalten, denn zwei sind besser als einer, wenn es gilt, sich seiner Haut zu wehren. Ich heiße Christian Kose, bin gebürtig aus Rudolstadt und hiehergekommen, um der Rechtsgelehrsamkeit zu obliegen und nebenbei dem Meister Kreusler ein wenig von seiner edlen Kunst abzugucken.“

Der Name Kreusler hatte mir oft vorher schon in den Ohren geklungen. Damals schon es mir auch einem Dirnen Gottes wohlzungen, stehen, daß er mit der eitterlichen Waffe umzugehen verstände und gleich dem Feldenkönig Chulian Adels mit dem Schwerte ebenso wie mit der Junge für Gottes Wort einzutreten bereit und fähig sei. Ich hatte mich emsig im Fechten geübt und — soll ich es gestehen — mich weniger durch die Dozenten für Dogmatik und Heilmittel nach Jena gezogen gefühlt als durch Meister Kreusler, der dort seit etwa einem Duzend Jahre lebte, nachdem er bei der uralten Fechtergilde der Marbrüder zu Frankfurt am Main die Schwertkunst gelernt und sie aus eigenem Ingenium zu schier unüberwindlicher Fertigkeit ausgebildet hatte.

Freudig ergreif ich Koses dargebotene Hand. Ich habe ihm seither noch oft die Hand gedrückt und seinen herzlichen Gegendruck empfunden. Es will mir nicht in den Sinn, daß er nun Klasterfisch in der Erde liegt. Aber ich will mich nicht in Trauer verlieren. Es wieder lebendig und jung, Christian Kose, wie du warst, als wir selbendare eingogen durch das Stadttor des alten Jena!

In einem Bürgerhause fanden wir eine reinliche und geräumige Stube, die wir zur gemeinsamen Wohnung erröhlten; denn des langen

INSELFABRT

Von Georg Schwarz

Der Mittag läutet aus mit sieben Glocken
Ihr Bimmel ist ein Frag- und Antwortspiel;
Wir liegen vor der Bucht auf leichtem Kiel.
Wann kommt der Wind? Das Segel horcht erschrocken.

Im Dunst des Meeres liegt ein Felsenbrocken,
Davon das Wort — Sireneninsel hieß,
Und unser Auge weiß kein schöneres Ziel,
Wir lassen ohne Sorge uns verlocken.

Das Eiland liegt umschwänzt von Delphinen,
Die Möve flattert durch den Felsenriß,
Ein weißes Landhaus flimmert lichtbeschieden.

Wir landen fragend mit erstaunten Mienen,
Schwarzbartig auf der Treppe steht — Ulyß.
Er grüßt und eilt und freut sich, uns zu dienen.

Bist du Ulyß, schwarzbärtiger Inselwächter?
Du siehst uns lächelnd an. Dein Mund verneint.
Haushüter, Gärtner bist du, wie es scheint —
Fern auf der Reise ist dein Herr, der Pächter.

Zwei Mädchen mit dem freundlichsten Gelächter
Begrüßen uns im Haus. Ihr Lachen meint:
Wir sind nicht, die Ihr sucht! Verflucht, verstiebt
Sind längst die entenfüßigen Geschlechter!

Wir stehn am Herd. Wir scheuern Tisch und Dielen.
Auch kommen täglich Männer an das Land,
Sie treiben lachend an auf leichten Kielen.

Zwar möchten viele zärtlich mit uns spielen,
Doch schwer vergibt der Bruder unsere Hand,
Und wird es einer sein von all den vielen?

Nachdem du uns gezeigt hast Haus und Garten,
Führ uns, Ulyß, auch draußen hin und her,
Den Fels hinauf, hinunter an das Meer.
Das uns verlockt zu blauen Wunderfahrten.

Die Insel prunkt mit Blumen aller Arten,
Und Bienen stehen summend im Verkehr
Von Kelch zu Kelch, von Blütensamen schwer,
Sie können kaum den Honigtag erwarten.

In einem Felsengarten blühen Reben.
Froh ist Ulyß, die leere Zeit des Ruh'ns
Ist bald vorbei. Grün rankt es um die Streben.

Im Weingeländer auf und ab zu schweben,
Den heiter blauenden, den Blick Neptuns
Durch Felsen schimmernd sehn, freut ihn das Leben.





Finslingen

O. Weil

Krieges Zeitung gestattete keinen großen Aufwand für weitläufiges Logis. Wir gingen zur Universität, wählten die Kollegia aus, die jeder von uns besuchen wollte, und machten den Professoren die geziemende Aufwartung. So vergingen etliche Tage, ehe wir Zeit hatten, Kreuzler aufzusuchen. Als wir endlich hinkamen, fanden wir den Meister, wie er einem Studenten, der — ein schwarzbärtiger, unsauberer Geselle, wie ein rechter Neuenmiste getauft ging — in heftigen Zorn die Lüre wies, weil jener fast völlig betrunken zum Rechtsunterricht erschienen war. „In diesem Zustande kommst du in den finsternen Häusern deuben in Weningerhina das Stoffrechtchen üben, aber nicht bei mir!“ schrie Kreuzler eben erbost. Als er uns eintreten sah, erstellten sich seine Miene. „Das sind wir andere Kerle“, sagte er, während er uns freundlich die Hand reichte, und zu dem Neuenmiste gegend: „Pack dich und laß dich nicht mehr in meinem Hause antreffen!“ Mit einem schiefen Blick auf uns schlich sich der aus der Tür. Er hieß Nikolaus Schoecht aus Berka und hatte im Emirentenkent der Landmannschaft großen Einfluß. Von Etund an war er unsrer geistvollerer Feind und wir haben viel Ables von ihm erfahren.

Kreuzler ließ uns gleich eine Probe unserer Fertigkeit ablegen. Er hatte vieles auszusagen, bezogte sich aber im Ganzen nicht aufzudecken, und es dauerte nicht lange, bis er uns zu unserer freundlichen Entlohnung seine besten Schüler nannte. Was er uns lehrte, die Anordnung der redlichen und die Abwehr der unredlichen Feindertnisse, war uns zu großem Vorteil, denn Nikolaus Schoecht verabsäumte nichts, um alle gewalttätigen Schoristen auf uns zu legen, die wir uns erkönneten, unserer eigenen Wege zu gehen, ja, sogar die eitelste Waffe zu führen, anstatt als trasse Fische, wie es der Brauch war, in verlaufenen Händen, zerstoßenen Mänteln und ausgestreuten Pantoffeln den Herrn Schoristen aufwartend nachzuschlurven.

Es hieß in meinem hohen Alter noch selber in den Fehler der Neuenmiste verfallen, wollte ich aller der Anforderungen und Zwei-

kämpfe, die zur Wahrung unserer Freiheit ich und die besonders Rose durchzustampfen hatte, ausföhrlich Erwähnung tun. Genug, wir besanden mit leidlichen Glücke allerhand Fähigkeiten. Ohne daß wir uns sonderlich darum bemüht hätten, geschah es, daß eine stets wachsende Anzahl unserer Altersgenossen, die vor kurzem an die hohe Schule gekommen waren und denen die Zwingherrschaft des Emirentenkentens gleich unendlich dünkte wie uns, unseren Umgang suchten und in Rose ihren Führer und Gesprächsleiter erblickten, der mit flammender Beredsamkeit alle Verdächtigungen, die gegen uns beim Prorektor und Senat der Akademie erhoben wurden, zu entkräften wußte. Mit unsern Anhängern waren wir noch immer eine kleine Minorität, aber wohlbevorrathet und in der Führung der Waffen trefflich geübt. Täglich erhielten wir neuen Zuwachs, und schon tat ein bewerkter Parfisch sich nicht leicht, einen Fuchsen zu finden, der ihm die Hefe gereichte, die Eisegel gepuht, das Bier geholt und das Nachgeschüre geleert hätte, und dem er zum Dank für solche Dienste mit Maulschellen und Nasenstüben hätte traktieren dürfen. Allenfalls setzen sich die Penale den Schoristen gleich, ohne daß sie sich zuvor beim Fuchsenritz brennende Fische durchs Barch ziehen und an der Gesichtsbaut hätten ausdecken lassen. Es verweigerten den Brauch des Fuchsenritzes Jov Hojens, jene Art des Bruderschaftsmachens, bei der die zwei Verbrüderten alles am Leibe befindliche auszutauschen haben, und die für Parfische, die auf dem Trocknen sitzen, eine unschätzbare bequeme Art ist, sich neu zu equipieren und zu Geldbeutel und Fingerringen zu gelangen. Kein Hean wollte mehr auf Geheiß der Schoristen den Schwendekent aus Wurf, Brot, zerhackten Nüssen, gebratenen Fingerringen, Zinte, Senf, Butter, Naschbälen, Salz und Unrat verschlingen, also daß ihm zum Quädeln der bemoelten Gerona das Blut von den Fingern geronnen wäre. Das ganze Gebäude des Schorismus oder Penalismus geriet ins Wanken, und wie beide — Rose und ich — hatten solches verursacht, oder wenigstens wurde es uns nachgelaßt.

Kein Wunder, daß der Haß des Seniorenkongress gegen uns immer heftiger wurde. Bei Tage konnten wir uns der Aufständischen noch erwehren. Nach Einbruch der Dunkelheit aber wagten wir nicht das Haus zu verlassen; denn der Beispiele gab es überreichlich, daß in einem mit Blut erregten Anlauf oder Zuzahl ein Mißliebiger mörderisch wäre ums Leben gebracht worden. Wir saßen darum abends stets hinter geschlossenen Fensterräden auf unserer Stube und hielten uns still, ob auch die halbe Nacht vor dem Hause ein Pöbel nach dem anderen erscholl und die Heranziehender ihre Hieher an den Pfostensteine wezten, daß die Fenken stoben.

Da uns also auf gar keine andere Weise beizukommen war, brach am 31. Januar des Jahres 1844 der Seniorenkongress eine allgemeine Studentenversammlung nach dem Burgkeller für den folgenden Tag. Als die Ankündigung in einem Passagial, das viele Schmähungen gegen Roße und mich enthielt, an das sogenannte schwarze Brett am Kreuz angeheftet worden war, beüllten sich die Dozenten, deren mancher nicht nur der Kollegienrader wegen, sondern auch als Herbergswarte und Schankwirt der Günst der Schöcherlein nicht entzahn konnte, an der Tür ihrer Hörsäle einen Zettel anzubringen, den sie zu öfterer Bekämpfung bei sich tragen und auf dem zu lesen stand: „Hodie non legitur.“ So groß war auch noch immer die Macht der Landmannschaften, daß kein Student es gewagt hätte, ihren Kuße nicht Folge zu leisten.

Am Abend des 31. Januar iß ich mit Roße auf unserem Zimmer. Wir waren zum erstenmal, seitdem wir einander kennen gelernt hatten, in Streit geraten. Roße dachte, die Auslieferung des Seniorenkongress für nichts zu achten und nicht zu der Versammlung zu erscheinen. Ich hingegen war entschlossen, hinzugehen und die verwerliche Fehde im Vertrauen auf unser gutes Recht durchzuführen. Nachdem wir stundenlang verhandelt hatten, jede den andern zu seiner Meinung zu bekehren, hatte jeder mühsam sich seiner eigenen Verschönerung zugewandt. Ich hatte ein Kollegium, das ich versäumt hatte, aus einem entliehenen Hefte nachzuschreiben begonnen. Roße polierte mit Leder und Polierleiste das Großblatt seines Degens. Ich hatte gegen Roße der Feigheit bezichtigt und eine heftige Antwort von ihm erhalten. Darum war ich gekränkt und wollte das Wort nicht an ihn richten. Aber auch die Arbeit wollte mich nicht von der Hand geben. Allerdings hatte ich schon ein Halbduzend Fäden weggerworfen und mit immer wieder neu geschnitten. Ich verzehrte jeden Anfangsuckelstaben mit weislauffen Schmeckeln, während Roße mich mit dem Ausdruck gutmütigen Spottes, der ihm eigentümlich war, zuweilen anblickte.

Als er mit seiner Tätigkeit zuende gekommen war, hauchte er den blanken Stahl noch einmal an und beobachtete, wie sein hübsches Gesicht langsam aus der Wolke hervorkam. Dann fuhr er noch einmal mit dem Leder über Blatt und Klinge, legte die Waffe auf den Tisch, erhob sich, kam zu mir herüber, jastete in mein Haar und zwang mich, zu ihm aufzukleben.

„Du willst also morgen wirklich hingehen?“ fragte er.
„Ja hab“ es dir schon tausendmal gesagt. Das Recht muß siegen.“
„Das glaub“ ich auch, dierviel sei es das, was man Recht nennt, der Wille des Stärkeren gewesen ist.“

„Das mag wohl Menschenrecht sein, nicht aber der göttliche Gedanke des Rechtes. Du verstehst mich sehr gut, aber willst mich nicht verstehen. Das ist es ja, was mich kränkt.“

„Gewiß verstehst ich dich“, erwiderte er ernst. „Aber dein göttliches Recht braucht Märtyrer, und wenn du dich schon zum Märtyrer machen willst, so suche einen würdigeren Anlaß! Du wirst die Lumpen nicht dadurch bessern, daß du dich von ihnen erschlagen läßt.“

„Sie haben freies Geleitz versprochen.“

„Freies Geleitz!“ lachte Roße. Er packte mit der Hand die Ketzen, die auf die Doctoren des geschmähten Reuters gepulst das Zimmer erschellen, warf die Schuppen auf den Boden und trat mit dem Stiefel darauf. „Freies Geleitz! Dafür gebe ich so viel!“

„Dennoch ist mein Wille unerschütterlich“, antwortete ich und erhob mich von meinem Stuhl. „Da mein Gewissen rein ist, wer könnte mich etwas anhaben?“

„Näfflein, du gehst einen schweren Gang, sagte Meister Jöck Freundberg zu unserm Doctur Martin Luther. Da du aber unerschütterlich zu diesem Gang entschlossen scheinst, so will ich auf ewig ein Hundstößel heißen, wenn ich nicht mit dir gehe und dein Schicksal teile. Bräut!“

„Ich wußte es“, rief ich und unartete den Freund unter Tränen. Auch heute, da ich nach mehr denn fünfzig Jahren dieses niederschreibe, weile ich gerührt bei der Erinnerung dieses Augenblicks, mit dem ich kaum einen anderen meines Lebens vergleichen kann. Wie schön ist doch die männliche Freundschaft begeisterter Jünglinge!

Am nächsten Morgen war die ganze Studentenschaft auf den Beinen. Scharenweise drängten sie nach dem Burgkeller, in dessen großen Saal im Obergeschoß schon vor der Mittagzeit kaum ein Plätschen mehr frei war. Bier und Wein flossen dort in Strömen und einer der Studenten, die es mit uns hielten, kam auf unsere Stube und erzählte, es hätten sich manche für und wider bis auf die nackte Haut verweilt, ob wir es wagen würden, am Nachmittage zur festgesetzten Stunde zu erscheinen.

Als es Zeit war, zogen wir unsere besten Kleider an, ließen die Waffen zu Hause und begaben uns — unterwegs angestaut wie Kacheln — nach dem Burgkeller. Dort war die Luft das von Tabaksqualen, von Wein- und Bierschweif. Räumen und Gerüche verströmten, als wir die Schwelle überschritten. Die tiefstehende Winteronne warf durch die große Fensterscheibe des Fensters bunte Lichter auf den Estrich dort, wo man einen schmalen Gang für uns gelassen hatte. Zwischen den Fenstern und den Fenstern leuchtete es bis an einen Tisch, der unter diesen Fenstern stand und an dem sich der Seniorenkongress niedergelassen hatte. Diese enge Gasse schritten wir entlang. Fast fanden wir am Tische und Roße fragte laut und rühi: „Sind wir. Was ist euer Begehr?“

Nikolaus Schöcherl riefte sich in dem Stuhl, streckte die Beine von sich, räusperte sich und sprach mit angetrunkener Stimme: „Haben also auch die Herren Grünhalsnabel sich dazu bequemen müssen, unserer Ausforderung Folge zu leisten?“

„Doch wie hier sind, ist ihr ja“, erwiderte Roße, und ich meinte, daß er sich Gewalt antun mußte, die Beleidigung zu überhören. „Ich frage nochmals: Was wollt ihr von uns?“

„Euch, Fremden, sacht! Wir wollen euch fragen, ob ihr gesehen seid, für das widerpenfliche Verhalten, das ihr bisher an den Tag gelegt, eine Buße von fünfzig Taler ein jeder zu bezahlen, und ferner wie es sich gegen nach Ableitung eines Penaltjahres submissiv im Aufnahme unter die honorarigen Purche zu bitten. So euch dies milde Urteil des Komens genügt und ihr schwehrt, es anzunehmen und einzuhalten, soll aller Zorn hierüber begraben und vergessen sein.“

Die grünlichen Augen des Sprechers glitzerten tückisch zwischen geblenden Wänden. Schöcherl dachte er, man könne, wenn wir erst wehrlos wären und als geborgene Beute dem Schöcherlsmann gefällig, an uns noch immer nach der Luft des bösen Hergens sein Mäthen fühlen. Dieses erkannte ich sogleich. Trotzdem war ich erstaunt, wie maßvoll der berüchtigte Raufbold und Remonist seine Rede setzte. Heute freilich durchschaue ich, daß Nikolaus Schöcherl damals seiner Sache keineswegs müße so sicher gewesen sein, wie er sich den Anschein gab. Er fürchtete uns und unsern Anhang, Roße Berserkheit und den Herzog in Weimar, der als Rektor Magnificus der Universität schon in mehreren gestrigen Wüthen sein hohes Mißfallen an dem Treiben der Schöcherlsmann deutlich genug zu bekunden gerührt hatte.

Während Roße mich mit getrockneten Armen stund und bedachtam überlegte, was er ihm antworten solle, nahm Schöcherl sein Schwegen bereits für Zustimmung und hielt ihm den vollen Humpen entgegen: „A bonne amitié, also!“

Augleich hatte ein anderer der Seniore, der rotbaartige Hannes Möbis aus Wittenberg, mich mit seinen schwarzgeränderten Fingernägeln, die er an den weißlichen, jannmerpessigen Händen hatte, in die Seite gestochen.

„Ei, seht, wie sein das blondlockige Milchgesicht gelledet geht, das saubere Hemde und das feine Wamslein! Auch ein Kneiglein trägt es am Finger, das Dröckstüm! Ist wohl von der Hergalredien, he? Ich will sie die abstaufen und alles dazu, was du am Leibe hast.“ Also ich unwillig zurückfuhr, erhob er sich und legte den Arm um meine Hüfte: „Nicht so zümpelich, Kleiner! Schicksal dich ja wie ein verledet Jüngferlein, das die Wellenränglein niederschlägt und spröde tut. Hab schon mancher das Kneiglein geliebt!“ Dabei näherte er unter wiederholtem Gelächter der Gervona sein foppelg Antlitz meinem Gesichte und tat, als wollte er mit unangenehmer Gerüche mich küssen, also daß ich seinen vom Trank stinkenden Arm roch.



Der Gipfel

Walter Engels

Was weiter geschah, ging so schnell vor sich, daß ich des einzelnen erst nachher mich zu besinnen vermochte. Ich riß mich von Möbils los und stieß ihn zurück, daß er, der in seiner Trunkenheit nicht selber mehr auf den Beinen stand, der Länge nach auf den Boden hinschlug. Gleichzeitig wurde Kose mit Schorcht handgemein. Von allen Seiten drangen mit ehrenbetäubendem Geräusch die Schoristen auf uns ein. Blanke Hiebe, Hockschüssen, Knetenstöße wurden gegen uns geschwungen. Es war unser Glück, daß durch des Raumes Enge ein Angreifer den anderen behinderte, sonst wären wir wohl beide tot auf dem Platz geblieben. Ein schwerer Felsbrockel flog nahe an Koses Kopf vorbei und fuhr krachend in die bunte Fensterscheibe, die er unter großem Klirren zum größten Teil mit sich ins Freie riß. Kose bekam einen Augenblick Lust von seinem Gegner. Er schwang sich auf den Seniorentisch, faßte mich am Kragen und mit der anderen Hand tiefer greifend am Halsband. Da fühlte ich mich emporgehoben, meine schwingenden Füße schlugen wider etliche Köpfe, ich flog durch die Luft, Splätter zertraten mir Gesicht und Hände, ich fiel und stieß hart auf, also daß mir die Sinne schwinden wollten. Eilige Räte und der Schner, der mir in Mund, Nase und Augen drang, brachten mich wieder zur Besinnung. Ich versuchte mich emporzuarbeiten. Neben mir sauste ein schwerer Körper nieder. Aber und über weiß schälte, erhob sich Kose aus dem Schner, in den er mich hinausgeworfen hatte und selber mir nachzuprungen war. Mit seinem spöttischen Lächeln sah er zu dem Fenster empor, aus dem das Leben unserer Feinde erscholl. Einzelne von ihnen hörten wir schon die Treppe herabpoltern.

„Auf und fort!“ rief Kose, mich an der Hand fassend. „Gleich werden sie hier sein, und mit Schneebällen werden wir uns ihrer kaum erwehren können.“

Ich versuchte nochmals mich zu erheben, aber ein stehender Schmerz im linken Fußgelenk behinderte mich. Ich hinkte stöhnend einige Schritte.

„Das geht zu langsam!“ rief Kose. Er lud mich auf seinen Rücken und rannte, so schnell er konnte, mit mir zur herzoglichen Burg, die zu unserm Glück nicht weit entfernt war.

Dort hielt der Amtmann mit der schwachen Besatzung im Lenzweg Bereitschaft; denn die Kunde von der Studentenversammlung hatte den herzoglichen Befehlshaber auf bevorstehende Unruhen vorbereitet, und konnte er auch mit seinen wenigen Bediensteten nicht wirklich dazwischenfahren, so war der wacker Mann doch wenigstens beherzt, etwaigen Verfolgten eine sichere Freistadt zu bieten. Hinter uns schloß man eilig die Torflügel, gegen die alsbald die Schoristen mit Stiefeln und Küssen zu donnern begannen. Fürs erste aber waren wir sicher in unserer Freistadt. Man brachte mich in das höchste Gemach des festen Schlosses, trug mich und bettete mich in einen Lehnstuhl am Fenster. Ein Feldscher reichte meinen verstaubten Fuß ein und legte mir einen Verband an.

In der Zwischenzeit war es den Schoristen gelungen, das äußere Burgtor zu sprengen und die Besatzung zurückzuwerfen. Mit lauten Percussionen erfüllten unsere Feinde den Hof. Wie wir von Turmfenstern aus deutlich sehen und hören konnten, war der Amtmann an eins der Fenster im Obergeschoß getreten. Er versuchte vergeblich, sich im Namen des Herzogs Gehör zu verschaffen. „Perat der Herzog! Weht die Scheißfische heraus!“ brüllte es zur Antwort hundertsfältig empor. Steine hagelten in die Fenster und Scherben klirrten herab. Etliche Schüsse fuhren in die Zimmerdecken, taten aber sonst keinen Schaden. Die Schoristen brachten von einem benachbarten Neubau schwere Balken angelieppt und versuchten den festen Innenbau des Schlosses zu berennen.

Der Amtmann kam zu uns herauf und wies kopfschüttelnd in den Hof hinab. „Gehet uns heraus!“ bat ich. „Ihr gefährdet sonst das Schloss und euer aller Leben.“ Der alte Kriegsmann, der bei Lügen einen Auen verloren hatte, zeigte mit grünem Lächeln die gelben Zähne

unter dem ergrauten Schnauzbart. „So schnell geht das nicht, junger Herr! Am inneren Schlossbau können sich die Laffen da draußen lange die Köpfe einrennen. Und wenn es darauf anläuft, wollte ich durch meine Scharschützen die Tunnalkanten bald zur Küßen gebracht haben. Ich will nur ohne den Befehl meines gnädigen Herzogs kein Blut vergießen. Könnte ich nur einen Boten nach Weimar hinausbringen! Aber sie haben, wie's scheint, das ganze Schloß umstellt, und zu einem Ausfall ist meine Truppe zu schwach.“

Ich sah mich nach Rose um. Eben noch hatte er hinter meinem Stuhle gestanden; jetzt war er verschwunden. Anfangs brachete ich seine Abwesenheit nicht sonderlich. Als aber, ohne daß er zurückgekehrt wäre, eine Stunde verstrich, während welcher die Dämmerung weit fortgeschritten war, grüßte ich in Unruhe und bat, man möge ihn suchen. Die dazu ausgesandt waren, kamen nach einer Weile unverrichteter Dinge zurück. Sie meckelten, das Glockengeläute hänge außen am Turme herab. Ob Rose sich daran herabgelassen hatte, wußte niemand; denn keiner hatte es gesehen.

Bei sinkender Nacht begann es heftig zu schneien. Die Belagerten hatten den Sturm für heute ausgegeben. Sie lagerten zum Teil bei entzündeten Wachsfenstern. Andere gestreuten sich durch die Stadt und durchzogen mit dem Rufe: „Purche heraus!“ randalierend die Straßen. Offenbar hatten sie sich auch der Stadtwehre bemächtigt; denn die wurden nicht geschlossen, wie es sonst zu dieser Stunde stets geschah.

Ich sah die lange Nacht wachend im Lebensstahl. Mein Fuß schmerzte sehr heftig, und die Sorge um Rose quälte mich. Endlos langsam vergingen die Stunden, die heute kein Nachtwächter ausrief. Es ist sonderbar, daß mich das Ausbleiben des gewohnten Einflusses von Feuer und Licht, den ich oft, wenn er mich in anderen Nächten im Einschlafte geföhrt hatte, ängstlich verwünschte, in dieser Nacht besonders leutlich stimmte.

Im Morgenrauschen fanden sich wieder mehr und mehr Schoristen im Burghofe ein. Sie brachten von den Wällen zwei alte Geschütze angeheftet und verpackten sie zu laden. Der Amtmann trat mit einigen Bediensteten bei mir ein. Er fragte, wie ich die Nacht verbracht hätte und sagte dann: „Wenn sie mit den zwei Stücken unten zustande kommen, so mußt ich doch auf sie setzen lassen“, worauf zu seinen Leuten geredet: „Zwei Wallbüchsen hier in die Fensterlücken

und zwei in die andere Ecke in die Schießscharten, damit wir sie gleich unter Kreuzfeuer haben.“

Die zwei kleinen Geschütze wurden gebracht und aufgestellt, geladen und gerichtet. An der anderen Ecke des Hofes sah ich auch zwei Küsse sich aus dem Mauerfrazz vorstrecken und sich bewegen wie die Hähle von Stofsbögen, die ihre Beute erpäßt haben. Hüben und drüben ließ der Amtmann Kanfaze blasen, damit die Schoristen auch sähen, was sie bedrohte. Sie schüttelten unter Verwünschungen ihre Häufte empor, ließen aber nicht von ihren Kanonen ab. Es war kein Kreuzmann unter ihnen, sie über die Ungünstigkeit ihrer Lage aufzuklären.

Schon brannten oben und unten die Lunten, da huben plötzlich in den umliegenden Dörfern die Sturmglocken an zu läuten. Die Schoristen verließen ihre Geschütze und drängten neugierig nach dem Zentrug, stoben aber alsbald wieder von dort zurück und irrten wie geirante Hühner im Hofe umher. Der Boden drohte unter donnernden Rossen. Waffen klirrten, und an der Spitze einer Schar schwerer herzoglicher Reiter brauste ein herzoglicher Obrist in den Schloßhof. Barhaupt und ungerüstet tritt neben ihm Christian Rose, der gleich den anderen Breiten mit der flachen Klinge auf die flüchtenden Schoristen einhielt. Im Nu waren sie zu Paaren getrieben und der Schloßhof von ihnen gesäubert.

Damit endet meine eigene Erinnerung an jene denkwürdigen Ereignisse. Alles folgende weiß ich nur von Hörensagen, da ich mein Krankenimmer nicht verlassen konnte. Die aus den Dörfern aufgetretenen Gensalkaufleute, die mit Senen und Dreißiglegeln ausgerückt kamen, bestanden im Verein mit den Reitern die ganze Stadt und ließen niemand hinaus. Am nächsten Tag erschien der Herr Herzog selbst und befahl, daß alle Studenten sich auf den Marktplatz einzufinden hätten. Als er in einer zürnenden Ansprache und mit Androhung schwerer Strafen den Schorismus neuerlich verdammt und verboten, wagten etliche der vertrognen Schoristen zu murren und mit dem Auszuge der Studentenliste zu drohen. Darüber geriet der Herzog in heftigen Zorn. „Ausziehen wollt ihr?“ soll er gerufen haben. „Nun, ich will euch zum Ausziehen verheßen!“ Sofort ließ er acht Nadelsticker in Ketten schlagen und nach Weimar schaffen. Scharcht und Möbis aber mußten durch die Reiter Espiesanten laufen und wurden, cum relegatione perpetua, mit blutigen Rücken aus Jena gejagt.



Straße in Bagdad

Blasius Spreng



Zwei Mädchen

H. Mayrhofer-Passau

Man will sie in einem Hauſen Marodeure geſehen haben, die nicht lange nachher unweit des Schlachtfeldes von Lüben nach fürſorglicher Beerdigung durch einen Feldgeſchützen von türkiſchſchen Truppen an einer halbgeſchoſſenen Eiche am Halse aufgehängt wurden.

Aber der Echorismus gleicht der Hydra, der für jedes abgeſchlagnene Haupt zwei neue nachwachsen. Zwar ſolange Röſe und ich noch in Jena wählten, wurden wir in Frieden geſaſſen. Bald nachher aber ſtellten ſich die alten Mißbräuche wieder ein und haben ſich, wie ich höre, an allen hohen Schulen noch bis zum heutigen Tage erhalten, wenn auch vielleicht nicht ganz ſo grauſam und gräulich wie in jenen Zeiten des Krieges, den man jetzt den Dreißigjährigen nennt. Ja, ich habe ſogar erſt unlängſt vernommen, daß zu Halle die Gächſe ſelber ſich gegen die Cölite auſtrieten, die eine wohlmeinende weltliche und akademiſche Obrigkeit zu ihrem Schutze erlaſſen hatten, woraus denn als allgemeiner Zug der Menſchheit wenigſtens hiezuſande erhellet, daß viele ſich gern drangſalieren und mit Füßen treten laſſen, wenn anders ihnen nie die Ausſicht bleibt, dereinſt den lieben Nächſten in gleicher Weiſe traktieren zu dürfen — — —

Hier endet die Aufzeichnung, die der ehrwürdige Herr Lorenz Niſke, Paſtor emeritus zu Ellenburg in Sachſen, im Frühling des Jahres 1700, einige Tage vor ſeinem Tode, auf loſe Blätter ſchrieb, die erſt mehr als zweihundert Jahre ſpäter in der Kunſtſtenbüchel des Verſtorbenen aufgefunden wurden.

Weiter niſcht?

Der bekannte Schiffschelle und Reiter Paul Lindau mußte einſt in der Wiſchaft eines kleinen Bahnhofs auf einen Zug warten. Da betritt ein ſehr feindaler Herr, Lyp Gadelavalleit, den Saal, winkt dem Kellner und niſelt: „Kellner, möchte Mittag-eſſen, was haben Sie denn?“

Der Kellner: „Wir haben Tagesſuppe, Beuillon mit Ei.“

Der Herr: „Weiter niſcht, iſo ja jaßſchl!“

Der Kellner: „Dann haben wir Kotelett, Beuillon oder Kindersalade.“

Der Herr: „Weiter niſcht, iſo ja jaßſchl!“

Der Kellner: „Ich kann Ihnen Eiſſen empfehlen, Rührei, Spiegelei usw.“

Der Herr: „Weiter niſcht, iſo ja jaßſchl!“

Paul Lindau hört vom Nebenſich dieſem Zwiegeſpräch zu, winkt dem Kellner und niſelt ebenſo: „Kellner, möchte Mittag-eſſen, was haben Sie denn?“

Der Kellner: „Wir haben Tagesſuppe, Beuillon mit Ei.“

Paul Lindau: „Weiter niſcht, iſo ja jaßſchl!“

Da ſpringt der feindale Herr auf, geht auf Paul Lindau zu und ſagt: „Was fällt Ihnen ein, mein Herr, mich hier kopieren zu wollen; wiſſen Sie nicht, daß ich der Fürſt von Hohenſtein-Lichtenberg bin?“

Darauf Paul Lindau: „Weiter niſcht, iſo ja jaßſchl!“

Musikaliſche Raritäten

Folgende Vieder fanden ſich einſt in einem Muſikalien-Kataloge:

Ich bin ein freier Mann und ſinge für 3 Egr.

Annähen von Thatau vierhändig.

Es waren einmal zwei Schwestern für gemiſchten Chor.

Auf, tapfere Brüder, ſammelt euch 7½ Egr.

Der Feind iſt da, die Schlacht beginnt mit Violinbegleitung.

Fordere Niemand 4 Egr.

Obst erhalte Franz den Kaiſer vierſtimmig.

Einſam bin ich doppelſchichtig.

Was iſt des Deutſchen Vaterland? Gemiſchter Chor.

Blaue Augen ſind gefährlich für Streichſtrumente.

Drei muntere Buchſen ſaßen achthändig für zwei Pianofortes ein-greicht.

Was klappert am Dach mit Giarre.

Oh, blanke Brüder, gib mir Wein für vollſtändiges Orcheſter.

Im tiefen Keller ſiß ich hier Solo mit Viola.

„Die gute Partie“

Ein talentierter Sänger, deſſen Frau eine ſchlechte Schauspielerin iſt, kommt zum Intendanten und klagt, daß man „Madame“ die Rolle der Lady Milford verweigert hat. „Das iſt doch die beſte Partie meiner Frau, Herr Intendant!“

„Sie ſiren, mein Lieber“, entgegnete dieſer ſarkastiſch, „Ihre Gattin hat nur eine gute Partie aufzuweiſen, und das ſind Sie!“ F. H. S.

DAS SEIL

„Justina“, sagte Herr Karl Honorat Briggs bald nach dem Mittagessen, „ziehe die Kinder an, wir werden einen Ausflug machen. Übrigens, wir werden jetzt öfter einen Ausflug machen!“

„Aber, Honorat!“ gab sie zurück, „heute ist doch Mittwoch!“

„Was schadet das schon? Ich hab doch eine Menge Zeit, was soll ich mit der Zeit anfangen? Ich denke, ich werde mich von nun an mehr um die Erziehung der Kinder kümmern!“

„Das ist ganz ausgeschlossen, lieber Mann!“ sagte Frau Justina, und sie sagte es in einem Ton, der keine Widerrede duldet und der dem noch warm und gütig war. Weil es eben Justina sagte, diese immer noch statische, stolze Frau, mit dem gediegenen blonden Haar, den blauen Augen, dem reinen Gesicht und dem gepflegten Auseren. „Ich habe mich bis jetzt um die Erziehung gekümmert und werde es auch weiter so halten. Weil du jetzt plötzlich ein Konjul ausier Dienst bist, stellst du die ganze Familie auf den Kopf!“

Er ging mit einem wenig freundlichen Gesicht im Zimmer umher. Das war es ja! Das war es: ein Schatten begleitete ihn seit einigen Wochen durch sein Leben; irgend etwas wurde von seiner Seite getrennt, oder in ihm, oder ... was weiß der Mensch! Erst hatte er versucht, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen, aber das ging nicht, es zeigte sich, daß der Wille ein gestrenger Herr und Meister ist, der viel Arbeit und Mühs verlangt. Aber, es wird schon werden!

Frau Justina, im Grunde ihres Herzens des alles mitführend ... wer kennt eine Frau, bis in den kleinsten Winkel ihrer Seele! ... hatte die Kinder schweigend angeteilt, die Küche ihrem Schicksal überlassen, das in der Gestalt einer stillen Stundenfrau für die Ordnung sorgte, soweit das in einer oder zwei Stunden möglich war. Es hatte einen Kampf geführt, und wieder einen Kampf, aber Herr Konjul — damals noch nicht a. D., Karl Honorat Briggs hatte seinen Kopf durchgesetzt und entlassen, unumwunden entlassen, obwohl das Gehalt dasselbe geblieben war. Aber es gab eine Mode, die hieß „Zeugemäßig“.

Es hatte und Karl Heinrich, die Kinder, gingen getuschelt und hochanständig über die Treppe hinab. Frau Justina kam hinterdrein, und eine Weile später tauchte der Herr Konjul auf; ein lästiges Atemschöpfen plagte ihn und brachte es manchmal deutlich zuwege, an das Alter zu denken. Herr Konjul Briggs geberchte auch sofort und dachte an das Alter. Es war das Alter eines gestrigen Herrn, der den unermüdeten Abbruch des beruflichen Daseins wie einen beschaffen Ballast mit sich schleifte.

„Wohin gehen wir an diesem Tag?“ fragte Justina.

„Wir werden“, atmete Herr Honorat Briggs einige Male heftig vor sich hin, „wir werden in die „Kleine Heide“ fahren; dort will ich mit

den Kindern ein wenig Naturgeschichte treiben. Und von dort können wir am Kanal entlang wieder zum Nachmittagskaffee zu Hause zurück sein. Wie könnten auch im Heidelberg einkehren. Oder zu den Treibern gehen, die die schweren Kähne ziehen!“

„Das kannst du halten, wie du willst, Honorat. Ich denke mir nur, daß es vielleicht doch irgendeine Möglichkeit geben müßte, die dich auf andere Gedanken bringt. Diese Aus-

flüge dürfen nicht zur Allgäblichkeit werden!“ sagte Justina mit mildem Vorwurf. „Hier ist die Tram, steigt ein!“

Es dauerte keine halbe Stunde, da waren sie im Freien. Die „Kleine Heide“ lag hinter einigen ländlichen Katen an; noch tastete der frühe Sommer über die Gräser. Die Birken standen dünn und hellgrün belaubt, fast durchsichtig und zart gegen den blauen Himmel. Herr Konjul Briggs ließ die Kinder vorausgehen und kam mit seiner Frau langsam hinterher. Es ging nicht so rasch.

„Conderbar“, sagte er, „wie sich die Luft im Laufe eines Menschenalters ändert!“

„Das ist nicht die Luft, lieber Honorat, das bist du!“

„Ich? Du mußt immer alles so deutlich machen!“

„Du hastest doch auch immer dasselbe getan. Ist zu viel, oft zu wenig, vergesse, daß ich die das sage. Aber ein Ausflug lockert die Gefühle!“

Er blickte sie etwas von der Seite an und blieb stehen; er hatte Justina sehr im Bedacht, daß sie ihn von der Durchsichtigkeit weiterer Augen

Herbstlied

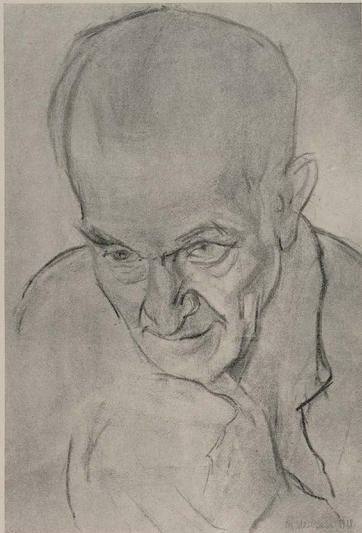
Es wissen die Blätter, die fallen
Den Weg in die Heimat tief
In des Abends geöffneten Hallen
Kein Blatt die Liebe verschief.

Die Farben in Seligkeit gluten
Oder dunkeln ein leises „Vollbracht“
Die roten Beeren sie bluten
Ein leuchtendes Amen zur Nacht.



Halbakt

J. Lengrüsser



Porträtskizze

Oswald Malura

flüge irgendwie abhalten wollte. Aber, er wird nicht nachgeben. Er wird durchhalten. Er rief nach den Kindern. Die waren schon eine Strecke weit vorausgelaufen, einigen Kohlweisslingen nach. Bienen summten etwas schläfrig vorbei; dunkelgrüne Käfer liefen über das Heidekraut. Nicht weit drüben stieg der Damm an, und Menschen schritten darauf entlang, mühsam, an Seilen über lederausgelegten Schultern die schweren Kähne zum Hofenplatz schleppend. Er stand da baarhäutig und wirksam vom Himmel ab, und es hatte den Anschein, als gingen sie wie Ebenen durch die Luft.

Der Herr Konjul war eher müde geworden, die Flora und die Fauna der frühmorgentlichen Heide zu erklären, als er dachte. Die Kinder liebten die Freiheit, und ausserdem bekam der Herr Konjul einen Husten, der gemein war.

Als er mit rotem Kopf wieder zur Ruhe gekommen war, wurde sein Gesicht um einen weiteren Schatten mühsamer. Dazu kam diese innere Unruhe, und jetzt begann Justina oben: denn noch von der vielen Hausarbeit zu reden und davon, daß es mit der Stundensfrau einfach nicht mehr ginge, und man dort nicht sparen solle, wo es um die Behaglichkeit des häuslichen Lebens ginge. Der Herr Konjul a. D. Briggs schritt wie ein geschlagener oder zumindest überaus bestig und schlau angestrichener Feldherr durch die Heide; wortlos. Er hatte den Hut abgenommen, aber Justina sagte nur: „Geh ihn auf, dein Haar leidet und ausserdem tut dir die Heide nicht gut.“ Diese Heide wurde übrigens immer stärker, aber der Herr Konjul wollte durchhalten. Der Weg ging jetzt knapp am Damm entlang und stieg langsam zur Höhe. Die Kinder tollten, einer plöblichen Frei-

heit wiedergegeben, durch das gelbe Heidekraut. Vögel kreisten über den Dickenteln, und weit drüben stand dunkel ein kleiner Wald.

Plötzlich kam ein Mann auf die beiden zu. Er ging gebückt, weit vornübergebeugt. Er hielt die Zellschlinge in der Hand, über den mit Leder belegten Rücken gezogen, über die rechte Schulter. Langsam treidelte er einen Kahn hinter sich her. Es war keine Zeit mehr, auszuweichen. Aber der Treidler blieb stehen. Er nahm die Schlinge von der Schulter und legte sie auf einen Laubstock. Dann blickte er aus seinen hellen Augen Frau Justina an. Er griff an das Köppchen und nahm es ab.

„Jens!“ sagte Justina und reichte ihm die Hand. „Was machen Sie hier?“

„Arbeiten, Madame! Wie Sie sehen!“ Er schüttelte ein lächelndes Gesicht mit fräsegeriffenen Lippen. Dann erst nickte er dem Herrn Konjul zu. Der wußte nicht sofort, was er beginnen sollte, und deshalb fing er wieder an zu husten.

„O, es ist schlimmer geworden, Herr Konjul!“ sagte Jens. „Ja, wir werden alt!“

„Aber Jens...“ sagte Justina, und es war ihr, als liefe ein bitteres Gefühl um ihr Herz und versuchte es zu bedrängen. Dieser Jens, der zwanzig Jahre lang in Diensten der Familie Konjul Briggs gestanden, den dann der Konjul plötzlich entlassen hatte, dieser gute, alte Jens... also Treidler... Sie schämte sich.

„Was ist Ihnen denn eingefallen, Jens... Diese schwere Arbeit! Sie, mit Ihren weissen Haaren?“

„Man muß leben, Madame Briggs. Ich hatte mir nicht soviel ersparen können... es ist doch ganz gleich, wie, nur ehlich...“

„Ein schöner Beruf, ein Treidler!“ hustete der Konjul.

„Ja, ja, Madame... sehen Sie? Hier... das Geil... das ist unser Schicksal... unser aller Schicksal... Wir ziehen davon, immerzu, durch unser Leben... wohl dem, der davon noch ziehen kann... wohl dem...“

Der Herr Konjul hatte noch nie einen solch hartnäckigen Husten gehabt, wie diesmal. Das kam von dem frischen Wind, der hier ging. Oder... Er mußte Jens in die Augen sehen. Es war ihm plötzlich, als wendete sich das Leben... „das Geil!“ hatte Jens gesagt, „das Geil des Schicksals?“ hatte er nicht recht damit? Aber, wie wäre es, wenn er... der Herr Konjul hörte plötzlich mit dem Husten auf und sagte: „Wollen Sie nicht doch lieber zu uns zurückkommen? Ehen Sie, ich habe meinen Dienst quittiert, Jens, und meine Frau, und die Kinder... es ist vielleicht ganz gut so...“

Jens blickte den Konjul an. Dienst quittiert? Er, der ohne Arbeit nicht leben konnte? Ehen, also auch das Geil... auch das Geil...

„Ich weiß noch nicht“, sagte er dann, „ich fühle mich hier ganz wohl.“

„Aber Sie werden alles von Tag zu Tag, Jens...“ sagte der Konjul, „denken Sie, wenn es einmal nicht mehr geht, das mit dem Geil...“

„Ja... Herr Konjul, dann freilich... dann tangt der Mensch zu gar nichts mehr... Aber ich muß jetzt weiter... Guten Tag, Madame, guten Tag, Herr Konjul...“

Er nahm die Schlinge vom Dalben und legte das Seil wieder über die Schulter, stemmte die Peine an und zog...

„Die Tür steht Ihnen jederzeit offen, Jense!“
sagte der Konjul und ging mit Jense ein Stück mit über den Damm.

„Das 's fein, Herr Konjul. Ich werd es meiner Kathe sagen...“

„Also gut, soll die Kathe auch kommen...“

„Sie wird sich freuen, Herr Konjul. Aber Frauen sind launisch, Herr Konjul. Und ich dank Ihnen schon, wirklich... Sie sehen, es geht ganz gut, wenn man es einmal kann!“

Der Konjul war stehen geblieben, sah ihn nach und lehnte dann um. Der konnte den Tag von damals nicht vergessen. Der nicht!

„Nun, Herrvat“, fragte Justina, „gehen wir?“

„Ja, gehen wir!“ gab er zurück.

Nach einer Weile wieder Justina: „Wann machen wir den nächsten Ausflug?“

Er blinnte sie von der Seite sehen an, aber sie fing den Blick auf. Da versuchte er zu lächeln. Ihr war es recht. Sie konnte mitlächeln.

„Du hast mir keine Antwort gegeben, Herrvat! Wann machen wir den nächsten Ausflug?“

„Ach, wann du willst, liebe Justina! Wann du willst!“

Splitter

Am schwersten zu befriedigen sind die, die sich leicht mit allem zufrieden geben.

Auch wichtig geküsste Taktlosigkeit bleibt Taktlosigkeit.

Nichts ist qualvoller, als äußerlich frei und innerlich gebunden sein.

Es ist besser, durch sich selbst zu Grunde zu gehen als durch andere erhalten zu werden.

Nur der Dumme sagt dem heimlichen Ausfrager die Wahrheit.

Viel Unglück geschah durch ein Wort zu viel oder ein Wort zu wenig.

Was die Leute „sittlichen Ernst“ nennen, ist oft nur Humorlosigkeit.

wo man um sieben Uhr abends ankam... Dieser Chinese sagt, daß es ihm also unendlich war, diesen Meid in New York zu begeben.

Der Dolmetsch hält inne, macht: „Ulissi!“ und wölft sich die Stiene.

Auch der Richter schenkt ziemlich heftig. Die Juroren sitzen starr.

Endlich heult der Richter los:

„Well... fragen Sie diesen verdünnten Chinesen, ob er zwei Zeugen hieherbringen kann, die sich damals in Chitago bei dieser Coirer befanden!“

Der Dolmetsch übersetzt dem Chinesen diese Frage.

Der Chinese antwortet:

„Nawimayohalli Lilitakotala Yawataya Hajih Kolakayotami Lapatika Kawahilo Silihilihatakawatana Kalipahohitavi.“

Der Richter brüllt:

„My God! Unterbrechen Sie diesen Gockdam von Chinesen! Was erzählt er uns denn?“

„Er hat auf Ihre Frage geantwortet, Herr Richter!“ sagt der Dolmetsch.

„Was sagte er?“

„Er sagte: „Ja, Herr Richter!“

CHINESISCH

Ein Chinese ist des Mordes angeklagt...
Amer Jungs, er ist unschuldig! Aber er kommt trotzdem vor das Tribunal. Der Richter versteht nicht chinesis, der Chinese spricht nicht englisch. Man setzt einen Dolmetsch zwischen den Richter und den Chinesen.

Der Richter beginnt:

„Erklären Sie diesem Chinesen, wessen man ihn beschuldigt!“

Der Dolmetscher gebotet.

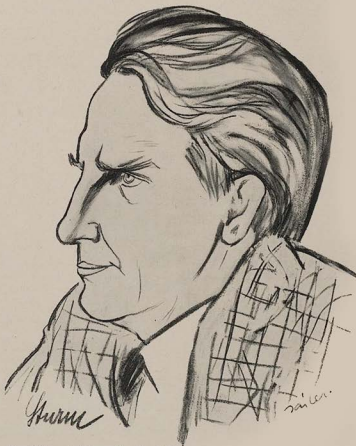
Der Chinese antwortet:

„Hateh!“

„Was hat er gesagt?“ fragt der Richter.

Der Dolmetsch fasst sich an den Kopf und beginnt:

„Well, Herr Richter... er sagt, daß er am 15. September gegen drei Uhr früh nicht in New York war. Er befand sich in Chitago, bei Mistris Dupont, einer scharmanten Französin, die Nr. 136 der 12. Avenue bewohnt, neben der Michigan-Avenue. Damals war bei Mistris Dupont ein Empfang, weil abends vorher eine Nichte der Mistris Dupont aus Paris angekommen war. Dieser Chinese schwört, daß er um drei Uhr eine Rumba mit Mistris Dupont tanzte. zehn Minuten später hat man ihn, einige Gefänge vom Gelben Fluß zum besten zu geben. Er sang die „Chinese Blue Nights“, die „Dark Eyes“ und vieles andere, bis vier Uhr! Dann verließen alle Gäste das Haus, draußen warteten zwanzig Autos. Alle stiegen ein... Richtung St. Louis! Dort traf man um zehn Uhr vormittags ein... jeder nahm ein Bad im Paris-Hotel. Hierauf schlief dieser Chinese bis Mittag. Um ein Uhr war Lunch. Um drei Uhr fuhr man nach Chitago zurück,



Der Bühnenbildner Manfred Sturm

J. Sailer

Der neue „Große Brockhaus“ ist fertig

Von Hanns Martin Elster

Darf ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen? 1912 schwitzte ich im Examen. Der Professor, ein berühmter Herrmann, der uns alle feil nach dem Kriege verließ, hatte mich während in seiner Präsenz, als ich einmal mir gar keinen Text mehr wollte, antwortete ich falsch und falsch: „Herr Professor, das habe ich nicht gelernt, und das habe ich auch nicht mehr einbauen wollen. Wenn ich solche Daten und solche Tatsachen wissen will, dann weiß ich, daß ich in bestimmten Büchern nachzuschlagen brauche.“ Der Professor: „Ja nehmen Sie wohl den Brockhaus vor!“ Prompt antwortete ich: „Ja wohl! Der Brockhaus ist unbedingt unverzichtbar, nur von Fachlehrern und Wissenschaftlern gearbeitet. Ich finde dort alles, was ich im allgemeinen und besonders wissen muß. Wenn ich den Brockhaus mir dann noch für die ersten Fachgebiete durch die Fachliteratur ergänze, komme ich niemals in Verlegenheit.“ Den Professor fiel auf meine kahle Rede kein Gegenbeispiel ein; er lächelte nur und meinte: „Wir können doch aber schließlich das Examen nicht auf dem Brockhaus aufbauen!“ „Warum?“ entgegnete ich. „Gieße selbst ist doch ohne des Brockhaus überhaupt nicht mehr auskommen.“ Die sechs Auflage des Nachschlagewerkes stand immer auf Goethes Schreibtisch. Noch heute kann man die Ausgabe im Haus am Frauenau an der Stelle sehen, wo Goethe sie benutzt hat. Dabei war das Konversationslexikon von Brockhaus damals erst 2 Jahre alt, und Goethe selbst ist in seinem Urtext im Dezember dem Konversationslexikon, von dem es früher in den „Jahnen Xesien“ heißt:

„Konversationslexikon heißt's mit Recht, weil, wenn die Konversation ist schlecht, so demnach zur Konversation es nützen kann“ zu der Anerkennung, dass jeder Zeitsehrift über Kunst und Altertum: „Geschichte Leute sind immer das beste Konversationslexikon“ ergänzt. Da lachte mein Professor, gab mir recht und meinte, ich solle den Brockhaus mir immer recht feil in meinem Leben benutzen, dann würde ich jedes Examen, das das Leben mit mir ansteht, zu durchkommen. So ist es auch gewesen. Der Brockhaus ist seit 125 Jahren ein Lebensbuch aller Deutschen geworden, die des vollen geistigen, wissenschaftlichen und prak-

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1,20

Fred Endrikat der einzigartige Breitschneider, der geliebteste und temperamentvollste Konfessionler des deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Targedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen Humors begeistern wird. So durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

tisches Zusammenhang mit dem gesamten Leben in Vergangenheit und Gegenwart bezeugen wollen. Es ist bezeichnend, daß ein Deutscher dieses Handbuch des Wissens geschrieb hat. Übrig, auch die anderen Völker, die Engländer und Franzosen, und jetzt immer auch die Italiener haben sich große Handbücher aller Wissenschaften angeschaut, aber ihre Enzyklopädien sind nicht dasselbe, was unser deutsches Konversationslexikon ist; denn sie gehen darauf aus, das Wissen der einzelnen Wissenschaftsbereiche in großen Auflagen unter einer gewissen Gleichung darzustellen. Brockhaus allein ist es gewesen, der uns das unsere deutsche Wesen entsprechende umfassende Nachschlagewerk des gesamten Wissens besetzt hat. Als Friedrich Arnold Brockhaus 1808, der über Amsterdam nach Leipzig kommende Westfale, das wirtschaftlich falsch geführte Werk der Leipziger Gelehrten Löbel und Franke übernahm, stellte er sofort den Grundsatz der Vollständigkeit und Aktualität des neuen Unternehmens auf. Kaum war die erste Auflage vollendet, als er auch schon

zu einer Nachdruck erhielt, der 1809 den Titel „Konversationslexikon“ erhielt. Auflage auf Auflage folgte mit, weil das Lexikon wirklich vollständig und gezeigtermaßen war und blieb. Diese Vollständigkeit und Gezeigtheit wurde niemals auf wissenschaftlichen Unzuverlässigkeit erkannt, sondern im Gegenteil mit unbedingtem wissenschaftlichen Ernst erworben. So wurde der Brockhaus zu dem vollständigsten, aktuellsten und wissenschaftlich-zuverlässigsten Handbuch des Wissens.

Das populäre Handbuch des Wissens, das heute nichts anderes, als daß hier mit dem gesamten Wissen unserer Gelehrten und unserer praktischen Arbeiter, Menschen ein ständiger Dienst am Volke geleistet wird. Das Dritte Reich steht unter dem Geiste, das Adolf Hitler (in der) Durch Leistung wie durch Charakter, durch die im kleinen wie im großen zur höchstmöglichen Vollendung aufsteigende Tat, durch die Volkseigenenwerte im Denken und in der Gesinnung muß das deutsche Volk seinen Neuanfang durchführen und sich wieder zur alten Höhe, zu neuer Höhe erheben. Es obliegt uns, das bessere Bewusstsein für die Erfüllung dieses Befehls, durch Leistung erst zu werden, als gerade die neue 16., völlig durchgearbeitete Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon, die jetzt einheitlich „Der Große Brockhaus“ zum Unterschied von dem „kleinen Brockhaus“ heißt und 20 Bände umfaßt. Als 1928 der erste Band der neuen Auflage erschien, kämpfte der Führer des Dritten Reiches noch mit dem Erwachen des deutschen Volkes. Deutschland hatte noch schwere wirtschaftliche Jahre und erste politische Wandlungen durchgemacht bis jetzt im Frühjahr 1935 der 20., der letzte Band der Auflage erschienen konnte. Kein einziger hat den Verlag P. A. Brockhaus und seine Mitarbeiter dazu bringen können, die Arbeit, die produktive Leistung an der Ausgestaltung der Neuauflage des „Großen Brockhaus“ zu unterbrechen. Diese Leistung ist aber dadurch möglich gewesen, daß die Behörden, die im Jahre 1928 sich zur Neuauflage des „Großen Brockhaus“ bekannt hatten, dem Unternehmen treu geblieben sind. Es ist dadurch der Beweis erbracht, daß der „Brockhaus“ nicht nur ein hilfreicher Beizug des deutschen Volkes ist, sondern auch das Natürlächste zum deutschen Leben gehört.

Gerade eine Nation, die wie die deutsche in einem nacheinander Rängen um ihre Bekanntheit kämpft, kann nicht, kann das Wissen, das der „Große Brockhaus“ zeitlich und praktisch vermittelt, in keiner Weise entbehren. Jeder einzelne erfüllt in sich natürlich in seinem eigenen Leben bei allen neu aufkommenden Fragen, die der Diktatorismus nahelegt, daß er immer wieder nach dem Handbuch des Wis-

Beim „JUGEND“

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderrückgaben aus der „Jugend“ liefert wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6,40 inkl. Porto.
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
GEBURDSTAG
HEIMSTADT 10
HUNDESTR. 10
FERNRUUF. 7 7 JAHNOWITZ SAMUEL-NR. 518

LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten
mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im vorzüglichen Verlag in einer vorzüglichsten Ausgabe zum Preise von RM. 1,70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

20 verschiedene
Kunstpostkarten
für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Zur Anfertigung
leder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
aus den Winden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerb von Originalen fehlt, ist der Bilderliebhaber Ersatz in den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den ursprünglich billigen von 45 Pf. und 90 Pf., je nach Größe, ausgiebigste Portofreigabe durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der recht befristete Katalog (Preis RM. 2,20 einschließlich Portofreigabe) erscheint in die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Leit den Sportfischer

die vortrefflich ausgestattete Packetschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischerpost-Verlag
Dr. Hans Schneider
München NW 2
Karlsruhe 64

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 100 vorzüglichen Abbildungen der 12 Millionen von Exemplaren als Wandmisch vertriebenen Vierfarbendruck. Preis RM. 2,70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach zusammenfassender Erkenntnis der Philosophie vom Altertum bis zum Gegenwart, 40 Seiten in Ganselinen gebunden auf RM. 2,35 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben im Buchhandlung oder im unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

sen, nach dem Großen Brockhaus greifen muß. Um wieviel mehr aber gilt das für die Gesamtheit! Die ganze Nation ist durch ihr Nearwachen in Bewegung geraten, sie ist zu einer Einheit zusammengebrochen worden, der Arbeiter steht neben dem Gelehrten, beide sind eines Bluts, beide haben die eine gleiche Verpflichtung, stets verantwortlich gegenüber der Gemeinschaft zu handeln, beide sind vom gleichen Geist der Volkverantwortung und vom gleichen Leistungswillen gegenüber dem Volk erfüllt. Beide greifen nach dem Großen Brockhaus, denn beide wissen, wenn sie ihre Leistung steigern wollen, daß sie im Großen Brockhaus alles finden, was sie zur geistigen, zur wissenschaftlichen Durchdringung des Alltagslebens brauchen; und wie der einzelne, so die Familie, wie das Alter, so die Jugend. Das Leben ist in steter Wandlung, in stetigem Wachsen und Werden begriffen. Deswegen hat Brockhaus das Gesetz der Gegenwartstiefe stets festgehalten. Auch der neue „Große Brockhaus“ hat sich bei der Riesenumwandlung Deutschlands von 1928 bis 1938 niemals an eine starre Arbeitsweise gebunden, sondern das Leben in sich jedem neuen Band immer wieder voll einströmen lassen, es ist irgend so leicht war; und noch einmal soll dieses volle, gegenwartstiefe Leben in dem Ergänzungsband A-Z im Herbst 1938 als ein reelles Gegenwartstextbuch, als 21. Band des Handbuches zusammengefaßt werden. Stets wird, wo immer man auch nachschlägt, deutlich, daß es allen ersten Anmerkungen in Schrift und Bild zu seinem Vermaß. Es spricht und denkt deutsch aus unserem Empfinden und unserem Erleben, es spricht und denkt also völkergemeinschaftlich jedoch nicht nur für eine kleine Schicht geistiger Arbeiter, sondern für alle, die deutsch heißen. Jedem Arbeiter ist es ebenso nützlich wie jedem mit vielem Wissen belasteten Gelehrten.

So steht denn der „Große Brockhaus“ in seiner 18. Auflage, die 12 Jahre nach der ersten Auflage begonnen wurde, als das erste, im Dritten Reich vollendete große Handbuch des Wissens, des deutschen Wissens, wieder in die Welt und in die deutsche Familie, aber auch zu den fremden Nationen. Deutschland bietet sich in diesem „Großen Brockhaus“ auf eine neue Art den Deutschen und der Welt dar! Wie alle Völker den Deutschen nicht ihr Heer, den Zensur und viele, viele andere Leistungen nachahmen konnten, so vernachlässigen sie auch keinen „Großen Brockhaus“ zu schaffen. Halten wir darum dieser deutschen Leistung die Treue! Der „Große Brockhaus“ ist unser aller Werk und dient überall Deutschland!

Tauben am Odeonsplatz

Von Fred Endrikat

Bei Orgelton und Glockenklang
im — und am Theaterturm,
dort wohnen sie ihr Leben lang,
gefeit gen Hagel, Schnee und Sturm.
Sie schweifen Solo und zu Hauf
vom Turm herieder — wieder auf
wie Sturmgebrüll und Wogenbrall
im Bogen um die Feldherrnhall.
Sie schützt und schirmt ein guter Geist,
den man die „Tauben-Emma“ heißt.
Die Tauben am Odeonsplatz
sind allweil kreuzfidel.

Sie fürchten weder Hund noch Katze —
und kein Automobil.

Sie trippeln einzeln und zusammen
per Fußes über Steig und Damm,
dem Fußvolk und Verkehr zum Trutz.
Sie stehen unter Denkmalschutz.

Sie geben Pfötchen — machen schön
wenn sie zu eine Tüte sehn.

Sie säen nicht — sie ernten nicht —
sie nähren und vermehren sich.

Sie leben von der Hand in Mund,
sind fromm und kugelfrond.

Ans Lichter Höf' wirft oft ein Schalk
ein Sonnenor auf deine Gasse.
Wo's Tauben gibt — da gib's auch Kalk
in München am Odeonsplatz.

Vom Geschicht

Napp trifft Nepp.

„Nun, Nepp“, sagt Napp, „hat Ihnen
Warbanchel die bestellten Waren geliefert?“

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

„Warum nicht?“ fragt Nepp.
„Zahlungsbefreiungen?“ fragt Napp.
„Mantelgemäßig... zwölf Monats-
raten!“
„Zwölf Monatsraten?“ flüstert Napp,
„Ja — ja, wie denn?“
„Meint Nepp:
„Zahlt man Ausgleichsquoten anders?“
H. K. B.

Unverbesserlich

Gutgel kommt etwas angeheitert vom
Wirtshaus.
„Vervoll!“ empfängt ihn seine Frau:
„Aber Mama, kommst du denn schon wie-
der vom Wirtshaus?“
„Ja freilich — hup — ich kann doch nicht
immer drinbleiben.“

Der Ehemann

Am Dienstag wird poliert.
„Wie Deutsche fürchten Gott und sonst
niemand auf der Welt!“ schreit Bummel, mit
der Faust auf den Tisch schlagend.
„Warum ziehst du dann immer die Stiefel
aus, wenn du spät nach Hause kommst?“
fragt sein Nachbar.

Historische Wochenschau

Am königlich sächsischen Hof ließ sich wäh-
rend einer Festlichkeit einer der aufwarten-
den Lakaien dazu verleiten, einen Schluck aus
einer Glaske Retzwein zu machen.

Der Wein war gut, der Duft kam mit
dem Trinken und als er mitten im schönsten
Aug war, trat plötzlich der Hofmarschall
ins Zimmer.

Der Fürstige setzte die Glaske rasch ab

und ein guter Teil des Retzweins ergoß sich
über seine weiße Weste.

Der Hofmarschall war sofort im Bilde,
an ein Leugnen war nicht zu denken, ein
Donnerwetter ging nieder, der Hofmarschall
drohte mit sofortiger Entlassung, der Er-
stappte bat förmlich um Gnade und den
König, herbeigekleidet von dem Jammer des
Sünders, ließ sich die Sache erklären.

„Hm“ — sagte er mit einem Blick auf die
weißgefärbte Weste, — „sehen gut — schon
gut... aber fünfzig Weißen trinkt!“
H. K. B.

Mißverständnis

Klein-Effriede kommt von der Schule nach
Hause. Die Mutter will sich nach ihren Auf-
gaben erkundigen:

„Effriede, was hast du denn heute auf?“
„Meinen neuen Hut, Mama“, sagt El-
friedchen stolz.

Vorsorge

„Aber um Gotteswillen, Herr Nachbar,
warum drehen Sie Ihren Jungen denn so
fürchterlich?“

„Ja wissen Sie, der bringt morgen sein
Schulzeugnis nach Hause und ich muß heute
Abend schon abfahren.“

Pech

Das Dienstmädchen weint herzzerreißend.
„Aber Emma, warum heulen Sie denn
den ganzen Tag? Ist Ihre Ehe aus?
Arbeitsdienst gegangen?“

„Ja, Frau Doktor —
alle drei auf einmal.“

40 Orig. „Bunde, Jugend“
1902-1921 100 Mk. zu
verk. Helms, Hildes-
heim, Kuchendamm 4

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hundertjährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feinde-
bundes zukunftsgetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind abschließend geändert — dem
Verfasser fundierten, hat hier im Jahre 1931
zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimerchen werden vor
allem in Vereinstreffen beifolgender Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Birtz Verlag AG. / München Berrnstraße 10

Redaktionselle Notiz!

Das Gedicht „Südliche Nacht“ in Nr. 40 der „Jugend“ ist
von Georg Schwarz. An dieser Stelle weisen wir daraufhin,
daß der Lyriker Georg Schwarz mit dem Essayisten Georg
Schwarz-Berlin nicht identisch ist.

Daß die Schlussseite der „Jugend“ zur Zeit von Herrn Anton
Leid geliefert wird, ist auf die Erkrankung unseres Mitar-
beiters Erich Wilke zurückzuführen.

Die Redaktion der „Jugend“.



Heinar Schilling: „Weltgeschichte, Ereignisse und Daten von der
Eiszeit bis heute“. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Dem Bedürfnis nach einer auf kleinsten Raum konzentrierten
„Weltgeschichte“ in Gestalt eines Nachschlagewerks für die Hand-
bibliothek aller geistig Schaffenden kommt dieses überaus praktische
Buch bestens entgegen. In chronologischer und synchronistischer
Anordnung finden wir sicher und mühelos alle historischen Daten
und Ereignisse von den Urfängen des Geschichtsraumes bis her-
auf zu den Geschässen der jüngsten Zeit. Die großartige Grup-
pierung des gesamten Materials in drei Kulturkreise — Morgenland,
Mittelaland und Abendland — erleichtert einerseits die Nachfor-
schung und bietet andererseits einen raschen und erkenntnisreichen
Überblick über den Ablauf der geschichtlichen Ereignisse und die
Funktion des Gleichzeitigen. In diesem Sinne ist das Buch nicht
nur eine Geschichtstabelle, sondern ein in sich abgeschlossenes und
durchaus selbstständiges Werk, reich an theoretischen Details. Wer
sich also nicht mit umständlichen Wälzern herumschlagen will und
trotzdem mehr beansprucht, als ein Kalendarium zu bieten ver-
möchte, wird mit Vergnügen zu diesem Buch greifen, das mit zahl-
reichen Karten und Übersichtstafeln versehen dem Laien und dem
Fachmann gleich gute Dienste leistet. **Avis**

Dr. med. Freiherr v. Seld: „Dokumente zu Friedmanns Kampf
gegen die Tuberkulose“. Selbstverlag des Verfassers, Ham-
burg-Pa. Vor dem Berge 40.

Wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten werden nicht immer
mit blanken und ehrlichen Waffen ausgetragen. Die Fülle gelehrter
Pamphlete, Streitschriften und Kontroverspredigten bietet einen
bisweilen traurigen Einblick in die internen Verhältnisse der akade-
mischen Heerlager, wo die Verfechter der heterogensten Prinzipien und
Disziplinen wie Buschraur auf der Laue liegen. Allzeit bereit,
dem verhassten Gegner einen Kübel mit Jauche an den Kopf zu
schleudern. Dieses unwürdige Bild eines Meinungskampfes mit
verwerflichen Mitteln hat in neuerer Zeit der Drogeriebesitzer und
Werbefachmann Dr. med. Knapp durch seine Schrift „Friedrich
Franz Friedmann und sein Tuberkulosemittel, eine notwendige
Untersuchung“ nicht gerade verschönert. Der seit Jahren tobende
Kampf um die Entdeckung Friedmanns und die Person des Ent-
deckers — wobei, wie leider nur zu oft in solchen Fällen, die
Grenze des Sachlichen weit überschritten wurde — hat eine solche
Fülle von Meinungen und Gegenmeinungen produziert, daß es in
der Tat notwendig erschien, das gesamte Material einmal im
Brennspiegel kritischer Objektivität auszubreiten. Tatsächliches
von Vermutungen und Wahrheit von Lüge zu scheiden; nicht um
damit einer neuen Spekulation auf rein äußere Belange Raum zu
geben, sondern um endlich einmal festzustellen: wo liegt hier das
Recht!?

Dr. med. v. Seld, Hamburg, hat sich dieser verdienstvollen Arbeit
unterzogen und durch die Veröffentlichung des in Sachen Fried-
mann angefallenen Materials eine dokumentarische Leistung voll-
bracht, die wohl geeignet sein dürfte, der häßlichen Fehde ein
jähres Ende zu bereiten. Ich selbst bin nicht Arzt, kann und darf
also nicht feststellen, ob das Friedmannsche Mittel jene Wert-
schätzung, die ihm von der einen Seite der deutschen und euro-
päischen Ärzteschaft entgegengebracht wird, verdient. — aber ich
kann aus der charakterologischen Substanz der Polemik zu der
berechtigten Annahme gelangen, daß der gehässige Angriff nicht
der berechnete ist. Das *audiat et altera pars* macht in der
Untersuchung wissenschaftlicher Fragen die Loyalität zur Vor-
aussetzung. Auf Knapps Seite ist von dieser Loyalität herzlich
wenig zu spüren, während der kapazitive Wert der von v. Seld
angezogenen Dokumente unmöglich abzustreiten ist. Wir haben
schon vor Jahren aus einer anderen in dieser Sache edierten Publi-
kation etwas vom Vorhandensein eines sogenannten „Krankheits-
Kapitals“ gehört und sind infolgedessen mitläufig genug, die
Relevanz der knappen „Einschümpfung“ in zweiter Linie zu ziehen.
Angenommen, das Friedmannsche Mittel — dessen Bekämpfung
neuerdings auch von seiten der N.S.V. die ideologische Stütze ent-
zogen wurde — ist tatsächlich das bis heute wirkungsvollste und
beste, dann gebührt Herrn Dr. v. Seld Dank und Ehre für sein
mannhaftes Verhalten in einer Sache, deren Endresultat schließlich
und endlich niemand anders zugutekommen soll als der leidenden
Menschheit. **Arnold Weiß-Rüthel**

Scribe

Eines Tages war der Barbier, der Scribe täglich zu rasieren pflegte, von einer ganz ungewöhnlichen Nervosität.

Scribe, der ihn eine Weile beobachtete, fragte teilnehmend:

„Was haben Sie heute? ... Sie sind ja ganz verstört!“

„Oh, Monsieur“, sagte der Herr mit bebender Stimme, „ich habe aus verlässlicher Quelle erfahren, daß nächsten Monat die Welt untergeht ... Und zwar wird alles Vieh am 4. und die Menschen am 6. Januar sterben!“

„Allmächtiger“, schüttelte Scribe den Kopf, „wer wird mich da am 5. Januar rasieren?“

H. K. B.

Schwerkrank

Es ist tief in der Nacht.

Es läutet lang und andauernd.

„Diese verdammte Glocke!“ seufzt Lord Esher, der bekannte englische Oberst — man ruft ihn zu einem Kranken.

„Ach, Herr Doktor“, seufzt der, „mir geht es sehr schlimm. Ich glaube, ich muß sterben.“

Lord Esher untersucht den Kranken. Seine Hände sind durchschweißte.

Schließlich sagt er unbarmherzig:

„Haben Sie Ihr Testament gemacht?“

„Nein!“ erwidert erbleichend der Patient. „Sie glauben also ...?“

„Nein!“ erwidert der Doktor.

„Aber, lieber Herr Doktor!“

„Rufen Sie ihn rufen!“

„Aber, ich bitte Sie, Herr Doktor!“

„Rufen Sie ihn rufen und auch Ihren Vater und Ihre beiden Eltern!“

„Ich muß also wirklich sterben?“ jammert der arme Reiche.

„Nein! Sterben müssen Sie nicht“, erwidert Lord Esher, „aber ich will nicht der einzige Geoppte sein, den Sie heute Nacht aus den Heden gefügt haben.“

Vollkommen harmlos

Der berühmte Violinist Viemontemps wollte auf einer Kunstreise durch Rußland bei einem reichen Russen zu Gast. Beim Mittagessen bemerkte er unter dem Tisch eine schwarzglatte Masse. Anglichlich wich er zurück. Der Hausherr beobachtete die Anglichkeit des Künstlers und erklärte tröstend:

„Erbauen Sie sich nicht daran, es ist nur ein zahmer Wolf.“

Am Abend zeigte sich der Wolf wieder.

„Ach, hören Sie sich nicht daran“, sagte der Diener, „der Wolf ist ja zahm.“

In aller Frühe wurde Viemontemps durch Hantenschüsse geweckt. Erschrocken läutete er nach dem Diener.

„Ach, hören Sie sich nicht daran, es ist nur der zahme Wolf erschossen worden, weil er den Koch gefressen hat.“

Ein schweres Brot

Unlängst war mein Vetter in Wien.

Mein Vetter vom Land, der Wien sehen wollte.

Wir waren bei dieser Gelegen- heit in einer Porträtausstellung.

Mein Vetter interessierte sich für jedes einzelne Bild und meinte endlich so recht verständ- nisvoll:

„A Schvav's Brot mußt wohl sein, d's Maletier!“

Ich war überrascht. Diese Be- merkung hatte ich ihm nicht zu- getraut.

„Allerdings“, sagte ich, „du

hast ganz recht ... Aber wie kommst du darauf?“

„Na — bis oaner so a Bild fertig hot, d's dauert do allemal a recht a schöne Zeit!“

Ich plätschte ihm bei.

„Und mocher erst d's ver- kafa — d's verkauft!“

„Na“, meinte ich, „bei einem Porträt ist das etwas andere — ein Porträt wird —“

„Mei Vabier“, unterbrach er mich milde, „ganz so oafach trich das mit sein, bis so a Maletier oan findt, der wo grad 'n Bild ähnl' schaut und kauft!“

H. K. B.

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pf.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1,40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

FOTO-ECHE

Universal-Vergrößerungskassette

Das Ilagge-Kamerawerk bringt eine vorzügliche Vergrößerungskassette im Format 13x18 und 18x24 heraus. Sie hat verschiebbare Masken, die sich an einem aufklappbaren Deckel befinden und einen sauberen Bildrand ergeben. Der Preis ist erstaunlich niedrig; während sonst solche Geräte über 20 Mark kosten, wird hier 6 bzw. 8 Mark berechnet. Also eine Anschaffung, die sich für den selbst vergrößernden Amateur lohnt.

Filme mit Pfefferminzgeschmack

Kein Scherz, sondern Wirklichkeit. Die Ieta hat die Klebstreifen ihrer Rollfilme mit einem nach Pfefferminz schmeckenden Klebstoff versehen. Es wird demnach in der Fotografe jetzt auf zweierlei Weise für den guten „Geschmack“ gesorgt: Auge und Zunge.

Der Bessapan-Film ist da!

Der Voigtländer-Bessapanfilm ist jetzt im Handel erhältlich als Normal- und Feinkornfilm. Es handelt sich um eine orthopanchromatiche Emulsion

Und wie belichten?

Bei einer Empfindlichkeit von 18/10° DIN, Blende 5,6 und Sonnenschein zwischen 10 und 15 Uhr:

Personen im Freien, Landschaften mit Vordergrund 1/100 bis 1/200 Sekunde

Offene Landschaften 1/100 bis 1/200 Sekunde

Hellere Filter verlängert zweifach. Umrechnung auf andere Blenden durch Verdoppelung bzw. Halbierung der Zeiten von Zahl zu Zahl.

Vierteljahrespreis 7 Mark, Heftpreis 60 Pfennig

Vertragswidrig

(Der Kaiser von Abessinien hat die Rechte der Verfilmung des Kriegs mit Italien an Hollywood verkauft.)

Anton Leidl

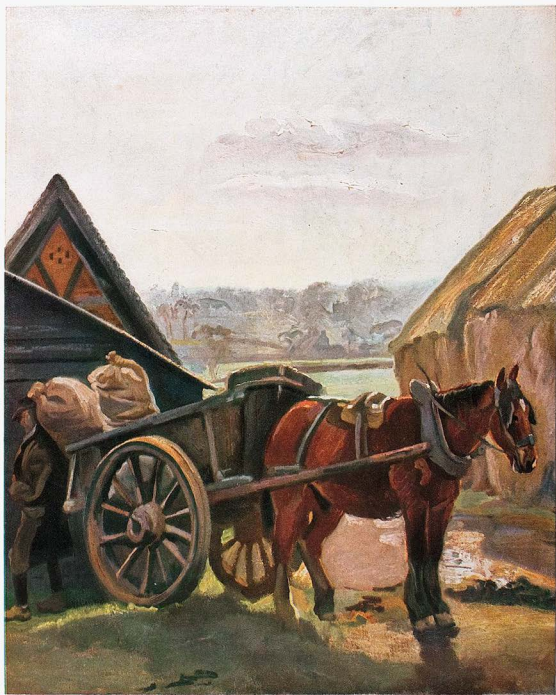


„Goddam! Davon steht aber nichts im Vertrag!“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 43



Vorder Scheune

Ch. Tooby



Herbst

H. Mayrhofer-Passau

Meersburg

Meersburger Weißbier lockt wie braunes Gold
im Glas, das meine Lippe fromm berührt.
Schließ deine Augen, wenn dein Gaumen spürt,
Wie die der Tropfen in die Kehle fällt.

Durchs bunte Fenster bricht der tiefste Strahl
der Sonne, die das Gäßchen schabend grüßt;
und mit dem Wein, der funkelnd dich durchfließt
geht sie dahin und wirkt dir noch einmal.

Blau kommt die Nacht, im nahen Hafen schreit
die Silbermöve, Dampfster luten fern,
hoch überm See wächst langsam Stern um Stern
groß aus dem Dunkel der Unendlichkeit.

Arnold Weiß-Rüthel

DAS ABENDESSEN

„Erich“, sagte Emma eines Morgens, „wir müssen endlich die Bettauers einladen. Es sind jetzt fast sechs Wochen her, daß wir bei ihnen zum Abendessen waren.“

Mürrisch sah Erich von der Zeitung auf. „Du hast wohl eine besondere Vorliebe für diese Leute?“

„Jah? Vorliebe? Vöckelich. Ich bin froh, wenn ich diese ausgeblasene Bande nicht sehe.“

„Na also“, vertiefte sich Erich wieder in die Zeitung, „dann sind wir uns ja einig. Ich mag sie nicht, du magst sie nicht, folglich laden wir sie einfach nicht ein.“

„Das geht nicht. Da hätten wir auch nicht hingehen dürfen.“

„Wir wollten ja auch nicht. Aber die Leute haben uns so lange eingeladen, bis wir schließlich gehen mußten, um nicht zu unhöflich zu sein. Schließlich ist ja Eingeladener kein billiges Vergnügen. Blumen, Trinkgeld, Wagen hin und Wagen zurück, dafür kann ich mir dahinter Jucker in den Hals blasen lassen. Schließlich kann es uns ganz schmunke sein, was die Leute von uns denken. Wir zucken uns einfach nicht.“

Aber Emma ließ nicht locker.

„Gell man erzählen, daß ich einen Kunts zum Mann habe? Sie haben uns eingeladen, folglich müssen wir sie einladen. Man muß sich doch reorganisieren.“

„Näben meinst du“, gab endlich Erich nach, „also schon, ich werde telefonieren: Liebe Bettauers, leben macht mich meine Frau aufmerksam, daß wir Euch noch ein Abendessen schuldig sind. Da wir diese unangenehme Sache bald hinter uns haben möchten, bitten wir Sie —“

In dieser Minute klingelte es.

Ein Brief wurde abgegeben.

Emma öffnete ihn.

„Von wem?“

„Von Leders.“

„Was schreiben sie?“

„Liebste Freundin“, las Emma vor, „wir rechnen mit Bestimmtheit darauf, Sie und Ihren lieben Mann am kommenden Mittwoch zu einem kleinen Abendbrot bei uns zu sehen.“

„Näh nicht“, unterbrach Erich, „ich habe Mittwoch Schnupfen.“

„Du hast schon jetzt bei Leders zweimal Schnupfen gehabt.“

„Warum nicht? Ich bin eben ein Dancer-Verkühler, ein Schnupfenheindeich, ein Eick-schnupfer.“

„Gut nichts bist du. Wir müssen gehen. Wie sieht denn das aus, wenn wir zum dritten Male abblagen? Damit die alberne Gans, die Leders, überall herumzählen kann, du wüßtest nicht, was sich gebiert? Du wüßtest doch, wie sie sich über alles den Mund zerreißt.“

Chinesische Weisheit über die Frauen

Die geduldige Frau brät einen Ochsen mit dem Brennglas.

Die Verschwenderrische zündet eine Kerze an, um ein Streichholz zu suchen.

Die dumme, eigensinnige Frau geht in einer Hutschachtel in See.

Die Verschlingte schreibt ihre Versprechen auf eine Schiefertafel.

Die gewöhnliche, affektierte Frau gleicht einer Spinne, die Seide zu spinnen versucht. Und die neugierige Frau ist in ständiger Regenbogen herumzudrehen, um zu sehen, was dahinter ist.

„Glaubst du, daß Leders solche Schnupfen nach uns haben?“

„Das nicht“, räumte Emma ein, „aber hingehen müssen wir doch. Sie waren vorigen Monat bei uns.“

„Aha! Und da hat sie gestern zu ihrem Mann gesagt: Lieber Mann, wir müssen morgen die Wendlers einladen. Es sind jetzt fast sechs Wochen her, daß wir bei ihnen zum Abendessen waren. Ich wäre froh, wenn ich die ausgeblasene Bande nicht sähe, aber sie haben uns eingeladen, folglich müssen wir sie einladen. Glaubst du, daß es so ist?“

„Natürlich ist es so. Aber es gebiert sich nun einmal. Sie sind uns ein Abendbrot schuldig.“

„Und Bettauers haben eins bei uns gut?“

„Gewiß.“

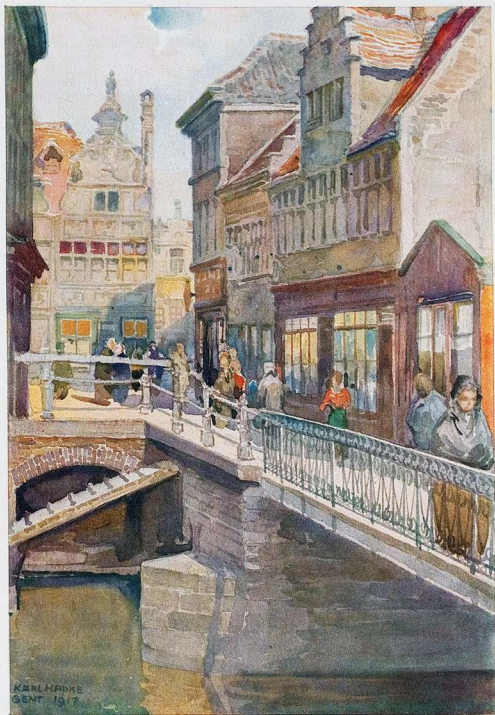
„Na also“, rieb sich da Erich die Hände, „dann ist die ganze Geschichte höchst einfach. Die Leders sollen das Abendbrot, das sie uns schuldig sind, ganz einfach den Bettauers geben, denen wir eins schuldig sind. Oder kaufmännisch gesprochen: wir zedieren das Abendbrot, das wir bei Leders gut haben, den Bettauers, denen wir es schuldig sind. Ich sehe mich sofort hin und schreibe Leders, daß wir unsere Abendbrotforderung Bettauers zediert haben und Bettauers, daß sie sich die Abendessen bei Leders einflüssieren und abessen sollen.“

Und es geschah also.

Erdem ging zwar Bettauers und Leders mit Wendlers böse.

Aber das ist unankbar. Denn sie haben sich am Abend der Zedition prächtig unterhalten. Über Wendlers.

J. R.



Straße in Gent

Karl Hapke

Die Völkerschlacht bei Leipzig

Des Weltalls Wille schien sich durch den Einen
Übergewaltig Mächtig zu ergießen —
Jedwede Kraft sucht sich ihm zu vereinen
Und wiederum zu ihm zurückzufließen.
Schwer lastete auf uns des Schicksals Hand
Da ganz Europa zagte vor dem Riesen,
Bis die Empörung eine Stimme fand,
Die schrie zu Gott empor in deutscher Sprache!
Von Nord zum Süden und von Land zu Land
Lawinengleich ertost es: Rache! Rache!
Und was unfassbar, wurde da vollbracht.
Zahllose Opfer fielen für die Sache.
Tag ward es auf die lange bange Nacht
Und phönixgleich aus göttlichem Geschlecht
Erhob sich aus dem Grab mit Macht, mit Macht
Der Genius des Deutschen Volks. Kein Knecht
Des korsischen Korsaren war fortan
Der Sohn des Teut. Sein uraltes heil'ges Recht
Besiegelt er mit Blut. Und Mann für Mann
Stürzt todverachtend sich ins Schlachtgewühl,
Umfangen von der Heimatliche Bann,
Getragen von der Freiheit Hochgefühl.
Die Bücher der Geschichte uns vermelden
Der tapfern Taten. Jeder, der dort fiel,
Des höchsten Ruhmes muß er würdig gelten.
Ob auch sein Name unbekannt geblieben.
„Die Völkerschlacht schlug einst ein Volk von Helden.“
Der Nachwelt sei es tief ins Herz
geschrieben!

Ziska Luise Dresler-Schember

C. H. Barnick:

ZWEIMAL ANDREAS THERMAELEN

War er trunken gewesen, oder wirklich bei Verstand, als er sich in
Johofen am achten Vier an Bord des Trampdampfers geschinnagelt
hatte? Es war kein leichtes Glück gewesen für den eisenhaften, bären-
starken Mann, sich zwei Tage im Kohlenbunker versteckt zu halten.
Ja — wäre er noch der Andreas Thermoelen, als der man vor fünf
Jahren die große Reise über das große Wasser angetreten hatte. Aber
ein Leben von fünf Jahren lag dazwischen.

Andreas sah auf seine Hände — schwarz waren sie von Kohlenstaub
und sie zitterten, wenn er trampfisch die Glatte zum Munde führte.
Wieviel Speak-easies hatte er in fünf Jahren Nordamerika kennen-
gelernt. Whisky, noch einen Whisky, old boy! Damit mußte man doch
Bilma und das Teatro Colon in Buenos Aires hinunterspielen können.
Nordamerika mit seiner riesigen Weite zwischen den Pitzburg-Bergen
und den Rocky Mountains hatte Bergeisen bringen sollen. Die Schaup-
spieler Andreas Thermoelen war in dieser von Weizen goldgelben Weite
zum Tramp geworden. Manchmal gab man noch ein Gasspiet auf
einer Bühne — rebegäumerte Bretter waren das Podium und Men-
schen der kleinen Farmstädte die Zuschauer.

Etwas hatte man sich träumen lassen, als man von Europa
auszog, vor fünf Jahren...

Das mußte man hinunterspielen, und war der Branntwein auch noch
so schlecht.

Es war gefährlich, hier im Bunker zu rauchen — gefährlich und
dumm! Was war nicht gefährlich und dumm in Andreas' Leben gewesen
in den letzten fünf Jahren! Frauen und Alkohol — beides hatte man
immer geliebt. Aber daß ein beides so unterliegen konnte...

Verdammt! Hier, dieses Gasspiet in Buenos Aires, vor fünf Jahren!
Verdammt! Hier, über's große Wasser zu gehen! Dieser andere Kon-
tinent, diese andere Welt hatte alles himmelsgeschwehmt, was noch an
Barrikaden aus europäischer Zeit vor dem Bewußtsein stand. Wie ein
Gift waren die Grillofanten gewesen und die schönste und schlammigste
jene Bilma.

Und nun? Nun wurde es wohl Zeit, von den Kohlen hinunterzu-
steigen, man mußte doch mal wieder trinken.

Er lief den Heigern direkt in die Arme, die zerrten ihn die eiserne Stiege
empor und schlepten ihn vor den Alten.

Man sah es dem Kapitän an, er hätte den blinden Passagier am
liebsten geprügelt. Aber in dem bäurisch-schweren Gesicht stand trotz
bleigrauer Farbe noch soviel Mammeswürde, daß der Kapitän die Hand
sinken ließ.

Der Alte machte einfach kehrt und ließ ihn stehen. So stand er auf
der Brücke, die Arme hingen lang an seinem Körper herab, der Kopf
saß schwer zwischen den Schultern.

Nach einer Weile stand der zweite Maschinistoffizier neben ihm.

„Deutsch?“ fragte er, Andreas nickte.
„Bornerer Holländer, aber in Deutschland aufgewachsen.“

„Wollten wohl wieder nach Deutschland zurück?“
Andreas überlegte eine Weile. „Mag sein“, sagte er rätselhaft, und
der Offizier wunderte sich über den Dangelton der Stimme.

„Da haben Sie aber Pech gehabt. Wir fahren Route Buenos Aires.“
Andreas drehte langsam den Kopf zur Seite, in den hellen Augen
stand ein ungläubiges Fragen.

„Buenos Aires? Auch gut! Ist ja alles schon gleich. Aber vielleicht
— haben Sie einen Whisky? Der Kohlenstaub hat mir die Kehle aus-
gedörrt.“

Der Maschinistoffizier dachte: Der trinkt ja das Zeug wie Wasser.
Er schenkte ihm noch ein zweites Glas ein.

Buenos Aires — dahin ging also die Reise. Aber anders als vor fünf
Jahren, wo man in der ersten Klasse eines Schnelldampfers gefahren
war. Das war ja der Schaupspieler Andreas Thermoelen seinen großen
Namen und dem großen Engagement schuldig.

Heute fuhr man auf einem Trampdampfer, der die Route Buenos
Aires—Newport abwechselnd mit Schaffellen und Baumwolle fuhr.

Heute war man Kohlenträumer, aber mit ein geduldeter und man mußte gewärtigen, daß die Schiffseleitung im nächsten Hafen den blinden Passagier den Behörden übergab.

Der zweite Maschinenoffizier wußte das zu verhindern. Selbst ein Deutscher, nahm er an Andreas Thermoelen, der weit über seine vierzig Jahre hinaus geehrt zu sein schien, wenig über seine Vergangenheit erfahren. Und eine Vergangenheit hatte er — das sah man diesem Gesicht an, auch wenn man seinen unfeligen Gang für den Alkohol nicht bemerkt hätte.

Wo er eines Tropfens Brantwein habhaft werden konnte, verschaffte er ihn sich. So war schlamm um diesen blinden Passagier bestellt.

Als das Schiff die gelbe Flut des La Plata hinaussufuhr, kam eine seltsame Unruhe über Andreas Thermoelen. Auf Veranlassung des einen Offiziers hatte der Zahlmeister ihm eine kleine Summe ausgezahlt, nun stand er an der Reling und sah hinüber nach der Stadt, die mit ihrem quadratischen Häuserblock klar und hart in dem ausgemerzten Sonnenlicht stand.

Es kam etwas wie eine alte Straßheit über Thermoelen, als er die breiten Avenida der argentinischen Metropole unter seinen Füßen spürte. Wie vor fünf Jahren...

Er vergaß darüber sogar, den Hafentneipen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Und am Abend saß er im Teatro Colon, seine Hände zitterten so, daß er sie selbst beim Eisigen unter dem Jackett versteckte.

Andreas war wie im Fieber, und dabei wußte er noch nicht einmal, welche Erregungen seiner in diesem Teatro Colon harrten.

Er hatte gelesen, daß eine deutsche Tuppe ein Gastspiel gab. Auf die Namen der Schauspieler hatte er nicht geachtet. Es war auch nicht ein Drang in ihm, wieder einmal eine deutsche Theateraufführung zu sehen. Er wollte ja nur die Luft dieses Theaterzimmers atmen, in dem sich der Umbau in seinem Leben vollzogen hatte. Er wollte wieder einmal von jenen geheimnisvollen, süßen Parfümen betäubt sein, die die Frauen der alteingesessenen Spanier so ausgiebig verströmten. Er wollte die bräunlichen Mästen sehen und jene weichen, verwirrenden Verlegungen der Töchter des Landes, wenn sie im Pécunero sich mit

den jungen Aristokraten der Stadt und den großen Haciendaeros aus den Provinzen in ein Etelichlein gaben.

Aber er sah nicht. In der altbekannten Loge saß Wilma Martínez. Fünf Jahre waren vergangen, fast ohne eine Spur im Gesicht dieser Frau zu hinterlassen. Sie war noch das gleiche unbegreifliche, lockende Wunder von damals, angesehener wie ein prächtiger Raubtier. Das bläulich glänzende, schwere Haar lag wie ein Helm um den Kopf, der noch immer einer Emma glüh. Zwischen Eisenbein und gelbem Braun lag die Farbe dieses Gesichts. Die Nasenflügel waren etwas zu groß und waren tief geneigt, sich nach ausswärts zu wehen. Und immer noch war das Fuchsen um die blutgespannten Lippen, zwischen denen das Weiß der Zähne aufleuchtete.

Es war gut, daß Andreas neben Wilma die elegante Gestalt ihres Mannes aufsuchen sah. Vielleicht wäre er sonst wie ein Traumwandler hinausgegangen aus dem Parkett, wäre in ihre Loge getreten... Nein, nicht weiterdenken! Was brauchte das Ehepaar Martínez zu wissen, was aus ihm geworden? Hipolito Martínez würde ihn vielleicht hinauswerfen lassen — und ob Wilma mehr als ein spöttisches Lächeln für ihn hätte?

Das Licht erlosch, der Vorhang tauchte auf. Jetzt mußte man auf der Bühne sitzen, gegenüber dem weichen Dunkel des Orchestergrundes, aus dem matt hell die Gesichter und weißlich die Hemdblätter der Herren schimmerten. Jetzt mußte Andreas Thermoelen das Publikum begutachten können? Aber was war das? Der Mann da oben, der jetzt sprach — hatte er nicht den gleichen Dregalen der Stimme wie er selbst? War er nicht der gleiche Hüme mit dem häuslich-schweren Gesicht und der Naturkraft im Spiel, die ihn einst seinen Ruhen verschaffte?

Thermoelen hammerte sich mit beiden Händen an den Theaterstuhl an, der in der Reihe vor ihm stand. Bin ich's, oder bin ich's nicht? Das flutete über ihn hin, das rief an ihn. Und dabei das verdammte Gefühl: War das nun wieder, in der Trunkenheit, ein Zeugnis, oder war es die Wirklichkeit?

Aber natürlich — was ihn narrte, war nichts als ein Zufall. Ein Zufall der Gleichheit in der äußeren Erscheinung, in der Stimme, im Spiel, in den Gesten... Vielleicht auch half der da droben dieser Ähnlichkeit ein wenig nach! Sider! Schon in Deutschland hatte mancher den Andreas Thermoelen kopiert! Also lebte man doch noch fort, obgleich man als Temp auf Americas Landstraße, als Kommandant auf Americas Schuttern wesen und namenlos geworden war.

In Andreas war ein großer Aufbruch und in dieser Flut von Überlegungen, die ihn taumeln machten, blühte plötzlich die Frage auf: was mag Wilma dazu sagen?

Er starrte zur Loge hinauf, er sah, wie diese Etelichsfrau, herrlich zum Ansehen, sich über die Brustung bog und himmelstarrte zur Bühne. Und Hipolito Martínez lehnte sich weit in den Sessel zurück. Er sah fast im Hintergrund der Loge. Die Vorgänge auf der Bühne schienen ihm ganz gleich zu sein.

War es nicht damals auch so gewesen? War dies nicht alles eine Wiederkehr der Geschehnisse vor fünf Jahren?

Andreas hielt die Spannung der Gedanken nicht mehr aus. Nach dem ersten Akt verließ er das Theater. Auch ohne getrunken zu haben, vertorkte er durch die lichtschellsten Straßen. Und dann saß er irgendwo inmitten von Musik, fernem Gesang und schweren Tabakdunst. Man mußte doch Wiedersehen mit Buenos Aires feiern.

Er erwachte auf einer Abendbank. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Er sah einen Polizisten langsam auf sich zukommen. Da stand er, nüchtern geworden, auf und ging davon. Der Polizist überlegte eine Weile, ob er dem merkwürdigen Schläfer folgen solle. Dann dachte er: Laß den Geringe laufen.

Die Avenida war endlos. Er wußte, sie führte hinaus nach Belgrano, dem Villenortel, das für die spanische Aristokratie und die europäische Kolonie reserviert war. Er kannte den Weg ganz genau. Man vergißt nicht in fünf Jahren das Haus, das einst einen Glücksrausch sonderlichen beherbergt hat. Er zog die Klingel. Ein Judo öffnete. Nun war es geschehen, nun ließ er sich dem Herrn des Hauses melden.

Er schritt dem breiten Anfahrtsweg zwischen den Palmen entlang. Was hatte sie damals auf ihn für einen Eindruck gemacht, diese Säulenhalle, die in klassischer Manier den Eingang der großen Festsung darstellte?



Studie

Julius Hüther



Die Spalte

Curt Weinhold-Calw



Schnee am Hang

Heinz Kistler

Im Bestuhl — es war hoch und der Marmor der Wandbekleidung strahlte angenehme Kühle aus — saß er still und in sich zusammengefunken auf einem Korbsessel. Braune und schwarze Dienerinnen huschten kauslos an ihm vorbei. Wie hatte ihn die Dreipartigkeit dieser Befestigung einst begauvelt! Kiesellich war die Umgebung, in der Bilana Martinez lebte, und selbstverständlich schien ihm dies. Nicht anders als eine Kieselrinne hatte er sie angesehen, und daß er in ihrem Hain verkehren durfte, war ihm, dem verwöhnten Schauspieler, doch noch eine Ehre gewesen.

Er schrak auf — ein Diener bat mit leisen Worten, ihm zu folgen. Als er dann Hipolito Martinez gegenübersand, wußte er nicht, warum er überhaupt gekommen war, er strich sich ein paarmal über den Kopf und es lag soviel Müdigkeit in seiner Bewegung, daß die eiserne Abwehr in des Spaniers Gesicht sich lockerte.

Es war lange Schweigen in dem Raum, bis Andreas mit leiser Entschuldigungsart sagte: „Es war leicht von mir, zu kommen. Ich möchte wieder gehen.“

Zwischen Martinez und Thernmaelen war es wohl eine Entfernung von fünfzehn Schritten, trotzdem sah der Spanier, daß der andere vom Leben gezeichnet war.

Aber er kam ihm keinen Schritt näher, er sagte mir: „Ich habe nichts oft gefragt, warum ich Sie nicht einfach niederknien lassen habe wie einen tollkühnen Hund. Sie wissen ja, daß nach den ungeschicklichen Gesetzen unseres Landes dies erlaubt ist.“

Thernmaelen sah den Spanier mit seinen hellen Augen an, aber sein Blick schien ganz weichenlos.

„Ein gutes Geheiß, Herr Martinez. Auch ich habe mich die Krüge oft gestellt. Sie hätten mich vieles erspart.“

Die schmalen Hände des Spaniers ballten sich zu Fäusten. Die langen Wimpern senkten sich über seine Augen.

„Ich hätte mich vor allem etwas erspart“, kam es mit scharfer Stimme durch den Raum, „jetzt muß ich es doch tun. Ein zweiter Andreas Thernmaelen hat Wiederkehr gehalten und alles ist so wie damals. Ein zweites Mal bin ich kein Narr.“

Andreas beugte sich leicht vor. Aufmerksamkeit trat für einen Augenblick in seine Züge. Als dann wieder Schweigen über die beiden Männer fiel, drehte er sich langsam um und ging mit seinen schweren Schritten aus dem Zimmer. Sein Kopf bewegte sich dabei hin und her, als wunderte er sich über das Gespräch und über alles, was seit seiner Ankunft in Buenos Aires sich ereignet hatte.

Den ganzen Tag über streifte er durch das Gestrüß der zweihundertmillionenstadt, das eine sechsundzwanzigmillionenstadt vorläuft. Am Abend ließ er sich im Teatro Colon bei Noli Broders melden. Aus dem Theaterzettel hatte er gesehen, daß jener andere so hieß.

Broders sah eine Welle auf die weiße Karte, die ihn der Theaterdiener brachte:

„Ein deutscher Kollege möchte Sie sprechen.“

Die Scheitfrage waren wad und erfahren. Ein Vetter, dachte er, aber es war ja ein Deutscher...

Als Thernmaelen in die Theatergarderobe eintret, konnte Broders einen Anlauf des Erschlommens nicht unterdrücken. Diese Ähnlichkeit war verblüffend.

„Sie sind Andreas Thernmaelen“, sagte Broders und dabei wisch er wie vor einem Geist in die Ecke der Garderobe zurück.

Thermaelen ging gleich auf sein Ziel los. Er lächelte dabei und sprach ganz leibhaftig, als wäre seine Bitte recht belanglos.

„Wo Sie mich doch gleich erkannt haben, werden Sie mit eine Bitte nicht abschlagen. Lassen Sie mich heute spielen. Keiner wird es erkennen, und mir bereiten Sie eine große Freude.“

Breders konnte nur eines denken: Warum ist dieser Thermaelen so herumgekommen? Was ist mit ihm nur geschehen? Warum hat man seit fünf Jahren nichts mehr von ihm gehört? Und hat er nicht zum letzten Male hier im Teatro Colon gespielt und dann — und dann — warum hat mir Wilma von ihm nichts erzählt?

Andreas stand jetzt ganz dicht vor dem Jüngeren. Seine Augen saugten des anderen Augen. Seine Stimme, mächtig wie Hagel, hatte etwas Begegnendes.

„Wollen Sie mich bitten lassen?“

Auf Breders lag eine Belenkung, daß er nicht zu antworten wußte, und er rührte sich auch nicht, als Andreas sich an den Schenktisch setzte und begann, Karbe aufzulügen.

„Den Feiern brauchen wir heute lieber nicht, Sie helfen mir schon einmal aus, Kolleg.“

Alles, was Breders tat, tat er unter einem erdrückenden Zwang. Als dann das Klingelzeichen des Inspektors erklang, trat Thermaelen auf den andern zu und ergriß seine Hand.

„Ich bin Ihnen wirklich, wirklich sehr dankbar.“

Dann verließ er die Garderobe.

Keiner seiner Partner merkte, daß ein anderer auf der Bühne stand als sonst. Wie oft hatte er diese Rolle gespielt! Aber selbst wenn man es gemerkt hätte, ihm wäre es gleichgültig gewesen, er hatte nur einen Wunsch: Mag er es heute tun und mag sie ihn zuschauen.

Nichtig — da saß das Ehepaar Martinez in der Loge. Die Frau, die mit ihm schon herrliches Spiel getrieben hatte, daß er fünf Jahre nicht davon losgekommen war, und der Mann, der nicht wollte, daß der Kall Thermaelen sich noch ein zweites Mal wiederholte.

Ecklsan, er hätte nie gedacht, daß Hipolito Martinez und er, An-

dreas Thermaelen, einmal den gleichen Wunsch haben könnten, Nicht noch einmal den Kall Thermaelen!

Nach dem ersten Akt ging er gleich in die Garderobe zurück und setzte sich nicht erst mit den anderen Schauspielern dem mit südländischer Begeisterung applaudierendem Publikum. Er war richtig erschöpft und Breders, der in der Garderobe auf ihn gewartet hatte, erfüllte ihn gern die Bitte, ihm aus der Apotheke eine kleine Stärkung zu holen. Der junge Schauspieler hoffte so zu vermeiden, daß während der Pause sein Zusammensein mit dem Doppelgänger entdeckt würde. Kaum aber hatte Breders die Garderobe verlassen, da rief Thermaelen den Theatordienner und ließ das Ehepaar Martinez in seine Garderobe bitten. Er wußte, das war eine Provocation. Wenn Hipolito Martinez noch zögern wollte — jetzt mußte er sich entscheiden, ob er zum zweiten Male ein Narr sein würde.

Thermaelen stand aufrecht. Er war so ruhig wie seit langem nicht, selbst das Fatern seiner Hände hatte sich verloren.

Dann wurde an die Tür der Garderobe geklopft. Auf sein „Herein“ trat zuerst Wilma ein. Er merkte es an ihren hochgewölbten Nasenflügeln, daß sie maßlos erregt war. Ehe sie noch ein Wort sprechen konnte, schob Hipolito, der, im Frack, ihr folgte, sie beiseite. Alle Nachkommen der ersten spanischen Eroberer sind in diesem Lande der Duell gute Pflichten. Er hatte gut getroffen, Hipolito Martinez.

Während Wilma leise aufschrie, stützte sich Thermaelen noch immer auf den Garderobentisch und es dauerte lange, ehe er in sich zusammensetzte.

Er starb in ausgezeichneter Haltung und mit seinem Abgang machte er die fünf verletzten Jahre wieder wert.

Koll Breders wurde kontraktbrüchig und verließ noch am gleichen Tage Buenos Aires.

Wilma Martinez reiste zu gleicher Zeit auf eine Bergbesitzung der Martinez in der Provinz Salta, während ihr Mann sich in aller Ruhe den Gerechten des Feind.



Spitzingsee

Arthur Huber

D I E F O T O - S E I T E

Unser Foto-Lehrgang

2. Folge.

D. Wenn Sie Negativmaterial kaufen, dann werden Ihnen auf der Packung verschiedene Angaben auffallen. Neben dem Fabrikat (siehe Absatz E) lesen Sie dort z. B. 17/10° DIN, 18/10° DIN usw. In diesen Zahlen wird die Empfindlichkeit des Aufnahmematerials ausgedrückt. Das DIN-Zeichen gibt Gewähr für eine genaue Messung und einwandriges Material. Man kann durch fabrikatorische Behandlungsweisen der Schicht jede beliebige Empfindlichkeit innerhalb bestimmter Grenzen geben.

Merken Sie sich: Von drei zu drei Zehnteil Grad nimmt die Empfindlichkeit um das Doppelte zu bzw. ab. (Das hat für die Belichtungszeit Bedeutung!)

Als besondere Eigenschaft ist wichtig: Hochempfindliches Material arbeitet im allgemeinen weicher als geringer empfindliches.

Neben der DIN-Angabe werden Sie auf der Packung z. B. „orthochromatisch“ oder „panchromatisch“ lesen. Dazu sei hier so viel gesagt, daß die lichtempfindliche Schicht an sich nur für blaues und ultraviolette Licht empfindlich ist. Da werden Sie sich leicht denken können, daß damit vielfach falsche Farbwiedergaben verbunden sind. Denn wenn solche eine Platte nicht auf Rot reagiert, so wird dieses Rot nachher im Bilde schwarz erscheinen, während es doch eigentlich grau werden müßte. Dasselbe gilt für Gelb und Grün.

Orthochromatisches Material ist durch fabrikmäßige Behandlung auch für Gelb und Grün empfindlich geworden, panchromatisches Material für alle Farben einschließlich Rot. Genaueres wird hierüber noch später zu besprechen sein.

Die lichtempfindliche Schicht, die zum größten Teile aus Bromsilberkristallen besteht, besitzt eine gewisse Körnung, die für unser bloßes Auge unsichtbar ist. Das Korn wird mit höherer Empfindlichkeit größer und dann beim späteren Vergrößern der fertigen Negative sichtbar. Deshalb verwenden wir für kleine Negativformate immer Spezial-Feinkorn-Material, das durch einen besonderen Emulsionsaufbau für feinkörnige Negative sorgt.

Bei Filmen finden Sie die Angabe des Verfalldatums, bis zu dem der Film verarbeitet sein muß, weil er sich nicht länger so hält, daß er schleierfrei arbeitet. Die Haltbarkeit der Filme beträgt im allgemeinen rund zwei Jahre, die von Platten drei Jahre.

Schließlich steht auf jeder Packung noch eine sogenannte Emulsionsnummer. Für die Fabrik ist dies die Kennnummer der betreffenden lichtempfindlichen Schicht. Sie müssen die Nummer mit angeben, wenn Sie zu Reklamationen Anlaß haben.

Nach all den verschiedenen Punkten, die es beim Kauf eines Negativmaterials zu beachten gibt, werden Sie fragen: Was soll ich mir für meine ersten Versuche besorgen? Wir antworten: Orthochromatisches Material mit einer Empfindlichkeit von 15/10 bis 18/10° DIN, und zwar Markenware. Auf panchromatisches Material werden wir später zurückkommen.

E. Damit Sie einen Überblick über die wichtigsten Sorten des Handels gewinnen können, hier eine kurze Zusammenstellung über gutes orthochromatisches Material:

Agfa-Isoschro, Platte, Film, 18/10° DIN (Feinkorn: 16/10° DIN);

Haufl-Ultra-Film, 18/10° DIN;

Mimosa-Extrema, Platte, Film, 18/10° DIN (sehr feinkörnig!);

Perutz-Personeo, Platte, Film, 18/10° DIN;

Voigtländer-Illustra, Platte, Film, 18/10° DIN (Platte ca. 17/10).

Wir haben uns hier auf die bekanntesten Sorten beschränkt. Weiteres Material stellen her: Eisenberger, Herzog, Lomberg, Krasneder, Zeiß Ikon.

F. Früher oder später werden Sie sich noch ein Stativ zulegen müssen. Damit wird Ihnen für den Anfang die Arbeit erleichtert, weil die Kamera einen festen Standpunkt bekommt. Außerdem sind längere Zeitaufnahmen ohne Stativ unmöglich, da sich die Kamera nicht ausreichend stillhalten läßt.

Beim Stativkauf darauf achten, daß es eine Höhe von möglichst 1,60 Meter aufweist und fest steht. Die meisten Stativ sind kleiner und geben dann eine falsche Perspektive, weil die Kamera sich nicht einmal annähernd in Augenhöhe befindet. Stativ sind mit deutschem und englischem Gewinde erhältlich. Sie müssen sich da nach Ihrer Kamera richten.

Gerade jetzt Gegenlichtaufnahmen

„Was machen Sie denn da? Sie fotografieren ja gegen die Sonne!“ — So werden Sie sicher manchen entsetzten Ausruf hören, wenn Sie irgendwo in den malerischen Winkeln der Stadt Ihre Kamera aufstellen haben, um im Gegenlicht stimmungsvolle Aufnahmen anzufertigen. Vielleicht aber gehören Sie selbst zu denen, die das ausstellen würden. Weil Sie noch nicht wissen, daß man gegen die Sonne fotografieren kann.

Wir brachten schon bei anderer Gelegenheit zum Ausdruck, daß zu Gegenlichtaufnahmen eine besondere Gegenlichtblende gehört. Sie beschattet das Objektiv und verhindert dadurch die Entstehung von Reflexen, die unrettbar jedes Negativ verderben würden. Haben wir gerade keine Gegenlichtblende zur Hand, so können wir das Objektiv mit irgendeinem Gegenstande beschatten, wenn das zwar auch unsicherer ist, weil man nie weiß, ob dieser Gegenstand nicht gerade einen Teil des Bildes abdeckt.

Gegenlichtaufnahmen bringen große Kontraste mit sich. Wir haben hellste Lichter neben schweren Schatten, und es gilt, diese Tonunterschiede zu meistern. Das will besagen, daß sowohl die Lichter als auch Schatten genügend Durchzeichnung erhalten müssen, um wirksam zu sein. Denn gehen irgendwo Einzelheiten verloren und erscheinen die Flächen gleichförmig, so empfindet auch der Uneingeweihte einen Mangel.



Um dieser Voraussetzung zu entsprechen, wird eine lange Belichtungszeit erforderlich. Wir bestimmen die Dauer entsprechend den dunkelsten Stellen des Motivs. Wenn auch dabei die Lichter ohne Überbelichtung erfahren, die sogar recht erheblich sein kann, so wird sie doch für den Fall des Bildes ohne Belang sein. Denn unsere modernen Emulsionen sind durch mehrfachen Schichtaufbau (Doppelschichtemulsion) schon von sich aus diesen Überbelichtungen gewachsen. Zumal wenn im Ausgleichentwickler gearbeitet wird.

Gegenlicht schafft prächtige Schatten. Besonders bei tiefem Sonnenstand bekommen sie eine groteske Form und sind oft schon für sich allein Motiv genug. In der Großstadt heben sie sich klar vom Straßenpflaster ab. Aber auch die Menschen selbst wirken im Gegenlicht lebendig. Denn sie erscheinen losgelöst, stehen wirklich im Raum. Und in dieser Beziehung ist das Gegenlicht gerade von besonderem gestalterischem Wert.

Im Gegenlicht überwiegen die Schatten. Nur hier und da leuchten die Lichter hervor — wie ein Akzent. Und es kommt darauf an, durch sorgfältige Wahl der Papiergradation im Positivprozeß den Schattenpartien einen tieferen, aber doch gut abgestuften Grauton zu geben, aus dem die Spitzlichter lebend herausstehen.



„Schn S', i war no nie in an Kino. Für sowas hab i nix übrig.“
 „San S' froh! Mei Alte geht jeden Tag ins Kino und hat deswegen nix mehr übrig.“

Bühnentechnik

Von Wilhelm Woldin

Ich bin ein durchaus normaler Mensch. Ich habe in meinen Leben kaum je etwas anderes geschrieben als Kondemptionsbriefe und gelegentliche Aufschlagskarten. Zeichen von Wahnsinn haben sich bei mir nie gezeigt. Daß ich dennoch auf die Idee kam, ein Lustspiel zu schreiben, kann ich mir nur durch einen vorübergehenden Anfall von Trübsinn erklären.

Ich habe allerdings später überraschend viele Leute getroffen, die schon einmal ein Lustspiel geschrieben haben. Aber dann sprachen sie davon in einem gedämpften Tonfall, wie man von einer knapp überstandenen Blinddarmentzündung mit vorgeschrittener Darmverfälschung spricht.

Es war mir von Anfang an klar, daß das Wichtigste bei einem Lustspiel ein Kompanien ist. Weiß Gott, warum das so ist, aber Lustspiele werden immer von zwei Autoren ge-

schrieben. Ich erkläre mir das heute so, daß sie für einander einspringen, so oft einer von ihnen einen Nervenanfall mit Weintrampfen bekommt. Ich rief meinen Freund Ralph an, der schon öfters Gedankensplitter in den Magazinen veröffentlicht hat.

„Du bist nicht vielleicht zufällig verheiratet gewesen?“ fragte er.

Ich verneinte.

„Dann kaufe fünfhundert Zigaretten und zwanzig Flaschen Whisky und richte ein Quantum schwarzen Kaffee an, das für ein Bataillon Soldaten ausreicht. Das übrige wird sich finden.“

Wir gingen mit einem Führlinien bei Lord Choreslavington im gelben Salon von Choreslavington-Castle an und kamen erstaunlich schnell vom Start weg. Die Szene gab uns die Möglichkeit, gleich eine ganze Menge Figuren einzuführen. Langsam erwies sich allerdings der Aufführungssaal des gelben Salons von Choreslavington-Castle für die Figuren, deren Zahl kataraktartig anstiehwoll, als zu klein und wir waren gezwungen, die Szene in den großen Saal zu verlegen. Aber auch der Saal füllte sich mit unheimlicher Gleichgültigkeit und wir hatten gut dreißig Personen auf der Szene, als sich plötzlich die unausweichliche Notwendigkeit ergab, dem Helden und der Heldin eine Aussprache unter vier Augen zu ermöglichen.

„Was sollen wir tun?“ fragte Ralph resigniert.

Ich brütete dumpf vor mich hin.

„Lassen wir den Sohn des Hauses im Garten von Choreslavington-Castle eine Knallkapsel abschließen“, schlug ich vor. „Daraufhin stürzt alles hinaus. Das ist des Kolumbus!“

„Unfinn“, sagte Ralph. „Es wäre unpsychologisch, das Liebespaar auf der Szene bleiben zu lassen, wenn im Garten eine Explosion erfolgt.“

Ich sah das ein. Eine andere Idee kam mir. „Wie wäre es, wenn achtundzwanzig Gäste von einem gewissen Gericht eine Fischvergiftung bekommen und ihnen plötzlich übel wird. Nur das Liebespaar hat von dem Fisch nicht gegessen; vielleicht denken nicht an Essen. Das wäre psychologisch und wir sind die anderen los.“

Gegen diese Lösung wandte Ralph ein, daß ihr daselbe Prinzip zugrunde liege, wie der anderen, nämlich das des Ausschüttens einer Badewanne. Wir debattierten also weiter und schließlich einigten wir uns auf einer mittleren Linie und folgende Szene entstand:

Ein Humphrey Bröcken: Götter Himmel! Ich habe vergessen, den Vaseerschand zu Hause



VERSICHERUNGEN

ALLER ART

Landes-Verwaltungsstelle Bayern

MÜNCHEN / KAULBACHSTRASSE 89 / FERNSPRECHER 32899/31174

abzudecken. Sie müssen mich entschuldigen. (Weht ab.)

Lady Gumbia: Was Sie nicht sagen, Sie Humphrey! Das erinnert mich daran, daß ich beim Weggehen die Haustür nicht abgesperrt habe! Sie nehmen mich doch in ihrem Wagen mit. (Weht ab.)

Marquis de Monchateau: Meine Tadelwonne! Ich habe den Wasserhahn offen gelassen? Wann startet das nächste Flutgeze nach Paris? (Weht ab.)

Die Herzogin von Westauverland: Wo ist mein Erdbeerpflücker? Er muß in den Garten gelaufen sein! Mein Gott, er wird sich verirren! (Weht ab.)

Lord Shorelavington: Erben wird mit ein Wassererschöpfen im Keller von Shorelavington-Castle gemedelt. Ich muß doch einmal nachsehen gehen! (Weht ab.)

Cavalier Campiedorano: Wie lieblich der Mond scheint! Ich muß doch einen Sprung in den Garten machen. (Weht ab.)

Alle heiterstehenden jungen Mädchen: Der Cavalier ist allein im Garten. (Weht ab.)

Lord Kensington: Sie entschuldigen mich einen Augenblick! Ich gehe nur ins Eck, eine Feinschokolade kaufen. (Weht ab.)

Und so fort.

Dann folgten wie gewohnt über alle Fähigkeiten hinweg dem zweiten Akt entgegen. Hier aber ergab sich eine neue Komplikation. Die hatten das Liebespaar im Salon des Hecken sitzen und bis zum Aufbruch dreißig

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Einführliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brechtelichter, der geistreichste und temperamentvollste Konfessionar des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Maschinenheißfeste Konversation vor uns. „Wie haben gestern schönes Wetter gehabt“, sagte der Held am Ende der fünften Seite. „Und heute ist auch schönes Wetter“, sagte die Heldin. „Wenn die Wetterberichte stimmen, werden wir morgen noch schöneres Wetter haben“, sagte der Held. „Und übermorgen?“ fragte die Heldin. Am diesem Punkt schlug Ralph eine Tänzeinlage mit Gletsch vor und es gelang mit nur mit Mühe, ihn von dieser Idee abzubringen.

„Versetze dich in die Lage des Helden“, sagte ich. „Was würdest du jetzt tun?“

„Ich würde der Heldin dreihundert, weitere vom Wetter zu reden“, sagte Ralph.

„Du schweiffst vom Thema ab“, mahnte ich. Ralph grübelte sich eine neue Paraphrase an und lernte die fünfzigste Zeile schwarzen Kaffees.

„Ich denke, wenn ich der Held wäre, würde ich jetzt der Heldin eine Liebeserklärung machen“, sagte er nach einer Weile tiefen Nachdenkens.

„Das darf er aber nicht vor Ende des dritten Aktes. Es gibt sonst gar keinen Grund, überhaupt einen dritten Akt zu schreiben.“

„Obst es so ein?“ wandte Ralph ein.

„Ich gab ihm eine letzte Defizit Prosa und hatte ihn schließlich so weit, daß zwei Stunden später die Szene fertig vor uns lag. Sie hatte ungefähr folgende Form angenommen:

Der Held: Viel, ich muß Ihnen etwas gestehen. Ich —

Der Butler (tritt ein): Der Oaslatzler, Mylord.

Der Held: Geben Sie ihm diese zwei Pfundnoten.

Der Butler: Sehr wohl, Mylord. (Weht ab.)

Der Held: Viel! Ich muß Ihnen endlich ein Geständnis machen. Ich —

Der Butler (tritt ein): Der Elektrifizierer, Mylord. Es kommt wegen der Eideummen im Salon, Mylord.

Der Held: Es soll morgen kommen.

Bruchstüm
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

der
„Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Verlagsdruck nach Bilderwertes aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für 6.40 inkl. Porto. G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



20 verschiedene Kunstpostkarten für 90 Pf., postfrei a HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstr. 10

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST, MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN ZEITUNGS-ABSCHNITTE BERLIN 50 16 SONNTAGS 80 FERNRUUF, P. 7 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 518

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Bilderdrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST des Witzes und der Tugend ist auf der ganzen Welt BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Doppellicht-Lumimax

Vergrößerungs-Apparat.



Größere Licht-Intensität. Bessere Entfärbung durch aufklappbaren Reflektor.

Thiagar DRESDEN Striesen-589

Inserieren bringt Gewinn!



HÖRT IHR HERR'N

und laßt sich sagen ... Männer verwenden bei vorz. Schwäche
n. wiss. anmer. **Neimdruss-Hormon-Präparat „RASPUAN“**
(100 Tabl. RM 5.8), braun, 1-3, Mann; weiß, 1-6, Frau). In allen
Arzthet. Auf Grund neuer Forschungsergebn. hergestellt u.
als Sexual-Therapeutikum hervorger. u. wirts. Beleg. Sie führt
n. Arzt verfaßt 6. Schritte mit Präbeobachtung diest. im verschließ-
n. Doppelte: ohne Abt. gr. 24. Fort. Keine unzeit. Rodnung.
Friedr. Wilh. **Arzthet.** Berlin-Charlota 2. Hof u.

Der Butler: Sehr wohl, Mylord. (Geht ab.)

Der Held: Viola! Es ist an der Zeit, daß ich Ihnen ein Geheimnis verrate. Ich — —

Der Butler (tritt ein): Der Salbeitee für den schmerzenden Zahn Eurer Lordschaft, Mylord.

Der Held: Stellen Sie ihn auf den Tisch.

Der Butler: Sehr wohl, Mylord. (Geht ab.)

Der Held: Viola! Schon lange warte ich auf die Gelegenheit, Ihnen ein großes Geständnis zu machen. Ich — —

Der Butler (tritt ein): Ihre Gnaden, die Herzegin von Westmoreland, Milord.

Der Held: Meine Tante! Warum gibt es Tanten, Viola?

„Ist das nicht Eipich?“ fand Ralph.
Warum gibt es Tanten? Einer meiner
ersten Aphorismen.“

„Warum gibt es Autoren von Gedanken-
splintern?“ fragte ich.

Zunehmen konnten wir so glücklich bis zum Ende des zweiten Aktes und hier stellte sich die nächste Komplikation ein.

„Wie beendet man ein Lustspiel?“ fragte ich Ralph.

„Ich dachte, du wüßtest es“, sagte er.

„Wir haben die Handlung zu einem gordischen Knoten verstrickt. Wir werden ihn nie lösen können.“

„Nie“, bestätigte Ralph. „Außer mit Dynamit.“

„Es ist deine Schuld“, sagte ich. „Es war deine Idee, daß alle Diener verkleidete Lords sind und alle Lords verkleidete Diener. Eine solche Situation ist natürlich nicht zu lösen.“

Ralph fuhr auf:

„Meine Schuld!“ rief er empört. „Es war meine Idee, daß alle Kokotten verkleidete Herzoginnen sind und alle Herzoginnen verkleidete Kokotten!“

„Das sind keine Argumente!“ sagte ich und fühlte, wie meine Stirnaden schwellen.

„Ich werde dir zeigen, was Argumente sind“, jagte Ralph, eine moderne Bronzeplastik ergreifend und nach mir schlenkernd. „Das sind die besten Argumente!“

Ich antwortete mit einer Empirie-Üb-
Nalphy mit einem Kaktusdrain. Eine Van-
desch-Kopie mit schwerem Goldrahmen und ein
venezianischer Spiegel verweichten mich nicht zu
überzeugen, ebensowenig wie es mir gelang, mit
Hilfe meines derfährbändigen Konversations-
lerikons Nalphy zu meiner Ansicht zu bekehren.
Schließlich behielt ich das letzte Wort mit der
Eckreichtschlange.

Nun, und so kam es halt, daß unser Lustspiel niemals vollendet wurde.

Ariost

Der Dichter des „Orlando furioso“ wurde eines Tages von seinem Vater einer geringfügigen Sache wegen zur Rede gestellt.

Der Vater schalt und schimpfte und Ariosi ließ alle Vorwürfe schweigend über sich ergehen.

Als der Sturm vorüber war,
fragte ihn sein Bruder:

„Weßhalb haßt du dich nicht
verteidigt, Lodovico?“

„Ich habe freiben einen scheltenden Vater unter meiner Feder“, jagte Ariost, „und da ich die Natur so recht beobachten wollte, habe ich darüber alle Entschuldigungen vergessen!“



Rubay

„Das Bild soll wohl ein Geschenk für den Herrn Gemahl werden?“
 „Um Gottes willen, der darf das nicht sehen. Ich brauch es bloß für die Illustrierte.“

Nur zu natürlich

„Wenn Sie mitten in der Nacht von Feuerlärm aus dem Schlaf geweckt würden,

„Meine Hoffe.“

Erlösung

Verlobter: „Glaubst du, daß dein Vater dir erlauben wird, das Klavier mitzunehmen, wenn wir heiraten?“

Verlobte: „Er hat es sogar zur Bedingung gemacht.“

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem un veröffentlichten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Feß und Klatsch des Feinde-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Alten und Verdräße von Augenzeugen —
die Namen sind abschüssig geändert — dem
Verfasser fundierten, hat hier im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seib Humor in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimerinnen werden vor
allem in Vereinstreffen besonders Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München Serrnstraße 10

WER

seinen Freunden und Bekannten eine
Freude machen will, schenkt Ihnen
ein Abonnement auf die

„JUGEND“



Essad Bey: „Nikolaus II.“ Holle & Co., Verlag, Berlin.

Mit dieser Biographie Nikolaus II. — der einzigen bisher erschie-
nenen — hat Essad Bey dem verschwommenen, von Rätseln um-
hüllten Bild des letzten russischen Zaren klare Umrisse gegeben.
Es muß heute als grausige Groteske wirken, daß dieser unselige,
zwischen Schwäche und Gottesgnadentum einhertaumelnde, mysti-
schen Erleuchtungen, Wanderrätern und Bettelmönchen haltlos ver-
fallene Mann auf das Schicksal ganz Mitteleuropas entscheidenden
Einfluß nehmen konnte. Schreckhaft enthält sich die Tragik eines
als Tronerbe geborenen, aber nicht zum Herrschertum berufenen
Menschen, eines Unglücklichen, der wider sein inneres Wesen eine
Krone trug und vom Glauben besessen war, daß er, der Gesalbte,
damit eine gottgewollte Pflicht erfülle. Die scheinbaren Wider-
sprüche dieses Wesens, treubesorgten, bürgerlichen Familieninn
und übersteigertes, zaristisches Machtbewußtsein, schwächliche
Unentslossenheit und unberechenbare Willkür, hat der Verfasser
der Biographie in überzeugender Weise zu einem geschlossenen
Lebensbild zu formen gewußt. A. Wisbeck

Peter Fleming: „Brasilianische Abenteuer“. Ernst Rowohlt-Verlag,
Berlin.

Die große erstaunliche Kunst der englischen Romanciers, Gesichte
und Wunschvorstellungen einer Pennälerphantasie mit dem unver-
stehbaren Fluß einer Sprache zu verbinden, die nicht nur schildert,
nicht nur reflektiert, sondern tatsächlich „erzählt“ — dieses Talent
ist auch Peter Fleming eigen. Man wittert hier etwas von der
flüssigen und amüsanten Diktion eines Stevensons, man liest sich in
die Begebenheiten — wahre Dschungel des Zauberkraften — hinein,
ohne beständig zu kritischen Überlegungen angereizt zu werden.
Es ist ein Buch zum Lesen, ein Schmökereibuch zum Allesins-
herumvergessen, zum Lachen und Kribbeln, kurz, ein ganz
köstliches Buch, das sogar unseren braven Karl May — vor Neid
hätte erblassen lassen. Was mir weniger daran gefällt, sind die
Illustrationen: nüchterne Fotografien, die zwar den Aufzeichnungen
einen gewissen dokumentarischen Wert verleihen, aber der Phan-
tasie des Lesers einen so realistischen Riegel vorschieben, daß
man mit Vergnügen darauf verzichten würde; denn die fotografierte
Wirklichkeit ist armselig, gemessen an den Zaubern der Illusion.
Büchern, die den Wunschtraum des Lesers mit den Schwingen
des Märchenhaften beflügeln, soll man nicht durch reportagenmäßige
Bilder entwerten. Das Fotobild ist ein treffliches Benachrichti-
gungsmittel, aber kaum mehr. In diesem Sinne wäre es vom
Rowohlt-Verlag schön und verdienstlich gewesen, wenn er einem
unserer trefflichsten Schwarz-Weiß-Künstler den Auftrag erteilt
hätte. Verachtet mir die Meister nicht. Weiß-Rüthel

Bernhard Kellermann: „Lied der Freundschaft“. S. Fischer-Ver-
lag, Berlin.

„Liebe ist Tat, nicht Wort!“ lautet das Motto, das der Dichter
seinem Roman der Freundschaft vorausstellt, um dann in einer
erquickend schlichten und von keinerlei stilistischen Mätzchen
belasteten Sprache die Geschichte eines kleinen Gutsbesitzers zu
erzählen, eines Mannes, der von den auftrumpfenden Ereignissen des
großen Krieges gepackt, sein ferneres Leben in den Dienst einer
Idee stellt, die man wohl als die würdigste Grundlage allen Ge-
meinwohls bezeichnen darf: die Freundschaft. Wir lernen prächt-
liche Typen deutscher Arbeitsmenschen kennen, rührend schöne
Frauengestalten und den ganzen Zaubern kleinstädtischen Lebens.
Der zeitgemäßen Forderung, den guten Heimatroman wieder mehr
in den Vordergrund des literarischen Schaffens zu stellen, kommt
Kellermann bestens nach. Sein Buch ist frei von Gefühlsduselei
und Konjunkturspekulationen, es hat große erzählerische Momente
und meines Erachtens der Vorwurf zu einem ganz hervor-
ragenden Drehbuch. Avis



„Schön sans scho, die Berg. Wenn ma wüßt, was 's für a Bier drobn gibt, kunnt ma leicht amal aufsteign!“

Im Konzert

„Wie nur der Mensch da hinter uns während des Konzertes so schrecklich schnarchen kann!“

„Ja — und dabei noch saß einen Ton zu tief!“

Aus der Schule

„Wie alt ist heute jemand, der im Jahre 1893 geboren ist?“

„Das kommt darauf an, ob es ein Mann ist oder eine Frau, Herr Lehrer!“

Praktisch

„Ja, so ist es. Wenn es bei uns Tag ist, ist es in China Nacht!“

„Ach, da habe ich einmal eine Chinesin. Dann schläft meine Frau am Tage und ich habe meine Ruhe!“

Sie kennt ihn

„Also liebste Frau, von meiner Reise nach Berlin werde ich die diesmal was mitbringen!“

„Ich weiß! Deine schmutzige Wäsche!“

Selbst dann

„Wie konnten Sie sich unterstellen, dem Bachmeister grob die Meinung zu sagen?“

„Ach, Herr Richter, er ist doch ein alter Bekannter von mir!“

„Das ist keine Entschuldigung! Und wenn es Ihr eigener Vater wäre, anständig ausdrücken können Sie sich doch!“

Der Artigere

Die Lante hat ihre zwei Neffen zur Taufe eingeladen. Auf der Tortenschüssel liegen zwei abgemessene ungleiche Stücke. — „Run“, meint die Lante, „bin ich neugierig, wer von euch der Artigere ist?“ — „Mia“, entgegnet Ruot und nimmt — das größere Stück!“

Gipfel der Eitelkeit

In der Universität Halle saß um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Historiker Friedrich Wiedeburg, ein in seiner Zeit bedeutender Gelehrter, der aber noch wegen einer anderen Eigenschaft berühmt war, nämlich wegen seiner maßlosen körperlichen Eitelkeit. Sie verließ sich zu folgendem, historisch verbürgtem Gespräch:

Wiedeburg (auf der Straße zu seinem Diener, der respektvoll einige Schritte hinter ihm geht): „Johann!“

Der Diener (herbeileidend): „Herr Hofrat?“

„Hast du die Damen gesehen, die eben vorbeigingen?“

„Ja, Herr Hofrat.“

„Haben sich die Damen nach mir umgesehen?“

„Gewiß, Herr Hofrat.“

„Lange umgesehen?“

„Ja wohl, Herr Hofrat.“

Wiedeburg (stolz weitergehend):

„Laß sie schmachten!“ H. M.

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

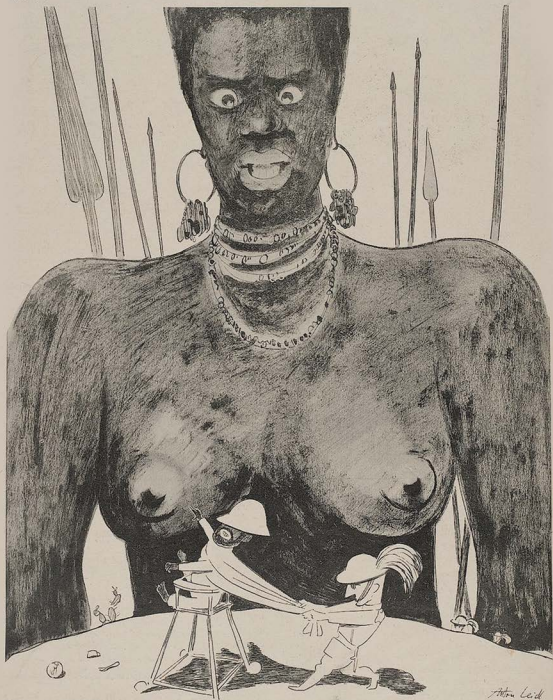
6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Mutter Afrika!

Anton Leidl



„Nimm dich in acht, kleiner weißer Mann! Auch ich liebe meine Kinder und werde sie zu verteidigen wissen!“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 44



Spälsommer

VON MAX F. BEVERN

*Nun schickt die Sonne milder heiße Grüße,
Laguster setzt die schwarze Farbe an.
Die späten Früchte brauen noch die Süße,
Das Rot der Vogelbeere hebt den Blick hinan.*

*Trotz reichem Blütenzooen in den Gärten
Zeigt fahle Stellen schon der Bäume Grün.
Und früh Vergilbtes weist als ernste Fährten,
Daß bald die Vogelschwärme seawwärts ziehn.*

*Noch ist 's ein Fest, das sonnig übersponnen,
Doch geigt gedämpfte Lust des Sommers Ton;
Ihm lauscht das Herz, ergriffen und versonnen,
Und fühlt den Übergang ins Welke schon.*

ZYKLON-COCKTAIL

VON CLAUDE FARRERE

(Berechtigte Übertragung von Anna Drawe)

Dies ist eine Kriegesgeschichte, aber keine tragische. Man wird darin weder Leide, noch Verwundete finden. Die friedliebende Leser können sie mit Seelenruhe lesen.

Stellen Sie sich also vor, daß im Herbst 1916 die Regierung der Republik es für gut befand, einen Kreuzer von mindestens vierhundert Tonnen in die Antillen zu schicken — zu keinem anderen Zweck, als sich zu überzeugen, daß es den deutschen Personen- und Frachtdampfern, die vorschiffsgemäß in den neutralen Häfen seit dem 4. August 1914 interniert waren, nicht gelungen war, unbemerkt zu entkommen. Die neutralen Häfen waren hauptsächlich Häfen von Columbia, Venezuela, Kuba und die der holländischen Kolonien und der Vereinigten Staaten. Denn Amerika hatte Deutschland noch nicht den Krieg erklärt. Sie werden mir zweifellos sagen, daß es wegen einer so geringfügigen Sache nicht der Mühe wert war, ein Kriegsschiff zu entsenden, das zweimal so groß ist wie die Alexanderbrücke: es gibt so ziemlich überall französische Konsule und der Telegraph ist nicht nur zugunsten der Kabelgesellschaften erfunden worden. Aber der große Kasten, um den es sich handelt, gehörte zu jener Klasse Schiffe, die stets eine Spezialität der französischen Marine waren. Schiffe ohne Bewaffnung und Schutz, die gewaltige Summen kosteten und zu nichts anderem gut sind, als den Badegästen unserer Küsten zu imponieren. Sie werden mir gestehen, daß es wirklich kindisch gewesen wäre, ein Fahrzeug dieser Art und seine achthundert Mann Besatzung der Gefahr einer richtigen Schlacht auszusetzen. Die geringste deutsche Flotte hätte das Schiff in den Grund geböhrt. Das Marineministerium bedachte das und hatte für diese Schiffe Aufträge, die für sie geeignet waren, gewählt.

So fuhr der Kreuzer, um den es sich handelte, — er hieß „Adolphe Thiers“ während mehrerer Wochen nach Guayana, nach Guadeloupe und von Vera-Cruz nach Curacao spazieren. Eines schönen Abends im Oktober, seine Inspektionstournee fortsetzend, fuhr er in die schöne Bucht von Havanna ein.

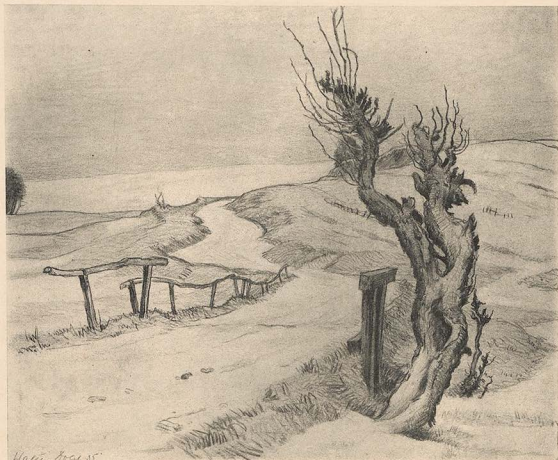
Es waren unendlich viel Schiffe in der Rede von Havanna, Schiffe, die alle Flaggen der Welt trugen. Drei wundervolle deutsche entwirrte Paketboote unter anderen. Und der Kommandant des „Adolphe Thiers“ sah auf den ersten Blick, daß diese Dampfer sich dort befanden, wo sie sein sollten, und daß die kubanische Regierung gar keinen Vorwurf verdiente. Worauf der Kreuzer Anker warf und seine Besatzung an Land schickte. Es fehlte an frischen Lebensmitteln und in Havanna gibt es deren in Hülle und Fülle. Das war eine Gelegenheit, die Seeleute nicht verfehlt sind, zu verjüngen.

Der „Adolphe Thiers“ durfte sich jedoch nur vierundzwanzig Stunden in Havanna aufhalten. Die internationalen Gesetze verlangen das von jedem kriegsführenden Schiff, das neutrale Häfen anläuft.

In diesem Falle hätte es beinahe eine Ausnahme von dieser Regel gegeben.

In der Tat lag der „Adolphe Thiers“ in der Rede von Havanna kaum zwölf Stunden, als sich heftiger Wind erhob. Telegramme, die aus allen möglichen Gegenden eintrafen, erklärten bald darauf, daß es sich um einen schönen und guten Zyklon handle, welcher von Florida zum Kanal von Yucatan vordrang. Es war sechs Uhr früh. Als es Mittag wurde, war das Wetter geradezu furchtbar. Vier Stunden später war es noch viel äger. Doch jetzt mußte man um jeden Preis fortfahren. Die Vereinigten Staaten hätten es nicht gerne gesehen, daß ein französischer Kreuzer in den kubanischen Gewässern gegen die Regeln verstoßen hätte. Und es war wichtig, daß kein französischer Kreuzer die Vereinigten Staaten im September des Jahres 1916 verdrängte. Sie verstehen warum, nicht wahr?

Als die letzte Minute geschlagen hatte, hatte der „Adolphe Thiers“ sich segefertigt gemacht, des Zyklons spottend. Ein spanischer Pilot war eben an Bord gesprungen, die Trompeten riefen jeden auf seinen Posten und auch der Navigationsoffizier tat, nachdem er sich von Kopf bis Fuß wasserfest gekleidet hatte, den letzten Zug aus seiner Pfeife und stand auf, um sich auf die Kommandobrücke zu begeben.



Herbsttag

Walter Dolch-Amberg

Die andern Offiziere begaben sich ebenfalls auf ihren Posten. Einer von ihnen, ein Mechaniker, der gerade vom Deck herunterkam, wo er sich umgesehen hatte, ehe er sich zu seiner Maschine begab, sagte zu dem Navigationsoffizier:

„Hör mal, Kamerad! Es wird keine leichte Sache für Sie sein, dem Schiff den richtigen Kurs zu geben: es sind dreißig bis vierzig Schiffe in der Meere, die beinahe durcheinanderpurzeln, so nahe hat der Sturm das eine an das andere herangezogen!“

„Ah bahl!“ meinte der Navigationsoffizier, den Kopf zur Seite neigend. „Sie glauben also, es wird kein Kinderspiel sein?“

„Kann“, bestätigte der Mechaniker.

„Also“, schloß der andere, „dann erscheint es mir unerlässlich, einige elementare Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.“

Und er stand auf und ging zum Büfett, wo eine Anzahl Gläser bereit standen, die für erfrischende Getränke an Hundstagen bestimmt waren. Er nahm dort eine Art von Humpern von runder, gewölbter Größe und aus allen in Reichweite stehenden Flaschen und Töpfen schüttete er nacheinander in besagten Humpern Rotwein, Weißwein, Kognak, Whisky, Chartreuse, El, Essig, einen ganzen Löffel Essig, das ganze Salz des Salzfasses und den ganzen Pfeffer der Pfefferbüchse. Worauf er, nachdem er die Mischung genügend gemischt hatte, das ganze in einem Zuge heruntertrank. Das Ganze war wohl dreiviertel Liter eines Flüssigkeits, die ich nicht einmal zu beschreiben versuchen werde. Er trank das Höllengetränk wie pures Wasser. Und sogar ohne zu husten. Jene, die ihn trinken sahen, standen bestürzt auf, in der Erwartung, er würde auf

der Stelle zu Boden fallen. Er fiel keineswegs. Er grüßte lustig die Gesellschaft und entfernte sich sicheren Schrittes, ein Rivournell Offenbach's vor sich hinpfeifend.

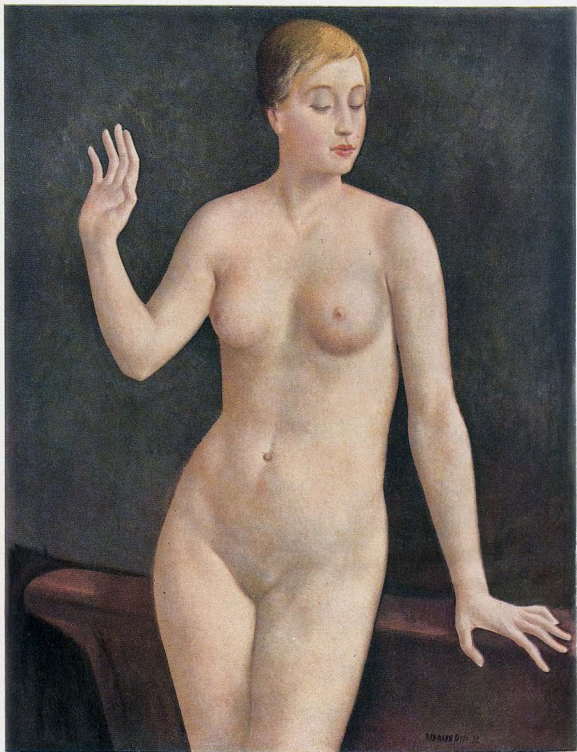
Auf der Kommandobrücke entsalzte sich, wenn ich so sagen darf, der spanische Pilot, ein kleiner, jähzorniger Mann, in seinem ganzen Glanz. Er gab unaussprechlich Befehle, Gegenbefehle, stieß Erklärungen und Ausrufe hervor. Es war übrigens gefahrlos, da niemand ein Wort seines Dialektes verstand. Er gestikulirte wie eine Windmühle. Und der Navigationsoffizier, der auf den Steg kam, liebte diese Gestikulationen nicht sehr.

Langsam wandte sich das Schiff dennoch und ein Hilfsoffizier, über den Bordsteil oberhalb der Klüse gebeugt, bestätigte gerade mit lauter Stimme, daß der Anker klar sei... Gleiches beilegte sich der Kreuzer, den nichts mehr zurückhielt, loszufahren. Als der Navigationsoffizier dies sah, befahl er: „Steuerbord vorwärts, sechzig Tauschläge, Backbord langsam nach rückwärts, Achtung beim Steuern! Nach links, fünfzehn...“

Der Kreuzer richtete sich wieder auf. Hundert Meter von ihm entfernt, mit dem Backbord vor, bedrohte ein englischer Passagierdampfer, der wie rasend hin und her schlingerte, alles einguemher mit sofortigen Anfahren. Aber der Navigationsoffizier tat, was notwendig war:

„Die drei Maschinen voraus, hundertzwanzig Tauschläge!... recht, fünfundsiebzig!... dreißig!... Alle!... Richtet auf!... Wechselt! — —“

(Fortsetzung S. 493)



Thais von Lille

Ubaldo Oppi

Und der „Adelphe Thiers“, das englische Patetboot mit Grazie umfahrend, streute auf die Durchfahrt zu, von der ihn noch ein halbes Dutzend steuerlose Schiffe auf recht gefährliche Art trennten.

Es war dieser Augenblick, den der spanische Pilot wählte, um sich auf den Navigationsoffizier zu stürzen:

„Senor!...“

Und es folgte eine kurze Rede, unterfchieden von einer Menge Schreie, die von einer Minut, die einen Taubstummen nährlich gemacht hätte, begleitet waren. Ich habe bereits gesagt, daß keiner der Zuhörer ein Wort der Sprache von Cervantes verstand. Aber der spanische Pilot ließ sich nicht durch eine solche Örtungslosigkeit verwirren. Seine Rede war wechselseitig nicht einmal ganz uninteressant. Der „Adelphe Thiers“ ließ Gefahr zu scheitern, daran war nicht zu zweifeln. Aber das wusste der Navigationsoffizier. Und der Pilot wählte den Augenblick schlecht, um Vinsennovisheiten zu verkünden. Zu viele Möglichkeiten des Zusammenstoßes drückten dem „Adelphe Thiers“, als daß der „Adelphe Thiers“ die Möglichkeit gehabt hätte, vorsichtig zu manövrieren. Denn auf dem Meer weiß man schlecht und recht, wo Sandbänke lagern, aber man weiß nie, wo ein vom Sturm hin- und hergeschleudertes Schiff hingeraten kann.

„Jetzt ist nicht der Augenblick, sich zu unterhalten“, brummte der Offizier.

Mit kräftiger Faust schob er den Piloten zur Seite und fuhr fort, seine Befehle zu erteilen. Der „Adelphe Thiers“ gehorchte wie eines jener Kinderschiffe, das man mit einer Schnur auf dem Wasser einer Badewanne oder eines Bassins zieht, machte Evolutionen, schlug eine schräge Richtung ein, wich nach rechts und links aus. Kein Zweifel, daß der übertriebene Cocktail, den der Offizier vorhin geschluckt hatte und der jeden Trinker mittleren Durchschnitte ohne Aufschub erschlagen hätte, im Gegenteil für jenen, der ihn zu sich genommen, eine Quelle der Weisheit, der Kaltblütigkeit und der Zweckmäßigkeit gewesen war. Zufällig befreite sich der Kreuzer allmählich, befreite sich sogar langsam aus dem Wirrwarr der Dampfer. Nichtsdestoweniger rechnete der

spanische Pilot, geängert durch die Verachtung, die man seinen Rat schlägen bewies, vor Wut. Er schrie, er brüllte.

Er hatte Pech. Der Offizier hatte ein sehr empfindliches Ohr. Er ärgerte sich seinerseits maßlos und tief, nachdem er geulocht hatte, wie man nur in der Marine fluchen kann: „Cergaant! Vier Mann und einen Korporal hierher!“

Die vier Mann und der Korporal stürzten herbei. Der Offizier wies mit dem Daumen über seine Schulter auf den Piloten:

„Kesselt den Kerl da an den vier Pfoten und verstopft ihn den Mund!“

Man fragt auf einem Kriegsschiff nicht viel. An wenigstens zu Zeiten eines Jollons. Der spanische Pilot wurde gebunden wie eine Wurst. Worauf, nachdem er noch heftiger geschrien hatte, der Waffenkorporal sich ohne jedwede Brutalität und nur um das Ärgste zu vermeiden, mit Vorsicht auf den kreischenden Mund setzte. Der „Adelphe Thiers“ jedoch überwand das letzte Hindernis, einen riesigen amerikanischen Petroleumdampfer, der sich wie ein Kreis drehte. Nun hatte man das freie Meer erreicht, mit ihm und da einigen Klippen, an denen die Wogen sich weiß schäumend brachen. Der Offizier schlängelte sich zwischen diesen Untiefen durch wie ein Aal zwischen Felsen. Dann war das letzte Hindernis überwunden.

Der Offizier wandte sich an den Korporal, die vier Männer und ihren Gefangenen:

„Schaffen Sie jetzt diesen Piloten in sein Boot hinunter und er soll verrotten. Er kann sich beschweren, wenn er will, das hat keine Bedeutung! Oder er wird unterwegs erlaufen. Das hat ebenfalls keine Bedeutung!“

Dann stieg er selbst von der Kommandobrücke herunter, nachdem er den Befehl über das Schiff dem übergeben hatte, dem er gebührte. Der Navigationsoffizier ging strammem Schrittes wieder in den Eßraum und bediente sich ohne Eile, mit einem zweiten Cocktail, der mit dem „Ersten“ vollkommen identisch war.

„Um mich von meinen Aufregungen zu erholen“, sagte er und goß sich das flackende Getränk befriedigt hinter die Binde.

ABEND=DÄMMERUNG

Von Willibald Omarkowski

Vom Kelch des Lebens tatst du Zug um Zug,
Du hast berauscht zu seinem Preis gesungen,
Und weißt auf einmal: was dich sonst bezwungen,
ist welk und alt und schmeckt fast wie Betrug.

Erschrocken siehst du, wie die Zeit versinkt.
Zwar fülltest du bis oben Schrein und Läden,
doch unerreichbar blieb der Born der Gnaden,
aus dem das Kind in vollen Zügen trinkt.

Das ist so wie bei einem Gang zur Nacht:
Es ist sehr still, die dunklen Wasser rauschen
vom Bergwald her, und plötzlich mußt du lauschen
vor einem Haus, darin noch jemand wacht.

Musik ertönt, sie ist dir wohlbekannt
und tief verbunden seit den frühen Tagen,
du fühlst dein Herz in heißem Heimweh schlagen
und weißt dich ausgestoßen und verbannt.



Löwen

Siegfried Kühnel

DER RING VOM MARKT IN TROMSÖ

VON BASTIAN MÜLLER

Das stand auf dem Postschiff, das durch den Grestund nach Tromsö steuerte. Es war Samstag und das Vorderdeck gerammelt voll, denn jeder hatte Eile, in die Stadt zu kommen, wo am anderen Morgen, nach der Predigt des Pfarrers, der Jahrmarkt begann. Das stand zwischen all den Leuten und hatte Kampfsieber vor dem ersten Betreten der Stadt. Er war vor ein paar Tagen von seiner ersten Fahrt heimgekehrt, auf einem Robbenfänger, der auf den Bäreninseln an die zweihundert Littere geschlagen hatte. Er war in Karlsö an Land gegangen und ein paar Tage zu Hause gewesen, jetzt folgte er Herrn Stenstens Kutter, mit dem sie noch einmal ausfahren wollten, den ganzen Winter über. Der Kutter würde dann auf Nord-Ost-Land ausgehrt werden, und sie machten Jagd auf alles, was ihnen unter die Keule kam. Für sie war es kein gutes Jahr gewesen. Schiffer Stensten hatte einen neuen Motor kaufen müssen und war den Lohn schuldig geblieben. Er hoffte auf das nächste Jahr. Der Kutter ging ja vor.

Es machte Das nichts aus, daß er nach

einer Fahrt kaum eine Krone in der Tasche hatte; er war noch sehr jung, um die Sommerwende wurde er zwanzig. Wenn nicht gerade Jahrmarkt in Tromsö gewesen wäre, hätte er vernünftigen einen weiten Bogen über die Keling gespielt.

Aber so...

Er dachte seit der Abfahrt von Karlsö an Kugald, dachte an die Zeit, wo sie hinter einer kümmerlichen Bohnenlaube Mann und Frau gespielt hatten. Er mußte sie manchmal schlagen. Das hatten sie vom alten Ejarke, der seine Frau immer schlagen mußte, weil sie ihm sonst davonließ und es mit anderen versuchte. Ob, sie wußten von nichts und spielten nur so, klein wie sie waren, Mann und Frau.

Alle Kinder spielen das, dachte Das, ob es die Mädchen eigentlich vergessen, wenn sie größer werden? — Manchmal heißt es ja: Jugendliebe! Und die Leute stecken die Nasen zusammen.

Jetzt war Kugald in Tromsö, bei Kaufmann Schultken und bediente zwei kleine Kinder. Ihre Eltern hatten ihm einen Gruß an sie auf-

getragen, und sie sollte die Wäsche schicken, die Mutter wollte sie durchsehen und vielleicht inlandschicken.

Wenn das alles nicht gewesen wäre! Denn schließlich war Das von einer langen Fahrt heimgekommen — war auf dem besten Wege, ein Mann zu werden, denn von der Beute fielen genau zweihundsechzig Robben unter seinem Keulenschlage. Das war genau sein Anteil; Schiffer Stensten und sein Opa hatten auch nicht viel mehr, obwohl sie alte Gänger waren.

Nun spuckte Das doch noch über die Keling, der Postdampfer drehte zum Kai bei und beim Anblick von Tromsö sammelte sich wieder Speichel in seinem Munde. Vor lauter Unruhe!

O Gott! Er war mit seinen Gedanken keinen Deut weiter gekommen, er drängte sich durch die Passagiere und schritt über den Sieg an Land. Aus irgendeinem Grunde hoffte er, daß Kugald am Kai stehen könnte.

Aber sie wußte ja gar nicht, daß er kam. Und es war noch lange nicht sicher, ob sie gekommen wäre, wenn sie um seine Ankunft gewußt hätte. Es war fast ein Jahr her, da sie sich zuletzt gesehen hatten, sie schüchti nur, abends, als die Möwen schon auf die Klippen fielen und das Licht der Sonne nächtlich weiß wurde. Er hatte ihr hinter der Scheune zugeflüstert:

„Ich würde die einen Ring kaufen, Silber mit einem blauen Stein, wenn es in Hörens Kranladen etwas gäbe. Das würde ich tun, nur damit du ab und zu an mich denkst...“

„Hören hat keine Ringe, aus Silber mit einem blauen Stein“, hatte sie darauf geantwortet.

Und jetzt dachte er wieder daran, was das wohl heißen sollte.

Aber vielleicht gab es auf dem Markt Ringe. Jetzt konnte es fast ein goldener sein. Vielleicht mit einem roten Stein. Es hatte sich inzwischen vieles geändert, sie war ihm um zehn Kronen teurer geworden.

„Verdammt!“ sagte er. Das galt Stenstens altem Motor, und dem neuen, der ihn um seinen Lohn gebracht hatte. Verdammt, es war nicht einerlei, ob man einige Fehlkronenscheine in der Tasche hatte oder nicht. Wäre Stensten eine alte Robbe gewesen, er hätte ihn so mit der Keule vor den Kopf...

„Ach Unsinn!“ schob er er.

Aber unwillig war Das doch. Er fragte sich durch nach Schultkens Laden und ging gleich hinein. — Und krögte den Mund nicht auf! Staud und gaffte den Ladendünen an, musterte ihn lange und genau. Er war so fünfundzwanzig und hatte eine reifende Krawatte an. Er war so erhaben über einen Robbenfänger, und wartete ab, ob der Bursche, der da eintrat, reden wollte oder nicht.



Vordem Spiegel

C. O. Müller

Pöckels hat er seine Mamma in der Nähe von Ruggald, dachte Dlaf, und er dachte wieder: Wäre der Kert nur eine Robbe, so ein schmeichlicher Seebund, ein halber Echlaag wäre genug!

Aber dann erkundigte er sich doch erst, wo Großvater Ruggald sei.

„Bei den Kindern.“

„So. Wollen Sie ihr sagen, daß Dlaf aus Karlsö da ist?“

„Einen Augenblick.“

Dlaf hatte gespannt auf den Ton der Worte des Ladeninnehmers gehört... Nein, er konnte nichts heraushören.

Da kam Ruggald. O, sie lachte. Sie hatte einen dunklen Fleck in der Schürze, „vom kleinsten Jungen“, sagte sie verlegen und steckte die Schürze hoch. Dann sah sie Dlaf an, und er bekam einige Hoffnung.

Ich muß zwanzig Kronen haben, dachte er. Ich muß! — Und er sagte die Grüße aus Karlsö und das mit der Wäsche so dabei.

Und dann verabredeten sie sich für morgen Abend. Sie wollten zusammen über den Markt gehen und sehen, ob er so gewaltig sei, wie sie ihn sich als Kinder vorgestellt hatten; damals, als sie noch Mann und Frau spielten.

Und am anderen Abend? — Es war eine hoffnungslose Sache. Dlaf hätte dem Schiffer Stenfen den Schädel einschlagen können! — Im Guten hatte er es versucht, so:

„Schiffer, ich brauche zwanzig Kronen.“

„Dlaf“, antwortete der, „erstens habe ich keine, und wofür brauchst du sie zweitens?“

Was sollte er da sagen? Er brauchte nichts. Alles war da, bis auf den Ring.

Nun kam Ruggald aus Schulkfens Laden, hatte einen Mantel an und einen Handschuh. Die linke Hand war bloß, also hatte sie auf den Ring.

Es war sehr wenig lustig auf dem Markt. Zwar versuchten sie in einer Kaffeebude einen Lanz zu machen, aber jedesmal, wenn Dlaf die Hand Ruggalds faßte, war sie kahl, ohne Ring. Und über den Markt gehen war eine Qual. Es waren zwei Buden da, die echte Ringe verkauften, zusammen mit Medaillons, in die man zwei kleine Fotos stecken konnte, die ein schwarzhaariger Fotograf vor einem gemalten Villengarten herstellte. Auch jetzt zur Nachtzeit glühte das Bläulicht grellgrün in die weißbelle Nacht.

Dlaf konnte nicht anders, er erzählte von dem verdammten neuen Motor, den Schiffer Stenfen kaufen mußte. Und dann gingen sie sehr früh nach Hause, weil Ruggald nach den Kindern sehen mußte.

Alles war vergebens. Kein Wort hatte er gehört von dem, worauf er ankam. Nur: „Morgen, mit der Abendflut laufen wir aus.“

„Ich möchte dich dann noch sehen“, sagte Ruggald.

Sie richtete so auch so ein. Sie war mit dem abfallenden Wasser am Kai; die Kinder mußte sie mitnehmen. Dlaf war zuerst nicht zu sehen. Sie schaute lange vergebens zum Kutter... bis er plötzlich sie antippte, hinter ihrem Nacken stand und Augen wie ein tolle weißer Hund hatte.

Denn er hatte es gesehen! Den Ring an



Der Maler C. O. Müller

Anton Leidl

ihrem Finger! — Und noch viel mehr! Er hatte alles klar von seinen Augen: den Ladeninhaber aus Schulkfens Kaufhaus... hatte sie nicht gestern früh nach Hause gedrängt, und hatte sie nicht weggeführt, als sie an den Ring verkäufern vorbeiging?

Es war klar, ein anderer, irgend so ein Jammerlappen hatte längst vor ihm in die Tische gegriffen, die Kronen hervor gezogen und mit dem Händler großspurig um den Preis gestritten... Hatte ihr den Ring mit allem Proß an den Finger geschoben und wer weiß was dafür erhalten!

Es war alles klar. Dlaf sagte mit einer Stimme, die einen Sprenge hatte: „Was willst du eigentlich noch hier?“

„Oh, nichts...“ Sie ließ die Kinder los und verkrampfte die Hände ineinander, daß der Ring verschwand. Sie hatte jeden Mut verloren, — und doch so eine Kerde gehabt.

Nach langen Schweigen sagte sie: „Ist es ein guter Motor, der neue?“

„Der...?“ Dlaf riß den Mund auf. — „Ja!“ — Was ging sie der Motor an?

(Schluß S. 703)



Kinderstudie I.

S. Kühnel

Bans Graven:

Bauern-Ballade

Eine Zeitlang ging die Wirtschaft ganz gut. Die Bauern saßen in der kleinen Gaststube, tranken ihr Bier und unterhielten sich in schweren Worten. Martin Kurz, der Wirt, saß dann bei ihnen am Holztisch, stützte den kahlen Kopf in die Hand und hörte zu. Er sprach wenig, fast nie. Selten stand er schwerfällig auf, nahm ein leeres Glas vom Tisch, ging langsam zur Schenke, wo das kleine Faß mit Bier stand, schenkte ein, schlurste zurück. Fremde kamen nicht oft, nur im Sommer kamen einige aus der Stadt herausgefahren und saßen im Garten unter den dichten Kastanien beim Bier.

Seine Frau war immer in der dunklen Küche. Sie stand vor dem riesigen Herd und kochte oder sie saß am Küchentisch und strickte. Nur manchmal, im Frühjahr, stellte sie einen Stuhl vor die Küche in den Hof und strickte in der dünnen Sonne. Von den sieben Kindern waren drei Töchter in nahen Dörfern verheiratet, drei saßen als ledige im Haus. Auch der einzige Sohn Martin war nach dem Tod seiner Frau vor einem Jahr mit zwei Kindern zum Vater gezogen. Der junge Kurz war Arbeiter in einer Fabrik in der Stadt gewesen. Seit zwei Jahren war er arbeitslos. Die Alten hatten ihnen nie und da Patete mit Meist und Butter und Wein und Mehl geschickt. Dann starb die junge Frau plötzlich an der Geburt des zweiten Kindes. Zwei Monate später kam der Sohn mit den beiden Kindern zu den Alten ins Dorf. Sie gaben ihm ein Zimmer im Haus. Aber er arbeitete nicht und verdiente nicht. Auch Restgeld zahlte er keines. Er schlief lange. Er stand gegen Mittag auf und aß mit den anderen in der Küche und ging an den See und fischte. Wenn es dunkelte, kam er dann zurück, schluchte und schlug nach den Kindern, setzte sich zu den Bauern an den Tisch, wenn sie ihr Bier tranken. Er erzählte aus der Stadt und redete viel und gewissprechend und es gab Streitereien und Jammer.

Ein paar Wochen sagte der alte Kurz nichts zu dem Sohn. Er beachtete ihn nicht. Er saß bei den Bauern, wenn sie ihr Bier tranken

und hörte zu. Erst als es Streitereien gab und Unfrieden, warf er einmal seinen Stuhl um, packte den Sohn am Kragen und Wette und stieß den Verblüfften vor die Tür.

Von da an war das Haus voll von Lärm und Streit. Es kamen immer weniger Bauern. Schließlich blieben sie fast ganz aus. Sie wollten ihr Bier in Ruhe trinken und fürchteten den hässlichen Streit. Abend für Abend saß der alte Kurz nun allein am Tisch in der kleinen Gaststube und trank. Er hatte nie getrunken. Er hatte zugehört, wenn die anderen sprachen. Nun war er allein und trank. Der Sohn kam nicht mehr in die Gaststube. Kam er vom Fischen, schlief er leise die Holztreppe hinauf in sein Zimmer. Nur beim Mittagessen in der dunklen Küche saßen sie sich. Dann stritten und schrien sie miteinander, bis die Mutter dazwischen kam. Sie hatte ihren Sohn gern.

Als es kälter wurde und der See zugefro, ging der Sohn nicht mehr zum Fischen. Er hatte ein paar Kampfans im Dorf, Knechte, Landknechte, gute, viehische, verwegene Kerle. Er blieb jetzt auch in der Dämmerung fort, wenn er sonst nach Hause gekommen war und kam manchmal gegen Morgen erst heim. Einmal, als der Förster zum Bier kam, erzählte er, daß er zwei veredelte Hehe noch in den Schlingen gefunden hätte. Ein Bock sei angehossen worden. Er habe ihn später im Gebüsch gefunden. Aber er werde die Lumpen schon kriegen, sagte er und strich seinen großen Schnurbart. Sogar die Patronenhülsen hätte er gefunden, aber die wären von keinem Gewebe gewesen, sondern von einer Pistole. Der alte Kurz saß bei ihm am Tisch und hörte zu und nickte. Unter dem Tisch der Jagdhund jaulte leise im Traum. Dann stand der Wirt schwerfällig auf und holte frisches Bier und schlurste langsam zurück. Die beiden tranken zusammen Bier. Sie sprachen wenig miteinander. Nur der Förster erzählte brunnend von Jagd, frevel und Buße. Erst spät ging er fort. Kurz schlief leise hinter ihm zu und setzte sich allein in die warme Gaststube.

Es kamen fast keine Gäste mehr. Niemand kam mehr zu ihm. Sie gingen alle zum Newier an der Straße, obwohl der weiter weg war und schlechteres Bier hatte. Er mußte schon Schulden machen. Die Steuern mußten bezahlt werden und er konnte nicht zahlen. Er sah vor sich hin und sah die Bierunterfasse an und das Holzfaß, die auf dem Tisch standen und fuhr mit der getrimmten Hand wischend über den blauen Holztisch, als wollte er Fliegen fangen. Dann stand er auf und holte die Schnapsflasche und trank aus der dunkelgrünen Flasche. Die Biergläser vom Förster und von ihm standen noch auf dem Tisch und zitterten, als er die Schnapsflasche hart hinsetzte. Vor zwei Tagen war der Gerichtsvollzieher dagewesen und hatte die rückständigen Steuern angemahnt. Kurz hatte mit ihm gesprochen und sie hatten Bier getrunken und der Beamte war wieder weggegangen. Er wollte in nächster Tagen wiederkommen, hatte er gesagt. Aber woher sollte er das Geld nehmen, auch in acht Tagen? Es kam ja keiner mehr zu ihm. Bald konnte er auch das Bier nicht mehr bezahlen. Das letzte Kalb zum Schlachten war er schon schuldig geblieben. Da saßen sie alle auf ihm. Alle hingen sie an ihm. Die drei erwachsenen Töchter und jetzt auch noch der Sohn, der Lämmerhirt und die beiden Enkel. Die saßen bei der Großmutter in der Küche oder konnten im Hof den Ragen nach. Alle hingen sie an ihm und keiner kam mehr in die Wirtschaft.

Er hörte seine Frau in der Küche gehen. Töpfe klapperten. Dann wurde draußen die Haustüre leise aufgeschloffen. Er stand auf und ging zur Tür und riß sie schnell auf. Das Licht aus der warmen hellen Stube fiel auf den dunklen Gang. Dort stand der junge Kurz und drehte den Schlüssel vorsichtig im Schloß. Er stand mit den Kindern zum Licht. Als das Licht auf ihn fiel, blieb er regungslos stehen, als ob er so nicht gesehen werden könnte. Er ließ die Hand am Schlüssel und räufte sich nicht. Der Alte stand unter der Tür, durch die das Licht drang, und sein breiter Schatten fiel auf den Gang.

„Komme rein!“ rief er, „hier rein!“ Der Sohn räufte sich nicht. Nur den Kopf drehte er und sah ins Helle hinüber.

„Muß ich dich holen“, schrie der Wirt, „Du Lump?!“ Dann hörte er hinter sich die Tür zur Küche gehen. Seine Frau kam. Er hörte, wie sie ging. Sie blieb hinter ihm stehen. Er drehte sich um und rief:

„Frau, sei ganz ruhig! Du sollst ruhig sein!“ Sie sah ihn an mit ihren kleinen Augen. Sie stand klein und hölzern und gebückt hinter ihm. Dann sah sie zum Sohn hinüber, der näher gekommen war.

ANEKDOTEN

Der vergeßliche Dichter

Jean Paul (1773—1823) fragte einmal die Geheimrätin Bechste in, deren Hause er während seines Aufenthalts in Meiningen viel verkehrte: „Haben Sie schon meinen ‚Lazar‘ gelesen, gnädige Frau?“ — „Nein“, antwortete die würdige Dame. „Ich wollte es. Aber ich verstand gleich so vieles nicht, daß ich das Buch wieder beiseite legte. Sie möchte es sehr gern mit Ihnen lesen, wenn Sie mir alles erklären wollen.“ Jean Paul geriet ein wenig in Verlegenheit und antwortete schließlich mit neuem Ernst: „Ich täte es sehr gern. Aber es wird mir schwer werden. Ich habe sehr vieles wieder vergessen und verstehe es nun selbst nicht mehr.“

Heimgesahlt

Als Mark Zwain sich in seinem Landhaus aufhielt, schickte er den Diener zu einem Nachbar hinüber und ließ diesen bitten, ihm für kurze Zeit ein Buch zu leihen, welches er gelegentlich eines Besuchs in seiner Bibliothek bemerkt hatte. Der Besitzer ließ ihm sagen, er verleihe aus Prinzip keine Bücher, aber Herr Mark Zwain könne jedes Buch in seinen Bibliotheksaum einheben. — Bald darauf schickte der Nachbar zu dem Dichter, um dessen Kassenpennsichine auszuliehen. Mark Zwain benutzte diese Gelegenheit zur Rache. Er übergab dem Boten als Antwort einen Zettel mit den Worten: „Ich verleihe aus Prinzip meine Gartengrätzschneide niemals; aber, Herr Nachbar, kommen Sie herüber und benutzen Sie meine Sprenngnashine so oft Sie wollen auf meinem Rasen.“

Die verführte Tronrede

Ein Zeitungsredakteur in London hatte den Ehrgeiz, der Erste zu sein, der die Thronrede Königs Georgs II. von England brachte. Dies war ihm nur möglich, indem er selbst eine anfertigte. Deswegen angeklagt, sollte er schwer bestraft werden. Als der König von dieser Sache erfuhr, befahl er einem Minister, ihm die Rede vorzulegen. Nachdem er sie aufmerksam durchgesehen hatte, sagte er: „Ich wünsche, daß der Mann milde bestraft wird. Ich habe seine Rede mit der meinen verglichen und muß sagen, seine ist weitaus besser.“

KLOSTER SÄBEN

Von Rudolf Kreutzer

Das ewige Lämpchen flackert im bemalten Fenster
Es schwankt der Schwestern Schatten an der grauen Mauer.
Mit schwarzen Beeren der Holunder steht und Laub voll Trauer.
Im Felde Vogelscheuchen drohen wie Gespenster.

Auf Bildern schau dich Heilige an mit reinen Stirnen,
Du hörst im Dorf die Uhr die Stunde sagen.
Sehr leise rührt dich an ein Traum aus Kindheitstagen.
Aus kühlen Kammern schwebt ein Duft von reifen Birnen.

Die Treppen gehen hoch herab an den bemosten Gittern,
Vom Saße schwer reißt golden schon die Traube.
Die Brut des Hänflings wiegt ein Busch in seinem Laube,
Ein Falter weht um braune Balken, die verwittern.

Und immer fliegen Vögel um den Turm, den grauen,
Mit grünen Schwingen, die sich silbern breiten.
Er aber ruht und schweigt in goldne Weiten.
O so schön und ferne Gottes Berge blauen.



Kinderstudie II.

S. Kühnel

D I E F O T O - S E I T E

So oder So?

Haben Sie schon einmal ein Bild seitenverkehrt kopiert? Noch nicht?

Gelegentlich sollten Sie es schon tun; denn es kann dadurch bedeutend gewinnen, wie es Ihnen auch hier unser Porträt zeigt. Das seitenverkehrte Bild wirkt fertig, dem anderen fehlt irgend etwas. Reim gefühlsmäßig ist das festzustellen.

Woran das liegt?

Manches Bild muß deshalb seitenverkehrt kopiert oder vergrößert werden, damit es unserer Vorstellung entspricht, die wir durch den Vorgang des Schreibens gewonnen haben. Dabei erfolgt der Strich von links nach rechts aufwärts. Die Hauptsache, der Schwerpunkt, liegt links. In der Originalaufnahme läuft die Profilinie von links oben nach rechts unten, d. h. sie fällt, hat eine unserem Gefühl widersprechende Richtung. Ganz anders das zweite Bild. Hier

steigt die Linie von links unten nach rechts oben, der Schwerpunkt liegt links.

Ein Einwand ist möglich. Das Porträtbild verliert durch den Vertausch der Seiten an Echtheit. Demnach muß ein objektiver Fehler, der allerdings nur selten bedeutend auffällt, zugegeben werden. Denken wir andererseits an den bildmäßigen Gewinn, so wird das seitenverkehrte Bild eben doch überall dort vorzuziehen sein, wo es nicht allein auf bloße Objektivität ankommt.

Großen Wert besitzt dieses Verfahren für Landschaften. Der Schwerpunkt soll hier möglichst links liegen, wie unser Empfinden fordert. Selbst wenn dabei auch einmal auf die reale Wiedergabe verzichtet werden muß.

Nach Filmmegativen lassen sich seitenverkehrte Vergrößerungen und Kopien herstellen, nach Platten nur Vergrößerungen. Beim Kopieren von Platten würde Unschärfe eintreten, da das Glas ja kein exaktes Anlagengitter hat. Die Schicht auf unsere Papieremulsion gestattet.

Karl Pfeiffer.

Stelle steht das Aufnahmematerial. Je nach ihrer Kamera brauchen Sie Platte, Planfilm, Filmpack (Plattenkamera) oder Rollfilm (Rollfilmkamera). Die Qualität dieses Materials ist für die Aufnahme von größter Bedeutung. Kaufen Sie nur Markenware! Wenn Sie Platten oder Planfilm verarbeiten, dann lassen Sie sich das Material zunächst am besten gleich vom Fotohändler in die Kassette legen. Dabei gehen Sie zweckmäßig mit in die Dunkelkammer, damit Sie sehen, wie das gemacht wird. Denn später wollen Sie ja doch diese Handgriffe allein vornehmen.

Wie sieht das Aufnahmematerial aus? Es besteht aus einem transparenten, d. h. lichtdurchlässigen Material, auf das die lichtempfindliche Schicht, die sogenannte Emulsion, gegossen wird. Es ergeben sich verschiedene Möglichkeiten:

A. Der Schichtträger einer Platte besteht aus Glas. Eine Seite ist mit der Emulsion versehen. Sie wird als Schichtseite bezeichnet. Wir erkennen sie an ihrem matten Schimmer, während die andere Seite hell glänzt. Hier spiegelt sich zum Beispiel das rote Dunkelkammerlicht wieder. Die Platte wird in der Dunkelkammer so in die Kassette eingelegt, daß die Schichtseite nach vorn, also nach außen zeigt. Einen Abstaubpinsel, wie er fälschlich noch vielfach empfohlen wird, brauchen Sie dabei nicht zu benutzen, da er im Gegenteil eher neuen Staub auf die Schicht bringt und außerdem Kratzer verursachen kann. Richtig ist es dagegen, wenn Sie die Kassette von Zeit zu Zeit austauschen.

Das Laden der Kassetten nehmen wir nicht im direkten Dunkelkammerlicht vor, sondern besser im eigenen Körperschatten. Sonst kann bei hochsensiblen Systemen doch eine gewisse Vorbelichtung erfolgen, die leichten Grauschleier zur Folge hat.

Die Schichtseite der Platten ist auch schon durch ihre Verpackung zu erkennen. Sie sind stets zu je sechs zusammengepackt, wobei Schicht auf Schicht liegt. Beim Aufwickeln einer neuen Packung zeigt also bei Platte eins die Glasseite, bei Platte zwei die Schichtseite, bei drei wieder die Glasseite usw. nach außen. Wenn man sich das einprägt, sind sogar im Dunkeln Verwechslungen ausgeschlossen.

B. Planfilm ist auf starkem Zelluloid gegossen. Er gelangt zunächst in einen Rahmen, der dann zusammen mit dem Film in die Kassette gebracht wird. Planfilm hat den Vorteil, daß er sehr billig ist.

C. Filmpack und Rollfilm können bei Tageslicht in die Kassette bzw. Kamera gebracht werden. Ebenso liegen die Verhältnisse bei den Tageslichtpackungen der Kleinkameras, die mit Kinofilm arbeiten.

Nur auf eines ist zu achten: Wird das Material im Freien gewechselt, so darf das nie im direkten Sonnenlicht geschehen. Es wird im eigenen Körperschatten gearbeitet. Filmpack soll nur zwischen zwei Fingern an den langen Schmalkanten angefaßt werden, weil sie sonst das Schutzblatt herabdrücken, wodurch seitliches Licht in den Pack dringt und die Filme vorbelichtet oder besser: verdorben werden.

Unser Foto-Lehrgang

Die „Jugend“ beginnt heute mit einer Aufsatzreihe, die jedem fotografisches Elementarwissen zuführen soll. Die Aufsätze werden nicht nur den Fortgeschrittenen, sondern vor allem den Anfänger und den, der sich erst eine Kamera kaufen will, interessieren. Wir empfehlen, die Fotoseiten laufend zu sammeln, um damit ein kleines, lebendig geschriebenes Lehrbuch zu erhalten.

Die Situation

Sie ist so: Sie haben eine Kamera gekauft oder als Geschenk erhalten und wollen sie nun selbstverständlich in Tätigkeit setzen. Wir wünschen, daß Ihr Drang nach Aktivierung von Dauer ist — denn das sei Ihnen gleich ins Herz gelegt: Sie können nur dann Erfolg haben, wenn Sie viel fotografieren. Eine Kamera ist nicht nur für die Großen Ferien da, sondern sie will ständiger Freund sein und ist dabei willig und billig.

Zurück zur Hauptsache! Das Erlernen der fotografischen Technik ist heute leicht. Es gibt da eine stattliche Zahl von Lehrbüchern, von denen sich unser Lehrgang unterscheiden möchte; er will Ihnen nicht Theorie, sondern Praxis bringen. Sie sollen auch als Anfänger sofort schöne Bilder machen können und sich über Ihre ersten Aufnahmen freuen. Wollen Sie sich später in ein Spezialgebiet besonders vertiefen, dann gibt es da eine große Zahl der verschiedensten Schriften als Zusatzlektüre.

Als erstes gleich einen Leitspruch: Nicht drauflos-knippen!

Ehe Sie ans Fotografieren gehen, empfehlen wir die Lektüre dieses und der folgenden Kapitel. Denn sonst ist die Enttäuschung nachher mit Sicherheit groß.

Was Sie sich noch besorgen müssen

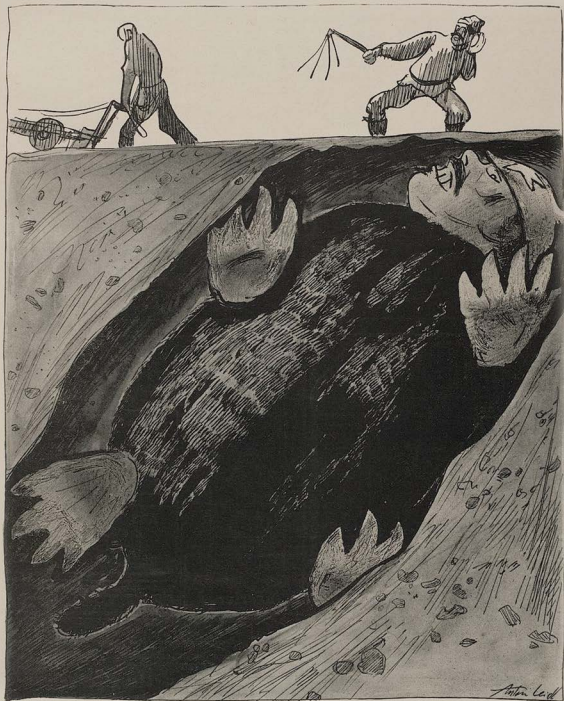
Mit einer Kamera allein können wir natürlich noch keine Aufnahmen machen. Sie müssen sich noch einiges kaufen. An erster

ACHTUNG!

Wir machen darauf aufmerksam, daß für die Redaktion der „FOTO-SEITE“ Herr Gerhard Isert, Magdeburg-Sudenburg, Halberstädterstraße 98, verantwortlich ist. Sendungen sind daher an obige Adresse zu richten und nicht an die Schriftleitung der „Jugend“.

Litauen

Anton Leidl



„Hau ihn nur, Brüderchen! Wenn er sich's nicht gefallen läßt, steh ich Dir bei“.

Sachlich

„Junge, ich liebe dich tiefinnig, blödsinnig, wahnwitzig!“
 „Du Trottel, heirate mich lieber, dann kamst du mich ganz vernünftig lieben!“

Unter Juristen

„Nimm es mir nicht übel, Heinz, aber deine Verlobte ist wirklich nicht hübsch!“
 „Gewiß — aber dafür hat sie prägnant wirkende mildernde Umstände.“

Fatal

„Herr, wenn ich meine Frau küsse, dann werde ich nicht gerade zum Fenster, wie Sie arsten abend!“
 „Aber gestern war ich — doch gar nicht im Fenster!“

Der Kunstsachverständige

Mama zum Schwiegerjohli in spe: „Ihre Mama gu' gut kucken wie fingen!“
 Schwiegerjohli in spe: „Macht nichts, liebe Mama, wir gehen ja eh'ins ins Restaurant essen!“

Andere Zeiten

„Als ich Sie engagierte, betrauten Sie mich, Sie trauten nicht, Das war eine glatte Lüge.“
 Chauffeur: „Durchaus nicht, Ich war damals stellungsgelost und konnte es mir nicht leisten.“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Eine fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brettleidhler, der geistreiche und temperamentvolle Konfessionär des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrachten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die prosopographische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
 Herrnstraße 10

Männergespräch

„Ihre Frau erzählt überall, wovon sie kommt, sie hätte erst einen Mann aus Ihnen gemacht. Das würde meine Frau nie tun.“
 „Nein, sicher nicht! Sie erzählt überall, sie hätte dich die größte Mühe gegeben, einen Mann aus Ihnen zu machen, aber es wäre ihr nicht gelungen.“

Sonst ausgeschlossen

Junge Frau: „Mein Mann sagt mir nie ein hartes Wort.“
 Ältere Dame: „Ah! Leben Sie getrennt?“

Zu dumm!

„Viele Leute benehmen sich doch zu dumm, wenn sie verliebt sind.“
 „Ja. Aber noch viel mehr Leute haben mich einmal diesen Grund zu ihrer Entschuldigungs.“

Man sprach von Malerei

„Ich entfinde mich eines Bildes, das nie Leuten in die Augen tritt.“
 „Wohl ein recht pathetisches Sujet?“
 „Eigentlich nicht. Es war ein Feindstück in schweren Goldrahmen. Ich lag gerade darunter, als es von der Wand herabsauste.“

Nicht gerade freundlich

Herr: „Ich begreife nicht, warum Sie immer auf das Barettenraufen (schimpfen).“
 Dame: „Oh, ich habe allerlei Grund dafür. Vor allem ist es ungesund.“
 Herr: „Ich rauche schon prägnant Jahre, und es hat mich noch nicht umgebracht.“
 Dame: „Das ist auch einer meiner Gründe.“

„Danke!“

Ein Berliner Droßkutschfahrer hatte mich zu meiner Zufriedenheit gefahren. Am Schluß der Fahrt bandigte ich ihm ein sogenanntes „anständiges Leingeld“ ein. Als er es wertlos einsteckte, fragte ich etwas verdächtig:
 „Sagt ein Berliner Droßkutschfahrer nicht „Danke!“, wenn man ihm ein Leingeld gibt?“
 Und ruhig antwortete der Bediene: „Manche fogen et — manche noch wieder nicht!“ F.S.

Brigitte
 Ein

Die Jugend ANZEIGE

der
 „Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

Ein vorzügliches Vierfarbendruck nach Blauwiedergabe aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 Stk. für M. 6.40 inkl. Porto.
 G. HIRTH VERLAG AG.
 München 2 NO — Herrnstraße 10



BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ARBEITUNG. KUNST
 MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
 ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
 FERNRUF. P. 3 JANNOWITZ SAMUEL. NR. 3116

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
 G. HIRTH VERLAG AG.
 München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötzliches Bilderbuch

Ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zuzüglich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag.
 G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
 des Witzes und der Tugend
 ist auf der ganzen Welt
 BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
 G. Hirth Verlag AG.
 München, Herrnstr. 10

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER

an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarbendruckblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf., je nach Größe, zutrefflich Portoposten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich behüllte Katalog (Preis 10 M. 3.70 zuzüglich Portoposten) erleichtert die Bestellung.
 G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lesen des

Sportfischer

die vorzüglich ausgearbeitete Fachzeitschrift.
 Halbbespreis 3 M.

Fischereiverein - Verlag
 Dr. Hans Schneider
 München NW 2
 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
 ist: KREMPHLEBER

Für stille Stunden

Die gesunde und prächtige Lebensweisheit nach gemessenen Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag.
 G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10



„Warum hat denn Ihre Kōchin den Hut auf beim Kochen?“
„Ja, sie ist erst drei Wochen da — und weiß noch nicht, ob sie bleiben wird.“

S O S . . .

Eiligen Schrittes, aufgeregt mit sich selbst
sprechend, biegt Niesler um eine Straßenecke
und stößt mit seinem Freund Kaltenböck zu-
sammen.

„Was ist los, Kießer?“ fragt Saltenböck,
„was ist Ihnen angetrieben?“

„Lieber Saltenböck, mein Auto —“

„Wurde es Ihnen gestohlen?“

„Nein... Nein... Ich brauche schnellste Hilfe!“ jagt Riebler verzweifelt.

„Und da wissen Sie sich keinen Rat?
Klingeln Sie doch die Auto-Rettung an!“

„Auto-Rettung... Ausgezeichnet —“
 „Tatwohl... Man ruft an und alles wird

„Fabelhaft...“, sagt Siebler erfreut, „we-

„Dort an der Ecke!“

„Großartig... Großartig... Warten Sie
einen Augenblick, Kaltenböck...“

Siesler stürzt in das Telephonhäuschen, schlägt im Telephonbuch nach, sucht hastig die Nummer und hat kein Kleinod.

„Endlich“, atmet Kiesel auf, „endlich, daß ich Sie erreiche! Es handelt sich um mein Auto!“

„Bitte sehr, mein Herr?“

„Sie müssen mir sofort helfen!“

„Kann jederzeit geschehen ... Von wo telefonierten Sie, mein Herr?“

„Beim Praterstern — aber das ist doch —“

„Praterstern — zweiter Bezirk... Sehr gut — wir werden sofort unseren Küstwagen hinschicken... Wo steht das Auto?“

„Frage —“, ruft Kiesel vor Ungeduld zitternd, „Frage, wo der Wagen steht! . . . Im Verlaßhaus natürlich — und heute verfällt er!“

H. K. B.

Saphir

Daß einst ein wenig beliebter Buchhändler und übler Nachdrucker im „Silbernen Kaffeehaus“ und tat mächtig ordnunglos.

Saphir hörte ihm die längste Zeit schweigend zu, bis er endlich überaus höflich das Wort ergriff.

„Verehrtester, was ist für ein Unterschied zwischen einem Schriftsteller und Ihnen?“

„Gar keiner!“ lächelte der Schwadronenführer überlegen. „beide verdienen an Bäckchen!“

„Gehlgeschossen!“ entgegnete Saphir, „die Schriftsteller verkaufen ihren eigenen Verstand — und Sie leben davon freunden!“ H. K. R.

Montesquieu

„Ach“, sagte die schöne Marquise du Chatelet eines Tages zu Montesquieu, „ich entziehe mir den Schlaf, um Philosophie zu studieren!“

„Schönste Marquise“, entgegnete Montequieu, „Sie sollten lieber Philosophie studieren, um besser schlafen zu können!“ H. K. B.

In der Straßenbahn

Eine Dame, entschieden norddeutscher Herkunft, hat eine Auseinandersetzung mit dem Schaffner. Zum Aufbruch der Unterhaltung wendet sie sich an die Umstehenden: „Ich begreife nicht, warum man gerade solche Bauernlämmer zu Schaffnern nimmt“. Der Schaffner dreht sich um und sagt gelassen: „Weil dia am besten mit de Rindviecher um-gangn können“.

Liebe Jugend

Die Mädchen einer Oberklasse, die „Hermann und Dorothea“ gelesen haben, sollen in einem Aufsatz die Lebensgeschichte der Dorothea darstellen. Ein Mädchen erledigt sich dieser Aufgabe, indem sie die schweren Ereignisse Dorotheas in ihrer Heimat beschreibt und dann von der Flucht erzählt. Danach aber fähst sie fort: „Ein Unglück kommt selten allein. Denn man lernte sie auf dem Zuge über den Dammweg in der Nähe des kleinen Städtchens Hermann kennen.“ B. W. K.

Lest die
Jugend!



HÖRT IHR HERR'N

und läßt sich sagen . . : Männer werden bei soggl. Schenck
d. wiffentlich. anerkannte Kalender-Narmon-Präparat „RASPUIN“
(100 Tabl., RM. 5.85, braun e. b. Blau; weiß e. b. grün). Um aller
Hypothesen! Auf Grund neuer Forschungsergebnisse hergestellt
als Sexual-Therapeutikum hervorzuheben. d. wiffentlich. Verlangt. Sie selbst
w. Wirt verläßt die Wirkstoffe mit Probadung. Die im versch. neu
Poppelstrich ohne RM. 6. 23 Fl. Voris. Rayne ungel. Radnahn.
Friedr. Walth. Wiffothe. Berlin-Chandn. 2. Bld.

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeugen des H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Lichtbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 5.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind abschließend geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragbuch für große Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirsh Verlag AG. / München Brennstraße 10

Redaktionelle Notiz!

Allen Freunden unseres Mitarbeiters Erich Wilke sei
hiermit tröstlicherweise mitgeteilt, daß der Künstler sich
bereits auf dem Wege der Besserung befindet und von
nun an wieder seinen gewohnten Platz einnehmen wird.

Redaktion der „Jugend“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



voll von jedem waidgerechten Sport-
fischer gehalten werden. „Der Sportfischer“
bringt Text- und Bildmaterial
aus aller Welt, darunter auch große
mehrfarbige Kunstdrucke

1/2jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man
abonnirt bei seinem Briefträger, beim
Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

ANEKDOTEN

Herzog Karl August von Weimar ging einst spazieren und war
durch einen plötzlichen Regen genötigt, in ein nahegelegenes Bauernhaus
einzutreten. Die Bäuerin, die gerade Butter abtrieb, kannte den Herzog
nicht und bot ihm gutmütig ein Obdach an. Der Herzog nahm auf
einem umgekehrten Kübel Platz, unter dem eine Katze mit ihrem Jungen
lag, von denen eines aber tot war. Als die Bäuerin auf kurze Zeit
die Stube verließ, nahm Karl August das tote Käsechen und warf es
in das Butterfaß. Unterdessen hatte der Regen aufgehört und der
Herzog verabschiedete sich unerkannt. — Nach einigen Wochen kam er
wieder integriert in das Bauernhaus und fragte die Bäuerin unter
anderem: „Was haben Sie denn mit der Butter angefangen, in der
das tote Käsechen lag?“ — „Ach...“, gab die Frau zur Antwort,
„die ham mer uf Weimar an den Hof verkauft; da freffen sie alles!“
F.H.S.

Latour d'Auvergne, ein Abkömmling Ludwigs, war unter Napoleon I.
in der ganzen Armee wegen seiner herrlichen Tapferkeit bekannt. Da er
jedes Avancement ausschlug, ernannte ihn der Kaiser zum „ersten Gre-
nadier der Armee“. Als er bald darauf in einer Schlacht fiel, ließ ihn
Napoleon feierlich bestatten; sein Herz aber ließ er in eine metallene
Urne schließen, die jeder älteste Soldat des Regiments tragen mußte.
Der Name des tapferen Hingegangenen wurde bei jedem Verlesen der
Mannschaft mit ausgerufen und der Träger des Herzens mußte stets
antworten: „Gestorben auf dem Felde der Ehre...“ F.H.S.

Joh. Kasp. Lavater (1741—1801), der weltberühmte religiöse
Schwärmer und Gelehrte, der nach eingehenden Studien die Linien des
Profils eines Menschen für zuverlässige Merkmale seines Charakters
erklärte und die Physiognomie zu einer Wissenschaft erhob, erlebte trotz
aller Erfolgserfolge bisweilen arge Enttäuschungen. Als er einmal in
einer Postkutsche einen Mann gegenüberfaß, vertiefte er sich, wie
immer, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, in dessen Gesichtszüge, die
wohlwollend und außerordentlich gut waren. Von dem Verlangen
getrieben, dem Unbekannten eine Probe seiner Kunst zu geben, sagte
er freundlich zu ihm: „Gibt alles gut in Ihrer Herde?“ Der Mann
blickte ihn verblüfft an und antwortete: „In meiner Herde? Ich bin
kein Hirt!“ — Lavater fuhr mit einem selbstbewußten Lächeln fort:
„Oh, ich meine es nicht im gewöhnlichen Sinne; ich meine, Sie sind ein
Hirt im Dienste des Herrn, wie ich selbst. Das fromme Gesicht,
Seelen zu gewinnen und für das künftige Leben vorzubereiten, das Ihre
Tiere das göttliche Siegel aufgedrückt. Sie sind ein Priester!“
Sein Reisegefährte erwiderte, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit: „Oh
nein! Sie irren sich.“ — „Nun, was sind Sie denn?“ fragte Lavater
etwas gereizt. — „Echtfischer“, antwortete der Mann.

„Ja“, sagte auch Rugald, und in ihrer Stimme war ein Dank. Das ließ Daaf aufhorchen.

„Wie?“ fragte er.

„Oh —“ Rugald kam nicht weiter. Sie zerrte am Ringfinger und dann hatte sie das Silberblech in ihrer Hand.

„Da“, sagte sie einfach.

Daaf hätte er mit der Hand darunter geschlagen, dann wäre er über das Kai ins Wasser gefallen. Aber das schmeckte sich ja nicht. Er stand er da. Und Rugald öffnete zögernd den Mund, daß ihre Zähne in den Abend leuchteten und sagte:

„Ich habe ihn doch gekauft, am Vormittag, weil du kein Geld hast. Wegen dem neuen Motor. Und ich will, ich möchte nicht gerne, daß ich noch mal ein Jahr ohne Ring bleibe... Kannst du ihn nicht einmal anfaßten?“

O doch! Das konnte er, wenn auch erst nach einer Weile des Staunens. Er zog sogar sein Messer aus der Tasche und klemmte die Spitze hinter den Stein, brach ihn einfach aus der Fassung und steckte ihn in seinen Brustbeutel. Den blinden Ring gab er zurück:

„Wenn ich zurückkomme“, sagte Daaf, „tun wir den Stein und den Ring wieder zusammen, und vielleicht sehen wir, ob es mit uns nicht auch geht.“

„Ja“, sagte Rugald, „eigentlich... ja.“

Von Deck winkte Schiffer Etenjen, der neue Motor bubberte und der Kutter schwohte um die Kette... Rugald küßte einen blindgewordenen Ring.

Tüchtig

An der Tür eines Geschäftsbauwes hing ein Schild: „Tüchtiger Laufbursche gesucht“. Ein kleiner sommersprossiger, aber pfiffig in die Welt bläsender Kerl las es, nahm es ab und trat damit ins Haus. Der Geschäftsinhaber selbst trat ihm entgegen. „Haben Sie dieses Schild draußen aufgehängt?“ fragte der kleine Kerl. „Jawohl!“ fuhr der Herr ihn an. „Wie kommst du dazu, es fortzunehmen?“ — „Weil es nicht mehr nötig ist. Ich bin der Bursche, den Sie suchen“, antwortete der kleine Kerl gelassen.

Ungewißheiten

Etschen: „Mutti, wenn das Feuer ausgeht, wo gehst es dann hin?“

Mutter: „Das weiß ich nicht, mein Kind.“

Etschen: „Aber das mußt du doch wissen, Mutti! Du weißt doch auch, wo Pappi hin geht, wenn er ausgeht.“

Mutter: „Nein, Kind, das weiß ich auch nicht.“

**Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!**

Die Ehre

Ein Reisender in den amerikanischen Staaten wollte schnell eine Jeanshose wechseln, weil ein kleiner Krämer darauf nicht herausgeben konnte. Er sah einen alten Neger vor der Tür eines Hauses sitzen und fragte ihn: „Könnten Sie mir wohl zehn Dollar wechseln?“ Der alte Bursche blickte ihn ganz verwirrt an, griff an seine Mütze und antwortete stotternd: „Wirklich nicht, Herr! Aber ich weiß die Ehre wohl zu schätzen!“

Verzeihung

Verzeihen Sie, Herr Direktor, aber an diesem Esfen bin ich nun zehn Jahre in Ihrem Geschäft und da — —

„Also gut, ich verzeihe Ihnen!“ F. S.

Vererbung

„Ich kann mich über dich nicht oft genug wundern, Hans. Einmal bist du durch und durch männlich, und dann wirst du wieder unglaublich weiblich.“

„Weißt du, ich glaube, das ist Vererbung. Die eine Hälfte meiner Vorfahren waren Männer, die andere Weiber.“ F. S.



Das Brautpaar

Ev. Kreibitz

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1,40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

„In einem anderen Lande“

Erich Wilke

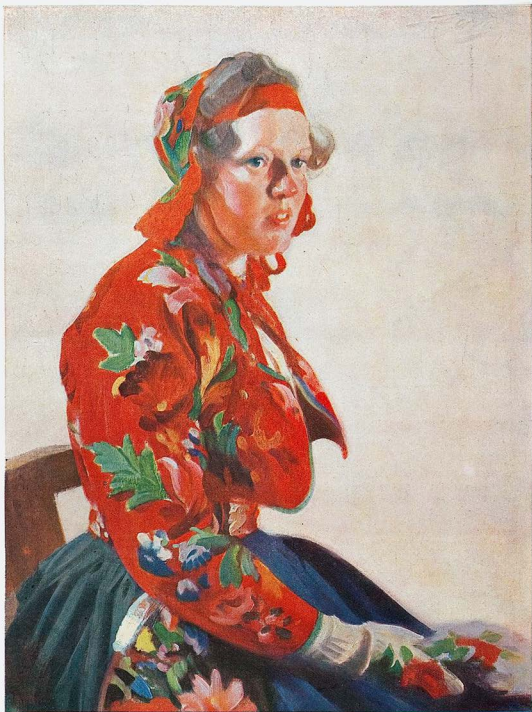


Der Postbote aus Afrika ist da!

J U G E N D

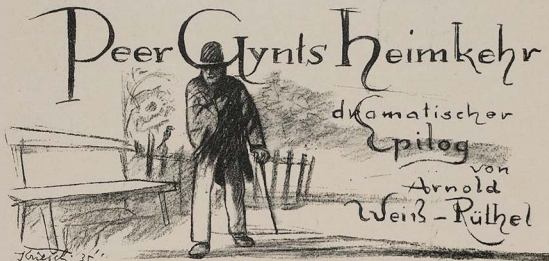
PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 45



Mädchen aus Floda

Anders Zorn



Personen:

Peer Gynt
Solveig
Olaf, sein Sohn
Der Knopsgießer
Die Grüne
Die Hausinsassen.



Illustriert von Rudolf Kriesch

Platz vor Peer Gynts Haus.

Peer Gynt (ziemlich gealtert, kommt des Wegs).

Peer Gynt:

Da bin ich nun... nach langen Jereisfahrten
zurückgekehrt ins heimische Revier.

Das ist das Haus, die Bank und hier der kleine Garten,
kein Jweifel mehr, ich bin zu Haus... bei mir.

(Er setzt sich auf die Bank.)

Zu Haus... wie diese arme Bank aus morschen Bohlen
mir den Begriff mit Wenigen vermittelte...
oft hab ich diesen harten Platz betrübt
und tief: der Teufel soll den Zustand holen,
der aus Gewöhnung an des Alltags Dinge
die ganze Lust mit Bitternis vergallt
und mit der Langeweile Ertick und Echlinge
wie einen Hund mich an des Fressnapfs hält.
Da war des Abenteuers lodende helle Flamme,
Fortunus Rod, Orplid das Wunderland...
da war der Traum, der Sehnacht greise Amme,
und führte neidend mich am Gängelband.
Die alte Lust an Laten und Geschichten
trieb ohn' Ermessen mich von Ort zu Ort...
und immer wieder rief der Wahn mich fort —
und lehrte mich genießen und verzichten.
Die Fuge stand wie ein Farnal am Himmel,
oft greifbar nahe, schien in Wirklichkeit

sich zu verwandeln — doch ihr buntes Kleid
verlor den Glanz und aus dem Lustgetümmel
der Illusionen brach der graue Tag,
der wie ein Alb auf meiner Seele lag.
So ist in Westen, Süden, Osten, Norden
mir alles, was die Welt zu bieten weiß,
in Förm von Dingen mir zuteil geworden,
die man sich auch um weit geringern Preis
erkaufen kann —, indes die schönen Farben
der Phantasie verblassten und verdarben.

Nun bin ich hier, vom gleichen Geist getrieben,
der mich Phantomen in die Arme jagte...
am Heimatort und nahe meinen Lieben,
im alten Haus, das nimmer mir bebogte,
der Türe nah, durch die ich oft geschritten,
der Schwelle nahe, die mein Fuß geböhlt...
und was ich je genossen und gelitten,
hat nun mit der Erfahrung sich vermindert,
daß, um das Maß des Besten zu erkennen,
der Schritt ins Abenteuer nötig ist,
dann wird, bleibt nur der Vorbe Feuer brennen,
die Sehnacht, die an deiner Seele frist
zur Lat sich wandeln, dich als Lat relösen
und alles, was gewesen — ist gewesen.

(Er steht auf und geht zur Türe. Er will
anklopfen, aber die Türe öffnet sich und
heraus tritt Olaf, Peer Gynts Sohn.)

Olaf:

Ei sieh... in fremder Mann. Wo kommst du her...?

Peer Gynt:

Von fernem Ländern, über's weite Meer.

Olaf:

Bist auf dem Meer, auf Schiffen du gefahren...?

Peer Gynt:

Gewiß, mein Kind, in vielen langen Jahren.

Olaf:

So kennst du auch die Wüste, schreckhaft groß und kahl?

Peer Gynt:

Ich kenne sie samt Durst und Durcheinander.

Olaf:

Die großen Städte und die hohen Berge...?

Peer Gynt:

Die Stadt der Riesen und das Tal der Zwergel!

Olaf:

Oh, Mann, erzähle...! Selten kommen Leute aus fernem Welt zu uns... ich möchte gerne wissen, hast du gesehen, wie Löwen ihre Beute mit scharfen Zähnen packen und zerrissen...? Wie Tiger in den Wäldern, in den Büschen der wilden Steppen auf die Jäger sprangen, erzähle mir von Tieren, großen Fischen, von Riesen, Elefanten, Hegen, Echsen...!

Peer Gynt:

Ja, Kind, ich will dir alles das erzählen, doch glaube mir, das geht nicht so geschwind, es wird uns später nicht an Mäusen fehlen, doch sag mir jetzt: wie heißt du — — —?



Olaf:

Olaf!

Peer Gynt: Kind!

Mein Junge, Olaf... komm und laß mich schauen in deine Augen... ach, du kennst mich nicht... ich bin — so komm, so habe doch Vertrauen... ja, Kind, du bist's... das ist Peer Gynts Gesicht! Das ist der trotzige blonde, umgehung Bengel, der Burische, der aus Eichen Schloßer baut, der stolze Rüpel, dem ein guter Engel aus seinen blauen Bubenaugen schaut. Ich bin dein Vater, Knabe...!



Olaf:

Vater...?

Peer Gynt:

Heimgelommen aus fernem weiten Ländern und erfüllt von all den Bildern, die ich mitgenommen, als mich die Sehnsucht, die kein Laumel stillt, zurückgeführt, wo ich vor vielen Jahren dem bunten Ball der Träume nachgeeil... nun leuchtet mir aus deinen goldenen Haaren das Glück ins Herz — nun weiß ich, wo es wohnt!

Olaf:

Das muß ich aber gleich der Mutter sagen...!

(Läuft zur Türe.)

Der Vater...! Mutter, Mutter! Komm heraus...!

Solveig (erscheint).

Was ist denn, Kind...?

Olaf:

Ach, Mutter, kannst du fragen...!

Der Vater, unser Vater kam nach Haus!

Solveig:

Der Vater...? Ihr...?

Peer Gynt:

Kannst du mich nicht erkennen?

Peer Gynt ist da... er kehrt zu dir zurück!

Solveig:

Nach all den vielen Jahren, die uns trennen...?

Was befragst du mich... Peer Gynt...! sag an!

Peer Gynt:

Das Glück

Solveig (hütter):

Das Glück... Das Glück! Das kannst du nimmer bringen, das war einmal... in jener fernem Zeit, von der nur noch die alten Lieder singen, was drüber ist — ist längst Vergangenheit. Geh, Olaf, du ins Haus, in deinen jungen Ohren ist noch nicht Raum für solcher Dinge Klang.

(Olaf geht ins Haus.)

Peer Gynt:

Ein bitteres Wort!

Solveig:

Verloren ist verloren, und nur das Muß geht seinen steten Gang.

Peer Gynt:

Du sollst nicht, Solveig, solche Dinge sprechen, Ich bin kein Bettler, der um Gaben fleht, du hast kein Recht, den Urteilsstab zu brechen, es ist Peer Gynt... Peer Gynt, der vor dir steht!



Solveig:

Peer Gynt hat immer fordernd nur gesprochen!
Was mich erfüllte, all das dumpfe Led,
hat niemals seinen Trost und Stolz gebrochen...
was er auch tat — es war: Notwendigkeit!
Jetzt, da der Kampf in seinen alten Tagen
nicht mehr im Floz der jungen Kräfte prangt,
spürt er die Luft nach häuslichem Behagen,
und Friede ist's, was fordernd er verlangt!

Peer Gynt:

Du irrst, wie stets!... Du packst den alten Plunder,
den Bettelsack des bösen Jertums aus



und schleppst ihn wie ein grelles Jahrmarktswunder
aus deiner Klagelammer vor das Haus.
Und wenn ich gebührend fordernd vor dir stehe...
dann denke, Weib, an deine Christenpflicht.
Woher ich komme — und wohin ich gehe —
danach zu forschen, ziemt den Frauen nicht!
Ich komme nicht, um häusliches Behagen
zu suchen, weil ich deuaßen keins fand...
das Bett, der Tisch, die Stühle und der Eschragen
sind nie und nimmer jenes Jauberband,
das mich an allen Orten, in den fernsten Städten,
in allen Breiten... überall umschlang,
die Dinge, die mich an die Heimat ketten,
sich'n nicht im Keller oder Scheinengang!
Wohl ist das Haus die wunderbare Zelle,
der allen Wachstums beste Kraft entspringt...
doch miß mir nicht mit deiner kurzen Elle
die Wundermacht, die mich zur Heimkehr zwingt!
Wenn sich in mir die Dinge offenbaren,
nach manchem harten, leidersüßem Jahr,
dann danke Gott, dem Schicksal und den Laren,
daß dieser Weg mich noch beschieden war.

Solveig:

Du sprichst von Jahren, bitteren und harten...!
Glaubst du, die meinen waren sanft und leicht?
Mir blieb die Qual, zu harter und zu warten,
die Not der Mutter, die kein Trost verschleucht.
Ich mußte alles, Haus und Hof versorgen,
des Manns entbehrend, seiner starken Hand...
ich mußte wägen, rechnen, zahlen,orgen,
wenn oft das Unglück vor der Türe stand...
ich mußte uns den Unterhalt erwerben,
in langen Nächten, nähend... unentwegt,
wie schnell, du weißt, pflegt alles zu verderben,
wenn niemand für den Hausstand Sorge trägt!
Und dann, Peer Gynt... auch alte Wunden brechen!
Was hattest du's denn nötig Tag und Nacht
der frechen grünen Dine nachzurennen...?
die alle Elend über uns gebracht.
Du hast für alle deine schweren Sünden
stets große Worte, kannst für jedes Ding
im Handumdrehen die Erklärung finden,
doch meine Nöte achtest du gering.

Ich hätte andre Männer haben können,
Knut Andersen, des reichen Müllers Sohn,
den Schulzen selbst, um wenige zu nennen...
von denen kannte keiner je davon,
die blieben, wie's seit alten Zeiten Sitte,
geruhig stets in ihrer Väter Haus,
da trieb es keinen aus der warmen Mitte
der Dorfgemeinschaft in die Welt hinaus.
Jetzt willst du plötzlich nichts mehr davon wissen,
von all dem bittren Leid, das mir geschehn,
jetzt soll das arme Herz, das du zerrißest,
auf einmal wiederum in Flammen stehn.



Jetzt, weil die grüne Heze dich verlassen —
wer weiß, mit welchem Vergnügen oder Wacht —
jetzt findest du die alten trauten Klassen —
und viele Jahre fandest du sie nicht!

Peer Gynt:

Ach, Weib... laß deinen Spott aus diesen Dingen,
Du kennst sie nicht, du wirst sie nie verstehen...
ich kann die nicht mit Engelszungen singen,
es gibt nur das: zu bleiben — oder gehn!
Du sollst, was war, vergehen und vergessen,
ein Amen sagen fröhlich und befreit,
mich nicht mit Runen oder Schulzen messen
und alles andre heilt von selbst die Zeit.
Ich bettle nicht, ich habe nichts zu bitten,
nur daß das Weib mir nicht das Wort verdreht!
Zur Krone wird das Leid, das du erlitten,
wie's schon im Testament geschrieben steht.

Solveig:

Und steht an dieser Stelle nicht geschrieben
auch jenes Wort, das du vergessen hast:
es soll der Mann beschützen, ehren, lieben
das Weib — und jede Sorge, jede Last
des Lebens stets in Treue mit ihm tragen...?
Weißt du, Peer Gynt, wie darauf keinen Reim...?
Kannst du mir darauf keine Antwort sagen...?
Wenn ja... so sprich, Peer Gynt!

Peer Gynt (müde):

Ich möchte heim!...

(Er setzt sich auf die Bank.)

Solveig:

Ja, heim... jetzt, weil das ganze Haus voll Leuten!
Ja nun, Peer Gynt, ich könnte doch nicht wissen,
daß du... und dann, in all den harten Zeiten



hab ich das Ganze doch erhalten müssen!
Jetzt wohnen fast in allen Kammern, Zimmern,
seit Jahren Bürger, ruhig und bescheiden...
ich brauche mich fast gar nicht um sie kümmern
und mag den einen wie den andern leiden.
Sie zahlen gut — für mich und für den Jungen
genügt es wohl, ich kann mich nicht beklagen.
Schon mancher Taler ist herausgesprungen,
doch freilich fehlt's an Platz und an Belegen.
Soll ich den Leuten jetzt... und wem, aus welchen Gründen?
zu gehen heißen...? Kann ich solches sagen...?
Sie werden wohl so bald kein Unterkommen finden,
auch gibt es kein Geseh, sie zu verjagen.



(Sämtliche Fenster des Hauses öffnen sich und die Hausinsassen schauen heraus.)

Chor der Hausinsassen:

Das war nicht schlecht!
Das fehlte, ja...
vernahm man recht?
Peer Gynt ist da...?
Er ist's fürwahr,
von kommt er her...?
von ungefähr,
wie sonderbar!
Jetzt, weil er alt,
zieht's mit Gewalt
ihn in das Haus,
er will herein,
das Haus ist sein!
Wir müssen raus!
Das fehlte noch,
da soll denn doch...
das geht nicht an,
was will der Mann?
Ein fremder Narr,
wie lange war
er strolchend fort?
von diesem Ort...?
Was bringt er mit?
Den müden Scheiß...!
Und seine Hab...?
Der Bettelstab!
Das ist zu fed!
Jagt ihn doch weg!
Was geht der Mann
uns schließlich an?
Was fällt ihm ein...
wie müsten, ja...
Hanswurste sein;
wie bleiben da!
Drum fort, nur fort,
von diesem Ort,
jagt ihn hinaus
aus Hof und Haus,
jagt ihn davon,
fort, fort, Ruja!
Von diesem Ort,
er hat kein Recht...
fort, fort — fort, fort!
Gonst geht's ihm schlecht!

(Die Fensterschließen sich wieder,
die Köpfe verschwinden.)

Peer Gynt:

Halt's Maul — du lautes, lästerhaftes Haus!
Darin der Pöbel plump und frech regiert...
treibt ihr Peer Gynt zur eignen Tür hinaus?
Gehet acht, daß er nicht die Geduld verliert!
Verschwinde Weib... ich will nicht länger reden,
mit dir, die kläffend nur den dünnen Vorteil preist,
doch wer mich schnatternd hier zu gehen heist —
soll gleich sein letztes Mißerec beten.

(Solweig geht in das Haus.)

Nur zu... verdammte! Wenn Worte nichts mehr nützen,
dann will ich meine Häute reden lassen!
Das fehlte, daß die Schweine aus den Gassen
in meinen Kammern, meinen Stuben sitzen!



Knopfgießer (ist erschienen und spricht):

Sei ruhig, Peer... und laß die Narren schalten!
Du bist und bleibst der Herr in deinem Hause.
Und läßt der Unverstand dich nicht mehr darin gelten —
dann such im Wald die eine bessere Klause.
Doch sei kein Narr — und laß mit diesen schwachen
Naturen dich nicht in Diapute ein!
Um Spekulant reich und frech zu machen —
muß man ein Schurke und kein Diebster sein!
Ich habe damals dich nicht umgegoßen,
damit du jetzt an deiner Kraft verzogst!
Und wenn du heute dein Geschick beklagst,
war unser schöner Bund umsonst geschlossen!
Sei ruhig, Peer, mit jenen schänden Seelen,
die Regeln derselben, haß du nichts gemein,
weist dich umsonst, sie zu bekehren, quälen
und schließlich selber ihr Genosse sein.
Laß die nicht blödsinnig die Erkenntnis stehlen,
das beste Gut, das du die Schwere errauft...
wer sich die Freiheit teuer nicht erkauft,
soll sich nicht, fordernd, zu den Freiem zählen.
Freig nicht nach den Gefühlen jener Zwinge,
von ihren Plänen machst dich keiner frei...
sei, Peer, nicht deines eignen Schicksals Erbe,
und bleib dir auch am Ende selber treu!



Peer Gynt:

Weiß, guter Freund... doch laß mich erst verwinden
den einen Schmerz, der wie kein anderer stirbt...
wo, sage, soll ich denn das Ende finden,
wenn selbst die Heimat ihren Sohn vergißt.
Penelope... sie stand mit offenen Armen
einst vor dem Gatten, als er heimgekehrt,
heim... in den Schoß der Mutter, wo Erbarmen
als Liebe waltet, die uns hält und nährt...

Die Grüne (ist erschienen und spricht):

So komm zu mir!... Was hast du mich verlassen?
Einst war ich dir so viel, war Stimme dir und Lied...
Was steht du hier in toten leeren Gassen,
wo doch im Berg der Hört der Liebe glüht!
Komm mit! Noch glänzt in schimmernden Kristallen
das alte Schloß, darin der Troll regiert,
noch funkeln prächtig jene weiten Hallen,
wo rotes Gold des Königs Estrich ziert.
Mein silbern Herz ist jung, hat helle Schläge,
mein rotes Lachen macht dich bald gesund,
kommst nimmermehr dem Pöbel ins Gehege,
Vergessen trink von meinem Zaubermond.
Ein Kleid ist grün, grün wie der junge Maien,
grün ist die Lust und selig ist, was grünt,
laß doch die Menschennarren hasten, toben, schreien,
der ist ein Tor, der ihren Werken dient.
Entscheide dich, du magst es sonst bereuen,
was kummert dich der Menschen Günst und Groll,
du kannst an keinen dich so recht erfreuen...
wollst du kein Narr sein, Peer... so sei ein Troll!

Peer Gynt:

Narr oder Troll...! Das ist die alte Weisheit,
die mir an jedem Ort entgegenklang,
mit diesem Lied begann ich meine Reise,
sie endet mit dem gleichen Eingangsang.

Vorbei...! Laßt mich auf dieser Bank beruhen,
was einst an dieser Stelle auch begann...
das letzte Blatt im Buch des Schicksals kann
kein Troll, kein Narr... kann mir der Höchste wenden!

(Olaf tritt aus dem Haus.)

Komm her, mein liebes Kind, ich will dich seuen!
Vergiß mich nicht, was man dir auch erzählt.
Es wird dir selber bald der Geist begegnen,
der mit dem harten Leben dich vermählt.
Dann wied aus Träumen und aus Wirklichkeiten
die jene wunderfame Welt erstehen,
in der die Toren mit den Weisen schreiten,
die Bäume fliegen und die Bäche stehn.
Dann wirfst mit Waldgespenstern, Spukgestalten
du wie ein Pilger um die Erde wallen,
wirfst oft in Andacht deine Hände falten
und oft den Dirnen in die Arme fallen!
Weißt Gold und Rot als einen Stoff erachten,
die Finsternis als Born des reinsten Lichts,
in Wüsten schwebeln und an Duellen schmachten
und alles haben... alles... oder nichts.
Vergiß mich nicht... und brich die deinen Strecken
im Wald, wenn du auf Reisen gehst, mein Sohn,
mit ihm wirst du das Herz der Erde wecken
und alle Wege sind dein Ziel und Lohn.

(Inzwischen sind die Hausinsassen und
Solveig auf die Straße getreten.)

Euch allen ist vergessen und vergeben,
was ihr aus Unverstand gepredigt und gelehrt,
ich finde irrenschloß in das andre Leben.
Lebt alle wohl...!

(Er stirbt.)

Knopfgießer:

Peer Gynt ist heimgekehrt!





Haus im Herbst

Hermann Mayrhofer-Passau

DER GLEISGANG

VON CARL CONRAD

Justus Kringel stand auf, zog aus seiner Tasche ein rot und gelb gemustertes großes Taschentuch, faltete es zusammen und legte es um den Hals eines dunkel angelaufenen und innen weißlich oxydierten Aluminiumtopfs, darin er sich seinen Pfefferminztee bereitet hatte. Mit der linken Hand nahm er vom Fensterbrett eine geprengene Tasse, die dort neben einer leeren Konfektverschüßle und einem messingernen Signalhorn stand, und goß den dampfenden Tee hinein. Der heiße Schwaden schlug ihm um die Hand und ins Gesicht. Kringel zog prüfend den Dufte ein. Seit er an den Nerven zu leiden hatte, rauchte er nicht mehr, trank nur noch leichten Pfefferminztee, von dem er sich zugleich auch für seinen schwachen Magen eine wohlthuende Wirkung versprach, und lebte überhaupt vegetarisch. Seine Abendmahlzeit beispielsweise hatte aus drei Äpfeln, einer Handvoll Haselnüssen und drei Schnittchen Schlüterbrot bestanden.

Aber trotz allem — seine nervösen Zustände wurden eher schlimmer. Zuweilen machte ihn sogar das Begehen Schwierigkeiten. Er hatte

dann ein seltsam schwaches, zehrendes Gefühl in den Knien, als müßte er jeden Augenblick niedersinken. Bis jetzt war es ihm noch jedesmal gelungen, diese quälende Erscheinung, die sich meist beim Begehen der Gleise einstellte, durch eifriges Beten zu beseitigen. Weil er übrigens seit seiner Kindheit, da die Mutter es ihn gelehrt hatte, die Zahl drei für glückbringend hielt, versagte er nie, das „Amen“ dreimal zu sprechen. Aber trotz dieser Vorzüge war es dann, als sei das Schwächegefühl aus den Knien nur ein wenig höher getrieben, bis in seine Brust, wo es als eine äußerst unangenehme Angst tobte. Justus glaubte, das mache seine Sündenlast, die für ihn hauptsächlich in der irdischen Liebe bestand, welche er für seine Frau empfand.

Kringel saß nun in seiner engen, überheizten Bahnwärterbude vor dem kleinen, mit blau bedruckten Wachstuch überzogenen Tisch. In der Mitte des Tisches hatte er eine Weckuhr stehen. Daran lag ein Plan, auf dem die Uhrzeiten der vorüberkommenden Züge verzeichnet waren. Links von der Uhr lag eine alte, ab-

gegriffene Bibel, auf der rechten Seite stand ein kleiner Zeller mit grünen Eukalyptusbonbons, die sich der ewig erkältete Bahnwärter auf dem Wege zum Dienst stets in dem gleichen Kramladen am Ende der Kolonie kaufte. Er blickte ein wenig ängstlich auf diese Gegenstände. Wie sie auf dem Tische lagen, war es ihm eine heilige Ordnung. Anfangs hatte er diese Dinge einmal zufällig so auf den Tisch gelegt, plötzlich erlangten sie gleichsam eine Herrschaft über ihn, und er hätte sich todunglücklich gefühlt, wenn auch nur für einen Tag die Bonbons auf der linken Seite der Weckuhr gelegen hätten und die Bibel auf der rechten Seite.

Er dachte: „So stehn jetzt die Sachen, und es geht mit gut. Verändere ich die Ordnung, wer weiß, wie es dann mit mir geht“. Er hatte das dumpfe Gefühl, als befände zwischen den Dingen und seinen Schicksal irgendeine geheimnisvolle Beziehung. So scheute er es auch, allerlei Kleinigkeiten, die sich mit der Zeit in seinen Taschen anhaupelten, wie Schrauben, Nägel, Gussstücke und einen dünnen, schlechten

Ring mit einem Stein aus blauem Glas, den er einmal auf seinen Weg durch den Kiefernwald gesteckt hatte, fortzuwerfen. Es könnte ja zufällig an einem dieser Gegenstände sein Glück hängen. Wer wollte das wissen.

Justus Kringel blickte auf die Uhr. In elf Minuten kam der Rodeverpess. Dann wurde Kringel abgedrückt und mußte noch einmal die Strecke begeben. Das war ihm die unangenehmste Beschäftigung. Seit der Heischädte mit dem Reh empfangen er geradezu ein Grauen davor, und jedesmal, wenn er auf den Gleisen gehn mußte, kamen ihm die Gedanken an das Reh. Es war im Hochsommer gewesen, und am hellen Nachmittage. — Justus stand auf. Er blickte durch das kleine Fenster, die Gedanken zu verschleiden. Es war ihm jetzt, als sehe er wieder das Reh vor sich herlaufen, das aus dem Dickicht längs der Strecke herausgesprungen war und etwa hundert Meter vor ihm, der zwischen den Schienen ging, die Bahn überquerten wollte. Aber in dem Augenblick, da es sich zwischen den Schienen befand, tauchte ein schwarzer Punkt in der Kurve auf, donnerte heran und wurde immer größer. Das Tier versuchte vergeblich, bald nach rechts und dann nach links aus dem Geleise herauszuspringen. Es war, als stünden auf den Schienen unsichtbare Gitter. Als der Schwallung schon ganz nahe heran war, ließ sich das Reh ättertend auf die Schwellen nieder. Justus war so erstarrt, daß er beinahe vergessen hätte, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Im letzten Augenblick, als schon der heftige Aufstoß der heranrauschenden Maschine ihn traf, sprang er mit großer Anstrengung beiseite und rollte in den Wassergraben, der längs den Gleisen lief.

Als er heraustrach, war sein Anzug voll grüner, fleckiger Algen. Die graue Welle Angst dieser einen Sekunde verließ ihn nicht mehr. Ein beständiges, lähmendes Gefühl der Unsicherheit blieb in ihm. Desto mehr klammerte er sich an seine Gewohnheiten, die Dinge und die Gebote

betreffend. Oftmals, wenn seine quälende Nervosität ihn nicht schlafen ließ, bat er, die verschwitzten Hände ineinander verknäpft, daß er seinen Puls darin klopfen fühle, Gott möge ihn zugleich mit seiner Sündenlast doch auch von dem entsetzlichen Übergang befreien. Dann, in seinen heißen Kissen wägend, dachte er, was wohl sein Kollege Jegen nach dazu sagen würde, wenn die Pflichten plötzlich so ungleich verteilt wären, und zugleich fiel ihm ein, daß Gottes Wundermacht ja unbegrenzt sei. Natürlich könne er auch Jegen nachs Gehirn so verändern, daß der es gar nicht anders mehr wüßte, als die Gleisgänge doppelt machen zu müssen, so wohl die bis zum Bahnhof Calcan, als auch die bis zur Blutstelle Wbe. 22, während Kringel davon unbeteiligt blieb.

Der Bahnwärter stöhnte. Draußen schlug mehrfach die Signallode. Er blickte nach der Uhr, nahm die Wädel und den Zeller mit Eukalyptusbonbons und stellte sie in den kleinen Wandschrank. Von dem Nagel in der Tür nahm er einen grauen Wollschal, wickelte ihn zweimal um seinen langen, dünnen Hals, und kroch in den schwarzen Dienstmantel mit den roten Aufschlägen.

Auf dem Boden neben der Tür stand die Lampe. Er zündete sie an, deckte ein wenig den Docht auf und nieder, und hängte sich dann die Lampe auf die Brust. Draußen begannen die Geleise zu hämmern. Justus sprang aus der Tür, hob die Specterlinke der Schrankwinde hoch und begann eilig zu kurbeln. Die Schranken senkten sich. Die Lichter des Tages waren



Wegspruch

Von E. G. Kolbenheyer

*Halt und Rast sei nicht gegeben!
Immer fandest du ein Leben
In der wechselnden Gestalt.
Ewig lockt ein neues Werden
Von den friedsamheitem Herden
In die treibende Gewalt.*

*Da die Nacht in schweren Falten
Will den Strom der Ströme halten,
Träumst du Frieden, Stille, Nest.
Doch der neue Tag umbrandet
Bald dein Schiff, das lastend landet
Und die Last entwinden läßt.*

*Hoch ist schon der Kiel gehoben,
Und in frischem Sturm und Toben
Braust heran die neue Fracht:
Drängend sucht sie ihre Weite.
Breite deine Segel, breite
Sie zu neuer Fahrt und Wacht!*

Der Weg

Arthur Huber

bereits zu sehen. Wölch klapperte es, als sollte das Fenster der Bude zerspringen, dann kam ein beaufender Lustzug, der nach Li und Rauch roch, und dann war nur noch das rote Schlupflicht zu sehen. Justus wandte die Schenkel wieder hoch.

Als er in die Bude trat, war die Abflusung bereits da. Jagenach war ein fester und stämmiger Mensch, der jogleich Tür und Fenster aufriß, um sich Luft zu schaffen. Krängel löschte milde, grüßte freundlich, setzte seine Koppe auf, zog die dicken Hausschuhe an und ging. Unter dem Dachvorsprung standen an die Wand gelehnt verschiedene eiserne Stangen mit runden und eckigen, roten und schwarzen Signalen, und darunter befand sich auch ein großer, rostiger Schraubenschlüssel. Den nahm sich Justus auf die Schulter und dann stieg er die Treppen hinauf, hoch die dünnen Beine ein wenig steif über die Drähte, während auf Rollen längs der Strecke hinliefen, und trat in das rechte Gleis.

Er setzte seine Füße gleichmäßig von Schwelle zu Schwelle. Die Schienen, oben von den vielen Hagen blankpoliert, glänzten im Mondlicht. Zwischen schloß Justus auf, hustete heiser, blieb stehen, nahm den Schraubenschlüssel von der Schulter und prüfte mit angestrengter Sorgfalt die Verschraubungen an den Enden. Er setzte jede Mutter und zog sie ein wenig an. Aber er tat es nur, um sich abzulenken. Etwas müde er immer auf die blanken Schienen rechts und links blickten, von denen er sich bedrückt fühlte. Seit jenem Erlebnis mit dem Reis, welches ihm selbst in große Gefahr gebracht hatte, fürchtete er die Schienen, als könnten sie eines Tages auch ihn festhalten.

Er nahm den Schlüssel wieder über die Schulter. Er hatte oben auf der rechten Schul-

ter von dem schweren Eisen eine Art Schwiele. Seine Frau hatte es einmal festgehalten. Wie er das dachte, bekam er wieder sein schlechtes Gewissen. Gleichzeitig merkte er, daß er sich nicht gewiß darüber war, ob er diesmal beim Verlassen der Bude das übliche Gebet gesprochen habe. Er holt es nach, wenn gleich er jetzt nicht mehr recht an eine Wirkung glaubte. Er schlüßte: „Gott behüte mich, auf daß mir nichts geschehe. Amen. Amen.“

Die Luft war rissig. Schon beim Gebet hatte Justus gehört, daß die Schienen leise zu singen begannen, aber da er gleichzeitig bemerkt hatte, daß er nicht ausschließlich und inbrünstig genug bei der Sache war, wiederholte er das Gebet Wort für Wort, wobei er jedes Wort gewissenhaft bis in den Grund auszusprechen und auszuatmen versuchte. Jedoch ging er mechanisch Schritt für Schritt vorwärts, und das Eisen dröhnte dumpf unter seinen Füßen. Er war etwa auf der Mitte der Strecke zum Block Wbr. 22.

Schon begannen die Schwellen leicht zu vibrieren. Justus Krängel, in seiner dumpfen Verwirrung und Bedrängnis, blieb plötzlich, von einem suchbaren Gedanken überfallen, stehen. Der Schraubenschlüssel verlor das Gleichgewicht und klirrte auf die Schwellen.

Justus warf die Handschuhe von sich und riß den Mantel auf, daß ein Knopf absprang, und zwischen die Schottersteine fiel. Er wußte, als ginge es um Leben, in seinen Taschen. „Ja, wovoll! Jawoll!“, kramte er. Er fühlte: „Da bin ich heute wieder so leichtfertig aus der Bude gelaufen, es ging alles viel zu glatt und eilig, und jetzt muß ich die Folgen tragen.“ Wie er das dachte, rot und gelb gemusterte Tischtuch aus der Hosentasche hervorgezogen hatte, um

den Tectopf vom Ofen zu nehmen, hatte er nachher vergessen, sich zu vergewissern, ob nicht der Ring mit dem blauen Stein dabei bezaubert sei, und in der Tat, nun war das Heiligtum fort.

Eine zitternde Schwäche zog in Kringsles Knie. Die beiden Fächer der Maschine waren bereits in der Kurve aufgetaucht. Obgleich sie auf der Stelle zu stehen schienen, wurden sie doch zu sehr rasch größer, so, als ob im Dunkeln ein Licht seine Grenzen langsam aufreißte. Justus war wie hypnotisiert. Nach einer Ausflucht suchend wandte er sich für den Bruchteil einer Sekunde um. Die Schienen schwangen auf und nieder. Sie streckten sich blank und lüdenlos bis zu jenem fernen Punkt am Horizont, wo sie sich zu vereinigen schienen. Der Bahnwärter fühlte sich in dieser eiferigen Vorliebe wie gefangen. Die ganze Luft war in Aufbruch, aber alle diese Geräusche, das Hämmern der Geleise, das Zischen und Brausen des Dampfes — alles das wurde plötzlich wie von einem Blieschlag zerissen. Es war Justus, als schlage ihm ein Brett hart auf den Schädel. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Seine Glieder flogen. Er versuchte mit letzter Anstrengung, das Geleise zu verlassen. In seinem Gehirn war nichts mehr, als der alte, aus seiner Kindheit stammende Abtergelaube an die glückbringende Wirkung der Zahl drei. Er hatte das Gefühl, wenn es ihn noch gelinge, auf drei Schwellen zu treten, dann wäre er gerettet, könnte aus dem Geleise springen, würde den Bahndamm hinabrollen und in das eisbedeckte Wasser fallen. Während er das dachte, lag er aber schon auf den Knien, das linke Bein außerhalb der Schienen, und im gleichen Augenblick war die Maschine über ihm.

HISTORISCHE MINIATRUEN

Caphir wurde wegen seiner spitzen Feder und ditto Junge vom König aus München verwiesen. Dies paßte ihm aber nicht. Er ging zum Minister und schloßerte ihm in beweglichen Worten seine traurige Lage: „Meine Verhältnisse sind bekannt schlecht, ich habe viele Schulden, werde wohl alles verkaufen müssen und dann, da ich mir keine Rutsche leisten kann, auf meinen zwei Füßen hinüberwandern müssen, um nach der königlichen Weisung in achtundvierzig Stunden aus dem Lande zu kommen. Das Land ist aber groß, und zwei Füße sind wenig.“

Der Minister fragte, was er eigentlich wollte.

Caphir erwiderte: „Ich möchte bitten, Eurer Majestät zu sagen, daß sie mir die Füße schenken möchte, die in den Besen der königlichen Majestät zu viel find, dann könnte ich mich verpflichten, wirklich innerhalb der Zeit von achtundvierzig Stunden außer Landes zu kommen.“

Der Minister lachte und Caphir erhielt wirklich eine längere Zeit für seine „Auswanderung“ eingeräumt.

Willparzer fuhr mit einem Dombus von Hiesing nach Wien. Er kam neben einem Hofrat der Jnnstadt zu stehen, der ihm schon früher in seiner Eigenschaft als Polizeidirektor viele Freundlichkeiten erwiesen hatte.

Der Hofrat fragte den Dichter, warum er denn schon so lange nichts geschrieben habe.

Willparzer meinte trostlos: „Sie Herr Hofrat, als Dramatiker der Jnnstadt, werden das wohl am besten wissen.“

Der Hofrat meinte: „Ja, so seid ihr, die Herren Dichter, ihr glaubt immer, die Jnnstadt sei gegen euch verschworen. Als Ihr Doktor gegen

zwei Jahre liegen blieb, da meinten Sie sicherlich, daß ein erbitterter Feind die Aufführung verhindern wollte. Und wissen Sie, wer das Stück zurückgehalten hat? Ich! Ich, der ich weiß Gott Ihr Feind nicht bin!“

Willparzer sagte erstaunt: „Aber, Herr Hofrat, was haben Sie denn an dem Stück Gefährliches gefunden?“

„Gar nichts, aber ich dachte, man kann doch nicht wissen...“

Burdage, ein berühmter Schauspieler zu Chateaufrears Zeit, und Chateaufrears selbst waren oft Nebenbuhler bei galanten Abenteuern. Eines Tages trat ein Mann, der sich mit der Vermittlung von Stelldicheins befaßte, nach der Vorstellung von Richard III. zu Burdage, der die Titelliste gespielt hatte, und vereinbarte eine Zusammenkunft des Schauspielers mit einer jungen Frau, deren Mann verstorben war. Zufällig hatte Chateaufrears, hinter einer Tapete verborgen, die Abmachung gehört. Er vernahm, daß Burdage einwilligte und daß dieser, wenn er um neun Uhr abends in die Wohnung der Dame gelangen wollte, das Lösungswort Richard III. sagen sollte.

Chateaufrears ging ein paar Minuten vor der vereinbarten Zeit zu der Wohnung der verstorbenen Frau, klopfte an und sagte mit leiser Stimme das Lösungswort. Er wurde eingelassen und von der Dunkelheit begünstigt, nicht erkannt. Kaum war er drinnen, als es plötzlich klopfte, Chateaufrears ging zur Tür und fragte: „Wer da?“

„Richard III.“, hörte er mit leiser Stimme sagen.

„Die Stelle ist Ihnen besetzt“, entgegnete der Dichter.

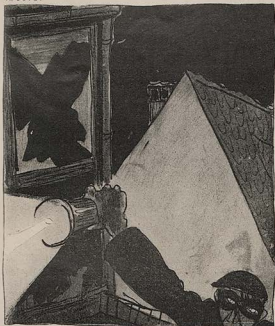
„Richard III.“ erwiderte es wiederum, diesmal schon ungeduldig.

Da riß Chateaufrears die Tür weit auf und rief mit lauter Stimme: „Und ich, ich bin Wilhelm der Eroberer.“

Nach der Verdunkelung

(Polizeibericht)

A. Leidl



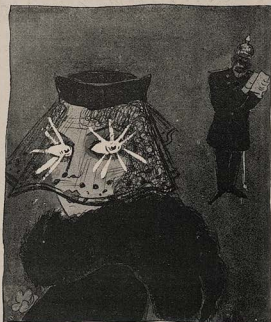
Wie groß das Interesse der Bevölkerung an der Verdunkelungsübung war, erhellt die Tatsache, daß sogar die Herren Einbrecher ihre Diebslaternen abgeblendet haben — —



und daß die Gelehrten der Stadt sich nicht scheuten, einmal ausnahmsweise ihr Licht unter den Scheffel zu stellen.



Die Radfahrer, die ohnehin meistens ohne Licht betroffen werden, hatten an diesem Abend ihre helle Freude,



wohingegen Fräulein Mizzi Strizzi, der bekannte Filmstar, wegen unvorschriftsmäßiger, das heißt viel zu aufdringlicher Beleuchtung polizeilich verwahrt werden mußte.

Auf der Anklagebank

Richter: „Ich werde jetzt Ihre Vorstrafen verlesen.“

Angeklagter: „Darf ich mich so lange setzen, Herr Richter?“

Dann freilich

„Mir hat einmal eine Wahrsagerin prophezeit, daß ich im Erleben von allen Widerwärtigkeiten verschont bleibe!“

„Nun, und ist es eingetroffen?“

„Willkommen; — ich bin ledig geblieben.“

Fußball

Bei einem Fußballtraining im Niederbayerischen schrie der Mittelfürmer den Tormann an: „Du Kindebleh!“

Darauf der Tormann zurückgab: „Dami-scher Hund!“

Hier mischt sich der Linksaufen ein: „Nach dieser Feststellung der Identität bitte ich, im Spiel fortzuführen.“ F.S.

Der gute alte Herr

„Warum weinst du denn, mein lieber kleiner Junge?“

„Alle meine Brüder haben Ferien, und ich hab' keine.“

„So? Warum denn nicht? Du warst wohl nicht artig?“

„Doch! Aber ich geh' noch nicht zur Schule.“

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Einführliches Buch
von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einjährige Bretzeldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiraden in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die prosopöische Tüchtigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, werden sich interessierten Leute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Splitter

Die Sprache ist nicht an Worte gebunden, sie kann sich auch durch Geknirsigen ausdrücken.

„Biel ärmer als der Arme ist der Verrante.“

Der endgültige Entschluß einer Frau sieht oft sehr viel anders aus, als der, den sie gleich darauf ausführt.

Badevorschriften

Der Besitzer eines Bades in Tirol hat folgende Badevorschriften erlassen. Mit der deutschen Sprache fleht er wohl auf etwas gepaarten Fußes, die Vorschriften lauten:

1. Jedes An- und Auskleiden außerhalb der Kabinen wird strengstens verfolgt.

2. Ungebührliches Betragen in sittlicher Hinsicht in den zugewiesenen Baderäumen muß in jeder Beziehung in anständiger Weise benommen werden.

3. Schulkinder dürfen das Bad nur in Begleitung der Eltern oder deren Lehrer in geschlossener Form betreten.

4. Jede Verunreinigung der Kabinen und des Wassers ist aus Rücksicht seiner Nebenmenschen in gesundheitlicher Weise zu unterlassen!

5. Das Waschen der Badewäsche oder Sichwaschen mit Seife oder Hund ist aus Rücksicht der Appetitlichkeit anderer strengstens verboten.

6. Herren dürfen sich vor den Kabinen nicht stehen bleiben.

Amerikanisches Klubgespräch

„Abgeig, Senator Bill soll damit anfangen haben, daß er auf der Strafe Zeitungen verkaufe.“

„Mag sein. Ich weiß nur, daß er dadurch groß wurde, daß er Zeitungen kaufte.“

Lustig
in

Die „Jugend“ ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN

Im vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bilderserien aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie v. 165 St. für M. 6.40 inkl. Porto. G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10

LAFONTAINES

Ergötliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Elson sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestatteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. München, Herrnstr. 10

Zur Ausstattung
jeder Art
Drucksachen

empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

1935 / JUGEND Nr. 45

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG. KUNST
MUSIK — THEATER — FILM

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
PERNUMPT, P. T. JANNOWITZ SAMMEL-NR. 5118



20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbungen von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarben-Kunstpostkarten der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pfg., 65 Pfg. und 90 Pfg., je nach Größe, zusätzlich Postposten durch den Buchhandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 auszüglich Postposten) erleichtert die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Lesen des Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereiexport-Verlag
Dr. Hanns Schneider
München NW 2
Karlsruhe 26 44

Ein ergötliches Bilderbuch

Ist der Kunsthändler-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis RM. 2.70 zusätzlich 30 Pf. für Porto. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER
Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganselinen gebunden für RM. 2.85 zusätzlich 40 Pfg. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

DIE FOTO-SEITE

Zugegeben: Die Sonne scheint seltener und meist zwingt uns ein gleichmäßiges Grau zum Daheimbleiben, wo uns die Kunstlichtfotografie neue Möglichkeiten erschließt. Scheint die Sonne aber und haben wir Zeit und Lust, dann unbedingt hinaus!

Gerade jetzt schafft Sonnenlicht überall prächtige Motive. Durch den tiefen Stand der Sonne entstehen lange Schatten, die unsere Aufnahmen ungemünzt beleben. Die Staubteilchen, die sich ständig in der Luft befinden, geben im Gegenlicht ein stimmungsvolles Schillern und Schimmern, aus dem im Hintergrund liegende Gebäude als gleichförmig graue Silhouette auftauchen. Wir haben überall ein lebendiges Spiel von Hell und Dunkel.

Motive findet jeder. Die Architektur der Altstadt wird im Seitenlicht wirksam. Es muß nur reichlich belichtet werden, damit die Schatten nicht zu schwer kommen. In der Zeit zwischen 10 und 14 Uhr wird mit 17/100 DIN und Blende 8 gerade $\frac{1}{2}$ Sekunde richtig sein. Interessant wirkt das Leben und Treiben auf der Straße im Gegenlicht. Denn dabei kommt Plastik ins Bild, und die Menschen scheinen wirklich im Raum zu stehen. Auch hier ist reichliche Belichtung im Hinblick auf die Schatten wichtig; andererseits muß auch so kurz belichtet werden, daß nichts verwackelt und unscharf



In der Altstadt
Aufnahme mit Exakta-Kamera auf Peroniaplanfil,
F5,6 - $\frac{1}{2}$ Sek., 11 Uhr, Emofin

wird. Lassen wir die Menschen auf uns zukommen bzw. von uns fortgehen, so reicht $\frac{1}{2}$ Sekunde bei Blende 5,6 unter den anderen schon genannten Bedingungen. Es müssen also dabei Bewegungs- und Aufnahmegeräte einigermaßen zusammenfallen. Gehen die Menschen senkrecht zur Aufnahmegerichtung an unserer Kamera vorbei, so ist für gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Sekunde Grundbedingung. Wenn man sich geschickt aufstellt, kann die Mindestbelichtungszeit verlängert werden. Also ein wichtiger Punkt.

Oder stellen wir uns ein bestimmtes Thema, z. B. die Brücke. Hier interessieren das Linienspiel der Bogen, lustige Schattenornamente, Kleinformen verschiedenster Art, Leben und Treiben auf der Brücke und anderes mehr.

Und wenn es regnet? Dann erst recht hinaus. Denn das Straßenpflaster bringt Reflexe und Spiegelungen, die Menschen mit ihren Regenschirmen geben eine gute Staffage und man knipst auch einmal etwas anderes. Nur die Gegenlichtblende nicht vergessen. Sie schützt das Objektiv vor Regenspritzern. Über die Kamera decken wir den Mantel, aus dem nur Objektiv und Sucher hervorschauen, oder wir stellen uns unter eine Passage oder in eine Haustür. Panfilm ist wichtig. Er erhöht die Brillanz solcher Regenbilder. Belichtet wird für gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Sekunde mit Blende 4,5 oder 3,5.

Unser Foto-Lehrgang

3. Folge

G. Die Anschaffung einer Ledertasche wird von Wichtigkeit sein. Dadurch schonen Sie Ihre Kamera. Kaufen Sie gleich eine solche Tasche, in der einige Kassetten bzw. anderes Aufnahmematerial untergebracht werden können. Praktisch ist auch eine Bereitschaftstasche, die es für einige Kameras gibt. Sie gestattet die Aufnahme direkt aus der Tasche heraus, sichert also eine schnelle Aufnahmebereitschaft.

H. Sehr wichtig: Die Belichtungstabelle. Der entscheidende Moment für das Gelingen einer Aufnahme ist die Dauer der Belichtung. Sie darf nicht zu kurz, aber auch nicht übermäßig lang sein. Abhängig ist sie von der herrschenden Lichtmenge, die sehr verschieden durch Jahreszeit, Stunde, Himmel und Motiv beeinflusst wird. Eine wichtige Rolle spielt schließlich das Aufnahmematerial selbst, wo die Lichtempfindlichkeit, also die DIN-Grade, entscheidend sind.

Auch der Erfahrene vermag nicht immer im Punkte Belichtungszeit die richtige Wahl zu treffen. Deshalb bedienen wir uns eines Belichtungsmessers. Er ist in Ausführung und Meßgenauigkeit (und damit auch Preis) recht verschieden.

Für den Anfang genügt eine einfache Tabelle, die nur wenige Groschen kostet. Besser ist ein optischer Messer (Fabrikate: Bewi, Los usw.) und am genauesten ein foto-elektrisches Gerät, das mit Hilfe der Fotozelle ganz objektiv arbeitet (Fabrikate: Helios, Ombrux, Elektro-Bewi u. a.). Ehe mit einem solchen Gerät gearbeitet wird, lesen wir natürlich genau die Gebrauchsanweisung durch. Zumal es unmöglich ist, hier jedes einzelne Gerät genau zu beschreiben.

Das sind vorerst die wichtigsten Hilfsmittel. Es gibt natürlich noch bedeutend mehr. Doch darüber werden wir im Laufe unserer weiteren Betrachtungen zu gegebener Zeit sprechen.

Haben Sie alles beisammen und verspüren Sie eifrigen Tatendrang, dann wollen wir unsere Kamera umhängen und einen ersten Versuch machen. Dabei kommt es gar nicht darauf an, daß wir gleich hochkünstlerische Motive suchen. Lieber zu Anfang einfach — dafür aber sauber und korrekt. Und so suchen wir für unsere

erste Aufnahme eine Architektur, irgendein Gebäude (es kann Ihr Wohnhaus sein), auf, um daran gemeinsam Erfahrungen zu sammeln.

Ihre erste Aufnahme

Der Anfänger hat meist eine gewisse Scheu, sich auf der Straße aufzustellen und dort in aller Öffentlichkeit zu arbeiten. Man fürchtet, beobachtet zu werden. Doch diese Scheu verliert sich mit der Zeit, was sie auch für viele Fälle unbedingt muß! Wir suchen uns heute eine nicht zu belebte Stelle aus, und wenn wirklich jemand seinen Spaß über uns macht, dann werden wir schon nicht gleich verlegen sein. Eines ist zu beachten: Auf belebten Straßen darf kein Stativ aufgestellt werden, weil wir sonst verkehrshindern wirken. Hier knipst man dann eben aus freier Hand (was an sich auch viel richtiger ist).

Was wird mitgenommen?

Darüber besteht wohl jetzt allgemein Klarheit: Kamera, reichlich (!) Aufnahmematerial, Belichtungstabelle und evtl. das Stativ. Mehr brauchen wir für unseren ersten Versuch nicht.

Wie Sie die Kamera handhaben

Glauben Sie, ein geeignetes Motiv gefunden zu haben, so beginnt die praktische Arbeit. Zunächst muß der Standpunkt ermittelt werden, den Sie mit Ihrer Kamera einnehmen müssen. Entscheidend ist dabei, ob Sie die ganze Architektur oder nur einen Teil (z. B. das Portal) abbilden wollen. Je weniger dargestellt werden soll, desto größer kann es natürlich festgehalten werden. Andererseits richtet sich die Abbildungsgröße nach dem Abstände, den Sie vom Gegenstand haben. Sind Sie weit entfernt, so wird er kleiner — und umgekehrt. Interessiert also nur ein Teil, so müssen wir näher mit der Kamera herangehen.

Haben Sie auch die ersten Teile des Fotolehrganges gelesen?

Fehlende Hefte können Sie vom „Jugend“-Verlag nachbezogen. Wenn Sie den Fotolehrgang sammeln, besitzen Sie bald ein vollständiges Handbuch für Fotografie.

Unfrei

Lehrer: „Anna, wie heißt das Gegenteil von leichtmütig?“

Anna: „Schweremütig!“

Lehrer: „Hut! Und das Gegenteil von zufrieden?“

Anna: „Unzufrieden!“

Lehrer: „Und von frei?“

Anna: „Aber Herr Lehrer!“

Lehrer: „Was ist denn? Das Gegenteil von frei sollst du sagen!“

Anna (rot werdend): „Bejagt!“

Maßstab

Ein englischer Gerichtsdiener ärgerte sich über den ungemeinlich langen Bart eines Zeugen. Er meinte deshalb spottend: „Wenn Euer Gewissen so groß wie Euer Bart ist, so ist es recht groß!“

„Nur“, antwortete der Zeuge schlagfertig, „wenn Sie das Gewissen nach dem Bart messen, so haben Sie demnach gar Feins!“

Betrachtung

„Vier Jahre hab ich die teure Prämie bezahlt, und was hab ich gekriegt, als es endlich gekommen hat?“ ...

„Zwei Jahre Nichts!“

Keine Ursache

„Ich habe lange gewartet, bis ich mich entschloß, Sie um hundert Mark zu bitten!“

„D, zögern Sie ruhig weiter!“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Otto Hermann



„So, deine Krankheit hat einen ganz lateinischen Namen? Da hat der Arzt halt doch g'merkt, daß wir bessere Leut' sind!“

Die Auskunft

Ein Bankier verliebte sich in eine schöne Schauspielerin und wollte sie heiraten. Bevor er um ihre Hand anhielt, beauftragte er vorsichtshalber ein Detektivbüro, das Privatleben der Dame zu beobachten. In dem Bericht, den er dann bekam, hatte er wenig Freude gehabt. Die Auskunft hatte den Wortlaut: „Die Dame hat den besten Ruf, ihre Vergangenheit ist tadellos, sie verkehrt in den besten Kreisen, — das einzige was man ihr vorwerfen kann, ist die Tatsache, daß sie in der letzten Zeit häufig mit einem Bankier zweifelhaften Rufes gesehen worden ist.“

Kornsäcke

Auf mecklenburgischem Gut vermisst man plötzlich Kornsäcke. Lange nachdem der Demänenpächter die Angelegenheit vergraben hatte, sieht er Entsarbeits-einen eines Tages ihren Häuten austreten. Da es regnete, hatten sie die Röcke hinten über die Köpfe geschlagen. Und auf ihren Unterhöfen war zu lesen „Domänenverwaltung Pöschlanten“.

Sieg an allen Fronten

Erich Wilke



Wie man aus zuverlässiger Quelle erfährt, ist es den Italienern gelungen, die alte Kaiserstadt Gugsara einzunehmen und zu besetzen.

WENDE

Dreis 60 Pfennig

München 1935 / Nr. 46



Inderbildnis

Paul Rosner



Der Führer

Lothar Dietz-München

DER MEISTER

Von E. G. Kolbenheyer

*Tausend müssen sinken und sterben,
Daß einer werde,
Einer zum kampfgeharteten Erben
Auf strenger Erde,*

*Keiner über den anderen allen,
Der satt genösse,
Einer, auf den die Last gefallen,
Der sie erschlösse.*

*Tausend müssen verblutend streben,
Daß einer baue,
Blicke, verdüstend aus tausend Leben,
Daß einer schaue.*

DAS STOLZE VENEDIG

VON HANS ROSELICH

Bevor ich Venedig gesehen hatte, lebte es in mir wunderbar aus Erinnerungen an Photos, Zeichnungen, Radierungen, Ölbildern, Gedichten, Romanen, Aufsätzen, wissenschaftlichen Büchern. Ein Venedig, das auf vollkommen schöne Weise in der Luft schwebte: blütenförmig-reich, blüßbezaubernd, düstlich sogar, beschattet mit einem Schauer von lebensgefährlichen Abenteuern, gebannt in den majestätischen Verfall einer großer Tragödien, getaucht in einen ungeheuren Glanz von Reichtümern, maskiert von dem Schimmer märchenhafter Paläste — eine Stadt von Sinnlichkeiten, die nie jättigen.

Als ich dann zum erstenmal auf seiner Straßenbahn, kleinen Personendampfern, durch seine Hauptstraße, einen breiten, gleich einem Riesens geschwungenen Kanal, fuhr, da kam schon gleich vom Bahnhof ab ein hilflos trauriger Scherden über mich. Von wolkenhülltem Abendhimmel rieselte ein steinartiger Regen herab, geduldig und feierlich, als ob er sich bis zum Ende aller Dinge nicht erschöpfen werde. In diesem Regenfeuchtheit tauchten dann allerdings an den Ufern die Paläste säulenprächtig auf, doch nur, um wieder zu versinken in das Grau eines erbärmlichen Vergehens. Häuser schienen es, worin gestorben wird und die selber sterben; Häuser, in denen Trüder, Erbschaftsversteigerer, Mäler, Kunst- und Kirschhändler, Zimmervermieter mit allen Mitteln der Fremdenverkehrsökonomie letzte Lebenskraft, letzte Verwertungsmöglichkeit ausnützen.

Aber in diesem Eindruck des ersten Besuchs entsetzte nicht nur das Sterben, selbstam lockte es auch und gestirte es bis ins Große, wie ich es in seiner Stadt, das spanische Catagessa vielleicht ausgenommen, erlebte.

Von jedem seiner 175 Kanäle, 350 Brücken, über 100 Kirchen, von jedem seiner Paläste und Denkmäler, jeder der unzähligen Gondeln, jedem Wesen, das geht oder schwimmt, scheint es in Venedig wohlwollend, als wäre sein Schatten kein verdunkeltes Licht, sondern ein vom Sterben belebter, nicht nur bewegter Hauch. Hier kann schon das abgehandelte Loguenmoos in gefährlichen Jahreszeiten dem empfindlichen Menschen verderblich werden und Fieber unter unglücklichen Umständen den Tod bringen. Der Tod fordert hier stets in tausend verkappten Formen zu Vorficht, Abbruch, Kampf heraus. Es scheint sogar, als ob die Menschen dieser Stadt das übliche, still lebende Verhältnis zum Tod ins kämpferisch Berechnende, Lauende, Schlagende umgestalt hätten. Bei ihnen scheint aus dem Tod etwas Mißliches, Föderndes geworden zu sein. Am großartigsten in ihren großen Zeiten, dem große Zeiten sind ganz besonders und überall umföhrer, gefährliche Zeiten. So ist denn auch aus der Unsicherheit diese Stadt überhaupt erst entstanden.

Fürmal, das notwendige adriatische Meereländ, vermochte, als das spätrömische Reich ins Ostfennaler getreten war, immer weniger zu

widerstehen den kraftblütigen nordischen Volkstämmen, die von der Donau her südwärts über die Alpen oder auch westlich aus der lombardischen Ebene vordrangen. In ihrem Dasein bedroht, flüchteten nach und nach immer mehr diese Küstenbewohner, Veneter genannt, auf die Lagunen, doch über die augenblickliche Rettung hinaus machten sie aus der Flucht ein ganz neuartiges Dasein. Aus dem drohenden Untergang bildete sich ihnen einer der großartigsten Aufgänge der uns bekannten Völkergeschichte. Ihre Flucht war die Folge der Verdrängung, daß ihre notwendigen Bedränger unfähig waren, mit dem umzugehen, was das Wasser erforderte, und sich gehemmt fühlten von dem unermesslichen Schauer, dem Aberglauben vor dem Feind, worin so nah beieinander Leben und Tod blinten. Aus derselben Urhemmung ihrer sonst so mächtigen Verfolger schöpften sie ihre fruchtbare Lebenskraft. Freilich nur um den Preis, diesen Lebensschauer immer erneut zu überwinden; sich selber immer erneut den Tod zum Bundesgenossen zu erwerben.

Es begann mit dem Bau von Häuten und Häusern in Schilf und Stumpf auf Pfahlrosten. Schon das Erlernen dieser stückigen Bauweise war ein umschleichendes Bezwingen des Todes. Da schon war viel Lisl domitiert. Noch mehr verlangte die Beschaffung von all den Nahrungsmitteln, die nicht aus dem Meer gewonnen werden konnten, ein händelreich listiges Benehmen, das den Tod nicht scheute. Als Handelsartikel diente ihnen hauptsächlich das dem Meerwasser abgehartete Salz. Dieser Salzhandel lieferte ihnen den Reichtum für ihre späteren ungeheueren Handelszüge mit Waren und Sklaven. Unschädlich also verknüpfte sich ihnen der Handel mit dem Begriff von Gang und Beute. Dies grundtätig Wilder verließ sie in seiner späteren Unternehmungen, da machte sie nicht nur kühn und zäh, sondern auch schlau und geschickt, sowie reich an Menschkenntnis. Andere Grundfälle als ihren Vorteil kannten sie nicht. Das erfuhren Christen und Heden, Päpste und Kalifen, kaiserliche Soldaten und satrapenische Räuber. Jedes ihrer Unternehmen war ein prägendes, flüchtendes Wiegen, ein (scharf urteilendes) Wiegen, ein todumtötendes, abenteuerliches Wiegen.

Die Talente und Führernaturen trug es wie auf den Wellen hoch ins Glück, tief ins Unglück. Das Leben dieses Volkes war an sich eine Führerschule und Schicksalsgemeinschaft. Durch die ewige Überlistung des Todes bildete sich ein händelreichster Adel, schlau, mißtrauisch, wachsam, weisblütend und fernträumend. Schon früh (810) machte sich ihr Führer (Doge) unabhängig. Von da an hielten sie sich hundertelange auf eigene Gefahr selbstständig, ewig zum Beistand bereit, großartig und unerbittlich, den Bösen im Wappen. Gewaltig war die Macht für den Führer, später für den Großen Rat, fürstlich die Strafe schon für den Schein eines Mißbrauchs; groß die stückliche Freiheit jedes einzelnen, aber unumgehbar das Verbot, sich auch nur kritisch



Bergwelt

Carl Reiser

und auch nur privatim um die Politik zu kümmern. Auch im Staate galt es für das tägliche Verhalten des Bürgers: wiege, wäge, wage! Wehe, wenn er es falsch machte! Unbarmherzig wurde er mit der Armut, dem Gefängnis, dem Tod bestraft. Wie hätten sie auch sonst ihre Händlerpolitik betreiben können! Sie wären schon bald in reichlichster Entartung gefallen.

Doch aus der ungeheuren Spannung zwischen der Freiheit im sittlichen Leben und der Gebundenheit im politischen Leben entwickelte sich ungewöhnliche Phantasie und verfeinertes Ahnungsvermögen im Verkehr zwischen den Menschen, dazu eine ebenso ungewöhnlich feine Gewissfährigkeit. Daraus schöpfte die Stadt die Kraft zu ihren Festen und Trachten, ihren Künsten und ihrer Musik. Namentlich wuchs aus diesen Spannungen das vollkommene Gebilde seines Stadthauses mit Plätzen, die die adligsten und schönsten Versammlungsgelassen für Menschen sind.

In denselben Spannungen vollzogen sich weilig seine großartigen und juchhabaren Weltgeschicke. Es geschah in einem unauffälligen Kreisbogen: von sich aus über das östliche Mitteleuropa und über die adriatischen Staaten, danach über den ferneren Osten, den mittelmittelischen Süden bis hin in den Westen, bis nach Spanien, Frankreich, Deutschland. In den östlichen Bereichen errang und erschlich es sich seine beutereichsten Siege während seines Aufstiegs. Die Mächte des Westens aber führten seinen allmählichen Abstieg herbei; durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien wurde seine Beutebahn entwertet und versperrt. Durch die Entdeckung Amerikas erschlossen sich Spanien, Frankreich, Holland, England nicht nur neue Reichumsquellen, sie vermochten auch durch die Idee des Nationalstaates größere Macht zu entfalten. Napoleon war es, der der venezianischen Freiheit endgültig ein Ende machte. Das stolze Venedig lebte über ein Jahrhundert fast von nichts als von seiner Vergangenheit durch den Fremdenverkehr.

Doch in unserem Jahrhundert regt es sich wieder. Wieder mit dem Gesicht seinem Ausgang, dem Osten, zu, woher es in der Wirtschaft, Religion, Kunst, Beute über Beute, Anregung über Anregung anfangen und umgestaltet hatte. Wie sich im kleinen für Venedig die Machtzentrale von den östlichen Ländern über die westlichen kreisartig wieder zum Nordosten verschob, so scheint es auch im großen zu gehen: vom westlichen Amerika scheint sich der Kampf um die Weltmacht östlich, nach Japan hinzuziehen. Sollte diese Drehung jetzt auch die östlichen Mittelmeerstaaten in eine neue Richtung zwingen? Vieles sieht so aus, als bereite sich Venedig auf neue östliche Entfaltungen vor. Wieder heißt es dann: wiege, wäge, wage, wenn auch auf neue Art und im Namen und Wesen eines großitalienischen Staates, der aber Grundzüge hat, die seinen eigenen vergangenen Staatswesen verwandt sind.

Mittag vor den Tempeln

*Weisse Stiere verschlafen
Eine Stunde des Mittags
Unter Oliven im Feld.*

*Feurig funkelt die Sonne;
Und eine andere Sonne
Glänzt aus dem Meere zurück.*

*Langsam wachsen die Schatten,
Wenn die Tempel vergrühen,
An den Säulen empor.*

Georg Schwarz

Bann

Erzählung aus den Bergen

Das Gerücht ging vom „unteren Wirt“ aus. Dort hatte der Viehhändler erzählt, daß der Jüngst Neidel wieder im Landstrich sei und mit Körben und Büscheln launziere. Die Neugierit eilte wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, und wenig später wußte es schon das ganze Dorf. Der Neidel war wieder da! Der Neidel, der vor sieben Jahren mit der Marreile durchbrannte, die in der Stadt, wo er sie bald verlaufen hatte, unter die Räder gekommen war und verdarbt.

Der letzte, der von der Heimkehr Neidels erfuhr, war der Wurzelsepp. Er hauste als Witmann in der alten, halbverfallenen Mühle im Grund, einen Büschenschuß vom Dete entfernt.

Der Sturzbach, der aus der Brüllschucht hervorbrauste, hatte das Mühlrad zertrissen, der Schwarzwald wuchs schon über den Dachschindeln zusammen, und die langen Flechten, die an den Ästen der Wettertannen wucherten, sahen genau so grau und feig wie das Bart des Mannes, den sie den Wurzelsepp nannten.

Früher, als das Marreile noch in der Mühle sang, hieß er der Müllersepp. Er konnte es nicht verschmerzen, daß ihm die einzige Tochter mit dem windigsten Mannsbild der ganzen Gegend davongerannt war, und rasch ging es mit ihm bergab. Er ließ die Mühle verfaulen und das Walzwerk verrosten, und lebte gemächlich von den Großchen, die er für seine Wurzeln, Beeren und Kräuter vom Apotheker des Marktfleckens erhielt.

Viele schreuten den Wurzelsepp und schlugen heimlich ein Kreuz, wenn er plötzlich aus der Dichtung vor ihnen aufsauchte. Es war bekannt geworden, daß er in stillen Nächten vor der rußenden Caterne saß und mit dem Federkiel in ein schwarzes Buch hineinschrieb, während die Fledermäuse durch die Fensterluke huschten und zierpten, und sich manchmal in seinem langen Barte verfangen. An den Wänden, wo der Verpusch abblätterte und die rohen Steine hervortraten, hingen seltsame Wurzeln, die menschlichen Körpern oder Tieren glichen und mit Spinnengewebe umzogen waren. In grünen Bierflaschen, mit „Geist“ gefüllt, bewachte er allerlei Waldkunde auf, die bei den Dörflern Grauen erregten. Vollständige Skelette von verstorbenen Vögeln und Vierfüßlern, die eine Zeitlang im Ameisenhaufen gelegen hatten und dort

fäulterlich blankgebeizt worden waren, baumelten weiß am dunklen Deckenbalken, die einzelnen Knochen und Knöchelchen mit Draht aneinandergereiht. (Der Abnehmer für diese Gerippe war ein Privatgelehrter.) Im Hüttenwinkel hing ein Bild der Jungfrau mit dem Kinde, mit Jittergras und Heide umfleschten. Darunter stand ein Knieischemel, der mit Schrotkugeln bestreut war, die beim Beten ins Gleis drückten.

Der Wurzelsepp war ein großer, hagerer Mann. Aber fünfzig



Das Dorf

Walter Dolch

Jahresringe liefen um sein Gebein. Seine Ohren waren mit langen dünnen Haaren bewachsen, und die Brauen glühten verdorrten Nebenscheiteln. Um das Gesicht lagte ein breiter verschlossener Schattenhut, den er nur zum Schlafen herunternahm. Die Augen saßen wie zwei Rundlöcher tief in den Höhlen und hatten einen glimmenden Blick. Meist sah er durch die Leute, die ihm die Zeit boten, hindurch, als ob sie gläsern wären. Immer hatte er etwas zum Kauen im Munde, eine Wacholderbeere, eine Fichtenadel oder ein Kräuterblatt, und von Zeit zu Zeit spuckte er den farbigen Eid aus. Es war, als ob seine großen Zähne immerzu Arbeit forderten.

Seine behaarte ruhige Hand brachte gar wunderliche Dinge zuwege. Wenn er sie einem Kranken auflegte, schwanden sofort die Schmerzen. Berührte er ängstliches Vieh, dann hörte es gleich mit Brüllen auf. Einpögel, die vor den Leuten davonflogen, kamen auf seine Hand, wenn er sie lockend ausstreckte. Wilde Eichhörnchen knusperten an dem Futter, das er ihnen vorhielt. Rehe, die vor den Bauern flüchteten, beruhigten sich und verhofften, wenn sie den taunnenbärtigen Mann er-
 ängten. Ein junger Fuchs, den er aus dem Schlagreifen eines Wilddiebs befreit hatte, kletterte auf, wenn er bei der Brombeere oder in der Robung die Wacholderwitterung des Mannes in den Windfang bekam. Und der verwundete Buisard, den er einen Winter lang gepflegt hatte, daß er zahn auf der Achsel hochste, stieß aus Wolfenhöfen hernieder, wenn er den verwiterten Schlapphut am einsamen Windwurf oder auf der Felsenase erspähte. Anfaßen ließ sich der Vogel nicht mehr, aber er bezeugte seine Gefühle, indem er den Boden mit den Fittichen schlug und auf- und niederhuppte.

Der Buisard, der ihn heute wieder angefliegen hatte, lag noch in seinem Sinn, als die Nachricht einlief, die den Neidel betraf. Ein Zug der Befriedigung glitt über sein Gesicht, und sein Blick verriet etwas von jenem Durs, der dem Jtis gegeben ist. Lange Zeit hatte er seine Gedanken durch den Brennpunkt des Willens gezieht, sie zum Glähen gebracht und ausgeschickt, den Neidel zu suchen und ihm zu befehlen, zurückzukommen und abzuwaschen. Festig hatte er sich dagegen gewehrt, der Vereiter, nun aber war er endlich gekommen!

Der Wurzeljepp prüfte den Wind und die Wetterlage und nickte. Es

war fast der rechte Abend für seinen Plan. Er schloß die Mühle ab und verdeckte den großen Schüssel in den Brennsteinen neben der Brandmauer. Dann schob er eine Wacholderbeere zwischen die Zähne und machte sich auf den Weg.

Ein spätes Pflanzespaß beehrte beim. Auf dem Torfmoor braute grünlisch die Dämmerung. Links, bei den Erlen im Bruch, wartete der Bock durch den Nebel. Hinter dem Gebirge schwanen groß und rotbackig der Mond heraus.

Vorgwärts ging es auf schmalem Sennpfad durch tauchschwere Gräber und Horne. Der herbe Nach des Almhens zog von den Hochwiesen herant. Ein Lammengapfen fiel im Gehölz und castelte durch das Astwerk und ein Vogel wiesfichte aus dem Schloße.

Langsam traten die Felsen heraus, fäbner und schroffer. Der Wind schnitt und kaulte auf einem leisen stöndenden Ton im Fätschengeklüpp.

Der Wurzeljepp war am Fel. Er lehnte sich an die Felsfischel in der Flante des Berges und brütete finster über die Wipfel der Halde. Ein Waldkug schattete über ihn hin, und unten in der Brüllschlucht heulte der Ubu. Eine Eternschuppe zog kreum über den Himmel und glühte lang, ehe sie erlosch. „Den Neidel! Den Neidel!“ flüster die Wurzeljepp und klemmte die Daumen unter die Finger. Er trieb seinen Willen bis ins Herz eines einzigen Gedanken hinein, daß dieser zu paffen begann und ein eigenes Leben führte, und er trug dem Gedanken auf, den Hausierer aus dem Wirtshaus zu holen und zur Stelle zu zwingen. Mit jedem Pulschlag presste er neue Wellen dunkler Kräfte aus sich heraus und lud sie mit dem Strom der Anziehung, so wie der Strom des Eisens den Feilpan heranzieht.

In seiner Vorstellung bildete sich eine Glastugel, wie sie der Schuster des Dorfes in seiner Werkstatt hatte, und jetzt spiegelte sich in dieser Glastugel die Faserne, wo der Neidel auf der Bierbank saß und nachdenklich in den Lontug starrte. Er hatte die Hände auf der Absonplatte getrenzt und ballte sie schließlich zu Fäusten zusammen, wie einer, dem eine Niet auf den Nägeln brannte. Kleine Perlen wuchsen auf seiner Stirn, und er machte den Mund auf, um etwas zu sagen, aber das Wort blieb eingefallen in den Zähnen stecken, als ob er ein Tuch vor dem Munde hätte. Zweimal erhob er sich, und beide Male ließ er sich wieder nieder. Es dauerte eine Weile, bis er zum dritten Mal aufstand. Da aber zählte er, buckte seinen Hausiererkram auf und verließ ohne Gruß die Kneipe. Der Wirt schüttelte den Kopf und tippte sich dann mit dem Finger gegen die Schläfe.



Arabisches Kaffeehaus

Blasius Spreng

Der Wurzeljepp hielt sich den fetsigen Wetterbart und schweißte ohne Unterlaß seinen Damm aus, dessen Ringe durch die Mondnacht liefen, wie Kreisel auf einem Wasserspigel. Und jedesmal, wenn ein Baumring den Neidel traw und sich nicht mehr erweiterte, riß der Wurzeljepp die ausgefahne Nacht wieder an sich zurück, so daß der Neidel von einer ungreifbaren Echlinge gezogen wurde und genau in die Wege einbog, die ihm der andere vorschrieb.

Eine große Unruhe kam über den Neidel. Je mehr er sich dem Heimatdorf näherte, desto eifriger schritt er aus. Er mußte wieder an das Marelle denken, und seine Stirn verdüsterte sich. Die Verabingung des außergeröblichen Schicksals, dem er entgegenwachte, dümmerte wie ein Fiollicht durch seinen Sinn, während der

Liebe Jugend

In Neussade D./E. sind die Briefkästen, die bisher bekanntlich blau gestrichen gewesen sind, mit einem roten Anstrich versehen worden.

Kürzlich hat sich nun eine nette Episode ereignet. Kommt da nachts quer über'n Ring eine männliche Gestalt geschwankt. Voll des lieben Alkohol. Bis zum Briefkasten gehst und nicht mehr weiter. Der neugestrichene Briefkasten muß sich die Umarmungen der Bierleiche gefallen lassen.

Zum Abschied murmelt der Biertrinker in seinen Bart: „Siebste — hupp — Briefkasten, so gehst — hupp — in der Welt. Feiner war ich rot — hupp — da warst du blau — hupp — und heute — hupp — da bist du rot — hupp — und ich bin blau.“

Eprachs und schwankte seines Weges. —

Der Schulzahnarzt belehrt die unteren Klassen einer Münchner Volksschule über die Wichtigkeit der Mundpflege. Zum Schluß stellt er die Rundfrage, ob sich auch alle Kinder im Besitz einer Zahnbürste befinden.

Der kleine Ceppel A. antwortet:

„Na, i hab' oan, mein Mamma hat a oan. Wie warten allweil bis unfer Zimmerbett fort is.“

Schwere Sache

„Mein Gefchäft geht gar nicht —, schon seit Jahren zahle ich darauf!“

„Aber warum verkauftst du es denn nicht?“

„Ja, wovon soll ich dann leben?“

Diagnose

Frau Marion ist nervös.

Echvoer nervös.

Und von einer unglaublichen Reizbarkeit.

Endlich, Frau Mariens Reizbarkeit hat schon ihren Höhepunkt erreicht, sucht sie einen Arzt auf.

„Nun, Marion“, empfängt sie der Gatte, „was hat die der Doktor verordnet?“

„Mir nichts —“, rüßt Frau Marion, „aber dich will er gegen Schlafkrankheit impfen!“



Der Bader von Weil

Johann Mutter

Trieb, sich noch mehr zu breiten, immer mächtiger wurde. Es war nunsonst, daß er sich „Zeit lassen“ zurede. Er lief und lief; immer stärker wüchste der Baum.

Kneufend, mit pochenden Adern erreichte er die Lauschkuppe, wo ein schmaler Bergsteigerpfad, den die Dörfel den Fadensteig nannten, zur Nachbarkuppe hinüberführte. In beiden Seiten des Fadensteigs, der ohne Geländereise war, gähnten die Abgründe, rechts die Brüllschlucht und links der Calpeterkeßel.

Ohne Zaudern betrat der Nadel den Fadensteig, den er von früher gut kannte und der die Breite einer Echreitlänge maß. Als er die Hälfte der abgründigen Strecke hinter sich hatte, kam plötzlich ein Flimmern in seine Augen. Es war, als ob Jiralschlichter von ihm aufschlachten, die über dem gelben Kern blaue Höfe trugen und davor blendeten, daß er die Felsenspur nicht mehr erkennen konnte und stehen blieb. War es der glasblaue Strahl des Mondes, der ihn täuschte, oder waren die Nebel, die aus den Schluchten herausquakelten, eskierend? Oder war es gar der Böse, der ihm zusetzte? Er begann wie im Fieber zu schauern, und

seine Hand streute ierte Kreuze über Stirn und Brust. Dann riß er von seiner Uhrkette den Lotengahn ab und biß kräftig darauf, um sich zu feien. Aber es half nichts. In seinem Hien fing es zu brodeln und zu tochen an, wie wenn ein Brennstahl auf ihn gerichtet wäre. In seinen Ohren wurde es taub, und er hatte das Gefühl, unter heißem Wasser zu sein. Und ein Gewicht rollte löhmend in seine Lenden und sank in die Knie, die schwerer und schwerer wurden, als ob sie zu Eis erstarrten. Sein Wille erschlaffte. Etwas Fabrizas kam in seine Haltung. Er drückte die Hände gegen die Herseite, die Rippen bebten, und die schwarzen Striche des Entsetzens liefen von den Nasenflügeln über die Mundwinkel zum Kinn. Er begann zu taumeln und trallte die Finger ins Hemd, das in dicker Wulst zwischen Hofe und Joppe herausquoll. Ein Schrei brach auf. „Hilf!“ gellte es durch die Mondnacht, und der Nadel stürzte vom nordöstlichen Abstieg des Fadensteigs in die Brüllschlucht hinab. Und als ob die Heimat den Hilfschrei nicht wollte, warf sie ihn mehrmals durch die Tristen und Wälder zurück, bis er über der alten Mühle erstarrte. Ein paar Steinschm gruppelten noch hinter dem Nadeln dein, dann war alles still wie zuvor, und nur der Wind jaulte leise im Lauschkengestüpp.



November

Rudolf Kriesch

SENSATION IM NACHTLOKAL

EINE SELTSAME GESCHICHTE

Von Ernst Moserichter

Die Viktoria-Bar: Das Lokal. Maurice Lapereau spielt. Direktor Dr. phil. Mondlich.

Mitgehend über ergeben als Summe noch nicht einen Menschen. Kaufflos und denkbar wie Gummi. Eindrucksfähig nur für Reflektionen... Jeder von ihnen ein Augen-diagnosierer. Als einzige Letztur lesen sie nur die Wünsche der Gäste...

Vor einem Jahr ließ der Servierteller Fred eine Mottatasse abwaschen. Geküht, Etadad, freiliche Entlassung... drei Kinder mit Schachlady. Drei Stammgäste blieben aus... Jetzt aber wieder führend, das Lokal.

Undenbar, daß in diesen Räumen ein Jahr schmerzt. Eine kann nichts Negatives Erlebnis werden. Eine Art Abstraktes triumphiert. Der Leib mit allen Hinfälligkeiten wird Ornament. Verfallenes verlieren den Sinn von Verdrängen und werden zu gebrochenen Gefühlen oder seichsten Kunstgewerbe. Aber die Tische hin hauchen nur Courtinens parfümierter Worte, ohne Selbsthaben.

Heute Abend sitzt Herr von Hügel wieder wie immer auf Service 6, Tisch 2. Besten gleiten in der Führung seiner Hände wie Radiergummi über das Porzellan. Der geschlossene Mund dampft radikal die Kan-greuliche seines Gefühls.

Maurice Lapereau spielt dazu „La quatrième Ballade par Chopin“. Herr von Hügel ist fisch. Jeßn Gabelzinken zupfen das essen-

beinerte Fleisch wie eine Harfe... Aber da jehmugelt sich im zerfließenden Genießen eine nähnadelartige Gräte über den Kontrollkontakt seiner Rippen. Einen Augenblick lang hatte er die Technik des Essens vergessen, sich zu sehr in eine Klust gummigen Affektes hingeegeben, und die Gräte steckte als falschesgeistes Gebäl in seiner Speiseröhre.

Der Atem wurde zu Pfeifluft, die Augen tropften wie Mödtingläser, und das Gesicht bekam die Rote eines Einmachglases mit Bier-schudtnarmelade...

Herr von Hügel pufete, kratzte, krächte, rang mit den Armen gegen einen unsichtbaren Gegner und hätte in diesen Sekunden für einen Esstöffel Luft ein Vermögen geboten...

Direktor Dr. phil. Mondlich sah vom Büfett her die Katastrophe. Und erlebte, denn die Immunität seines Lokales war gefährdet. Er sah den Blutdruck des Gastes zweihundert über-schießen...

Niemand wagte von den nächsten Tischen her rettend den Rücken des Bedrängten zu klopfen. Denn inzwischen hätte Herr von Hügel der letzte Vorat an Luft ausgehen können und schon der nächste Schlag hätte eine Leiche berührt... Drerr...! Shocking...! Jgittigitt...! Gräßlich...! Bitte...!

Direktor Dr. phil. Mondlich sammelte alle bevorstehenden Pupillen auf sich, fixierte dem Nöckelnden aufrüttelnde Haltung, Kavaliere-

pflucht und Rücksicht auf sein Lokal, verbat sich mit gespannten Mundwinkeln Blamage, Lektisigkeit und Schlaganfall.

Hielt den Schäumenden wie ein stürzendes Ross am Zügel, gab ihm die Eporen und wurde zu feinen Rückgrat...

Herrn von Hügel Blutdruck sank, die Gräte hatte gattwillig die horizontale Lage aufgegeben und glitt in den Magen hinab.

Die Situation war gerettet. Vacheln flog den Direktor des Lokales wie ein Schwarm Briefstauben entgegen. Von diesem Augenblick an galt er den Gästen als Diktator des Todes.

„Sterben verboten...!“ lösen die Gäste aus seinem Gesicht ab, das von Energie über-schwenmt schien. Mit Überzeugung erfassten alle, daß nun für alle Zeiten diese Lokalitäten mit einem unüberwindlichen Stachelkraut gegen den Tod umgeben waren.

Herrn von Hügel wurde nach Beilegung der Fehde nahegelegt — das Lokal gütigst meiden zu wollen.

Herr von Hügel blieb aus. Und die Viktoria-Bar gewann. Es sprach sich in den Salons herum: hier ist Sicherheit. „Sterben verboten...!“ Dort gelten noch Krankheit, Altern und Tod als salomonfähig.

Stillschweigend füllte man sich zwischen diesen Wänden in den größten Gegensatz zu Sanatorium, Spital und Leichenhalle gebracht. Hier konnte man nie sterben. Erstens hält die hier gepflegte Vornehmheit vor einer solchen Entgleisung zurück, und dann war es durch die Direktoren ausdrücklich verboten. —

Mittmeister a. D. Nagel war wieder einmal von seinem Hausarzt aufgegeben worden. Faden um Faden in seinem Rückgrat riss. Im Bett war er nicht mehr lange zu halten. Er hatte herausbekommen, daß statisch die Mehrzahl aller Menschen in den Rissen stirbt. Und er hatte eine Zenselsangst vor dem Tode, durch-wanderte alle Winkel und Ecken seiner Wohnung, verbrachte Stunden auf der Kohlenkiste sitzend, schlief Nächte im Auszug. Denn von solchen Dingen waren wenig Todesfälle bekannt.

Ein Regimentskamerad erzählte ihm von der Viktoria-Bar.

Dort starb noch keiner. Mondanität gibt Rückgrat, Leben — und dann ist das Sterben so gut wie verboten. Nicht ein Fall — —

Mittmeister a. D. Nagel kam täglich, starb nicht. Die Gesellschaft erzählte sich Wunder. Darüber zu lächeln war Unbildung. Literaten in Mysterium wurden Stammgäste. Theologen tuschelten geheimnisvoll von den Rassen Gottes. Geistesleute frueverweten. Die Viktoria-Bar — ein Gnadenort... Sterben verboten...! Verbot — übernatürliche Wirkung...! Unglaublich...!

Und da viele Menschen auch aus erster Gesellschaft Angst vor dem Tode hatten, wurde die Bar überfüllt bis zu den Garderoben.

Nach einem Jahr wurde in jener Ecke, wo bisher die Pagen mit Ertztrug waren, eine Kapelle errichtet. Alle Wände wurden mit „Sterben verboten“ plattiert... Die Räume wurden erweitert.

Maurice Lapereau spielte jetzt ausschließ-lich Choral...

Bei der feierlichen Einweihung der restaurierten Das stolperte Direktor Dr. phil. Mondlich im dunklen Flur über einen vergessenen Küssel Bronzencintur, die für die Aufschreiben „Sterben verboten“ von den Dekorationsmalern verwendet wurde. Er brach sich das Genick und starb im Schoß der Garderobefrau. Billettnummer 101 bis 199.

Die Gäste zerhäubten. Die Pelzmantel dieser Nummern wurden aus Eichen nicht mehr abgeholt. Am nächsten Abend war die Bar menschenleer...

Obgleich Maurice Raperoan spielte...

Die Vittoria-Bar A.G. kradte zusammen. Die Räume standen Monate leer. Niemand wollte einziehen, — hier ein Geschäft aufgeben...!

Endlich fand sich ein Sargmagazin, das diese Lokalitäten für ein Musterlager mietete.

Und da war es die erste Tat, daß die Aufschreiben „Sterben verboten“ von den Wänden bis auf die Ziegel abgekratzt wurden.

Die Sokratische Methode

Ein alter Schulkat besuchte die Schule eines Dorfes im Mecklenburgischen. Bei den verschiedenen Fragen, die er den Kindern stellte, fand er, daß der Unterricht nicht ganz den Anforderungen der Neuzeit entsprach. Daraufhin nahm er den jungen Schullehrer zur Seite:

„Lieber Herr Kollege, Sie haben den besten Willen; es fehlt Ihnen nur die rechte Methode. Sie müssen die Einsicht haben, die Lösung aus den Kindern herauszulockern; man nennt das: die Sokratische Methode. Ich werde Ihnen ein Beispiel geben; passen Sie recht gut auf.“

Nun, meine lieben Kinder, wie heißt hier der nächste Fluß?

Keine Antwort.

„Was muß man tun, wenn man etwas Böses angestellt hat?“

Justiz Schweißgen; dann sagt plötzlich ein Bub: „Reue“.

„Nicht ganz; aber schon richtig. Was noch?“

Reue und Buße.

„Gut! Nur müßt ihr nicht sagen: Buße, lang; sondern: Buße, mit 2 C. Wie heißt nun der nächste Fluß?“

Die Kinder in lautem Chor: „Die Buße“.

„In welchen größeren Fluß mündet die Buße?“

Alles bleibt stumm.

„Was fällt vom Himmel herunter?“

Ein Mädchen: „Regen“.

„Schön. Was noch?“

„Schnee“.

„Was noch?“

„Schloffen“.

„Ganz recht; und wemals die Schloffen sind? Da ist es —“

„Hagel“.

„So wars gut. Jetzt sollt ihr nur nicht antworten: Hagel, sondern: Havel. — Also in welchen Fluß mündet die Buße?“

Alle Kinder: „In die Havel“.

„In welchen Strom fließt aber die Havel?“

Wieder bloß groß und dumm schauende Augen.

„Zähle du mal.“

Knabe: „Eine, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf —“

„Halt! Nun müßt ihr nicht sagen: elf, sondern: Elbe. In welchen Strom fließt also die Havel?“

Alle Kinder: „In die Elbe!“

„Erlauben Sie, Herr Schulkat“, fiel da der Lehrer ein, „daß ich fortfahre: ich habe Sie ganz begriffen. — Nun, wo fließt denn die Elbe hin, liebe Kinder? Zähle mal du!“

„Eine, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf —“

„Halt! Nun müßt ihr nicht sagen: zwölf, sondern: Nordsee!“ — — —

Abrüstung

Der Fürst von Monaco hat dieser Tage sein gesamtes Heer aufgelöst. Es bestand aus 76 Mann.

Kaum verbreitete sich die Nachricht im Parz von Monte Carlo, so rammte ein Schwede davon und meldete ein Ferngespräch nach Stockholm an.

„Wie?“ fragte man ihn, „was willst du tun?“

„Den Fürsten für den Friedensnobelpreis vorschlagen!“

Der Pantoffelheld

„Meine Frau hat die schlechte Angewohnheit, mich immer mitten im Satz zu unterbrechen!“

„Du Glücklicher! So weit komme ich gar nicht!“

Vorschlag zur Güte

„Edgar“, flötet die Gattin, „lass' mich doch nach dem Süden reisen, ich will dort stets von die träumen!“

„Weißt du was“, meint der Gatte, „bleibe doch lieber hier und — träume vom Süden!“

Das Muster

„Gnädige Frau, dieser Stoff würde ein großartiges Kleid geben!“

„Ach, dieses Muster trägt doch kein Mensch!“

„Und wie wäre es mit diesem Muster hier?“

„Ach, das trägt ja jedermann!“

Mit und ohne

„Bevor ich Ihnen meine Tochter zur Frau gebe, muß ich mich schon über Sie erkundigen. Meine Tochter bekommt nämlich eine Mitgift von hunderttausend Mark mit!“

„Und wieviel bekommt sie mit ohne Erbkündigung?“



Kartoffelschälerin

Kubin

D I E F O T O - S E I T E

Schatten als Motiv

Die Schattenzeit ist das Schattenzeit? — Die Sonne bewirkt durch ihren niedrigen Stand auch während der Mittagsstunden draußen schöne Schatten, die allerdings am frühen Vormittag oder späten Nachmittag noch prächtiger werden. Im Sommer haben wir solche Schatten nur an wenigen Stunden des Tages. Jetzt aber können wir zu jeder Zeit hinausgehen. Immer werden sie uns begegnen.

Schatten haben fotografisch einen ganz besonderen Reiz. Erst durch ihre Anwesenheit entstehen die Lichte und alles das, was ein Bild lebendig macht. Denn der Gegensatz Hell—Dunkel bewirkt ja den eigentlichen Bildgehalt. Schatten können so schön sein, daß sie schon allein sprechen. Und da sie gerade eine ganz besondere Beziehung zur Fotografie haben, soll man sie schon für sich als Motiv nehmen.

Schatten lassen sich nicht nur mit Kunstlicht gestalten. Wer die Augen offen hat, wird sie auch draußen im Freien finden. Hier treten sie uns zum Unterschied von der Heimplatte ganz anders gestaltet auf; wir stehen vor einem Gebiet, das durch seinen Reichtum an Abwechslung nie versiegt.

Schatten wollen aber auch verstanden

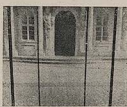
sein, damit wir sie als ein kleines Erlebnis auf unseren Film bannen. Dabei kommt es ganz darauf an, wie wir sie auffassen. Sie können entweder auftreten als Ornament oder lineares Element. Oft ist beides gemischt. Dann läßt sich durch die Art und Weise der Darstellung ein Faktor besonders betonen, dem sich dann zwangsläufig der andere unterordnet. Den ornamentalen Schatten fotografieren wir frontal, direkt von vorn. Dabei werden wir eine Aufnahme gegen das Sonnenlicht antizipieren müssen. Wir gelangen also zu einer reinen Gegenlichtaufnahme, dessen technische Durcharbeitung verstanden sein will, um ein gutes Ergebnis zu liefern. Reichliche Belichtung und zarte Entwicklung sind Voraussetzung. Die Verwendung einer Doppelschichtemulsion kann zum Erfassen der feinsten Tonunterschiede wesentlich beitragen. Denn hier werden die dunklen Partien von der oberen, höchstempfindlichen, die Lichte aber von einer zweiten, weniger empfindlichen Schicht aufgebaut, die darunter liegt.

Zur Darstellung des linearen Gehaltes werden wir dafür Sorge zu tragen haben, daß eine klare Linienführung in die Tiefe des Bildes entsteht. Sie muß das Auge beim Betrachten mitreißen und dadurch ein Stück Plastik ausdrücken. Der Linie können ganz

verschiedene Inhaltswerte eigen sein. Das Weihevoll, das Gesetzte stehen im krassen Gegensatz zum Dynamischen, zum Schwungvollen. Jenes verlangt einen elementaren Aufbau, bei dem Waagrecht und Senkrecht in der Hauptsache vorherrschen; dieses findet seine Verkörperung am besten in einer kühnen Diagonalen, um die sich alles andere gruppiert. Ist sie gebogen, so herrscht das Schwingvolle vor.

Schatten sollen, um wirksam zu sein, nicht als schwarze Linien und Klexe ohne Details erscheinen. Auch sie verlangen eine feine Zeichnung in deutlichen Tonabstufungen. Diese machen vielfach erst den eigentlichen Wert des Schattens aus. Damit wir die Tonunterschiede klar erfassen, bestimmen wir die Belichtungszeit nach den Schatten. Wer sich nach Tabellen richtet, verdoppelt oder verdreifacht die gezeigten Werte. Das ist das ganze Geheimnis.

Schatten können auch grotesk oder lustig sein. Oft geben sie irgendwie ein verzerrtes Bild eines Gegenstandes oder Menschen, und dann entstehen solche Formen. Auch das knipst man. So als Karikatur nebenher! Denn gerade solche Fotos sind oft die eigentlichen Schlager, die eine Bildersammlung erst interessant und wertvoll machen



Unser Foto-Lehrgang

4. Folge.

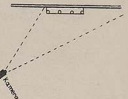
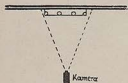
Für die Wahl des Standortes ist die Perspektive von Bedeutung. Sie richtet sich ganz danach, ob Sie das Gebäude direkt von vorn oder etwas seitlich gesehen darstellen wollen. Es ist hierzu allgemein zu sagen, daß eine seitliche Perspektive ein interessanteres Bild ergibt. Stellen Sie sich genau vor der Architektur auf, so wird sie symmetrisch und damit langweilig. Am einfachsten überzeugen Sie sich von all diesem selbst mit Hilfe des Suchers Ihrer Kamera, während die Feineinstellung später erfolgt. Benutzen Sie den Brillantsucher, so müssen Sie senkrecht von oben hineinschauen, weil das Bild sonst schwer erkennbar ist.

Im allgemeinen ist das Bild im Brillantsucher sehr klein, was natürlich die Kontrolle erschwert. Doch läßt sich vielfach mit einer aufsetzbaren Sucherlinse bedeutend leichter arbeiten, weil hierdurch das Bild vielfach vergrößert wird.

Wie stellen wir nun die Kamera auf bzw. nehmen wir sie in die Hand? Da gibt es bei den einzelnen Modellen kleine Unterschiede; doch eines gilt für alle: Die Kamera muß vor allem waagrecht gehalten werden. Geschieht das nicht, so bekommen Sie solche Bilder wie unser hier vorgeführter Amateurfotograf. Je nachdem, ob die Kamera nach oben oder unten gehalten wird, laufen die Senkrechten im Bilde nach oben oder unten zusammen, während sie doch eigentlich in Wirklichkeit parallel sind.

Doch hier gleich nebenbei: Es gibt auch Ausnahmen. Wenn Sie einen Blick von einem Turm herab oder zu ihm hinauf darstellen, so ist eine geeignete Perspektive notwendig. Sie gibt dann besser den Eindruck der Tiefe bzw. Höhe wieder, und die Bilder wirken bedeutend lebendiger. Aber das sind besondere Fälle, deren Anwendung schon etwas Beherrschung des Bildmäßigen voraussetzt.

Wenn Sie ein Stativ benutzen, so kann Ihnen eigentlich die waagerechte Aufstellung nicht schwer fallen. — Viele Kameras besitzen eine Libelle, die eine Möglichkeit zu entsprechender Kontrolle gestattet. Das wird für Aufnahmen aus der Hand wichtig sein.



In vino veritas!

Anton Leidl



Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN- DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Er will sie ärgern

„Ich begreife nicht, warum Peters so viele Gesellschaften gibt.“

„Ganz einfach: er will seine Frau ärgern.“

„Ärgern?“

„Ja. Er muß dann liebenswürdig sein.“

Heldentum

Dame des Hauses: „Lieben Sie klassische Musik, Herr Oberst?“

Der tapfere Offizier: „Ich habe keine Furcht davor, gnädige Frau.“

Dornröschen

Großmutter: „Und was meinst du wohl, was gab der Prinz der Königstochter, um sie aus ihrem hundertjährigen Schlaf aufzuwecken?“

Dorchen: „Das weiß ich nicht, Dini.“

Großmutter: „Was gibt denn deine Mutti dir, wenn sie dich morgens weckt?“

Dorchen: „Einen Köffel Lebertan.“

Zank

Eie: „Wenn du wüßtest, wie dumm du aussehst, als du mich batest, deine Frau zu werden!“

Er: „Und doch sah ich nur halb so dumm aus wie ich war.“

Nur mit neuen Kräften

„Ich weiß gewiß, stürbe ich morgen, du würdest sofort wider heiraten.“

„Nein, Schatz. Ich würde mich erst etwas erholen.“

Splitter

Der geistvolle Mensch sehnt sich wohl nach Ruhe, aber er erträgt sie nicht.

Von Ereignissen, die einen gealterten, findet man sich nicht mehr zur Vergangenheit zurück.

Die meisten scheitern nicht an ihren Fehlern, sondern an ihrer Unfähigkeit, sie wieder gutzumachen.

Einen unberechenbaren Menschen kann man ebenso wenig ganz gewinnen wie man ihn ganz verlieren kann.

Die meiste Zeit wird damit vergeudet, festzuhalten, was man längst verloren hat.

Wichtiger als das Richtige zu tun ist oft, das Falsche nicht zu tun.

Oft tut man sehr viel, indem man nichts tut.

Es gibt Ansichten, die man nicht haben darf, sondern zu denen man kommen muß.

Da hast nur das überwunden, wo hindurch du gegangen bist.

Vieles soll man nicht unternehmen, wenn einem die nötige Ausbildung dazu fehlt.

Das bewußte Leben gestaltet der Entschluß.

Manchem ist nur zu helfen, indem man ihn nicht hilft.

Man soll nichts sein wollen, man soll alles werden wollen.

LAFONTAINE:

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das längere Zeit auf dem Büchermarkt fehlte, erschien soeben das 5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt: Geistreiche ironische, dem Thema Liebe und Ehe gewidmete Noveletten

Das hübsche Buch ist mit 12 ungemein reizvollen Kupfern von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **iedem waldgerechten Sportfischer** gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—, man abonniert bei seinem Briefträger, dem Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Dichter-Anekdote

Adolf Müllner, der Dichter des heute noch oft gegebenen Küherstücks „Der Müller und sein Kind“, war ein sehr eiler Mann und stolz auf seinen Dichtertitel. Als einmal der Buchhändler Bierweg in Braunshweig diesen auf einem Briefumschlag vergessen hatte, schrieb der dadurch gekränkte Dichter an ihn: „Ich verlange mit allen meinen Werten angeprochen zu werden; ich lasse ja, wenn ich Ihnen schreibe, auch niemals das Wort weg.“

Schlösser

Ein reicher kinderloser Mann versprach seinem langjährigen Diener immer sehr viel, ohne ihm jedoch nur das Geringste des Versprochenen zu geben. Einmal fuhr der Diener mit dem Flugzeug, um sich die Stadt, in der er wohnte, von oben betast zu betrachten.

Sein Herr war über diese Geldausgabe entrüstet und meinte, daß er wohl sehr viel Erspartes haben müsse, um es auf solche Weise auszugeben.

Der Diener aber meinte: „Ich mußte doch einmal in die Luft aufsteigen, um nachzusehen wie die Schlösser aussehen, die Sie mir versprochen haben.“

Die Nullen

Der Herzog von Buckingham wurde einmal von einem Bekannten gebeten, sich doch für ihn bei Hofe zu verwenden. Er schloß seine desbezügliche Bitte mit den Worten: „Ich habe niemand mehr als Gott und Sie, die mir helfen könnten!“ Der Herzog antwortete: „Sie tun mir sehr leid, lieber Freund, Gerade wir beide gelten bei Hofe am allerwenigsten!“



Hört Ihr Herr'n

und laßt Euch sagen ...: Männer verworren bei wozu! Schwäche d. willens, anerkannte Kleinbüden-Normen-Präparat „RASPUSAN“ (100 Zähl. RM. 5.80, braun - f. d. Mann; weiß - f. d. Frau). In allen Apotheken! Auf Grund neuer Forschungsergebnisse, hergestellt aus German-Extraktum hervertop. 9. wahlr. Verlang. Die Waare, die 100 Zähl. RM. 5.80, braun - f. d. Mann; weiß - f. d. Frau. Keine unvollständigen! Friedrich-Wilb.-Apothete, Berlin-Charl. 2, Blvd. 143

Redaktionelle Notiz!

Wir berichtigen einen Irrtum, der uns in Nr. 42 der „Jugend“ unterlaufen ist. Die Zeichnung „Halbakt“ auf Seite 665 der genannten Nummer ist nicht, wie angegeben, von J. Lengrüsser, sondern von Prof. Ernst Liebermann, München. Die Redaktion.

Friedrich und die arme Witwe

Als Friedrich der Große in Sanssouci ein Ananas-Treibhaus anlegen lassen wollte, empfahl ihm sein Hofgärtner als geeigneten Platz hierfür den angrenzenden Garten einer behaglichen Witwe, aus welchem diese durch ihre Hände Arbeit ihr notwendiges Auskommen hatte. So wurde mit ihr in Unterhandlung getreten und nach dem Preise gestagt. Die Frau antwortete: „Mein Besiß hat einen Wert von 400 Talern; aber meinem guten König will ich ihn gern für 300 verkaufen. Der Geheimschreiber Schwarz teilte dies dem König mit, und es entspann sich zwischen ihm und Friedrich folgendes Gespräch: Fr.: „Wer ist die Frau?“ — Schw.: „Sie ist Witwe.“ — Fr.: „Sie soll 600 Taler haben, und wie sind ihre Umstände?“ — Schw.: „Sie ist arm.“ — Fr.: „Wie ernährt sie sich?“ — Schw.: „Von ihrem Garten. Vorhin sah ich sie einen Karren Gemüse in die Stadt fahren.“ — Fr.: „Sie soll 800 Taler haben. Ich höre schon sie hat sich rechtlich ernährt und ist nun alt. Und wie ist es mit dem Haus, wird sie weiter darin wohnen?“ — Schw.: „Nein, Majestät, das Haus gehört mit in den Kauf.“ — Fr.: „Dann soll man ihr in der Nähe des Schlosses ein Kolonienhaus anweisen. Wie alt ist sie?“ — Schw.: „Wohl einige sechzig.“ — Fr.: „Sie soll noch 200 Taler dazu haben und ihre Tage in Ruhe verleben.“ — Die alte Frau brach in Tränen aus, als man ihr von dieser Gnade Friedrichs Nachricht brachte. „Gott! Lege doch meine übrigen Lebenstage dem guten König zu und lasse jeden ein Freudentag sein!“ rief sie aus.

W.

Ein Briefwechsel

Der Herzog von Cullow war Protestant geworden. Das war ein schwerer Schlag für ihn, und eines Tages kam ein Handschreiben vom Papst: daß dieser unablässig für die Befreiung der verirrten Seele bete.

Darauf setzte sich Cullow hin und schrieb einen Brief zurück: „Auch



Schlittschuhläufer

Hegenbarth



Dame: „Oh, Sie Armster, warum sind Sie heute ganz allein? Wo ist denn der Junge, der Sie immer begleitet?“
 Blindler Bettler: „Der hat sich selbständig gemacht.“

Die Frau und der große Brockhaus

Von Gabriele Reuter

Der Verlag T. A. Brockhaus hat durch die Herausgabe des 20. Bandes seines mächtigen Lexikons eine Riesenaufgabe vollendet. Es war nicht leicht, unter den für den Buchhandel so ungünstigen Geldverhältnissen das Werk, wie es geplant war, ohne Unterbrechung zu fördern und seit 1928 alle vier Monate den nächsten Band herauszubringen. Diese Neubearbeitung wirkt in völlig als ein Neuschaffenes. Hat sich doch die Welt seit dem Jahre 1870 in all ihren Teilen, in Staaten- und Gesellschaftsbildungen, in Entdeckungen, Technik und Chemie, so tief gewandelt, daß kaum noch eine Seele jenes früheren Werkes zur Zeit noch zureichende Kunde eilt. Was Menschen geleistet haben in dieser für die Geschichte so sehr kurzen Zeit, rollt sich in erschütterndem Zusammenhange vor uns auf, wenn wir die stättliche Reihe der Bände durchblättern, und je mehr wir darin lesen, wirklich von A-Z eine Übersicht gewinnen, wie sie uns sonst nie geboten wird oder auch nur geboten werden könnte.

Über 100 Fachleute, hervorragende Gelehrte und Praktiker ihres Sondergebietes, haben diese kurz gefassten, völlig sachlich gehaltenen kleinen oder längeren Aufsätze ausgearbeitet. So ist der große Brockhaus denn viel mehr geworden als ein Nachschlagebuch großen Stils. Aber man muß diesen Schutz an Wissen auch zu gebrauchen verstehen. Die stättliche Reihe dieser Bände darf kein Prunkstück sein, das die Wohlhabenheit und die schillernde Bildung des Hausknechts bezeugt. Nein, kein Prunkstück, sondern ein Lebenselement soll er weihen, an dem alle Glieder der Familie teilhaben. Kein gründer Blick des Hausknechts, wenn er des heranwachsenden Sohn oder die Tochter beim eifrigen Lesen in einem der Bände betriffen! Ist die Zeit doch längst vorüber, in der man Unwissenheit mit Unschick dem Herrschen verwechselte. Der klärende Knabe ist heute reif genug, um in dem großen Brockhaus nachzuschlagen, was ihn interessiert oder was ihm nützen kann. Es ist in seiner Form geboten, die ihm niemals schaden wird. Das Werk ist aber vor allem gemeines Eigentum von Mann und Frau. Die Veränderungen, die unsere Gegenwart in raschem Wechsel der zeitlichen Entwicklung der Frau gebracht hat und die ihr viele Möglichkeiten der Bildung verschließt, die ihr bisher offenkundig, bedingen es, daß sie sich strebend selbst-bildet, die Quellen zu suchen, an denen sie mißt, ihr notwendige Wissen

auf privatem Wege zu schloffen vermag. Sie soll Hausfrau und Mutter sein. Beides ist heute eine Aufgabe von der allerhöchsten Verantwortung. Ihre Zeit ist reichlich in Anspruch genommen. Tiefe Studien werden zur Unmöglichkeit. Und doch fordert gerade der Beruf der Mutter ein reiches, durch eigene Gedanken belebtes Wissen von ihr. Da wird ihr der große Brockhaus zu einem Ratgeber, zu einem Klärer in manchen wichtigen Fragen. Sie wird ihn, je mehr sie sich selbst denkend in ihn vertieft, um so weniger entbehren können. Jeder dieser Aufsätze, sei es aber Frauenfrage oder -bewegung, über Kindererziehung, über Gymnastik, kulturelle und technische Entwicklung, über geographische oder sonstige wissenschaftliche Forschungsreisen, über neue medizinische Entdeckungen, — ist für sie nicht nur ein Wissensschatz an sich, sondern eine Anregung zu eigenem Denken und zum Durchrechnen mit dem Gatten. Kinder wollen heute keine Feenmärchen mehr hören. Sie interessieren sich für technische Dinge, sind erstaunt und bedürftig, wenn die Mutter sich auch für solche Gegenstände erwärmen kann und etwas von ihnen versteht. Da muß ihnen Ausbeut der große Brockhaus schenken werden, um dies oder jenes nachzuschlagen, eine strittige Frage zwischen den Geschwistern zu beantworten. Der Vater legt seine Zeitung beiseite und erteilt in das Gespräch ein. Ein weiterer Band wird geholt. Man möchte wissen, wie die ersten Sorensen ausstrahlen von diesem oder jenem Gegenstand, den man jetzt nicht mehr eukleben zu können glaubt. Ein anregendes Gespräch füllt den Abend, von dem jeder Gewinn davontrifft. Eine große Fülle charakteristischer und schöner Bilder erhebt den Reiz der Unterhaltung. Der Abend ist vergangen, ehe man sich's versah. Die Jugend bemerkt mit Staunen, daß man sich auch bei den Eltern ablesen und unterhalten kann, wenn der große Brockhaus dazu hilft.

Abends als Letztes Chlorodont -dann erst ins Bett!

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

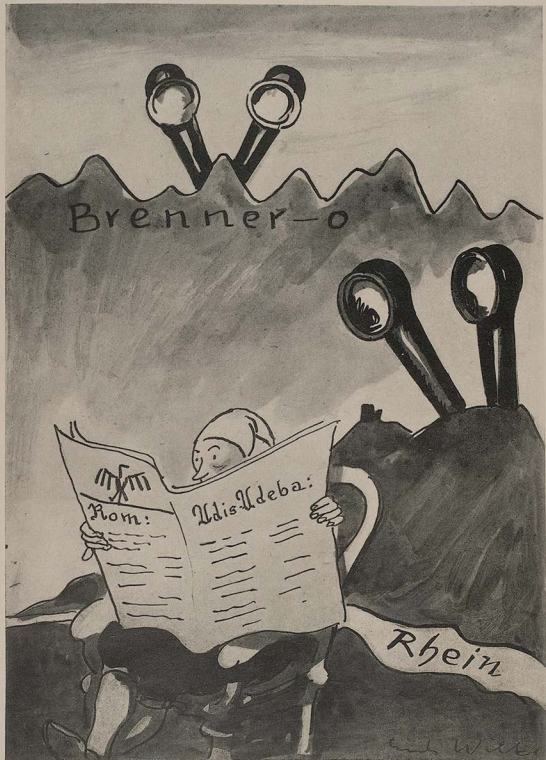
6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Neutral

Erich Wilke

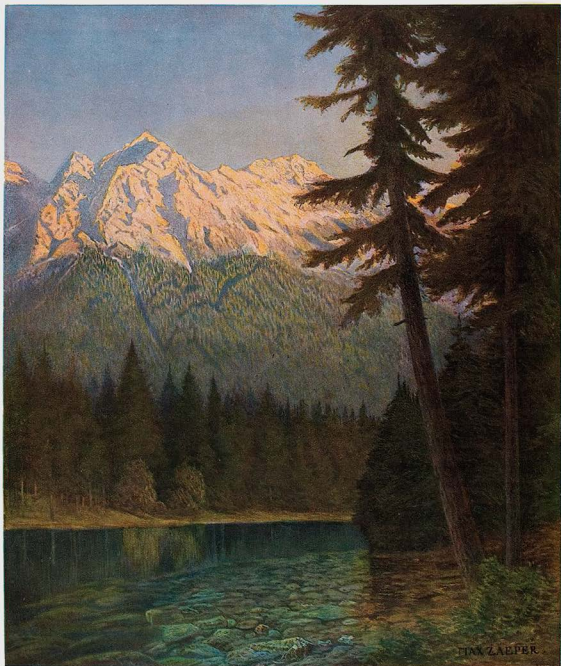


Ei, ei — wer schaut denn da?

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 47



Am Badersee

Max Zaepfer

Der Opferstein

Ein Spiel in Versen

Von Georg Schwarz

Personen:

Gröb, Korbblechter und Bauer
Seine Frau
Michel, beider Kind
Der Faun
Der Kentaur
Die Nymphen
Der Pfarrer
Ein Viehhändler.

Ort: Am Ende der Welt.

Zeit: Gestern und heute.

Illustriert von Else Niemeyer-Moxter

Stube im Hause Gröbs

Gröb:

Tag für Tag den Ziegenkäse!
Weib, erlaß mir das Gefräße!

Frau:

Weiß nicht, Michel, was du hast!
War's die gestern doch noch recht,
Warum ist es heute schlecht?
„Komm, Herr Jesu, und sei unser Gast!“

Gröb:

Meinethalb, in Gottes Namen,
Aber heut zum letzten Mal!
Armut ist die größte Qual!
Wollt', ich könnte hegen! — Amen.

Frau:

Häde nicht! Hab guten Mut!
Mann, wie schmeckt der Käse gut!

Gröb:

Möchte einen Eschaf ergaben,
Träum' von Gold und Edelstein...

Frau:

Wollen froh und dankbar sein,
Daß wir noch die Ziege haben!

Gröb:

's ist ein altes Vieh, ein müdes.
Wenn es morgen aus verreckt,
Und die Beine von sich streckt —
Was ist dann?

Frau:

Der Herr verbißt es!
Könnten keine mehr erwerben.

Michel:

Ziegen-meeckel soll nicht sterben!

Frau:

Still, Kind! Ohne Gottes Willen
Dir am Schopf kein Haar verdienst.
Will er, daß die Ziege stirbt,
Wird er unseren Hunger stillen.
Wie schon manchmal in der Not...

Gröb:

Ach, vom Himmel fällt kein Brot!

Frau:

Mann, ich will nicht mit dir streiten,
Aber ich kann mit dir leiden...

Gröb:

Ist ja grad, was mir mißfällt!
Wollt', du müßtest nicht so sparen,
Könntest in den Schmalztopf fahren,
Wie's die anderen Weiber machen!

Frau:

Lieber Mann, mach' mich nicht lachen!
Ach, wir ändern nicht die Welt!

Gröb:

Einen Zauber mücht ich wissen,
Der uns ganz gehörig frommt!
Eine Flut von Wassergrüssen
Müßt er bringen; den Kalender
Muß ich ändern, Weib, und wem der
Teufel auf den Etelzen kommt!
's müßt aus unserer dünnen Heide,
Wo sich treffen Fuchs und Has,
Werden eine fette Wede,
Daß ein Küblein fände was!
's gäb uns Milch und weiße Butter,
Ech's schon grasen auf dem Feld...
Wärd' es auch noch balde Mutter —
So ein Kalb bringt — bares Geld!!

Frau:

Guter Mann, laß ab vom Wahn,
Zauberei lockt Hagen an!
(Ziegemeecker im Stall)

Hörst du nicht die Ziege, Michel?
Geh' und lange dir die Eichel!
Müßt ihr ein paar Orakeln schneiden,
So Vieh darf keinen Hunger leiden...

Gröb:

Aber ich! — Bin mehr wie's Vieh!
(Ab.)

Frau:

Ach, du bist nur unzufrieden,
Doch so böse war er noch nie!
's ist ja wahr, es ist kein Leben
Für ein Mannsbild, stark wie er!
Doch der Boden gibt nicht mehr.
Täglich sieht er Wassergraben
Durch die Wiesen, doch was nützt's,
Wenn's nicht donnert, regnet, blüht!
Winters überm Körbchen
Ist er ein vergnügter Mann,
Doch im Frühjahr geht es an —
Glück's ihm doch, was auszuspecken!
Etand' ein Küblein uns im Stall,
Ach, viel schöner wär' das Leben.
Hätten Butter, Milch, daneben
Könnten wir von Fall zu Fall
Auf dem Markt etwas verkaufen,
Würden wieder leichter schnaufen,
Legten gar etwas auf Zins...

Gröb:

Mach' die Tür auf, Weib, ich bin's!
(Frau öffnet, der Bauer wälzt einen
Stein herein.)
Holter polter! Doch' dich um!

Frau:

Ei, der Stein! Welch' Niesentrümm!

Gröb:

Mitten unterm Futterstüchden
Plötzlich klang die Eichel hell!
Denk' ich, halt! Ein Eschaf! Und schnell
Greif ich zu mit allen Beiden —
War's ein gut behäuteter Stein,
Muß doch was Besondres sein!
Stecht vielleicht ein Eschaf darinnen,
Kann vermauert um und um —
Könnt' vielleicht was mit gewinnen —
Doch' 's ist ein Altertum!

Frau:

Gabst du 's Futter auch der Ziege,
Michel?

Grob:
Ja, sie fraß wie toll!
Wär's ein Stein aus einer Stiege? —

Frau:
Und das Euter? —

Grob:
Hängt recht voll! —
Ist doch nie ein Schloß gefanden
In der Gegend — oder doch?

Frau:
Manch ein Stein hat solche Kanten —

Grob:
Aber oben ist ein Loch!
Und das hat nicht jeder Stein,
Muß was ganz Besond'res sein!

Frau:
Bist so wunderfösig heute!
(Es klopft.)

Pfarrer:
Gott zum Gruß, ihr braven Leute,
Sorgenkindein! Nun, wie geht's?

Frau:
Leidlich —

Grob:
Schlechte, o Herr, Ihr seht's!

Pfarrer:
Müß's halt mit Geduld ertragen,
Wenn das Glück euch nicht begabt.

Frau:
Setzt Euch, Herr!

Pfarrer:
Danke! Darf ich fragen,
Wo ihr das gefunden habt?

Frau:
Ein gemeiner Stein, Hochwürden!

Grob:
Händ ihn draussen vor dem Haus —

Frau:
Dummheit, ihn sich aufzubürden!

Pfarrer:
Sieht nicht so gewöhnlich aus!

Grob:
Was Ihr sagt!

Frau:
Darf man Euch fragen?

Pfarrer:
Ei, warum nicht?! Wascht ihn rein!

Grob:
Will's gleich tun!

Pfarrer:
's ist sozusagen
Ein miraculöser Stein!

Grob:
Steckt vielleicht ein Zauber drinnen?

Frau:
Bringt der Stein uns gar ein Glück?

Pfarrer:
Müßt nicht immer idisch sinnen!
Doch verkehrt euch zurück:
In die Zeit, als Roms Kohorten
Sich quartiert in unser'm Land —
Ei, da brannte allerorten
So ein Heidenopferbrand
Eben auf so einem Stein,
Wen ihn ihn geschnitten bereit!
Sei es, daß sie nun der Erbes,
Ihrer Gabenpendein,

Opfereten — nun immerhin! —
Drum der Stein!

Frau (betend):
O heilige Theres,
Hilf auch uns!

Pfarrer:
Einfältiger Sinn!
Nicht die heilige Theres
Ist's, von der ich rede ist,
Sondern ein gar heidnisch Wesen —

Grob:
Halt sie dann, hat's was genügt? —

Pfarrer:
Große Unschuld! Gott, der Vater,
Jeden, der ihn bittet, hört —
Ob er ihn auch falsch beschwört!

Grob:
Danke Euch, Herr!

Frau:
Seid ein Berater,
Wie man selten einen findt!

Pfarrer:
Wo steht Michel, euer Kind? —

Frau:
Glad holt er Euch eine Schüssel
Saurer Milch, wie Ihr sie liebt!

Pfarrer:
Habt zum Hämmeleisch den Schlüssel,
Seid die Armut, die noch gibt!
(Michel bringt die Milch.)

Nun, mein kleiner Mann, wie geht's?

Michel:
Bring die Milch, Herr Pfarr, Ihr seht's;
Wünsch Euch guten Appetit!

Pfarrer:
Oh, den bring ich heute mit,
Wenn man so zwei Stunden geht!

Frau:
Galt' die Händlein, Kind, und bet!

Michel:
„Komme, Herr Jesus, und sei unser Gast
Und segne, was du bescheret hast!
Amen.“

Pfarrer:
Amen! Amen! O, wie gut
Schmeckt die Milch, geht kühl ins Blut.

Frau:
Sag's mir immer, nur mein Mann —
Doch ich klag ihn ungern an!

Pfarrer:
Was hat er, der Mann, gesagt?

Frau:
Unzufrieden ist er, klagt —

Grob:
Tag für Tag mir Ziegenkäse,
's ist ein jämmerlich Gefräß!

Pfarrer:
Denk, daß die's der Herr beschert,
Mancher das noch heiß begehrt!

Grob:
Möchte ja auch gar nicht klagen,
Doch es zwinkt mich oft der Magen.

Pfarrer:
Wenn er gar so schwer verdaut,
Euch' die halt ein Bauchwehstaut!
So, geht wiß ich mit den Mund;
War's nicht eine schöne Stund?
(Steht auf.)

Grob:
Was den Stein betrifft, Hochwürden,
Ist er, unter uns, was wert?

Pfarrer:
Wär' er etwas wert, so würden
Steine mehr als Brot begehet!
's ist halt eine „Hergenschüssel“,
Aber sonst zu nichts mehr gut;
Schau und pußt sie ein bißel,
Etwas gahlt euch wohl der Zud,
Nun lebt wohl und laßt mich gehn,
Übers Jahr auf Wiedersehn!
(Ab.)

Vor dem Haus

Frau:
Michel, schick dich! Es ist Zeit,
Und der Weg zum Markt ist weit!

Michel:
Mutter, darf ich dir was fragen?

Frau:
Kind, die Körbe sind zu schwer,
Würdest dich bald sehr belangen;
Geh nur lustig nebenher!

Grob (durch ein Fenster schauend):
Frau, ich hab dir eine Bitt!

Frau:
Eil

Grob:
Bring auch ein Würstlein mit!
's ist ja nimmer zu ertragen,
Schon seit Wochen knurrt mein Magen,
Knurrt und lechzt nach einer Wurst ...

Frau:
Wenn die Körbe etwas gelten,
Gern! Doch darfst du mich nicht scheuten,
Wenn —

Grob:
Dann — hab ich schon Dars! —
Hättst du übrig's Geld im Taschlein,
Bring mir auch ein Bier, ein Gläschlein,
Dunkles, doppelt eingestofft nes!
Ist doch wirklich nichts Verbot'nes.

Frau:
Guter Mann, du wirst schon seh'n,
Ob es geht; jeht laß mich geh'n!
Teil auch keine Bauberei,
Lockt die Herren nur herbei!
(Frau und Michel ab.)

Grob (den Stein vor die Tür wälzend):
Holter polter! Dech dich um,
Heiliges Mirakulum!
Sollst mir helfen reich zu werden —
Nur so lang ich leb auf Edein!
Was darnach ist, sei mir gleich,
Dann find andre arm und reich,
Krautblatt und Kartoffelbüßig,
Gelbe Rüben, Kartoffel, Lauch
Geh ich gerne her — so wißig
Wie die Körner sind wie auch.
(Betet.)
„Liebe, gute, heilige Theres,
Freue dich am Opfercaud!
Himmelwasser, ach, beschere' es
Mir, du weißt, wieviel ich brauch!“
Wie das knattert, qualmt und stinkt
Und das ganze Tal vernebelt,
Steigt und hin und wieder schwebelt —
Und am Ende niedersinkt,
Daß ich kaum mich selber seh',
Nicht mehr merke, wo ich steh!



(Der Faun erscheint, durch den
Qualm tretend.)

Halt! Ich kenn dich! Meckte nicht!
Teufel, hab' ich dich gerufen?!
Hat der Kael ein Becksgesicht,
Haar am Leib und steht auf Hufen!
Und ein Bart, ein ziegelroter —
Ist's der Teufel wirklich? — oder —
Schickt die Theres mir den Mann,
Weil sie selbst nicht kommen kann?

Grob:

Sag, was willst du?

Faun (nachlässend):

Sag, was willst du?

Grob:

Kiss mich nicht! Geh' mir zur Hand,
Wasser schaff', daß eine Kuh
Graßen kann auf meinen Land!

(Zustimmendes Gemacker des
Fauns.)

Scheint mich wirklich zu verstehen,
Gehst ja besser, als ich dachte!
Geh dich!

(Langt den Mostkrug vom Fenster-
sim.)

Die Geschäfter geben
Besser, wenn man trinkt und lacht!
(Schenkt ein.)

Prost! — Na, der hat einen Zug,
Cauft wie's Wasser meinen roten
Most!

Faun:

Aah!!!

Grob:

Doch mein Krug
Hat am Ende einen Boden!
He! Er wird fadel, der Heide,
Glängt schon richtig im Gesicht!
Doch, jetzt mach ich's mit der Kreide,
Das Gepappel nütze ja nicht!

(Geht ins Haus; der Faun wartet,
bis er verschwunden ist, trinkt dann
schnell aus und schenkt sich wieder
ein.)

Grob (kommt wieder mit einer Kreide und
beginnt auf dem Tisch zu malen):

Wasser brauch ich, Quellen, Wasser!
Mal' es auf den Tisch die! So!
Kael, du säusst ja immer krasser,
Gar noch aus dem Krug! Oh!
Besser kann ichs schon und schneller!
Aufgepaßt, jetzt kommt die Kuh,
Und sie legt grad einen Teller
In das Gras. Verstehst du's?

Faun:

Muh!!!

Grob:

Gelt, der Most hebt die die Zunge!
Bist doch wirklich nicht so dumm
Wie du ausschaust. Gut im Schwunge
Und wie jetzt. — Wer geht hier um?
Horch! Da kommt mein Weib gegangen!
Schnell die Schürze von der Wand
Und die Blöße ihm verhangen,
Zucht und Eit' muß sein im Land!
(Bindet ihm eine blaue Schürze vor.)
(Frau und Michel gehen ins Haus.)

Wie gefällt dir der Besuch,
Den ich dir ins Haus geseht?

Frau:

Bist nicht sonderschick erschreckt;
Nur ein scheußlicher Geruch...

Grob:

Et, wie sprichst du so vermessend
Von der heiligen Theres' Mann,
der uns allen helfen kann!
Geh und bring bald was zu essen!
Sind die Körbe all verkauft?

Frau:

Lange fand sich keiner ein;
Niemand hat sich drum geraut.

Grob:

Schlag doch gleich ein Wetter drein!
Und die Preise?

Frau:

Schlecht sind sie!

Grob:

Leben soll man wie ein Vieh!
Doch das muß jetzt anders werden.

Frau:

Nimmst die d e r da die Beischwerden?

Grob:

Wart' es ab und bring was her!
(Zum Faun.)
Ja, Freund, unsereins hat's schwer!
Bei der Ungeduld der Frauen
Kann man sich nur selbst vertrauen.
(Michel tritt hinzu.)
Mädel, nun was willst du da?

Michel:

Reißt der Teufel mit, Papa?

Grob:

Ja! Ich hab ihn eingeladen,
Wird euch beiden gar nichts schaden!
(Die Frau bringt das Essen.)

Frau:

Nun, so sei's! In Gottes Namen!
„Kommt, Herr Jesus, und sei unser Gast!
Und segne, was du bescheret hast!“
Amen.

Grob:

Amen.

Michel:

Amen.

Faun (während des Gebetes unruhig ge-
worden):

Uh!!!

Frau:

Merkst du gar nicht, wer er ist?

Grob:

Nun, dann weißt vielleicht es du?!

Frau:

Sicherlich ist er kein Christ,
Könn' sonst Gottes Namen hören!

Grob:

Doch er hilft uns, nicht's beschränken! —
Hast du auch ein Bier gebracht?

Frau:

Ja. Doch ich hab mir gedacht —
(Stößt ihn an.)
Laß dir nicht so deutlich winken! —

Daß wir das — alleine trinken!

Grob:

Hät zwar großen Durst darauf —

Frau:

Epar's gern für den Abend auf.

Grob (an den Faun):

Nun, wie schmeckt's, Herr Better?

Faun (reibt sich den Bauch):

Aaaa!

Frau:

Güts! schon, der bleibt immer da!

Grob:

Hüß! ihn auf die Hinterbeine!

Doch er weiß schon, was er will!

Zieh! Er gibt ein Zeichen, still!

(Der Faun springt auf, lauscht und gibt dem Bauer ein Zeichen, ihm zu folgen.)

Frau:

Wißt du Weib und Kind alleine?

Grob:

Hab' nur euer Glück im Sinn.

Frau:

Scheid' in Gottes Namen hin,

Aber laß dich in nichts ein,

Denn es kömmt der Teufel sein!

Wiese im Wald

Kentaur (sich am Bach niederlassend):

Müß' gelaufen, haben geritten —

Mädchen, gib mir endlich Ruh!

Nymfhe:

Starker Freund, ich muß dich bitten,

Spieß noch mit mir Blindes!

Kentaur:

„Alter Esel“ willst du spielen

Mit mir! Nimm dich mit in acht —

Schwupp! Schnell ist von deinen vielen

Räumen, die so lustern schiden

Nach dir — einer umgebracht!

Nymfhe:

Eiserstücker, vergrämter

Freund, sie nicht so fürchterlich!

(Der Kentaur schnarcht.)

Alter Esel, unverschämter!! —

Niemand kümmert sich um mich!

(Faun und Bauer erscheinen hinter Bäumen.)

Grob:

Himmel! Herr! Ein nacktes Mädchen!

Hat sie wirklich gar nichts an?

Wie ich sehe — auch kein Mädchen!

Nein, ich traue mich nicht heran.

Hab' noch eine Scham am Leib —

Hu! Wie keck ist solch ein Weib!

Nymfhe (singend):

Was sprudelt so hell

Wie die Quelle?

Was hüpfst so schnelle

Wie die Zerklein?

Macht ierliche Gängelein

Wie ein Schlingelrin?

Nicht und freut sich,

Langt ohne Strampfe,

Die Nymfhe,

Hü!

Hühi, hah, hah, heho!

Huhu, heho, hühi, hah!

Grob:

Ein Mann mit Pferdeleib und Beinen

Wälzt sich im Schloß, als nie so einen.

Nymfhe:

Hühi, hah, hah, heho!

(Der Faun springt auf sie zu, ergreift sie und schleppt sie in den Wald.)

Grob:

Was soll ich mit dem Jappelleib?!

Hab' doch zu Haus ein braves Weib.

Beschon' mich, heiliger Mann, damit,

Zu' sonst weiter keinen Schritt!

Kann sie doch nicht nach Hause nehmen,

Müßt mich vor in eignen Kinde schämen!

(Beide verschwinden mit ihrem

Raub im Wald.)

Eho:

Hühi, hah, heho, hah!

Kentaur (erwartend):

Süßes Mädchen an der Quelle!

Ist mein Fädchen mit entflohen!

Quellenmensch, ich krieg dich schon!

Bist du listig, bin ich schnelle!

Wag' dich einer zu entführen!

Meine Hufe wird er spüren!

Jeden tag' ich, daß er pißt,

Sei's Faun, Centur oder Bauer!

Herzules, kein Joesuß müßt

Sich mit mir, dem Kräftkentaur!

(Ab nach falscher Richtung.)

Andere Stelle im Wald

Fels im Vordergrund

Grob:

Wart, ich kneiß' die in dein Fell,

Bringst mich nicht umsonst in Hüß!

Schau, da vorne wird es hell —

Hab dich! Ha, ich bin ein Biß!

Oh, wie ist das Häutlein feiß!

Kühler als bei einem Fiß!

Nymfhe:

H—ach!!

(Läßt sich auf den Felsen nieder.)

Grob:

Wie leicht kommt man ins Schwitzen,

Hab schon lang nicht mehr gerauß!

Muß ein wenig niedersitzen.

Hu! Wer singt da an zu spießen?

Meiner Eiz! Ich werd' getauft!

Erde, Fels und Bäume ütern,

Regen fällt und Nebeldunst!

Will's am hellen Tag gewittern?

Ist das Herzauberkräft?!

Wohlbekannt ist mir die Stelle —



Theres, nimmst du mir die Dual?

Aus dem Felsen — springt die Quelle —

Und da unten liegt mein Tal!

Ei gesegnet, Silberbogen,

Der aus grauem Dunst springt

Und in schäumend spritzigen Wegen

In mein Wiesentalchen dringt!

Grob ist heute guter Dinge,

Möchte tanzen, seinen Sohn

Und sein Weib im Kreise schwingen!

Jüret nie nicht, mich treib's davon!

(Ab.)

Vordem Haus

Grob:

Sieh, liebes Weib, wie unsere Wiesen

grünen,

Seidend das Mädchen auf dem Felsen

ruht —

Mein Bäcklein schäumt, ich darf mich

wohl erkränken,

Zu sagen, was ich für euch tat, war gut!

Freut es dich nicht?

Frau:

Es wär mir lieb gewesen,

Wär's ohne Faun dabei abgegangen.

Grob:

Ich weiß zu, hab' ich mal angefangen!

Wenn man ihn richtig führt, kehrt jeder

Besen.

Frau:

Hältst ihn doch auch dafür?

Grob:

Ihn?

Frau:

Für den Teufel!

Grob:

Ich mag nichts wissen, werd' ihn auch

nicht fragen;

Ich sehne mich nur noch nach besser'n

Tagen,

Hab' Mut und sei kein armes, kleines

Häufel!

Frau:

Da kommt ein Mann quersfeld grad auf

uns zu

Und führt am Halfter eine junge Kuh!

Viehändler:

Erlaubt, daß meine Kuh auf eurer Wiese

Ein wenig frist, sie findet weit und breit

kein Futter, keine Weide so wie diese —

Erlaubt's — ihr seht es, daß sie hungrig ist!

Grob:

Läßt sie nur weiden!

Viehändler:

Seht ihr's wirklich gerne?

Ich bin schon dreißig Tage unterwegs,

Da arme Vieh fraß Blätter vom Weizen,

Und seht, wenn's durstig war, aus der

Zisterne.

Da treff ich, eh sie fällt, auf euch gerade —

Habt ihr kein eignes Vieh? so ist wirklich

schade.

Grob:

Wie füttern eine Fiege.

Viehändler:

Habt ihr Mut?

Grob:

Gerwis — und unternehmende Gedanken,

Sag ich Euch, mehr als Haare unterm Hut!

Auch der Himmel mächte sich drein,
Sieh, die Wetterwand, die sahle!
(Es donnert.)

Müchel, teuf die Kuh herein,
Donner poltern überm Lale!
Gott im Himmel, welch Geschrei
Auf dem Berge, bei dem Geßen,
Auch ein Weibsbild ist dabei,
Wie sie sich im Staube wälzen!
Da — ein Bliz, oh, der schlag ein,
Wied doch keiner troffen sein!

Viehändler:

Oh, was hat man Euch gemacht,
Hab im nahen Wald geschlafen,
Kann nicht weiter gestern nacht.

Frau:

Herr, als wir uns gestern trafen
War uns hold und gut das Glück —
Ach! Ihr wollt die Kuh zurück!

Viehändler:

Wenn Ihr Unglück habt, so seid
Ihr nicht fähig, sie zu halten. —

Frau:

Estraß uns nicht bei allem Leid!
Lieber Herr, o laßt's beim alten!

Viehändler:

Stübt sie nur gleich her am Stück!

Frau:

Wollt Ihr uns nicht mehr vertrauen?

Viehändler:

Grau, Euch traf das Mißgeschick!

Frau:

Zwischen Nacht und Morgengrauen!
(Kentaurenschrei: „Horrido!“)
O welch Geschick!

Viehändler:

Großes Moses, steh mir bei!
(Kentaure und Nymphen eilen vor-
über.)

Nymphen:

Starker, Mächtiger, laß mich los!

Kentaure:

Schwing dich flugs auf meinen Rücken!
(Ab.)

Viehändler:

Liebe Frau, ich werd mich drücken,
Bin kein Freund von Hieb und Stoß!
Mit dem Hindvieh bleibt's beim alten!
(Ab.)

Frau:

Gott Lob, daß wir es behalten!
(Grob und der Faun verfolgen den
Kentaure.)

Grob:

Drauf! Es ist nichts zu verlieren!
Wart, ich krieg dich, geiler Hengst!

Frau:

Mann, verloren sind wir längst!
Oh, was willst du noch riskieren?
(Beide ab.)
(Unerwartet erscheint der Pfarrer.)

Pfarrer:

Gott zum Gruß! — Was geht hier vor?
Höllengeister, Teufel, Hexen,
Pferdemänner, Drachen, Echsen,
Die man ehemals beschwor!
Treibt man frevelnd Zauberei? —
Halt, da bin ich auch dabei!
Will mal kräftig erzörern!
Gegentanz und Zauberei
Darf im Sprengel nicht florieren!



Frau:

Herr, ich hab ihm abgeraten,
Doch wer hört auf eine Frau!

Pfarrer:

Büßt nur mit für seine Taten!

Frau:

Ach, er hielt sich für so schlau.
(Donner und Bliz.)

Pfarrer:

Gott im Himmel, welch Getöse,
Bliz und Donner, Knall und Krach!
Ist denn gar die Hölle wach?
Auferstehst allhier der Böse!
(Grob eilt freudig herzu.)

Grob:

Gottes Zorn hat eingegriffen,
Plötzlich hat ein scharfer Bliz
Diesen Vieh uns Oht gepfliffen
Und getödtet von der Hölz
Sant es hin, verbrannt, gebräunt ...
Doch wem steh' ich gegenüber?

Pfarrer:

Deinem Sedenhüt, mein Freund!
Drunter geht es hier und drüber!
Triebst du frevelnd Zauberei?

Grob:

Herr, 's war nicht viel Kunst dabei!

Pfarrer:

Willst du, was du tatest, sagen?

Grob:

Ei, ich tat, wie Ihr' geleht ...

Pfarrer:

Ich — geleht? —

Grob:

Vor wenig Tagen.
War mir auch Erfolg beschied.
Seht, wie meine Wiesen stehn!

Pfarrer:

Eag mir, Grob, was ist geschähen?

Grob:

Hab der lieben, heiligen Thees
Ein Brandöpfchen gebracht ...

Pfarrer:

Unfinn! Meinte doch die — Gees!

Grob:

Dacht mir's, daß Ihr Euch verspracht!

Pfarrer:

Niemals! Nein!

Grob:

Der Dpferrauß
Freute sie, sie half ja auch!

Plötzlich bobeten Wasseradern
Sich ein Loch durch Felsenquadern —
Niederhäubten Wasserwegen,
Und ein Quell, ein schlanter Bogen
Glänzte silbern in der Luft,
Stand im Regenbogenstuf!

Pfarrer:

Oh, Ihr macht mich stutzig, Mann!

Grob:

Sollt es Ihr unmöglich sein?!

Pfarrer:

Wenn es nützte — freilich — dann —
Sei gewiß die Heilige ein!

Grob:

Seht das glitzernde Gewimmel
Kleiner Bächlein durch das Gras!

Pfarrer:

Unerforschlich ist der Himmel,
Gotteswunder nenn' ich das!
Schlingt Ihr auch die Höllengeister
Aus dem Felde? Ist's gewiß?

Grob:

Herr, Sie wurden mir nicht Meister!

Pfarrer:

's ist der Haß der Finsternis,
Der sie antrieb zu vernichten,
Was die Heilige Euch geschenkt!

Grob:

Dieses kleine Haus, bedenkt,
Ist leicht wieder aufzurichten.
Geru' mich, daß die Felsenquelle
Fließt und daß das Kühlen frist —
Weib, räum auf! Wo ist die Kelle?

Pfarrer:

Meines Amtes aber ist,
Diesen Wunderquell zu weisen —

Grob:

Ihr besäumt uns!

Pfarrer:

Keinen Grund!
Und den Tag zu beneiden,
Wo der Segen uns erstund!

Frau:

Bracht' er uns auch Ungemach!

Frau:

Weib, noch heut fließt ich das Dach!

Pfarrer:

Mit der ganzen Dorfgemeinde
Fahnen und Musik voraus,
Machen jedes Jahr wie eine
Wallfahrt aus dem Dorf hinaus
Zu dem lauteeren, wunderbaren
„Quell der Heiligen Theresen“,
Daß, wer krank und hoch in Jahren,
Neu am Lebensquell genest! —

Michel:

Mutter, schau, der — böse Stein!

Frau:

Bringt ihn her!

Pfarrer:

Im sei verzögert!

Grob:

's ist ein Stein. Wie mauern ihn
In die neue Stallwand ein,
Dort wird er uns nicht erschrecken —

Frau:

Und die Kuh kann Salz draus lecken!

Finis.



Kleinstadt

Romberg

Die Analphabetin

Nach dem Russischen des Michail Soschtschenko
von Irmela Linberg

Pelagia war des Lesens und Schreibens unkundig. Sie verstand nicht einmal ihren Namen zu unterzeichnen. Pelagias Mann dagegen war verantwortlicher Leiter im Amtsbezirk.

Früher einfacher Bauer aus dem Dorf, hatte er während eines fünfjährigen Aufenthalts in der Stadt sich in manchem vervollkommen. Nicht nur, daß er seinen Namen unterzeichnen konnte, er verstand — weiß der Teufel — auch sonst alleshand.

Und es war ihm äußerst peinlich, daß seine Frau so ungebildet war.

„Wenn du, liebe Pelagia, wenigstens lernen wolltest, deinen Familiennamen zu unterschreiben“, bat er sie wiederholt. „Er ist ja so einfach und besteht aus nur zwei Silben: Kuschi-

kin. Nicht einmal dieses simple Wort kannst du hinmalen — es ist wirklich unangenehm!“

Pelagia aber winkte mit der Hand ab und antwortete: „Wozu, lieber Mann, habe ich deine Hand? Ich bin nicht mehr jung, selbst meine Hand ist ein wenig steif geworden, weshalb soll ich am Ende meines Lebens noch lernen und Buchstaben schnörkeln? Das überlasse ich den jungen Pionieren der Wissenschaft. Ich werde auch ohnedem ein friedvolles Alter haben.“

Nun, Pelagias Mann war eine sehr beschäftigte Persönlichkeit und konnte für seine Frau nicht viel Zeit aufwenden. So schüttelte er nur zu ihren Reden den Kopf, seufzte: „Pelagia, Pelagia —“ und verstummte.

E einmal aber brachte er ihr doch eine Zabel mit.

„Hier“, sprach er, „hast du ein Büchlein zum Selbstunterricht, zusammengestellt nach den neuesten Methoden. Ich will dich gern darin unterweisen.“

Pelagia lächelte nur, nahm das Buch, drehte es ein paarmal herum und schloß es in ihre Kammern ein.

„Möge es dort liegen“, dachte sie, „vielleicht wird es meinen Nachkommen einmal von Nutzen sein.“ —

E einmal aber geschah es, daß Pelagia sich an ihr Nähstichchen setzte, um die Toppe ihres Gatten zu flicken, an der ein Aermel durchgerieben war.

Da faß sie nun, hielt die Nadel in der Rechten und hob mit der Linken das Kleidungsstück an die Augen.

Auf einmal knisterte etwas zwischen Oberstoff und Futter.

„Sollte er Goldscheine in der Tasche vergessen haben?“ schloß es Pelagia durch den Kopf und sie griff hinein. Es war ein Brief, den sie hervorzog, ein zierlicher, sauberer Umschlag, seine kleine Buchstaben und das Papier, leicht parfümiert, duftete nach kölnischem Wasser.

Pelagia fühlte den Herzschlag stocken.

„Sollte denn“, überlegte sie, „mein Mann mich am Ende betrügen? Sollte er gar Liebesbriefe mit regelrechten Damen wechseln und sich dabei über mich unwissende Eosin lustig machen?“

Langsam starrte Pelagia den Umschlag an, zog das Schreiben heraus, entfaltete es, — konnte aber kein Wort entziffern.

Jam regelmäßig in ihrem Leben bereute sie es, nicht lesen zu können.

„Wenn es auch ein fremder Brief ist“, erwog sie, „so muß ich doch erfahren, was man ihm schreibt. Vielleicht wird sich daraufhin mein ganzes Leben ändern und ich werde wieder in unser Dorf zurückkehren müssen...“

Bei dieser Vorstellung fing Pelagia bitterlich an zu weinen und es schien ihr, indem sie sich der letzten Wochen erinnerte, so, als ob ihr Mann sich verändert hätte, ja, als ob er sein Schmerzbarthen allzu sorgsam aufzuwickelte und sich gar öfter als nötig die Hände wusch... —

Da sitzt nun Pelagia, starrt den fremden Brief an und vergießt zahllose Tränen. Aber was er enthält, erfährt sie trotzdem nicht, denn sie mag keinen dritten ins Vertrauen ziehen.

Zitternd biegt sie ihn endlich in ihrer Kammer, flüßt die Fäden zu Ende, wartet auf ihren Mann.

Als er eintritt, verbirgt sie geschickt ihre Verregung, unterhält sich in ruhigen, gleichgültiger Art mit ihm und macht eine Andeutung, daß sie nicht abgeneigt sei, mit der Erlernung des Lesens und Schreibens jetzt zu beginnen, da sie es überflüssig wäre, als simple Analphabetin weiterzulernen.

Darüber zeigte sich ihr Mann hoch erfreut. „Ausgezeichnet“, sagte er, „ich selbst will dich unterrichten.“

„Gangen wir doch sofort an“, meinte Pelagia.

Und sie blickte angezerrt auf den gleichmäßig beschmitzten, aufgewirbelten kleinen Schmerzbarthen ihres Gatten...

Zwei Monate lang mühte sich Palagia Tag für Tag mit der Erlernung des Lesens und Schreibens ab. Geduldig stellte sie aus Lauten Silben, aus Silben Worte zusammen, formte Buchstaben und lernte Tag für Tag auswendig. Und jeden Abend, wenn sie allein war, entnahm sie ihrer Kammerde den verhänglichen Brief und verlaschte seinen geheimnisvollen Sinn zu enträtseln. . . . Das war aber nicht einfach.

Im dritten Monat erst konnte Palagia ihre Aufgabe lösen.

Eines Morgens, als ihr Mann zur Arbeit gegangen war, nahm sie wiederum den Brief und begann an ihm zu studieren. Mühsam nur gelang es ihr, die seine Handschrift zu entschlüsseln. Immer aber, wenn sie erlahmen wollte, erinnerte der kaum noch merkliche Duft des Papiers sie, nicht die Geduld zu verlieren.

Das Schreiben war an ihren Mann gerichtet und lautete folgendermaßen:

„Sehr geehrter Onnesio Kutschkin, anbei überende ich Ihnen die versprochene Bibel. Ich glaube, daß Ihre Frau in zwei bis drei Monaten fließend lesen und schreiben wird. Bitte, lieber Freund, pauken Sie mit ihr, und schärfen Sie ihr vor allen Dingen ein, wie widerwärtig Unbildung ist.“

Noch in diesem Jahre wird die Unwissenheit in ganz Sowjetrußland mit allen dem Staat zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden. Sollten wir da nicht zu allererst an die uns am nächsten Ersehenden denken?

Erfüllen Sie daher unbedingt meine Bitte, Jon Nikolschewitsch.

Mit kommunistischen Grüßen

Ihre Maria Blochin.“

Dermal überlas Palagia den Brief. Dann begann sie, mit zusammengepreßten Lippen und von einem Gefühl dunkler Kränkung erfaßt und doch seltsam erlöst, zu weinen. . . .

Beweis

„Und liebst du mich wirklich, Eduard?“

„Könnt' ich sonst diese unausföhrliche Frage dreißigmal des Tages so geduldig abhören?“

Erwiderung

Ein Herr ersuchte gelegentlich eines Festessens seinen Nachbar um die Gefälligkeit, ihm etwas Brot hinüberzureichen.

Dieser bemerkte gereizt: „Aber mein Herr, halten Sie mich für einen Kellner?“

„Nein! Ich hielt Sie für einen Gentleman!“

Weise

„Vater, was ist das, wenn einer zu lebenslänglich und ein Jahr verurteilt ist? . . . Er kann doch nicht lebenslänglich sitzen und nachher noch ein Jahr!“

„So klug ist das Gericht auch, dumme Junge, und darum muß er das Jahr natürlich vorher absetzen!“

Entwicklung

„Was ist eigentlich aus deiner heimlichen Liebe geworden?“

„Eine unheimliche Ehe!“

Kinder

„Lante, stimmt es, daß wir den Mond sehen, wenn du die Augen zumachst?“

„Wie kommst du denn darauf, mein Kind?“

„Vater sagte heute früh, wenn du mal die Augen zumachst, schauen wir alle in den Mond!“

Schwache Stunde

„Mama, ich weiß jetzt, wie lange der Storch braucht, um ein Kind zu bringen!“

„So? Wie lange denn?“

„Ungefähr fünfundfünfzig Minuten!“

„Wie kommst du denn darauf?“

„Düsel Karl sagte doch gestern, die Anna verdankt ihr Kind einer schwachen Stunde!“

Besser so

„Was, Sie haben hier im Det nicht einmal einen Arzt? Was geschieht denn dann mit den Schwerekranken?“

„Die sterben eines natürlichen Todes!“

Leider

„Ist mein neues Lustspiel nicht sehr belacht worden?“

„Vedre nur belächelt!“

Sonntag ist's!

Von Afra Schulz

Am Sonntag is' nob'l, am Sonntag is sei',
Dreht si' wans nach'm anderen beim Kirchensitzig sei' —
g'schneit und b'ug't stehn die Baum bei der S'lag'n
und tean die schön Dianaln genau disittien.
Aber die schiachen weed g'lacht und d's jungen wean g'lo'st,
d's überleben san, weed'n diam amol g'popp.
Nach der Predigt gehst zum Wirt zu d's Weiswärscht und Bier,
politisier'n, d'ss teans aa, woass es scho woa.
Mit der Kellnerin weed g'spranz't, und 's Schurzbandl aufg'macht,
und 's Dandl, d'ss schimpft, weil da Wirt dazua lacht.
Da Hauß schenkt ei, daß 's Bier nareich treibt,
daß cabin aa vom Echankgeld am Montag woas bleibt.
Hernaach wart dahoon a Schwewers mit Kraut,
da weed gar nix mehr g'redt, bloß fest einig baut.
Da schwiagn's und schmausn's, es biagt si' der Mogn,
wen so an sein' Krasß kann ma net gnuu vertragen.
Und hat nachher jeder sich gnuu außers'ficht,
wird der Löffel nach'm Essen am Tischwuch abg'wischt.
Nach 'm Tischgebet bre'n geht 's außi mit Schwung,
an Zucker, an Schnalzer, zu was waat ma jung!
's weed g'pödt und g'junga, laut g'juchzt daß 's halt,
Stoch'schlag'n und Schuachplattl, daß grad a so schnallt.
Kartenspieln, Kegelschibn, d'ss tean die ältern Zeit,
aber zum Dianei geh, da habn d' Junga a Schneed.
D's krasln nauf' an d' Wand, werfen a Hand voll Sand,
na woass jed's Dianei g'wisst, daß da Bau draus'n is.
D's is a Schickrit, bis wana voller Reid
an Baum vom Voatert reis't und ins Gras einischneißt.
G'rafft weed, daß d' Kehn s'lag'n, so tean si' d's woca z'kragn,
g'rean und blau hatsch'n f'z' Haus, der Sonntag is aus.



Straßensänger

v. Velden

Die Kunst im Dienst der Reklame

Anton Leidl



oder Der Triumph der Respektlosigkeit



Ein nachdrücklicherer Beweis für die Wirksamkeit jenes Haarwuchsmittels als dieser wäre kaum zu erbringen: Albrecht Dürer mit und ohne Haare.



Feuerbach schuf seine Bilder im hohen Bewußtsein, der Haarwuchsmittelfabrikation eine Möglichkeit zur Demonstration ihrer Leistungsfähigkeit gegeben zu haben.



Aus dem gleichen Grunde stellt unser Mitarbeiter Anton Leidl sein Selbstbildnis zur Verfügung, beseelt von dem Wunsche, endlich einmal das zu erreichen, was allen Haarwuchsmitteln zum Trotz nicht zu erreichen war.



DIE FOTO-SEITE

Dieses und jenes

Belichtung bei Vordergrund-Motiven

Für die Fotografie bedeutet der Vordergrund stets die Hauptsache des Motivs. Deshalb muß bei der Belichtung bereits darauf Wert gelegt werden, in besonderer Durchzeichnung den Vordergrund zu erfassen. Wir werden also die Belichtungszeit nach ihm bestimmen.

Die Helligkeitsunterschiede sind dabei oft sehr groß. Wie in unserem Bildbeispiel ist der Vordergrund häufig dunkel. Deshalb ist reichliche Belichtung am Platze. Der Belichtungsmesser berücksichtigt allgemein die Gesamthelligkeit, nicht aber die einzelnen Bildteile. Eine entsprechende Verlängerung der gefundenen Zeiten ist deshalb nicht zu umgehen. Man soll in solchen Fällen lieber 100% überbelichten, als 10% zu kurz. Denn Überbelichtungen gleicht die Emulsion in gewissen Grenzen aus.

Kleinfilm-Betrachtungsgerät

Eine praktische Neuheit der Kodak AG., die zur genauen Besichtigung der entwickelten Kleinfilme dient.

Dollina

Die Dollina ist eine neue Kleinkamera im Format 24X36 mm des Certo-Kamerawerkes.



Das Kreuz

Photo Drausinger

Es handelt sich um ein besonders preiswertes Gerät.

Vacu-Blitz gekoppelt

Zur bekannten Exakta-Spiegelreflexkamera gibt es jetzt eine Vacu-Einrichtung, die eine Koppelung zwischen Verschluss und Blitz herbeiführt. Das Gerät ist sehr sinnreich und vielseitig ausgestaltet.

Anti-Bakterien-Tabletten

Daß die Emulsion durch Bakterienfraß höchst unangenehm beschädigt werden kann, wird mancher schon oft während der Trocknung des Negativmaterials erfahren haben. Jetzt gibt es von Perutz Anti-Bakterien-Tabletten, die den Bakterienfraß verhindern. 10 Tabletten kosten 54 Pig.

Der Reporter empfiehlt

Eine geschmackvolle Druckschrift über die Makina-Kamera, die man beim Fotohändler erhält. Sie zeigt alle Möglichkeiten dieser vielseitigen Kamera.

Infrarot-Rollfilme

(danach wurde oft gefragt) gibt es in allen Größen von 1600. Sensibilisierungsmaximum liegt bei 800 Å. Die Vertretung hat R. Talbot, Berlin-Charlottenburg, so daß man sie durch den Fotohandel beziehen kann.



Bei manchen Kameras ist der Rahmensucher durch andere Einrichtungen ersetzt. Dann gibt Ihnen die Gebrauchsanweisung Auskunft.

Die Kamera muß natürlich auch bei Aufnahmen aus freier Hand waagrecht gehalten werden. Um das zu erreichen, müssen Sie darauf achten, daß alle Senkrechten und Waagerechten mit dem Bildrande — in diesem Falle mit dem Drahtrahmen — parallel verlaufen. Das klingt hier schwerer als es ist.

Neben den geschilderten Perspektiven gibt es noch ein Extrem.

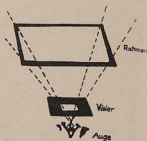
So wird eingestellt

Vielleicht wissen Sie schon, daß der Abstand zwischen Aufnahmeobjekt und Objektiv in einem bestimmten Verhältnis zu dem zwischen Objektiv und Bildebene (lichtempfindliche Emulsion) steht. Es gibt dafür eine bestimmte Formel, mit der wir uns hier aber nicht plagen wollen. Der Interessent findet sie im Physikbuch.

Als Extrakt (und den brauchen wir!) geht hervor, daß der Abstand zwischen Mattscheibe — Objektiv zunimmt, wenn der von Gegenstand — Objektiv kleiner wird, — und umgekehrt. Das bedeutet, daß wir den Auszug unserer Kamera jedem Motiv anpassen müssen. Um das zu ermöglichen, sind überhaupt Balgen, Triebknopf, Einstellskala usw. vorhanden oder ist eine besondere Einrichtung in Anwendung gebracht wie Frontlinseinstellung. Eine gewisse Ausnahme macht die Boxkamera, wo ein Auszug fehlt. Bei einigen Modellen wird er durch Vorschaltung entsprechender Vorsatzlinsen ersetzt.

Unendlich: Was verstehen wir fotografisch darunter?

Wir dürfen im allgemeinen jeden Gegenstand als „unendlich entfernt“ bezeichnen, wenn er sich in einem so weiten Abstände vom Objektiv befindet, daß bei Scharfeinstellung die Länge des Kameraauszuges gerade der Brennweite entspricht. Das ist im allgemeinen ab 20 Meter der Fall. Je kleiner die Brennweite, desto näher liegt „unendlich“.



Wenn Sie über hohe Hindernisse (Strauchwerk, Zaun, Menschen usw.) hinwegfotografieren wollen, dann wird die Kamera umgedreht, mit beiden Armen ausgestreckt über den Kopf gehalten und das Bild von unten her im Sucher beobachtet. Das ist ein kleiner Kniff, den wir manchmal brauchen. Die Durchführung ist besonders bei den Spiegelreflexkameras leicht, weil diese das Bild in natürlicher Größe auf der Mattscheibe zeigen. In anderen Fällen hilft die Sucherlupe.



Die Nebenbuhler

Eine Bilderfolge von Franziska Bilek



1.



2.



3.



4.



5.



6.



7.



8.



9.

Die Wette

In einem Hotel in Bad Dürkheim war einmal ein Engländer zu Gast, der die Hausmarke „Deutscher Graveler“ besonders gern trank. Eines Tages äußerte er den Wunsch, mit einem Einheimischen um die Wette zu trinken. Der Wirt ließ den Schorisch kommen, einen Mann, der inslande war, recht ansehnliche Mengen des guten Pfälzer Weines zu vertilgen. Als der Herbeigerufene kam, rief der Engländer aus: „Well, wir werden um die Wette trinken!“ „Aber Sie müssen bezahlen“, gab der Schorisch darauf zur Antwort. „Allright, ich werde bezahlen.“ Man sprach noch über dieses und jenes und acht leere Flaschen standen schon auf dem Tisch, als sich der Engländer erhob und durch die Tür ging, an der zu lesen stand: „In den Hof!“ Nach einer Weile erschien er wieder. Kreddeweis im Gesicht schaute er sich an den Tisch. Da sprach der Schorisch: „Na, Herr Mister, wann fangen wir dann a?“

Des Lebens Kummer

Eine reiche Frau aus einem Bauerndorfe wurde bedrängt. Zwei Bauern unterhielten sich bei dem Leichenbegängnis über die Verschickene und ihr Leben. Melancholisch meinte der eine: „Joa, jeh is die reich Frau aa doot, jeh hot se aa nix mäh(n) (mehr) rum ehem viele Geld um ehre schöne Wingerl!“, worauf der andere versetzte: „Joa, die hot aa nix dawon ghat, wie se noch gelebt hot, hoch du se ää(n)wool voll gähne (betrunken gesehen)?“

Doch nicht

„Was würdest du tun, lieber August, wenn ich einmal sterben sollte?“
„Ach, ich glaube, ich würde verrückt.“
„Würdest du wieder heiraten?“
„Nein, so verrückt wäre ich dann doch nicht.“
Th. M.

**Schwaben
Männern**
X
Immer wichtiger
Publikation
des v. k. k. k. k.
Gegens. Vertriebs
des Reichsbau 211



„Mei, alloa ist halt nix gspart. Wie mei Lieserl no da war, hab i net halb soviel Licht verbrennt.“

Hereingefallen

Stups meldet sich beim Herrn Direktor.
In wichtiger Angelegenheit.

„Herr Direktor, ich möchte sie dringend um

Gehaltschöpfung bitten. Meine Familie...“

„Natürlich! Kein Wunder! Immer sieht man
Sie im Theater! Und zwar auf den teuersten
Plätzen.“

„Aber entschuldigen Sie, Herr Direktor, ich

habe leider einen Doppelgänger. Mit dem
werde ich häufig verwechselt.“

„So! Na, dann wundere ich mich nur, daß
Sie Ihre Frau immer mit diesem Doppel-
gänger ausgehen lassen.“

Th. M.

Heuschreck im Herbst

Von Fred Endrikat

Ich sitze traurig unter Herbstzeitlosen,
und höre kein Muh-muh und kein Meck-meck.
Es beben meine grünen Sommerhosen.
O Schreck, o Schreck — das Gras und Heu ist weg.
Die rauhen Stürme wehn aus Ost und Norden,
und meine Wiesen liegen kalt und leer.
O wie ist es kalt geworden,
Und der Heuschnupf plagt mich sehr.

Verschwunden sind die Käfer und die Larven,
statt Lerchen — hör ich Nebelkrähen nur.
Die lieben, bunten Schmetterlinge schlafen.
Ich bin allein — allein auf weiter Flur.
Die ganze Welt ringsum liegt so verschwiegen
gleich einem öden Bahnhofswartesaal.
Möcht in Gras und Blumen liegen,
barfuß gehn im Sonnenstrahl.

Ich hoffe still in meinem Erdenloche:
Der liebe Gott verläßt den Heuschreck nicht.
Ich warte auf — die neue Zeitepoche,
und singe heiser, bis der Lenz anbricht:
Alles neu macht der Mai.
Freu dich, Schreck, dann gibt es Heu.
Heuschreck — Ahoi. —

Für fünf Mark Wein

Am Morgen nach der ersten Nacht des Dürkheimer Wurstmarktes
kommt ein Mann zum Bahnhof, „voll wie e Hack“. Mühselig schwanzt
er zum Schalter und löst sich eine Karte. Beim Zumachen des Geld-
bestells fällt ihm ein Zweimarktsstück aus der Hand und rollt auf den
Boden. Er blinzelt ein wenig nach unten, gibt sich aber nicht die geringste
Mühe das Geld aufzuheben. Der Beamte streckt den Kopf vor: „Sie,
doo is Ihre joo e Zwaimarktschück uf de Bode g'fallen, heuen Sie s doch
uf!“ Da sagt der Balle mit lechter Anstrengung: „Johl! Uffheue? Welche
me Zwaimarktschück? Nää... Wissen se, wann ich mich bief (bückte),
doo laafen joo ellä(n) schun für fünf Mark Wein(n) aus mir raus!“



VERSICHERUNGEN

ALLER ART

Landes-Verwaltungsstelle Bayern

MÜNCHEN / KAULBACHSTRASSE 89 / FERNSPRECHER 32899/31174

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeigenossen H. B. Brand. Mit
einem unveröffentlichten Selbstbild Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feierzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hundertjährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henze Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feinde-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seanz Seitz Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen besonderes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Birtz Verlag AG. / München Herrnstraße 10



„Mit mein Hans! ist's halt a Malöhr. Andauernd hat er mit
'm Blindarm zu tun.“
„O mei, dös is allaweil no besser als mit mein Toni; der hat
andauernd mit 'm Schandarm zu tun.“

Verdiente Strafe

In einer Missionsschule in China, in der Schüler im Alter von 9 bis
33 Jahren in dem neuen Glauben unterrichtet wurden, kam es nicht
selten vor, daß Vater und Sohn sich den ersten Platz auf der Bank
streitig machten, was mitunter zu trübem Resultaten führte. Eines
Tages bemerkte ein erst kürzlich angestellter junger Lehrer, der über
die Familienverhältnisse seiner Zöglinge noch nicht genügend unterrichtet
war, daß von den kleinen Knaben einer fehlte. Da er den Grund dafür
wissen wollte, entspann sich zwischen ihm und einem Schüler das
folgende Gespräch:

Lehrer: „Weißt du, warum Lichowack heute nicht in die Schule
gekommen ist?“

—: „Lichowack befindet sich nicht wohl.“

Lehrer: „Was fehlt ihm denn?“

—: „Er ist elend, weil sein Vater ihn gestern züchtigte.“

Lehrer: „Dann hat er gewiß etwas sehr Schlimmes getan, um eine
so harte Strafe zu verdienen!“

—: „Ja, er hat gelacht, als Sie gestern seinen Vater verprügelten.“

Ein geistreicher Kirchenfürst

Als Bischof Philipps Brods in Boston, Amerikas
berühmtester Kangelredner gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, nach
einer schweren Krankheit auf dem Wege der Besserung war, sprach ein
wegen seiner Kirchenfeindschaft bekannter Politiker in seinem Hause vor
und war übertrifft, nicht abgewiesen zu werden wie alle anderen
Besucher bisher. „Warum empfangen Sie gerade mich, während Sie
selbst Ihre besten Freunde, wie man mir sagte, dieser Ehre nicht für
würdig hielten?“ fragte er den Bischof. Vachselnd antwortete dieser:
„Nüchtern ist dies die letzte Gelegenheit, Sie zu sehen, während ich
meine Freunde im Himmel wiedersehen werde.“

Charakter

Als Th. J. Masaryk Präsident der Tschechoslowakei wurde, kamen
einige der ersten Schneidermeister Prags zu ihm, um ihre Dienste als
„Hoflieferanten“ anzubieten. Doch der Präsident lehnte mit den Worten
ab: „Nichts zu machen, meine Herren. Ich lasse meine Ärmel dort
machen, wo ich sie früher — schuldig geblieben bin!“

Kritik

Ein junger Maler zeigte einmal Liebermann eines seiner Bilder und
fragte: „Was sagen Sie zu diesem Bild?“ — Der Künstler betrachtete
es kritisch und meinte dann: „Ein wenig schief hängt es.“

Der heutigen Ausgabe unserer Zeitschrift liegt ein
Angebot der im ganzen Reich sehr rühmlichst bekannten
Gräfin v. Königsmarck'schen Weinkellerei, Koblenz, bei.

LAFONTAINE:

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern
von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das
längere Zeit auf dem Büchermarkt
fehlte, erschien soeben das
5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt; Geistreiche
ironische, dem Thema Liebe und Ehe
gewidmete Noveletten

Das hübsche Buch ist mit
12 ungemein reizvollen Kupfern
von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen
durch den Buchhandel oder
durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Sport

Fetzberg wälzt sich durch die Straßen.
Trifft seinen Arzt.
„Na — Herr Fetzberg — wie geht's?“
„Besser, Doktor, bedeutend besser!“ schmaukt
Fetzberg. „Ich habe Ihren Rat befolgt!“
„Sie treiben Sport?“
„Und ob —“ prustet Fetzberg, — und ob
... Fußball... Ringen... Bogen!“
„Um —“, meint der Arzt bedenklich, „alles
mit Maß und Ziel, Herr Fetzberg... Nur
keine Übermüdung!“
Kreucht Fetzberg:
„3 — wo — Doktor... Keine Sorge...
Ich nehm mir immer einen Stopp!“

H. K. B.

Ja dann...

„Hi Ihnen an Direktor Gräpüßel nichts
aufgefallen?“
„Ich wüßte nicht —“
„Dann beobachtet Sie ihn einmal, wenn er
aufsteht... Wie er sich dehnt, wie er sich
streckt, seine Haltung, sein scheuer Blick... So
bestimmt man sich nur, wenn man längere Zeit
gefeien hi!“
„Einigepehr?! Gräpüßel!... Sie müssen sich
irren!“
„Ich irre mich nicht... Ich hab selbst lang
genug gebraucht, bis ich mir's abgewöhnt habe!“

H. K. B.

Guter Rat

„Herr Doktor!“
Atemlos stürzt Puffte ins Sprechzimmer.
„Herr Doktor! Meine Schwiegermutter hat
aus Versehen einen Schluck Salzsäure ge-
trunken, was soll sie nun machen?“
„Ihr Lebkuchen.“

Th. M.

Violine

„Die Violine, auf der ich heute abend spielen
werde, Frau Kommerzienrat, ist schon zwei-
hundertfünfzig Jahre alt!“

„Ach... hoffentlich merkt's niemand!“

Alkibiades

Professor: „... Sie wissen ja, meine Herren,
daß dem Alkibiades die ungeschätzten Hermes-
säulen in die Schuhe gerechnet wurden.“

Aus einem Reisebrief

... Wenn es mir meine Zeit erlaubt, will
ich auch noch nach Hamburg und Heiloland;
das letztere steht allerdings nicht ganz fest.“

Überlegenheit

Water: „Du kampfst aber auch rein gar
nichts, Feiß!“

Feißchen: „Doch! Ich kann etwas, was du
nicht kampfst.“

Water: „Da bin ich neugierig! Was denn?“

Feißchen: „Wachsein.“

Von 10 machen's 8 verkehrt!

Oder, um es ganz klar auszubringen: von 10 Menschen, die Zahnpflege treiben, zahlen sich 8 wohl meistens die Zähne, aber abends vor dem Schlafengehen verjahren sie diesen wichtigen Dienst an ihrer Gesundheit. Dabei ist die gründliche Reinigung der Zähne mit einer verlässlichen Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont am Abend wichtiger als in der Frühe, weil sonst die Speisereste im Laufe der Nacht in Gärung übergehen und dadurch Zahnluk (Karies) hervorruhen. Festum lieber 2 Minuten später zu Bett, als einen Abend ohne Chlorodont!

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

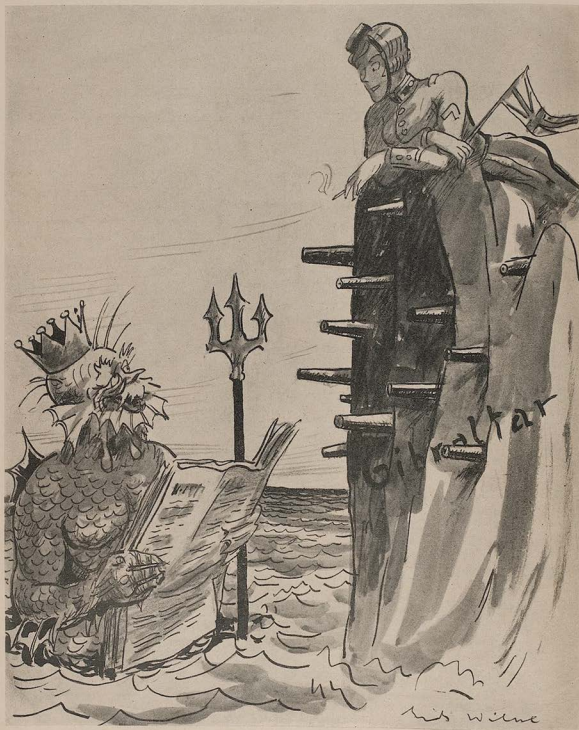
6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Die moderne Sphinx

Erich Wilke



„Hallo! . . . Ist hier Krieg oder Frieden . . . ?“
„Hm, . . . hier sind Kanonen!“

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 48



Der Platzmajor

Carl Spitzweg f

Herbstschöne

Von Max F. Beyer

*Spricht solcher Farbenrausch von Schläfrigkeit?
War je so üppig Schein und Sommerzeit?
Sich selber feiernd rundet sich das Jahr.
Auf gelben Stufen prangt ein Fruchtaltar.
Licht hieß die Messe. Traube spendet Wein.
Auf goldenen Schuhen geht der Herbst landein.*

*Hoch in den Lüften reist ein Schwalbenzug;
Sind ihm die Gaben nimmer reich genug?
Erschreckte ihn das welke Laubgetöse?
Der stumme Wandel, ernst und abendschön?
Leer sind die Nester. Stille träumt im Strauch.
Kalt kommt die Nacht und breitet weißen Hauch.*

*Du graue Zeit, die jedes Märchen kennt,
Der Köhler liebt dich, der den Meiler brennt,
Und auch der Wanderer, Jägersmann und Hirt!
Braun rauscht der Wald, der reiche Sagemwirt;
Am Tage raunt er altes Wissen aus,
Das Dunkel füllt mit Geisterspuk sein Haus.*

*O Herbstgefunkel, das versprühend tropft,
Wie soll ich's deuten? Daß dein Herz verknopft?
Ist all dein Schimmer neue Lebenslust?
Ein jäh Verlodern irrer Fieberglut?
Wie es auch sei, ich seh' nur Schönheit scheinen,
Wenn nachts auch Nebel auf die Erde weinen.*

BASTIAN MÜLLER:

ÄRMER ALS PIERRE

Martin steigt die Straße hinan zum Place de Chateau, ein Schmunzeln um den breiten, vollen Mund, ein Lachen für Madame Noja, die vor ihrer Tür das Sonntagshuhn rupft und eine Gesichtshaut hat, wie ein Labradortier aus Schwimmblafe. Ein Lachen für alle, für den Hund Cesar und den Feigenbaum bei der Kapelle, für den Himmel, der langsam erstickt. Da springt der Klang der Glocken von der Kapelle der lieben Frau auf, klingt abendlich müde und beingt den Feierabend für Jakob in den Weinbergen und Paul den Straßenfeger. Für Martin beingt er die Stunde mit Babett.

Sie haben ein Treffen, punkt acht Uhr auf dem Chateau.

Martin schlenkert über den Platz und bläst seine Umbrise in die warme Luft, lehnt sich an die Mauer und sieht unten, über die sich schlängelnde Straße hinweg, die Fenster von Babetts Haus. Geschlossen. Die Türen zu; noch immer, aus Furcht vor der Hitze des Tages.

Schönes Mädchen die Babett, schwarze Augen und rotes Haar; manchmal wie ein Kind, hungrig und verlangend, manchmal ein Pferd, das keinen Reiter duldet. Schönes Mädchen, diese Babett.

Sie ist hier fremd. Sie ist irgendwo drüben in Memphis am Mississippi geboren und reist seit irgendwann in Europa. Und er, Martin, ist auch an einem Fluß geboren, in einer anderen Ecke dieser Erde: da wo der Rhein sich breit und grün nach Holland wälzt.

Aber das ist gleich.

Wenn sie jetzt nur kommen wollte. Sie hat so eine Art zu lachen, ihre Zähne zu zeigen und zu schweigen. Das ist ganz toll!

Hinter Martin schliefen Schritte. Er zuckt zusammen, denkt: Aha! Es ist Babett, die sich heranschleichen will ... Soll sie! — Er schaut mit einem Lächeln in das Vencer Tal. Aber da wird es still und niemand tritt ihn an die Schulter.

Er dreht den Kopf zur Seite und sieht den armen Pierre da stehen. „Une Cigarette“, sagt er. Martin reicht ihm sein Päckchen und zündet ein Streichholz an.

„Danke“, nickt Pierre und schlurft davon. Der Rauch seiner Zigarette weht wie eine blaue Fahne hinter ihn her.

Ob Babett bald kommt?

Pierre sieht hinten an der Mauer. Martin weiß, was nun kommt; er hat es hundertmal gesehen, kann sich aber nicht entschließen, nicht mehr hinzuschauen. Der Zigarettenstummel wippt unter Pierres Nase. Wie er seine Schirmmütze wieder an die Stirn gezogen hat. Nun hält er noch beide Hände beschattend an die Augen, stiert in das Vencer Tal, mustert die klaren Umrisse der fernen Meeresspalen. Die Glut der Zigarette kommt den Lippen immer näher, aber Pierre starrt gebannt auf die Fingerringe, die sich auf gleicher Höhe wieder Platz ins Hinterland zu den Bergen ziehen. Unten, zwischen den letzten Häusern und dem Wald, liegen der Friedhof und das Kriegerdenkmal.

Gerade in dem Augenblick, wo die Glut die Lippen berühren muß, spricht Pierre den Stummel aus. Er dreht sich gelassen um und schaut ohne Ziel über den Platz.

Aber seine Hände!



Erster Schnee

Heinz Kistler

Sie wühlen in den dicken Taschen der Jacke, sie ziehen einen dreiteiligen Raucher Spiegel heraus, heben ihn vor die Augen...

Pierre ist General! — In seinen Spiegel starrend beobachtet er das Berggelände hinter seinem Rücken, sein Mund verzerrt sich wie unter Krämpfen, sein Gesicht wird wie der Stein; er brüllt:

„Dritte Division von Graffe nach Vence vorstoßen! — Wo bleibt die Artillerie? — He!“

Seine Arme schwingen drohend durch die Luft... Jetzt steckt er zwei Finger in den Mund und pfeift gellend in den Abend...

Er leitet seine Truppen in die Schlacht.

Denn im Kopf ist er nämlich nicht ganz klar, im Krieg wurde er in einem Stollen verschüttet, das hat ihn um den Verstand gebracht.

„Los! Mein Gott!“ — Er schüttelt den Kopf. Armer Pierre. — Martin kennt jedes seiner Worte. Schließlich endet es wie immer. Plötzlich klappt Pierre seinen Spiegel zusammen, schiebt ihn in die Tasche, seine Hände schnellen hoch, als hielten sie ein Gewebe, seine Lippen ploßen auseinander, machen: Paff!

Mit diesem Schuß ist die Schlacht zu Ende.

Da kommt er wieder mit seinen schlafenden Schritten an und bittet: „Noch eine Zigarette?“ — Seine mageren Hände nesteln an der Packung, seine Lippen lutschen und blasen dann den Rauch spitz über das windduftende Hagelland. In Pierres Augen erlischt für diesen Tag der letzte Kampfesglanz; bevor er in seine trübe Verlassenheit fällt, fallen seine Lippen:

„Monsieur, für das da!“

Sein Arm streift, die ihren Finger greifen in die Würze der Oliven-

hänge, der Zitronen- und Deangengärten, der gebockten, überreifen Feigen...

„Das da, die Heimat!“

Der General ist tot. Stur schlurft Pierre davon und die Zigarette erlischt in seinem Munde.

Und Babet?

Nach einer Weile, die ruhig wie aus einem tiefen Brunnen wächst, öffnet sich unten ihr Fenster. Babet winkt. Sie wird also kommen. Gleich darauf leuchtet ihr roter Mantel durch die Agavenbüsche, sie verschließt die Gartentür und kommt herauf.

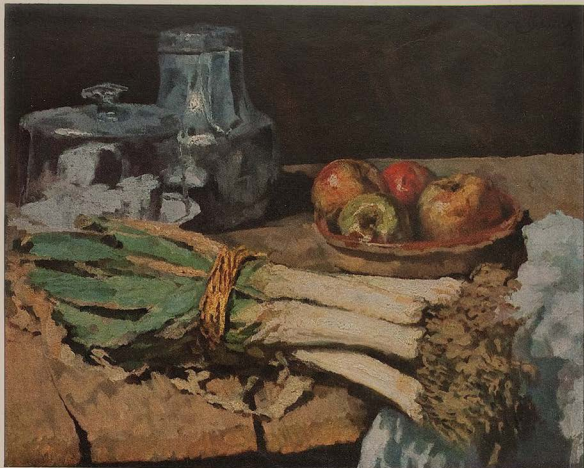
Gleich ist in Martin die Unruhe des Blutes. Aber es gibt kein Gittern, kein turteltaubenfüßes Kichern; schweigend gehen sie die Straße hinunter. Zurück bleiben die Häuser, die kleinen Gärten. Sie gehen am Bach entlang, durch den Schilfrwald.

Da, wo die See die Steinbänke anspült, der Bach endet, ohne ins Meer fließen zu können, ist ein Lümpel. Ein Angler steht und wirft die Leine mit leisen Pfeifen ins Wasser. Babetts roter Mantel hängt wie eine Flagge ohne Wind um ihre schlanken Beine. Sie haben sich nichts zu sagen, gehen nur so über den Strand am Meer entlang.

Babetts schmilzt sich an. Die Wellen klatschen gegen den flachen Strand.

Weiter hinten legen sie sich auf Babetts roten Mantel. Über ihnen ist der Himmel. Hinter ihnen steigt die Nacht von den Bergen. Babetts Atem streift warm Martins Gesicht. Nun ist sie über ihm wie ein schwüler Tag. Ihr Haar duftet nach Leer.

Martin kann es nicht ertragen.



Stilleben

Carl Schuch

„Babett!“ sagt er und legt sie vorsichtig neben sich. Sie wendet den Kopf ab, schaut zur Seite, wo das Mizzar Leuchtfeuer blutet. Aber dem Meer, das hinter der dritten Welle endet, verflutet eine orange Blut. Aus dem Rauschen der Brandung kommt die Nacht. Fern sind die Schiffe spielender Kinder. Die Biße weht Spritzer einer Gijicht auf die Liegenden. Babett sagt kein Wort. Martin möchte wissen, was sie denkt.

Aber das ist unergründlich. Zwischen ihnen wächst eine Wand aus Glas. Es sieht das Mädchen da liegen und sie ist so fremd wie die Nacht, die eben geboren wird. So fremd wie das Land, das hinter ihren Rücken Häuser und Felder trägt. — Und den armen Pierre.

An den muß Martin jetzt denken. An den abendlichen Kampf des Jeren; den Ruf: „Für das da, die Heimat.“

Jeden Abend darf General Pierre für seine Heimat sterben.

Es ist ganz dunkel geworden, die Mondsilber liegt fast auf dem Rücken und die Sterne sind klar. Babett sagt: „Ich möchte etwas trinken“ und leckt dabei lachend über den Glanz auf ihrer Oberlippe. Sie stehen auf und gehen den Weg zurück, vorbei am Schiffsvald und dem Bach. Das junge Mondlicht überzieht die fernsten Berge.

So wie Martin da geht, den Arm bei Babett eingeklinkt, zuckt ein Grimmen um seinen breiten vollen Mund. Vor einer Stunde hatte er noch ein Lachen für Madame Rosa und den Geigenbaum, jetzt zuckt um diese Lippen die Trauer: er denkt an den Fluß. An die grünen

Wiesen, die sich daran entlang ziehen bis weit nach Holland hinein. Er sieht sich vor einem dunklen Hause stehen, am hellen Mittag, durch die krausen Zweige eines Birnbaums sieht er einen gelben Zeppelin fliegen, ganz nah dem Blau des Himmels. Seine Schwester Lilde und er rennen auf die Straße und schreien: „Zeppelin! Zeppelin!“

Und das ist alles nicht mehr. Verloren. Kein Birnbaum, kein dunkles Haus ist da, wohin er zurückfahren könnte. Er lebt in einem schönen Lande, das fremd ist. Unselbstlich fremd.

Und neben ihm ist Babett.

Oben auf dem Platz läuft ihnen Cesja entgegen, der beerenlose Aetistenband, schwanzwedelnd streift er um ihre Beine. Martin sagt Babett: „Gute Nacht“. Er kann nicht mit ihr gehen, es würde nicht schön.

Sie bleibt stehen, leer und verlassen; sie wird nachher in ein gemietetes Haus gehen und allein und heimatlos sein. Martin spürt ihre Blicke auf seinem Rücken. Er trettet an der Kapelle der „Lieben Frau“ vorbei, schreift für Schritt. Aus einer Hauswand prustet ein grauer Giebkopf in die laue Nacht, im Schine einer Laterne leuchten Drangen golden aus den Büschen und die Luft ist voll vom Duft fremder Gärten. Cesja, der ergeben nebenher trabt, springt jetzt liebebeischend an Martin hoch; da sagt er:

„Wir haben das nicht, das da, Heimat... Wir sind alle ärmer als Pierre.“

3' Lauterbach

Wenn man auf einer Fahrt am Abend das Ziel erreicht, das man sich für den Tag gestellt hat, gut, man wird darüber befriedigt sein. Aber unglaublich dünkte mir, sich von der Verlobtheit eines Dinges einladen zu lassen oder der Genuß des Zufalls sich anzuvertrauen. Man wird dabei im Kleinen und Alltäglichen Schönbitten entdecken, die innerlich oftmals nicht bereichern als berühmte Schenkenwunderlichkeiten.

Wie kamen an diesem Tag von Rhein her, den wir von Ehrenbreitstein herab floss rüchlich und schmerzlich abschließend, ein letztes Mal genötigt hatten.

Montabaur und Emsburg, das Döllische Wehlar, das gepflegte Gießen waren verübergelassen, Lich, Laubach. Schon flammte die Abendsonne durchs Gäßchen der Laubbäume und goß röthliches Licht über die Waldwege. Sanft betreten sie ferne Hügel in die weiche Dämmerung. Die Dunkelheit kam lautes vom Horizont her gekrochen, Stück um Stück raubte sie den Dingen Farbe und Form. Ein kühler Wind sprang auf. Wir schenken uns nach einem gedeckten Tisch, einer Ruhestätte in menschlicher Obervergelt.

Ein kleines Städtchen kam in Sicht: Lauterbach. In den Bergen des Schwarzwaldes war uns vor ein paar Tagen ein Ort gleichen Namens begegnet, auf den wohl die Volkweise gemünzt ist: „3' Lauterbach hat in mein Stumpf verlos'n“. Die kleine Schwarzwaldstadt hier am Rande des Rengelsberges schien mir vom ersten Augenblick an lieb und anheimelnd. Es ist wie bei Menschengefühlen, wir vernommen meist keinen Grund zu nennen und fühlen uns doch von einem hingezogen, während uns ein anderes gleichgültig läßt oder gar abstoßt.

Es zeigte sich, daß die wenigen Gasthöfe und Hotels schon besetzt waren. Man verschaffte uns in einem Bauernhaus etwas nöthig und ein Quartier und suchte uns durch besondere Freundlichkeit und ein reichliches Abendmahl zu entschädigen. Die Leute konnten ja nicht wissen und ich hätte es ihnen auch nicht erklären können, weshalb mir gerade an diesem Ort ein lässlich bescheidenes Unterkommen lieber war als der übliche Hotelkomfort. Schon der Jagarentautomat, den ich bei einem spätabendlichen Rundgang an einem Hause bemerkte, hörte mich ein wenig in dieser Umgebung.

Es gibt moderne Konfessionen und technische Erzeugnisse in den Geschäften der rühmlichen Kreisstadt, die Straßen sind gepflastert und beleuchtet, sogar die Pferde hat ihren Sitz hier aufgeschlagen. Aber all das fühlte ich hier nicht als wesentlich, eher — man möge mir verzeihen — als notwendiges Uebel.

Um so mehr entzückten mich die Häuschen, von denen ich nicht wußte, ob ich den einen mit ihrem schmalen Hofwerk oder den andern im Schuppenstil bunter Schindeln den Vorrang geben sollte. Vor den

Türen lagen Haufen frisch duftenden Holzes, das anscheinend tagsüber im Ort verteilt worden war. Ein Brummen sprudelt aus seinem gebogenen Eisenmügel einen Wasserstrahl, den er leise glucksend im weiten Steinbecken wieder aufsteigt. Nachdenklich jährt die Stimme der Kirchenruhe durch die Gassen. Jemandes bellt ein Hund. Aus dem Eckerfenster eines putzigen Spielzimmers näseln ein Rabe — ich hätte mir Zither oder Flöte gewünscht. Ein Liebespaar verschwindet um eine Ecke. Traummelancholie kräht ein Hahn.

Abendliche Rundgänge in unbekannten Orten sind mir immer ein besonderer Genuß. Vieles fällt venklos zu Boden, was sich sonst wichtig vor uns aufbauscht, uns kettet und engt. Schwebt man in solcher Stunde nicht ein ganz klein wenig über dem Saub und den schigen Strichen des Weges, auch wenn man auf holprigen Kleinstadtpflaster wandert?

Ich endete ein nettes Café, in dem man bei farbigem Laternenlicht in einer Laube sitzen konnte. Als ich später meinem Nachfolger zu strebte, redete die Zurnuhr, die mir Mitternacht verkündete, schon wie eine lang vertraute Stimme zu mir. — —

Nach war die Sonne nach Osten hin nur zu erahnen, als ich aus dem Giebelfenster meiner Schlafkammer Ausblick hielt. Das graue, langsam sich hellende Zwielicht war mir keineswegs erstickend, es machte mir das Gewirr der ineinander gezeichneten Dächer lieb und heimlich.

Schon regte sich's da und dort. Die ersten Kamine sandten dünne Rauchfahnen aus ihren Dächern wie feine bläuliche Strahlen, die Erdenschwere mit dem unendlichen Oben verbinden. Auf dem steilen Dach, meinem Fenster gerade gegenüber, hockte eine weiße Kasse und blinzelte in die ersten Sonnenstrahlen. Leise rief ich das Tier. Ich glaube, es war der Wanjich, irgendwie teilzuhaben an der friedlichen Gemeinschaft da draußen. Die Kasse schaute mich an, lange, unverwandt. Dann erhob sie sich lässig und begann ihre Morgenwanderung über die Dächer hin. Schräg unter mir öffnete sich ein Fenster, das Kungelgestalt einer alten Bauersfrau beugte sich über die bunt wuchernde Blumenfülle der Begeben und Gängenellen.

Mit einem Male schien das Städtchen seine Gefährlichkeit abzuschütteln, um seine Betriebsamkeit darzutun. Ein paar Fabrikfischlöcher qualmten, eine Kreisfäße schnitterte ihren drohenden Arbeitsgang, gewidrig pultete eine Lokomotive durch die hügelige Landschaft.

Zeugend bejaht ich mich wieder auf mich selbst. Die Wetterfahrt ledte. Und barg doch ein leises schmerzliches Abschiednehmen von einem lieblichen Glucke, den wir in strahlender Morgenkläre zurückließen.

Alltägliche Geschichte

Rolf verließ die Straßenbahn und schlenderte durch die abendliche Straße seiner Wohnung zu. Alle Tage ging er diesen Weg und kannte ihn so genau, wie er wußte, was dann kam: Käthe, seine Frau, empfing ihn mit einem Kuß, der leicht nach Kaffee und Butterjammel schmeckte; dann setzte er sich in Ständemärmel mit der Zeitung aufs Sofa, alle Tage auf dasselbe Plätzchen; dann kam das Abendbrot — geducktes Rindfleisch und Nachschuß vom Kneibitz — dann begann der dicke Herr über ihnen seine abendlichen Zurnübungen und sie mußten altes Papier über die Möbel breiten, weil die Lünche von der Decke fiel; dann spielte die alte Jungfer nebenan Klavier, immer das gleiche Stück mit den gleichen vier Fehlern; und im Ecktisch wurde wieder Omelette bemerkt, weil irgendwo ein Nabe schabachsch war... So war es alle Tage, alle Tage...

Und Rolf wußte eben genau, daß er ein



Franz Doll

Selbstbildnis

Viertel vor neun seinen ganzen Mut zusammenrufen und den Hut nehmen werde und seine Frau dann verdroßten fragte: „Wohin gehst du denn jetzt wieder?“ Und er antwortete: „Nur ein wenig hinüber zu Eppensholgens, eine Partie Schach spielen!“ Wenn er dann am Hof heimkam, schielte Käthe schon oder erwartete ihn verurtheilend an. Alle Tage, alle Tage...

Als er die Tür aufschloß, sah er nirgendwo seine Frau. In ganzem Zimmer lagen ihre Sachen in größter Unordnung, Schuhe unter den Stühlen, Kleider auf dem Sofa, Kämme und Bürsten auf dem Tisch — das alles war doch sonst gar nicht Käthes Gewohnheit. Am Fußschalter hing auffällig ein Zettel: „Lieber Rolf! Mutter ist schwer erkrankt und hat depressieren lassen. Ich fahre mit dem Dampfzug heim. Das Fleisch steht im Eiskasten. Hoffentlich kein Schlaganfall. Zahle morgen früh dem Milchmann die Rechnung. Schon vor acht Wochen war sie krank. Deine neuen



Das Schiff

Hugo Troendle

Soßen liegen in der obersten rechten Lade. Ich schreibe gleich morgen. Deine Käthe."

Sechsmal las Nolf den Zettel, wie vor den Kopf geschlagen. Aber der Esophageus hing, traurig zusammengekrümpt, der rote Schlafrock, eine angeblitzte Buttersemmel lag neben der halbgeleerten Tasse kalten Kaffees, die Zeitung auf der Erde. Und jeder Gegenstand schien unhöflich um den Verlust zu klagen; die Seele des Haushalts war entflohen. In den fünf Jahren ihrer Ehe waren sie keinen einzigen Tag getrennt gewesen. Ein sonderbares Gefühl der Verlassenheit im Herzen, begann Nolf ein wenig Ordnung zu machen. Als er ihre Kleider berührte, überließ es ihn seltsam; nie hatte er daran gedacht, wie das Leben ohne Käthe sein könne. Es war natürlich nur für ein paar Tage, aber ihm war, als habe die Hand des Todes selber warnend an ihn gerührt.

Lußlos aß er ein paar Bissen und warf sich aufs Sofa. Draußen brauste die Großstadt und lockte mit Leuchtstrecken. Er war frei, unabhängig wie ein Junggeselle, den Abend lustig zu verbringen. Kein vorwurfsvoller Blick empfang ihn bei der Heimkehr. Aber er dachte keine Sekunde daran auszugehen. Käthe fehlte ihm, das zärtliche Gefühl ihrer Nähe, das von der ewigen Gleichförmigkeit des Alltags eingelullt war.

Splitter

Von Johann Dietrich Warnken

Wer die Menschen kennt hütet sich, sie kennenzulernen.

Den Menschen gestaltet weniger das was er gelernt hat, als das was er nicht zu lernen brauchte.

Du mußt nicht alles glauben, was du sagst!

Die meisten Menschen leben nicht, sie werden gelebt.

Wer stolz darauf ist, das zu sein, wofür ihn die Leute halten, ist meist das gar nicht, wofür ihn die Leute halten.

Menschen, aus denen „nichts geworden ist“ sind oft über das hinaus, was man „werden“ kann.

Es gibt Leute, die sehr viel sprechen und doch nie etwas sagen.

Je mehr man wird, um so klatter wird einem, wie wenig man ist.

„Bin ein schlechter Kerl“, sagte er sich, „Käthe so zu behandeln! Jeden Abend Etat spielen, spät heimkommen, — die Arme, wie sie sich langweilen muß! Aber das wird anders werden!“

Behutsam hob er eine blaue Bluse vom Stuhl. Ein leiser Reißendust entströmte der weichen Erde, in der noch ein zarter Abendstern ihrer Formen bewahrt schien. Und Nolf fühlte, wie seine Augen ein ganz klein wenig feucht wurden.

Ein Schlüssel knarrte im Schloß. In der Tür stand, ein Köpfchen in der Hand, Käthe. Nolf starrte sie wie verblödet wortlos an.

„Ach, ich bin froh, daß ich wieder daheim bin!“ pustete sie. „Mutter fehlt gar nichts, bloß ein kleiner Schwindelanfall. Ich fuhr gleich mit dem nächsten Zug heim. Und nun muß ich reich Kaffee trinken!“

Käthe war da! Unhöflich schien irgendwie ein Räuberwerk einzufingern und sich gleich mächtig wieder zu drehen.

Nolf blickte auf die Uhr. Es war ein Viertel vor neun. Er langte nach seinem Hut und schlängelte sich zur Tür.

„Ja, wohin gehst du denn schon wieder?“ fragte seine Frau verdrossen.

„Bloß ein wenig hinüber zu Eponohelms, eine Partie Etat spielen!“ antwortete Nolf.

W. P.

GIFTTROPFEN

Von den mit Seidentapeten bespannten Wänden des blauen Salons im Schönbrunn schloß lächeln Rokoko-Damen. Alles in diesem Raum ist von der Sonne bestrahlt, alles dazig und heiter. Nur eines ist finster: eine schwarze Katze. Und eine rauhe knochige Etienne. Pater Paulus hockt in einer Ecke.

Vor ihm sitzt ein kleiner Schachbrett, in Perlmutter eingelegt, mit Eisenbeinfüßchen. Ihn gegenüber sitzt ein Knabe mit mädchenhaften Gesicht, in blauem Seidenrock mit Spitzenkragen: der fünfzehnjährige Erzherzog Josef. Kirchherr sind seine Lippen, dick und läppig, der Familienmund der Habsburger. Ein Zug an ihm ist aber fremdartig: er ist hartnäckig, trotzig, energisch. Der Glanz der kindlich reinen, unschuldigen Augen verleiht jedoch gleichsam diesen fremdartigen Zug.

Der Erzherzog spielt mit seinem Högling Schach. Der fromme Diener der die Seelen beherischenden Kirche mit den fünfzehnjährigen Thronfolger, auf den ein purpurner kaiserlich-königlicher Thron und die treue Huldigung von vierzig Millionen Untertanen wartet. Der Jesuitenpater bemüht sich schon seit vier Wochen, den Erzherzog in die Geheimnisse der Schachwissenschaft einzuführen.

„Das Schachspiel schärfst den Verstand, Hoheit“, spricht der Pater und schiebt langsam einen schwarzen Bauer vor. „Ich muß aber Hoheit bitten, jedem einzelnen Zug vollste Aufmerksamkeit zu widmen.“

„Ich werde mich bestreben“, erwidert der Jüngling, aber sein Zug mit dem Springer verrät seine Unachtsamkeit.

Die Geduld des Paters ist unerschöpflich. Er stellt mit einem verächtlichen Lächeln die falsch gesetzene weiße Figur wieder auf ihren Platz zurück und sagt fast bitter:

„Eben ein einziger unechter Zug kann einen um den Sieg bringen. Wenn Hoheit gewinnen wollen, dürfen Hoheit niemals einen unüberlegten Zug machen.“

„Eh! Ich mit dem Läufer vorgehen?“

„Dann bringen Hoheit den Springer in Gefahr.“

„Freilich, jetzt hätte ich beinahe einen ungeschickten Zug gemacht.“

„Hoheit, bitte, nichts ohne bestimmten Plan zu machen. Jede Geste muß ihren Grund und ihren Zweck haben.“

„Ich werde den Springer abtauschen.“

„Seht richtig, Hoheit gewinnen dadurch einen Bauer. Hoheit dürfen immer nur dann ein Opfer bringen, wenn Hoheit daraus ein Nutzen winkt“, sagt der Pater, die sanften Worte gleich Gifftropfen aus einem Arzneifläschchen fallen lassend.

Der Erzherzog bemerkt, daß er einen Turm schlagen könnte. Er greift danach. Der Pater ergreift seine voreilige Hand.

„Hoheit, wenn Sie meinen Turm schlagen, bleibt Ihre Königin ungeschützt.“

Der Jüngling schämt sich, er wird verlegen und schiebt ganz unnötigerweise einen Bauer vor. Der Pater schlägt dem Bauer.

„Wenn Hoheit auf Ihre Bauern nicht besser aufpassen, berauben Sie sich der wichtigsten Figuren der Verteidigung. Man muß mit den Bauern immer bedächtig umgehen. Ein kluger Kopf kann sie sehr gut verwenden.“

Das Kind starrte ratlos auf das weiß- und schwarzgezeichnete Schachbrett. Pater Paulus eilt ihm zu Hilfe.

„Ich habe Hoheit gelockt, wie man mit dem Springer den Gegner überlisten kann. Kennt der Partner die List nicht, muß er verlieren.“

„Wenn er sie aber doch kennt?“

„Dann muß man eben eine andere List anwenden, pedigisse und kaltblütig.“

Auf dem Schachbrett ist die Situation nun die, daß die weiße Königin mit einem schwarzen Entenflug den Spieler der schwarzen Figuren täuschen könnte. Der Erzherzog bemerkt die sich bietende Gelegenheit nicht. Dem Blick des Paters entgeht aber nichts.

„Hoheit hätten mich sehr überlisten können.“

„Überlisten?“

„Warum denn nicht? Man muß den Gegner immer mit verschiedenen Tricksen ertappen, damit er blind in die Welsäube stürzt.“

Der Thronfolger machte wieder einige voreilige Züge. Um so vorsichtiger und langsamer aber ist der Pater in seinem Angriff.

„Hoho!“ ruft der Jüngling aus und hascht nach dem schwarzen Springer, mit welchem der Pater einen regelwidrigen Zug gemacht hat.

Der Jesuit lächelt anerkennend:

„Ich war naiv, ich habe bemerkt werden, wenn ich falsch spiele. Es freut mich, daß es Ihre hohen Aufmerksamkeit nicht entgangen ist.“

„Betrügen darf man aber nicht!“

„Nein, höchstens so, daß man es nicht bemerkt.“

Der Erzherzog stimmt über diese Bemerkung nach und langst zerstreut nach dem Turm.

„Aber, Hoheit“, macht ihn der andere aufmerksam, „Sie lassen doch den König ungedeckt, das ist das Gefährlichste. Alles trachtet nach dem Leben des Königs. Manchmal sogar auch seine besten Freunde. Wenn der König fällt, ist das Spiel zu Ende.“

Den jungen Thronfolger langweilt die langsame Entwicklung des Kriegsschauplatzes. Er stürzt tollkühn darauf los, um einige schwarze Soldaten aus dem Felde zu schlagen. Warends erklingt des Paters Stimme:

„Angreifen ist sehr richtig. Immer scheint der Angreifende der Stärkere zu sein. Man muß aber damit rechnen, daß der Gegner ein Umgehungs-



Krailling bei München

Ludwig Wenban

manöver ausführt und einem plötzlich in den Rücken kommt. Sehen Sie, Hoheit, jetzt habe ich mich gegen Ihren Angriff schonbar nicht gewehrt, jedoch mit dem Springer bin ich hinter Ihre Schachlinie vorgestoßen. Oben Sie acht, sonst ist Hoheit bald schachmatt."

Josef zieht trotzig den Mund zusammen. „Ich lasse mich nicht schlagen. Lieber tausche ich die Königin ab — ich tausche unbarmherzig alle Figuren ab, aber ich gebe nicht nach!"

Der Vater nickt anerkennend. „Das war schön", sagt er über einen Zug mit dem Springer.

Den Jüngling ermuntert das Lob. Er sieht, daß die schwarze Königin schon jetzt nahe an seinen Turm herangewogen hat, aber er vertraut seinem Glück. Vielleicht übersteht es der Vater.

Der Vater übersteht es tatsächlich. Aber absichtlich. Er will keinen leichten Erfolg erringen, ist doch das Spiel ohnehin für ihn gewonnen. Er läßt den Turm aus der Mause Falle heraus.

Die kleine Hoheit lacht auf: „Sie haben einen Fehlschlag gemacht, lieber Vater."

Der Priester schüttelt den Kopf: „Siehe, siehe, was eine kleine Unachtsamkeit nicht alles nach sich zieht. Ich war schon nahe am Ziel und nun ist durch einen einzigen Zug meine ganze bisherige Mühe vergebens gewesen. In der Politik und auch im Kriegsführen begehen wir oft diesen Fehler. Man darf niemals übermütig werden, Hoheit. Die guten und edlen Menschen werden von hundertelei Jünglingen, Tug, Verrat und Fallstricken bedroht. Der Gegner hat immer den Teufel zum Verbündeten. Unser größter Feind ist aber unsere — eigene Unachtsamkeit. Wir glauben oft dem trügerischen Schein. Noch öfter den Schmeichlern und falschen Beratern."

Der Knabe achtet kaum auf die tief sinnigen Worte des Jesuiten. Er will um jeden Preis gewinnen. Er riskiert den Austausch der Königin, bemerkt aber nicht, daß er bei diesem Tausch einen Käufer verliert. Er wird getroffen, da ist es schon zu spät. Es gilt eine Einspruchsklage! Wieder wird der Vater die Partie gewinnen. Wie schlau, wie umsichtig er doch vorgehen versteht!

„Glauben Sie mir, Hoheit", spricht wieder Vater Paulus, „das ganze Leben ist auch nichts anderes als ein Schachspiel. Wenn Sie den ersten den glücklichen Thron Ihrer Ahnen bestiegen, auch dann müssen Sie ewig auf das Placieren der Figuren achten. Wenn Sie keinen scharfen Blick haben, wenn Sie nicht vorsichtig und schlau vorgehen werden, können Sie das Spiel leicht verlieren. Verrennen Sie es, Hoheit, auch beim Regieren Schach zu spielen, damit Sie keine unerwarteten Überraschungen erleben."

„Gegen Sie, Vater Paulus, Sie verlieren niemals die Partie?"

Der Priester schenkt in seiner Bescheidenheit und Untertänigkeit ganz zusammen indem er erwidert: „O doch, Hoheit, ich verliere sehr oft. Ihren ist menschlich. Wenn ich aber auch eine Niederlage erleide, mein Vertrauen und meinen Glauben an die Gerechtigkeit des Herrn verliere ich niemals. Wir müssen jede Verjüngung mit friedlicher Demut ertragen. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind unersorschlich..."

Während der Priester also spricht, betrachtet das Kind die neben dem Schachbrett liegenden zwei Hände. Die eine Hand gehört ihm, die andere seinem Erzieher. Die eine ist eine kleine, weiche, zarte, weiße Hand — die andere knochig, hart, gewalttätig und behaart. Seine Hand liegt leicht, mit geöffneten Fingern auf der Goldplatte des Tisches — die des Vaters geballt, gleichsam springebereit.

Die feingeschulzten Elfenbeinsfiguren stehen unbeweglich auf dem Schachbrett. Josefs Blick bleibt auf ihnen haften: „Obst es wirklich keinen Ausweg, keine Hilfe? Muß ich zu meiner Schande auch diese Partie verlieren? Ihre Majestät, die Mama, wird wieder unzufrieden mit mir sein. Und die Geschwister werden mich auslachen. Es ist wirklich ärgertlich, daß ich den Vater Paulus nicht ein einziges Mal matt kriegen kann. Und welche eine Genugtuung wäre doch das dafür, daß er mich so oft und so salbungsvoll schulmeister. Auch gestern hat mir der Vater ein Buch weggenommen und mich bei meiner durchlauchtigsten Mama verschwiegelt, daß ich wieder Voltaire und Diderot gelesen habe. Warum verbietet mir das der Vater? Ich lerne doch so viele interessante Dinge daraus!"

Auf die Stämme des Vaters schreut er auf.

„Wollen wir die Partie fortsetzen, Hoheit?"

„Natürlich sehen wir sie fort", erwidert Josef. „Ich lasse mich nicht schlagen!"

Vater Paulus lächelt gütig: „Drei Jüge und ich habe gewonnen."

Die Lippen des Erzbischofs zucken trostlos. Ein Blick flart furchend auf die Stellung der Figuren. Er will nicht verlieren. Er muß etwas tun, damit der Vater die Partie nicht gewinnt. Er schimpft immer auf Voltaire. Aber der Vater ist nicht im Recht. Voltaire ist: Verstand und Gerechtigkeit! Wer Voltaire hasst, der hasst den Verstand und die Gerechtigkeit. Und Verstand und Gerechtigkeit müssen doch siegen!

Bei diesem Gedanken zuckt die Hand des jungen Thronfolgers heftig, er stößt das Schachbrett um, daß die Figuren durcheinanderauszurollen.

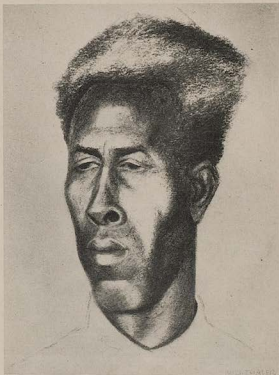
„O, Hoheit!" ruft der Vater aus.

Erzbischof Josef wirft den Kopf zurück und sagt: „Sehen Sie, Vater, das Spiel kann auch ein solches Ende nehmen. Eine Handbewegung, ein Erdbeben — und die Türme und Pferde, die Könige, Königinnen wie auch die ganze, sorgfältig edachte, präzise Aufstellung der Truppen stürzen zusammen. Alle schlaue Taktik hat nicht viel Wert, wenn sich eine Hand, eine Faust, die Revolution rührt — und das ganze Schachbrett stürzt über den Haufen..."

Vater Paulus und der junge Erzbischof — der spätere Kaiser Josef II. — haben tatsächlich den alles niederbrechenden Sturm der großen Revolution von 1789 noch erlebt. Und Josef II. beherzigte die Lehren seines jeinzigsten Erziehers: er ließ die Klöster sperren und wies die Jesuitenpatres aus Österreich.

Kein Hexenmeister

In einem kleinen französischen Städtchen wurde ein Mann, dem man nachsagte, er treibe Zauberkünste, vor den Maire befohlen. „Ihr steht mit dem Teufel im Bunde!" fuhr die Obrigkeit ihn an. „Alle Welt sagt, Ihr wäret ein Herrzameister!" — „Warum sich um das dumme Gerede der Menschen kümmern!" erwiderte der Mann gelassen. „Von Cede, Herr Maire, spricht man auch allerlei." — „Von mir?" ging die Obrigkeit hoch. „Was sagt man denn?" — „Man sagt, Ihr wäret kein Herrzameister."



Junger Abessinier

J. Vierthaler



Die Donau

Hermann Mayrhofer-Passau

M. CHR. WIELAND

Kein Dichter sattelt mehr den „Hippogryphen“,
Kein Hain reitet singend in die Schlacht,
Auch Bäckensahn und Bartbaar des Kaliphs
Verloren längst die alte Zauberkraft.
Doch keine Macht der Erde kann verdrängen,
Dass in Abdera man nicht Streiche macht,
Kalls sie den Hiel in den Kat befeien
Nicht Demotrit auf seinem Dache lacht!

Georg Schwarz

HISTORISCHE MINIATURUEN

Goethe im Alltag

Der junge Goethe war, nach seiner Heimkehr von Leipzig ins elterliche Haus, wo er eine schwere Krankheit überstanden hatte, nach Straßburg gezogen, um dort seine Studien fortzusetzen. Straßburg — die an geschichtlichen Erinnerungen und altertümlichen Bauwerken überreiche Stadt — übte auf das für alles Schöne leicht empfängliche Gemüt des jungen Studenten einen großen Hauber aus. Die zum Himmel strebende Gestalt des herrlichen Münsters hatte es ihm besonders angetan. —

Einnmal stand er vor dem Hauptportal, in Bewunderung verfunken, da, als ein Kartenspieler, lustig sein Liedchen pfeifend, an ihm vorüberfuhr. Hührend drehte sich Goethe um und gab dem verblüfften jungen Kerk eine Chefsage mit den Worten: „Willst du Naamen, Flegel?“ und wies mit der Hand zum Münster empor.

Der Minister

So großfugig sonst Goethe war, so hielt er doch streng auf Anstand und Etikette. Am meisten ärgerte er sich über tölpelhafte und anmaßende junge Leute.

Es war bei einer amtlichen Sitzung. Da poltert ein Referendar mit klirrenden Sporen herein.

„Herr Referendar“, sagt Goethe, der Minister, in liebenswürdigem Ton, „reiten Sie doch einmal gefälligst in die Kassetten und lassen sich die Akten in Taschen Maier geben!“

Seitdem soll Goethe nie mehr über schlechtes und unvorschriftsmäßiges Betragen junger Beamter geklagt haben.

Man muß sich zu helfen wissen!

Der Kardinal Nikolaus von Eusa beging 1432 die Unvorsichtigkeit, in einer Scheift für das Jahr 1734 eine neue Sündflut vorherzusagen und brachte, weil diese Prophezeiung nicht in Erfüllung ging, die Kirche in eine peinliche Lage. Doch sie fand einen Ausweg zu seiner Ehrenrettung. Er versicherte in einer neuen Scheift den Gläubigen, diese Sündflut sei nicht aus Mangel an Sünden, sondern aus Mangel an Wasser unterblieben.

Aus Leipzig

Ich habe auf der Durchreise in Leipzig Zeit, in Ruhe eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich gehe also in eins der großen Kafes in der Nähe des Bahnhofs. Da es trotz der frühen Stunde sehr gut besucht ist, lassen sich an meinem Tisch kurz hintereinander noch ein junges verliebtes Pärchen und ein älterer Herr etwa Ende der Fünfzig nieder. Das Pärchen tut seinen Gefühlen keinen besonderen Zwang an. Ich ziehe mich distret hinter eine Zeitung zurück, der alte Herr scheint auch, aber ich merke bald, daß für ihn das vorgehaltene Lesezirkelheft nur ein Vorwand ist, um die tauchenden Fortschritte der jungen Liebe besser beobachten zu können. Er rückt immer unruhiger hin und her, wirft mir strahlende Blicke über seinen goldenen Kneifer zu, packt mich schließlich überwältigt am Armel und flüstert mir heiser ins Ohr: „Das müssen Sie doch selbst sehen: 's gibt doch grene schone Zed als wie de Pubbedäd!“

E. K.



Rückwärts floß der Strom der Säfte
in den heißen Schoß der Erde,
daß ein neues Blühen werde
aus dem Wandel alter Kräfte.

Kreisend ist der Dinge Lauf,
Morsches stirbt an trägen Bächen,
aber unter Moder brechen
neue Quellen sprudelnd auf.

H. Drachmann

D I E F O T O - S E I T E

Blumen mit Kunstlicht

Natürlich gibt es zur jetzigen Jahreszeit auch Blumen. Wenn wir dabei, auch nicht gerade an unseren Schrebergarten denken werden, tun Sie einmal einen Blick in eine Blumenhandlung. Prächtige Formgebilde werden dort Ihr Auge fesseln.

Tragen Sie ein paar solche Blüten heim, es brauchen gar nicht viele zu sein. Nehmen Sie dort Ihre Kunstlichtquelle oder eine gewöhnliche Glühbirne mit Papreflektor und schauen Sie einmal, wie bei dieser Beleuchtung vor einem einfachen grauen oder dunklen Hintergrund Ihre Blüte beginnt zu leben und zu sprechen. Es sind die zahllosen Hell-Dunkel-Werte und all die feinen Abtönungen, die dem Bilde seinen besonderen Reiz geben.

Versuchen Sie es dabei einmal mit Gegenlicht. Dann setzt ein feines Schimmern und Leuchten ein, die Blüte wird transparent, sieht aus wie ein Glasgebilde.

Nur Vorsicht: Manche Blüten sind gegen die Wärmeausstrahlungen der Lichtquelle empfindlich und verändern dabei leicht ihre Form. Dann muß entweder mit höchstempfindlichem Material ganz kurz exponiert werden oder Blitzlicht zur Anwendung gelangen.

Wir werden selbstverständlich mit der Kamera so dicht wie möglich an unser Motiv herangehen. Wo kein doppelter Bodenausgang zur Verfügung steht, helfen entsprechende Vorsatzlinsen. Schließlich bliebe als Wichtiges eine weite Abbildung, um das ganze Gebilde scharf zu erfassen. Die Formgebung wird nicht durch teilweise Unschärfe, sondern allein durch die Beleuchtung geschaffen.

gi-t.



Unser Foto-Lehrgang

6. Folge

Die Brennweite des Objektivs richtet sich nach dem Schluß der Linsen. Wenn wir die Sonne abbilden, so vereinigen sich ihre Strahlen in einem bestimmten Objektivabstand zu einem Punkt; das ist der sogenannte Brennpunkt. Der Abstand dieses Punktes von der Objektivmitte wird als Brennweite bezeichnet.

Die Größe der Brennweite einer Kamera richtet sich nach dem Bildformat. Sie entspricht im allgemeinen der Diagonalen des Formates, bei 9x12 cm also etwa 13,5 bis 15 cm usw. Die Abhängigkeit zwischen Format und Brennweite besteht deshalb, um bei kleinem Bild quantitativ ebensoviel abzubilden wie bei großem.

Zweilen ist eine besonders große Darstellung des Gegenstandes erwünscht. Das kann besonders dann der Fall sein, wenn er sich in einer weiteren Entfernung von uns befindet. Um ihn dann möglichst groß wiederzugeben, brauchen wir nur die Brennweite zu verlängern. Es gelangt dann natürlich weniger zur Abbildung, aber dafür wird der eigentliche Gegenstand besonders groß. Seine Größe wächst mit doppelter Brennweite um das Vierfache in flächenhafter Ausdehnung. Es gibt Spezialobjektive, sogenannte Tele-Objektive, die aber nicht ganz billig sind. Hat man weniger mit solchen Spezialfällen zu tun, so genügt auch eine Vorsatzlinse, die unter dem Namen „Distanz“, „Focar“ u. a. in den Handel kommt.

Als Hauptsache bliebe, daß unser Motiv vor der Aufnahme genau scharf einstellen müssen. Das ist sehr wichtig und darauf muß ein besonderes Augenmerk gelegt werden. Zur Einstellung gibt es drei Methoden, die sich nach dem Kameramodell richten. Für manche Kameras sind mehrere Arbeitsweisen anwendbar.

1. Optische Einstellung:

Durch ein Linsen- und Prismasystem wird das Bild im Sucher in eine obere und untere Hälfte zerlegt oder in zwei Teilbilder gegliedert, die sich je nach Einstellung decken oder nicht decken. Unsere Aufgabe ist es, die Einstellung so vorzunehmen, daß eine Übereinstimmung der Teilbilder bzw. des Bildteiles, der als Hauptmotiv scharf kommen soll, vorliegt. Mit diesem Sucher ist gewöhn-

lich gleichzeitig das Kameraobjektiv gekuppelt, so daß ein schnelles und sicheres Arbeiten gewährleistet ist.

2. Mattscheiben-Einstellung:

Bei reinen Mattscheibenkameras wird der Mattscheibenrahmen zur Aufnahme gegen die Kassette ausgewechselt, bei Spiegelreflexgeräten fallen diese Handgriffe fort.

Es ist nicht immer leicht, gleich den richtigen Schärfegrad auf der Mattscheibe zu erkennen. Doch können Sie sich als brauchbares Hilfsmittel eine Lupe besorgen, die gute Dienste leistet. (Bei Spiegelreflexkameras ist sie schon eingebaut.) Wichtig ist vor allem: Langsam und mit Ruhe einstellen. Den Triebknopf, der die Entfernung des Objektivs von der Mattscheibe reguliert, müssen Sie ganz langsam drehen. Dann geht alles bedeutend leichter und genauer.

3. Sucher-Einstellung:

Das wird die Methode für viele Rollfilm-Kameras sein. Es ist dabei erforderlich, daß wir ungefähr die Entfernung zwischen Aufnahmegegenstand und Kamera kennen. Das wird nun nicht etwa mit einem Bandmaß festgestellt, sondern Sie schreiten die Strecke ab und bestimmen die Entfernung nach der Schrittzahl. Gewöhnlich kommen auf zwei Meter drei Schritte. Immerhin ist es aber besser. Sie probieren das vorher aus. — Haben Sie so die Entfernung ermittelt, dann stellen Sie mit Hilfe der Meterskala Ihrer Kamera ein.

Zu dieser Form der Scharfeinstellung, die auch bei schnellem Arbeiten mit Mattscheibenkameras in Frage kommt, noch einen Hinweis: Nicht immer ist es aus zeitlichen oder räumlichen Gründen möglich, den Abstand abzuschätzen. Dann müssen wir in der Lage sein, die Entfernung schnell und richtig abzuschätzen. Sie können sich dazu natürlich auch einen Entfernungsmesser kaufen.

Das Schätzen von Entfernungen setzt einige Übung voraus. Es ist zu raten, daß Sie sich auf einige Abstände eintrainieren, etwa 2, 4, 6 und 8 Meter. Das nehmen Sie am besten im Freien vor, wo es in auch für gewöhnlich angewandt wird. Wir können uns dabei selbst kontrollieren, indem wir erst schätzen, dann auf der Mattscheibe einstellen und an der Skala ablesen, um die beiden Werte zu vergleichen.



„Ihre Muskeln und inneren Organe sind vollkommen in Ordnung. — Sie sind geistig gesund!“

Seufzerfamilie

Von Fred Endrikat

Ein Seufzer schwebte ganz allein
hoch über einen Birkenhain.
Der Seufzer seufzte tief und schwer:
O weh, o weh, es quält mich sehr,
daß ich ein männlicher Seufz—er.
Ich wünsche Seelensympathie
mit einer weiblichen Seufz—sie.
Der Seufzer war so intensiv,
daß er sein Weib ins Leben rief,
bevor der Mond am Himmel hing
der Seufz—er— die Seufz—sie umfing.
Er herzte sie und küßte sie
Du meine einzige Seufz—sie.
Sie seufzten glücklich alle zwei.
Ach, war das eine Seufzerei.
Sie gingen ineinander auf.
Und siehe da — am Morgen drauf
thront auf der Birke als Prinzess,
ein kleines, winziges Seufz—es.
Es tönte lieblich durch den Mai
jetzt die Familienseufzerei,
wie ein gefühlharmonisches
Konzert von Seufz—er— sie und — es.
So war es — so wirds immer sein:
Ein Seufzer kommt niemals allein.

Ah so!

Dichter zum Theaterdirektor: „Sie können mein Schauspiel nicht brauchen und meulich sagten Sie doch erst, es sei so gut wie angenommen!“

Theaterdirektor: „Ja, leider war es nicht so gut wie ich angenommen!“

Das Peperl

Der neugierigste Sommergast: „Nun, Peperl, wieviel Müch gibt denn eure Kuh den Tag?“

Das wahrheitsliebende Peperl: „Acht Liter.“

„Und wieviel davon verkauft ihr?“

„Zehn Liter.“

Zweiterlei

Patient: „Gegen Sie doch bitte, Doktor, wie lange dauert es, bis sich jemand von einer Blinddarmerkrankung erholt?“

Arzt: „Wie meinen Sie: körperlich oder pekuniär?“

Gespräch in einem Restaurant

„Der Kerl da drüben hat mich um eine Million gebettelt!“

„Was Sie nicht sagen!“

„Wirklich! Er wollte mit seine Tochter nicht geben.“

Schotte

Als ein Schotte einmal in Erfahrung brachte, daß seine Braut in keinem guten Ruf stehe, wollte er die Verlobung rückgängig machen. Es stellte sich aber heraus, daß der Verlobungsring vom Finger des Mädchens nicht mehr heruntergehen wollte. Zwar erbot sich ein Goldarbeiter den Ring entzwei zu sägen, doch würde dabei ein minimaler Teil des Goldes verloren gehen. Da heiratete der Schotte lieber das Mädchen.

LAFONTAINE: Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern
von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das
längere Zeit auf dem Büchermarkt
fehlte, erschien soeben das
5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt: Geistreiche
ironische, dem Thema Liebe und Ehe
gewidmete Noveletten

Das hübsche Buch ist mit
12 ungemein reizvollen Kupfern
von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen
durch den Buchhandel oder
durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Dö Mißtrauische

Wo is a, wo bleibt a
warum geht a net qua
er halt mi zum Maren
is a grundschelechta Bua.
Abu dem wer i Kemma,
d' Liab sog i auf,
da kummt nimma schlaß
da gang ma ja deauf.
In da Post die neu Kellnerin
soll gar so feich sei,
g'wisß hecht a do drin,
aba der' heag i ell
Dö pack i beim Haar
und derkratß ihr a's O'fries,
dö solls amal g'spürn
was a echte Liab is.
I mag'n gar nimma
i schaug'n nimma o,
wenn er's no a so falsch
und so scheißwillig to.
Kalaab wenn a waar
na waar a scho do,
und wartet die Zeit
minutenweis o.
I pfeif auf an Buam
der toa echte Liab kennt —
jessiß, do is a
da kummt er scho g'comt!
Er nimmt i' um an Hals
is so liab und so fei
und im Himmli moant's Dandl
kumt's net schöna sei.
„Wo wartt denn so lang?“ —
fangt's zum ausfrischeln o,
bei da Feuerwechslung,
beim Lösch'n vorn dro.
Da schauant's a si' furchtbar
's wird ihr heag, 's wird ihr warm,
da g'spürt er 's lebendige Feuer im Arm;
Was moant's, daß a to hat,
i frag enk allfamt —?
als Feuerwechslung
hat a 's Lösch'n o'g'fangt.
's O'fischel is aus
aba des sell jag i g'wisß,
es soll halt net sei
daß ma misstraufsch is.

Afra Schulz.

Zylinder

„Keller hat es genau nochmal
so weit gebracht wie sein Vater!“
„Wie so?“

„Na, sein Vater hatte in
seinem Kleidergeschäft immer drei
Zylinder zur Auswahl und der
junge Keller fährt seit einiger Zeit
in einem Czeghslinder!“

Daher

„Ich bin mit Ihrem Jungen
sehr zufrieden, Herr Knolle! Be-
sonders im Englischen macht er
gute Fortschritte!“

„Das wundert mich nicht,
Herr Professor. Er hatte ja als
kleines Kind die englische Kran-
ke!“

Liebe Jugend

Nicht am Marktplatz eines schlechten
Bierbrens, auf dem die Aufmärsche der Be-
wegung stattfinden, wohnt eine jüdische Familie.
„Mutter“, sagt eines Tages der jüngste
Sproß, dem das jeweilige Gehehen gewaltig
eingeht, „ich wollt', ich wär 'a Hitlerjunge.“
„Das wird nicht gut gehen, Jü“, ant-
wortet sie.

„Und warum nicht?“ will Jüder wissen.
„Nun, weil du nicht arisch bist.“
„Aber vielleicht geht es doch“, läßt sich nach
einer Weile das Jüderchen vernehmen.
„Wie so?“ fragt ihn erstaunt die Mutter.
„Gott tut Wunder“, ist die zuversichtliche
Antwort des Kleinen.

Unter Freundinnen

„Ich sage dir, was Cema für Lügen über
mich verbreitet hat!“
„Sei doch froh, daß sie nicht ... die Wahr-
heit gesagt hat!“

Unterschied

Chef zum Angestellten: „Ich muß Sie doch
erklären, ich im Büro willkürlicher zu benehmen!
Sie sind doch nicht der Chef!“

Aus der Schule

Lehrer: „Was ist ein Sprengmittel?“
Der kleine Kurt: „Bitte, Herr Lehrer, die ...
Gießkanne!“

Lehmann



Geld!!

„Nun, ist es schön, verheiratet
zu sein, Emil?“
„Erfüllt mir gar nicht.“
„Dann? Ärgerst dich deine
Frau?“

„Und wie! Morgens ist das
erste: Geld! Abends das gleiche.
Jammer: Geld! Geld! Geld!“

„Das hätte ich nicht von ihr
gedacht. Was macht sie denn mit
all dem Geld?“

„Ich weiß nicht. Ich hab' ihr
noch keins gegeben.“

„Früher hatten wir mehr Erfolg!“

„Kunststück, die alten Trikots sind auch dauernd geplagt.“



HÖR! IHR HERRN
und laßt Euch sagen ... Männer verenden bei darget. Schwäche
u. willkür. anerkannte Keimdrüsen-Hormon-Präparat „**ASPASIN**“
(100% nat. M. S. S. Hormon - f. d. Mann; weiß - f. d. Frau). **Aus den**
Apotheken! Auf Grund neuer Forschungsergebnisse hergestellt u.
als Ersatz-Präparat zum Testosteron u. wohnt. Verlangt der Markt
u. wird deshalb in größerer Menge hergestellt. Im versch. neu
doppelte eine Hal. ges. 24 Hl. Bonn. Keine unvers. Nachahm. I
Friedr.-Wilh.-Apothek, Berlin-Charlottenb. 2, Bild 103

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Bild Wagner's
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner seinerzeit in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt hundertjährige Verfasser, der aus
seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
was Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind absichtlich geändert — dem
Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931
zu Can Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung
einer verleumdeten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seamus Seis Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor
allem in Vereinstreffen befandenes Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Serrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Durch Ausfall einer Satzzeile wurde in Nr. 46 der „Jugend“
die Anekdote auf Seite 734 verstümmelt. Sie lautet richtig:

Ein Briefwechsel

Der Herzog von Sully war Protestant geworden. Das war ein
schwerer Schlag für Rom, und eines Tages kam ein Handschreiben vom
Papst: daß dieser unablässig für die Bekehrung der verirrten Seele bete.
Darauf setzte sich Sully hin und schrieb einen Brief zurück: „Auch
ich, Heiliger Vater, bete ständig für Eure Bekehrung.“



Der Witwer

„Das ist halt immer ein trauriger Gang, zum Friedhof, net
wahr.“

„Ja, ... man sagt!“

BÜCHER

Walther Tritzsch: „Metternich, Glanz und Versagen“. (Holle & Co.
Verlag, Berlin.)

Von Zeitgenossen und Nachwelt leidenschaftlich umstritten,
ebenso verherrlicht, wie verdammt, geht die Persönlichkeit des
Staatskanzlers Metternich durch die Geschichte. Dieser, im wahr-
sten Sinne des Wortes „schillernden“ Erscheinung anschaulichen
Ausdruck zu verleihen, sie mit festem Strich und unbeeinflusst
vom Widerstreit der Meinungen zu umreißen, hat der Verfasser
ohne Zweifel verstanden. Ausdeutbar in allen Zügen formt sich
das Bild des Menschen, des letzten „Grandseigneurs“ und des
allmächtigen, die europäische Welt beherrschenden Staatsmannes
zu einprägsamem Ausdruck. Und sinnvoll wird an diesem Leben,
an Glanz und endlichem Versagen, die Tragödie der Unvoll-
kommenheit, die Grenze des Machtwillens aufgewiesen. Weniger
glücklich behandelt der Verfasser die weltpolitischen Probleme
der Kongreßzeit. Hier wird eine gewisse Oberflächlichkeit
geschichtlicher Betrachtungsweise, die mitunter irreführend wirkt,
unverkennbar.

A. Wisbeck.

Georg Britting: „Der irdische Tag“. Gedichte. Albert Langen/
Gg. Müller Verlag, München, 1935.

In den Gedichten Georg Brittings ist bayerische Landschaft und Seele. Seine Gedichte können eine süddeutsche Angelegenheit werden. Eingebildeten, wortreichen Stabs-Trompetern aus Allerteilsdeutschland und allen konjunkturenfreudigen Commis voyageurs neuen Geistes zum Trotz — es gibt süddeutsche Gedichte.

Im folgenden Hinweis und Kritik:

Seite 19. „Schüsselblumenland“. Sehr zart und melodisch. Hölty's Frühlingslandschaft.

Seite 22. „Wiese vorm Dorf“. Plastische Originalität. Saftig. Bauernbreughelhaft.

Seite 23. „Im Park“. Zierlich im Rhythmus, leichtfüßig. Die zweite Strophe lautet:

„Zwei Kinder stehn vor dem Gitter,
Das den Weg ins Grüne verwehrt,
Behorchen das Bienengewitter,
Das sausend über das Gras hinfährt.“

Seite 24. „Die alten Buchen“. Innig, ganz einfach, versonnen.

Seite 26. „Gras“. Winzige Landschaft, wie sie ein Kurzsichtiger durch die Brille sieht. Ein Käfer kommt:

„Wie sich die Eisenringe wetzen!
Gelbes Gold das Schuppenherd.
Die gestielten Augen widerstehen
Sich den Menschenaugen fremd.“

Seite 29. „Süddeutsche Nacht“. Mißlingen! Verkrampt in allem.

Seite 53. „Die Sonnenblume“. Schön. Einfach. Paßt in jedes Schul-
lesbuch.

Seite 60. „Sommer“. Groß gesehen und gefühlt. Unheimlich in der
Stimmungskraft. Man höre:

„Ein Hahn, rotspornig und blaugeschwänzt
Rennt in den Brunnenschatten und schreit,
Des Rotlippigen Auge glänzt
Zornig
Über die Zeit.“

Seite 85. „Einem Wirtshausgarten gegenüber“. Melodische Originalität. Geschautes und Gehörtes gut zu gemeinsamer
Wirkung gebracht.

„Einer Mandoline Zittern
Winselt, wispernd, brummt
Hinter grünen Blumengittern
Und verstummt.“

Seite 87. „Ziegeleiführen“. Die schlimme Seite der B'schen Malerei.
Es ergibt sich kein Sinn, kein Symbol.

Seite 92. „Drachen“. Gespenstiger Witz über der „prallfüstigen“
Sattigkeit der Welt.

Seite 99. „Rausch“. Das beste Gedicht des Buches... Groß,
homerisch ruhig und breit. Riesengefühl einer trunkenen,
betrunknen Seele, die sich an den Hüften der Erde
lagert. Griechische Vasenbilder fallen einem ein.

Seite 130. „Schneefall“. Deutscher Schnee- und Weihnachtszauber.
inniges, verhaltenes Gefühl, stimmungswiese angedeutet.
„Stumm in der Stille tanzen die Flocken
zum Wald.“

Georg Schwarz, München.

Grete von Urbanitzky: „Heimkehr zur Liebe“. Roman. Paul
Zsolnay Verlag.

Die typische Ehe der Nachkriegszeit bildet das Problem des
Romans. Der aus dem Krieg zurückgekehrte Mann ist noch der
Atmosphäre des Krieges verhaftet. Die Ereignisse auf dem Felde,
das Leben mit den Kriegskameraden, das bestimmte Ziel der Auf-
gabe in der Truppe bleibt der Inhalt seines Denkens. Ein Zugang
zu dem heutigen gleichmäßigen Berufsleben ist erschwert und
ohne Krisis nicht möglich, noch tiefer geht diese Krise in der Ehe;
seine junge Frau, die ganz auf die Gegenwart gestellt ist und tapfer
selbst mitarbeitet, um die finanziellen Schwierigkeiten zu über-
winden, vermag nicht den nach rückwärts denkenden Mann zu
bannen und für den Alltag die nötige Kraft frei zu machen.

Die folgende Verwirrung dieser Ehe führt zur Scheidungsklage,
die von den generischen Anwälten mit spekulativem Scharfsinn
betrieben wird. Trotz dieser künstlich geschilderten Widersprüche
siegt das ursprüngliche Empfinden. Wie Mann und Frau geläutert,
gereift, innerlich gestählt die Ehe nochmals beginnen, wird mit
feinem Verständnis und klarer Beobachtung dargestellt. Das Buch
kann für viele Nachkriegsleute besonders empfohlen werden.

D. r. Zimmermann.

LEST
DIE „JUGEND!“

**Schwaben
Männern**
Lesen möchte
X Substitution die-
fest u. telefonisch
Grafen-Gertrud
Gnd. Heiderich 211

RAS GUGSA

Es dachte ein schwarzer Strategie:
Vielleicht geht die Sache schief!
Und er ging der Gefahr aus dem Wege,
indem er zum Feind überließ.

Man nahm ihn nicht in Verwahrung,
sein „Heldentum“ ward respektiert,
denn es wußte der Feind aus Erfahrung,
wie's ist, wenn man desertiert. —

Doch bald wird die „Tat“ verwehen,
er kennt nicht die weiße Moral:
Dann heißt es: Der Mohr kann gehen!
Adé, Herr General.

Auch richtig

„Angeklagt, wie kommen Sie dazu und
fehlen in Ihrem Alter noch ein Auto?“

„Was hat denn das Alter damit zu tun! In
meiner Jugend gab es noch keine Autos.“

Th. M.

Liebe

„Ausgeschlossen, eine Frau, die ich nicht
liebe, würde ich nie heiraten!“

„Wenn du aber eine reiche Partie machen
könntest?“

„Dann würde ich mich zur Liebe zwingen!“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu
Geld machen können. 100 beigegebene Adressen
vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen.
Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und
Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Er-
folg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie beson-
ders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das
Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht
und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses
Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise,
die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Der neue Wolgaschlepper

Erich Wilke



„Vorwärts Brüderchen — in der Seine rutscht der Kahn von ganz alleine!“

PREIS
60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1935
NR. 49



Putto

Correggio

Auf eine angebliche Studie eines Correggio=Engels

Von Dr. Cajetan Zimmermann

(Zu unserem Titelbild)

Es war im Juni dieses Jahres, als ich zum Besuche der Correggio-Ausstellung in Parma weilte. Es sind die schönsten Tage des Jahres. Noch sind die Heide ringum leuchtend grün; dazwischen glüht feurig die Alpenblüte; in den Gärten verschwendet die Rose ihren Glanz und Duft. In südlicher Ferne zieht in sanften Schwingungen der Höhenzug des Apennin; in der Nähe umfließen die Stadt mächtige Allern. Ein Viertel von breit und bescheiden hingelagerten Häusern umfließt den Kern der Stadt. Zwei Campanile und eine Kuppel ragen kräftig heraus und bestimmen die Silhouette des städtischen Stadtbildes.

Hier im Herzen der Stadt ist der Eschag Parmas verborgen, der auch heute noch ihr einen seltenen Nimbus gibt. Wanderwerke der Malerei üben ihren Zauber aus und zwingen zum Verweilen. Nur zwei Wege gab es für mich tagelang vom Allergo, das unweit der zentral gelegenen Piazza Garibaldi eine sympathische Unterkunft bot. Der erste Besuch am frühen Morgen galt dem Dom. An der Südseite des Domplatzes steht das achteckige Baptisterium, das durch zerliche Säulengalerien in fünf Reihen übereinander aufgelockert ist. Die Domfassade flankiert der vierfache Campanile; der Dom selbst trägt die charakteristische lombardische Säulengalerie.

Dies ist der Aufstieg, der zum Mittelpunkt führt, zur Domkuppel. Dort ist das feine Gesäße zu einem Transparenz einer himmlischen Vision verwandelt. Es ist eine wirkliche Himmelsfahrt, die dem staunenden Auge die Erde für Augenblicke vergessen macht und das sonst fülle Glaubensgefühl in lautes Entzücken versetzt. Durch die runden Fensteröffnungen in dem achtseitigen Lumbus fallen aus östlicher Richtung die Sonnenstrahlen und das Licht entzündet die Farbenwelt an einzelnen Stellen, so daß das Wunder der Malerei von wirklich überirdischem Glanz zu erstrahlen scheint.

Diese Morgenstimmung — am Abend wiederholt sich durch den weichen Einfall des untergehenden Sonnenlichts das gleiche Spiel — ist nur dem Schauen gewidmet, während die Mittags- und Nachmittagsstunden, wenn die Kuppel künstlich beleuchtet ist, ein eingeengtes Eindringen ausfüllen. Ganz nahe östlich vom Dom — mit seinen östlichen Apsiden und Galerien, ein Bild vollkommener, romanischer Architektur — steht der Renaissancebau St. Giovanni Evangelista und dort ist in der Kuppel Christi in seiner Glorie dargestellt. Die Apsiden schauen in tiefer Ehrfurcht und freudiger Ergreifung die Erfüllung ihrer Glaubenspflicht. San Giovanni aus Putines hat die Vision und über der Türlante der Türlante ist Johannes der Evangelist ganz der Inspiration hingegeben. Entstanden sind letztere Fresken 1524–1525 und die Domfresken 1520–1530. Sie bilden also die Hauptwerke Correggios.

Von den beiden Kirchen führt der Weg westlich zum Palazzo della Pilotta, nahe am Torrente di Parma. Es ist das am Ende des 16. Jahrhunderts gebaute Schloß der Farnese, die 200 Jahre Herrten von Parma waren. Unvollendet in reifen Baustein ist es ein gewaltiger Torso, der in seinem großartigen Hof und in seinem Theaterbau starke Wirkung hat. In den geräumigen Sälen sind in einem Dutzend Räume die Bildwerke Correggios ausgestellt. Von den Jugendarbeiten im kleinsten Format sind Madonnaenbilder auffallend über das Weiden des Künstlers. Die Hauptstücke der Galerie sind aber die Madonna della Cattedra oder die „Ruhe auf der Flucht“ und der sogenannte „Lag“ oder die Madonna di San Giacomo; sie sind beide in westlich beleuchteten Sälen aufgestellt und wenn die Nachmittagssonne alle Reize in Licht und Schatten hervorruft, so es Stunden ungetrübter Beirundung.

Bestimmte man wohl weitere Altschätze, wovon vier der besten in Dresden sind, so war es eine noch viel empfindsamere Pücke, daß keines der größten mythologischen Gemälde Correggios, die in Neapel und Berlin, in Paris und Wien sind, die Ausstellung verschlängte.

Dafür mußte man sich durch den Besuch der Camera di San Paolo entschließen. Es sind die ersten Fresken, die der Maler 1510 für die Abessin Donna Giovanna Piacenza ausgeführt hatte. Unweit des Palazzo della Pilotta liegt die kleine Camera, einst das Schlafzimmer der Abessin. Der kleine Raum ist gewölbt und in 16 Vogenfelder aufgeteilt. An der Nordwand über dem Kamin führt Diana im pudrigen Wagen. Darüber ist die Decke in eine Laube verwandelt. Bunte Schürze und Bänder halten in der Mitte der Decke das Wappen der Abessin. In den Lauben lacht in 16 Ovalen der blaue Himmel herein. Das Jagdgehege der Diana führt im Reigen vorbei und an die 30 bis 40 Putten tummeln sich in übermäßiger Weite. Darunter sind 16 Vignetten als Übergang der Vogenfelder zu dem Giebel der vier Wände. Grau in Grau füllen mythologische Darstellungen diese Vignetten. Von dem bewegten Bild der Diana geht der Blick zu den ruhigen Gestalten der Vignetten, die von klassischer ruhiger Schönheit sind und bleibt am Schluß beim Neigentanz der Putten haften. Es sind spielende, übermäßige Kinderkörper, bewegt, lebendig, hart und kräftig an Gliedern. Lebende Augen, wehende Locken, schelmische Gesichter, in reicher Abwechslung und unerhöflichem Wechsel des Ausdrucks. Die Fresken sind gut erhalten und künstlich beleuchtet; so kommt die Farbe noch voll zur Geltung. Ein warmer Glöhen in den Haaren, ein Inkarnat von weicher, breiter Ausfüllung streifen den Reiz und die Grazie dieser Putten. So ist die Camera wohl das fröhlichste Speisezimmer und es ist ein ungeheurer Genuß, dort sich der ganzen Wirkung des Genies hinzugeben.

Jakob Burckards Worte kommen in Erinnerung: „Die Wirklichkeit hat in der Kunst eine große Gewalt; handelt es sich um das menschliche Neizende, so erhebt sich der Zauber innerlich und berührt dämmernd.“ Es ist ein Bann, der auch bleibt, wenn man den Raum verlassen hat und der festhält sich, wenn man wiederkehrt.

Wie Märchentage verging mir so die Zeit in Parma, wechselnd zwischen freudigem Anschauen und tieferer Vertiefung. Um so schwerer fiel der Abschied. Wenn man irgendwo mit ganzer Seele geweilt hat, wünscht man sich ein Bild, ein Andenken, sei es noch so bescheiden. Es wird zu einer Art Reliquie und macht zurückgeführt den Zauber der Eindrücke der Ferne wieder lebendig. Eine Reliquie von Correggio wünschte ich mir. Natürlich gab es Photos und Abbildungen in vielerlei Formen. Es gab auch Kopien von den Putten der Camera. Keines waren noch weniger ansprechend als die Aquarelle von Tolbi, die eine fast nie künstlich gehende Farbgebung zeigen.

Den letzten Tag suchte ich einige Antiquariatsgeschäfte ab. Man zeigte mir Zeichnungen, angebliche Bilder und Zeichnungen von Guido Reni, von Caracci, von Caravaggio usw. Aber aus der Zeit von Correggio schenkte kein Atom vorhanden zu sein. In den ersten Nachmittagsstunden dieses letzten Tages, in dem man bereits die lombardische Wärme aus den Straßen spürte, geriet ich in eine enge Gasse, wo aus einem bafarischen Laden allerlei Kunstsgegenstände lockten. In dem tiefen Raum wollte ich mich, um mich abzukühlen, als erstickten Fanden nachzufröhen, die heißste Stunde verbringen. Der Inhaber der Bottega d'Arte zeigte mir seine Schätze, aber kopfschüttelnd ließ ich alle wieder beiseite bringen. Da ich nur Correggio im Sinne hatte, waren mir selbst ganz gute Bilder und Zeichnungen wertlos. Schließlich suchte ich in den Winkeln selbst umher und aus einer Ecke blühte ein Auge auf und das genigte, um das Bild hervorzuholen. Verblasst, dunkel in den Farben schien es keinen besonderen Wert zu haben. Notdürftig gereinigt, zeigte mir der Händler den Zeitpunkt, es sei ein Bild aus dem Hause des Conte Orsini, es sei keine Kopie, sondern „un garantito studio del



Meister B (mit dem Würfel)

Spielende Amoretten

Correggio". Wie er mein Interesse wachsen sah, versicherte er mit allen Versicherungen, es müßte aus dem Hause der Details kommen, sicher eine eigenhändige Studie Correggios sein. Gleichwohl, von wem es wäre, es zeigte mir etwas Correggios Ähnliches und gab im wesentlichen mehr Maximalen seiner Kunst als alle Abbildungen und Kopien. Der Handel war ohne viel Besinnung abgeschlossen und dann wurde das Bild eingepackt. So machte das Bild, in dessen Auge, in dessen Linien und tiefgoldenen Farben ich mich einbildete, wenigstens etwas von dem Geiste und dem Werke Correggios mitzunehmen, die Reise am nächsten Tag über Modena, Bologna, Ferrara und Venedig.

Dort nahm mich das Studium der Meister im Palazzo Pesaro, die besser 100 Bilder Lissans zeigte, genug in Anspruch, um tagelang nicht mehr an das Bild aus Parma zu denken. Erst wie ich eingehend Lissans Putten betrachtete, die er auf vier Treppen für einen Saal der Schule von S. Giovanni Evangelista und deren Motiv lebhaft auf die Camera di San Paolo erinnert, wagte ich die angebliche Studie Correggios zu vergleichen. Der Kindertopf Correggios verfiel nicht die Wirkung auf zufällig anwesende Gäste. Es war eine freudige Anteilnahme und es gab daraufhin eine lange Unterhaltung über Correggio und Lissans. Wie in allen Rundsichten entschied der persönliche Geschmack. Auf jeden Fall war die Studie subjektiv an Wert gestiegen. Neu verpackt machte das Bild die Reise über den Brenner, um nach einigen Tagen im Kreise von Freunden zu Hause an den richtigen Platz gebracht zu werden. Temperamentvolle und begeisterte Auskünfte wechselten mit stiller Anerkennung. Natürlich versicherten die einen mit Bestimmtheit die Echtheit der Studie und ein anderer Professor der Akademie begründete ausführlich die Ansicht, daß es keine Kopie sein könnte. Genug, es wurde ein langer und auch ein froher Abend. Alle Abbildungen, die in Obergrenauus Werk vollständig über Correggio enthalten sind, wurden zum Vergleich herangezogen.

In dem Kindertopf der Studie glaubt man die Hauptgestalten der Engel Correggios zu sehen. Bei den schelmischen Zügen des Bildes wird man erinnert an das Bild des jugendlichen Ganymed, der vom Adler

emporgetragen wird. Aus den kräftigen Zügen spricht die spätere Kraft des Apostel Thomas von der Kuppelstrecke von San Giovanni Evangelista. Man glaubt in dem in sich ruhenden Wesen des Kindes die Weisheit der Kirchenlehrer von den Runden der Domkuppel sprechen zu hören. In dem träumerischen Ausdruck wird man an San Giovanni Evangelista über der Sakristeileinette erinnert, ja auch Johannes auf Patmos kann dieser Kopf werden. Er ist alt und jung zugleich. Er ist ein Wesen, wie die mythologischen Gestalten. Er erscheint ein kleiner Hellsüßer von johanneischem Gepräge. Er erscheint fröhlich und übermütig. Er blickt bewußt und wissend. Er ist wie ein Verbling des Jenseits und der Madonna zugleich. Er ist der Spielgefährte des Christuskindes und er ist der Mittelpunkt im Regenspiel der Heiligkeit der Diana. Er ruft aus weitester Ferne die mythologische Vergangenheit zurück und weist noch mehr in die damals noch ferne Welt des Barock. Correggios Engel ist der Urtyp der 200 Jahre später gemalten Barockengel. Alle die entzückenden und begeisterten Engeltypen des Barock haben hier ihr Urbild. Wenn sie unerhörlich immer wieder in Millionen auf Gewölben, auf Altären jahrhundertlang wiederkehren, wenn die Freude und der Jubel an diesen Engeln so grenzenlos war, wenn jede Kirche ihren lachenden Engelngeigen hatte, so war es, weil das Urbild nicht auszusprechen war, weil der Schöpfer dieser Putten in ihren Gestalten allen Reiz, alle Grazie, alle ursprüngliche Neugier eines selbststärkeren und erdenferben Daseins voller Renaissancefreude geschaffen. Nie ist das kindliche Leben so reich und voll dargestellt worden, nie ist die Wirkung aber so sehr durch das Original bedingt und nie ist dieses Werk so auf einen Ort, auf Parma konzentriert.

Wenn es sich also in der Studie mit um eine angebliche Arbeit Correggios handelt, so genügt es, wenn diese Studie die Liebe und Verwurderung für die wirklichen Originale in der Ferne nach zu halten vermag. Es genügt ein Blick, um an die Camera di San Paolo, um an die Kuppel vom Dom und von San Giovanni Evangelista lebhaft erinnert zu werden und die Lage, die ich dort verbracht hatte, unvergeßlich zu machen.



Grasende Kühe

L. Wenban

DIE HOCHZEIT

Von Michail Sschostschenko

(Deutsch von A. Wiedmayer)

Freilich, Wolodka Sawitschkin hatte es ein wenig eilig gehabt. Es lag ein kleiner Irrtum vor. Man kann sagen, Wolodka hatte sich seine Braut im Gedränge nicht genau angesehen. Nichtig gefügt, ohne Hut und Mantel hatte er sie überhaupt nicht gesehen und zwar deshalb, weil sich ihre wichtigsten Ereignisse immer auf der Estrasse abspielten.

Kurz vor der Hochzeit ging Wolodka Sawitschkin mit seiner Braut zu ihrer Mutter, um sich vorzustellen. Er zog den Mantel auch nicht aus. Sozusagen — im Vorübergehen.

Wolodka lernte seine Braut in der Trambahn kennen. Sie stand vor ihm und hielt ein Paket. Wolodka bedauerte sie und jagt zu ihr: „Sehen Sie sich auf meine Knie, es fähet sich so leichter!“

„Aber nein“, erwidert sie, „Merci!“

„Dann geben Sie mir Ihr Paket. Schenken Sie sich nicht. Es steht sich dann leichter.“

Nein, sie gibt auch das Paket nicht. Hat sie Angst, daß er damit ausreißt oder was sonst ...

Wolodka schaut nochmals auf sie und verlor den Kopf. „Gott“, dachte er, was für nette Fräulein auf der Trambahn fahren.“ Auf der nächsten Haltestelle drängte sich das Fräulein zum Ausstieg. Wolodka stand auch auf. Am Ausgang wurden sie bekannt und gingen dann zusammen. Das hatte sich alles so schnell und schmerzlos abgewickelt, daß Wolodka schon nach zwei Tagen bei ihr erschien und ihr einen Heiratsantrag machte. Am nächsten Tag ließen sie sich im Standesamt einschreiben.

Nach dem Einschreiben gehen die jungen Leute in die Wohnung der Mutter, wo natürlich großes Durcheinander herrscht. Es erwarten sie eine Menge Gäste, Lische werden gedeckt, Flaschen entkorkt und eine fieberhafte Geschäftigkeit zeugt von der Erwartung eines großen Ereignisses.

Seine junge Gattin verlor Wolodka Sawitschkin schon im Korridor aus den Augen. Verschiedene Mama's und Verwandte umringen ihn und schleppen ihn ins Zimmer, schwärmend und gratulierend. Aber wo seine junge Frau ist, kann Wolodka nicht herausfinden. Es wirbeln so viele Mädchen im Zimmer herum, aber so einfach von der Estrasse weg aus dem Licht ins Halbdunkel — schlägt ihn tot, er kann sie nicht wiedererkennen.

„Mein Gott“, denkt Wolodka, „niemals noch ist mir etwas Ähnliches passiert. Welche von ihnen ist nun meine junge Angetraute?“

Er fängt an, sich im Zimmer umzuschauen, stoßt mal an die eine, dann an die andere. Diese scheinen nicht besonders darüber erbaut.

Jetzt wird es Wolodka etwas unheimlich. „O je“, denkt er, „in was bin ich da geraten.“

Ich finde meine Frau nicht mehr.“

Da fangen die Verwandten an, ihn scharf anzusehen: was geht denn dieser junge Mann wie ein Verrückter herum und schleicht sich an alle Mädchen. Wolodka stellt sich an die Tür und ist in heller Verzweiflung. „Nun, Gott sei Dank“, denkt er, „gleich sieht man zu Tisch, dann wird es sich schon herausstellen. Die, welche sich neben mich setzt, die wird es sein.“

Würde sich doch diese Hellblonde hersetzen. Aber je, weiß Gott, setzt man mir irgendeine Schachtel her und nachher leb mit ihr.“

Unterdessen fangen die Gäste an, sich an den Tisch zu setzen. Die Mama bittet, sich noch eine Weile zu gedulden. Aber die Gäste sind nicht mehr zum Halten, sie werfen sich aufs Essen und Trinken. Dann schiebt man Wolodka auf den Ehrenplatz. Und an seine Seite setzt man ein Mädchen. Wolodka schaut sie an und es wird ihm ganz leicht ums Herz. „Da schau her“, denkt er, die ist nicht übel. Und ohne Hut sieht sie sogar hübscher aus. Die Nase steht nicht so heraus.“

Überwältigt von der Fülle seiner Gefühle füllte Wolodka sein und ihr Glas und machte sich heran, zu gratulieren und sie zu küssen.

Doch jetzt entwickeln sich die Hauptereignisse. Es ertönt ein Geschrei und ein Murren. „Ist das ein Narr, so ein Hundesohn! Auf alle Mädchen wirft er sich. Seine junge Gattin ist noch nicht zum Tisch gekommen — macht sich zurecht — und er läßt sich schon mit einer anderen ein.“ —

Wolodka hätte natürlich alles zum Spaß wenden können. Er ist aber sehr getränkt. In dem Tumult haut ihn irgend jemand eine Flasche auf den Kopf. Wolodka schreit: „Da soll noch ein Hund drauskommen! Setzt man da neben mich verschiedene Weiber und ich soll mich da noch auskennen!“

Da erscheint die Braut im weißen Hemdkleid, mit Blumen geschmückt.

„Ach — so ist das“, sagt sie, „nun, das wird Ihnen schlecht bekommen!“

Darauf wieder ein Gefrei und Tumult; die Verwandten jagen Wolodka aus der Wohnung. „Laßt mich wenigstens vorerst was essen“, sagt Wolodka, seit heute morgen hab ich noch nichts im Magen wegen dieser dummen Gefriedel!“

Doch da packen ihn die Verwandten und werfen ihn die Treppe hinunter.

Am andern Tage geht Wolodka nach der Arbeit auf das Standesamt und beantragt Scheidung. Hier wundert man sich gar nicht. „Das ist nichts Besonderes“, sagt man, „kommt vor. Heutzutage triffst man selten Ehen, die länger dauern.“

Damit waren sie geschieden.

Kritik

Papa Frangel sagte einmal nach einem Manöver, das durchaus nicht seine Zufriedenheit erregt hatte, zu den versammelten Offizieren: „Meine Herren, es freut mich sehr, Sie alle gesund zu sehen; das ist aber noch das einzige, was mir heute freitun hat. Woh! —“ Speech's und ritt davon.

Deutsche Witze

Während einer Tafel bei Friedrich dem Großen hatte man ausgiebig über französische Literatur gesprochen und war nun beim französischen Witz angelangt. General von Lettow hatte sich an der Unterhaltung so gut wie gar nicht beteiligt und nur mürrisch dageessen. Der König bemerkte es und fragte ihn: „Nun, mein lieber Lettow, wie denken Sie über die französischen Witze?“ — „Ich kenne die französischen Witze nicht“, antwortete der General. „Aber ich kenne wohl sehr gute preussische Witze. Da ist Mollwitz, das den Ruhm unserer Waffen begründete, und Bunzelwitz, das ihn nicht verminderte. Da ist Prittwitz, der bei Kunersdorf das Leben Eurer Majestät rettete, und Pestwitz, der mit seinen Grenadiern oft den Nagel auf den Kopf traf. Diese deutschen Witze sind besser als alle französischen.“ — Friedrich reichte ihm die Hand und sagte ernst: „Er hat recht, Er hat recht, lieber Lettow!“

Splitter

Es gibt sehr gebildete Menschen, die wenig wissen, und sehr wissende Menschen, die wenig gebildet sind.

Der Sittlichkeitsbegriff der Leute und der Sittlichkeitsbegriff der Menschen sind die Ercella und Charobdis der modernen Kunst.

Nur wer gezwungen wurde, von seiner Höhe herabzusteigen, kann beurteilen, wie hoch er stand.

Viele denken vorurteillos; wenige handeln vorurteillos.

Den meisten Menschen, welche jagen, es ginge ihnen schlecht, geht es nur schlechter als es ihnen früher ging.



Der Steinbruch

Walter Dolch



Die Versuchung des Heiligen Antonius

Hans Inhauser

Leben ist billiger als sterben...

Von Wilhelm Lichtenberg

Eines Tages jagte Richard zu seinem Freund Dofar: „Es geht nicht mehr weiter mit mir. Ich habe keine Stellung, kein Geld, keine Hoffnungen. Ich drehe den Gasbahn auf und mache Schluss.“

„Schön“, erwiderte Dofar ohne Spur von Erregung. „Wann? Wann drehst du den Gasbahn auf?“

„Meinetwegen heute schon. Es ist ja alles so egal.“

„Ich will dich nicht von deinem Vochaben abbringen“, meinte Dofar. „Denn ich verstehe, daß du nicht mehr recht magst. Aber versprich mir eines: Heute und morgen lebst du noch. Und wenn es mir bis übermorgen nicht gelingt, die Hilfe zu schaffen, dann meinerwegen...“

Richard versprach es. Auf zwei Tage kam es ihm nicht mehr an.

Dofar machte sich sofort auf den Weg. Zuerst ließ er sich beim Direktor der Städtischen Gaswerke melden.

„Hören Sie, Herr Direktor“, begann er ohne Umschweife, „ich habe da einen Freund Richard in der Bennengasse 8. Meinem Freund Richard geht es schlecht. Er will übermorgen den Gasbahn aufdrehen...“

„Sie sind an der falschen Adresse“, meinte der Direktor. „Wenn Sie Ihren Freund Richard helfen wollen, wenden Sie sich an die Polizei.“

„Oh nein! Verzeihung! Die Polizei kann hier gar nichts tun. Aber Sie, Herr Direktor, Sie können helfen. Geben Sie acht! Die Sache ist nämlich so: Wenn mein Freund Richard übermorgen die Böhre aufdreht, dann strömt

das Gas mindestens durch achtundvierzig, wahrscheinlich aber durch sechshundfünfzig Stunden aus, bis er gefunden wird. Ich bin nicht Gasbmann. Ich weiß nicht, welchem Gaswerkverbranch das entspricht.“

„Oh, das werden schon rund zweihundert Kubikmeter sein.“

„Gehen Sie! Und wie hoch stellt sich der Preis von zweihundert Kubikmetern?“

„Auf... warten Sie... Ja, also — auf rund fünfzig Schilling.“

„Die Sie einbäßen, wenn Richard aus dem Leben geht. Denn es ist keine Menschenseele da, die den Gasverbrauch beglichen könnte. Wenn Sie sich aber entschließen könnten, meinem Freund Richard eine einmalige Anleihe von zwanzig Schilling zu geben, machten die Gaswerke ein ausgezeichnetes Geschäft dabei. Leuchtet Ihnen das ein?“

Wenn sollte etwas einleuchten, wenn nicht dem Direktor der Städtischen Gaswerke? Er spendete aus irgendeinem Fonds zwanzig Schilling und Dofar ging, mit dem Grundstock eines Kapitals, das Richard das Leben retten sollte.

Er ging zum Hausbesitzer Richards. „Berührender Gebieter über vier Etagen“, sagte er, nachdem er Platz genommen hatte, „in Ihrem

Wunsch der Seele

Lore Melhing

Es ist Morgen.

Laß mich sein wie Tau,
den die Eitelkeiten deiner Sonne trinkten.

Es ist Mittaa.

Laß mich in das Blau
deines Himmels immer tiefer sinken.

Es ist Abend.

Laß in seliger Schau
mich als Etern zu deinem Etern winkten.

Hausje wohnt mein Freund Richard. Daß es Richard schlecht geht, werden Sie wohl an seiner stotternden Aussprache des Wortes Miet erkannt haben. Richard wird übermorgen den Gasbahn aufgeben, um seinen Leben ein Ende zu machen."

"Das ist allerdings betrüblich", meinte der Herr über vier Etagen glückselig.

Für Richard nicht so sehr. Denn Richard hat nichts zu verlieren. Aber für Sie, werter Herr! Sie können sich wohl keine Vorstellung machen, was Richards Enghirn für Sie bedeutet? Vor allem haben Sie denn die Wohnung auf dem Hals. Und wer weiß, wann sich wieder ein Mieter findet? Ja, eine Unglückswohnung, die einen Selbstmord zu verzeichnen hatte, zieht niemand gern. Es gibt abergläubische Leute, mein Herr! Sie selbst gehören wahrscheinlich dazu?"

"Und ob!" schobnte der Hausberr auf.

"Dann sind Sie ja im Bilde. Aber daß Sie dann die Wohnung unter Umständen zwei bis drei Jahre leer stehen haben, ist noch das kleinere Übel. Das ist nur ein Verlust von — sagen wir — vier- bis sechstaufend Schilling. An das größere Übel haben Sie wahrscheinlich noch gar nicht gedacht! Bitte, stellen Sie sich einmal vor: Durch achtundvierzig oder zwanzig-sechzig Stunden fröhnt Was aus. Niemand kümmert sich um den armen Richard. Endlich, eines Abends, fällt es einem Freund ein, nach ihm zu sehen. Er betritt die Wohnung — eine brennende Zigarette im Mund. Ein Rauch — ein Knall..."

"Hören Sie auf! Um alles in der Welt! Das wäre ja eine Katastrophe!"

"Stimmt, mein Herr! Das wäre eine Katastrophe. Eine Explosion ist immer eine Katastrophe. Unter Umständen kann das ganze Haus in die Luft fliegen. Und Sie haben einen Schaden von — na, ich will nicht übertreiben — aber eine halbe Million Schilling werden's schon sein."

"Meist! Meist!" schobnte der Hausberr.

"Eben! Sie! Wenn Sie sich aber jetzt entschließen könnten, meinen Freund Richard ein kleines Darlehen von fünfshundert Schilling zu geben, muß er nicht den Gasbahn aufgeben, Sie haben keine Unglückswohnung und keine Explosion..."

Der Hausberr kramte wütend fünfshundert Schilling hervor und übergab sie Dolar, der jetzt schon mit einer netten kleinen Summe den nächsten Weg antat.

Zum Gericht. Dort setzte er dem Vorstand ansäuernd: "Wenn sich mein Freund Richard umbringt, muß der Magistrat vor allem einmal die Verlassenschaft aufnehmen. Es ist nichts da, aber ausgenommen muß es ja doch werden. Das kostet eine Menge Geld. Leichenabnahme kosten Geld. Die Obduktion der Leiche kostet Geld. Alles kostet Geld. Und mein Freund Richard hat nichts mehr davon. Wenn ich das Gericht aber einschließen könnte, Richard eine einmalige Ausbisse von zweihundert Schilling zu geben, würde er gern am Leben bleiben und es gäbe gar keine Scherereien und Kosten mehr."

Der Vorstand, ein kluger Mann, gab die einmalige Ausbisse von zweihundert Schilling.

Daran ersparte der Staat — gering gerechnet — noch immer dreihundert.

Nächster Weg zum Magistrat, Abteilung Leichenbestattung. "Nicht wahr, meine Herren, wenn Richard durch Leichtrag stirbt, müssen Sie ihm ein Armenbegräbnis bewilligen. Darf ich ergründen fragen, wie hoch sich die Kosten eines derartigen Begräbnisses belaufen?"

"Na, auf mindestens hundertfünfzig Schilling", antwortete der Beamte.

"Ausgezeichnet! Sie geben hundertfünfzig Schilling aus, um Richard in die Erde zu legen. Geben Sie hundert Schilling, um ihn auf der Erde zu erhalten, und die ganze Wissenschaft mit dem Armenbegräbnis erübrigt sich."

Wer hätte diesen Argument widerprechen können? Der einsichtsvolle Beamte der Städtischen Leichenbestattung bestimmte nicht.

Und dann zum Pfarrer. "Hochwürden! Ich muß Ihnen leider die traurige Mitteilung machen, daß mein Freund Richard, ein Mann aus Ihrem Pfarrsprengel, entschlossen ist, freiwillig aus dem Leben zu gehen!"

Der glühige, alte Pfarrer erschrak und schlug ein Kreuz: "Einschließlich! Welche Sünde!"

"Gewiß, auch das. Aber bedenken Sie, was noch alles dran hängt! Sie sind ein alter Herr, Hochwürden! Das Wetter ist jetzt elend. Freigedachten werden Sie meinem armen, schwer geprüften Freund, ein christliches Begräbnis nicht versagen wollen. Sie müssen auf den Friedhof — bei diesem Wetter — am Ende erhalten Sie sich auch noch. Nachher die Beilagskosten, die Medikamente. Hochwürden! Wenn Sie sich entschließen könnten, meinem Freund Richard aus irgendeinem Hilfsfonds hundert Schilling anzuwiesen..."

Der Pfarrer, zu Tod erschrocken, sagte rasch: "Aber selbstverständlich! Selbstverständlich! Hier haben Sie die hundert Schilling. Und grüßen Sie Ihren Freund Richard schon von mir."

Ganz zuletzt rief Dolar die Parteien des Hauses Bennegeasse 8 zusammen.

"Meine Damen und Herren!" begann er eine schwermütige Ansprache. "Ihr Mitbewohner Richard will in Kürze den Gasbahn aufgeben, um aus dem Leben zu scheiden. Ich rede nicht von der Gefahr, in die er sich dadurch alle bringt. Ich rede mit von den Unannehmlichkeiten, um Sie nicht zu erschrecken. Sie müssen natürlich einen Kram spenden. Das kostet Geld. Sie müssen den Leichenbegängnis beibringen, das kostet Autos, Tragbahnen, bedeutet einen Beerdienstgang. Am Ende müssen Sie sich auch noch schwarze Kleider leisten, was schließlich auch nicht billig ist. Ich betrete mich, daß jeden von Ihnen aus Richards Ableben zwanzig Schilling Kosten erwachsen. Wenn Sie aber zehn freiwillig geben, ersparen Sie sich den Weg zum Friedhof, weil Richard ja am Leben bleibt und ein glücklicher Mensch werden kann."

Zwölf Wohnparteien gaben je zehn Schilling, was zusammen hundertzwanzig Schilling macht. Zwanzig hatten die Gaswerke gegeben, fünfshundert der Hausberr, zweihundert das Gericht, hundertfünfzig der Magistrat und hundert der Pfarrer. Machte zusammen 1090 Schilling.

Für Richard ein unvorstellbares, beglückendes Vermögen. Er konnte sich eine neue Existenz gründen und wird vielleicht einmal ein reicher Mann werden.

Denn leben ist tatsächlich billiger als sterben. Und wenn es alle wüßten, könnte manchem geholfen werden.

Splitter

Viele, die einmal einen Gedanken hatten, halten sich für Denker.

Der Mensch hat gewiss Unnatur in sich aufgenommen, daß er sie nicht selten für seine wahre Natur hält.



Zirkusende

Rudolf Kriesch



Die Rache

Franziska Bilek

DER TIERFREUND

*Schlaumann schleppt in seiner Aktentasche
Einen Karpfen, der noch zappelnd lebt,
Da er eben erst aus Netzes Masche
In die Aktentasche reingeschwebt.*

*Kaum ist er mit ihm nach Haus gekommen,
Setzt er ihn ins Badewasser rein,
Und der Fisch ist auf und ab geschwommen,
Froh, in seinem Element zu sein.*

*Schlaumann stand, entschlossen, ihn zu schlachten,
Anfangs nur mit Kennerblick davor,
Bis er dann bei längerem Betrachten
Jeden Appetit auf ihn verlor.*

*Ja, der Karpfen, den er so studierte,
Und der philosophisch wiederglött,
Bis sein stummer Tierblick ihn genierte,
Hat ihm dies Gelöbnis abgetroßt:*

*„Nein, du sollst als Bruder mir vertrauen!“
Und damit er alles für ihn tut,
Läßt er einen Tierarzt nach ihm schauen,
Und der sagt: „Ein Schloßteich täte gut!“*

*Schlaumann kauft allein aus diesem Grunde
Von den ganzen Mitteln, die er hat,
Sich ein Schloß nebst Teich, das eine Stunde
Weit entfernt liegt von der nächsten Stadt.*

*Hier gedeiht zwar nun der Karpfen prächtig,
Doch der Überschuß langt nie für zwei,
Weil sich zeigte, daß doch Schlaumann mächtig
Übers Ohr gehauen worden sei!*

*Ein en nur kann der Besiz ernähren!
Schlaumann zieht sofort die Konsequenz,
Trennt sich von dem Karpfen unter Zähren
Nach Errichtung dieses Testaments:*

*„Meinem lieben Karpfen Moses diesen
Schloßbesiz zu Nut, solange er schwimmt!
Sollte er einmal die Augen schließen,
Hab' ich den Besiz dem Dorf bestimmt.*

*Die Gemeinde muß sich nur verpflichten,
Daß sie künftig sorgt für dieses Tier,
Ich persönlich will ja gern verzichten,
Wandere aus als Urwaldpionier!“*

*Und die Brust geschwellt aus tiefstem Grunde
Ist er nach Brasilien abgereist.
Die Gemeinde hat zur gleichen Stunde
Moses blau und mit Musik verspeist!*

Ernst Klotz

HISTORISCHE MINIATURN

Zerstreutheit

Lejffing hatte einen Diener, dem er wenig Vertrauen entgegenbrachte; die Umstände ließen vermuten, daß er ein Dieb war. Er beschloß deshalb, ihn auf die Probe zu stellen. Eines Tages kam er zu einem Freunde und erzählte ihm, er habe zu Hause Gold auf dem Tisch liegen lassen und werde nun sehen, ob sein Bedienter begründet sei. „Wirdiel hoffst du denn hängelt?“ fragte ihn der Freund. „Ob, ich hab' ganz vergessen, es zu zählen!“ erwiderte der Diener befrüzt.

Ein piffiger Philosoph

Der griechische Philosoph Aristipp aus Kyrene, ein treuer Anhänger des Sokrates, dessen Ruhm ihn nach Athen gelockt hatte, sagte oft, dem rechten Philosophen könne es niemals am Gelde fehlen. Trotz dieser gewiß ethischen Überzeugung waren aber doch einmal seine Taschen so leer, daß er sich gezwungen sah, an den Hof des Dionysos zu gehen und ihn um eine Unterstützung zu bitten! Dionysos machte keine Schwierigkeiten. Er fragte ihn nur lachend: „Zeit wann hast du denn überhaupt, ein rechter Philosoph zu sein, Freund Aristipp?“ und zählte große Geldstücke auf den Tisch hin. Der Vorfester antwortete nicht gleich, sondern wartete bis sein Diener das letzte Geldstück aus den Fingern gelassen hatte; dann streckte er die ganze Summe zuwiegen in die Tasche, klopfte darauf und antwortete: „Warum soll ich aufgehört haben ein rechter Philosoph zu sein, fehlt es mir etwa am Gelde?“

Boshaft

Josef Unger, Professor der Rechte in Wien, gab einst seinen Freunden folgenden Rätsel über einen bestimmten österreichischen Staatsmann — nennen wir ihn schonend K. — auf: „Was ist der Unterschied zwischen Cincinnatus und dem Herrn K.“?

Niemand kam darauf. Da gab Unger schließlich selbst die Antwort: „Als Cincinnatus sich nach der Rettung des Vaterlandes wieder von den Staatsgeschäften auf sein Bauerngut zurückzog, ging er hinter dem Pfluge. Wenn Herr K. daselbe tun wollte, müßte er vor dem Pfluge gehen.“

Bernard Shaw

Der Epötter Bernard Shaw hat selbstverständlich viele Gegner in der englischen Gesellschaft. Gelegentlich eines Gartenfestes bei der Königin trat ein ausländischer Diplomat an ihn heran und sagte: „Ah, Sie sind Bernard Shaw? War Ihr Vater nicht ein kleiner Schneidermeister?“

„Sehr richtig“, sagte Shaw.

Der Frageer trieb seine Zartloskeitsnetze noch weiter und erkundigte sich: „Warum sind Sie nicht auch Schneider geworden?“

Der Dichter lächelte. „Eine Gegenfrage“, sagte er. „War Ihr Vater nicht ein Gentleman?“

„Ja, wohl, das ist er noch.“

„Und warum sind Sie nicht auch ein Gentleman geworden?“

Die Antwort ist nicht bekannt geworden, jedenfalls aber hatte Bernard Shaw vor diesen Diplomaten Ruhe.

Flammendes Ethos

Bei Nardes und Con war gerade ein Großauftrag von Rom eingetroffen, auf allehand Kriegslieferungen, als Nardes im Capitol seine glühende Rede hielt gegen das blutige Geschäft im Krieg.

Nardes und Con saßen in ihrem Kontor und hörten die Rede an Nardes. Der alte Nardes schien von dem flammenden Ethos des Redners tief ergriffen; er legte den Kopf auf den Tisch und sagte: „Es hat ja recht. Verzeihen Sie auf das Geschäft, zumal es nicht gegen bar ist.“ hat.

Vignette



Neureuther

Einst in der Türkerei

Eulian Mohammed saß in tiefen Sorgen. Die Staatskassen waren leer, und der Habsin-Rhan, der Finanzminister, konnte ihm beim besten Willen nichts Zerstliches erzählen.

Da kam der Eulian auf einen rettenden Gedanken. Er schickte den Finanzminister in die Verbannung, in die Wästen von Hildis, daß er sie nie mehr verlässe, und erhob zu seinem neuen Finanzminister den ältesten und besten Märchenzähler.

Von da an herrschte am Hofe des Eulians eitel Borne.

Besiegte Bosheit

Kürst Talleyrand, die verkörperte Bosheit, hat manchen satanischen Streich ausgeübt; einer davon ist ihm gründlich mißglückt.

Er saß bei einem Diner einer alten Dame von hohem Adel gegenüber, die das Unglück hatte, sich beim Essen einen künstlichen Zahn auszuberechen. Talleyrand rief gleich nach dem Essen ein paar Freunde zusammen und teilte ihnen seinen Plan mit: er würde der Dame einen alten Pferdsschuh schicken, mit der Bitte, ihn an Stelle des verlorenen einzusetzen.

Tage darauf erhielt er ein Billet von der Beschenkten: „Verehrter Kürst! Wie Alten, die wir noch einen Abglanz der goldenen Zeiten von 1789 in der Erinnerung tragen, wissen gut, was Höflichkeit des Herzens bedeutet. Es ist Ihrer guten Erziehung und Ihres feinen Geschmacks gleich würdig, daß Sie, um meinen kleinen Verlust zu ersetzen, sich selbst einen Zahn ausziehen lassen. Es ist mir ein wenig zu groß; aber ich werde ihn in Gold fassen lassen und allen meinen Besuchern zeigen, als Zeichen Ihrer bemerkenswerten Galanterie und Ihres ungewöhnlichen Geistes.“ hat.

Gedächtnis bei Hofe

Der Kluge d'Argenson war lange genug Minister Ludwigs XIV. gewesen, um die Höflinge, die Seine Majestät umlagerten, zu kennen.

d'Argenson war es, der als einziger aufrechter Mann bei Hofe den verwegenen Versuch machte, die Pompadour aus dem Sattel zu heben. Es mißlang. Sie saß fest. Und d'Argenson mußte erleben, daß er selber cassierte ...

Drei Stunden nach seinem Sturz hatte er einen Brief an einen Höfling zu schreiben. Er begann ihn: „Falls Sie sich meiner noch erinnern sollten“ ... hat.

Das Hinterteil

Vor dem Kriege war in einer deutschen Residenzstadt ein lenkbares Luftschiff stationiert, das den Namen der Erbpriesterin, sagen wir „Marie Louise“ trug. Nun ging es eines Tages beim Einbringen in die Halle nicht ganz glatt ab. Eine Bö kam im kritischen Augenblick und richtete ziemlich Schaden an. Wie sprachen am nächsten Tag beim Kaffee über das Unglück, wählend gerade die gute, etwas schwebeliche, aber treu an der angestammten Dynastie hängende Tante Mathilde zu Besuch da war. Sie hatte noch gar nichts von dem Unfall gehört, und wie waren zunächst überaus von der tiefen Erschütterung, in die sie das immerhin rein technische Unglück versetzte. Wo sie sich endlich zu der prägnanten Frage durchrang: „Was sagt Ihr? Das ganze Hinterteil eingedrückt? Die arme, arme Prinzessin! Da sind wohl die Pferde durchgegangen?“ E. K.

Deutsche Ware

(Frei nach dem Russischen)
Von Michail Ssosschtschenko

Bei meinen Bekannten, Gusev, wohnt ein Deutscher aus Berlin. Nicht etwa ein Balle oder eine andere nationale Minorität, sondern ein weißlicher Deutscher aus Berlin. Niemand konnte er nicht die Bohne! Mit den Wirtelenten verstand er sich durch Zeichen sprache. Gestandet war er natürlich blendend. Weiße Wäsche. Bäckergasse. Mit einem Wort, wie aus dem Ei gepellt.

Als der vornehme Gast wegzog, ließ er allerlei bei den Wirtelenten zurück. Einen ganzen Auslandseisen! Gläserchen, Schächtelchen, Krügen und Tassen... außerdem zwei Paar Unterhosen. Und einen fast noch ganz guten Pullover. Andere Kleinigkeiten, für männliche und weiblichen Bedarf gar nicht zu nennen. Alles war zu einem Haufen in eine Kiste geworfen. Kaum ist der Fremde abgereist, da stürzen sich die Wirtelente wie die Geier auf die zurückgelassenen Schätze. Herr Gusev selbst stellt ein genaues Verzeichnis auf. Es folgt zieht er den Ervater an und beschlagnahmt die Unterhosen. Zeigt sie zwei Wochen lang im Haus herum, brüht sie mit seinem Neuerwerb und lobt die deutsche Ware.

Im Kleintum bestand sich eine Schachtel mit Pulvereinhalb. Kosig und fein, ganz sympathisch duftend, schwer zu sagen, ob Verigan oder Ruse. Nach dem ersten Jubel ging es an Raten, was für ein Pulver das wohl sein könnte. Man redet daran, kante es mit den Fingern, streute davon auf seine Brust, oder ertaten ließ sich's nicht. Gusev trug's durchs ganze Haus, zeigte es den Intelligenslern, aber niemand zeigte sich. Viele meinten, es wäre Pulver, die Gebarmene behauptete, es wäre feiner deutscher Talk für neugeborene Kinder. Gusev sagt: „Seinen deutschen Talk kann ich nicht brauchen. Neugeborene Kinder hab ich nicht. Lassen wie's Pulver sein. Warum soll ich nicht nach dem Nasieren die Schinaze betupfen? Kultur muß der Mensch haben, wenn auch nur einmal im Leben!“ Dann fängt er an, sich zu rasieren und zu pudern. Nach jedem Rasieren sieht er bläulich und resig aus und duftet geradezu zum allgemeinen Ruch. Gusev lobt die deutsche Ware, heiß und oft: „Wie lange habe ich leider meine Persönlichkeit mit russischem Dreck mißhandelt! Und wenn dieser herrliche Pulver zu Ende ist, weiß ich einfach nicht, woher eine neue Schachtel nehmen!“

Als nach Monatsfrist das Hauptpulver zu Ende war, kam zufällig ein Intelligensler zu Gusev und besah sich die mysteriöse Schachtel. Und erklärte kategorisch: Gleichpulver! Ein anderer weniger lebensfrudiger Mensch als Gusev hätte auf diese Offenbarung hin einen leisen Nervenschock bekommen. Gusev dagegen meinte ercent: „Das laß ich mich gefallen! Das ist deutsche Ware! Das nenne ich eine Ertrungschachtel, über die spruchst mich drüber weg! Willst, pudre die die Straße, willst, streu den

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brechtlicher, der geistreichste und temperamentsvollste Konfessionier der deutschen literarischen Kabarett hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergeschichten in einem köstlichen Vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklich deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, werden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Glöhen! Zu allem kann man's gebrauchen. Was haben wir dagegen? Drum, ich dachte mir schon, was ist das? Den ganzen Monat pudere ich mich und nicht ein Floh hat mich geißelt! Meine Frau, Madame Guseva, beissen sie nach wie vor. Unsere Kinder kratzen sich auch den ganzen Tag verzwweifelt! Unser Händchen Nikola ebenfalls. Und ich, sehen Sie, lebe glücklich und umgeben und weiß nicht warum! Wenn auch bloß Insekten, aber die Schelme irritieren die gute deutsche Ware. Das ist Tatsache!...“

Aber leider ist Gusev's Schachtel leer. Und vermutlich beissen ihn wieder die Glöhe.

Schnelles Wachstum

Von F. E. R. Dinand

Die französischen Schauspielere Brüder Venet waren vorwiegend und schon fast so ähnlich wie ein Ei den andern. Diese faquirische Ähnlichkeit lieferte ihnen einen unerhörten Stoff zu allerlei schäblichen Scherzen und Wägen. Eines Tages ging Hippolyte, der eine der Brüder, zu einem bekannten Pariser Friseur und ließ sich die Haare schneiden und frisieren.



Pelikan

C. Precht-Coers

„Mein Haar wächst sehr schnell“, bemerkte er, während der Haarfriseur mit seinen Verschönerungsverfahren geschäftig an ihm herummanipulierte, „ich möchte mich lieber gleich auf ein Jahr bei Ihnen abonnieren, was würden Sie für Ihre Bemühungen nehmen?“

„Ich verlange dafür vierzig Franken“, lautete die Antwort des Friseurs, „Sie bezahlen im Voraus und kommen so oft wie Sie wollen!“

„Das ist mir recht“, versetzte der Kunde, „Sie werden mich aber ziemlich oft wieder sehen!“

Er bezahlte die geforderten vierzig Franken und verließ den Laden.

Zum Kaufe des Nachmittags erschien Anatole Klement, der andere Bruder, mit ziemlich langen Haar und unartefizierten Gesicht.

Er nickte dem Friseur wie einem alten Bekannten freundlich zu, nahm genüsslich in den Stuhle Platz und sagte lächelnd: „Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, Sie werden mich bald wiedersehen.“

Der Haarfriseur blinnte verdutzt auf den Kunden, bemerkte sich dann aber an die Arbeit. Die Ähnlichkeit der beiden Brüder war so täuschend, daß er keine Ahnung von dem Schabernack hatte, den man mit ihm verbatte.

„Daß Haare so rasend schnell wachsen, habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen“, bemerkte er während der Prozedur.

„So schnell?“ versetzte Anatole Klement mit verschämtem Schmunzeln, „mein Friseur, das ist noch gar nichts! Um diese Jahreszeit kommt ich mit drei-mal Nasieren täglich aus, aber im Sommer muß ich mich gewöhnlich sechsmal im Tage rasieren lassen. Ich werde heute abend wieder vorbeikommen, bevor ich nach dem Theater gehe.“

Dieses auffällige schnelle Wachstum ging dem unglücklichen Friseur denn doch gegen den Strich. Er sagte einen verzweiferten Entschluß und sagte: „Verehrter Herr! Mit so oftmaligen Bedienung habe ich nicht gerechnet. Einen so unglaublich schnellen Haarwuchs kann ich nicht leisten. Ich muß die getroffene Vereinbarung wieder rückgängig machen, sonst komme ich zu kurz und mache Pleite, wenn ich mehrere solcher Abonnementskonten hätte wie Sie. Hier haben Sie Ihren Betrag ohne Abzug zurück, die zwei Male, die ich Sie rasiert und Ihnen die Haare geschneitten habe, scharfe ich Ihnen. Aber kommen Sie mir nur ja nicht wieder!“

Ihnen auch?

Alexander Damas, der Vater, war jede Leichtsinnigkeit im Anstellen von Empfehlungsbriefen, obgleich er meist schlimme Erfahrungen machte. Einmal kam einer seiner Freunde aus der Provinz, an den er auch einen jungen Mann von wenig gutem Ruf empfohlen hatte, zu ihm und machte ihm deswegenen Bemerksungen. „Das war ja ein netter Bursche, den Sie mir da empfohlen haben!“ rief er aus. „Ich nehme ihn bei mir im Hause auf, und schon am nächsten Tag pumpt er mich an, und drei Tage später sticht er mir meine Taschentücher!“ — „Was, Ihnen auch?“ antwortete Alexander, nach über-rascht.



„Na, wie gehts denn dir immer...?“

„Ja mei, es kannt besser gehn: heutzutag bist ja nia sicher davor, daß d' plötzlich a Arbat kriegt.“

Offizier und Dichter

Während seines langen Aufenthaltes in Kopenhagen besuchte Kleopold einmal seinen Onkel, den Staatsminister von Bernstorff, der König Friedrich V. von Dänemark bewegen hatte, den Dichter mit einem Jahresgehalt von 400 Thalern in seine Hauptstadt zu berufen, damit er dort in Ruhe und ohne Sorgen seinen „Messias“ vollenden konnte, jenes unsterbliche Werk, das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der deutschen Poesie einen tiefen Einschnitt bedeutet, aber neben großen kreativen Freiheiten auch eine Fülle von sprachlichen Überschwänglichkeiten enthält. Der Minister war gerade sehr beschäftigt und ließ Kleopold deshalb bitten, kurze Zeit im Vorzimmer zu warten. Hier saß schon ein jüngerer Offizier, der das Gespräch des „Vegetationsrats“ mit dem Diener gebietet hatte und nun wußte, wen er vor sich hatte. Er benutzte die un erwartete Gelegenheit, eine Unterhaltung mit dem in ganz Europa berühmten Namen anzuknüpfen, der diese sich auch ohne weiteres zugänglich zeigte. Plötzlich unterbrach der Offizier sich und fragte etwas misstrauisch: „Verzeihen Sie! Sie sind doch der Dichter Kleopold, der den „Messias“ geschrieben hat?“ — „Ja, der bin ich“, erwiderte der Offizier. — „Aber, mein Herr!“ rief der Offizier aus, „Sie sprechen ja so vernünftig!“

Doppellicht-Lumimax

Vergrößerungs-Apparat.

Größere
Licht-
Intensität.
Bessere
Entlüftung
durch
aufklappbaren
Reflektor.



Thyagge
KARL THYAGGE
EISENERGASSE

DRESDEN
Striesen 589

Liebe Jugend

Es war zur Zeit, als in Wien nach dem Kriege die Wachabteilung mit klingendem Spiele wieder eingeführt wurde.

Joh stand gegenüber dem Kriegsministerium, um mit das Schauspiel zu betrachten. Der ganze Platz davor ist durch Wachreite abgesperrt.

Alles ist voll Erwartung. Plötzlich durchbricht eine elegant gekleidete Dame die wartende Volksmenge, um in sichtsüchtiger Eile den Platz zu überqueren. Schon hat sie jedoch der Arm der Gerechtigkeit erfaßt und das Wachorgan läßt sich wie folgt vernehmen:

„Halt! Wohin wollen Sie? Sehen Sie denn nicht, daß hier alles abgesperrt ist?“

Die Dame tritt auf den Wachmann zu, um ihm etwas in's Ohr zu flüstern.

Da aber stellt sich der Gute in Positur und ruft mit Stentorstimme:

„Das geht nicht! Da müssen Sie rechts herumgehen und hinten hinein. So lang werden's das schon nie aushalten.“

Die Dame ward nicht mehr gesehen.

Karoline Schlegel

Eines Tages jagte ein Besucher zu Karoline Schlegel, der Gattin August Wilhelm von Schlegels, die sich mit einer Näharbeit beschäftigte:

„Madame, ich wundere mich, daß Sie sich keine Ihrem Geiste angemessene Beschäftigung suchen!“

„Sie wundern sich?“ gab Karoline Schlegel zur Antwort. „Und ich höre immer, daß es schon zu viel Bücher, aber niemals, daß es zu wenig Hemden auf der Welt gibt!“

Herrschaftliches Weingut der Mosel sucht einige

SERIÖSE HERREN

zum diskreten Verkauf seiner vielfach prämierten
Crescenzen in Gesellschaftsreisen! Es werden
nur Spitzenweine der Mittelmittel gelüht!

Ei angebote unt. H.W. 14 Trabach-Trarbach Mosel
postlagend erbeten.

Freundinnen

„Mag sagst du gestern zu mir, er könnte mir ewige Treue schwören!“

„Das kann er bestimmt! Er hat eine ziemliche Übung darin!“

„Ich lasse mich jedes Jahr einmal fotografieren!“

„Da mußt du ja schon eine Riesensammlung haben!“

„Ich denke stets an meine Zukunft!“

„Das würde ich auch tun bei deiner Vergangenheit!“

Dichter untereinander

„Eben fällt mir ein, daß ich gestern in der Redaktion, als ich meine neuen Gedichte hinbrachte, meinen Regenschirm stehen gelassen habe!“

„Ach, den kriegst du bestimmt auch mit zurück!“

Das kleinere Übel

„Daß du deine Frau immer zum Eingenarrmutterst, wo sie doch eine so schlechte Stimme hat?“

„Weiß ich! Aber beim Eingenarren denkt sie nicht ans Kochen!“

„Was kommt dort von der Höh“

„Paß ging spät nachts nach Hause. Da hielt ihn ein Mann an, der lallte:

„Können Sie pfeifen?“

Paß bejahte.

„Eind Sie doch bitte so freundlich und pfeifen Sie einmal „Was kommt dort von der Höh“. Ich habe nämlich meinen Hausschlüssel vergessen, und wenn ich das Rädchen pfeife, dann wirft mir meine Frau premt den Eschlüssel runter...“

Paß stellte sich unter das Fenster und piff. Wäglisch öffnete sich das Fenster und ein Eimer Wasser ergoß sich über ihn. Eine Stimme ertönte von oben: „Das kommt von der Höh“, du Lump!“

h. r. st.

Waschbär beim Großreinemachen

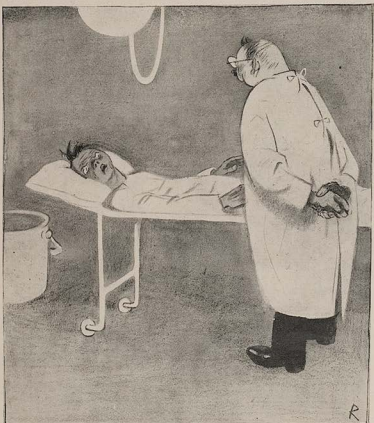
Von Fred Endrikat

Der Waschbär wäscht den ganzen Tag, mag kommen — was da kommen mag. Im Schweiß seines Angesichts wäscht er und wäscht — sonst weiter nichts. Er trägt sein Los und wäscht geduldig weil er das seinem Namen schuldig. Ja, solch ein Bär hat nichts zu lachen. Beim täglichen Großreinemachen Urahne, Oma mit samt Kind am Flußufer versammelt sind, mit stillem Eifer und Gebrüll. Fürwahr, ein liebliches Idyll. Sie wissen, daß die Wogen zischen von über, unter, vor und zwischen, vom Kopfe abwärts bis zum Schweiß. Doch in Ermangelung von Seife schrubbt man mit Sand und Kieselstein. O, welche Lust ein Waschbär sein. Ein Waschbär fand auf stillem Pfad just eine Tafel Schokolade.

Er schnuppert dran und zieht den Schluß: Aha, ich hab's — Vollmilch mit Nuß.“ Er müht so gerne davon naschen, doch seine Pflicht ist: Erst zu waschen ganz einerlei was er auch frist, selbst wenn es Schokolade ist. So trottet er zum Flußgestade mit seiner Tafel Schokolade. Er schnuppert nur von Zeit zu Zeit an dieser fremden Süßigkeit. Er steht am Bach. In aller Stille entfernt er erst die äußere Hülle, beginnt alsdann mit seinen Taten am Staniolpapier zu kratzen. „Hm“, brummt der Bär. Das riecht famos.“ Nun aber geht das Waschen los. Er wäscht und wäscht. Vor lauter Schreck bleibt plötzlich ihm die Spucke weg. „Wie sonderbar“, brummt der Bär. „Das wird ja immer weniger.“ Der Waschbär wird ganz bleich und bleicher,

die Schokolade immer weicher, und siehe da — wie jammerschade, da schwimmt die ganze Schokolade. Der Bär betrachtet das Malheur, kratzt sich verlegen hinterm Ohr... Als letzter Rest bleibt ihm zum Schluß ein winzig kleines Stückchen Nuß. Betrüb steht nun der Bär am Bach, kaut an der Nuß, brummt: „Ach, ach, ach.“ Man soll die Reinlichkeit nicht übertreiben, die Kirche muß im Dorfe bleiben.

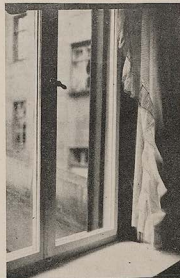
Rubey



„Hören Sie, mein Lieber, ich möchte es Ihnen vorher sagen, daß diese Operation keine einfache ist, im Gegenteil, sie gelingt von zehn Fällen vielleicht einmal. Ehe wir also daran gehen, frage ich Sie, ob Sie irgendeinen besonderen Wunsch haben.“ „Ja wohl, Herr Professor, und zwar bitte ich Sie, mir in meinen Mantel zu helfen und mir meinen Hut bringen zu lassen.“

**Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!**

D I E F O T O - S E I T E



Unser Foto-Lehrgang

7. Folge.

Is Ihnen eiglich schon etwas an Ihrem Brillantsucher aufgefallen? Das Bild, das Sie darin sehen, hat die Form eines Quadrates, dem die Ecken ausgeschnitten sind. Diese Ecken sind angebracht, um Ihnen die Begrenzung des Bildes entsprechend dem Ausschnitt im Sucher zu verdeutlichen. Wenn Sie das Bild des Brillants senkrecht verläßt, so gibt Ihnen die folgende Abbildung den Ausschnitt im Sucher an. Es fällt also rechts und links etwas fort. Brauchen Sie Querformat, so denken wir uns oben und unten etwas fort. Es sind also in Gedanken jeweils die Verbindungslinien von den Ecken zu ziehen. Das muß unbedingt beachtet werden, wenn Sie nicht mehr auf dem Sucher sehen, was Sie auf das Negativ bekommen.

Nach diesen Handgriffen werden Sie zur Belichtung Ihrer Aufnahme kommen, wenn nicht noch etwas anderes zu überlegen gibt. Nämlich:

Und trotzdem nicht scharf —?

Schauen Sie sich dazu einmal unser erstes Fensterbild an. Alles herrlich, nur das Fensterkreuz vorn ist nicht scharf.

Wie das kommt? Ganz einfach: Sie haben wohl auf das Haus im Hintergrund scharf eingestellt, aber nicht auf den Vordergrund, der sich ja bedeutend näher als das Haus zur Kamera befindet. Deshalb kann das Kreuz so natürlich auch nicht scharf werden.

Also gehen wir umgekehrt vor. Wir stellen auf das Kreuz scharf

ein und bekommen ein Bild wie die nächste Aufnahme. Hier werden Sie einen anderen Fehler feststellen, nämlich: die Mauer ist unscharf. Jetzt aber kommt das Eigentliche:

Die Blende hilft!

Verkleinern Sie einmal ganz langsam die Blende Ihrer Kamera nach Einstellung auf den Vordergrund. Dann werden Sie bei Kontrolle auf der Mattscheibe feststellen, daß die Bildschärfe allmählich nach hinten zunimmt, bis auch das Haus scharf erscheint. Haben Sie so durch Abblenden überall die gewünschte Schärfe erzielt, dann bekommen Sie als Ergebnis eine Aufnahme, wie unsere nächste Abbildung verdeutlicht.

Aus diesem kleinen Versuch, den sicher viele kennen werden, ist etwas Wichtiges zu lernen, das viel zu wenig beachtet wird:

Wir stellen jene Aufnahme mit völlig geöffnetem Objektiv scharf ein. Als primären Aufnahmegegenstand nehmen wir dabei den Vordergrund. Auf dem Wege des Abblendens erreichen wir auch eine scharfe Wiedergabe des Hintergrundes, den wir je nach seiner Bedeutung in einer dementsprechenden Bildscharfe erfassen lassen. Die Aufnahme ist also scharf, weil sie in der Natur so liegt fotografisch das Hauptmotiv, denn der Vordergrund ist durch seinen größeren Abbildungsmaßstab das Wichtigste und will in allen Einzelheiten scharf erscheinen. Hier liegt der Schlüssel zur bildmäßigen Fotografie, und wir müssen immer darauf bedacht sein, Vordergrund einzubeziehen. Denn er gibt Plastik und Tiefe und hilft uns, die große Formdarstellung eines Gegenstandes, einen Vergleich zwischen Licht und Dunkel am leichtesten elementar erkennbar werden.

ANEKDOTEN

Während des Burenkrieges erhielt ein englischer Offizier von seinem Oberst den Befehl, einem feindlichen Regiment in den Rücken zu fallen. Stunden später erkundigte sich der Oberst bei einem Verwundeten, der eben zurückgebracht wurde: „Nun, wurde mein Befehl ausgeführt?“

Der Verwundete erwiderte: „So ungefähr! Nur ist der Herr Hauptmann dem Regiment nicht in den Rücken, sondern in die Hände gefallen!“

Nach der Schlacht bei Rossbach wollte ein Offizier bei einem Pferdehändler ein Reitspied kaufen und fragte unter andern, ob das Pferd auch ausdauernd laufen könne.

Der Händler erwiderte: „Und ob es laufen kann, Herr Rittmeister! Es ist ja doch mit bei Rossbach bei den Franzosen gewesen!“

Affekt

„Sind Sie der Ansicht, daß der Angeklagte die Tat im Affekt begangen hat?“

„Ja wohl, er war schon immer so'n affekt-
tischer Kerl!“ F. S.

Kein Grund zu Vorwürfen

Vater (äußerst erregt): „Das ist wirklich zu viel! So eine Anmaßung! Alma ist mein einziges Kind!“

Geier (ihn beruhigend): „Aber, Herr Peters, das ist doch nicht meine Schuld!“

Schwachen Männern

X Jeder wichtige
Publikation be-
trifft u. ist im
Gegensatz-Vertrieb
ab Reichenhain 21

★ Willens-

bi'dung, charakterliche Nachberziehung u. völlige stil. Umformung b. mindestens lebenslang brauchb. (jg. Menschen b. 30 J.) auch i. schwerw. Fällen d. erfah. Psychologen. Anfragen an Privatgelehrten W. Heider, Köln, Sallerring 7.

Heiraten
nur durch den Ehebund, für
RM-6,- bis zum Erfolg.
Kempfen i. Allgäu Postfach 19

Bei etwaigen Bestellungen bittet man auf die Münchner „Jugend“ Bezug zu nehmen.

1935 / JUGEND Nr. 49

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160



Marika Stürnstedt: „Mattis Mutter“. Roman. Hesse & Becker Verlag, Leipzig.

Marika Stürnstedt, die schwedische Schriftstellerin, ist auch in Deutschland keine Unbekannte mehr. Ihre tief eindringenden Erzählungen haben Bedeutung, sind es doch die Nöte der Zeit, vor allem der Jugend, die den Weg zur selbständigen Gestaltung des Lebens frei von den Vorurteilen vergangener Zeit sucht.

In Mattis Mutter wird die Geschichte einer Frau erzählt, die in einem Pfarrhaus eine freudlose Jugend erlebt. Der Weg ins freiwirkende Leben ist ihr durch starre, unbewusste Veranlagung und durch die Härte der Umgebung verbaut. Ihre erste Liebe bringt ihr eine Mutterschaft, die ihr das Kind hassen läßt und es gleich nach der Geburt weggeben heißt. Nun beginnt für sie der Passionsweg eines arbeitsreichen und doch innerlich vereinsamten Lebens. In sich verschlossen, verbittert, gekränkt, gedemütigt, kein Erfolg, kein frohes Erlebnis, mächtig, sie aus dieser seelischen Erstarrung zu befreien. In dieser furchtbaren Verkrampfung scheint es nur eine Wendung zu geben, daß sie ihr inzwischen 15 Jahre alt gewordenes Kind zu gewinnen sucht. Matti (Matilde) ist aufgewachsen in der menschlich freien Atmosphäre der Künstlerfamilie Marius, Gegenüber der konventionellen Welt mit ihren Vorurteilen sind diese Menschen heiter, sonnig, neidlos, lachend, glücklich. In diesem Kreise wird jede Sorge überwunden, alles Schwere mit Geduld getragen; im lebendigen Rhythmus des Lebens und Schenkens wird Matti ein Mädchen von unwiderstehlichem Reiz. Ihre natürliche, herzliche Art, ihr schalkhafter Humor macht sie zu einer unverfügbaren Gestalt. Ihre Mutter hilft ihr zwar die Barriere von Stolz, die aufgetürmte Feindseligkeit zu durchbrechen, aber unwandelbar kann sie nicht mehr, sie vermag in dieser kalten, starren Umgebung der Mutter nur die Erinnerung an die wenigen Monate des Zusammenlebens zurücklassen und so auf die letzten Tage im Leben dieser gequälten Frau einen versöhnenden Schimmer zu breiten. Was sich um diese tragische Geschichte an Episoden herumrankt, ist von reicher Fülle und plastischer Kraft und die ausgezeichnete Darstellung mit ihrem konzentrierten Ernst läßt nie die ganze innere Beteiligung des Lesers in den Hintergrund treten durch fesselnde Unterhaltung.

Dr. Zimmermann.

Robert Walter: „Merkwürdige Begebenheiten“. Verlag Broschek & Co., Hamburg 36.

„Begebenheiten“ nennt Robert Walter seine Kurzgeschichten: das Tatsächliche des Vorgangs steht im Vordergrund, Rund fünfzig Begebenheiten aus fünf Jahrhunderten europäischer Geschichte — schon wer nur Stoff sucht, findet Gewinn. Wer das Buch durchgeworfen hat, gewohnt ist, die Form sorgfältig und genießend abzutasten, wird mindestens eine sehr nachdenkliche Lektüre an diesem Buche haben. Walter will Geschichte anekdotisch, aber die Anekdote wiederum dramatisch erzählen. Das ergibt eine ganz eigene, hochgeressene Form, gegen die an sich nichts zu sagen wäre, wenn sie sich nicht zuweilen in Versteigkeiten und Überspitztheiten des Ausdrucks überschläge. Wer heute in deutscher Sprache solche Geschichten erzählen will, wird immer im Schatten Wilhelm Schöfers stehen, aus dessen klassischer Anekdotensammlung ein lautes Wort wie ein Goldstück entgegenrollt; wer aus diesem Schatten heraus will, braucht mehr als literarische Mittel, er braucht Kraft. Daß Walter diesen Versuch macht und dafür trainiert, nimmt sehr für ihn ein.

Dr. H. A. T.

Karl Wolfes: „Komische Autos“. Schlieffen-Verlag, Berlin SW II.

Ein Bilderbuch, über das sich der bekannte Rennfahrer Hans Stuck beinahe togelacht hätte. Der Inhalt des Buches ist ja auch in der Tat erheitend. Wir sehen das Auto in der Perspektive des „Anderen“, bei dem hinten und vorn nichts funktioniert und der seinerseits feststellt, daß das gleiche bei uns der Fall ist. Die Zeichnungen von Wolfes sind nicht gerade überragend, aber die Einfälle die ihnen zugrunde liegen, sind erstklassig. Da heute schon beinahe jeder Säugling Auto fährt, ist das hübsche und kreuzfidele Buch jedem Volksgenossen bestens zu empfehlen.

Avis.

„Die Briefe Napoleons I. an Marie-Louise“. S. Fischer Verlag, Berlin.

Man kennt die Rolle, die Marie-Louise im Leben Napoleons spielte. Was die Biographen jedoch bis vor kurzem vermieden, waren die sachlichen Dokumente: der Briefwechsel zwischen der Österreicherin und dem Kaiser. Diese Briefe galten als verschollen; man nahm an, daß Marie-Louise sie nach der Trennung von Napoleon verbrannt hatte. Da meldeten im Anfang dieses Jahres die Gazetten, daß über dreihundert bisher unbekannte Briefe des Korsen an seine zweite Gattin in einem älteren Schloß in Österreich entdeckt worden seien und in England versteigert werden sollten. Diese Nachricht erwies sich als keine Mystifikation, französische Gelehrte prüften das Material, stellten seine Echtheit fest und erwarben es für Frankreich. Die deutsche Ausgabe dieser außerordentlich wichtigen und interessanten Korrespondenz hat nun S. Fischer besorgt und damit die Napoleon-Literatur um ein wertvolles Werk bereichert. Mit einem trefflichen Kommentar von Charles de la Roncière und zahlreichen Bildtafeln versehen, gewährt das umfangreiche Dokument Einblicke in Verhältnisse, die bis auf den heutigen Tag jeder wissenschaftlichen Begründung und Bestätigung entbehren. Eingesponnen in die historische Atmosphäre jener denkwürdigen Epoche, erhält jede dieser Mitteilungen des Kaisers den Wert einer unwiderlegbaren Berichterstattung. Die Riesenartgöße Napoleon rollt sich auf und wieder ab, bis zu ihren düsteren Enden auf St. Helena. Daß diese Veröffentlichung für jeden denkenden Zeitgenossen von eminenter Bedeutung ist, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Weiß-Rüthel.

Edouard de Pomiane: „Kochen in zehn Minuten oder die Anpassung an den Rhythmus unserer Zeit“. Bruno Cassirer, Berlin.

Ein Kochbuch mit Illustrationen von Toulouse-Lautrec! Was will man mehr. Es zu besprechen ist schwer, weil die Probe als Exempel im Handumdrehen nicht gemacht werden kann und weil die Lektüre allein eher Unbehagen als Wohlbefinden erregt; von Dingen zu hören, deren Beschreibung einem zwar das Wasser im Mund zusammenlaufen läßt, aber sonst nichts vermittelt als blassen Neid, ist immer endlich. Daran ändern auch die Illustrationen von Toulouse-Lautrec nichts. Sie erhöhen den verteilten Reiz des Buches ganz erheblich. Der Untertitel „Anpassung an den Rhythmus unserer Zeit“ ist nicht ganz ohne satirische Pointe; denn unsere Zeit hat zwar einen Rhythmus, aber von guter Küche, gutem Kochen, den tausenderlei Leckerbissen und gastronomischen Wundern einer weniger rhythmischen Zeit, weiß man heute nichts mehr. Hier ist nun einmal der Versuch gemacht, die weitschweifige Wissenschaft des Kochens auf eine knappe und lapidare Formel zu bringen; dieser Versuch als gelungen angestprochen werden darf, würde erst die Überlappung eines „Besprechungsstückes“ möglichst für vier Personen zu erweisen. Bis dahin wollen wir annehmen, daß die Rezepte nicht schlechter sind, als die Illustrationen von Toulouse-Lautrec. Alles in allem scheint hier die schöne Absicht, die kommenden Eintopfsonntage ein wenig festlicher zu gestalten, der eigentliche Grund der Herausgabe gewesen zu sein. Und das ist schön. Möge der „Rhythmus unserer Zeit“, dem die Rezepte angepaßt sind, uns nicht schon im Vorhinein den Appetit verderben. Prost Mahlzeit!

Weiß-Rüthel.

LAFONTAINE: Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das längere Zeit auf dem Büchermarkt fehlte, erschien soeben das 5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt: Geistreiche ironische, dem Thema Liebe und Ehe gewidmete Noveletten

Das hübsche Buch ist mit 12 ungemein reizvollen Kupfern von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Liebe Jugend

In einem Schüleraussatz fand ich kürzlich folgenden verbläffenden Satz: „Die Engländer gründeten in Indien ein großes Kolonialwareneich.“

Die sechsjährige Agathe nahm kürzlich an einer kirchlichen Trauung teil. Während der Feierlichkeit vor dem Altar, über dem ein Bild die Himmelfahrt darstellte, verhielt sich die Kleine mühseligenfüßig. Die erste Frage zu Hause aber lautete: „Mutter, wohin flücht der Mann über dem Büfett eigentlich?“

Unüberlegt

Märchen: „Mutti, darf ich in den Zoo zu den Affen gehen?“

Mutter: „Gerade heute willst du die Affen ansehen, wo doch Onkel Max da ist!“

Eben nicht!

„Sie hätten eben sollen, wie Lehmann sich blähte, als die Hellscheim endlich in der Vorstellung die Nummer seines Autos erriet.“

„Hat denn Lehmann ein Auto?“

„Nein. Eben nicht!“

Wirksame Zeitungsanzeige

Gesucht wird eine gute Köchin, sowie ein Stubenmädchen. Frau Direktor Müller, gleich gegenüber der Infanterie-Kaserne. h. r. st.

Paradox

Schreifteller: „Ich habe jetzt ein Buch geschrieben, das sicher großen Erfolg haben wird. Es ist ein Buch, das jeder lesen sollte.“

Verleger: „Dann beweise ich, daß es Erfolg haben wird. Erfolge haben jetzt nur die Bücher, die keiner lesen sollte.“

Verdächtig

„Haben Sie gehört? Der Professor Fächer ist verheiratet, und zwar eine Stunde vor der Trauung. Der muß doch gerade seinen Verstand verloren haben.“

„Das ist nicht gesagt, vielleicht hat er ihn in letzter Stunde wiedergefunden.“

Verhandlung im Atelier

Frau Neurich: „Nicht wahr, Sie sind doch der Künstler, der die berühmten Miniaturporträts malt?“

Malter: „Ganz recht, der bin ich, gnädige Frau.“

Frau Neurich: „Was würden Sie für ein lebensgroßes Miniaturporträt meiner Tochter rechnen?“

Lohengrin

„Nun, Minna, wie ich höre, hat meine Frau Ihnen gestern eine Karte zu „Lohengrin“ geschickt. Wie was dem?“

„Ja, Herr Doktor, so recht aus dem Leben gegriffen.“

„O? Aus dem Leben gegriffen? Wie so denn Minna?“

„Na, Herr Doktor, es ist doch überall dasselbe, die Herren wollen immer durchaus nicht sagen, wie sie heißen und wer sie sind.“

Letzte Hilfe

In einer Zeitung las man folgende Anzeige:

„Junger Mann von sehr angenehmen Aussehen, der brennend gern heiraten möchte, sucht die Bekanntschaft eines erfahrenen älteren Herrn, der inslande ist, ihn davon abzuhalten.“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weisheit, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Ein Jubiläum

„Vater und Sohn“ im Jahre 1965



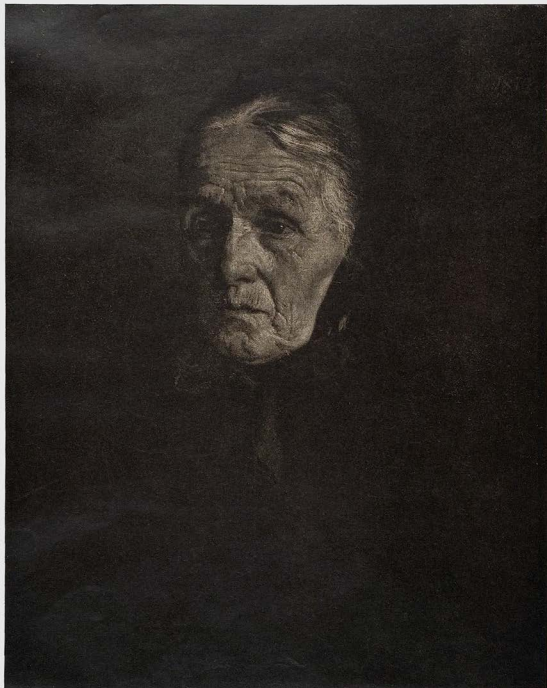
NACH E.O. PLAUEN
Anton Leidl

„Tja, mein lieber Papa, soviel Fortsetzungen hält auf die Dauer kein Mensch aus!“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 50



Die Mutter des Künstlers

Hans Thoma f

ALTE LIEBE

VON LIAM O'FLAHERTY

(Deutsch von Franz Fargó)

Es war an diesem Tage sehr heiß, und der alte Doyle, der zum Krämer gegangen war, um ein Päckchen Tabak zu kaufen, hatte alle Mühe, heimzukommen. „Ich hätte besser getan, einen der Jungen zu schicken!“ dachte er. „Aber er hätte mir vielleicht das Geld untergeschlagen... es ist ja nicht mehr schön, wie man mit mir umspringt... Na, ich will eine Weile raften und eine Pfeife stopfen!“

Er war schon hoch in den Stiebig. Einst war er sehr groß und stark wie ein Bär. Nun ging er gebückt, sein Gesicht war tief geschnitten, die Knochen waren merkwürdig hervorgetrieben. Seine Kleider waren gelüftet und schließlich nicht für ihn gemacht, er trug den abgetragenen Anzug eines seiner Enkel, von denen der älteste bereits dreißig Jahre zählte. Er hatte sich mühsam im Schatten einer Hecke niedergelassen, streckte die Beine aus und senkte befriedigt.

„Nun ja... die Kräfte verlassen mich allgemach...“

Er suchte in seinen Taschen nach der Pfeife, die sich in sein verstaubtes Taschentuch verwickelt hatte. Als er sie herauszog, mit allem, was in der Tasche war, tastete er nach dem Taschennest und brauchte einige Minuten, ehe er es öffnen konnte. Es gelang ihm erst, als er die Schürdenöse gegen einen Stein stemmte.

„He, be... ich bin noch zu etwas gut!“

Er füllte seine Pfeife leer, blies Dampf in die Röhre und legte die Pfeife ins Gras, um nach dem Tabak zu suchen. Aber so sehr er auch in allen Taschen kramte, das Futter seiner Mütze untersuchte, unter dem Hemd auf seiner Brust tastete, er konnte es nicht finden. Er verlor alle Geduld, versuchte sich aufzurichten und schrie vor sich: „Der alte Gauner! Er hat mein Geld genommen, und den Tabak hat er wieder in seine Lade getan!“

Aber wie er sich mit den Händen auf den Boden stemmte, fühlte er unter dem Taschentuch etwas Hartes.

„Hoho... da ist ja der Tabak!“ rief er. „Wer hätte auch gedacht, ihn da zu finden!“

Er ließ sich von neuem auf dem Boden nieder. Aber dabei war das Päckchen ins Rollen gekommen und der Alte setzte sich darauf, ohne es zu bemerken. Als er von neuem nach dem Taschentuch griff, fand er den Tabak nicht mehr.

„Der Teufel hat da seine Hand im Spiel!“ grünte er.

Er machte sich wiederum auf die Suche, fluchte mit seinem Stoch auf dem Boden umher, tastete das Gras ab. In diesem Augenblick kam die alte Maria Kane vorbei und blieb stehen, um ihm zuzusehen. Sie ging an die Siebzig, war aber noch slink und behend. Ihre Wangen waren voll Nymphen wie alte Äpfel, aber die Augen blieben frisch. Sie war noch etwas tott, trug Schuhe mit hohen Absätzen und sie mußte einst sehr hübsche Beine gehabt haben, denn ihr Gang und ihre Bewegungen waren die einer Frau, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen war. Sie trug ein großes Umhangstück aus Kaimohir, das im Dreieck gefaltet war und dessen Enden ihr an die Hüften reichten. In der Höhe hatte sie das Tuch über den Kopf geschoben, so daß man kaum ihr Gesicht gewahrte. Als sie den Alten erkannte, warf sie das Tuch zurück und streckte die Hände erstaunt vor.

„Großer Gott... das ist ja Michael Doyle! Was machst du denn da?“

Der Alte hob die Hand vor die Augen und zwinkerte nach ihr.

„Aus welchem Dorfe bist du denn?“ fragte er.

„Du erkennst mich also nicht?“

„Poh... ich kenne niemanden mehr! Alle machen sich über mich lustig! Woher bist du?“

„Du wirst doch nicht sagen wollen, daß du mich nicht erkennst?“ rief sie vorwurfsvoll. „Ich bin doch Maria Kane!“

„Maria Kane? Kenne ich nicht... nun... und wie geht es daheim bei dir?“

„Stelle dich doch nicht so ungerecht! Du weißt ganz gut, daß ich allein lebe!“

„Nein... das wußte ich nicht! Ich habe ja gesagt, daß ich dich nicht kenne!“

„Der alte Schlauchkopf!“ rief sie vorwurfsvoll. „Und was suchst du denn auf dem Boden?“

„Was diese Fremden doch neugierig sind!“

„Ei doch nicht so mürrisch, Michael!“

„Man muß ja mürrisch sein, wenn man seinen Tabak nicht findet!“

„Aha... ich wußte es ja, daß du etwas verloren hast! Du hast auf der Erde getappt, wie ein kleines Kind... nein, wenn ich denke, daß du jetzt töpfig bist... du, Michael... der hübsche Bursche, auf den das ganze Dorf einst stolz war!“

„Die Junge ist die nicht eingetostet, Alte!... was ich suche?... Vor zwei Minuten hatte ich den Tabak noch da... und jetzt... jemand muß mit ihn gestohlen haben!“

„Ich will ihn jucken!“ sagte sie eifrig. „Aber ich sehe nichts... ich möchte wetten, daß du da darauf sitzt... hebe dich doch ein wenig, alter Knochenbaus!“

Sie schob ihn zur Seite und hebelte den Tabak triumphierend aus dem Gras. Michael griff hastig danach, schnitt von dem harten Würfel ein Stück ab, zerkrümelte es in seiner Handfläche und begann seine Pfeife zu stopfen, während sich die Alte neben ihm setzte. Sie sah ihn scharf an, die Lippen gepreßt, die Augen halb geschlossen, als würde man etwas betrachten, das sich in weiter Ferne befindet.

„Nun... erkennst du mich jetzt?“ begann sie nach einer Weile

Er sah sie unbehaglich von der Seite an:

„Wenn sich die Welber etwas in den Kopf setzen!“ brummte er.

„Nein... er erkennt mich wirklich nicht!“ seufzte sie. „Das Leben ist hart... seit fünf Jahren habe ich dich nicht mehr gesehen, Michael... das letztemal hast du mich noch erkannt, du hast mich gegrüßt, mit diesem trostigen, verächtlichen Stöpfchen, wie immer seit meiner Hochzeit... Denn all mein Unglück hat dich nicht milder gestimmt! Und jetzt hast du alles vergessen... jetzt bist du vertrocknet wie ein emporgeritzter Baum... und ich sehe noch wie einst deine blauen Locken... und deine Augen... sie blühten wie die Sonne am Mittag, wenn sie sich im Meer spiegelt... Es wäre besser, wenn man jung stirbe... und heute erkennst du mich nicht mehr!“

Obne auf sie zu achten, hatte der Alte ein Fündholz angezündet und zog mäßig an der Pfeife. Als sie in Brand war, warf er das Fündholz weg, spuckte aus und stieß sich mit dem Rockärmel über den Mund. Alle seine Bewegungen waren beinahe abstoßend. Trotzdem sah ihn die Alte mit einem seltsamen Leuchten in ihren Augen an.

Er schloß den Blick und sagte:

„Alte... du sagst da seltsame Sachen... wer bist du denn eigentlich?“



Winter

Franz Doll

Die Alte schob wiederum ihr Tuch zurecht, schluckte auf und rieb sich die Augen. Er nahm die Pfeife aus dem Mund und beugte sich vor, um Maria besser zu sehen, wummelte dann etwas und zog die Mütze tief über die Augen. Die Alte schwanke hin und her.

„Ich bin nicht wie du... ich erinnere mich um so besser, je älter ich werde“, sagte sie. „Ich sehe unser erstes Zusammentreffen so deutlich, wie dort den Schatten im Grotte... Es war am Abend, ich hatte die Kühe auf der Weide gemeldet und sollte nun heimtreiben... da kamst du vorbei, auf deinem Galben, und du grüßtest mich... ich habe dich angesehen... und dann hast du verlangt, ich möchte dich aus dem Milch-eimer trinken lassen... Großer Gott, ich wußte nicht mehr, wie mir war... ich liebte dich vom ersten Augenblick an! Und du erinnerst dich wirklich nicht mehr?“

„Von welchem Abend sprichst du?“ fragte er gedehnt.

„Und dann trafen wir uns auf dem Hügel hinter dem Hause meines Vaters... ach, wie schnell ich den Weg im Nachtdunkel hinfand! Und du wartetest bereits auf mich!“

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich an so alte Märchen erinner!“ sagte er trostlos. „Ich kam ja kaum vom Hause fort, des Abends! Ich hätte dich erwartet?“

„Ach, das ist ja nicht von heute und gestern... vierundfünfzig Jahre sind seither vergangen! Aber ich weiß es noch wie heute, ich war kaum sechzehn Jahre alt... und du dreißigjährig... armer Michel! Was haben der Brantwein und das Vetterleben aus dir gemacht!“

„Du sprichst Unfug, Alte... trinke ich denn? Kaum ein Glas, dann und wann... und wenn es hoch kommt, eine flache Whisky...“

„Gott verzeihe dir... weißt du auch nicht, daß du viermal im Gefängnis warst, wegen Raubhändel... gar nicht zu sprechen von jenem Tag, da du Ned Kane so übel zugerichtet hast, daß er drei Monate im Spital lag... und man dich deshalb zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilte!“

„Mich?“ fragte er erstaunt. „Im Gefängnis? Und warum denn?“ „Weil du Ned halb tot schlägst, an jenem Abend, als du mich ent-führt hast!“

Aber das Gesicht Michels huschte plötzlich ein Aufleuchten, als würde er sich an etwas erinnern. Er ballte die Faust.

„Alba... Ned Kane... ich erinnere mich jetzt an diesen Burschen... der Teufel mag ihn holen! Wenn ich ihn prügelte, so hatte er es reichlich verdient... ha... das war ein Getümmel, damals!“

Er griff nach seinem Eiset und fastete ihn krampfhaft.

„Er hat eine Zeit gegeben“, gestellte er, „wo ich keinen Mann der Gemeinde fürchtete... mit diesen Säulen hier hätte ich die Stärksten erzwängt!“

„Du erinnerst dich an die Nacht, da du zu uns kamst?“

Michel starrte vor sich hin und wiegte den Kopf.

„Doch... du erinnerst dich!“ sagte sie hartnäckig. „Du kamst mit deinem Hund und zwei Burschen aus deinem Dorf, um vom Vater meine Hand zu erbitten... aber mein Vater hat gerufen: „Wenn du glaubst, daß ich meine Tochter einem Bettler gebe, einem Trinker!“ — Denn wir hatten zehn Kühe... wir waren reich! Alle Leute im Dorfe wußten, daß ich als Heiratsgut sechs Kühe, dreißig Jochen Grund und zweihundert Goldstücke bekommen würde... aber mein Vater hatte mit Ned Kane zum Bräutigam ausgewählt, und es war auch Ned, den ich schließlich heiratete...“

„Darüber ist mir jetzt die Pfeife ausgegangen!“ sagte Michel zornig.

„Das macht nichts, höre doch zu! Denn ich bin überzeugt, daß du es nicht vergessen hast... als ich begriff, was mein Vater wollte, habe ich dich aufgejagt... und du hast geschworen, daß du mich entführen würdest... und gerade an dem Abend, als Ned mit seinen Verwundeten gekommen war, um die Hochzeit zu besprechen, hörte man draußen Pferdegetrappel... du warst es, mit deinem Dunkel, mit Simon, Hugues und einigen andern... und du hast geschrien: „Kommt heraus, Ned



Partie an der Werra

Heinz Kistler

Kane... oder ich mache dich stumm für immer!" Und dann habst du die Tür eingeschlagen und Ned bekam drei Messerschläge und es wurde ihm der Atem ausgezogen... dann bist du in das zweite Zimmer gestürzt, wo ich mich mit Mama versteckt hatte... und Mama ist mit der Feuerzange auf dich losgegangen, aber es konnte dich ja nichts aufhalten! Du hast mich gepackt und mich hinter die auf das Pferd gesetzt... ich verlannte ja gar nichts anderes als mit dir zu fliehen... aber als der Morgen graute, weigerte sich der Pfriester, uns zu trauen... und inzwischen waren schon die Gendarmen gekommen... war das eine Nacht! Man brachte mich wieder zu meinen Eltern... und jetzt möchtest du sagen, daß du dich an nichts erinnerst?"

Er hatte mich damals ein Erweichholz angelammt und es so lange selbst vergessen über der Pfeife gehalten, bis es ihm die Finger brannte. Dann machte er einige Büge und sah die Alte an.

"Man hat mancherlei über mich gelaßert", brummte er. "Ich war nicht schlimmer als die andern!"

Und er brummte noch allerlei, während die Alte fortfuhr:

"Man hat dich ins Gefängnis geworfen und ich heizte Kane, als er aus dem Spital entlassen wurde... Man fragte mich gar nicht, ob ich auch wollte! Ich wäre dir ja bis ans Ende der Welt gefolgt... ich weinte mich halbblind... aber es half nichts! Und trotzdem warst du selber auf mich böse... und mein Leben war nichts als eine Kette von Unglück! Kane merkte wohl, daß ich ihn nicht liebte, er begann zu trinken, er wurde streitsüchtig... und dann starb er an der Schwind-

sucht. Gott hatte uns keine Kinder geschenkt... und sein langen Jahres lebe ich allein... ich habe nichts als das Andenken an diese Liebe... und du wollst mich nicht mehr erkennen!"...

Sie war jetzt von Schluchzen erschüttert. Der Alte rüchte unruhig hin und her, gröhlte in sich hinein. Dann sagte er:

"Arme Alte... du hast Kummer!"

"Ja... es ist wie ein schwerer Felsblock, der mir auf der Brust liegt... und jetzt ist er noch schwerer! Bisher glaubte ich, daß du manchmal an mich denkst... aber jetzt sehe ich wohl, daß du mich vergessen hast! Warum bin ich sieben geblieben, um mit dir zu sprechen!"

Sie stand auf, zog den Schal wieder über die Augen und trocknete sich die Wangen mit ihrer Schürze. Dann sah sie Michel an und ihre Lippen zitterten.

"Gag mir wenigstens ein gutes Wort, ehe ich gehe!" bat sie.

Michel sah sie eingeschüchtern an und stammelte:

"Gott segne dich, Maria!"

"Lebe wohl, Michel Doppel!" schrie sie auf, worauf sie davonstürzte.

Er sah ihr lange nach und vergaß ganz auf seine Pfeife. Dann gab er sich einen Ruck und jagte vor sich hin:

"Was sie für Geschichten wuschte, die arme Alte!"

Er blieb noch eine Weile sitzen, vor sich hinstarrend. Dann setzte er wiederum seine Pfeife in Brand, richtete sich ächzend auf und ging langsam die Helle entlang, seinem Dorse zu...

DAS WELTBILD

Der alte Geheimrat besaß etwas, das nur wenige Menschen in solcher Vollendung besitzen: Ein Weltbild. Ein vollkommen geschlossenes, in so und so viele Alten-Kapitel gegliedert und fertig gebundenes Weltbild. Versuchte jemand, ihn in ein Gespräch zu locken, so hob der Geheimrat, ehe er sich äußerte, den rechten Zeigefinger, und setzte eine Miene auf, also sagte er: „Mein Meinen! Wir werden gleich nachsehen. In meinem Weltbild nachsehen. Und dann sieh er gleichsam die Leiter seiner Geheimregistrierung empor, um höchstpersönlich den von seinen Gesprächspartnern bezogenen Akt zu respirieren. Weltbild-Reg. Nr. 672, Kapitel 2 de dato 1884... Daraus stellte er zum Beispiel lateinisch fest: „Die Engländer sind phlegmatisch.“ — „Die Franzosen sind durch die Bank dekadent.“ — „Die Norweger sind die Ehrlichkeit selber.“ Dagegen gab es keine Beratung. Seine Sätze begann er überhaupt am liebsten mit einem generalisierenden „die“ (Dritte Person pluralis): die Engländer, die Franzosen, die Juristen, die Politiker... Die Einzelmenschen bildeten sich ja bloß ein, persönliche Eigenschaften zu besitzen und wandelten in Wirklichkeit nur als Echemen seines Welt-Schemas herum: von der Welt entlehnte Bände aus seinem Weltbild-Archiv, Beispiele, nichts weiter...

Außerdem war der Geheimrat scharf. Man glaubte, einem solchen alten Herrn gegenüberzuweisen, der behaglich zurückgelegt, fast biernierisch-lukulentenmäßig und förmlich auslief, aber in Wirklichkeit — man merkte es oft nachher mit leisen Grauen — vor lebendiges Wort gegen raschendes Papier geschoben, alles, vergilbtes Papier, aus verschollenen Schullehrbüchern, Universitätsverlesungen, Aussprüchen längst vermoderter Autoritäten geschöpft, alt und gelb gewordene Weisheit, die der Geheimrat fleißig kompiliert und katalogisiert durch die Jahrzehnte unverändert mit sich fortgeschleppte.

Da, eines Tages geschah das Ertzame. Die Tochter des Geheimrats, eine überaus lebhaft und bewegliche junge Dame, machte eine Europareise und hatte den bizarren Einfall, Papa auf diese Reise mitzunehmen. Papa sollte auch einmal aus seiner engen Gelehrtenstube in die weite Welt hinaus, meinte sie.

Mutter und Tochter packten die Koffer, er selbst packte sein Weltbild in seinen Kopf, und ging auf die Reise.

Aber — merkwürdig — schon in Zürich stimmte etwas nicht. Die Schweizer hatten vorchristlichmäßig sachlich-trockene Menschen zu sein. Und gerade am Züricher See saßen zwei junge Leute, unverkennbar Schweizer, auf einer Bank und sangen mit vor Nüchternheit zerflüßter Stimme: „Das Meer erglänzte weit hinaus“. Der Geheimrat wurde auf die Schweizer böse und deßunge zur Weiterreise.

In Basel saßen drei Herren ins Kaper. Ein Italiener, ein Mathematikprofessor und ein Journalist, wie sich herausstellte. Ihr Verhalten war ausgeprochen weltbildmäßig! Geradezu empörend weltbildwidrig! Der Italiener wagte es, anstatt klein, schwarzhaarig und kindlich heiter zu sein, lang, bager und mürrisch, mit einer Glasse und hellblonden Haartranz dazuziehen! „Mathematiker sind schwarzjamm!“ „Journalisten sind geschwätzige Leute.“ Das stand aktenmäßig fest. Im Weltbild-Archiv. Aber die hier — — — Der Mathematikprofessor vergaß sich so weit, ununterbrochen zu schwätzen, während der Journalist von Basel bis Paris mit hermetisch-verschlossenen Munde dasaß, ein schwärzender Mensch vom bl. Berge Athos!

Und erst Paris! Kaß unheimlich, wie eine Verdrehung hing es an. Gleich bei der Ankunft auf der Gare de l'Est saß eine französische Mutter breit und schwer auf einer Bank, mit vier Kindern, das fünfte an der Brust — Einbildung der Feindschaft und des Kindes segens!

Und draußen, in der Rue de Strassbourg, geriet er in eine widerliche Straßenszene: Zwei junge Bauern hatten ihre Jaden ausgegogen und bearbeiteten ihre stämmigen, sonnenbebrannten Körper mit silberrechten Vorbüchen, wobei sie derbkräftige Dialektworte von der Unwuschlichkeit Nabelais' ausstießen... Und dabei hatten sie doch „durch die Bank dekadent“ zu sein! Laut Weltbild, Akt Nummer sechsundsechzig.

„Komm, meine Tochter!“ sagte der Geheimrat empört. „Die Franzosen sind in ihrer Dekadenz schon so weit gegangen, daß sie ihrer wirklichen Natur untreu geworden und bereits nicht mehr dekadent sind!“



Tanz

v. Kreibig

Auf Schreit und Tritt gab es Verspötte: Franzosen ohne Schmutzdröcke, unelegante Französinen, Feiglinge, die unglücklich waren und Postbeamte, die höflich „danke“ sagten...

Er hatte genug von Paris, vom Kontinent, und dampfte mit seiner Tochter nach England hinüber. Fährte sie am ersten Tag ihrer Ankunft in London in den Hyde-Park. Der Geheimrat wagte ganz genau, obwohl er eigentlich das erste Mal in London war, wie der Hyde-Park auszuweichen hatte: auf den Bänken moagte Pastorenwüchter, die Strampfe strickten, auf den Miesstühlen alte Herren mit weißen Bartfotokettes, kühl-phlegmatisch die „Times“ lesend, ein baumlanger, behelmter Schaafmann, der sich gütigkeitslächelnd zu einer Gruppe spielerischer Kinder herabbeugte...

In der Tat! Gleich beim Eingang kam ihnen der baumlange Tommy entgegen. Nicht einer — fünf, sechs baumlange Tommys auf einmal! Er eskortierte eine Echar wildaußergereger Frauen, die hysterische Schreie ausstießen, die Zähne fletschten, mit den Füßen gegen die Tommys stießen, sie in die Arme bißten. Die alten kühl-phlegmatischen Herren mit den würdigen Bartfotokettes waren auch da, fuchtelten aber ausgerollt mit den großmächtigen „Times“ und schaben ganz danach aus, als ob sie sich in die Amtshandlung einmengen wollten!

Der Geheimrat sagte seine Tochter beim Arm: „Komm! Die Engländer demonstrieren im Hyde-Park. Die Engländer mißfallen sich in Amtshandlungen ein. Die Engländer! Anstatt kühl und phlegmatisch zu sein.“

Er hatte genug von England. Die fuhren nach Edinburgh hinaus, um sich von dort direkt nach dem reinen Norden einzuschiffen. Aber der Geheimrat hatte Glück. In Rupe, noch im Londoner Bahnhof, lernte er einen Norweger kennen. Einen richtigen Norweger, wie er im Weltbild stand: hochgewachsen, blond, blaunäsig, sehr reserviert. Immerhin stellte er sich vor: Doktor Henrik Hjörnesen. Knapp vor der Abfahrt fiel ihm ein, daß er reich fünf Pfund brauche. Er war in furchtbarer Verlegenheit, hatte nur ausländische Noten bei sich. Zum Wechseln im Bahnhof war es bereits zu spät. Da ihm nicht der Herr bloß für ein paar Minuten mit fünf Pfund auswechseln konnte, er werde sofort im Expresswagen wechseln... Er zeigte seinen norwegischen Reisepaß... Gar nicht nötig! Der Geheimrat kannte seine Norweger: Er wagte, daß der Norweger die Ehrlichkeit selber seien und überreichte ihm mit zuvorkommenden Lächeln den gewünschten Betrag.

Fünf Minuten vergingen. Zehn Minuten. Der Norweger kam nicht. Der Zug schob sich aus der Halle. Der Geheimrat wurde allmählich beunruhigt. Eine, zwei Stunden vergingen. Man suchte die Rupe ab. Herr Doktor Henrik Hjörnesen war nicht im Zug... Das schlug dem Kopf den Boden aus!

Der Geheimrat war erschüttert. Weniger

wegen seiner Diebstahle, als in seinem — Weltbild. Ein Norweger! Ein Norweger! Das kann nicht mehr Zufall sein. Das ist geheime Verabredung, Verschwörung...

Er schenkte sich den Besuch Norwegens. Er schenkte sich alles weitere. Reiste mit seiner Tochter, so sehr sie sich auch sträubte, unweigerlich in die Heimat zurück.

Er war verzweifelt. Seine Gesundheit ungestoßen. In den Stellungen seiner Weltbild: Registrator, die er im Laufe eines langen, gewissenhaften Lebens mühevoll aufgebaut und geordnet hatte, begann es zu zittern und zu wanken. Das ganze Reich ging krachend aus den Fugen. Die Akten, die so säuberlich registriert waren, purzelten auf einmal durcheinander und vermengten sich: „die“ Franzosen, die Mathematiker, die Politiker, die Schwärzer, die Geisler, — — — alles verwechselt und durchdrang sich zu höflich abenteuerlichen Mißgestalten und Zwitgergeburten. Er konnte

es nicht fassen: Die Welt wogte es, gegen sein Weltbild aufzubegehren! Die Welt machte sich von seinem Weltbild unabhängig, machte Weltbild-Revolution — ungeheuerlich!

Der Geheimrat fand keinen Schlaf mehr. Jergübelte seinen verführten Kopf, was er nun tun sollte. Denn schließlich mußte er doch etwas dazu tun. Sollte er sich vielleicht — das Leben nehmen? Unmöglich, dazu war er zu alt und würdig. Oder sollte er — verückt werden? Nein, dazu stand sein Verstand allem unverrückbar fest. Er wählte einen dritten Ausweg:

Er schrieb ein 1200 Seiten starkes Buch: „Die Entartung Europas. Versuch einer systematischen Darstellung der fortschreitenden Verbreitungsreise des europäischen Menschen in biologischer, charakteriologischer und psychologischer Beziehung“.

Nun erst fand er seine Ruhe wieder. Sein Weltbild war endgültig wieder hergestellt.

Zeitgenössischer Dialog

(Freinach Schiller)

Negus: Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, der weite Weg, Graf Mussolini, entschuldigt Euer Säumen...

Mussolini: Die schönen Tage von Abdas Alaba sind nun vorüber, Eure Kaiserliche Hoheit...

Negus: Nicht diese Töne, mäßige dich, Duce, ich dulde es nicht, ich kann in diesem Ton nicht mit mir reden hören!

Mussolini: Ich lebe still und barmhertig, das Gesehe, war auf die Tier der Wüste nur gerichtet —

Negus: Du kamst du!

Mussolini: Wo alles haßt, kann Demüt allein nicht lieben.

Negus: Ist das eine Antwort von Ehrigen?

Mussolini: Du weist, der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.

Negus: Zur Cache, wenn's beliebt!

Mussolini: Nun, ich gedenke einen langen Krieg zu tun, denn...

Negus: Hedder Friede, süße Eintracht!

Mussolini: Das Geseh hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüht Kolosse und Erntemähten aus!

Negus: Leiste dich, Duce, du weist uns nimmermehr...

Mussolini: Noch in der Wüste pflanz ich die Hoffnung auf.

Negus: Was willst du mit Absinjen, sprich!

Mussolini: Das Land mit Granaten bestreuen.

Negus: Das weist du noch einmal bereuen.

Mussolini: Pöbelsverheit! Pöbelsfurcht!

Negus: Halten zu Gnaden, Ew. Eminenz, aber Ehrseig um Ehrseig, das ist so Brauch bei uns.

Mussolini: Du bist blaß, mein Negus? Negus: Der Mord hat seine Schuldigkeit getan.

Mussolini: Ovid faciemus nos?

Negus: Contenti estote, Euch begnügt...

Mussolini: Die Beschäftigt hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Negus: Um ein paar tausend lumpy Quadratkilometer...

Mussolini: Öffnen Sie Ihr Land!

Negus: Mein Duce, laß uns der alten engen Ordnungen gering nicht achten.

Mussolini: Unter Larven die einzig fühlende Brust!

Negus: Mein Duce, es ist nicht immer möglich — — —

Mussolini: Steige du auf Schwandfäulen zu den Gipfeln des Kabinos!

Negus: Völkverbund, ich habe das meinige getan, tun Sie das Ihre!

Mussolini: Treibt man so mit dem Völkverbund Spott?

Negus: Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei die geöffnet, in die Wüste führt einer, der andre nach Haus!



Bildnis

Beatrice Heuck

Mussolini: Das ist ja recht alexandrinisch gefasst!

Negus: Mort de ma vie!

Mussolini: Es scheint gar du sehest ein Mistrauen in mich?

Negus: Ho, wart mal! Komm nur erst in die Büste, du wirst gaffen, du wirst Augen machen!

Mussolini: Dem Manne kann gebelien werden!

Negus: Dem Belierer fließt die Nachwelt keine Kränze!

Mussolini: Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der ist ein Narr, der wider seine Vorteile denkt.

Negus: Wer nichts fürchtet, wie ich, ist nicht weniger mächtig wie der, den alles fürchtet.

Mussolini: Glück zu, mein Negus!

Bräde: Von der Parteien Haß und Haß verwirrt, schwankt dein Charakterbild in der Geschichte.

Negus: Ich erwache, fühle wer ich bin, wer ich werden muß.

Mussolini: Mut zeigt auch der Mannesmut, zu selbstlichen Klumpen gefalt.

Negus: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.

Mussolini: Wohl dem, der seine Arbeit kennt!

Jörg Englischalk:

Der Hausumbau

Michael Pfeilgeschwind hat, ganz am Rande vom Dorf, ein Haus! Er hat es von seinen Eltern geerbt! Er selber hätte sich wohl nie eines gebaut. Dieses Haus, so klein es ist, ist die Seele von ihm und immer wenn er Zeit hat über etwas nachzudenken, denkt er vor allem darüber nach, wie er sein Haus umbauen, verbessern könnte. Vielleicht gewinnt er doch einmal in der Lotterie, oder es wird einmal sein Verdienst etwas mehr!

Aber leider, die Zeiten wurden immer schwerer, so daß Michael Pfeilgeschwind froh sein konnte, wenn seine Familie genug zu essen hatte und wenn seine drei Kinder immer ganz angezogen sind.

Da, auf einmal sollte es sich wenden. Eine Lante des Herrn Pfeilgeschwind stirbt, er erbt außer einigen Möbeln auch achthundert Mark!

Achthundert Mark sind nicht viel Geld. Aber achthundert Mark sind ein Haufen Geld, wenn sie einem das, was man verlor, ersetzen. Dies war bei Pfeilgeschwind der Fall!

Ein neuer Boden in der Stube, ganz aus Nienem... drei neue Fensterläden, mit Winterfenstern... das hintere Dach neu, mit Galzplatten, dessen, selbstredend erste Auswahl... den Brannen einen halben Meter tiefer graben, tiefer wie alle im Dorfe... und außerdem das ganze Haus neu anstreichen, mit echter Leinwandfarbe... dazu reisen die achthundert Mark, ja, es bleibt sogar jeweils über um jedem der Kinder ein Paar Schuhe und der



Bild meines Bruders

Johann Mutter

Eisblumen

Von Richard Drews

Sieh das Wunder der Kristalle,
Leichtgefügte Blumen alle
Und von zierlicher Gestalt.
Sieh, wie schwerelos und schwebend,
An den glatten Scheiben klebend,
Alles sich zusammenballt.

Sieh das Wunder dieser Adern,
Ihre feinen, festen Quadern
Wehren allzu grellem Licht.
Manche ähneln den Gestirnen,
Manche Äpfeln, manche Birnen,
Andre einem Tiergesicht.

Sieh das Wunder will nicht enden,
Manche gleichen Menschenhänden
In dem zarten Gliederbau.
Tritt noch näher: sieh das kleine
Schmuckgebilde ist das reine
Antlitz unsrer Lieben Frau.

Man einen warmen Esch kaufen zu können, obwohl sie den ja dann, wenn erst die neuen Fensterlöcher mit den Winterfenstern eingeseigt sind, gar nicht mehr bräuchtel!

Dieser Esch das war der Luxus, den sich Pfeilgeschwind außer dem Nötigen, mit den achthundert Mark leisten würde! Neue doppelte Fenster in den Mauern, im Zimmer sitzen, gut eingeseigt, und zu allen noch einen Esch... wie gut wird sich da seine Frau machen.

Auf dem Wege zur Arbeit rechnet Pfeilgeschwind, rechnet oft laut vor sich hin... es fliegen die Summen nur so, und das und das wird abgeändert... die Galzplatten zum Beispiel: Eine Anfrage in der Biegel, bei der er die Platten kaufen wollte, unterrichtet ihn, daß diese Art nicht mehr gemacht würde, die Nachfrage wäre seit Jahren zu gering darnach gewesen, aber man mache dafür die so so bekannten Bogenplatten...

Bogenplatten? Herr Pfeilgeschwind hatte nie von solchen gehört, übrigens, die Platten auf seinem Dach waren noch gar nicht so arg schadhast, unter Umständen hielten die noch länger Zeit!

Von den Nienböden hatte es seine eigene Brandstiftung. Nienböden gibt es in drei Ausführungen, mittlere, schmale und breite!



Auf der Landstraße

Hugo Troendle

Außerdem mehrere Qualitäten... Nun war Herr Pfeilgeschwind vor Jahren einmal auf den Bezirkamt und in dem Zimmer, in dem er damals war, lag ein Riemenboden... der ging ihm seit dem nicht aus dem Kopf... wie der glänzte und wie glatt der war... Als nun Pfeilgeschwind jetzt die Riemen zu seinem Boden ansah, fand er diese roh und unschön. Nämlich konnte ihm der Holzhändler eintreten, daß daraus so ein glänzender, glatter Boden gemacht werden kann... und außerdem die Breite der Bretter... er konnte sich einfach nicht mehr erinnern, wie breit seinerzeit die Riemen des Bodens in dem Zimmer im Bezirkamt waren. Schließlich, man wird ja auch älter und vergißt einmal etwas. Und wenn er schon einen Riemenboden kauft, so solle er so sein wie der im Bezirkamt! Abgesehen wie er sich in seiner Stube den Boden noch einmal ansieht... dieser ist immer noch ganz mauerlich, wie viele wären froh, wenn sie so einen Boden hätten, seine Frau hat ihn neuerdings gewacht und man sieht, was etwas Pflege gleich gemacht!

Immer am Abend, wenn Herr Pfeilgeschwind heimkommt, geht er um sein Haus. Das will er sich von niemandem nehmen lassen. So auf seinem eigenen Grund und Boden zu gehen und sein eigenes Haus abzuschätzen, die Fenstercheiben zu zählen, nachzusehen, ob seit vorgestern etwas anders gewor-

den, seit vorgestern, denn gestern bei Regen weiter blieb er natürlich in der Stube!

Es war alles beim alten, nur die Fensterstöcke, wenn man die recht ansieht, was die für edle Masse haben... so eine gute Form sieht man heutigentags gar nicht mehr, außerdem haben sie feste, kräftige Räden, die eigentlich Doppelfenster unnötig machen.

Herr Pfeilgeschwind kann sich einfach nicht mehr denken, wie er auf den Einfall kam, diese durch neue zu ersetzen, jammerschade wäre es um die alten, sollte man die verbrennen, oder gar einem anderen, der sie dann in sein Haus machen würde, verkaufen??? Und Herr Pfeilgeschwind kam zu der Ansicht, daß man froh sein dürfte, wenn diese Stöcke noch recht lange hielten!

Wenn man ein schon etwas älteres Haus besitzt, wäre es das Dummste was man tun könnte, wenn man dieses durch einen auffallenden Anstrich verschandeln würde! Jedermann glaubte dann, man wolle aus seinem Hab und Gut mehr machen als es ist und jedermann würde sich, mit Recht, über einen lustig machen!

Herr Michael Pfeilgeschwind ist nicht reich, nein, aber er ist ein wohlgeleitener Bürger. Sollte er sich nun die Gerechtigkeit seiner Mitbürger verschmerzen? Er ist sich sicher, daß er dies täte, wenn er nun sein Haus mit der jetzt

so gepriesenen Zernasfarbe anstriche... bestimmt würde man es für eine Prokeerei halten! Und der schöne alte Ton, in dem sein Haus jetzt gehalten war, wäre es um ihn nicht schade... gut seine zehn Jahre hält der noch an!

Wenn Herr Pfeilgeschwind einen besonders guten Trunk Wasser haben will, so läßt er ihn sich von seinen Kindern an der Quelle holen.

Wenn er nun seinen Brunnen tiefer graben ließ, kann er sich dann noch, ohne sich allezeit lächerlich zu machen, Wasser an der Quelle holen lassen? Und ist es schon bestimmt, daß dann sein Brunnen Wasser von derselben Güte liefert? Und der Hauptpfeil, das Wasserholen, würde er nicht seine Kinder um ein Vergnügen, das ihnen wohl zu gönnen, bringen? Wer aber gibt ihm dazu ein Recht???

Wenn Herr Pfeilgeschwind zur Arbeit hin- und wenn er davon zurückkehrt, bewältigt er diese Gedanken und sagt diese Entschlüsse... Allerdings auf den Luxus des Schals darf er, im Interesse seiner Frau, nicht verzichten. Morgen ist Sonntag, morgen will er ihn, heimlich, damit seine Frau keinen Grund findet ihn davon abzubringen, belegen! Wenn er sich nur über die Farbe erst klar wäre!

Als Herr Pfeilgeschwind an diesem Samstagabend heimging, etwas abgespannt von

seiner Tätigkeit, freute er sich über die kluggefaßten Entschlüsse, freute sich aber besonders über sein Haus. Wie froh konnte er sein, daß ihm seine Eltern ein geplantes Unheil so viel Sorgen machte, um wie viel mehr ein ganzes Haus! Nein zu einem Hausbau sich zu entschließen, Herr Weilschwind hätte sich das wohl überlegt und es er dann dazugekommen wäre... er selber meinte eher nein dem ja!

Auch Frau Weilschwind hatte an den Cammaran ihrer Freude. Seit drei Jahren zählt sie, ganz kleinweis, an einen Echal. Heute nun war es ihr möglich, die letzte Note aufzubringen. Es kam schneller als sie dachte! Sie hatte Dehnen gezogen und die waren in solcher Fälle an den Zangen, daß man acht Tage lang daran aß, und das Geld für das Gemüse sparte. So war sie imstande, was eigentlich erst in Wochen sein sollte, schon heute zu begleichen!

Im Herbst ist es oft am Abend schon kühl. Frau Weilschwind heizte ihren Ofen, tat ihren warmen Echal run, und setzte sich in seine Nähe! Es war eine Freude so, von zwei Seiten her gewärmt, zu sitzen. Und erst als ihr Mann kam und den neuen Echal sah, wieviel, so guter Kanne war er noch nie! Er hatte im Ofen gehabt einen roten zu kaufen und seine Frau trug jetzt einen blauen... also wieder seine Überlegung, seine gute Überlegung hatte ihn davor bewahrt einen Unfinn zu machen!

Uncle Sam's Galgenhumor

Wir geben doch wieder besseren Zeiten entgegen. Vor einem Jahre waren unsere Theater stets halb leer; jetzt sind sie schon wieder halb voll.

Wie die jüngste Entwicklung zeigt, sind wir schon bald so weit, daß jedes Auto seine eigene Tankstelle hat.

Wie kürzlich Präsident Roosevelt betonte, würde die Arbeitslosigkeit bald ein Ende nehmen, wenn alle Arbeit hätten. Ford hat sich in ähnlichem Sinne geäußert.

Es wäre interessant, festzustellen, ob der neue Schläger „Ich kann dir nichts als Liebe geben!“ als Ursache oder als Wirkung der Wirtschaftskrise anzusehen ist.

Wir können immerhin noch stolz darauf sein, daß in all diesen Krisen Jahren nicht ein einziges Pfandhaus bankrott geworden ist.

Einer unserer Politiker sagte kürzlich, daß wir nur mehr Leute bräuheten, die den Mut zum Geldausgeben haben. Darauf wäre zu erwidern, daß wir gerne diesen Mut aufzubringen, wenn uns nur jemand auch das notwendige Geld dazu gäbe.

Einem im Senat eingebrachten Theaterschicksal zufolge sollen Theaterbesucher gezwungen werden, für jeden Besuch eine Sitzgelegenheit bereitzustellen.

Es wäre heutzutage vielleicht mehr angebracht, für die reichlichen Sitzgelegenheiten in den Theatern auf geschickten Wege die Besucher zu beschaffen.

Man schätzt, daß uns die Verbrechen alljährlich auf zwölf Millionen Dollars zu stehen kommen. Covied Geld sind sie doch eigentlich gar nicht wert.

Ein von den Südsee-Inseln zurückgekehrter Filmregisseur behauptete kürzlich, daß die dortigen Kamikazen am liebsten Politiker fraßen. Vielleicht, weil jene kein Rückgrat haben?

G. Schm.

Splitter

Von Johann Dietrich Warnken

Mancher gewöhnt sich seine Fehler nur deshalb nicht ab, weil er darauf aufmerksam gemacht wurde.

Der geistig Gutmütige verschwendet meist seine beste Kraft an Dummstöcke.

Die unvollkommensten Menschen sind die, die nur Vollkommenes zu beurteilen vermögen.

Je mehr jemand kennt, um so mehr anerkennt er.

Nicht selten ist Aufrichtigkeit die raffinierteste Unaufrichtigkeit.

Nie kann die Wahrheit so sehr schaden wie eine entdeckte Lüge.

Was schlechte Verhältnisse so unerträglich macht, ist die Furcht, sie könnten noch schlechter werden.

Arbeit befriedigt immer, Beschäftigung selten.

Simplicitas

In Klein-Pobocovo kommt in den einzigen Papierladen ein altes Mütterchen, das offenbar mit seinen Wünschen nicht herauskommt, weil der Beistritzer in Uniform gerade im Laden ist. Als er sich endlich entfernt hat, sagt die Alte zum Ladeninhaber: „Wissen Sie, ich möchte gern zwei Fünfpennig-Marken haben, ich wollte es nur nicht sagen, solange der Herr Postbeamte hier war, denn ich habe sonst immer etwas auf der Post gekauft.“

Gegenfrage

Heiratvermittler zum Kandidaten: „Die Dame kann tanzen, reiten, schlauchen, chauffieren, fliegen...“

Heiratungskandidat: „Und hat sie auch gute Eigenschaften?“

Unrentabel

Hans ist hingefallen und hat sich ein mächtiges Loch in die Kniekehle geschlagen.

„Da hast du sicher sehr geweint“, frage ich ihn mitleidig.

„Nein — gar nicht. Warum sollte ich denn? — ich war ja ganz alleine.“

Ehre

„Was, sogar auf Eheverlust hat das Gewicht gegen Sie erkannt? Unmöglich!“

„Doch! Auf Ehre!“



Marseille

Eduard Braun

DER DRANG ZUM FILM

Ein ehemaliger Angestellter der Emelka-Filmgesellschaft hat uns Zuschriften filmistischer Volksgenossen zur Verfügung gestellt. Wir bringen sie nachfolgend in der „Ursprache“ der Verfasser:

Bergham, den ? XI. 33.

Til. Firma!

Wollte bei ihnen einmal anfragen, ob Sie keine Schauspieler mehr aufnehmen. Könnte jedoch erst bis 20. 9. 34. eintreten, da ich noch in der Lehre bin.

Habe jedoch schon ein Filmstück geschrieben das mir ganz ausgezeichnet gefällt und würde es ihnen senden wann Sie es einmahl sehen wollen.

Es ist kein Liebedrama, oh nein sondern eine ganz ernste spannende Sache.

Habe jedoch auch Liebedrama und Lustspieler auf Lager.

Das erste Stück welches schon fertig ist heißt gesühnt die ander Rache. Das unheimliche Blockhaus, wen zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

Vom Weiberfimmel geheilt abgeblüht, der Kurzsichtige Adjokat.

Bitte schreiben sie mir sofort und ich sende Ihnen das Stück gesühnt gegen entsprechend Entschädigung ein.

Die Entschädigung wölte ich erst wenn der Film läuft und beim Puplikum anklang gefunden hat.

Auch werde ich hofen dass sie in Mir einmahl einen guten Spieler finden.

Hochachtungsfol

N. X. Bäckerlehrling.

(Bis hierher ist der Brief mit Blei geschrieben. Es kommt folgender Nachsatz mit Tinte.)

Das Stück ist natürlich mit Tinte auch geschrieben und Fehler hats auch ein par aber das macht nicht man kan es wenigstens ganz gut lesen.

Datum.

Da es mein Wunsch wäre eine von die großen Filmschauspielerin zu werden, möchte ich Sie ihre genaue Auskunft bitten.

Ihre Adresse hab ich in meinem Film-buch gelesen, für welches ich mich schon lang Intresire. Bin zwar ein armes Mädchen, doch denke ich Talende besitzen, die mir ein Vorwürtkomen erleichtern. Möchte auch einmahl über die Leinwand gehn. Mein Namen N. X.

Um freundliche Nachricht endgegend-schent

Eure Irma.

Datum.

Gechter Herr Oberschauspieler Direktion. Werter Her Direktion ich möchte bei ihnen anfragen, ob sie keinen Burschen nimen von 16 Jahr zu die Filmspieler. Gröse 1.38%, Haar und Augen blan. Es grüßt euch alle

N. X.

Datum.

Mein Herz!

Schreit zum Film, da ich aber der Sohn einer armen Wittwe bin und auch sehr gute Hautfarbe besize aber da ich kein Geld dazu habe bitte ich der Gesellschaft mir gleich unentgeltlich aufzunehmen.

Erwarte mit Freuden eine gute Antwort.

Graß N. X.

Ich sehe mein Glück spannend entgegen.

Datum.

P. P.

Unterzeichnete erlaubt sich einige Zeilen an sie zu richten. Zwei Filmfreundinnen möchten mahl anfragen ob sie uns nicht in ihrer Gesellschaft beschäftigen könnten. Wir sind beide ungefer gleich alt 16 bis 19 Jahre. Auch sind wir ungefer selbe Gröse. Im Tiather sind wir gern geschene Spiller. Jeden Sonntag gehen wir ins nahe Städtchen zum Kino. Darum erklärt sich auch unser Wunsch einmal auf einer Leinwand sichtbar zu werden. Näheres nach der Photographie in allen Stellungen. Sollten Sie uns aber für Spiller nicht verwenden können so weren wir gern bereit eine andere Beschäftigung wie Statist oder so ähnlich anzunehmen. Sollten sie also so etwas für uns finden bitten wir uns benachrichtigen. dann aber auch die Bedingungen die wir zu erfüllen haben und wieviel verdient ist. Wie ist es mit Kleider? Wir haben schon welche, aber nicht vil.

Mit vorzüglicher Hochachtung

N. X. u. X. X.

(Fortsetzung S. 796)

Rubey



„Ach, Frau Lehmann, ich habe eine Bitte: können Sie mir wohl Ihren Teppich-klopfer bis morgen früh leihen?“

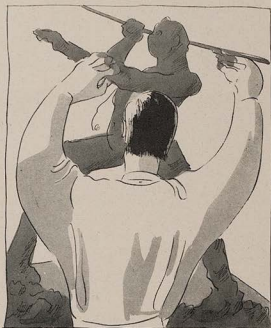
„Das tut mir leid, das kann ich nicht, denn ich erwarte meinen Mann auch heute spät am Abend.“

Um die Olympia-Medaille!

Anton Leidl



A so a Langstreckenläuferin war net schlecht...



ma kunnst ober a an Speerwerfer draus macha...



oder an Fußballspieler...



A was, i mach mein Selbstporträt und nenn's „Zuschauer beim Boxkampf“



Unser
neuestes Werk
Dr. Alexander Koch

BETT UND COUCH

ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlafraumes und für die Schaffung von reizvoll-gemütlichen Wohnräumen. Das Werk, das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an jeden, der in seiner Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

Ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder steht. Sinn und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vorschlägen zu dienen ist sein Zweck.

Preis RM. 4.80

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH. STUTTGART-O. 68

(Fortsetzung von Seite 794)

Filmpalast

Lichtpilkieno

München.

Frage bei Ihnen höflichst an ob Sie für mich eine passende Stellung für Film hätten. Bin Sohn des Herrn Bäckermeisters S. F. Werde noch 17 Jahre alt. Da ich lust und liebe zu diesen Berufe habe so gedachte ich bei ihnen eine passende Stelle zum Ausbilden für Film gefunden zu haben. Habe ein leichtes Gewicht und eine kleine Erscheinung am Körper. Auch wollten sie so lebenswichtig sein, mir nähre Angaben mitteilen zu wollen.

Einen gütigen Bescheid zeichnet entgegen

hochachtungsvol

N. N.

Datum.

29. 12. 32.

Villliche Kinogesellschaft!

Unterzeichneter erlaubt sich eine Bitte an die Gesellschaft zu stellen indem er fragt in Ihrer sehr werten Gesellschaft eingestellt werden zu können. Es ist schon seit meiner Jugendzeit meine größte Intresse mein Talent als Schauspieler zu erlernen. Ich habe mich zu kleinen Rollen beim Theater immer schon ein wenig emporgearbeitet, und möchte gern um

Datum.

meinem Talent näher zu kommen bei ihrer werten Gesellschaft brohören. Wen es auch nicht gleich so dann könnte ich vielleicht einzwölften als Mitarbeiter in Ihren Diensten stehen. Bin nemlich gelernter Erdarbeiter. Da meine Eltern auch schon immer mehr dem Alter näher rücken möchte ich sie bitten meinen Wunsch an sie in Erfüllung gehen lassen wollen. Bin 19 Jahre alt ein geborener Sachse. 1 m 65 bis 1 m 75 gros. etwas breit über die Schultern aber sehr schmal im Unterleib. bzw. Unterkörper. Alles nähre dann mündlich.

In der Hoffnung meine Einstellung recht bald anfangen zu können zeichnet mit grösster Hochachtung

N. N.

Erlaube mir beizusenden Wünsche ein recht frohes und gesundes neues Jahr.

Hochachtung

N. N.

Vom Theater!

Direktor: „Aber hören Sie mal, ich habe Ihnen doch extra zu verstehen gegeben, daß Sie auf der Bühne einen Pelzmantel tragen müssen. Bedenken Sie: wir sind in Estrien und im tiefsten Winter.“

„Ja, Herr Direktor, ich habe keinen Pelz, ich habe nur aber zwei Paar Unterhosen angezogen.“

Aus Zeitungen

Tot aufgefunden. Am Mittwoch früh wurde der Schuhmachermeister Looks in seinem Bett tot aufgefunden. Noch in der Nacht war er lange unter Freunden gewesen, die ihm nichts angemerkt hatten.

Heirat, Kauf oder Beteiligung wünscht Landwirt 41 kath. m. 70 Mille Vermögen.

Vorsitzender mit erhobener Stimme: Schweigen Sie, Dimitroff, haben Sie noch eine Frage zu stellen?

Bank- und Baufachmann, 30 Jahre. 1.80 gr., musik. u. liter. geb. wünscht Einh. — — —

Bei Schargat in der Türkei wurden zwölf Personen infolge Umstürzens eines Überlandomnibusses getötet. Eine der Getöteten, ein zweijähriges Mädchen, war von Mossul nach Bagdad unterwegs, um dort zu heiraten.

An den Besprechungen nahmen deutscherscheits teil der Reichsaußenminister Frh. v. Neurath und der Sonderbeauftragte für Abrüstungsfragen, Herr v. Ribbentrop. Nach einer kurzen Mittagspause werden die Besprechungen am Nachmittag fortgesetzt werden.

Den Passanten der oberen Großen Steinstraße bot sich gestern in der dritten Nachmittagsstunde an einem Geschäftshause ein aufregender Anblick. Dort wurden von einem Arbeiter am Dachrand der Vorderfront Ausbesserungen vorgenommen. Ploßlich brach der Mann durch, daß er buchstäblich zwischen Himmel und Erde schwebte. Er wäre zweifellos in die Tiefe gestürzt, wenn er nicht die Geistesgegenwart besessen hätte, sich noch im letzten Augenblick an den Seiten des Lodes festzuhalten und sich so in Sicherheit zu bringen.

Verkaufe Geldschrank feuersicherer Armheim, weil überflüssig.

Stadium

„Dein Stadium feiert aber viel Geld, mein Junge!“

„Weiß ich, Papa! Dabei gehöre ich noch nicht einmal zu denen, die viel studieren!“

Mütter, lernt um! Wie kommt es, daß die Mütter weniger wissen, die Zahnpflege treiben, dies wohl morgens tun, aber fast nie abends? Weil sie es so in ihrer Jugend gelernt haben! Es ist eben noch viel zu wenig bekannt, daß die Zahnpflege mit einer guten Qualitäts-Zahnpaste wie Chlorodont vor dem Schlafengehen mit fluor als in der Frühe. Gerade am Abend müßen die Zähne mit Chlorodont gereinigt werden, damit die Essigreste nicht in Säuerung übergehen und Kariesbakterien (Zahnpfäule) hervorrußen. Also Mütter: lernt um!



jean Giono: „Lebendige Wasser“. Vier Novellen. S. Fischer Verlag, Berlin.

Lebendige Wasser — das sind die Quellen und Ströme der Schöpfung, die fließenden, treibenden Kräfte des Lebens, verzaubert in das ewige Gleichnis vom Werden und Sein jeder Kreatur. Wer Gionos Romane kennt, weiß, mit welcher Intensität dieser Dichter das Wort zu gestalten vermag, wie er das Gegenständliche heraushebt aus dem Bannkreis des Gewöhnlichen und hineinsetzt in die glasklare Atmo-sphäre seiner reichen Visionen. Diese vier neuen Novellen — von Ruth Gerull-Kardas mit feinstem Verständnis ins Deutsche hinübergedichtet — lassen die faszinierende Wunder und Schicksale einer Landschaft, der Provence, so sichtbar erblicken, daß man wahrlich nicht weiß, welchem anderen Erzähler man eine noch höhere Meisterschaft als diesem zuerkennen soll. Alles wächst, lebt, quillt und stirbt... ist mit eingeschlossen in den endlosen Kreislauf der regen Natur und das Erlebnis trägt nirgends den Makel einer künstlichen Phantasie. Ein köstliches, ehrliches Buch, für dessen Herausgabe wir dem Verlag unseren Dank aussprechen. Avis

William Beebe: „23 Meter unter dem Meeresspiegel“. F. A. Brockhaus, Leipzig.

William Beebe ist jener tollkühne Mann, der mit Hilfe einer Tauchkugel aus Stahl in eine Meerestiefe von nahezu 1000 Meter hinunterstieg und dort Forschungen anstellte, deren Ergebnis der Wissenschaft eine Reihe neuer und wichtiger Erkenntnisse vermittelte. Bislang sahen wir immer nur in illustrierten Zeitschriften etwas von dem merkwürdigen Gerät, in dessen Inneren zwei Menschen in die ewige Nacht des Ozeans hinabtauchten; nun hat der Forscher die Geschichte seines Beginns selbst geschrieben und der Verlag Brockhaus in Leipzig hat das ungemein interessante Buch für die deutsche Öffentlichkeit herausgegeben. Man weiß im ersten Augenblick der Lektüre nicht, ob es sich hier um einen phantastischen Roman oder um nackte Wirklichkeit handelt. Reminiszenzen an Jules Vernes „20.000 Meilen unter dem Meere“ werden wach und der Gedanke an die Möglichkeit einer Verwirklichung jenes Traumes, der seit grauen Zeiten die Menschheit mit seinen gespenstischen Bildern erfüllt, läßt uns zunächst einmal an der Wahrscheinlichkeit dieses Tatsachenberichts zweifeln. Es dauert also eine Weile, bis man sich an den Umstand gewöhnt hat, daß hier nur die Tatsache phantastisch ammutet, und daß die romanhaften Vorstellungen eines Jules Vernes allmählich zu verlassenen beginnen vor den Realitäten, die der Mensch dieses Jahrhunderts mit allen nur denkbaren Konsequenzen zu beweisen beliebt. Als Piccard mit seinem Stratosphärenballon einen Vorstoß in kosmische Regionen wagte, konnte man sich wenigstens sagen, daß es in diesen Gefilden sichtbare Wunder kaum zu entdecken gibt; wenn William Beebe mit seiner Stahlkugel eintausend Meter in das Meer hinuntertaucht, dann begleitet die Vorstellung dieser Reise ein Wirrwarr von Bildern, an denen gemessen alle Wunder und Schönlichkeiten des Inferno in den Schatten der Belanglosigkeit gerückt werden; denn „dort unten aber istis fürchterlich“ und William Beebe steht nicht an zu beweisen, daß Friedrich Schiller recht hatte. Schon die Zurüstungen, die tausenderlei technischen Details einer solchen Tiefseefahrt lassen den Leser aus der Spannung nicht herauskommen. Sie ist so groß diese Spannung, daß man sogar die acht Seiten Text, die aus irgendwelchen drucktechnischen Gründen verloren gingen, fast gar nicht vernimmt. (Auch Setzmaschinen geraten in Ekstase, wenn man ihnen zuviel zumutet.) Kurz, wer sich einmal sechs Stunden lang hintereinander eine beschleunigte Herzstätigkeit leisten kann — der lese dieses Buch; es enthält einen Illustrationsapparat von 123 Abbildungen, 8 Farbtafeln und einer Karte.

Weiß-Rüthel.

Ihr sollt Bücher nicht nur lesen,
sondern auch kaufen!

Burckhardt: „Die Kultur der Renaissance“. Phaidon-Verlag, Wien.

Jacob Burckhardts Werk bedarf keiner Empfehlung. Was hier zu empfehlen bleibt, ist die hervorragende Ausstattung des Buches durch den Phaidon-Verlag. Was an dieser Stelle über das Werk von Scheffer gesagt wurde (Thassilo von Scheffer: „Kultur der Griechen“, Phaidon-Verlag), gilt auch für dieses Standardwerk der Kulturgeschichtsschreibung. Bei Druggulin vorbildlich schön gedruckt und mit einem Bilderapparat von 420 Kupferdrucktafeln versehen, kostet es ganze 4 deutsche Reichsmark und achtzig Pfennige. Mit dieser Ausgabe hat der Verlag wiederum einen wesentlichen Beitrag zur deutschen Buchkultur geliefert. Es müßte mit Hexerei zugehen, wenn dieses Werk nicht den Erfolg erzielte, den es in jeder Hinsicht verdient.

In den Buchhandlungen und
beim Unterzeichneten ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von
einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit
einem unverfälschten Bildnis Wagners
auf dem Titel, farbigen Innenbildern und
einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die
mit Richard Wagner feierseitig in persön-
liche Berührung gekommen sind. Einer von
diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus
seiner Erinnerung sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Paß und Klatsch des Feind-
bundes zusammengetragen haben, sondern
1000 Akten und Berichte von Augenzeugen —
die Namen sind abschließend geändert — dem
Verfasser fundiert, hat dieser im Jahre 1931
zu San Remo aufgezogen zur Ehrenrettung
einer verurteilten Frau, die während des
Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seans Seib Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anpruchsvollen Kleinereisen werden vor
allem in Vereinstreffen beifolgender Gefallen
finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum
Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

DIE FOTO-SEITE

Zirkus, Variété

Hier herrschen Temperament, Bewegung, Rhythmus. Und es kommt darauf an, diese drei Komponenten im fotografischen Bilde zu erhalten. Schußbereite Kamera und genaue Beobachtung sind Voraussetzungen. Man muß fühlen, wenn die Figuren harmonisch im Raume stehen und im rechten Moment unverzüglich auslösen.

Wichtig bleibt wie immer: Auf ein Motiv beschränken. Treten mehrere Personen auf, so müssen sie zueinander in Beziehung stehen. Hier vermag schon die Blickrichtung ausschlaggebend zu sein.

Die Technik solcher Fotos ist einfach. Wenigstens stellt man sie sich meist viel zu schwer vor. Lichtstärke von 1:2,8 an aufwärts, Pancrofilm, gute Scheinwerferbeleuchtung, und eine fünfzigstel Sekunde reicht oft schon.

Was gibt es eigentlich für Entwickler?

Ständig erscheinen neue Fabrikate auf dem Fotomarkt, und deshalb wird es für uns wichtig sein, kurz eine Übersicht zu gewinnen.

Grundsätzlich müssen wir unterscheiden zwischen Positiv- und Negativentwickler. Diese Trennung ist heute schon wichtig. Denn wir müssen ganz verschiedene Anforderungen an die jeweiligen fotografischen Prozesse stellen.

Positiventwickler unterscheiden sich untereinander durch die Farbtongebung. Blauschwarze, neutral-schwarze, bräunliche und platinähnliche Bildtöne lassen sich je nach Wahl des Entwicklers erzielen.

Für das Negativverfahren setzen sich im wesentlichen sogenannte Feinkornentwickler durch, die es in zwei Gruppierungen gibt:



der schlechthin als Feinkornentwickler bezeichnete Hervorruf hat im Super-Feinkornentwickler einen wichtigen Bruder bekommen, der besonders für kleinste Negative Bedeutung hat. Die Normalentwickler wird man im wesentlichen bei großen Formaten anwenden, wo nicht stark vergrößert werden muß. Für die gewünschte Wirkung eines Feinkornentwicklers ist immer reichliche Belichtung verbunden mit kurzer Ent-

wicklungsdauer ausschlaggebend. Denn durch eine lange Entwicklungszeit wird nur wieder die Kornvergrößerung begünstigt. Man strebt heute keine kräftigen Negative mehr an, sondern legt besonderen Wert auf harmonische Tonabstufung, auf gute Transparenz auch der Lichter. Lieber wählt man ein Papier harter Gradation, um mit ihm einen reichen Tonumfang im Positiv zu erhalten.

Unser Foto-Lehrgang

8. Folge

Es wird belichtet

Wie der Verschluss bedient wird, das lesen Sie in der Gebrauchsanweisung Ihrer Kamera. Hier aber etwas anderes, sehr wichtiges: Wie lange muß überhaupt belichtet werden?

Diese Frage ist ungeheuer wichtig, und von ihrer richtigen Beantwortung hängt ein großer Teil des Gelingens Ihrer Aufnahmen ab. Die Belichtung darf nicht zu kurz, aber auch nicht zu lange sein. Besonders gefährlich ist Unterbelichtung; denn wo die Emulsion keinen Lichtdruck erfahren hat, kann nachher auch nichts abgebildet werden.

Die Anschaffung einer Belichtungsabelle ist lohnend. Besonders die elektrischen Instrumente sind zu empfehlen. Doch es muß bei ihrer Anwendung immer darauf geachtet werden, daß alle Belichtungsmesser die Gesamtheit berücksichtigen. Was hat das zur Folge?

Wir wollen mit unseren Aufnahmen naturgemäß auch eine gute Wiedergabe der Schattenpartien eines Motivs erzielen. Das setzt voraus, daß die dunkelsten Stellen hinreichend belichtet werden, damit sich alle Einzelheiten aufzeichnen. Wir dürfen also die Belichtungszeit nicht entsprechend der Gesamtheit, die einen Durchschnittswert darstellt, ermitteln, sondern wir müssen die dunkelsten Partien des Bildes berücksichtigen. Unser Grundsatz heißt also: Auf die Schatten belichten!

Selbstverständlich erfahren die hellen Bildpartien dabei eine Überbelichtung, die aber für die Praxis selbst dann, wenn sie das 20fache erreicht, als belanglos angesehen werden kann. Denn unsere Negativ-Emulsionen gleichen Überbelichtung innerhalb weiter Grenzen von selbst aus. Wenn wir uns diese Überlegenheit zu eigen machen, sind eigentlich Belichtungsfehler ausgeschlossen.

Diese technischen Überlegungen stimmen zugleich mit bildmäßigen Gesichtspunkten gut überein. Wir erfassen im fotografischen Bilde im wesentlichen eine Bildidee, die also solche eine

geschlossene Gesamtheit darstellt. Ihr ordnen sich alle Tonwerte unter, und es würde die Harmonie des besten Bildvorwurfs stören, wenn irgendwelche Momente auf Grund einer mangelnden Durchzeichnung ausfielen.

Für die Praxis hat es Wert, einmal gefundene Zeiten auf verschiedene Blenden schnell umrechnen zu können. Die Blenden-skala der Kamera ist so eingerichtet, daß die wirksame Öffnungsöffnung jeweils von Zahl zu Zahl um das Doppelte zu, bzw. abnimmt. Wir brauchen also die gefundene Zeit für andere Blende nur zu halbieren oder zu verdoppeln. Daß mit größerer Blenden-zahl die wirksame Öffnung kleiner wird, dürfte bekannt sein. Ein Beispiel: Mit Blende 11 muß doppelt so lange belichtet werden, wie mit 8, mit 5,6 halb so lange wie mit 8.

Danach

Als gewissermaßen zur Aufnahme gehörend sollten Sie sich einige Handgriffe angewöhnen, die dann schließlich automatisch nach der Belichtung ausgeführt werden. Sie dienen dazu, um die Kamera sofort wieder in schußbereiten Zustand zu bringen. Denn sonst würde uns manchmal das beste Motiv entgehen, weil wir nicht aufnahmefähig sind.

Es wird also sofort (und das zur Vermeidung von Schrammen bei geöffnete Kamera) der Rollfilm weitertransportiert, die Lasse des Film-packs gezogen oder die Kassette gewechselt. Bei vielen Kameramodellen ist das auch das einzige Mittel, um Doppelbelichtungen zu vermeiden. — Für den Anfang wird es wichtig sein, die Aufnahmedaten zu notieren. Denn man braucht sie später immer einmal, um mit anderen Fotos zu vergleichen.

Lest die Jugend

Heiraten nur durch den Ehebund, für RM. 6,- bis zum Erfolg. Kempten i Allgäu Postfach 98

Schwaben Männern
X
erst richtige
Heirat
erst u. Teil
Grußan-Vertrieb
500 Reichsbank 21

LAFONTAINE: Ergötzliche Geschichten

mit 12 Wiedergaben nach Kupfern
von Ch. Eisen in Halbleinen M. 3.—

Von dem kleinen Prachtwerk, das
längere Zeit auf dem Büchermarkt
fehlte, erschien soeben das
5. u. 6. Tausend

Der Dürerbund schreibt: Geistreiche
ironische, dem Thema Liebe und Ehe
gewidmete Noveletten

Das hübsche Buch ist mit
12 ungemein reizvollen Kupfern
von Ch. Eisen stilvoll ausgestattet

Zu beziehen
durch den Buchhandel oder
durch den unterzeichneten Verlag:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

EXAKTA

KLEINBILD
REFLEX



Auswechselbare Optik bis 1/2-Schließ-
verschluss 1/1000 1/2 Sek. Selbstauslöser
HAGGE KAMERAWERK - DRESDEN STRIESEN 959

Nicht zu erfragen

„Was die Leute über uns für einen Räum-
machen! Gehen Sie doch mal raus, Lina, und
fragen Sie, ob sie verrückt geworden sind!“
„Doll ich auf Antwort warten?“

Ein Gemüt

„Also wie diese Wäschfrau sieht, das ist
schon nicht mehr schön. Schon wieder fehlen
Wäschstücke.“
„Ach was, was fehlt denn diesmal?“
„Echtes Handtuch von der „Mitropa“.“

In der Pension

„Also Frau Müller, das ist wirklich Fleisch-
suppe?“
„Freilich, Herr Schnitzel! Warum fragen
Sie?“
„Hm — weil ich dann täglich in Fleisch-
suppe bade!“

Sehr eng

„Ballerei sollen ja die Hochzeit ihrer ältesten
Tochter im engsten Familienkreis gefeiert
haben!“
„Stimmt! So eng, daß nicht mal der
Bräutigam erschienen ist!“

Stilles Vergnügen

Unlängst hatten wir gemischten Salat.
Unser alte Bedienter bekam ihre Portion,
tat die Suppe in einen Topf, ebenso das
Fleisch, verstaute alles in ihrer Markttasche,
war einen zweifelnd misorganierten Blick auf
den Salat und sagte zu meiner Frau:
„Bitt ich, gnä Frau, Fischen geb'n E' mir
kame. ... Mir war's lieber, wann E' mir nur
an Happpelsalat geb'n und rote Ruaben — net
wahr ja!“
„Aber gerne“, entgegnete meine Frau, „sind
Ihnen die Fischen zu schwer, Frau Niedag!“
„Na — dds grad net...“ Ich schwor kommt
ma net fog'n — aber wissen E', bei Ihna
und Ihnens Heren Gemahl, do is des ganz
was anderscht's... Eö gengan halt in a Zen-
filmkino — aber unferens, der was nur in d'
Kirchen geb'n tuat, wo's do gang stad is —
für unferan is dds gar vo viel genant!“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu
Geld machen können. 100 beigegebene Adressen
vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen.
Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und
Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Er-
folg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie beson-
ders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das
Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht
und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses
Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise
die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.



LANDSTREICHER

Der Nebel wickelt schon die Bäume
In seine feuchten Lumpen ein,
Zu windig wird es in der Scheune,
Man tippelt jetzt zumeist allein.

Der Himmel guckt verschnupft und duster;
Wie lang noch dauert's — und es schneit!
Der Winter ist für arme Huster
Und Kunden eine schlimme Zeit.

Die Bauern lachen! Ja, sie haben's!
Doch mancher geht noch um und späht,
Wer jetzt auf seinem Acker abends
Bratbirnen überm Feuer dreht...

Man sehnt sich längst nach einer Penne,
Und wäre es der Ortsarrest;
Das Dorf ist eine warme Henne,
Ob sie uns unterschläpfen läßt?

Georg Scherz



Vergeßt das A.B.-S.-A.Bere nicht!

SPIEL IM BUCHLADEN

VON DIERKS PAULUN

Der große Buchhändler saß im Glasloft und studierte seine Geschäftsbücher. Die Geschäftsbücher eines Mannes, der als Buchhändler alt geworden ist, sind voll von Wundern. Der Senior des Hauses Waldrich und Jürgenjen erklärte, solche Bücher seien die einzigen wirklich lehrreichen — freilich mußte man selber Buchhändler und Buchhalter sein, um sie zu begreifen. Jürgenjen begriff sie im Schlaf. Er träumte mehr, als daß er las. Das ewig wiederkehrende Spiel der Umsatze wurde bedeutsam ihm vierzigmal elf Monate des Bediens, Vorlesens und der Bereitschaft und vierzigmal einen Monat Sturgeschäfts, wo die Ladenhüter von den Börtern sprangen und zur Türe hinausströmten im breiten Strom der Weihnachtsgeschäfte, wo die Boten in Kraftdreiwagen durch die Stadt gendelten, wo die Verkäufer verrückt und die Kassiererin ohnmächtig wurden und wo nur der Bestellbuchführer mit eiserner Ruhe die weiselschwebende Feder führte, bis alles vorüber war und das Waren wieder anfang. Er träumte von den Wundern des Abschreibungsakontos, in dessen Zeit und Jittern sich der Heimden, aber auch bedeutsame geistige Erönmungen und Umschwünge spiegelten. Er erlebte kopfschüttelnd das Wunder des gemengenen Verlegerkredits und der unerklärlichen, unglauwüchtigen Ehrlichkeit und Treue der Buchkäufer, die eines Tages mit längst verjährten Rechnungen in der Hand den Laden betreten und beglitten, was sie einst gekauft hatten.

Die steigende Unruhe im vorderen Teil des Ladens endete mit einem raschen und leisen Klopfen an die Glaswand. Der Buchhändler hob den traumschwüchtigen Kopf und sah den jüngsten Gehilfen verblühten Gesichts vor sich. Voran im Laden stand ein besessener Herr, der aber eigentlich nicht wie ein Buchkäufer ausah.

Jürgenjen begrüßte ihn fragend.

„Mein Name ist Wisthabel“, sagte der Kunde, „ich möchte Sie um Auskunft bitten, was Sie an diesem Buch verloren haben.“ — und er hielt ihm einen hübschen Romanband unter der Nase.

„Ich? Verloren?“ fragte Jürgenjen milde und vernehmen, während er das Buch rasch von außen und innen betrachtete. Es war ein neuer Roman „Tropfen im Meer“ von Provulz Ljinn. Es enthält eine Widmung des Verfassers an seinen „alten Freund Alex“.

„Der was Ihnen an Gewinn entgangen ist!“ verbeißte sich der Besucher, „Es ver-

stehen mich wohl, wenn ich Ihnen sage, daß Dr. Ljinn mein Freund ist. Ich möchte nicht, daß jemand davon Schaden hat!“

Der Buchhändler lächelte ein wenig verzweifelt und bat: „Sie können es mir doch vielleicht etwas genauer sagen?“

„Es ist ein Widmungsbeispiel!“ sagte Herr Wisthabel. „Dr. Ljinn und ich sind alte, aber eigentlich keine guten Freunde. Ich habe ihn soeben auf der Durchreise besucht. Er hatte gerade die Freistunde bekommen, und da hat er mir eins gegeben. Ich war zwanzig Minuten bei ihm — länger wußten wir uns nichts zu sagen.“

Jürgenjen machte die Bemerkung, daß er kein Antiquariat führe.

„Ich will das Buch ja nicht verkaufen!“ rief Wisthabel, „ich will es als Andenken behalten. Vielleicht will ich es sogar lesen. Aber ich bleibe die Gegenleistung schuldig! Dr. Ljinn hat sich geirrt — und ich kann es ihm doch wohl kaum zurückgeben.“

„Welche Gegenleistung?“ fragte nun der milde Greis, aber es begann ihm zu dämmern, um was es hier ging. Er setzte sich schon, daß er endlich einmal mit einem Augenblicken über diese heikle Sache reden konnte.

„Dr. Ljinn hat mir selber gesagt, daß die Freistunde auch ihren Zweck haben“, erklärte dieser Augenblickende eifrig. „Er hat mich ausgedacht und hat komisch geäußert: ‚Kellner! Nichts als Kellner!‘ hat er gesagt. ‚Alex!‘, hat er gesagt, ‚mach die darum keine Kopfschmerzen! Du wirfst das Buch lesen, herumzeigen, empfehlen — und es werden vielleicht ein paar Stück gekauft! Anterbelung der öffentlichen Aufmerksamkeit, Alex, das ist es...‘ hat er gesagt.“

„Das ist es!“ bestätigte der Buchhändler, „allerdings auf die Gefahr, daß man sich auch mit den letzten Ausflüchten auf den Verkauf seines Buches verdirbt!“

Alex Wisthabel nannte sich nun auch noch selber mit Namen: „Alex“, sagte ich da zu mir, Du kaufst zwar sonst keine Bücher, aber dieses hättest du ja wahrscheinlich gekauft. Nun hast du es umsonst. Und es wird eine Gegenleistung von dir erwartet! Aber wissen Sie, Herr Jürgenjen — oder sind Sie Herr Waldrich? — Herr Jürgenjen, ich habe in meinem kleinen Bekanntenkreis überhaupt keinen Menschen, den ich so ein Buch zeigen oder empfehlen kann. Die lassen sich nicht zeigen, die lassen sich nichts empfehlen, die lesen keine Bücher,

keine Romane, wenn sie nicht schon vorher in der Zeitung gestanden haben...“

„Die Tropfen im Meer sind aber auch durch die Zeitungen gegangen“, erinnerte sich Jürgenjen.

„Bei uns in Heuschede nicht, und in Kampfen auch nicht und in Bergwegen auch nicht — und weiter reicht mein Bekanntenkreis nicht. Und darum muß ich die Gegenleistung schuldig bleiben, wenn Sie nicht die Güte haben wollen, mir einige Auskünfte zu geben.“

Jetzt strahlte der Buchhändler über das ganze Gesicht. „Kommen Sie!“ rief er und zog den rechtschaffenen Wisthabel in den Glasloft, wo die Geschäftsbücher lagen.

„Um an Ort und Stelle zu beginnen“, sagte er, „so darf ich wohl annehmen, daß Sie die ‚Tropfen im Meer‘ jetzt bei mir gekauft haben würden, wenn Sie sie noch nicht gehabt hätten.“

Alex nickte eifrig.

„Da Sie sie nicht hier gekauft haben, sind mir welche Dreikugeln ausgefallen. Sie wissen ja, daß mein Betrieb ganz auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung abgestellt sein muß. Also habe ich gewissermaßen auch schon das Exemplar für Sie bereitgelegt gehabt, ohne Sie noch zu kennen. Nicht? — Darf ich Sie bitten, einen Blick auf die Rechnung zu werfen. Der Rabatt für ein Stück Ljinn, Tropfen beläuft sich auf 67 Pfennig. Das wäre mein Rechnerdienst gewesen.“

„Es war mir lieb, das zu erfahren!“ murmelte Alexander Wisthabel verbindlich, zog seine Börse und entnahm ihr 67 Pfennig.

„Einen Augenblick!“ bot Jürgenjen, „es stimmt noch nicht ganz. Nehmen Sie bitte einmal mit. Wie machen eine Buchungsanweisung nach der Gewinn- und Verlustrechnung vom letzten Jahr. Ich muß ja sämtlichen durch den ausgefallenen Kauf betroffenen Konten die anteilige Ablösung aufschreiben. 35 für Gehälter, 15 für Vordemietung, 5 für Verschreibung, Handelskosten, Steuern und Gewinn. Dann bleibt eine Tara von 12 Pfennigen — hier legen Sie auf der Rechnung: es stimmt fast genau: die anteiligen Kosten für Porto und Verpackung!“

Von den 67 Pfennig wurden 12 abgeteilt und Herrn Wisthabel zugeschieben.

Der dankte sich herzlich für die Beratung und besonders für die zwölf Pfennig, suchte seinen Hut und ging zur Türe. Aber plötzlich stand er wieder vor Herrn Jürgenjen, legte ihm 24 Pfennig hin und erklärte:



Bildnis

Johann Mutter



Nordland

Erich Erler-Samaden

„Sie haben mir diese 12 Pfennig gegeben, weil Sie das nicht gekaufte Buch nicht bestellt haben und also auch keine Fracht und Verpackung dafür bezahlt haben. Sie haben mir aber gesagt, daß Sie das Buch gewissermaßen für mich bereit halten mußten. Also ist eins der eingegangenen Bücher auf meine Kosten hergeschickt worden. Sie werden es nicht verkaufen und können es hoffentlich zurückschicken — zum Umtausch. Die Kosten hierfür muß ich Ihnen aber ersetzen.“

„Umtauschen?“ brummte der Buchhändler, „da bringen Sie mich auf einen Gedanken! Haben Sie eigentlich schon bedacht, daß auch der Verleger geschädigt ist?“

Im Verlauf der nächsten drei Stunden errechneten die beiden Herren an Hand von Statistiken und Schätzungen mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Entschädigungsbeträge für den Verleger und die Kommissionäre des Buchhändlers und des Verlegers, und stellten eine Verteilungsanweisung für den Verleger auf, der das Geld ja irgendwie verbuchen mußte. Denn darüber waren sich die Männer klar, daß der ehrenhafte Verleger diese Leistung nicht ohne Gegenleistung annehmen würde.

Im Verlauf dieser drei Stunden war Allegander Wickstabel schon einige Male an die Cadenzür und einmal bis auf die Citraße gelangt, aber dertmal holte ihn der Buchhändler zurück

und zweimal kehrte er selber um, weil sich immer wieder herausstellte, daß ein Beteiligter vergessen war.

„Es sind noch immer dreizehn Pfennig vom Kaufpreis übrig!“ rief Wickstabel empört, als er das sehtemal kam.

„Dreizehn Pfennig?“ fragte der Buchhändler, „ach ja, das ist ja genau die Provision für den Verlagsvertreter! Wir müssen ja annehmen, daß er vielleicht doch eine Nachbestellung bekommen hätte!“

Hier aber begrüßte der streng rechtliche Allegander auf: „Entweder oder! Entweder Sie haben ein Stück zuviel, das Sie sogar auf meine Kosten zurückschicken — oder der Reisende

hat Aussicht auf eine Nachbestellung beim nächsten Vorsprechen. Es geht zu weit, wenn ich Ihnen das Altvordien und dem Vertreter den Neuauftrag vergüte!"

"Dreißig ja! Sie haben recht!" riefte Jürgensen, "dann will ich lieber verzichten, damit die andern auf jeden Fall ihr Recht bekommen. Man kann nur nie wissen! — Wissen wir übrigens, ob es gerade Sie nicht gekauften Exemplar ist, das den Ausschlag gibt, ob sich der Verlag zu einer Neuauflage entschließt, und wissen wir, ob diese Neuauflage zu einem glänzenden Geschäft oder zu einem bösen Geschäft führt?"

"Wir haben aber doch auf dem Weg über den Buchverleger schon den Drucker, den Buchbinder, den Papierlieferanten und seine Arbeiter für das Dreitausendstel der Wahrscheinlichkeit einer Neuauflage entschädigt."

"Es ist nicht unser guter Wille — es ist nur die Frage, ob alle Empfänger unserer Druckschriften sich mit unseren Überlegungen befremden können. Jemandem wird doch behaupten, daß er genau das dreitausendfache verlangen müsse, um sich schadlos zu halten."

Die Herren runden allmählich doch bedenklich. Der Buchbändler hatte sich leidenschaftig bereit erklärt, die Verrechnung mit den vielen Geschädigten vorzunehmen — jetzt sah er ein, daß er reichlich eine Woche zu arbeiten hätte, um allen Klarmachen, was das eigentlich für Geld wäre, das ihnen da aus heiterem Himmel zuschöß.

Pöblich stand der junge Gehülfe mit im Glaskasten und räusperte sich. Als der alte Jürgensen sich nach ihm umsah, sagte er eifrig: "Ich wollte mich nur erlauben, daß ich dafür

sorgen wollte, daß jeder bekommt, was er haben soll."

Als Jürgensen ihn fragend und Wickstabel ihn erfreut anblickte, nahm er das als Auforderung. Er eilte in den Laden, packte ein Exemplar Linn, Tropfen im Meer ein, schob einen Kassenzettel aus und brachte beides Herrn Wickstabel. "Bitte an der Kasse", sagte er höflich. Alexander Wickstabel nahm das Paket, startete den jungen Mann entgegen an und warf dann Buch und Geld von sich auf den Ladentisch, als ob er sich die Finger verbrannt hätte.

"Ich soll das Buch kaufen?" schrie er und eilte zur Tür, "das widerspricht meinen Prinzipien!"

Als der Gehülfe sich nach Herrn Jürgensen umsah, fand er ihn schon wieder gelassen über den Geschäftsbüchern.

HEIMKEHR

*Auf dem Heimweg funkelt mich von ferne
Durch den Nebel eine Gaslaterne
Wie des lieben Gottes Auge an.*

*Licht durchbricht die Nacht in Schöpferstrahlen,
Es ist leicht, sich dabei auszumalen,
Wie der Kosmos seinerzeit begann.*

*Bis wir dann statt Licht allein und Schatten
Welten, Sterne, Tiere, Menschen hatten,
Beispielsweise den, der vor mir geht!*

*Mag er wohl mit ähnlichen Gedanken
Eben jetzt zum Pfahl der Lampe schwanken?
„Wupf!“ hat er sie dienstlich ausgedreht!*

*Leises Frösteln, das ich jäh bekomme,
Wischt mir rasch vom Herz das gläubig-fromme
Träumen, während rings die Nacht mich höhnt.*

*Jener schlürft hinweg mit grobem Pfeifen,
Lang kann ich das Läschen nicht begreifen,
Bis mich dann ein kleiner Stern versöhnt.*

Ernst Kloss

Wahre Geschichte

Die kleine Annemarie ist wirklich ein artiges, braves Kind, doch zum großen Kummer ihres Vaters ist sie feige. Sie fürchtet sich sogar vor einem dunklen Zimmer. Annemarie besitzt neben vielen Tieren auch einen Tiger aus Cam und Kreimter, den liebt sie besonders. So sitzt das kleine Mädchen eines Tages auf ihrem Lieblingsplatz: Vaters Arbeitszimmer. Es wird dunkel und Annemarie kann schon gar nichts mehr sehen und sitzt mit ihrem Tiger zu Füßen des Vaters. "Annemarie", sagt der Vater, "gehe doch mal ins Nebenzimmer, auf dem Mittelisch liegt ein Buch, das hole mir, ja? Du wirst dich doch nicht fürchten?"



Akt

Ernst Liebermann

Tapfer macht Annemarie ihre paar Schreitlein, öffnet auch die Tür, wagt einen weiteren Schritt hinein, kommt dann aber, ihren Tiger an sich gedrückt, wieder heraus und sagt: "Also Väterchen, es geht nicht, der Tiger fürcht' sich." M. S.

Ersatz

"O, Mäme, denke nur, welch ein Unglück mir heute widerfahren ist: Den ersten Kuchen, den ich dir gebacken habe, den hat die Katze gefressen."

"Aber Kind, darum brauchst du doch nicht zu weinen, ich bringe dir morgen ein anderes Köstchen mit." M. S.

DIE SÄGE

Von A. Soritsch

(Deutsch von Geron)

Vorigen Herbst kam in unser Dorf eine mechanische Holzsäge. Sie wurde aufgestellt und bald setzte sie alle durch ihre Schnelligkeit und die Sauberkeit ihrer Arbeit in Verwunderung. Die Säge erweckte bei allen Holzarbeitern und Bauern der Umgegend großes Interesse. Den ganzen Tag über, solange die Säge in Betrieb war, wurde sie von einer Menge Neugieriger umstanden. Um einen Unfall zu verhüten war die Säge unter die Aufsicht eines besonderen Wächters gestellt worden.

Am dritten Tage in der Mittagspause war der Zulauf besonders groß. Die Säge arbeitete, aber der Mechaniker hielt im Wächterhäuschen sein Mittagsschlafchen. Nur der Wächter Tomka Eifisch, den die Leute „Mhu“ nannten, harrete auf seinem Posten aus. Die Holznechte mit den Äxten im Gürtel besprachen eifrig die Vor- und Nachteile der Maschine. Ununterbrochen rieselte ein goldener Schwarm von Sägespänen von den erhitzten Zäunen der Säge herunter.

„Wie die arbeitet!“ rief begeistert ein kleiner untergehter Arbeiter in einer alten Pelzmütze. „Da kann man drunterlegen, was man will, die bröist alles durch! Wieso nur die Menschen auf solche Doren kommen...?“

„Die haben schon so ein Fach im Hirn.“

„Die Fächer werden doch wohl bei allen die gleichen sein.“

„Was du nicht sagst! Nicht einmal zwei gleiche Eier gibt es, geschweige denn zwei gleiche Menschen. Bei dem einen ist die Kraft in den Händen, beim anderen im Kopf. Am schlauesten sind die Deutschen, viel schlauer, als die Amerikaner. Die sind sogar draußgekommen wie man aus der Luft Zucker machen kann.“

„Aus der Luft?“

„Ja wohl! Der Deutsche nimmt einen Schlauch her, eine Pumpe dazu, von der einen Seite kommt Luft herein, auf der anderen rinnt Kristallzucker heraus.“

„Hast du das selbst gesehen?“

„Ich nicht, aber die Gefangenen haben es erzählt.“

„Warum machen wir denn das nicht nach?“

„Bei uns im Dorf hat es einer obenhin versucht, hat alles zusammengestellt, Pumpe und Schlauch...“

„Na und...?“

„Verhaftet haben sie ihn. Statt Zucker ist bei ihm Wodka herausgekommen.“

Die Umstehenden grinsten. Eine Zeitlang verfolgte man schwiegend den regelmäßigen, eiligen Gang der Säge. Die schweren Klöße fielen mit unerhörter Geschwindigkeit, wie von einem unsichtbaren, mächtigen Arm gestossen, heraus.

„Fächtenholz schneidet sie großartig“, stellte der Kleine fest. „Aber was wäre, wenn man

es mit einem Eichenstamm versuchen wollte? Da würde sie wohl stecken bleiben.“

„Aber wo!“ sagte der Wächter Tomka. Er war der Held des Tages und ging stolz neben der Säge auf und ab. „Für eine amerikanische Säge ist eine Eiche eine Kleinigkeit.“

„Ich denke aber, das wäre doch ein zu harter Brocken für sie.“

„Ach schon ein Denker! Was verstehst denn du davon?“ fragte Tomka ätzend und war süßlich getränkt.

„Ein Eichenholz ist zuviel“, sagte skeptisch ein anderer Arbeiter. „Da muß sie versagen. Eine Deutsche Säge wäre es vielleicht noch imstande, aber die da...“

Die Leute schwiegen abwartend. Tomka war tief getroffen. Er fühlte, wie der Nimbus, der die wunderbare Maschine umgab und auch auf ihn absärkte, zu verfließen begann. Er zog die Frauen zusammen und dachte angestrengt nach.

„Her damit!“ sagte er plötzlich. „Schaffst einen Klotz her!“

Einige Mann schienen nur auf diese Worte gewartet zu haben. Sie stürzten zum Lagerplatz und suchten dort den dicksten, ästigen Eichenstamm aus. Die Säge durchschnitt ihn ebenso leicht, wie die Fächtenstämmen.

„Herliches Under!“ sagt der Kleine entzückt.

„Als es ein Grassalm wäre! Nimmst sie die Wurzel auch?“

Die Säge nahm auch die feinsten Wurzeln; sie wippte nur auf und für einen Augenblick stockte ihr Gang.

„Sie wollen ja“, sagte der Skeptiker. „Eine deutsche Säge würde nicht wippen. Eine deutsche Säge nimmt sogar einen feuchten Eichenstamm.“

„Unsere auch!“ brüllte Tomka. Er war in Schwung gekommen und schob seine Mähne weit in den Nacken zurück. „Der mit dem feuchten Stamm!“

Man brachte sofort einen tiefsen, mit Wasser vollgesehnen Klotz. Die Säge ging sofort langsamer. Sie stöhnte und zitterte wie ein fieberndes Lebewesen. Dennoch bewältigte sie auch das feuchte Eichenholz.

„So etwas!“ sagte verwundert der Skeptiker. „Hat sich nicht verkauft. Und wird sie auch das schlucken?“

Er hob eine Kontervenbüchse vom Boden auf und warf sie unter die stählernen Zähne. Mit einem entzückten Aufschrei biß die Säge die Dose einzuwickeln. Da begannen die Leute, voller Neugier, der Säge in den Nacken zu werfen, was ihnen in die Hände kam: Nägel, Drähte, Ziegelsteine... Die Säge krachte und stöhnte, zerschmetterte aber alles, was ihr in die Mähne kam.

„Sie nimmt alles!“ rief Tomka in hellen Entzücken. „Für die ist sogar eine Eisenschere ein Kinderspiel!“

„Dann werden wir sie so etwas zum Defekt geben“, sagte der Kleine. „Da sie auch das schluckt?“

Er nahm ein dickes Eisenstange und jagte sie, unterstützt von zwei freiwilligen Helfern in einen Holzklotz. Dann hoben sie zu dritt das schwere Stück und legten es unter die Säge.

„Mit Gott!“ sagte der Kleine.

Alles blickte gespannt auf die Säge, die mit Lebhaftigkeit das Holz zerschneidet. Als sie jedoch die Eisenstange erreicht hatte, allit sie einige Male gähnerschreiend darüber. Dann vernahm man ein Knarren, ein Zahn sprang heraus und flog zur Seite, dann ein zweites, ein drittes... Die Maschine blieb stehen. Der verstümmelte Säge fehlten sechs Zähne, die anderen waren verbogen und verdreht.

„Also doch zu schwach!“ sagte bestürzt der Skeptiker. „Und dabei haben wir dafür sicher eine Menge Rubel bezahlt — unsere hartverdienten Rubel...“

Der Mechaniker lief herbei.

„Was habt ihr denn da angestellt?“ rief er außer sich.

„Wir haben sie ja nur ausprobiert“, antwortete der Kleine verlegen.

Ganz gleich

Friedrich der Große hatte einen Leibkutscher namens Christian Pfung, der in seinem Beruf sehr tüchtig war. Deshalb ertrug er geduldig seine sadistische Art, die er sich nicht abgewöhnen ließ. Als diese aber schließlich Formen annahm, die allen Respekt vermissen ließen, schickte er ihn zur Strafe nach Spandau. Mehrere Monate darauf beauftragte Friedrich diese Festung und erlaubte seinen Kutscher, den er längst entbehrte, wie er gerade in der Kaserne ging. Zufällig fragte er ihn: „Nun, Christian, wie geht's?“ — „Wie soll's gehen?“ antwortete der Gefangene unfernlich. „Es ist mir ganz gleich, ob ich Euer Majestät fahre oder Dreck.“ — Friedrich lachte laut über seinen unerbittlichen Kutscher und sagte: „Er ist frei, Christian! Fah' er lieber wieder den König.“

Photos

Photos sind die schönste Reiseerinnerung. Deshalb kaufte sich Herr Hirsch auf dem Wege zum Bahnhof schnell noch eine Kamera. Und er knipste, was das Zeug hält. Nach der Rückkehr zeigte er tante Emma voller Stolz die Bilder. Tante Emma betrachtete das erste und sagte beifällig:

„Sehe hübsch! Bietlich sehr hübsch! Aber warum hast du die auf der Reise einen Schnurbaat stehen lassen?“

„Wie? Schnurbaat?“ sagt Herr Hirsch gekränkt. „Das ist doch Berchtesgaden mit dem Wagnmann!“

Operation

Ein geiziger und ausschließlicher für sein Eigenwohl besorgter Patient fragte den berühmten Professor Caserbruch gegen Ende einer längeren Konsultation:

„Ist die Operation auch nicht lebensgefährlich?“

„Ja, wo“, erwiderte der Professor, „für hundert Mark können Sie doch keine lebensgefährlichen Operationen verlangen!“

Die Reise

„Ich möchte den Herrn Doktor sprechen.“

„Herr Doktor ist leider verreist.“

„Wie schade! Ich wollte nur meine Rechnung bezahlen!“

„Bitte einguteten, Herr Doktor kommt in fünf Minuten von der Reise zurück!“

Die Uhr

„Heute habe ich eine alte Uhr auf der Versteigerung erstanden, aber man muß mit ihr umgehen wissen... Wenn nämlich die Zeiger auf zwei Uhr weisen, schlägt das Werk fünfmal und dann ist es genau Mitternacht!“





Im Hafen

Heinz Kistler

SINN FÜR HUMOR

Von Wilhelm Lichtenberg

Herr Siebzehner, der mir entgegen kam, lachte schon von weitem: „Hohohihi, herzlich, daß ich Sie treffe! Sie haben ja immer so lustige Einfälle, und ich lache für mein Leben gern! Keine Ausflüchte gebrauchen — Sie erzählen mir jetzt einen guten Witz! Los!“

Ich erzähle Witze leidenschaftlich ungern. Aber Herr Siebzehner ist einer jener Menschen, gegen die man sich nicht wehren kann.

Während er meinen Arm nimmt und mich mit sich zieht, beginne ich:

„So, Erzellen, der Herr Divisionskommandant inspiziert die Infanteriekaserne: Stallungen, Mannschaftszimmer, Kanzleien — alles. Auf seinem Rundgang gelangt er auch in den Probefaal der Regimentkapelle. Dort hält der Kapellmeister gerade die erste Probe zur Lammhäuser-Overtüre. Natürlich klappt die Sache noch nicht ganz, und der Kapell-

meister muß mehrmals abklopfen, um die betreffende Stelle wiederholen zu lassen. So, Erzellen, hört sich das eine Weile an und wird schließlich immer ungehaltener. Schließlich — eine Stelle muß zum drittenmal wiederholt werden — donnert er gerade über das Bühnenorchester hinweg: „Schande fürs Regiment! Das haben ja die Zivilisten in der Staatsoper besser gespielt!“

Ich bin zu Ende mit meinem Witz, und Herr Siebzehner hat nicht ein einzigesmal gelacht. Im Gegenteil, er war immer erster, immer elegischer geworden. Ein paar Schritte zieht er noch nach mit sich, dann hält er plötzlich und meint sinnend: „Der Divisionskommandant... komisch...“

„Nicht wahr, Herr Siebzehner — sehr komisch?“

„Nö, nö — nicht Ihr Witz!“ schüttelt er

lebhaft sein Haupt. „Komisch ist, daß der Divisionskommandant... Schließlich pflegen doch Divisionskommandanten nicht unange-
meldet Kaserne zu inspizieren...“

„Gott, Herr Siebzehner, das ist ja auch mir, damit der Witz...“

„Witz hin — Witz her... Aber selbst wenn der Divisionskommandant tatsächlich unangekündigt inspiziert hätte... Bitte, ich billige Ihnen diese Pienz zu, damit Sie Ihren Witz anbringen können... Aber vorher, nicht wahr — vorher hat er doch schon die Stallungen, die Mannschaftszimmer, die Kanzleien und was weiß ich noch alles besucht. Das haben Sie doch zu Anfang selbst zugegeben? Wie? Na also! Da wird doch um Himmels willen jemand in den Probefaal stürzen und sagen: Kinder, probt rasch etwas Geläufiges, der Divisionskommandant ist da! Oder nicht?“

„Vielleicht. Aber dann wäre der Witz unmöglich.“

„Halt, halt! Nicht vielleicht und nicht dann wäre... Schließlich muß ja auch ein Witz die gewisse innere Logik haben. Aber selbst angenommen, es kommt niemand in der Kaserne auf die Idee, den Kapellmeister selbst zu warnen. Zuzugeben, die Leute können alle verdammte sein. Aber der Kapellmeister selbst! Mensch! Wollen Sie mir versichern, daß der in Gegenwart des Divisionskommandanten ausgerechnet eine Duvertüre proben wird, die noch gar nicht geht? He? Erklären Sie mir gefälligst, warum er nicht zum Beispiel die Oberen-Duvertüre spielt, die alle schon auswendig können?“

„Weil sonst die Pointe unmöglich wäre.“

„Narren! Das ist keine zureichende Erklärung. Wegen einer Pointe kann man doch nicht alle Wahrheitsähnlichkeit auf den Kopf stellen. Aber untersuchen wir weiter. Ist Ihr Kapellmeister ein Dilettant? Nein, wahrheitsähnlich nicht. Wenn er die Stelle eines Militärkapellmeisters befaßt, ist er ein sehr vernünftiger und tüchtiger Mann. Schön. Warum stellt sich dieser vernünftige und tüchtige Mann nicht Er. Ergötzen, dem Divisionskommandanten vor und

mediert: Wir halten gerade die erste Probe, die natürlich noch nicht so klappen kann. Warum tut er das nicht?“

„Das weiß ich nicht. Da müssen Sie schon den Militärkapellmeister fragen.“

„Ehe! Das werde ich nicht tun! Was geht mich Ihr Militärkapellmeister an? Hat er mit einem Witz erzählt? Nein, Sie! Aber ich! Vorher Freund! Wollen Sie mir einreden, daß es heutzutage — heutzutage — noch eine Militärkapelle gibt, welche die Zambauer-Duvertüre nicht schon im Schlaf spielt? Warum sollte da der Kapellmeister immer wieder abklopfen? Ja, wenn Sie zum Beispiel gesagt hätten, die Militärkapelle probt ein Stück von Respighi...“

„Aber den Respighi spielt man doch nicht in der Staatsoper.“

„Warum muß man ihn gerade in der Staatsoper spielen?“

„Zum Donnerwetter — weil ja sonst der Divisionskommandant nicht sagen kann, daß es in der Oper besser gespielt werde.“

„Na, schön, dann kann er doch etwas anderes sagen.“

„Etwas anderes ist aber nicht komisch.“

Herr Eidechse wird ganz groß und pathetisch:

„Ja, erlauben Sie! Nur damit etwas komisch klingt, kann man doch nicht alle Verunft einfach auf den Kopf stellen! Das geht denn doch nicht! Und was ist denn da schon Komisches daran? Schließlich ist es doch selbstverständlich, daß die Philharmoniker in der Staatsoper die Zambauer-Duvertüre besser spielen als ein Militärkapellmeister. Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen: Es gibt sehr unzufriedene Divisionskommandanten. Wo steht es denn geschrieben, daß gerade dieser Divisionskommandant von Müßiggang die Ahnung hat? Wo? Antworten Sie mir?“

„Nirgendes steht es geschrieben“, antwortete ich gebohrert.

„Ehen Sie! Und wenn er wieder unzufrieden war — auch das ist immerhin möglich —, dann ist es ihm ja gar nicht aufgefallen, daß die Kapelle schlecht spielte. Stimmt es?“

„Es stimmt.“

„Na also! Dann verstehen wir uns ja.“ Er hatte wieder sein strahlendes, zufriedenes Gesicht, schob seinen Arm abermals unter den meinen und zog mich an sich. „Co! Und jetzt erzählen Sie mir gefälligst einen besseren Witz. Wollen Sie — nämlich — gute Witze hören ich für mein Leben gern...“



Rückenakt

H. Mayrhofer-Passau

Popularität

Als die fünf abgefeigten Minister des gestürzten Königs Karl X. nach der Festung Ham gebracht wurden, tobte der Pöbel von Compiègne und brüllte:

„Nieder mit den Ministern! Werft Polignac ins Wasser!“

Einer der vier Minister wandte sich an Polignac, den die Menge aus folche Art begrüßte hatte:

„Es scheint, Herzog, daß Sie der populärste von uns sind!“

Versöhnung

Es kam zu einem Duell zwischen dem Prinzen Pierre Bonaparte und Herrn de la Balette. Dieser hatte den ersten Schuß und fehlte. Dann schloß der Prinz, aber er verwundete seinen Gegner nicht, weil die Kugel von dessen Brust abprallte. Er stellte sich heraus, daß ihn ein Kniefrakturfluß, das er in der Brustfalte trug, das Leben gerettet hatte. Der Prinz gab seinem Gegner die Hand und sagte: „Ich möchte mich mit einem Manne, der auf so kluge Weise sein Geld zu investieren versteht, wieder versöhnen.“ W.

Revolution

Eine Frau hatte in den Tagen der französischen Revolution ihre Einkäufe besorgt. Erst dabei entdeckte sie, daß sie vom Tuchhändler nicht das gewünschte Maß bekommen hatte, da der Kaufmann den Stoff nach dem eben neu eingeführten Meterraus abgeschnitten hatte. Sie lief sofort zum Tuchhändler, um gegen diese Übervorteilung Beschwerde zu erheben.

„Mein Herr...“, begann sie, zornig und mit bebender Stimme. „Ich bin kein Herr“, antwortete der Richter. „Es gibt überhaupt keine Herren mehr!“

„Versöhnung, Bürger Herrand“, entschuldigte sich die Frau und wollte fortgehen: „Ich habe am vergangenen Sonntag...“

„Was nennt Ihr Sonntag?“ unterbrach sie der Richter abermals.

„Ich meine: am fünften Wochentag...“

„Ich kenne keine Woche mehr“, entschied der Richter.

„Ich wollte sagen: in der Dekade des Monats April.“

„April? — Was redet Ihr hier für Unsinn, Bürgerin?“

„Ach, nun weiß ich es: ich kaufte am 3. Floréal zwei Ellen Tuch...“

Hier erhob sich der Richter und wies der Frau mit erhobenem Rechten Herren, Centen, Wochen, Aprils und Ellen! Ihr seid eine verdammte Aristokratin!“

die Frau: „Geh, daß Ihr fortkommt“, schrie er sie an. „Ihr habt noch

Wohnungskrise

Frei nach Mich. Loshitschenko

Jüngst sah ich eine Kuhre Ziegelsteine vorbeifahren. Das Herz stand mir still vor Freude. Wie bauen, Bürger, wie bauen! Und in zwanzig Jahren wird vielleicht jeder von uns sein eigenes Zimmer haben. Vielleicht sogar mit Bad. Das möchte ich noch erleben! Aber vorläufig...

Ich lebe nämlich in Moskau. Seit zwei Wochen renne ich in der Stadt herum und suche ein Zimmer. Endlich habe ich ein festes Angebot: für dreißig Rubel kann ich ein Badezimmer in einem Herrschaftshaus haben. Fenster sind keine da, dafür aber eine Tür, und Wasser soviel ich nur will. Und so oft ich Lust habe, kann ich baden. Den ganzen Tag, versichert mir der Hausbesitzer, sogar schwimmen in der großen Marmortwanne. Ich erwidere: „Werter Herr, ich bin doch kein Fisch, ich möchte lieber im Trockenen leben. Geben Sie wenigstens mit dem Preis ein wenig herunter.“

„Das geht unmöglich, die Wohnung ist kommunal.“

Ich ziehe also ein. Das Bad ist wirklich herrschaftlich. Ganz aus Marmor. Sehen freilich kann ich mich nirgend. Höchstens auf den Rand der Marmortwanne, auf die Gefäße hin, hineinzufallen... Aber es ist ein sehr vornehmes Badezimmer. So vornehm, daß ich mir einbilde, heiraten zu können. Ein ganz junges, gutmütiges Weibchen, das gar kein Zimmer hat. Ich fürchtete erst, sie würde nein sagen wegen des Badezimmers, aber sie meinte trauherzig: „Auch in einem Badezimmer können zwei Liebende glücklich sein. Vielleicht könnte man unsere Wohnstätte durch einen Verschlag abteilen. Dann hätten wir Küche, Schlafzimmer und Boudoir.“

„Könnte man, mein Täubchen, wenn die anderen Hausbewohner, diese Tauselbande nicht wäre.“

Gut also, wie leben weiter, bekommen ein Kind, heißen es Wolodka, baden es jeden Tag — und leben weiter, weil wir so genötigt sind...

Eines nur ist unangenehm: Abend für Abend kommen die anderen Mieter, um sich zu waschen. Und für diese ganze Zeit muß ich mit meiner Familie im Korridor stehen. Ich protestiere vergebens: „Gnaden, bitte, wascht euch

doch nur am Samstag. Zu viel Waschen ist gar nicht gesund.“ Sie fluchen, diese Schweine! Es sind ihrer zwiezwedreißig, da wir die Stiefel einzuschlagen drohen. Wohl oder übel leben wir also weiter.

Da kommt eines Tages meine Schwiegermutter aus der Provinz. Sie träumt schon lange davon, sagt sie, ihren kleinen Enkel zu schauen! Man kann ihr doch dies Glück nicht abschlagen!

„Schaukeln Sie nur, liebe Schwiegermama! Sie können sogar die Wanne voll Wasser lassen lassen und mit Ihrem Enkel schwimmen lernen!“ Und zu meiner Frau sage ich: „Vielleicht, Bürgerin, kommt noch jemand von Ihren lieben Verwandten, es ist ja Platz da!“

„Gewiß“, lächelt sie selig, „über die Feiertage werden meine kleinen Brüder kommen!“

(Deutsch von H. Wiedmeyer.)

Ehe-Radio

Während der Verlobungszeit war er der Rundfunksender und sie die Hörerin. Während der Klitterwochen war sie der Sender und er der Hörer. Und jetzt funkten sie beide, und die Nachbarn hören zu.

Gemahl

„Bist schön, wo kam ich Ihren Herrn Gemahl heute abend treffen?“

„Keine Ahnung! Er sagte, er hätte noch was im Büro zu erledigen.“

Ehe

„Haben Sie das reizende Mädchen geheiratet, das Sie damals kannten, edere Tochter Sie noch immer Ihr Ehen selber?“

„Ja, bedes!“

Der Konjunkturdichter

Von Fred Endrikat

Der Sänger ist schon bekannt,
man trifft ihn allerwegen.
Heut mit der Palme in der Hand —
und morgen mit dem Degen.
Heut flötet er auf der Schalmel
süßsanfte Friedensweisen —
doch morgen spuckt er Gas und Blei,
und brüllt nach Blut und Eisen.
Wehe — wenn er heroisch wird,
dann greift er nach der Flinte
und zückt den Degen, daß es klirrt,
und stürzt sich in die Tinte.
Rennt in der Werkstatt hin und her,
stößt wild in die Fanfare.
Ganz nebenbei berechnet er
die Zeilenhonore.
Er zündet eine Fackel an,
und tät ein Pfeillein schmauchen.
Fühlt sich als tapftrer Kriegermann,
und läßt die Schlote rauchen.
Er fabriziert en gros den Mist
und liefert ihn per Fuhr.
Die Muse dieses Sängers ist
wie eine feile Hure.
So dichtet dieser Bösewicht
mit Palme oder Flinte.
Besieht man sein Gedicht bei Licht —
was ist's? — Papier und Tinte.

Rubey



„Morgen, daß bald schneibt...?“
„In Geldbeutel neig gewiß net!“



Dichter in sicherer Lebensstellung

Das Sachsenmädchen



Wassersucher

Hilla Osswald

Theater

Das alte Baugtheater war wegen seiner schlechten Akustik bekannt. Baumeister kam in die Jahre, in denen er zwar ein herrlicher Schauspieler blieb, nur sein Gedächtnis ließ etwas nach. Eines Abends verlor er plötzlich in einer großen Szene vollkommen den Text, jedoch ohne sich lange zu befürchten, gab er unartikulierte Laute von sich, dachte sich daraufhin zu seinem Partner und raunte ihm zu: „Jetzt werden die draußen wieder über die schlechte Akustik schimpfen.“

Eclair spielte den Otto von Büttelbach. Damit die Wirkung einer dramatischen Szene erhöht würde, ließ er ein veredertes Tischbein anfangen, damit es abbrähe, wenn er auf den Tisch schlug und es ausfiel, als ob er das Tischbein durch die Wucht des Schlags herunterriss. Eines Abends drehten wichtige Kollegen den Tisch kurz vor Szenenbeginn anders herum. Als Eclair diesmal zuschlug, fiel auf der entgegengesetzten Seite das Tischbein herunter. Das Publikum soll noch stärker als sonst applaudiert haben.

Milderungsgrund

Nichter zum Angellager: „Sie wollten das Auto stehlen, was können Sie zu Ihrer Entschuldigung vorbringen?“

Angellager: „Es stand doch beim Friedrichs und da dachte ich, der Besitzer... wäre gestorben!“

Unter Künstlern

Operettenlibrettist: „Ich kann nur nachts schreiben!“

„Begrüßlich, da wird ja auch — am meisten geschrieben!“

Bobby

„Denken Sie nur, Bobby, mein Junge ist erst sechs Monate alt und sitzt bereits!“ schwärmt die Mama.

„Was hat er denn angestellt?“ fragt darauf Bobby.

Pariertter Hieb

Als der dänische Dichter Holberg im Jahre 1747 in den Adelsstand erhoben wurde, erschien er zur Audienz bei Hofe in der damals üblichen Hoftracht, den Galaantrittsorden an der Seite. Der diensttuende Kammerherr, der ihn in das Audienzzimmer führte, bat ihn in der Geschichte nicht besonders ausgezeichnet, wohl aber im Privatleben, denn er hatte nicht weniger als fünf Frauen gehabt und war damals eben im Begriffe, die sechste zu heiraten. Außerdem gehörte er zur strengen Adelspartei, welche nur hohe Militärs und Beamte, nicht aber Männer der Kunst oder Literatur geadelt wissen wollte.

War zu gerne hätte er mühen Holberg vor den übrigen anwesenden Herrschaften im Audienzzimmer bloßgestellt und malitios lächelnd wandte er sich denn auch an ihn mit der Frage:

„Weßhalb tragen Sie denn eigentlich einen Degen, Herr Professor? — Stechen Sie jemals etwas anderes als Eilben?“

„Ich gebe Ihnen gerne zu, daß der Degen ein unnützes Anhängsel für mich ist. Aber ich tröste mich eben damit, daß es Ihnen gerade so ergeht, Herr Graf.“

„Nur? — Weßhalb? — Inwiefern? — Warum?“

„Nun, Sie tragen als Abzeichen Ihrer Kammerherrenwürde: einen goldenen Schlüssel. Wozu nun dieses Attribut? Schließen Sie je etwas anderes als — Ehren, hochgeborner Herr Graf?“

Kunstantiquariat Walz

München NW 2 / Amalienstraße 38

GRAPHIK UND ZEICHNUNGEN

vom 15. Jahrhundert
bis zur Gegenwart
KUNSTLITERATUR

Letzte Verzeichnisse:

Kunstliteratur (150 Nummern)

Graphik und Zeichnungen (180 Nummern)

Gefährliche Drohung

Als Alexander Moschitzki noch auf einer Schminke spielte, sagte er eines Abends zu seinem Direktor: „Herr Direktor, wenn Sie mir keinen Vorstoß geben, dann stehe ich schon im ersten Akt.“

Kindermund

Die kleine Liesel hört, daß man Eszterent, wenn man sie mit Schminke abreißt, wieder zum Bewußtsein bringen kann.

Sie denkt eine Weile nach und meint dann: „Und was macht man im Sommer, wenn es keinen Schnee gibt?“

Unter Kollegen

Erster Dichter: „Die Uraufführung meines Lustspiels mußte verschoben werden, weil es erst noch die Zensur bestehen muß.“

Zweiter Dichter: „Zensur? Ich denke, alte Weisheit unterliegen nicht mehr der Zensur.“

Sie kann mehr

„Ich habe gestern einen fabelhaften Zauberfünftler gesehen. Er verwandelte im Handumdrehen einen Hundertmarkschein in einen eleganten seidenen Schal.“

„Das kann mir nicht imponieren! Meine Frau verwandelte kürzlich einen Hundertmarkschein in eine ganze Abendtoilette.“

Ganz gewiß!

„Denke dir, im Variété tritt jetzt eine Tänzerin auf, die tanzt, während sich fünf Schlangen um ihren Körper ringeln!“

„Ja, du darfst überzeugt sein, unter gleichen Umständen würde ich auch tanzen.“

Vorgebeugt

In einem kleinen amerikanischen Ort kommt ein Herr in einen Laden. „Ist dies der einzige Laden in Olophton?“ fragt er den Besitzer. — „Ja, mein Herr.“ — „Haben Sie saule Eier?“

„Aber gewiß habe ich die!“ — Der Kaufmann packt sie ihm und stellt sie vor ihn hin. — „Und könnte ich sonst noch irgendein hier in der saule Eier bekommen?“ — „Ganz ausgeschossen!“ Eragen Sie, Sie wollen wohl heute ins Theater gehen und sich den „Hamlet“ anschauen?“ — „Nein, ich will den „Hamlet“ spielen.“

Theorie und Praxis

„Ich war sehr erstaunt, Sie gar nicht auf dem Mütter-Kongress zu sehen!“

„Für etwas habe ich keine Zeit; ich habe sechs Kinder.“

Brüderlein 14387
Paula: „Ich finde es schrecklich, als alte Jungfer zu sterben.“

Dora: „Oh, es ist doch noch viel schrecklicher, als alte Jungfer zu leben!“

Wunder

Ich ziehe meine Uhr auf.
Ernstl bewundert sie und fragt, wie lange sie nun gehen werde.

Ich sage stolz: „Sechshunddreißig Stunden.“
Ernstl macht große Staunungen: „In einem Tag, Matti?“

Tragödie

Von Ernst Klotz

Zwei Molche, die sich innig lieben,
Sind Tag und Nacht am Glas geblieben.
Das zwischen diesem Liebespaar
Als Querwand im Terrarium war.
Doch können diese Salamander
Im Leben auch nicht zueinander,
Im Tod, so haben sie gemeint,
Sind sie mal ganz bestimmt vereint.
Und deshalb stoßen also beide
Sich einen Dold in Eingeweide
Und sinken rechts und links vom Glas
Entseelt und rücklings in das Gras.
Doch brauchte von den beiden Molchen
Sich wirklich keiner zu erdolchen,
Da Molche, das weiß jedes Kind,
Natürlich doch identisch sind.
Wenn sie, ins Glashaas eingeriegelt,
Ein einziger sind, der sich nur spiegelt!

Instruktionsstunde

„Refekt Weber, warum machen die Untergebenen Ehrenbezeugungen vor ihren Vorgesetzten?“

„Damit sie nicht eingesperrt werden, Herr Feldwebel!“

Unterschied

„Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter, Herr Direktor! Ich bin ihr so gut!“

„Aber mir sind Sie nicht gut!“

Liebe Jugend

Vettchen und Esfriedchen, drei- und vierjähig, schlafen im großen Kinderbett zusammen. Eines Nachts weckt Esfriedchen ihre Mutter und ruft:

„Mutti —, bei Vettchen hat's ins Bettchen geregnet!“
h. r. st.

Denkmäler

„Die Welt ist eigentlich sehr undankbar gegen uns Ärzte. Selten einmal wird einem Arzt zum Beispiel ein Denkmal errichtet!“

„Und die Friedhöfe zählen Sie wohl nicht?“

Plappermaul

Entel Mar ist zu Besuch gekommen. Sein kleiner Nefse Heinz geht mehrmals um ihn herum und betrachtet ihn aufmerksam von allen Seiten, von unten bis oben.

„Was war nur eigentlich an die Kaputt?“ fragt er schließlich.

„An mir kaputt? ... Wie kommst du darauf?“ fragt der Entel.

„Nun ja, Papa jagte doch gestern, er hätte dich vorige Woche schwer geimnt.“

Doppellicht-Lumimax

Vergrößerungs-Apparat.

Größere
Licht-
Intensität.
Bessere
Entlüftung
durch
aufklappbaren
Reflektor.

Thagge
KAMMERLICH
STERNBERGER

DRESDEN
Striesen 589

Ganz einfach

Der Lehrer hat es nicht leicht mit seinen Schülern. Um den Globus zu erklären, fragt er den Dämmst: „Nun sage mal, Westermann, welches Land liegt uns gegenüber auf der anderen Seite des Globus?“ — „Westermann“ schwigt. — „Ist doch ganz einfach“, ermuntert ihn der Lehrer. „Stelle dir vor, ich bohre hier ein Loch durch die Erde, und du kriechst hindurch; wo wirst du herauskommen?“ — „Aus dem Loch“, antwortet Westermann.

Schwachen Männern

X (reicht, richtige Substitution von u. fehlendes Ergänzen-Gewicht bei Weibchen 21)



„Wollen Sie eine Aufnahme im 100-Kilometertempo...?“
„Um Gottswillen, so sicher fühl ich mich nicht.“

Diese Bücher müssen Sie lesen!



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! Preis 75 Pfg.



FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Das schönste Fest-Geschenk,

das jede Woche die Freude erneuert ist ein

Jahres-Abonnement auf die „Jugend“.

Jede Buch- und Zeitschriftenhandlung, sowie der unterzeichnete Verlag besorgen für 28 Mark die wöchentliche Versendung.

Verlag der „Jugend“ München Herrstraße 10

Aus einem Aufsatz

...Die Bewohner der Schweiz nähren sich fast alle von Touristen.

Ein Rechenmeister

Mutter (die Treppe hinaufsteigend): „Beile dich, Peter! Wir werden sonst zu spät kommen. Hast du deine Schuhe schon an?“

Peter: „Ja, Mutter. Alle bis auf einen.“

Geldfrage

Der zukünftige Schwager: „Ruthchen, du siehst ja heute so blaß aus! Da hat deine Schwefter aber mehr Farbe!“

Die kleine Ruth: „Ja, für fünfzig Pfennig.“

Liebe Jugend

Auch in Wien steht es mit dem Bettler umwerfen sehr im Argen. Wenn es im Tage zehnmal an der Wohnungstüre klingelt, so rührt es bestimmt achtmal von solchen mehr oder minder Bedürftigen her.

Käufte da wieder mal einer bei uns an: „Mir schon um a Klammkreit, hab' heut' wo' mir bekommen...“

Ich wollte ihm den obligaten Obolos in Form eines Groschenstückes ausreichen, mußte ihn aber bemerken, daß ich „Bock“ ein fünf-schillingstücht bei mir habe.

„Dös tut mir“, grüßte der Bettler in seine tiefe, tiefe Tasse, „i geb' Ihnen 400 Groschen zurück!“

L. E.

**Ihr sollt Bücher nicht nur lesen
sondern auch kaufen!**

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Breitschneider, der geistreichste und temperamentvollste Konferenzler des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergeschichten in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

**G. Hirth Verlag AG., München
Herrstraße 10**

Sachlich

„Vatte, kommst du zu meiner Hochzeit in der nächsten Woche?“

„Mit wem verheiratest du dich denn?“

„Mit dir!“

„Gut, dann komme ich!“

Der Witze

„Nennen Sie den Witz, wie eine Frau um Hilfe schreit.“ „Hilf mir doch! Ich habe eine Nadel verschluckt“, und wie dann ihr Mann selbsterblich sagt: „Brill nicht so wegen einer Nadel! Hier hast du ne andere!“

„Nein, erzählen Sie doch mal!“

Das Schönste

Vetischen hat sich den Finger verletzt und bekommt einen neuen Nagel. Eines Tages kommt Besuch und läßt sich den Finger zeigen.

„Ei sieh da!“ sagt der Besuch, „dein neuer Nagel ist aber schön gewachsen!“

„Ja“, nickt Vetischen mit Eifer, „es sieht mir noch der schwarze Rand!“

Fischnahrung

„Ich habe gehört, Herr Doktor, daß zur Kräftigung des Gehirns reichliche Fischnahrung von Nutzen sein soll. Könnten Sie mir vielleicht etwas Besondere empfehlen?“

Arzt: „Nun, bei Ihnen dürfte ein Walhai für den Anfang genügen!“

Splitter

Es gibt mitleidige Menschen, die nie helfen, und mitleidlose, die immer helfen.

Wer sich selbst als Masochist nimmt, wird niemals Menschenfeind werden.

Von 10 machen's 8 verkehrt!

Oder, um es ganz klar auszudrücken: von 10 Menschen, die Zahnpflege treiben, pugen sich 8 wohl morgens die Zähne, aber abends vor dem Schlafengehen verfluchen sie diesen wichtigen Dienst an ihrer Gesundheit. Dabei ist die gründliche Reinigung der Zähne mit einer verlässlichen Qualitäts-Zahnpasta wie Clebroton am 4. und 8. wichtiger als in der Früh, weil sonst die Zerstörung im Laufe der Nacht in Gärung übergehen und dadurch Zahngänge (Karies) hervorgerufen. Darum lieber 2 Minuten später zu Bett, als einen 8. ohne Clebroton!



„Alte Seemannslieder und Shanties“. Ernst Hauswedell-Verlag, Hamburg.

Das ist so ein Buch, an dem jedenfalls Joachim Ringelnatz seine helle Freude gehabt hätte. Kein wissenschaftlicher Wälzer mit gelehrtem Kommentar und dennoch ein recht tauglicher Querschnitt durch den Liederschatz des Mariners. Blow, boys, blow ist da zu finden und die erschütterliche Ballade von Reuben Ronzo, Hamburg da schöne „Stadt“ und sogar das von Rührseligkeit nur so tropfende „Seemannslied“. Stürmisch die Nacht, und die See geht hoch! Außerdem finden wir noch eine Menge echter „Shanties“ alle in der Originalsprache, Piratenlieder und Liebesklagen. Reizende kleine Federzeichnungen von Alfred Mahlau glossieren die Texte und ein Nachwort des Herausgebers gibt uns Aufschluß über die Herkunft der Songs. Diese Sammlung der Volkslieder des Meeres reißt sich würdig in unsere Bibliothek; sie hätten gewonnen, wenn aus der Herausgeber auch mit einigen Notenbeispielen an die Hand gegangen wäre. Dennoch: ein empfehlenswertes Buch.

Avis.

H. J. Moser: „Tönende Volksaltertümer“. Max Hesses Verlag, Berlin.

Den vielgestaltigen Bemühungen unserer heutigen Kunstpädagogik kommt dieses von H. J. Moser mit unendlicher Sorgfalt bearbeitete Werk bestens entgegen. Der in allen Stücken geklärte Versuch, an Hand von Notenbeispielen das volkstümliche und genetisch wichtige Musikgut einer Nation in unmittelbare Beziehung zu den geistigen Strömungen der Gegenwart zu bringen, bietet allen Musikliebhabern — also nicht nur dem Wissenschaftler — neue Anregungsmöglichkeiten. Nicht nur in der Musik, sondern auch in der Sprache, wo man periodisch Haussmusik pflegt, wird dieses Buch neue Erkenntnisse vermitteln und schließlich zu einem unentbehrlichen Ratgeber werden. Genau besehen handelt es sich hier nicht um eine mehr oder minder sterile Aneinanderreihung von historischen Materialien, sondern um einen urmusikalischen Querschnitt durch die deutsche Kulturgeschichte von deren Anfängen bis herauf zum heutigen Tag. Mit großer Lebendigkeit, ohne dozierenden Unterton, wird hier ein Reichtum geboten, dessen äußere Werte längst vorhanden waren, dessen innere Schönheit aber nicht immer die Würdigung erfahren hat, die er verdient. Dem Buche Mosers sind zahlreiche Illustrationsstafeln beigegeben, die zum Verständnis des Inhalts wesentlich beitragen. Weid-Rüthel.

Grigol Robakidze: „Dämon und Mythos“. Eugen Diederich Verlag, Jena.

Das interessante und eigenartige Buch des georgischen Dichters hat den Untertitel: eine magische Bildfolge — den Anfang und Schluß dieser Folge bildet die Gestalt einer Frau.

In Nofretete, der schönen Pharaonin, soll der Zauber der Isiskraft der Nibelene heraufbeschworen werden. Sie, die ägyptische Königstochter, ist wie der Tropfen aus dem Auge der Sonne. Ke ist sie, d. h. innere Substanz des Seins, verewigt in Stein — lebendig gewordener Mythos im geforneten Stein. Am Schluß steht Greta Garbo; als Traumbild von heute will sie der Dichter prolizieren. Ihr Reiz und ihre Kraft liegt in der Ausdrucksstärke, womit sie alle Frauenseelen, Madonna und Amazone, Mänade und Bachant, also alle entgegengesetzten Typen verkörpert. In der Mitte der Bildfolge dominiert die dämonische Gestalt Stalins. In Nihilismus und Marxismus ist dieser bolschewistische Typ, dieser homotechnische, groß gewandte. Wie Dschingis Chan und Trinar ist er eine hemmungslose Naturkraft, frei von Komplexen, aber auch frei von berauschenden Lebensgefühlen ist er der gewalttätigste geistigste Mensch, der mit der Kollektivierung von Boden und Mensch das Dasein der Russen entzaubert, entwurzelt, zu einem blut- und herzlosen Mechanismus macht. Zwischen den beiden lichten Frauengestalten hebt sich Stalin in seiner ganzen Unheimlichkeit ab und es befremdet diese Zusammenstellung. Wer aber die zwischenliegenden Abschnitte über Angst und Mythos, über das Lebensgefühl im Osten und Westen mit Aufmerksamkeit liest, findet den verbindenden Grundakkord. Landschaftliche Räume und Menschentypen stehen sich gegenüber. Im Osten herrscht die Tendenz nach Innen, zum Urbeginn — zum Sein —, im Westen drängt das Leben nach Auswirkung, nach Ausgestaltung. Der östliche Mensch sieht in der Welt nur Erscheinung, die sich

im Nirwana ganz auflöst, der westliche Mensch sieht in der Welt die Realität, in der das Sein aufliegt. Anders ist also auch der Weg des östlichen Menschen, anders der des westlichen. Hier Wachsen und unermüdliches Streben, dort traumhaftes Entgehen des Wirklichen. So versucht jeder in seiner Weise die Grenzen, die ihn in den geheimnisvollen Angstzustand versetzen, aufzuheben. So ist das Buch in seiner Eigenart außerordentlich interessant und wird bei gesammelter Lektüre die Geheimnisse lockern, die die Gegensätze des Ostens und Westens oft unverstänlich machen; der Leser wird um so williger in diese geheimnisvollen Bezirke folgen, als die Darstellung von feinem Rhythmus und bildhafter Schönheit beschwingt ist. Dr. Zimmermann.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Wie Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte
Preis in Ballonkleinen RM. 5.—

Nicht was Haß und Mord des Feindes bundlos zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu Can Remo ausgeführt zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

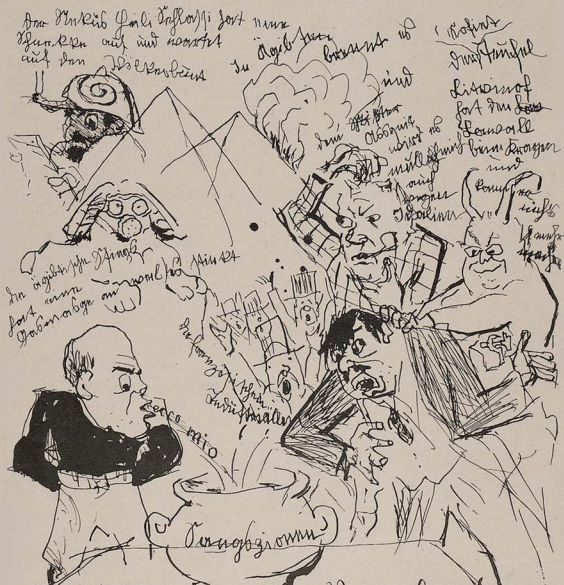
Seanz Seib Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen
Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen bei besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Vom Kriegsschauplatz



Die Polizei prüft den Rölprobiert
in der Tüppe

Immer Mittag hat man Worter belittelt und falsch
in der Ruhungsstände was ist fernerer nimmer Fünfer
Krieg alles aufgezogen. Bei uns noch als ob nicht
und bis der andere Rölper ist überall glänzend.
Die Rölperungen! Aufpassen das der Herr Lehrer
nicht kommt. Weil Lilius! Falsch?



WEIHNACHT DER EINSAMEN

Von Ernst Hoserichter

Anton Caugdiegel lebte einsam und möbliert, kamte mit Ängste, die schon fertig in der Anlage hingen und als Speisen, die mundgerecht in Büchsen zubereitet waren.

Familienfeste aber machten ihm Schwierigkeiten — und am liebsten hätte er sie überhaupt nicht gefeiert.

Um so mehr schätzte er Automaten, weil er da nur einwerfen und ziehen mußte. Und als er sich vor drei Wochen eine Tafel Schokolade herausfallen ließ, lernte er bei dieser Gelegenheit Fräulein Fräulein Keim kennen, die falsch einwarf und verkehrt auszog. Caugdiegel war ihr behilflich. Und sie ihm auch. Sie lernten einander nah und näher kennen...

Während er ihr den Automaten ausleierte, sagte sie: „Ich verstehe Ihre Seele... Sie sind ein Seelenmensch...“

So kam die Weihnachtsfeier herangerückt. Das wird sein...! Wie zwei — und ein brennender Tannenbaum...! Sprach sie, — „Denn Weihnachten ist mir der schönste Tag im Jahr...“

„Für mich auch...!“ hauchte er und dachte mit Grauen an die vielen Umstände und Vorbereitungen; Kerzenhalter, Weihnachtsbrot, Weihnachtsstern, Borte, Ornamente, Silberbänderchen, Seidenpapier, Tannenweige und Engelsglocken flogen als Angstzustände durch seine eingeäscherten Gehirnwindungen...

„Die Arbeit, diese Schere...! Weihnachten ist gut und schön. Aber nein, so nicht...!“ Und als das Fest auf Wochenlänge nahegekommen war, mußte er handeln.

Den heiligen Abend selbst zu inszenieren, blieb auch jetzt noch Unmöglichkeit. Bekannte und Verwandte besaß er nicht — und jede Möglichkeit der Einladung war ausbleibend. Da gab er im Morgenblatt ein Inserat auf:

Alleinstehender Herr sucht mit Dame Familienanschluss und gemäßigten Weihnachtsabend. Finanzielle Beteiligung selbstverständlich. Angebote unter „Wunderkerzen“ an die Expedition des Blattes.

Anton des anderen Tages erhielt er folgende Zuschrift:

P. P. Officiere Ihnen festlichen Weihnachtsabend in meiner Familie. Für die nötige Fröhlichkeit wird Sorge getragen. Erwarte Ihre angebotene Besucher umgeben, damit ich mit den Vorbereitungen beginnen kann. Vorheriger Besuch nicht mehr erwünscht. Alles soll Überraschung werden! Auf frohes Wiedersehen am Weihnachtsabend und Poßschied: nummer 131311 — Schillerstraße 149/4.

Josef Heuberger,
Tapezierer und Familienvater.

Anton Caugdiegel atmete auf, sang vor Freude Melodien, warf den Goldfischen Zerkeln ins Aquarium, raufte sich gedankenlos proximal hintereinander und schloß in dieser brodelnden Stimmung folgende zwanzig Mart an Josef Heuberger ab.

„Fräulein wird Augen machen... Ein solches Weihnachtsfest wird sie noch nie erlebt haben. Ich gönne es ihr von Herzen...!“ dachte er, und als er sie am Abend traf, erzählte er ihr, daß entfernter Bekannte sie beide zur Weihnachtsfeier eingeladen hätten.

Fräulein sprang in die Luft und dankte ihm jetzt schon für so viel Freude, die sie durch ihn erleben durfte. Und sie wollte sich schon erkönnlich zeigen...!

Und die wenigen Tage und Nächte, die sie noch von dem seltenen Ereignis trennten, durcharbeitete sie an Esokassinen, Häftelkrawatten, Pulswärmern und Leddbär, den sie ihrem Anton als besondere Überraschung als eigenes Gabelfast neben den übrigen Geschenken unter dem Tannenbaum sehen wollte.

Den Trumpf aller Freuden aber beabsichtigte Caugdiegel auszuspielen. „Im Glanz der Lichter will ich vor sie hintertreten und ihr die Verlobung — unsere Verlobung — verkünden.“

Und der Tag des heiligen Abends war da. Anton bestellte am Vormittag noch einen wasserhopsigen Blumenstrauß und ließ ihn bei Heuberger, Schillerstraße 149, für den Abend abgeben.

— Eine Stunde vorher schon machten sie sich auf den Weg. Sie gingen zu Fuß, um möglichst lange in Vorreden schwelgen zu können. „Ich habe das Gefühl, daß die Leute auch an uns ihre Freude haben werden...“

„Und wir an ihnen...“

„Mit welchem Buchstaben geht mein Geschenk an...?“

„Von mir kriegt du viele Geschenke...!“

„Daß du nicht zuviel teilst, Anton...!“

„Warum, wenn's die Stimmung will?“

„Nur kein Programm machen!... Es wird schön werden...!“

„Ja, dann also los!“ rief er mit Volldampf, und sie stiegen das Treppenhaus zum vierten Stock empor. — Das Türschloß mit dem Namen „Josef Heuberger“ war nirgends zu sehen...

„Ah, das wird Rückgebäude sein...!“

„Einfache Leute, um so besser... Da wird's noch um einen Grad gemüthlicher und familiärer...!“

Vier Treppen wider herunter und vier Treppen wieder hinauf.

Da stand es: „Josef Heuberger — Tapezierer“.

Der Türspalt öffnete sich: „Es wird nichts gegeben...!“ und das Schloß klappte wieder zu.

„Wie kommen von wegen Weihnachtsabend gesucht...!“ schrie Caugdiegel durch den Briefkastenwurm.

„Co...! Aber noch zu früh... zehn Minuten warten...!“ kam es zurück wie aus einem Kaserhof.

„Aha, das Christkind wird vorbereitet... Überraschung...! Nehen wir uns einhüllen auf den Treppensack...!“ klärte er seine Fräulein auf.

Durch die Türe hörten sie ein Nageln, Schloßen, Klopfen, Fluchen. „Das Christbaumbratet macht ihnen Schwierigkeiten...!“

„Die Leute machen sich viel Arbeit — und nur uns zuliebe...“

Die Nähmaschine juckte dazwischen hinein. „Hörst du, Fräulein, jetzt nähst sie das Kleid für den Weihnachtsengel...!“

— Dann ging die Türe auf: „Co, — jetzt herein...! Aber obacht geben! Da liegt eine Matratze, die mein Mann noch fertig machen muß...!“

Und sie gingen wie im Gebirge den dunklen Flur entlang. Fräulein gab ihre Geschenke für Anton an, damit sie unter den Baum gelegt werden können.

„Jetzt rechts...“ rief Frau Heuberger.

„Gallen sie nicht über die Eisholzwand!“ schrie Herr Heuberger.

„Da geht's aber in die Küche...?“ fragte Fräulein.

„Wohin denn sonst...? Da können Sie am bequemsten Platz nehmen, wenn Sie sich auf die Kohlenkiste setzen!“

„Ja, wenn geht denn bei Ihnen der Weihnachtsabend an...? Wir freuen uns doch schon auf — — —“

„Zuerst muß Josef mit der Matratze fertig sein... da können Sie eigentlich auch beschlafen sein! Können Sie Gecras zupfen...?“

„Nein... ich habe noch nie...“

„Co — dann holen Sie uns vorne an der Ecke zwei Paket Drahtstiften herauf...! Aber schnell...!“

„Wie beliebt...? Sie haben doch Kinder, wie ich höre...“

„Die braucht der Vater zum Bierholen — und das Jüngste schmückt den Weihnachtsbaum, es arbeitet für Sie...!“



Kinder

Hugo Troendle

„Gut, dann hol' ich in Gottes Namen die Nachtstüben, wenn alles zusammengehört soll...!“

„Alles... Ihre Dame schenkt mit den Füßen an meine Koblenstücke... Bitte?“

„Wir sind doch nicht zum Abreiten zu Ihnen gekommen...!“

„Grobheiten verbieten wir uns am heiligen Abend...!“ schrie Heuberger.

„Wo ist denn dieser heilige Abend, wenn ich fragen darf...?“

„Fragen dürfen Sie, das haben wir Ihnen nicht verboten.“

„Ich bestelle jetzt auf sofortigen Beginn der Festlichkeit, wie sie mit von Ihnen officiert wurde und wofür ich bezahlt habe...“

„Was, Anton, du hast Geld hergegeben...?“

„Was bleiben die weihnachtlichen Überwachungen? Wo die gemüthliche Stimmung mit Familienanschluß?“ fragte erregt Saugdiegel.

„Die Familie ist da... bitte, schließen Sie sich an!“

„Himmel Donnerwetter, der frohliche Weihnachtsabend muß her, und zwar augenblicklich...!“ brüllte Saugdiegel.

„Gut, Sie sollen ihn haben...! Frau, deck'

in Schlafzimmer die Betten zu und zünde den Baum an, dreh' das Grammophon auf und spiele mit den Fingern an den Feinsterscheiben Klavier... Ich singe...“

— Und sie traten in den weihnachtlichen Raum ein. Drei Feuerkerzen brannten auf dem Baum mit sechs Ästen. Der Fußboden war zum Christbaumschmücker geworden, in dem die Tische durch ein Astloch eingezwängt, schaukelte. Das Grammophon spielte aber ohne Platte. Heuberger's Kinder singen die abfallenden Nachtgesänge auf und schmullen sie als Weihnachtsgesang... „Ist das alles...? Soll das vielleicht eine Stimmung sein...? Drei Kerzen...“

„Wollen Sie es heller haben, daß der ganze Baum brennt...? Drei Mark zwanzig extra...!“

„Bitte, bringen Sie mir die Päckchen und den Lebkuchen, den ich abgegeben habe“, meinte Franz einzuschüchtern.

„Ja, da muß ich allerdings um Entschuldigung bitten. Mein Willy hat damit bereits Fußball gespielt und Karl hat den Bären im Bauch operiert. Die Kinderkammer liegt voll Sägmehl. An dieser Schweineerei sind Sie auch schuldig...!“

„Dann schnell den Blumenstrauß, solange der Baum noch brennt!“

„Ein Malheur ist uns leider passiert. Die kleine Marie hat das Grünzeug an unsere Stallhofen versüßert. Das kann vorkommen — und übrigens: zu was brauchen Sie jetzt noch Blumen?“

„Wir wollen uns verloben...!“ sprach Saugdiegel feierlich.

„Anton, du Guter...!“ schrie Franz mit Tränen in der Nase.

„Verloben...? Und alles für zwanzig Mark...? Sie, das ist doch zu viel verlangt. Alles, was recht ist, aber — wenn Sie nachzahlen wollen...?“

Es läutete vor der Haustüre...

„Das wird schon der Herr Bierling sein... Und somit schließe ich diesen frohlichen Weihnachtsabend... Ausgang hier, bitte...!“

„Wa — wa...? Wie...? Was soll das bedeuten...?“

„Schluß der Feie... Jetzt beginnt der Weihnachtsabend im Wohnzimmer, das Herr Bierling für fünfzig Mark gemietet hat. Und um zwölf Uhr feiern wir selbst dann im Salon die heilige Nacht...!“

Im Traum und wie mit drei Schlafpulvern



Beim Aumeister in München

Fritz Osswald

im Magen tasteten sich Anton und Franzl zur Haustüre zurück.

Noch lange standen sie auf dem Fußabstreifer mit dem eingeschlachtenen „Salve“ und hörten, wie drinnen die Wunderketzen knisterten, das Grammophon diesmal mit Platte spielte und Gläser gegeneinander klangen...

Mit vorgestreckten Armen woghten sie an den Wänden des Treppenhauses herum und suchten nach dem fünfminutenbrenner.

An der Kellertüre fanden sie den ersten Druckknopf. Und zwischen „Hauserdnung“ und Gastebr feierten sie im Erbeine einer ausgetrunnenen Mähbirne ihre Verlobung — und

ihre Weihnacht; zweifam, höchst feierlich und bequem...

Erstam ging Anton Saugdiesel nie wieder auf die Suche nach einem Weihnachtsabend. Wie das Glück, ist es überall — wo Herzen klopfen. Und auch ohne zwanzig Mark Anzahlung...

ALLE SAGEN DIE WAHRHEIT

Von Wilhelm Lichtenberg

Wir waren eine kleine, reizende Gesellschaft bei Hofstons. Ich sage das nicht so leicht: eine kleine, reizende Gesellschaft; aber bei Hofstons ist es immer reizend. Hofstons laden nur ausgesuchte Leute ein. Leute von Lebensart und tadelloser Mäßen. Es geht immer so fort: man geht zu an den Abenden bei Generalmajor Hofstons. Die Gastgeber bewirten mit vollen Händen, die Gäste sagen sich nur Liebeswörterchen und das Hauspersonal ist beständig.

Wir saßen also wieder einmal beisammen: Herr und Frau Hofstons, selbstverständlich, der Banddirektor Primer mit seiner jungen Frau, der Kennfahrer Vinci mit den zehn Nekorden, die kleine Coubrette Pusi Puhani, der Bühnenverleger Drehmann und ich. Wir konversierten beständig, ganz große Welt, und sagten einander nur das, was jeder gerne hören wollte.

Einer fehlte, der sonst auch immer zugegen war: Dr. Paulder, der berühmte Cereologe. Aber Dr. Paulder hatte sich entschuldigen lassen. Starke berufliche Inanspruchnahme. Wir sollten ruhig essen, ließ er uns sagen, er würde sich späterhin zum Nachtisch joinieren.

Und so war es auch. Als wir beim Eis saßen, betrat Dr. Paulder das Esszimmer. Er sah müde und abgegraut aus, jedenfalls ersterst als sonst. Wir befragten ihn mit Fragen, aber er wollte den Grund seiner deutlichen Verstimmung nicht angeben. Aber schließlich mußte er doch mit einer Erklärung herausdrücken: „Ich muß Ihnen, meine sehr Verehrten, leider eine Mitteilung machen, die ich lieber bei mir behalten hätte. In unserer Stadt ist eine Typhusepidemie ausgebrochen, und Sie können sich denken, daß ich, als Cereologe, jetzt sehr in Anspruch genommen bin.“

Rühmendes Entsetzen lagte sich über unsere vorher so heitere Gesellschaft. Alle waren bleich, aber niemand sprach ein Wort. Dr. Paulder lächelte schwach und fuhr fort: „Sie müssen aber nicht erschrecken, meine Verehrten. Die Medizin ist heute glücklicherweise so weit, die Krankheit durch eine einfache Injektion schädlich zu machen. Und deshalb habe ich gleich das Serum mitgebracht. Wenn sie sich entschließen wollen, sich nur für zwei Minuten meiner Behandlung anzuvertrauen, sind Sie gegen alle Gefahren immun.“

Wir atmeten schon wieder auf. Alle waren selbstverständlich damit einverstanden, sich von Dr. Paulder die rettende Injektion machen zu lassen. Der Forscher improvisierte einen Behandlungsraum im Herrenzimmer, und einer nach dem anderen verließ er mit neuen Hoffnungen. Als letzter kam ich daran und hielt dem Arzt meine entblößten Arme hin. Aber er sagte nur „Unfinn!“ und ründete sich eine seiner englischen Zigaretten an, die stets einen so brennenden Rauch verbreiten. „Unfinn!“ wiederholte er. „Sie sollen in die Angelangheit eingeweiht werden. Essen Sie sich bitte und geben Sie acht. Wir haben gar keinen Typhus

in der Stadt. Den habe ich glatt erfunden. Es handelt sich um ein anderes Experiment. Ich weiß nicht, ob Sie schon von der neuen, sensationellen Entdeckung des italienischen Forschers Dario Baroni gelesen haben. Noch nicht? Dann will ich Ihnen die Sache kurz ausmündern. Dario Baroni hat ein Serum gefunden, das sogenannte „Wahrheitsserum“. Wenn es einem Menschen injiziert wird, ist der Betreffende durch ungefähr eine halbe Stunde nicht mehr insande, eine Lüge zu reden. Er muß — unter allen Umständen — die Wahrheit sagen. Es handelt sich nämlich um einen Extrakt, der aus einer mexikanischen Pflanze gewonnen wird, das sogenannte Mescalin, das in einer Dosis von 0,1 bis 0,2 Gramm eingespritzt wird. Die Sache ist an sich ganz einfach. Man könnte sie beinahe das Ei des Kolumbus nennen. Das Mescalin im Blute räumt gewisse Hemmungen hinweg, und alles, was guttst in den Menschen schlummert, tritt hemmungslos zutage. So, und jetzt wollen wir zur Gesellschaft gehen und sehen, wie sich unser Verkehr gestaltet, wenn alle Anwesenden die Wahrheit sprechen müssen. Ich habe nämlich allen, die Drerichheit eingeschlossen, 0,1 Gramm Mescalin injiziert. Das dürfte für sich die nächste

halbe Stunde genügen. Nur dem Bühnenverleger habe ich 0,2 gegeben; der ist ein etwas schwierigerer Fall.“

Wir traten in den Salon, wovon sich die Gesellschaft inzwischen begeben hatte. Alle saßen mit sehr ersten Mienen da. Geredet wurde nichts. Menschen, die die Wahrheit sprechen, sind immer sehr schweigsam. Das Mädchen reichte Cocktails herum. Es blieb vor jedem stehen und ging nur an dem Bühnenverleger Drehmann vorbei, ohne ihm ein Glas anzubieten. „Ihnen gömme ich keinen Cocktail“, sagte sie, „weil Sie nie ein Trinkteld geben, obwohl es mir zukommt. Sie verwechseln mich wohl mit Ihren Autoren.“ — „Sie lesen, Fräulein“, erwiderte der Bühnenverleger. „Meinen Autoren gebe ich immer nur ein Trinkteld von dem was ihnen zukommt.“ Dr. Paulder blühte mich vielfach an: seine Wahrheitsinjektionen hatten bereits gewirkt.

Pöblich schrie Frau Banddirektor Primer, zum Kennfahrer Vinci gewandt, auf: „Du hättest mich heute nachmittag nicht küssen sollen, Enrico! Jetzt, in der Typhusezeit, küßt man sich doch nicht!“ Alle saßen starr, und der Herr Banddirektor Primer fragte drohend: „Sie Benzinjasse — seit wann küssen Sie meine Frau?“ — „Seit einem Tage“, antwortete der Benzinjasse treuerbige. Herr Primer war natürlich außer sich und meinte zur Coubrette Pusi Puhani: „Was sagst du, Pübeling? Wir beide haben unser Verhältnis ganz heimlich — und meine Frau erklärt in offener Gesellschaft, daß sie der Kennfahrer küss?“ Pusi lächelte und sagte: „Unglaublich! Jetzt bin ich fünfundsiebzig Jahre alt geworden — aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen.“ — „Doch“, erklärte der Bühnenverleger. „In einem Stück meines Autors Keckelenti kommt eine ähnliche Situation vor. Sie kennen das Stück unter dem Pseudonym Garrickwill. Aber in Wirklichkeit ist es von Keckelenti. Warum soll ich nicht ausnahmsweise die Wahrheit sagen?“

Der Hansberr schüttelte den Kopf und meinte zu seiner Frau: „Wie unmöglich sich diese Leute benehmen! Ich habe die doch schon immer gesagt, daß man ein solches Schindel nicht einladet.“ — „Was willst du tun?“ erwiderte die Hansfrau. „Unser Sohn Erwin schreibt doch jetzt eine Operette. Die Leute haben Einfluß. Da muß man sich doch von ihnen arm essen lassen. Gern tut mans ja ehensich nicht. Aber ich werde froh sein, wenn diese Parasiten schon zum Aufbruch rufen.“ Und der Verleger Drehmann warf ein: „Sie bemühen sich ganz umsonst.“ Der Sohn Erwin ist ein talentvoller Bucher. Wie denken ja gar nicht daran, uns für keinen Schmarren einzukaufen. Ihr Essen, ihre Weine und ihre Cocktails schmücken uns. Deshalb kommen wir. Aber warum wir zu Türe draußen sind, lachen wir herzlich über ihre kramphastigen Versuche, diesen Bengel durchzuheben.“



Nachtwandler

v. Velden



Winter

Walter Dolch

WINTERWEISE

Von Heinz Rusch

Nun gehen wir und traben,
Und unser Fuß wird weiß;
Die Wolken, sieh! begraben
Den Mond im Flug und haben
Im Herzen Schnee und Eis.

Wir wollen weiter gehen
Und fragen nicht, ob je
Die Winde kälter wehen,
Ob wir noch ärmer stehen
Vielleicht im nächsten Schnee.

Die Nacht ist ohne Grauen,
Der Tag ist voller Schein,
In den die Himmel blauen;
Schenk' auch dem Wald Vertrauen:
Er läßt dich schweigend ein.

Die Coubrette war nachdenklich geworden. Plötzlich schluckte sie auf. Der Bankdirektor beugte sich über sie und fragte zärtlich: „Was hast du, Liebling?“ — Sie weinte herzzerreißend: „Ich könnte diesen Enrico töten, weil er mich mit deiner Frau betrug!“ — „Was du auch?“ rief Premier entsetzt. Und ich sagte: „Wundern Sie sich nicht. Ein Kennfahrer kommt immer sehr rasch ans Ziel.“ Da

schleuderte mir der Bankdirektor entgegen: „Wigeln Sie nicht! Kümmeren Sie sich lieber um Ihre Depots, die Sie bei mir liegen haben!“ — „Wie?“ fragte ich erschrocken. — „Ja. Damit Sie es nur wissen. Ich bin pleite. Wenn Sie Ihr Geld nicht morgen gleich abheben, sehen Sie es im Leben nicht wieder.“

Nach einer Pause wandte sich die Pufani ganz unvermittelt an Herrn Generalkonsul

Holsten: „Schade, daß Dr. Pandler Sie auch gegen Lyphus geimpft hat. Ihnen hätte ich ihn schon gewünscht. Weil Sie unlängst gemeint haben, daß ich ins reifere Fach übergehen müßte.“ — „Sie sind überhaupt eine widerträgliche Kröte!“ apostrophierte Frau Holsten die Coubrette. „Wenn Sie wüßten, welche Überwindung es mich jedesmal kostet, Sie bei mir zu empfangen.“

Der Streit wäre allgemein geworden, wenn nicht plötzlich der Hausherr des Bankdirektors, der selbstverständlich ebenfalls geimpft war, in den Salon gedungen wäre und sehr grob gebrüllt hätte: „Wollt ihr nicht schon endlich heimfahren, ihr Paß? Glaubt ihr, daß es mit Vergnügen macht, ganze Nächte vor den Haustüren zu warten? Kommt ihr euch zum Donnerwetter nicht ein Laiz nehmen, wenn ihr so spät in Gesellschaft bleibt? Übrigens könnte es euch mit euren vollauffenen Wänschen gar nicht schaden, wenn ihr die paar Scheitte zu Fuß gehen würdet!“

Da brachen alle auf. Herr und Frau Holsten, die Gastgeber, jagten: „Gott sei Dank! Heute gehen sie einmal früher! Comfi sind ja diese unaussprechlichen Menschen nicht fortzubringen.“ Pusi Putzani küßte sowohl den Bankdirektor wie auch den Kennfahrer zum Abschied, während die Frau Bankdirektor nur den Kennfahrer küßte. Sie war eine ausländische Frau. Und das Stubenmädchen jagte, während alle Gäste inklusive der Hausfrau noch im Vorzimmer versammelt waren, zu ihrem Chef: „Du, wenn du mich nächsten wieder vor dem

Ghauffen in die Wange kneist, ist es aus mit uns beiden.“

Und der Bühnenverleger Drehmann nahm auf der Treppe meinen Arm und flüsterte mir zu: „Hören Sie mal, ich habe Ihr Lustspiel „Die Frau von dreimal Gehgeh“ für den Film verkauft. Das Honorar beträgt 4000 Schilling.“ Ich weiß genau, daß es 6000 beträgt. Zweitens möchte Drehmann gerne unter den Tisch fallen lassen. Man wird ihm eine größere Dosis des Wahrheitsserums verabfolgen müssen. Denn bei 0,1 bis 0,2 Gramm jagt er noch lange nicht die Wahrheit ...

MINIATUREN

Soldatenleben

In einem Kaisermandat, zu Anfang dieses Jahrhunderts, lag das 24. Infanterie-Regiment etwa vierzehn Tage in einer kleinen Stadt der Vönderrhein. Hier.

Eines Tages aber hieß es, die 24er müßten weiter und es kämen von Hannover die 74er.

Es war gerade ein Markttag, als die Nachricht bekannt wurde, und im Nu hatten sich alle weiblichen Herzen gefunden. Man steckte die Köpfe zusammen und flüsterte: „Was? 74er? Für unsere 24er? Wat schalln wir nun mit sone Ellen?“

Reger

Ja Mar Reger kam ein junger Komponist, unteren Rins wieder mal ein verdächtiges Bündel Noten.

„Schauerliches Wetter heute!“ schüttelte sich der Jüngling, „auf den Straßen liegt der Dreck meterhoch!“

„Alpropos Dreck —“, fiel ihm Reger ins Wort, „haben Sie wieder was komponiert?“

Ein kluger Erzieher

Ludwigs XIV. Sohn wurde von seinem Oberhofmeister, dem Herzog von Montausier, sehr streng und zielbewußt erzogen. Da dieser kluge Mann wusste, wie wichtig für den König eines großen Landes Selbsterkenntnis ist und wie verderblich ihm die Schwäche der Überheblichkeit werden kann, verbot er seinem Jüngling das Lesen von Zueignungsschriften, wie sie zu jener Zeit fürstlichen Personen bei jeder Gelegenheit überreicht wurden und die nur Schmeicheleien enthielten, welche nicht selten geeignet waren, sogar ernste Männer zu beschleichen, wieviel mehr also die Jugend. Trotz seines Verbotes über-

raichte der Herzog den Dauphin doch eines Tages beim heimlichen Lesen einer solchen Schrift. Statt sie ihm fortzunehmen, ließ er sie ihn laut vorlesen und unterbrach ihn am Schluss jeder Periode mit den Worten: „Fühlen Sie nicht, mein Prinz, daß dieser Mann sich angestraft über Sie lustig macht? Können Sie sich wohl einbilden, daß Sie alle diese vorzefflichen Eigenschaften wirklich besitzen, die man Ihnen hier zu schreibt? Ist es möglich, daß Sie diese großen Schmeicheleien ohne Unwillen lesen? Glauben Sie, der Schreiber würde sich erlauben sie Ihnen zu sagen, wenn er nicht die schlechteste Meinung von Ihrem Verstande hegte?“

Sträube

Kürzlich wurde die Erstlingsoper des jungen Komponisten Hanns Holenta „Biela“ im Münchner Nationaltheater vor einem Parkett von Musikfernern erstaunsgelobt.

Letzter Akt. Die Schar geht dem Ende entgegen, und die schöne Olivia bekommt einen großen Strauß roter Rosen überbracht. Sie kann nicht umhin, den Mund aufzutun und in überströmender Dankbarkeit zu singen: „Ein schöner Strauß!“ ...

Da schlüpfte jemand im Parkett: „Da könnte sie recht haben!“

Eine feine Lehre

Als Ludwig XII. eines Sonntags die Kirche betrat, bemerkte er, daß fast gar keine Hofleute anwesend waren. Verwundert fragte er den Major seiner Garde nach dem Grunde. „Eure!“ antwortete dieser. „Ich habe verbreiten lassen, daß Ew. Majestät heute den Gottesdienst nicht besuchen würden.“ — „Und warum taten Sie das?“ — „Ich wollte, daß Ew. Majestät einmal erfahren, wer Gottes wegen und wer Ihre wegen in die Kirche kommt.“

Kindermund

Vater vertieft: „Heiß, willst du nicht endlich ruhig sein! Was würde denn der Lehrer in der Schule sagen, wenn du dich dort so benehmen würdest?“

Fräulein: „Kuhle, du bist hier nicht — zu Hause!“

Wachstum

„Die jungen Mädchen sind das nicht mehr, was sie zum Beispiel vor zehn Jahren noch waren!“

„Stimmt! Manche von ihnen sind in dieser Zeit um drei oder vier Jahre älter geworden!“

Der Grund

Arzt zum Gatten: „Warum haben Sie mich denn erst heute gebolt, wenn Ihre Frau schon nächstelang hustete?“

Gatte: „Ja heute Nacht ist mir die Waite aus den Ohren gefallen!“



Elch

P. Coers

Immer langsam!

Er: „Das erfinden, wenn du mich betrügst, werde ich mich töten.“

Er: „Und das zweitmal, Schatz? Was weißt du dann tun?“

Der Diplomat

Franz: „Heute hat der Lehrer uns etwas gefragt, das konnten nur drei Jungen beantworten.“

Mutter: „Sol! Und einer davon war gewiss mein lieber Franz?“

Franz: „Ja, Mutti. Die beiden anderen waren Hans Sprenger und Karl Blöde.“

Mutter: „Das freut mich! Und was hat der Lehrer gefragt?“

Franz: „Wer die Schreien in der Turnhalle eingeschmissen hat.“

Liebe Jugend

In einer Direktor Sommerfrische las ich folgendes Plakat: „Zwei Zimmer zu vermieten an Damen mit Balcon.“

DER UNFALL

Erzählung von Christian Gutenberg

Der Sturz war harmlos. Zwar hatte sich das Vordereck zu einer Art zusammengedreht und mein linkes Knie war bis über das Knie aufgeschüttelt worden, sonst aber hatte es nur ein paar unbedeutende Hautabschürfungen und einen reichlich verschmutzten Anzug gegeben.

Die Aussicht zur Festschleife des Bedauerns oder einer schmerzhaften Verletzung der sich ansammelnden Leute zu werden, veranlaßte mich zu rascher Flucht in die nächstliegende Wirtschaft: „Baumann's Bierhalle“.

Die Gaststube war leer. Mir war nach einem Schnaps zu Mute. Ich klopfte auf die bleichschlagene Theke. Aus dem Hinterzimmer schlurste der Wirt herbei.

„Ein Sturz mit dem Rad“, sagte ich entschuldigend, weil ich einen blähschnell musterrnden, misstrauischen Blick einfiel; und hierauf — während über das Gefäß aufgekommener Minderwertigkeit — verlangte ich befehle barsch einen großen Korn.

Der Wirt schenkte gleichmütig ein: „Fünftzig Pfennige“. Ich zahlte und trank. Der Mann hinter der Theke forderte mich auf, Platz zu nehmen. Ich setzte mich an einen Eckisch und hielt Umschau. Erchos bis acht grobe aber saubere Holztische ohne Decken. An den Wänden Bierplakate und Speiseanpreisungen. Unmittelbar über mir zwei grobe Bilder vom Führer und von Hindenburg. Darunter, in respektvollem Abstand, ein drittes kleines Bild, ein unter Glas gefestetes halb verblissenes Foto, fünf feldgraue Soldaten vor einem zerflossenen Haus.

Ersam, dieses Bild hatte ich schon einmal gesehen! Ich betrachtete es genauer. Javohl, der Feldgäbe in der Mitte war ich selbst. Bei dem Soldaten am weitesten Links war ein Pfeil angebracht, darunter stand: Kriegsfreiwilliger Walter Baumann nach erfolgreicher Patrouille seinen lieben Eltern, Flandern 1918.

Walter Baumann — Walter Baumann, ein mürkriger, blasser Großstadtjunge, aber schneidig und verbissen. Damals hatte er mir einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich erinnerte mich gut an ihn und an jene nächtliche Patrouille. Seine Handgranaten räumten in dem für mich so bedrohlichen feindlichen Lichte grüßlich auf. Ich bekam Lust und brachte eine wertvolle Meldung zurück. Am anderen Tag ließen wie uns aus Übermut photographieren. Epäter verlor ich ihn aus den Augen.

„Eagen Sie mal, Herr Wirt, wie kommt das Bild hier an die Wand?“

„Das ist noch vom Kriege her.“

„Das sehe ich selbst.“

Der Wirt stufte, dann sagte er gelassen: „Da ist der Sohn des früheren Jähabers darauf, Walter Baumann. Das Lokal heißt doch „Baumann's Bierhalle.“

„Was ist aus ihm geworden? — Ist er heil aus dem Krieg gekommen? — Leb er noch?“ stürzten meine Fragen.

Der Befragte schief, wie bei meinem Eintritt, einen misstrauischen Blick gegen mich ab: „Warum wollen Sie denn das so genau wissen?“

Ich nahm das kleine Bild von der Wand und führte es dem Kiz: wöhnlichen vor Augen: „Sehen Sie, der mittelfte auf dem Bild bin ich.“

Der Wirt unterzog mein Gesicht einer bedächtigen Prüfung: „Es stimmt, tatsächlich, das sind Sie.“

Ich lächelte: „Meine Frage war also nicht unberechtigt.“

Der Wirt hängt umständlich das Bild an die Wand; dann ließ er sich neben mir auf einem Stuhl nieder.

Abstammungslehre

In einem Postamt schickt der Postmeister einen jungen, unangestelltem, und nicht gerade übermäßig intelligenten Postausbescher zu einem Beamten, der noch immer den Fragebogen nach seiner Abstammung nicht abgegeben hat, weil er gewisse Schwierigkeiten mit der Beschaffung der Unterlagen hatte. Sie sind auch noch nicht eingetroffen, so daß der junge Bote folgenden Bescheid bringt: „Herr Sekretär B. bittet um Entschuldigung, aber die Papiere wegen seiner a c a b i s e n Abstammung sind immer noch nicht eingetroffen.“

Liebe Jugend

Als wir noch unsere angestammten Landesmütter hatten, besuchte von Zeit zu Zeit die Königin das größte Krankenhaus der Hauptstadt. Einmal fiel ihr in der Wöchnerinnenabteilung ein neugeborenes Landeskind durch seinen glatteiten Haarschopf auf. „Hat der Vater auch so rotes Haar?“ fragte sie hüßvoll die junge Mutter. Die Antwort: „Weiß nicht, er hat die Mütter“



Liegende

Julius Hüther



Der Kater

Kubin

„Es war Anfang Dezember 1918 — ich werde diese Zeit nie vergessen“, begann er und seine durch Rauch und Alkohol geröteten Augen schienen ein Bild einzufangen, das ihn so bald nicht loslassen würde. „Einige Monate vorher war ich „d. u.“ aus einem Lazarett entlassen worden. Ich stand allein und war bei meinem Dunkel, dem alten Baumann, untergetrocknet. Es war eine tolle Zeit. Es werden die Revolution damals sicher auch kennengelernt haben. Punkt zehn Uhr abends mußten die eisernen Rolläden heruntergelassen werden. Wer sich nach dieser Zeit auf der Straße sehen ließ, konnte mit blauen Flecken und Handgranaten Bekanntschaft machen. Wer im Lokal zurückgeblieben war, mußte bis zum nächsten Morgen „durchhalten“.

Dort im Hinterzimmer am runden Tisch bei einer stinkenden Karbidlampe — das elektrische Licht ging ja meistens nicht — saßen sie immer: Mutter und Baumann, ihre Tochter Grete und die sogenannten drei Getreuen, Arthur, Emil und Erna.

Die aufmarschierten Flaschenbatterien ersetzten die Uhr. Gegen Mitternacht gab es regelmäßig eine Gefechtspause. Arthur und Emil verspürten Hunger. Mutter Baumann legte dann die dicke Haxer aus der Hand und stemmte sich mit Händen am Tisch hoch. Sie war um diese Zeit nicht mehr sicher auf den Beinen. Aus der Küche duftete es bald darauf „wie im tiefsten Frieden“. Waren die hinten herum beheizten Nistkörbe mit Ei- und Brotkrumen aufgetragenen, begann ein barmhertiges Schwafeln. Ein Schwein hätte nichts davon können.“

Der Wirt machte eine Pause. Sein Gesicht war wie verwandelt. Die schlaffen Jüge hatten sich gelockert. Über der Nasenwurzel stand eine harte Falte. Die Augen waren klar. Seine Rede überraschte durch Scharfsinn und Haltung. Da saß ein anderer Mensch.

„Es war an einem Freitag“, fuhr er fort, „ich weiß es noch wie heute. Die nächtliche Futterei war zu Ende. Die Männer hatten die Röcke ausgezogen. Sektflaschen lagen umher. Der alte Baumann goß sich Rum und Kognak ein. Arthur und Emil stritten sich wegen der Teatrennen. Baumann meinte proßig, im nächsten Jahre würde er mit einem eigenen Wagen zum Kennen fahren. Mutter Baumann thevorte auf ihrem Lehnstuhl und bemühte sich vergeblich, eine neue Pressl anzuheften; sie hielt in ihrem Rausch das Streichholz viel zu weit entfernt. Grete und Erna waren über ihre langweiligen Verliebten Arthur und Emil stichtlich erbozt; sie tuschelten zusammen und zogen ihre Männer durch den Kakao. Baumann trank seine Mischung nun aus Biergläsern. Die vom vielen Sekt aufgeschwemmte Grete fingerte plötzlich am Grammophon herum, legte trotz drohender Patrouille eine Tanzplatte auf und begann mit Erna einen Schieber zu tanzen.

Da, auf einmal tollste es draußen am Rolladen. Man pochte. Drinnen Schwiegen. Wieder ein Pochen. Baumann brachte das Grammophon zum Halten. Emil wollte die Karbidlampe auspuften. Arthur hinderte ihn daran und schüttete feige: „Die Patrouille.“ — „Schmeiß sie raus!“ kreischte Grete. — „halt's Maul!“ fuhr sie der Vater an. — „Gib doch jedem eine Pulle Wein“, lallte Mutter Baumann.

Baumann schnappte, nahm drei Flaschen Wein, setzte sie an die Tür, zog den Rolladen hoch und öffnete zaghaft.

Die Weinsflaschen klirrten. Ein Soldat drängte sich durch den Spalt. Der Leinwand fleg mit Krach zu Boden, zugleich der Rolladen, dessen Band dem Alten aus der Hand gerutscht war.

Sein Sohn Walter stand da. — Mutter Baumann schrie auf, erhob sich, totetete, und fiel wie ein Sack ihrem Sohn zu Füßen. Da blieb sie liegen und schüttelte sich vor Lachen. Die drei Getreuen gröhlten auf einmal Hurra. Grete stürzte sich auf ihren Bruder und umarmte ihn stürmisch, bis es dem zu viel wurde und er sich dem Vater zuwandte. Die drei Getreuen hatten ein schweres Stück Arbeit, Mutter Baumann wieder in den Lehnstuhl zu bringen. Sie konnte sich immer noch nicht beruhigen; wuschelnd durch schrie sie: „Mein Herzensjunge“.

Nun begann das Ausfragen. Woher in aller Welt in dieser Nacht. Die letzte Karte vom Regiment. Der Rüdmarfch. Arthur schob gönnerhaft ein Glas Sekt hin, das Walter hastig austrank. Seine Antworten waren karg. Er sah elend aus und hustete. Plötzlich fing er an mit den Zähnen zu klappern, schluckte ein paarmal, bekam starrte Augen, stürzte in seine Kammer, wo er in Schweißkämpfe verfiel. Schließlich wimmerte er nur noch.

Mir war trocken in der Kehle. Unwillkürlich griff ich zum leeren Schnapsglas. Der Wirt erhob sich und fragte: „Noch ein Korn gefällig?“ Ich bat darum und trank auf einen Hieb aus. Der Wirt setzte sich wieder und sagte: „So ist Walter Baumann heimgekehrt.“

Es dauerte eine Weile, bis ich zögernd fragte, wie es meinem Kameraden weiter ergangen sei. „Nicht gut, mein Herr“, antwortete der Wirt, „er ist, wie man damals abschließlich verbreitete, einen „Unfall“ zum Opfer gefallen. Auch das will ich Ihnen noch erzählen.“

Der junge Baumann mußte nach seiner Rückkehr einige Zeit still liegen. Aber er überlief eine Krankheit und konnte dann im Geschäft seines Vaters mitarbeiten.

Unter Mittag war besonders viel zu tun. Die Gaststube und das Hinterzimmer waren voll von Gästen. Sie saßen zu zweien oder dreien an den Tischen und sprachen eifrig aber leise. Im Anfang war Walter Baumann froh, eine Beschäftigung zu haben und kümmerte sich nicht um das Drum und Dran. Erst allmählich begann er die Gäste genauer anzusehen. Er hatte bald heraus, daß diese kleine anständige Gastwirtschaft seiner Eltern inzwischen ein Schieberlokal geworden war, in dem Arthur und Emil die Hauptmacher waren, und wo sein Vater fälschlich mitlief. Eine Börse für Schleichhändler und Diebesgut. Walter Baumann war erschüttert.

Es mußte zu einer Entladung kommen. Eines Abends hatten sich die drei Getreuen wieder einmal einzufinden und freierten den Abschlus eines großen Sadaringschäftes. Arthur hatte Grete einen Beilichtring geschenkt und Erna trug einen neuen roten Chutspiz. Man hatte es so. Man war ja so reich. Es wurde französischer Sekt getrunken. Das heißt, der alte Baumann hatte vorher auf die Küchler die desverglüglichen Schieber gelöst und echte Sektörke in den Flaschen geschmuggelt.

Walter Baumann war nicht dabei. Aber als er gegen elf Uhr aus der Stadt zurückkam, mußte er sich auf Drängen von Vater und Mutter

mit an den Tisch setzen. Man schenkte ihm ein. Alle anderen waren, wie man so sagt, bereits „in Stimmung“. Plötzlich stand der betrunkene Arthur auf, wandte sich an Walter und begann eine Rede zu halten. Von „Frontkämpfer und Heimkrieg“, „Vatern helfen Geld verdienen“, „aufrichtiger Freundschaft“ und „ein herzliches „Du“ anbieten.“

Der Frontsoldat Walter Baumann wurde grau im Gesicht. Er sprang auf und schrie: „Mit Lumpen, Schiebern und Zuchthäuslern trinke ich keine Freundschaft!“ Dann stürzte er sich auf Arthur. Der nahm eine Zettelflasche und schlug Walter Baumann den Schädel ein.“

Der Wirt schwieg. Es war totensill in der Gaststube. Meine Augen starrten in das Halbdunkel des Hinterzimmers. Mir schien, als ob jene Unterweltsgestalten leibhaftig am runden Tische saßen; ich wollte mich auf sie stürzen.

Der Wirt mochte meine Erregung bemerkt haben. Ich fühlte den beschwichtigenden Druck seiner Hand auf meinen Arm: „Lassen Sie man; die haben alle ein trauriges Ende gefunden Ihnen allen hat der liebe Gott die Rechnung präsentiert.“

„Die Rechnung geht nicht auf. Es bleibt ein Rest“, begehrte ich auf.

„Ein Rest? — Was meinen Sie damit?“

„Kamerad, die Menschheit lebt von ihrer Gedächtnisschwäche. Es bleibt ein Rest: der Schwur, jene Zeit für alle Zeit niemals zu vergessen!“

Auf der Straße stand mein Rad. Möchten die Leute gaffen und über mein Aussehen Bemerkungen machen, ich bogab mich hinaus und bog die Licht aufeinander. Dann schwing ich mich auf mein Stahlroß. Mir war, als ritt ich an der Spitze einer Kompanie; das Pflaster dröhnte unter den Tritten der Soldaten und Walter Baumann marschierte mit.



Russischer Diplomat

Hegenbarth

Abgeblitzt

Ein Alchimist schrieb ein umfangreiches Buch über die Herstellung des künstlichen Goldes und schickte ein Exemplar davon an Papsi Leo X.; er hoffte dafür von diesem freigebigen Beschützer der Wissenschaften und Künste ein ansehnliches Geschenk zu erhalten. Doch er wurde arg enttäuscht. Der kluge und immer geistvolle Papsi ließ ihm nur einen großen leeren Beutel überbringen und ihm sagen, das Geld dazu möge er sich selbst machen.

W.

Carl Weisberger:

ZWÖLF AMERICAN GIRLS

„12 American Girls“ trompeteten grellrote Lettern von den Plakaten und den einzigen Lifsaufgängen in die verschlafene Provinzstadt, 12 American Girls, schlant, geradeaus, hohe Tische auf den Blendköpfen, in verschulerten Paradeuniformen und weißen Hosen, die ihre schlanken Beine enorm zur Geltung brachten.

12 American Girls. Sie waren, je zwei in einem Zimmer, im 1. Stock des Hotels „Zum Kaiser Josef“ untergebracht worden. Nach der Vorstellung, spät abends, sprangen sie lachend und plappernd die steile, rotbelagte Treppe zu ihren sechs Zimmern empor und blieben bis zum nächsten Mittag in ihren Betten.

Außer ihnen gab es noch einen einzigen Logiergast im 1. Stock: den Archäologen Dr. Steinjuchs, der vor vierzehn Tagen gleichfalls im „Kaiser Josef“ abgesehen war, mit vier mächtigen Koffern voll Büchern und Mappen, um im Auftrage der Akademie der Wissenschaften die Leitung der im benachbarten Höllgraben begonnenen Ausgrabungen aus der Steinzeit zu übernehmen. Dr. Steinjuchs hatte den Einzug der zwölf American Girls vollkommen übersehen und wunderte sich über die plötzliche Unruhe im „Kaiser Josef“: das Köchen, Schwaßen, Trällern auf dem Gange, leichtfüßiges Treppaufstiepp, besonders nachts!

Dr. Steinjuchs war noch ein junger Mann, Junggeselle, dabei beirrt, mit einem kleinen Bündlein und einem leinen, knispigen Wäschebündel. Wenn er morgens ausging, mußte er man an 12 Paar niedlichen Schuhen vorüber, die vor den sechs Türen des 1. Stockes standen. Und ein bisher unbekanannter Duft lag über dem Gange...

Er fragte die Köch, das Stubenmädchen: „Na, die Girls von Amerika“, sagte sie wichtig. Und dann blieb er draußen vor der Lifsaufgänge stehen

und musterte sie durch seine scharfe Brille, die 12 American Girls in Tische und verschulierten Paradeuniformen. Verwundert schüttelte er den Kopf: Komisch, die 12 American Girls auf dem Plakat da, sie liegen jetzt in 12 Betten, auf demselben Gange wie ich, genau dieselben schlanken 12 American Girls. Niemand in der ganzen Stadt ist ihnen so nah wie ich, Dr. Steinjuchs, der Ausgrabungsleiter. Eigentlich fremdlich... „12 American Girls“, behrte es sich ihm in den Kopf und verdrängte steineitige Nadeln und Feuersteine aus seinen Wundungen.

Als er am nächsten Tag, später als sonst, noch schlaf- und traustrunken, die Tür öffnete, um seine Schuhe heranzuholen, da, im gleichen Augenblick ging aus schräg gegenüber eine Tür auf und eine schmale, kleine Hand an einem ganz weißen, schlanken Arm griff nach dem einen Paar reizend-müßiger Schuhe... Dr. Steinjuchs warf erschrocken die Tür zu.

Auf der Stiege stieg er zum erstenmal mit seiner Nachbarin — sagen wie — mit Girl Nr. 1 zusammen. Er stammelte: „Die Stiege ist zu eng“, worauf sie „yes“ sagte, reizend lächelte und weiterstrebte.

Das war ein Zischen! Dr. Steinjuchs holte aus seinen vier Koffern das englische Wörterbuch hervor und stopfelte 36 englische Phrasen zusammen, um ihr, das nächstmal, noch mehr zu imponieren!

Abends, nachts, lag er ununterbrochen auf der Lauer. Endlich, endlich blickte er im Trüppeltritten an seiner Tür vorbei, zu Wasserleitung am Ende des Ganges. „Ah, da ist sie wieder.“ In einer fahnen Inspiration ergreift er seine Wasserflasche und eilte aus dem Gange. Entzückend der Anblick: „Gut bei der Wasserleitung.“ Einmal, im kurzen Kleiden, im Dämmer des Ganges stand sie da, die reizende Hand leicht auf dem

Bahn, den kleinen Finger zärtlich gepreist... Er hielt den Atem an: Wenn sie nur nicht wie ein lebendes Aß ins Dunkel flüchtet... Dann gab er sich aber doch einen Ruck, drehte sein Englisch auf und ließ mit Herzflopfen den Satz „Das Wasser hier ist wohlwendig frisch!“ herablaufen. „Yes“, sagte sie, lächelte, drehte ab und entwich ins Dunkel.

Ein deutlicher Fortschritt! — schmunzelte Dr. Steinjuchs und hatte keine Ahnung, daß er diesmal statt mit Giel Nr. 1 — sagen wir — mit Giel Nr. 9, „Kerwerfiet“ hatte, die genau so „yes“ gejaht und reizend gelächelt hatte.

Am nächsten Abend stand er, als sie von der Vorstellung heimkehrten, wie zufällig auf dem Gang und dreht zuverkommend das Licht auf. Diesmal blinzelte er kurzschichtig Giel Nr. 12 an, die er prompt mit Giel Nr. 1 verwechselte: „Hier ist es einigermaßen finster“, erklärte er geistreich, worauf sie „yes“ sagte, reizend lächelte und enteilte.

Er aber fühlte: In dem Klang dieses „Yes“ lag noch größere Nähe und Vertraulichkeit.

Am nächsten Abend glückte es ihm sogar, ihr einen effektiven Ritterdienst zu erteilen! Just in dem Augenblick, als sie im Dunkel über einen Beien stolpern wollte, den das Stubenmädchen in der Gängecke hatte stehen lassen, sprang er aus dem Dunkel hervor, fiel dem rasenden Beien in die Hügel und hinderte ihn daran, ihr gegen den Kopf zu schlagen. „Das niedere Volk ist hier so tölpisch“, sagte er in einer allenglischen Phrase, ganz außer Atem... „Yes“, erwiderte sie lächelnd, diesmal — Giel Nr. 3, der er heute zum erstenmal begegnete. Der Dr. Steinjuchs für sein Grund-Giel Nr. 1 gehalten, entschwand sie ins Dunkel...

Es geht! Es geht! jubelte er und kaufte einen Strauß roter Rosen den er ihr am Morgen heimlich in den Schuh steckte.

Als er am selben Abend mit Giel Nr. 11 am Ende des Ganges kollidierte, ließ er ihr mit einer tanzmeisterhaften Krenette den Vortritt, nicht ohne eine bisher noch unbemerkte Konversationsphrase anzubringen: „Die Einrichtungen in dieser Herberge sind leider nicht hinreichend ausreichend“, worauf Giel Nr. 11 freundlich „yes“ sagte, reizend lächelte

und verschwand. So geschah, schien es ihm, hatte sie noch niemals „yes“ gelächelt, natürlich — Giel Nr. 1, das allein, ein unerschütterliches Meis, für ihn feststand!

„Jetzt nur Vorsicht! Wie sind hart am Ziel“, tief er sich zu wie bei einer Ausgrabung und entschloß sich zu einer weiteren Etappe: einem Versuch der Variété-Vorstellung! Vielleicht konnte er dann mit ihr gelegentlich sogar darüber plaudern...

„12 American Giel's“ marschierten auf. In hohen Eschakos, ver-schmückten Paradeuniformen und weißen Hosen. Dr. Steinjuchs, der oben in der ersten Reihe saß und außerdem seinen Zeißfeldstecher auf-setzte, erkannte sie sofort. An ihrem Lächeln. Es war kein Zweifel: sie lächelte ihn deutlich an. Aber gleich darauf suchte er zusammen. Was war das? Das Giel, links neben ihr lächelnd, war auch — sie. Ganz deutlich. Gleichzeitig aber auch das Giel rechts daneben. Und jetzt verlor er überhaupt Giel Nr. 1, den seinen Punkt, von dem er ausgegangen.

(Fortsetzung S. 830)

Gedicht für den Gerichtsvollzieher

Von Arnold Weiß-Ruthel

Wenn du so morgens vor der Türe stehst,
ein fremder Schreck
mit schwarzer Ledermappe,
treu deinem Amt
und drum nicht eher gehst
bis ich vor Wehmut sanft zusammenklappe —
tust du mir leid!
Denn dir ist Sonnenschein
und Vogelsang kein Trost auf deinen Wegen,
du schaust in jeden Jammer
tief hinein,
und bist vielleicht im Grunde selbst dagegen;
wer weiß,
vielleicht tut dein Beamtenherz
dir manchmal weh,
wenn du mit kalten Händen
in jeder Stube, da und allerwärts
nichts anders schaffen darfst
als pfänden, pfänden!
Tageaus, tagein gebietet dir die Pflicht,
die Welt mit blauen Zetteln zu bekleben,
du siehst
kein gutes, fröhliches Gesicht
und anderer Elend
ist für dich das Leben.
Ich weiß, ich weiß,
du kannst nichts daran ändern,
bist eingesponnen
in das böse Treiben,
mit dem die Menschen sich
an Hand von Pfändern
das, was sie haben könnten,
schuldig bleiben.
Drum will ich nächsten dir
ein Lächeln schenken,
damit dein Herz für einen Tag vergißt,
daß du,
wohin dich auch die Schritte lenken
als Mensch und Bruder
nicht willkommen bist.
Nimm alles hin,
und klebe deine Zettel
wohin du willst,
ich will dich dennoch segnen,
wenn wir befreit von diesem Erdenbettel
uns später einmal
anderswo begegnen.



Holzsammler

Hegenbarth



„Mei — — — a kloans Engerl hätt i gern ghabt — zum Christkindl — — —“

Er kennt Sie

Des türkischen Eulenspiegels Nasfredins Frau war in den Fluß gefallen und ertrunken. Nasfredin wollte die Leiche auffinden und suchte nun den Fluß ab, indem er flussaufwärts ging. Da sagten die Leute: „Aber Nasfredin, so wirst du die Leiche deiner Frau nie finden! Du mußt doch flussabwärts gehen!“

Nasfredin erwiderte: „Fast mich nur. Ihr habt meine Frau nicht so gut gekannt wie ich. Sie tat immer das Gegenteil von dem, was alle andern Menschen tun. Also wird sie auch in der verkehrten Richtung zu finden sein!“

Goethe probt

Wenn Goethe bei der Probe eines seiner Dramen selbst zugegen war, so nahmen sich die Schauspieler sehr zusammen und die Probe ging untadelig vonstatten. Es war für sie eine Genugtuung, der Erzellen keine Veranlassung gegeben zu haben, sich über dieses oder jenes mißfällig zu äußern.

Eines Tages wünschte eine Schauspielerin dem Altmeister eine Bitte vorzutragen und sie begab sich in seine Loge. Und siehe da — der Göttergatte schlief ganz beschlafen.

Wie Gott es sieht

Ein Offizier war in Schulden geraten. Obwohl er vielleicht von der Ausführllosigkeit seines Verhabens überzeugt war, versuchte er doch, den Juden, der ihm das Geld vorgestreckt hatte, ans Herz zu rühren: „Et karnberig, Jude, und rechne nie den tiefsten Jinsfuß!“

„Nun Prozent, Euer Göttergatte“, erwiderte der Jüdelier, „das ist der äußerste Satz, zu dem ich Euch den Betrag geben kann!“ Und er schrieb an die Tür des bedrängten Soldaten eine große „9“.

„Jakobi!“ jubte der Offizier enttäuscht auf, „Gott im Himmel wird sich über deinen Schandwunder ärgern!“

„Eicher nicht, Euer Göttergatte“, gab der Jude lächelnd zur Antwort. „Betrachtet es gut: von o b e n gesehen sieht es doch wie eine „6“ aus!“

Beruhigt

Der Hausherr war in Zorn geraten und stieg in den Keller hinab. Dort erblickte er einen schmächtigen Mann, der an den Kiechen herumhantierte. „Sind Sie der Klempner?“ fragte er ihn. „Ja wohl“, antwortete der Mann. „Co! Sind Sie schon lange Klempner?“ — „Ob, gewiß, schon drei Jahre.“ — „Co! Und haben Sie in den drei Jahren schon mal ein Dörschen gemacht?“ — „Nicht daß ich wüßte!“ — „Co! Dann wird doch wohl alles seine Richtigkeit haben. Ich glaube nämlich, Sie hätten die verkehrten Köhren miteinander verbunden, weil der Kronleuchter im Wohnzimmer wie eine Fontäne springt und aus den Krähnen im Badezimmer Feuer kommt.“

**Gib
diese Zeitschrift
nach Erscheinen
des Hefes Nr. 53
zum Binden!**

**Heft Nr. 53 der
„JUGEND“
erscheint
am 24. Dezember**

**Lest
die
Jugend!**

**Lieber 2 Minuten später
zu Bett, als einen Abend
ohne Chlorodont!**

EXAKTA

FÜR SCHWIERIGE
AUFGABEN!

Kleinbild-Reflex
Auswechselbare
Objektivs bis zu 1:2
Schlitzverschlus
1/1000 1/2 Sekund
Selbstauslöser
Prospekt gratis

Thaco

DRESDEN STRIESEN 303

s'Krag'nknöpf!

Von Afra Schulz

D'Welt war scho recht — bloß d'Zeit war dann
Da brauchts a net lang frag'n warum.
Stellst oifst glet vana all's am Kopf,
zwengn so an raunzigen Krag'nknöpf.
Dös hab i jetzt amal betradt
und g'schwind a Beisl deibet gnadt.
Der Seppel is mei Nachbarchuba,
er bringst heut's s'Heimat gar net zua
und schimpft und schimpft fest ebendrein,
s'Krag'nknöpf bringt er halt net mein.
Preisfien tuat's, Herrschafstfien eini,
jei Dandl wart um halbe neuin.
Er rennt und zupft und zerrt und schreit
und reißt am Knöpfloch, wia net g'schreit,
stampft voller Wut, rennt umadum
und schmeißt in a Wasserkübel an —
werd watschelnack — die federn Eeden,
die g'wuchstn's Schnau —, nig is mehr trocken,
der Hoagst zoagt dreiwierlt Neumi —
Sternbiumi — Bagel — Donner ein!
Der Seppel binst vor lauter Wut,
daß er all's kurz und fleck schlog'n tuat;
am End da hat er ganz verbiß'n,
dös fleckne Krag'nknöpfloch z'riß'n
und schmeißt dös Knöpfel, was er ko,
mit Schürung an Watschisch-Luffsch no.
Derweil schlog's Neumi, d'Zeit is aus,
an Seppel fast a wahre Geiss —
Dös Dandl wart und wart voll Jammer
und — schreibst eahn ab in ihrer Kammer.
Aus is mit Vachschaf, Heitelasch,
schwach wird der Seppel auf der Beuß,
wird krank und sticht — die O'schicht is aus.
Nehmt's euch nur grad a Beispihl deraus —
viel O'scher um nig — es is zum lachen,
tuat sich der Mensch je Leb'n schwer macha.
Und is an seiner Ungeduld
Dit flog's a Krag'nknöpfel schuld.

Angenehm

„Woher denn schon so eilig?“
„Nach Hause.“
„Was? So früh schon?“
„Ja, ich müchte mal den Abend bei meiner
Frau verbringen.“
„Nanu! Auf einmal?“
„Ja. Sie ist stark erkältet und kann kaum
flüstern.“

EINE GEMÜTLICHE EINLADUNG

(Aus dem Russischen von M. Soschtschenko)

Das soll man sagen! Heute eine Einladung
geben ist nicht so einfach. Unablässig muß man
in Auge auf seinen Gast haben, ob er auch
wirklich seinen eigenen Mantel anzieht und nicht
einen Silberbesteck oder eine Kammselbste
mitgehen läßt. Das Essen kann man freilich
nicht kontrollieren, das nimmt er ohnehin in der
gestohlenen Serviette eingewickelt mit. Zwei
größere Einladungen und dein ganzes Ver-
mögen kann hin sein.

Ob da jüngst einer meiner Bekannten so
eine kleine Einladung, fünfzehn Bekannte an
ganzem. Wirkliche Damen darunter, aber auch
andere. Nützliche Trinker und ein paar Entbal-
samter, — kurzum ein buntes Kreis. Es wurde
ein glänzender Abend!

Die Gastgeber, die Eheleute Jekirev, hatten
ihre „Altehen“, den Vater der Frau, mitein-
geladen, weil man zu dreit besser aufpassen
kann. Und so hielten sie gute Wache, und
behielten jeden einzelnen Gast im Auge. Alter-
chen — Gott gebe ihm Gesundheit und langes
Leben! — war der erste, der schlapp machte.
Er hatte sich so vollgeschossen, daß er nicht mehr
lassen konnte. Der Hausherr ärgerte sich sehr
über Schwiegerpapas Verrat an der gemein-
samen Sache, und schaute, selbst nicht mehr
ganz klar im Kopf, in der Wohnung herum,
ob alles noch am Platz... Im Mitternacht
war er genau so weit wie das gute Altehen:

jenseits aller Hürnen. Auf einem Fensterbänk
des Schimmers schlief er wie eine Schild-
kröte. Die Gäste, voll und zufrieden, ver-
gnügten sich jetzt mit neckischen Gesellschafts-
spielen. Da plätsch plötzlich die Haustür totent-
lich dazwischen und schreit: „Das ist doch die
Höbe der Unverschämtheit. Jemand hat in der
Toilette die elektrische Birne mit den 25 Kerzen
abgeschraubt. Nicht einmal so was ist mehr
sicher vor diesem Gesindel!“

Große Aufregung! Großväterchen war mit
einem Schlag erkrankt und begann, nach den
Damenrücken zu greifen, wogegen sich ein lauter
Protest erhob. „Wenn schon“, schlug ein Be-
kannter vor, „dann eine regelrechte Unter-
suchung!“ Die Türen wurden abgeholt. Die Gäste
stellten sich der Reihe nach auf, deckten ihre
Taschen und ließen sich bis auf die Stiefel-
schäfte hineinsehen. Aber außer einigen
Brotentwürden und halbierten Flaschen fand
nichts zum Vorschein. Die Hausfrau mußte
sich wohl oder übel entschuldigen; es tue ihr
schwer zu tun, auf so eine erlebte Gesellschaft
einen Schabernack zu werfen zu haben.

Doch die Stimmung war dahin. Einer nach
dem andern drückten sich die Gäste. Als darauf
die Hausfrau ihren Gatten zu Bett bringen
wollte, fand sie in dessen Tasche die zerbrochene
Birne mit den 25 Kerzen, die er vorsichtshalber
selbst herausgeschraubt, und auf der er dann
den ganzen Abend als Wächter der Ordnung
geschlafen hatte.

(Deutsch von A. Wiedmeyer)

BETT

COUCH

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH GMBH

Unser
neuestes Werk

Dr. Alexander Koch

BETT

UND

COUCH

ist soeben erschienen.

Es ist ein unentbehrlicher Ratgeber für die Ausgestaltung des Schlafraumes
und für die Schaffung von reizvoll-gemütlichen Wohnräumen. Das Werk,
das mit 85 Abbildungen ausgestattet ist, wendet sich an jeden, der in seiner
Wohnung mehr sieht als nur eine Gelegenheit für Mahlzeit und Nachtlager.

„Behaglichkeit im Heim“

ist das Leitwort, das unsichtbar über jedem der schönen Bilder steht. Sinn
und Liebe hierfür zu wecken, mit praktischen Vorschlägen zu dienen ist
sein Zweck.

Preis RM. 4,80

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
GMBH.
STUTTGART-O. 68

Leider fehlt diese Seite

in der Vorlage.

Wir sind um Ersatz bemüht.



Leider fehlt diese Seite

in der Vorlage.

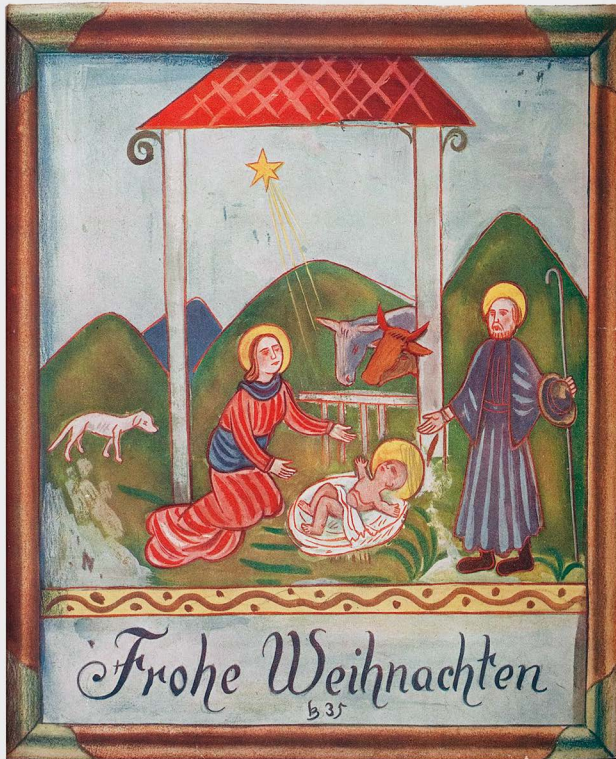
Wir sind um Ersatz bemüht.



WUEND

Preis 60 Pfennig

München 1935 / Nr. 53



Nacht der Liebe

In der heiligen Nacht
gehen die Herzen auf Wanderschaft
zwischen zwei Liebenden hin.
Unter einem glühenden Stern
raften sie gern.
Freieren will kein's —
da werden sie ein's!

Franzi.

Weihnacht einer Deutschen Frau

Bescherung im alten Schloß

Eine Geschichte um Annette v. Droste-Hülshoff

Von Walter Persich

...die Liebe wird weder durch Schönheit noch
Talent noch selbst Achtbarkeit bedingt, sondern
liegt einzig in den eigenen Augen und im eigenen
Herzen ...

Annette v. Droste-Hülshoff

15. 2. 1843 an L. Schücking.

Aber den winzigen Gassen des kleinen Schwabenstädtchens Meersburg mit seinen windstiefen Häusern und dem gewächigen Tor schimmert in der bläulichen Luft des Winters von 1841 das verwitterte Schloß. Es hat manche große Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. Konradin von Stauffenberg begann von hier aus seinen Zug nach Italien im Jahre 1268, Jahrhunderte hindurch war es das Heim der Bischöfe von Konstanz. Gewichtige Gestalten gingen ein und aus, und über manches Menschen Dasein und Seele wurde in diesen Mauern entschieden in Zeit und Ewigkeit.

Die Welt scheint in diesen Jahren stiller geworden. Sie hat viel geschaffen, erdacht und gearbeitet. Das Zeitalter der Erfindungen hat das Zeitalter der Kriege abgelöst und die Meersburger Bürgerleute blicken mit anderen Augen als früher zu der Feste hinaus; als früher, da ihr Schicksal von einem Worte im alten Schloße abhängen konnte. Der Freiherr von Laßberg, taub beinahe und verwöhnt in seine gewaltige Bibliothek, treibt dort oben abgeschieden von aller Welt seine germanistischen Studien. Ihm zur Seite lebt die viel, viel jüngere Frau Jenny, eine geborene von Droste-Hülshoff aus dem Münsterlande, deren Sprache den Menschen hierorts so herb erscheint wie ihr Wesen. Dann gibt es dort oben noch den weichen, ein wenig neugierigen und sehr herrenhaften Bibliothekar Schücking. Und ein seltsames und zauberisches kleines Frauenwesen mit überdicklich großen, wie in Porzellan gemalten Augen, mit fliehenden, schnellen Bewegungen und einem wunderbaren Glanz in der kleinen Stimme, die so gern zu allen Leuten auf den Straßen und den Markt spricht. Sie lächelt wie eine Madonna zu den Sorgen der Menschen, reicht die Hand, sagt einen kurzen, guten Rat und jeder ist getröstet — sogar der verdorrte Provvisor in der Apotheke, der den Armen die Laler zusetzt, die sie seinem Brotherrn für schlechte Medizin hinterlegen müssen. ...

Es ist ein silberner Weihnachtsonnenstag, der jetzt dunkler und dunkler wird. Der See fließt mächtig zusammen mit dem blauenden Himmel und dessen Sternstüpfen spiegeln sich in dem heute so blanken Gewässer, das oft böse böd gegen die Ufer prallt. Der Nachtwächter pustet in der Klemme schon seine Laterne, der Choral schallt aus der kleinen Kirche hinaus in den Abend, warm und gelb blinken festliche Stubenfenster, und Bratendüste ziehen über Giebel und Fische hinweg in die Nasen der kleinen Engel im All, welche neugierig das schöne Treiben auf Erden betrachten und sich freuen, daß es einen Tag in der Welt gibt, der auch Gott eine reine Freude bringt und den Menschen ein Wohlgefallen ...

Auf der Meersburg gibt es heute fast noch weniger Geräusche, als an anderen Tagen. Freiherr von Laßberg sitzt neben der Lampe an seinem Arbeitsstisch in der Bibliothek und sucht in vergilbten Büchern alte deutsche Lieder. Der junge Bibliothekar Schücking hat sich in den Katalogwinkel des getäfelten Raums zurückgezogen. Auch seine Feder kratzt auf dem Papier — er schreibt einen Brief an die kölnische Zeitung, um ihr eine kleine Novelle zu schicken, in der es sehr gruselig zugeht. So wird es immer abendlicher und dieser Tag scheint wie alle anderen.

Nur im Wohnzimmer ist es reger. Dort huschen leichte Füße über den Boden, dort flüstern Frauenstimmen, dort knistert Papier und werden geheimnisvolle Vorbereitungen getroffen — und nun knarrt die Stiege unter einem schwebenden Schritt. Es ist die Droste, die kleine Dichtende Schwägerin des Freiherrn. Sie eilt lustig in die Halle.

„Augul!“ flüstert sie ... „picht? Alles fertig?“

Im Halbdunkel hantiert ein gebückter Mann an einem ragenden dunklen Schattens, einen fremden Duft.

„Jawohl, Fräulein — wie können gleich beginnen!“

„Warte noch ein paar Minuten, ja? Reichen die Kerzen?“

Eden ist sie wieder hinausegelaufen, läuft sie über den Schloßhof zu Kasper, der Thürhüter, der sein Guckfenster unter blutiger Hand aufzieht und die wertlose einige Pakete reißt.

Die streichelnd kindlich-saure Hand wie zum Dank, schenkt ihm ihr kleines Lächeln und sagt in Eile:

„Macht mir das Fenster zu Kasper! Heute am Christabend wird doch niemand mehr sich meiden — und wenn ich drinnen läuten lasse, wird er mit seiner Frau antreten, verstanden?“

Das Fräulein — denkt er, schüttelt den grauen Kopf — das Fräulein! Immer noch wie ein Kind — und dabei so reizend und behend! Aber gemächlich schliefte er seinen Platz ab, preist noch einmal die Nadel des Lozes und marschiert er hinüber zum Gebäude.

Die Droske ruft schon im Eingang dem Diener zu:

„Kerzen anzünden, August! Es ist soweit!“, und als es geschehen, drückt sie dem Diener die Tischglocke in die Hand, hat sie schon auf dem Tisch neben dem prangenden Baum ihre Pakete ausgepackt und steht sie bei seinem Glanz mit gefalteten Händen starr wie eine geistmüde Heiligenfigur.

Erstarrt poltert der Freiherr die Treppe herab. Hinter ihm, im gebührenden Abstand mit neugierigen Augen, kommt schnell Annettes Schwester, eingeweiht in den heimlichen Plan, ordnet schnell noch selbst das Silber auf dem gedrehten Tische — und hinter Laßberg breiten Rücken stehen nun die Bedienten: der Alte vom Einlaß mit seiner Frau, die Magd, August, der Knecht.

„Was ist...“, sagt Laßberg raub... „Welch ein Fieselsatz...“

Doch bald ihm jedes weitere Wort in der Kehle stecken. Die tönende, schmeichelnde Stimme seiner Schwägerin Annette beginnt mit der Weihnachtsgeschichte aus der Heiligen Schrift, der schönsten Geschichte, die je ein Dichter erfand... Kaiser Augustus sandte ein Gebot aus... und während sie weiter spricht, zwingt die feierliche Schönheit ihrer Sprache, das Vernehmen über ihrem leicht genügten Haupte auch den poltrigen alten Freiherrn, die Hände zu falten, wie es seine Diener und seine Gattin taten, und selbst Schüding ironisch lächeln verliert sich wie fortgewischt aus seinem Antlitz. „Denn siehe, ich verkündete euch große Freude...“, spricht Annette von Droske-Hülshoff unbewußt zu Ende, und es wird Weihnachten in der Meerburg. Nach einem kleinen Schwitzen winkt sie jedem einzelnen heran. Nun kommt es heraus, was sie in diesen Wochen sowohl im Städtchen bei den Kaufleuten und Händlern zu tun hatte. Kasper bekommt eine wollene Jacke für seinen Zerkwalterdienst. Seine Frau kniet mit Tränen in den Augen, als Annette ihr ein schönes buntes Umhangsgewand reicht. Für August ist eine neue Weste da, für den Freiherrn ein seltsames Buch, das sie aus Stuttgart hatte kommen lassen.

Als letzte ist Schüding nach. Er hat sich den feierlichen Schenken abseits gehalten — als Bibliothekar will er erst wenige Wochen im Hause. Eigentlich ist es ihm ein wenig peinlich, Zeuge der Familienfeier zu sein, und schon will er sich zurückziehen, als Annette ihn ruft.

„Für Sie, Herr Schüding, habe ich dies, damit Sie uns nicht bei den beständigen Winden um Meerburg über kalte Füße klagen brauchen — ich habe meine Feder der ersten besten Gans an die Fingel gesteckt, meine blauen Estrümpfe ausgezogen und ganz ordentlich ein Paar Pantoffeln gestickt. Sie sollen ihnen beweisen, daß ich nicht nur nutzlos Gedichte schreiben kann...“

Lachend nimmt auch Schüding die Gabe. Er beugt sich galant über ihre weißschimmernde Hand mit dem durchscheinenden Geäder.

„Sogar mein Namenszug ist darin, wie ich sehe...“

„Nicht wahr? Und auf dem zweiten Pantoffel zur Erinnerung an Meerburg der meine: AD. Ernst würden Sie gar gleich die Expenditur der mitterlichen Gabe vergessen...“

„Keinesfalls!“ kann Schüding sich nicht enthalten, zu erwidern. „Nur — ich gesteh's, dieses AD. erinnerte mich im ersten Augenblick an meines möglichen Abchied. Klingt es nicht wie ade? Und wenn die Bibliothek gerodet ist...“

„Ja Tisch!“ unterbricht die Schloßherrin das Gespräch. „Nach dieser erhebenden schönen Stunde darf man auch der guten nachschaffen Dinge nicht vergessen. Der Freiherr hat sich sogar, wie ich sehe, entschlossen, August in den Keller zu schicken und eine der angestaubtesten Rotweinsflaschen heraufholen lassen...“

Laßberg läßt den Menschen mehr vom Munde ab, was sie sprechen, als daß er's hört. Er vergeht sein Gesicht zu einer für seine Beguttfie und Art großen Freundlichkeit.

„Ja, ja, Schwägerin, so zwingen Sie mit ihrem hezigen Glauben und Kinderfuss gar noch den früheren fürstenerbischen Regierungsdirektor, die Weihnacht zu feiern! Und wahrhaftig, es ist ein schönes Bild: der barzige Baum des Waldes, bedeckt mit Eiszugeln und kleinen Eherzen, stahlend in unserem alten Gemäuer! Da ist man nun bald an die Eibzig heran und lernt, daß alle Schönheit des Lebens, und am wenigsten die stille, sich nie ganz auskosten lassen wird.“

Annette lächelt zu ihm hinüber und strengt sich an, laut genug zu sprechen:

„Das ist schon wieder ein beinahe heidnisches Bekenntnis! Doch ich bin glücklich, meinen Herrn Schwager nicht zwingen zu sehen, ob meines eigennützigen Artangements, das einen gastfrei Aufgenommenen wie mir nicht zusteht!“

Laßberg hebt das Glas.

„Zitieren? Gewiß — ich hatte die Absicht. Sie ist mir gründlich vergangen vor Ihren schönen Augen, Schwägerin. Und jetzt bin ich's, der um Entschuldigung bittet: im Gelehetemwinkel vergißt man gar zu leicht, das Leben. Und das Leben, das schreit mir der vorheftigste Dank an die Götterlichkeit! Ihr Wohl, kleine schöne Schwägerin!“

Die Köpfe klängen aneinander, auch Schüding hat sich erhoben und sein Bild findet den Annettes. Er erschrickt vor dem innigen Feuer, welches ihm entgegenstrahlt. Er fühlt etwas Erscheinungsvolles aus diesem Menschen sich um sein Herz weben und er wehrt sich mit all seinem Willen dagegen.

„Heute hat Annette ganz gewonnen!“ sagt ihre Schwester zärtlich. Sie drückt einen Kuß auf die edle Stirn ihres Lieblings. „Ich bin so froh, daß nun auch der Freiherr beginnt, sie ganz kennen und schönen zu lernen!“

Laßberg hat die Bewegungen ihrer Lippen genau verfolgt. Jetzt lacht er gemächlich.

„Bei mir, der Butzgerne, wie mich das Volk im Städtchen nennt, hatte sie vom Tage ihres Erscheins gewonnen!“ Er wischt den Mund



Weihnachtsabend auf dem Wandbecker Schlosse 1796
(nach Theobald von Oers)



Flucht nach Ägypten

Hans Thoma f

mit dem Feinmuth und schwanzelt. Jetzt muß etwas Besonderes kommen — und es kommt auch. Aber die Wette mit Schüding wird sie verlieren! Nicht wahr, Herr Bibliothekar, erzählen Sie nicht, Annette habe zugefagt, in einem Winter einen ganzen Gedichtband zu schreiben! Ja, ja, die Jugend besingt mich schwerer als das Alter!

Schüding wird verlieren. In Annettes Wangen spielt eine plötzliche Röthe. Sind die Worte des Allen nicht beinahe doppeldeutig? Schnell, schnell einen Ausweg, damit niemand an Lich merkt, wie sie des freien Redes empfindet!

„Ob, wenn es nur das ist!“ lacht sie, Gassung erkämpfend. „Herr Schüding wird die Wette verlieren. Denn zwei Gedichte habe ich von gestern auf heute schon geschrieben!“

„Das müssen wir hören!“ ruft Schüding übermüthig.

„Ich weiß nicht“, will Annette antworten. „Ob an diesem Abend...“

„Doch!“ drängt nun auch die Schwester. „Einst könnte ja Herr Schüding immer noch glauben, die Wette gewonnen zu haben!“

„Gut, so nimmt Annette aus ihrem Handtäschchen zwei beschriebene Blätter und man lauscht ihrem gedämpften Vortrag, der ihre zitternde, suchende und in allem Mühen so große Seele enthüllt. Das zweite Gedicht klingt aus:

Sieh her, nicht eine Hand die mir,
Ich reiche b e i d e die entgegen,
zum Leiden auf welcher nur Eupur,
zum Liebespenden und zum Segen.
Nur ehre ihn, der angefaßt
das Lebensnütz an meiner Wiege,
nimme mich, wie Gott mich hat gemacht
und leh mich keine fremden Züge!

Es ist ein langes Schwärmen in der kleinen Natur, während die Kerzen nach und nach verlackten. Schüding steht auf, die zuletzt verglimmenden auszublasen. Ihn hat sich etwas von der inneren Bewegung Annettes mitgeteilt. Er muß wohl prüfen, wie es um sie steht, wie sie seine mehr tändelnden, spielerischen Bemühungen der letzten Wochen, die Vertrauen und ihre Jünglinge zu gewinnen, aufgenommen hat. In diesem Augenblick wird ihm bewusst, daß er ein gefährliches Spiel treibt — er, der junge, selbstherrliche, weltgewandte Pflanzler hat nicht eine Frau erobert — darum war es ihm zu tun — eine Seele ist ihm ganz verfallen.

„Nun, Herr Bibliothekar!“ poltert der Freiherr fröhlich los. „Da haben Sie! Meine Schwägerin ist Ihnen eben doch überlegen — nicht

allein, scheint mir, im Gedichte machen. Ihre Meisterschaft auf diesem Gebiet sollten Sie anerkennen. Auch aber ihre Erfahrung ist reifer als die Ihre — der Sie noch ein ganzes Leben des Vernunft und Planens vor sich haben...“

Um irgend etwas zu sagen, erwidert Schüding verlegen:

„Ich bringe mich und bekomme mich garhagen! Die letzten Jahre, die ich jünger bin, als Frühen von Drosie...“, er brist sich auf die Lippen und brennt den Saß nicht. Erst jetzt merkt er, wo er eben ausgesprochen, welche Klart er aufgerissen hat und wendet sich schnell nochmals dem Baum zu.

„Ich bin wirklich müde“, sagt Annette mit verträumten Lächeln. „Der Tag hat doch viele Spannungen gebracht. Gute Nacht, liebe Schwester“, gute Nacht, Schwaiger. Gute Nacht, Herr Schüding!“

Auch er verbeugt sich und nimmt nochmals ihre Hand.

„Verzeihen Sie mir... ich muß mich erst daran gewöhnen, ein junger Laps zu sein und von Ihnen Herzensbildung zu lernen...“

Die Drosie bleibt wachend und warm zugleich in seine herzige und auch jetzt noch etwas kühl funkelnden Augen. Um ihren bebenden Mund huscht wieder jenes kleine Lächeln, das in seltenen Augenblicken ihr länglich gezeichnetes Antlitz zu dem einer Madonna macht.

„Ich sollte Ihnen etwas zu vergeben haben? Nein, Schüding...“,

zum erstenmal läßt sie das „Herr“ mit Bewußtsein fort aus der hemmenden Anrede. „Ich danke Ihnen. Ich hatte heute ganz vergessen, daß ich eine kranke Frau bin. Aber ich mein Leben zu Ende geht, muß ich gelernt haben, daß es für mich noch eine große Aufgabe im Leben geben wird. Die Aufgabe, Ihnen eine zweite Mutter zu werden. Ich bin wohl schon auf dem Wege dazu, denn seit heute verstehe ich Sie ganz, mein Lieber. Gute Nacht — und morgen wollen wir fröhlich erwachen!“

Selbst der fast taube Freiherr spürt, ohne die Worte zu verstehen, das Schicksal dieser Szene. Eine Frau blüht der hinausgehenden Schwester liebevoll nach. Arme, stolze, wundervolle Annette! denkt sie. Und Schüding sitzt trauernd in einem Esel neben dem horrigen Weib nachtsbaum und starrt und starrt... .

Ein Schicksal vollendet sich, und auch das Annettes.

An diesem Weihnachtsabend des Jahres 1841, da sie ihre große Liebe und ihre große Entzweiung zugleich sind, beginnt jene einzigartige Freundschaft zwischen ihr und Schüding, für die in der Welt nie ein Beispiel gab. Jene Freundschaft, die Annette von Drosie-Halsbosch's seltenes Herz so reich machte, weil es ganz und ohne Gegengabe opferte.

Der Tod und der Truthahn

Eine weihnachtliche Geschichte

Von Hans Serönsen

Aus der Hauptstadt eines Landes im Süd-osten Europas wird uns eine ergößliche Geschichte berichtet, deren Glaubwürdigkeit durch die Sicherheit der Quelle erwiesen ist. Weihnachts stand nahe vor der Tür, also sah ein Attache der — — Gefandtschaft in X. und seine Frau dafür entschieden, auch in diesem Jahre nach der Väter Eitte aus der fernen Heimat ein Exemplar jenes als cholerisch bekannten Geflügels kommen zu lassen, das im zuständigen Wörterbuch als „turkey“ bezeichnet ist. Der angestrebte Geflügel kam nach erfolgreichster Durchquerung mehrerer Staaten tollend über die Grenze und erreichte auch wohlbehalten und zu guter Zeit X., denn mittlerweile war es Weihnachten geworden. Am Vortage des Festes wollte man — der Name des Unglücklichen sei nimmer genannt — zur Zerung des Truthahns schreiben. Es erwies sich jedoch, daß kein Hausverwahrer, mit Einbeziehung des Attaches und seiner Gemahlin, gewillt war, den Truthahn vom Leben zum Tode zu bringen. Ein glänzender Beweis für



Flucht

Weihnacht

In der heiligen Nacht hat a Sternlein herabgelagt, hat grad blinkt und glanz und die Engel kam tanzt, und a Mußl hams amacht weil im Stall in der Nacht es a Kindl geboren, des der Heiland is worden. (Altbaierisch.)

Bauernmalerei

die Humanität unserer Zeit! Durch einen vor-trefflichen Gedanten wurde die Szene aber doch noch zum Tribunal und es war die Frau des Hais, welche alle Schwierigkeiten behob, indem sie einen Strickbeutel herbeiholen ließ — es gibt ihn also noch — und diesen bis zur Hälfte mit Watte anfüllen ließ. Die Raffinesse des Plans tritt aber erst zutage, wenn man gesagt wird, daß man die Watte reichlich mit Chloroform durchtränkte und den ganzen Apparat alsobald dem Delinquenten über den Kopf stülpte. Denn jo, überlegte man, werde der Szene das schmerzpeinliche und dem Delinquenten die Qual der letzten Augenblicke erspart. Und wirklich fand das Tier wie gefällt zu Boden. Gleich frag man es in die Küche, und, nachdem die Köchin es gerupft hatte, in die Speisekammer. Damit schien also das Festmahl sichergestellt zu sein und die Gattin des Attaches konnte beruhigt die letzten Einkäufe in der Stadt machen. In ihrem Hause jedoch erreichten die Geflügelstümmel um den Festabend alsobald einen Höhepunkt, den sie bei der Rückkehr fassungslos gegenüberband. Sie erblühte nämlich unten im Treppenhause die zahlreich männliche und weibliche Dienerschaft in einer Ecke zusammengeedrängt, Gebete murmelnd und sich bekrenzend wie vor dem leb-

haften Gottseidens. Auf ihre Frage, was es denn gäbe, deutete die etwas beherzte Köchin nach oben. Und nun sah die unglückliche Frau des Hauses etwas, was ihr die Hoffnung auf den Festbraten aus der Heimat endgültig raubte. In der Mitte der breiten Treppe zum ersten Stock führte der Truhbahr, der vom Glorieturm nur bedeckt gewesen war und inzwischen eine fiedeliche Urfahnd erlebte hatte, absonderliche Länge vor, die er mit wütendem Fischen und Kollern begleitete. Man sah es ihm an: er hätte gern ein Rad geschlagen und sein Gefieder aufgespiessert, wenn er es nur noch gehabt hätte. Vollkommen seiner Fiedeln beraubt, bot der Beglücktensohne in seiner völligen Nacktheit auf dem roten Ränder des breiten Treppenhauses im unwirklichen Licht des winterlichen Spätnachmittags ein überaus groteskes Bild. — Die Frau des Hauses fand zuerst die Bestimmung wieder, ließ den Truhbahr einfangen und in die Speisekammer zurückbringen. In der Folge kam man über ihn, ihm in Anbetracht seines absonderlichen Schicksals das Leben zu lassen, und da sich der Winter in jenem Jahre sehr streng anließ, versetzte ihm die fröhliche Gattin des Attachés eigenhändig ein gestrichenes, wollenes Kleidchen, unter dessen wärmendem Schutz dem munteren Vogel, der nicht nur in K. zu einiger Berühmtheit gelangte, ein neues, schöneres Federkleid erwuchs.

Winterabend

Die Felder schimmern weiß und kalt.
Am Wegrand friert ein kahler Strauch,
Frost fällt auf ihn wie grauer Rauch
Und Hirsche röhren im schwarzen Wald.

Im Dunkel klagt ein zager Wind
Und hält das Rohr am Weiher wach.
Ein Dohlschrei klingt lange nach.
Im Nebel fern ein Licht zerrinnt.

Manchen noch auf irren Pfaden
Führt Wanderschaft an fremde Schwelle,
Herr, laß ihn ein zur Lampenhelle
Und öffne ihm das Tor in Gnaden.



Die Abweisung

Rembrandt

Der Rauchfasser

Eine Christmettengeschichte

Von Rudolf Kreutzer

Vor Jahren, vor langen Jahren schon, als wir noch in die unteren Klassen der Lateinschule gingen, in unseren Knabenjahren also, da waren wir, der Einzinger Georg und ich, Ministranten in der Michaelskirche in München. Sie ist eine sehr schöne Kirche, die Michaelskirche, groß und schön prunkend — von einer einzigen Säule getragen — der steinerne Bogen ihres riesigen Gewölbes über das breite Kirchenschiff, eine Echtheitswunder, darf man sagen, und sie liegt mitten im Herzen der Stadt, in der Neubaugasse. In dieser Kirche also waren wir Ministranten, Ministranten eigentlich sogar der Einzinger, der größte und älteste von uns, war der Oberministrant, der Rauchfasser.

Er verstand die Kunst, das Rauchfass zu schwingen, wie kaum ein anderer, er schwang es wirklich, ließ es nicht nur so ein wenig hin und her pendeln, wie die meisten Rauchfassträger taten, er war stolz auf sein Können, er zeigte es oft und gerne und er überließ keinem von uns sein Rauchfass, auch nicht gegen die verlockendsten Versprechungen, die wir ihm machten. Aber einmal, um die Adventzeit herum, schon nahe vor Weihnachten, die letzte lateinische Schulaufgabe vor den Ferien stand noch aus und der Einzinger hatte wieder einmal einen Brier geschrieben gehabt, einmal, um die Adventzeit herum also, da habe ich ihm doch sein Rauchfass abgeliefert. Ich versprach, ihm die lateinische Aufgabe abzuhandeln

zu lassen und er mußte mir dafür in der Christmette das Rauchfass tragen lassen. Es war ein reeller Handel, es kam auch alles wie es ausgemacht war, der Einzinger hat meine Katenaufgabe abgeschlossen und es hat ihn gerade noch mit Mühe und Not zu einem Dreier gereicht und auch er hat kein Versprechen gehalten, gewiß das hat er, aber er hätte es lieber nicht tun sollen, denn das Rauchfassschwingen in der Christmette, das wurde für mich zu einer Katastrophe und es geschah das, was ich jetzt erzählen will:

Nach der Christmette, zur Mitternachtsstunde, als das Hochamt begann, da gingen wir in feierlichem Zuge aus der Sakristei zum Hochaltar hinaus, die drei Priester in schweren, golden glänzenden Messgewändern, der Zereimoniar, die Fackelträger, die Leuchterträger, auch der Einzinger war unter den Leuchterträgern, aber dem feierlichen Zuge vocan ging ich mit meinem Rauchfass. Dunkel lag das riesige Kirchenschiff, Kopf an Kopf standen die Andächtigen in dem dämmenden Raum, steinern ragten die Figuren der Heiligen darüber hin, ein silberner, umgitterter Glanz floß von den Seitenaltären herein, aber oben am Hauptaltar, da flammerte ein Meer von Lichtern und strahlte es golden und rubinrot und düsterte nach Tammengrün und Weihnacht. Das Kyrie ging vorüber und der Priester flammte das Gloria an, brausend fiel die Orgel ein, „et in terra pax hominibus“ sangen sie droben an Kirchenchor, es waren süße, jubelnde Traufläuten, Stimmen wie von Engeln, es war sehr schön das Gloria, ich weiß es noch wie heute, es muß von Mozart gewesen sein, das Gloria und ich schwang mein Rauchfass, himmelblaue Wolken schwebten aus ihm empor, duftende himmelblaue Wolken Weibrauch und ich schwang es immer nütziger, immer höher, höher vielleicht als es sich geizt hätte, golden klirren die Ketten im Schwunge, immer vor und wieder zurück klirren die Ketten und jetzt hätte ich eigentlich abtreten und wieder in die Sakristei hineingehen müssen, denn die drei Priester schickten sich schon an, zu den seidenbespannten Thronesseln hinaufzugehen, um sitzend das Gloria abzuwarten, ja ich wollte schon gehen, nur noch ein paar Schwünge, dann wollte ich gehen, aber da kam schon das Verhängnis, kam ganz plötzlich und unerwartet, wie alles Verhängnis. Ich stand dicht hinter dem Subdiakon und auf einmal, ich weiß nicht warum, machte der Subdiakon einen Schritt nach rückwärts und auch ich mußte einen Schritt zurückgehen und das Rauchfass schwang, aber hinter mir, da war schon das Pfeisgitter, das schöne, marmorne Pfeisgitter, wer die Michaelskirche kennt, der wird es wissen, und auf einmal gab es einen hellen, klirrenden Schlag, fast so, als ob ein Stein in ein Fenster geworfen würde und dann sprühte es Funkenregen nieder und die glühenden Holzkohlen lagen auf dem Boden umher, auf dem Teppich umher, lagen auf dem kostbaren, feiertägigen Altarteppich umher.

Die Geistlichen blickten sich erschrocken um und der Subdiakon machte ein erzürntes, strafendes Gesicht, der Einzinger aber lächelte vor sich hin, ein überlegenes, schadenfrohes, ein empörendes Lächeln, aber ich sah kaum zu ihm hin, sah nur auf die glühenden Kohlen und den Teppich und ich bückte mich nieder und las mit schnellen Fingern die Kohlen auf und warf sie wieder in das Rauchfass zurück, eine um die andere und eine jede brannte mich in die Hand, daß die Haut an meinen Fingerspitzen zuckte und ich hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber ich ließ es nicht etwa mit dem Fuß vom Teppich herunter auf den Steinboden, sondern hob sie alle auf, eine um die andere mit den bloßen Händen auf, alle die glühenden Kohlen; warum ich dies tat, weiß ich nicht. Der Teppich aber hatte nimmerdenn ein Loch, es war wie ein Wunder, kein einziges, schwarzgebranntes Loch, er war nur an manchen Stellen etwas verengt, vielleicht waren die Löcher jetzt in meinen Fingern statt im Teppich, ich wußte es nicht, wußte nur, daß mich die Finger brannten wie heißes Eisen und dann machte ich eine doppelte Kniebeuge und dann kam das Schlimmste, das Unvermeidliche, dann mußte ich zurückgehen in die Sakristei, mußte durch die dichtgedrängte Schaar der Andächtigen hindurchgehen. Es war mir, als richteten sich hundert Augen auf mich und ich muß dunkelrot gewesen sein im Gesicht oder auch leichenblau, ich weiß es nicht, und der Weg nahm kein Ende, immer an den Blicken der Andächtigen vorbei, die mich — ich bildete es mir ein — anstarrten, als sei ich ein Verworfener und dann kam mir zu der Scham, die ich empfund, auf einmal der Hohn, nicht aber mich selber, sondern über die, die mich so anstarrten. Ich hatte doch eigentlich gar keine Schuld, hatte vielleicht nur das Rauchfass ein wenig zu hoch geschwungen und wenn der Subdiakon nicht den Schritt nach rückwärts gemacht hätte, so wäre nicht das Unglück passiert und überhaupt, hatten sie denn nicht gesehen, wie ich die Kohlen aufhob, alle die glühenden Kohlen, das hätten sie mir nachmachen sollen, mit den bloßen Fingern, ja das hätten sie mir tun sollen, nicht einmal der Einzinger hätte das fertig gebracht.

Endlich war ich in der Sakristei und es war mir, als sei ein barnberziger Vorhang hinter mir niedergefallen, aber immer noch brannten mir die Blöße von hundert Augen auf dem Rücken und ich stellte das Rauchfass und das Weibrauchschifflein in die Ecke und schlug mit den Händen in die Luft, die Finger waren voll schmerzhafter Brandblasen und es kamen mir die Tränen in die Augen und als draußen das Gloria verklungen war, da warf ich der alte Messner Zeisigfetter schnell den Chorherr über, denn ich sagte, daß ich nicht mehr hinausgehen würde und daß ich nie mehr das Rauchfass tragen würde und ich habe es auch nicht mehr getan, niemals wieder.

Maria vor dem schlafenden Kind

Dies war die Stunde, da Maria trauerte
vor dem stillen Mund des Kindes

stand,
Als sie die Decke aus dem Bettchen räumte,
bewegte sich im Schlaf die Kinderhand.

Was werden diese Finger später halten?
Die Mutter sann: Vielleicht den Bauern-

flug,
vielleicht ein Kriegerschwert, vielleicht die
alten

Geräte, die der gute Vater trug.

Sie sah den Knaben in den blauen Schürzen
der Zimmerleute walten und fing still
zu lächeln an. Bald wird er Balken stürzen
und hobeln, wie das Werk den Handgriff
wilt.

Sie wußte nicht, daß man mit Nagelspitzen
die Hand durchlöchern wird, die jetzt noch
schlief.

So blieb sie lächelnd vor dem Knaben sitzen,
als er erwacht nach seiner Mutter rief.



Anbetung

Wachsplastik von Franziska Bilek



Vorder Kruppe

Siegfried Kühnel

EIN WEIHNACHTSMÄRCHEN

Frei nach dem Russischen von Michail Soschtschenko

Heutzutage schreibt man keine Weihnachtsmärchen mehr. Alle Legenden und Wunder, die sämtlich die Aufklärung verschlungen. Aber immer noch spukt und däht die nächtliche Wirklichkeit Geschichten wie diese, die längst zur Weihnachtszeit einem Arzt passiert ist. Das war so: Der Arzt sitzt und wartet geduldig auf Patienten. Endlich kommt einer. Ein Mann in mittleren Jahren und klagt über Beschwerden. Das Herz, sagt er, läßt manchmal aus, und überhaupt, er spürt, daß er bald sterben werde. Unser Arzt untersucht und findet nichts dergleichen. Der Keel ist vollständig gesund wie ein Eiße, ruhig und das Schutzbärtchen nach oben gedreht. Der Doktor verspricht also Baldeiantropfen, verlangt 70 Kopeken. Und schüttelt den Kopf. So trennen sie sich.

Zago darauf erscheint bei dem Arzt ein altes Weiblein im schwarzen Kleid. Schnäuzt sich umständlich und heult. Sagt: „Hoffen kam zu Ihnen mein geliebter Neffe Basilij Ledenev. Und denken Sie, heute nacht ist er gestorben. Kann ich einen Totenheilmittel für ihn bekommen?“ Der Arzt fragt: „Das ist sehr merkwürdig! An Baldeiantropfen selbst jenen jenseit.“ „Ich muß die Leiche sehen!“ Die Alte sagt: „Geh auf, kommen Sie mit mir. Es ist nicht weit.“ Der Doktor rafft seine Instrumente zusammen, zieht die Gummischuhe an und geht mit der Alten. Sie steigen zum fünften

Stock. Von weitem sehen riecht es nach Weizen. Die Leiche liegt auf dem Tisch aufgebahrt. Kerzen brennen ringsum. Die Alte vertreibt sich in eine Ecke und beginnt zu weinen. Dem Arzt wird es schummrig zu Mute. „Diesmal hab ich schwer daneben gegriffen, ich alter Esel! Und das alles für 70 Kopeken!“ Er geht sich, schreibt schnell den Totenheilmittel und macht sich schleunigst davon.

Unten am Hoftor fällt ihm ein — er hat die Gummischuhe vergessen. „So ein Pech — für 70 Kopeken, muß ich da nochmals hinaufklettern!“ Die Tür steht offen. Und da sieht er: Die Leiche Basilij Ledenev sitzt auf dem Tisch, schmeißt sich die Schuhe und streift über lägend was mit dem alten Tante. Und diese geht um den Leichentisch herum, drückt die Kerzen aus und leckt sich jedesmal die Finger.

Der Arzt wundert sich stark, er will vor Schreck aufschreien, bemerkt sich aber, läßt seine Gummischuhe im Etich und stürzt davon. Zu Hause fällt er auf ein Sofa und klappert mit den Zähnen. Dann nimmt er Baldeiantropfen, bewußt sich und ruft die Polizei an.

Am nächsten Tag wird die Cadave geflächt: Basilij Mitofanowitsch Ledenev hat 3000 Rubel Staatsgelder unterschlagen und gedachte damit ein neues, großes Leben zu beginnen. Aber da kamen die verfluchten Gummischuhe dazwischen. Diese wurden dem Arzt zurückgebracht, genau am Heiligen Abend.

Kleines Erlebnis

Es war vor Jahren in einer großen Stadt einen Tag der Weihnachts. Die Menschen schoben sich, um die letzten Einkäufe zu machen. Ich baßelte an meiner Tische herum, um ein paar Kleinigkeiten noch hinzuzugediegen. Da trat ein Herr in diesem Pelz zu mir und erbot sich, mir behilflich zu sein. Ein gütiges Gähnen spielte um sein Gesicht. Ich mußte ihm freundlich antworten, als er mich fragte, ob das meine letzte Weihnachtseinkäufe wären. „So, so“, brummte er, „dann werde ich ja morgen überall zufriedene Gesichter vorfinden.“ Als ob Sie der leibhaftige Nikolaus wären, so sprechen Sie“, entgegnete ich ihm lachend, und ich fand dabei, daß er tatsächlich in Haltung und Gebärde ein echter Nikolaus sein konnte.

Freundlich lächelnd blieb er an meiner Seite, als ich meinen Heimweg antreten wollte. In der Ecke schielte ein kleiner Junge Hampelmänner und Lebkuchenherzen aus, ein Dreck seiner großen Hand, und ich sah es, wie er den armen Kleinen durch drei Silberlinge glücklich machte. Wie schön, wenn man ein paar Augen leuchten sieht. Selig sah mich der Weihnachtsmann von der Seite an. „Wollen wir noch weiter in der Richtung gehen?“ Der Lärm von ein paar Buben und Mädchen erlöste meine Antwort. Sie stritten sich vor einem großen Schaufenster um die schönsten Dinge. „Dies und das“, schrien sie, „das möchte ich haben, und ich jenes.“ „Glaubst du noch an den Nikolaus?“ rief ein Vorwärtiger, „ich nicht.“ Wie vom Blitz getroffen fuhr er herum, als jetzt eine Karte in der Hand meines Begleiters auf seinem Rücken tanzte. Zu gleicher Zeit rieselten hundert kleine Karten über die Köpfe der andern. Püppchen für die Mädchen, Schokolade für die Buben, Nüsse, Schokoladenkugeln. Jetzt gewisste ich selbst nicht mehr, daß der Mann der Nikolaus sein konnte, wenn nicht zumindest ein gütiger Menschenfreund, der sich in die Masse eines Nikolaus geflüchtet hatte, um so unerkannt am Tage vor Weihnachten Wohltäter spielen zu können.

„Lad nun zum Schluß dürfen auch Sie noch einen Wunsch äußern.“ Wie von selbst wurden vier in einen großen Laden geschoben, in dem es die schönsten Essigigkeiten gab. Ah, wünschen können, und schon kaum gedacht, die Gaben im Korb haben, eine herrliche Cadave, dachte ich. Etanend fragte ich: „Nikolaus, sind Sie so wirklich?“

„Fragen Sie nicht“, sagte er lächelnd, „veressen Sie nicht weiter, bis morgen!“

Eine stille Freude kam über mich, als er gegangen war. Es gab also noch mitten im Trübel einer großen Stadt Menschen, die voller Liebe und Güte waren, reine Pfaffen.

Als ich nach Hause kam, war ich wieder in grouen Alltag. Wohl hing neben meiner Handtasche der wohlgefüllte Beutel des Fremden mit kleinen Nusschokoladen, als ich aber meine Geldbörsen meiner Handtasche entnehmen wollte, stockte mir der Atem. Mit einem Griff, den ich für zufällig hielt, hatte der große Unbekannte mit mein Schokoladentafel mein ganzes Geld gestohlen.

DER NEUJAHRTAG IN JAPAN

(Berechtigte Übertragung von Anna Drawe)

Für einige ist er nicht heiter.

Man muß sich an diesem Tage aller seiner Schulden entladen.

Wenn sich in Japan wie in den Ländern des Abendlandes das Jahresende durch ein Waschen des geistlichen Betreters, durch gefällige Veranlassungen, durch Besuche und Empfänge kennzeichnet, ahnt man nicht, daß hinter dieser Fröhlichkeit in vielen Haushalten Sorge und Angst herrscht. Es ist Tatsache, daß am Neujahrstage, noch bevor die Sonne aufgeht, alle häuslichen Schulden bezahlt, alle noch schwebenden Rechnungen geordnet sein müssen. Dies ist Landesbrauch und mancher anderer Nationen wird sicherlich bedauern, daß diese schöne Sitte in seiner Heimat noch nicht eingeführt ist.

Darf ich hier ein persönliches Erlebnis erzählen?

Ebena ein wenig mit der japanischen Sprache vertraut, aber noch sehr wenig mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, hatte ich den Einfall, am Abend des letzten Tages des Jahres 19.. auf den Boulevards von Tokio zwecks Sammlung von Eindrücken spazieren zu geben. Welche Menschenmenge, welcher Lärm, welche erregte Feststimmung! Paris zur Zeit der alljährlichen kleinen Jahrmärktebuden? London, am Abend vor Weihnachten? Berlin oder Wien mit seiner Frieretagskaffee? Die Lichtreflexen der Geschäfte blästen und funkelten. Autos folgten einander in rasendem Tempo und stauten sich bald an den Straßenecken. Verkaufswagen wurden gesteuert. Entzückt, so mitten in das Getriebe des Strens veretzt zu sein und die Augen für alles Neue weit aufreisend, suchte ich erst spät nach Mitternacht meine Wohnung in der Vogelsiedlung auf.

Mein alter Diener erwartete mich an der Türschwelle. Er machte ein so trauriges Gesicht, daß ich ein großes Unglück befürchtete.

„Herr“, sagte er mir mit Unheil verkündender Miene, „wie sind dem Mädhändler an der Straßenecke noch ein Dutzend Eier schuldig!“

„Oh, wie wichtig! Um mit dieser Nachricht zu melden, sind Sie so lange ausgeblieben?“

„Ja, Herr, weil diese Eier bezahlt werden müssen. Wir haben nicht mehr viel Zeit dazu. Da ich kein Geld hatte, konnte ich nicht zum Händler laufen und in Ihrem Namen bezahlen, aber es wäre wirklich ärgerlich, wenn ein Fremder hier im Viertel seinen guten Ruf verlieren würde.“

Und so mußte ich um zwei Uhr morgens, wo sonst jedes Geschäft ruhte, einen ehrenwerten Eier-, Butter- und Käsehändler bezahlen, der sicherlich nicht zugrunde gegangen wäre, wenn ich meine kleine Rechnung später begleichen hätte.

Mein Fall war der aller Leute in dieser Nacht. Die Geschäfte bleiben offen und nichts erscheint einem durchreisenden Europäer seltsamer, als bei einem Schneider, einem Parfümeur, oder einem Zuckerbäcker der feierlichen Zeremonie einer Schuldentilgung beizuwohnen:

Mit verlegener Miene tritt der Schuldner ein, gerüstet und beginnt ein Gespräch. Zuerst spricht er von der frühzeitigen Kälte, dem trauen Leben, den wachsenden Schwierigkeiten des Betriebes. Dann kommt er zum Kernpunkt. Er zieht seine Geldbörse aus dem Mantel hervor und zahlt seinem Gläubiger die Summe, die er schuldet. Er erhält hierauf eine Empfangsbefestigung, Verneigungen, geräuschvolle Begrüßungen, Beglückwünschungen. All dies geht nicht sehr schnell vor sich, aber hat man nicht Zeit bis zur Morgenröte zum Austausch der Höflichkeiten... und zum Bezahlen?

Viele bekannte Geschichten, deren einige nicht ohne Pikanterie sind, erzählt zur Zeit der alljährlichen Schuldenszahlung einer dem anderen. Nachstehend eine der gelungensten, die in Europa weniger bekannt ist, als in Japan, eine Geschichte voll absonderlichen Humores:

Am kritischen Tage kam ein Camourai sehr würdig, aber sichtlich vorgewollt zu seinem Reisbändler und sprach: „Zu meiner Ehre und Verzweiflung, Herr Reisbändler, kann ich Ihnen heute den Betrag, der meine Schuld ausmacht, nicht bezahlen. Ich weiß also, was mir zu tun übrig bleibt, und komme, um mir vor Ihren Augen den Bauch aufzuschneiden.“

„Um Himmels willen, Herr Camourai, bezogen Sie keine Verzweiflungstafel! Ich werde, wenn es sein muß, geduldig bis zum nächsten Frühjahr warten.“

„Unföhl! Bin ich überdes sicher, Ihnen im Frühjahr bezahlen zu können? Ich bringe mich ganz einfach um und die Sache ist erledigt!“

„Nein, ich bitte Sie, es wäre sehr wenig ritterlich von mir, aus einer so geringfügigen Ursache einen Kavalier wie Sie, in den Tod zu treiben. Schauen Sie her und sehen Sie,

(Fortsetzung S. 843)



Rauhacht

F. Inhauser



Auf dem Bauerntheater

W. P. Schmidt

Weihnachtsgroggedanken

Von Fred Endrikat

Flocken fallen. Kerzen leuchten. Glocken läuten.
Leise summe ich ein Liedchen für mich hin.
Märchen ziehen mir, aus fernen, schönen Zeiten,
tannenduftumschwängert durch den Sinn.

An dem Weihnachtsbaum hängt ein Revolver,
der geladen ist mit Marzipan.
Alle Magazine die gefüllt mit Pulver
werden in die Luft gesprengt mit Nitroglyzeran.

Frankreich hat die Säbel eingeknetet,
England die Kanonen eingestampft.
Österreichs Bundesvaterkanzler betet:
Los von Rom. — Der Grog im Glase dampft.

Litwinoff nennt sich „von Gottes Gnaden“,
und der Duce trinkt auf H. Selassies Wohl.
Mit der aller-allerfeinsten Schokoladen
wird kandierte der letzte Spieß. Skol.

Greuelmärchen hört man nirgendwo erzählen.
Friedlich wandeln Arm in Arm einher
die Katholen mit den Evangelen.
Prost! — Mein Glas ist wieder leer.

Während ich mein Ohr nun schweifen lasse
bin ich jählings aus dem Traum erwacht.
Unten prügeln sich zwei Menschen auf der Gasse,
oben singt man, Stille, heilige Nacht.

So verbringe ich den Weihnachtsabend
bis das letzte Licht verlöscht, der Morgen graut,
mich an Friedensphantasien labend.
Prost! Der Grog war doch ein bißchen stark gebraut.

was ich mit Ihrer Rechnung mache! Hier ist sie in Stücke gerissen. Sprechen wir nicht mehr von Ihrer Schuld! Sie schulden mir nichts. Sie haben mir nie etwas geschuldet. Gehen Sie in den Salon, werter Herr, um eine Tasse Tee zu trinken."

"Danke, ehrenwerter Herr Reisbändler, Sie haben mir das Leben gerettet. Danke. Aber gestatten Sie mir, daß ich Sie sogleich verlasse. Ich habe es sehr eilig."

"Aber, wie kann ein Mann, der noch vor einer Minute entschlossen war, zu sterben, es eilig haben? Sie scherzen, Herr Camourat."

"Keineswegs. Bedenken Sie, daß ich noch vor Tagesanbruch zu sieben oder acht Lieferanten gehen muß, um mir den Rauch aufzuschütten."

Uncle Sam und die Ehemänner

Es soll Ehemänner bei uns geben, die froh sind, wenn sie zum Dentisten gehen müssen. Weil sie dort auch einmal den Mund aufmachen dürfen.

Unter Phrenologen sind Leute gemeint, die an den Beulen von Männerköpfen feststellen können, ob deren Besitzer verheiratet sind oder nicht.

Der geheime Wunsch vieler Verheirateter ist, auch einmal Verkehrenschmerz sein zu können; dann dürften sie die aufstrebende Gattin auch einmal anschnäuzen.

Eine Dame aus der 44. Straße hat kürzlich den gleichen jungen Mann geheiratet, der ihr vor drei Monaten das Handtäschchen entrißen wollte. Der arme Teufel wird sein Vergehen ein ganzes Leben lang büßen müssen.

HOLZ

"Holz", sagte mein Nachbar Grigorij bei der zweiten Glasse Wodka, ist eine kostbare Sache. Besonders wenn's kalt ist, dann gibts nichts Besseres auf der Welt als Holz. Man kann jemand sogar zum Namenstag Holz schenken. Meiner Schwägerin, Ljarslawa Ignatjewna, schenkte ich zum Geburtstag ein ganzes Bündel Holz. Aber Piotr Semjonow, ihr Mann, ein heißblütiger und aufschauender Mensch, nahm davon einen Scheit und schlug mich am Ende des Abends damit auf den Kopf, der Hundesohn! Im zwanzigsten Jahrhundert, sagte er, schenkt man kein Holz! Dessen ungeachtet bleibt meine Meinung unverändert. Holz ist eine kostbare und heilige Sache. Der Holzdieb ist ein Spezialist. Ein Holzdieb ist ein kleiner Mann dagegen. Wir fingen den unjähigen ganz zufällig. Unser Holz hatten wir im Hof aufgeschichtet. Es wurde zusehends weniger jeden Tag um vier bis fünf Holscheite.

Eregea Pestrikow im vierten Stock trug sie am meisten darüber auf. "Man muß Wache halten Bruder", sagte er, "andere erwischen wir den Dieb nie!" Alle waren einverstanden. Man hielt Wache — es wurde trotzdem Holz gestohlen. Ein Monat verging. Dann besuchte

Soeben erschien noch rechtzeitig vor Weihnachten eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Breitschneider, der geliebte und temperamentvolle Konferenzler des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bündchen vereinigt, das unter dem Titel "Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Voraussicht

"Weißt du, Hebi, mein Bräutigam gefällt mir ja ganz gut — bis auf seine gelbe Gesicht!"

"Wenn es sonst nichts ist! Paß nur auf, wie ihn nach einem Jahre Ehe — die Haare zu Berg stehen werden!"

Frech

"In einem Restaurant verlangt ein Gast ein Glas Milch, worauf ihn der Kellner fragt: 'Gibt es einen — Baukasten dazu?'"

Die heitere Gnädige

"Lieber Baron, entschuldigen Sie, daß ich immer lachen muß, wenn ich etwas Dummes gesagt habe!"

"D bitte, Gnädige, dafür befinden Sie sich auch den ganzen Tag in heiterer Laune!"

Ein Mr. Ray in Los Angeles hatte mit seiner Scheidungsklage Erfolg, weil er nachweisen konnte, daß sich seine Gattin entführen ließ, während er zur Kirche ging. Dieses Urteil dürfte viele Ehemänner zu fleißigeren Kirchenbesuch anregen.

Die Auswärtigen der Wirtschaftskrise bringen es mit sich, wenn heutzutage junge Männer vielfach mit gebrauchten Möbeln einen Hausstand gründen. Aus diesen Erwägungen heraus wollen manche deshalb auch wohl nur Witwen heiraten.

Die kürzlich aufgestellte Behauptung, daß grundverschiedene Charaktere die glücklichsten Ehen ergeben, wird niemand bestreiten. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß eine den Gatten um Haupteslänge übertragende Gattin die beste Gewähr für den häuslichen Frieden bietet.

Vor Monaten wurde in Boston ein Klub gegründet für Ehemänner, die beweisen können, daß sie Herren im eigenen Hause sind. Die Anmeldung des ersten Mitgliedes wird stündlich erwartet.

meich mein Neffe Michka Blajow. "Onkel", sagte er, "wie du weißt, bin ich im Verband der Ehemänner. Ich danke dir für einen Spottpreis eine Dynamitpatrone verschaffen. Du steckst die Patrone in den Holzscheit und wartest ruhig ab. Ein wunderbares Mittel, du wirst sehen!"

"Bring das Ding her!" sag ich, "du Teufelsjunge! Heute noch wird es ausprobiert."

Also ich meißelte ein Loch in einen Holzscheit, steckte die Patrone hinein und verklebte es. Dann warf ich das Scheit oben auf den Haufen. Und warte, was da kommen wird. Schon am gleichen Abend knallte es im Hause. Die Leute sind zu Tode erschrocken, denken weißt der Teufel was, nur ich und mein Neffe wissen Bescheid.

Die Patrone ist im vierten Stock des treiflichen Pestrikows explodiert. Ich sagte gar nichts zu Eregea Pestrikow, ich betrachte mir nur mit schadenfreudigem Mitleid die verwüstete Wohnung, den Haufen Hagselsteine dort, wo der Ofen stand, und Eregeas gemeines Gesicht, blau von einem hineingeschleuderten Hagselstein ..."

(Deutsch von A. Wiedmeyer.)



Wachsplastik von F. Billek



Die Hirten auf dem Felde

Scherenschnitt von Bentheim

Träume

Eugenannte wahrer Geschichten sind selten wahr. Diese aber ist es wirklich, obwohl sich der Kronzeuge, der Ordinarius eines kleinen, österreichischen Gymnasiums, hätte würde, das zu bestätigen. Auch wenn er eine gewisse Unterhaltung keineswegs kugeln würde. Zu seinen Leidwesen hatte er fast jeden Tag bei uns schon die erste Stunde, um acht Uhr früh, Latein zu unterrichten und sah daher manchmal stark erschöpft aus, wenn er erst am frühen Morgen seine stöbliche Gesellschaft verlassen hatte, um uns mit Caesar in den gallischen Krieg zu führen. Eines Tages jedoch hatte er wohl überhaupt das Bett nicht gehen und mochte auch sonst wenig Lust spüren, sich mit unserem Wissen zu plagen. Er ließ den Peltus ein Kapitel überlegen, was dieser fliegend, ohne aufzuhören und in dem gewissen, einschläfernden Tonfall befragte.

Das gedankenvoll gestülpte Haupt des Ordinarius sank dabei immer tiefer und ruhte endlich friedlich schlummend und verhalten schmeichelnd auf der Kathederplatte. Ganz leise, nur flüsternd, hielten wie uns müssig, weniger aus menschlichen Gründen, denn aus sehr selbstsüchtigen Gründen, um durch diesen Schlaf des

Gerechten Zeit zu gewinnen, in der wir nicht geprüft werden konnten.

Endlich aber schienen den Schläfer die verdächtige Stille zu stören. Er fuhr plötzlich hoch, sah wir und noch nicht ganz erwacht um sich und beäugte:

„Fräulein, zahlen...!“

h. schr.

Kunstantiquariat Walz
München NW 2 / Amalienstraße 38

**GRAPHIK UND
ZEICHNUNGEN**
vom 15. Jahrhundert
bis zur Gegenwart
KUNSTLITERATUR

Letzte Verzeichnisse:
Kunstliteratur (150 Nummern)
Graphik und Zeichnungen (180 Nummern)

Premiere

„Ich gehe grundsätzlich in jede Premiere, um mitreden zu können!“

„Erstet denn das nicht die Vorstellungen?“

Kindermund

Der kleine Max geht mit seinen Eltern spazieren. Da erblickt er ein Schild: „Müller vorm. Schulze“. Fragt er: „Warum heißt denn der Müller vormittags Schulze?“

Im Buchladen

„Wünschen Gnädige ein Kochbuch zu zehn oder fünf Mark!“

„Zu fünf Mark — wir sind schwache Eßer!“

Die „Neue Badische Landeszeitung“ schreibt von dem Unglück eines Stuttgarter Löwen-Dompteurs:

„Als die junge Löwin Ramona, die zum erstenmal in der Manege war, dem Kommando, das sie auf ein Postamt beordnete, nicht gehorchte, griff der Dompteur zur Peitsche. In diesem Moment duckte sich Ramona und stürzte auf Wessely los...“

Wer nie vor Schaltern wild geworden ist, werfe den ersten Stein auf die Löwin.

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt — was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Splitter

An den einfachen Menschen ist nichts lächerlich.

Mancher Unglückliche würde noch viel unglücklicher werden, müßte er mit dem „Glücke“ eines anderen tauschen.

Phantasie und Natur sprechen zwei verschiedene Sprachen, nur der Künstler vermag die eine in die andere zu übersetzen.

Der gewandte Mensch gibt sich, der ungewandte benimmt sich.

Eifersucht

„Warum ist denn Ihre Frau auf einmal so eifersüchtig?“

„Jemand hat ihr erzählt, daß ich im Stadtpark die ‚Floren‘ so bewundert hab.“

Doppellicht-Lumimax

Vergrößerungs-Apparat.

Größere
Licht-
Intensität.
Bessere
Entlärnung
durch
aufklappbaren
Reflektor.



DRESDEN
Striesen 589

Geschichtsauffassung

Im Geschichtsunterricht in einer Förderklasse, in der der Lehrer die Geschichtsbilderungen so anschaulich wie möglich gibt, und auch darauf hält, daß die Kinder, um zu zeigen, daß sie ihn verstanden haben, auf gleiche anschauliche Wiedergabe steht, erzählt ein Junge nach der allgemein üblichen Darstellung der alten Deutschen über die Beschäftigung der Männer und Frauen folgendermaßen wieder: „Bei den Germanen, da mußten die Frauen alles machen; und der Bauer lag auf der Wiese und las die Zeitung oder fuhr in der Kutsche spazieren.“

Stilblüte

Ein Gelehrter hielt in diesen Tagen einen Vortrag über „Gräberfunde“ im Museum für Völkerkunde. Im Verlauf seiner Ausführungen ließ er sich im Eifer seiner wissenschaftlichen Begeisterung zu folgender Exclamation hinreißen: „Möge uns ein gütiges Geschick recht bald wieder einen Friedhof in die Hand spielen!“

Ein eisiges Gespräch

Zimmerherr (nach einer Auseinandersetzung): „Sie werden nichts dagegen haben, daß ich meine Sachen mitnehme?“

Wirtin: „Zut mir leid, Ihr Kragen ist noch in der Wäsche.“

Unfreundlich

Kleber: „Ich stürzte einmal ab. Das war ein ganz schauerhaftes Gefühl! Glauben Sie mir, während meines Sturzes durch die Luft dachte ich an alles Schlechte, das ich je in meinem Leben getan hatte.“

„Na, da müssen Sie aber aus einer ganz ungeheuren Höhe abgestürzt sein!“

Französisch

„Haben Sie irgendwelche Schwierigkeiten mit Ihrem Französisch gehabt, als Sie vor zwei Wochen in Paris waren?“

„Ja nicht, aber die Franzosen!“

Redaktionselle Notiz!

Das Titelblatt dieser Nummer zeichnete nach einem alten Hinterglasisbild
Rudolf Kriesch



„An so einem Tag sollt ma halt verheiratet sein; es is nur a Glück, daß net alle Tag Weihnachten is.“



Reihenhäuser

„So, jetzt heißt aufpassen, damit ma uns net verzählt.“

Liebe Jugend!

Im Kahlhof reißt die Arbeiten auf den Winter hin nicht mehr ab. Der jüngste Bub aber, ein vierjähriges aufgewecktes Kerlchen, ist dabei besonders im Wege. Doch die Kahlbäuerin weiß sich zu helfen und schickt ihn mit dem Großvater in die Feldgärten, die der alte Mann umbricht.

Es ist ein hartes Stück für den Greis, fast härter noch als das Graben, den quirlenden Kleinen bei der Ernte zu halten, und es gelingt ihm allein dadurch, daß er dem Enkel von einem Tag zum anderen ein Wägelchen mit einem Wägelchen verpachtet.

Als die Gärten nach zwei Wochen endlich umgegraben sind, das Pferdchen und die kleine Kuhfische indes beharrlich ausbleiben, fragt der Bub eines Morgens seine Mutter beim Ankleiden ebenso verwundert wie ungläubig: „Du, Mutter, könne denn die Großvater noch lügge?“

Der Dorfschullehrer Demmerich war ein etwas schrulliger Mann. So beschloß er, als sich wieder einmal die lange Kette seiner Buben und Mädchen um ein weiteres Glied vermehrte, den kleinen Edenbürger erst mit dem nächsten Sprößling taufen zu lassen.

„Kathrin“, überredete er sein treues braves Weib, „brauchst dich nicht zu sorgen; denn es wird bald wieder soweit sein.“

Alber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der Bub war schon über drei Jahre alt, als sich der jüngste Demmerich einzustellen beliebte. Bei der gemeinsamen Taufe — der Lehrer hatte beharrlich an seinem Versatz festgehalten — kam das ältere Kind zuerst an die Reihe. Doch die Aberaufschung der Taufgäfte war groß, und die Mühe, die Haltung zu bewahren, nicht geringer, als der Kleine dem ihn tausenden Pfarrer entsetzt drohte: „Wenn du mich noch mal isstest, du Esfirin!“

Den Freunden der Münchner „JUGEND“

UNSERE BESTEN WÜNSCHE FÜR 1936

mit der Bitte uns auch weiter die Treue zu halten.

Verlag und Schriftleitung der „JUGEND“

Perlenprüfung

„Vater, wie unterscheidet man denn die falschen Perlen von den echten?“

„Ganz einfach! Man trägt sie in ein Leihhaus... Sind die Perlen falsch, werden sie dort nicht angenommen!“

Liebe Jugend!

Während des Religionsunterrichts in einer Dorfschule kam auf einem Zettel von dem Guten Comitat zur Sprache. Auf die Frage, warum der Pfarrer und der Bischof den Ausgeplünderten liegen gelassen hätten, gab ein kleiner Schläumeier die Antwort: „Weil sie gemerkt haben, daß der Mann schon ausgeraubt war!“

„Neuheitenvertrieb“ steht in ungedulden Scheißgütern auf einem Zettel an einer Plankwand in der Nähe des Arbeitsamtes. Man könnte konfessionelle Hege wittern, wenn nicht bei näherem Zusehen weiter zu lesen wäre: „Verdredet allerorts gesucht für Adidid, den wo jeder Hausfalt tanzt!“

Von 10 machen's 8 verkehrt! Oder, um es auszudrücken: von 10 Mänteln, die Zahnpflege treiben, pugen sich 8 wohl morgens die Zähne, aber abends vor dem Schlafengehen versäumen sie diesen wichtigen Dienst an ihrer Gesundheit. Dabei ist die grämliche Meinung der Zähne mit einer vorläufigen Qualitäts-Zahnpflege wie der Zahnbürste ein 8 und wichtiger als in der Frühe, weil sonst die Speiseröhre im Laufe der Nacht in Gärung übergehen und dadurch Zahndrüsen (Karies) hervorgerufen. Darum lieber 2 Minuten später zu Bett, als einen Abend ohne Chlorodont!

Sorben erfrischen:

Michel Volland
Der Hupfinger Wasil
geht zum
Bauerntheater
Preis M. 3.50

Eine tollste Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Bevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines hübschgelegenen Dorfes, das nachhellerbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerngüter sind sehr geschätzt, weil es nur eine kann, der Bauern mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Serrnstr. 10



Rund um Weihnachten

Weihnachtstage sind Festtage — Festtage für uns und die Kamera. Die Zeit steht einmal ganz uns selbst zur Verfügung. Wir werden einen guten Teil unserem Steckenpferd widmen und die Kamera tätigkeit in Tätigkeit setzen. Wenn bisher nur seltener Zeit dazu vorhanden war, so wollen wir das Versäumte nach Herzenslust nachholen.

Die frohen Stunden beginnen aber nicht erst mit dem Heiligen Abend. Schon an den Tagen vorher finden wir überall eine besondere Stimmung. Vorfreude auf die kommenden Festtage. Und gerade diese Vorzeit ist in jeder Hinsicht etwas so besonderes, daß sich unserer Kamera auch schon hier mannigfaltige Motive darbieten, die nicht einmaligen Erinnerungswert haben, sondern die durch ihren Inhalt immer wieder gern betrachtet werden.

Um die Weihnachtszeit sind die Straßen besonders hell erleuchtet. Die wertvollen Architekten werden mit Scheinwerfern erhellt. So erheben sich die Gebäude vor uns als etwas Gewaltiges, plastisch gegen die in die Dunkelheit der Nacht geschüttelte Umgebung stehend. Die Beleuchtung ist oft so intensiv, daß es müheolos gelingt, bewegte Staffage im Schnappschuß auf den Film zu bannen. Es herrscht ja auch in dieser Zeit vor den Schaufenstern ein reges Leben. Man wird die Menschen mit der Kamera belauschen und leicht die Vorfreude einfangen können, die sich auf den Gesichtern widerspiegelt. Hier ist der menschliche Ausdruck weihnachtliches Motiv.

Oder sehen wir mit der Kamera über den Weihnachtsmarkt. Hier herrschen buntes Treiben und eine so große Vielfalt, daß leicht unbemerkte Schnappschüsse zur Erzielung lebenswahrer Bilder möglich sind. Am Weihnachtsbaumstand, vor den Spielwaren- und Süßigkeitsbuden werden wir manche lustige Szene entdecken.

Im besonderen werden wir Weihnachten natürlich daheim erleben. Wenn der Weihnachtskuchen gebacken wird, Geschenke gebastelt werden, so ergeben sich allein für diese beiden Themen immer neue Möglichkeiten.

Zum eigentlichen Fest wird man gerade die Kinder fotografieren. Nicht fein aufbaut und ausgeklügelt, sondern natürlich, lebendig. In unseren Fotos müssen das sprühende Leben und die strahlende Begeisterung wiederzufinden sein. Man arbeitet am besten mit elektrischem Blitzlicht, um damit genau den Aufnahmezeitpunkt bestimmen zu können. Es kommt auf volle Beobachtung des Motivs und Beherrschung der Kamera an, damit die Aufnahme im rechten Augenblick erfolgen kann.

Reich an Stimmungswerten ist das weihnachtliche Stilleben. Man wird natürlich den Weihnachtsbaum fotografieren. Doch darf dabei nicht in den Fehler verfallen werden, den ganzen Baum in seiner Buntheit abzubilden. Dann gibt die Aufnahme ein wirres Durcheinander, ist aber wenig wirksam. Beschränken wir uns deshalb besser auf einen oder nur wenige Äste, die groß zur Wiedergabe gelangen. Dann erkennt man klarer alle Einzelheiten und sieht die feinen Glanzlichter auf Kugeln und Lametta. Natürlich wird man die Kerzen brennend abbilden; dazu genügt eine Belichtung von etwa 10 Sekunden bei Blende 8 bzw. 9, während das Motiv als solches gesondert mit der Heilmilch- oder gewöhnlichem Glühlicht belichtet und entsprechend der Kunstbelichtungsabelle exponiert wird. Man wird hierbei gerade angemessen belichten, damit die Kerzen gut zur Wirksamkeit kommen.

Neben dem Weihnachtsbaum gibt die Darstellung der Geschenke reichlich Motive. Man wird sie nicht als Gegenstand an sich bringen, sondern weihnachtlich erfassen. Schon ein Tannenweig, der sich dem Ganzen natürlich anpaßt, genügt weitgehend, um entsprechenden Stimmungswerte herbeizuführen. Und wenn wir weiter auf das bunte Leben und den Weihnachtsbaum denken und mit offenen Augen schauen, dann ergibt sich eine unerschöpfliche Reihe. Wir brauchen heute nicht zur gestellten Verlegenheitsaufnahme zu greifen, denn die Technik erschließt uns alle Türen und Tore, die zum natürlichen Bild führen. Und Natürlichkeit ist gerade für den Falle Weihnachten besonders wichtig.

Das Weihnachtsfest ist bunt. Darum sollen auch Farbaufnahmen hergestellt werden. Das ist heute nicht schwer, wenn man Color-Material verwendet. Im Fotohandel gibt es kostenlos eine Broschüre hierüber, die alles Wichtige enthält.

Die Kamera als Geschenk

Man schenkt sie seinen Kindern, seinem Freunde (bzw. Freundin!) oder auch — sich selbst. Wenn man suchend vor dem Schaufenster des Fotoladens steht, so wird die Vielseitigkeit in Form und Gestalt auffallen. Die Wahl ist nicht leicht, und wir wollen hier helfen.

Man wird heute allgemein ein Modell in mittlerer Preisklasse kaufen, so etwa von 30 bis 100 Mark. Teurere Kameras sind etwas

für Enthusiasten, billigere für solche Mitmenschen, die auch fotografieren wollen und wo man nicht weiß, ob die Tätigkeit von Dauer sein wird.

Wichtig ist die Formatfrage. Denn davon hängen später die ganzen Kosten für Material usw. ab. Am zweckmäßigsten kauft man ein Mittelformat von 4x6,5 oder 6x6 cm. Als Aufnahme-material wählt man Rollfilm. Kleinere Formate sind zu winzig, um unvergrößert anzusprechen, größere ergeben eine unhandliche Kamera. Ein vorzügliches Gerät ist heute die Spiegelreflex vom Typ der „Exakta“ oder „Rolleiord“, um zwei markante Fabrikate zu nennen. Wegen des großen Mattscheibenbildes kommt dieses Gerät keine unscharfen Fotos und bietet es gute Schlußbereitschaft und schnelle Arbeitsmöglichkeit. Die Spiegelreflex gibt eine leichte Bedienungsweise; man wird nicht Sklave der Kamera, sondern bedient sie nebenbei, um die Rosinen aus dem Leben (ich hätte beinahe Weihnachtsstolle geschrieben) ohne Verkrampfung und lange Ausklagelei einzufangen. Man arbeitet gewissermaßen 100%ig. Und das ist ein beruhigendes Gefühl.

Weihnachtskarten selbst gemacht

Man wird natürlich zum Feste Weihnachtskarten verschicken. Wie wäre es, wenn wir uns solche Karten selbst anfertigen? Das macht bestimmt Freude und hat einen guten Sinn.

Eine geeignete Weihnachtsaufnahme vom vorigen Jahr werden Sie sicher noch besitzen. Wenn nicht, dann bauen Sie schnell einen Tannenweig mit einem Licht und etwas Schmuck vor einem neutralen Hintergrund auf und fertigen Sie so ein ansprechendes Foto.

Sicher wollen Sie auf Ihre Karte gleich Schrift einkopieren. Das sieht sauberer aus als nachträgliche Beschriftung, entspricht auch im Farbton dem Bilde. Zum Einkopieren gibt es heute Schriftmasken (Hersteller: Halle), die bei der Belichtung zwischen Karte und Negativ ergehen und auf dem weißen Bildrande die entsprechende Beschriftung liefern. Das ist sicher eine nützliche Anschaffung, die man auch dazu für Neujahr, Ostern und alle übrigen Anlässe gebrauchen kann.



Striezelmarktkinder

Der Weihnachtsengel

A. Leidl



... und nach Abessinien wollte er auch noch ...!